Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertsechzigster Band

41. Jahrgang : 1917 : Januar – März

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacher.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Ersle∨ & Hasselbalch
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 160. Bandes: Januar / Februar / März 1917

Seite

Apponyi, Graf Albert, Wirkl. Geheim. Rat, Minister a. D.: Bilder aus der ungarischen Verfassungsgeschichte. Die habsburgische Epoche 10
Auerbach, Dr Israel (Konstantinopel): Das Problem des türkischen Fortschritts 85
Beyerlein, Franz Adam: Der lächelnde Wirt 352
Bischlager, Dr Adolf: Die Botschaft Wilsons und Amerikas Sendung 347
Brückner, Prof. Dr Alexander: Neupolens Literatur 318
Brunner, Constantin: Der Denkfehler unserer Feinde 159
" " Deutschenhaß, Judenhaß und die Ursache des Krieges 46
Dix, Arthur (Sofia): Der Balkan in der Weltgeschichte unserer Tage 22
Eich, Nicolaus, Kommerzienrat, Generaldirektor der Mannesmannröhren-Werke: Kriegswohlfahrt. Ein offener Brief 128
Feldman, W.: Polnische Kriegsliteratur 307
Fränkel, Dr Jonas, Univers.-Dozent: Henryk Sienkiewicz († 16. November 1916) 327
Freudenthal, Felix: Zur Philosophie des Magens 207
Friedemann, Dr Adolf: Wofür sie sterben 35
Friedemann, Dr Käte: Der Tod in der romantischen Weltanschauung 190
Grabowski, Dr Eduard: Polen auf dem wirtschaftlichen Wendepunkt 271
Ginsberg, Theodor, Kommerzienrat, Direktor des Barmer Bankvereins: Die Banken im Weltkriege 149
Hoelscher, Dr jur.: Die Bedeutung der Kohle für Englands Weltstellung 337
Hülsen, Hans von: Ein Solo. Novelle (Fortsetzung und Schluß) 93, 212
Jentzsch, Legationsrat Dr, Kais. Generalkonsul a. D.: Einiges über Rumänien 40
Kempner, St. A.: Die jüdische Frage in Polen 296
Lempicki, M., Mitglied des polnischen Staatsrates: Die gegenwärtigen polnischen Stimmungen 264
Lohmeyer, Elfriede: Irische Sänger und Helden 199
Lubecki, Fürst Drucki, Herrenhausmitglied: Die Zukunft der polnischen Landwirtschaft . . 254
Meller, Dr phil. et. ing. Eugen: Polens Schicksal in deutschem Liede 334
Mielzynski, Graf, Rittmeister d. Ref.: Polen will unabhängig werden. (Ein offener Brief) 262
Münz, Dr Bernhard: Spinoza und der Krieg 65
Neumann, Arthur: Der neue Weg in der Ernährungspolitik 161
Newman, Henry P.: Das Friedensbedürfnis Englands — die Folge seiner Getreide- und Frachtraumnot 143
Paszkowski, Prof. Dr Wilhelm: Das Hochschulwesen in Warschau 281
Pater poloniensis: Der Mariavitismus 316
Peregrinus: Innerpolitische Strömungen in Polen vor dem Kriege 291

Seite

Prutz, Hans: Jugenderinnerungen eines Dankbaren. V. Danzig 1863—72. VI. Lehren und Lernen 67. VII. Wissenschaftliches Weiterstreben u. literarische Tätigkeit. VIII. Reiche Jahre . . . 67, 163
Rechenberg, Freiherr Albrecht von, Exzellenz, Wirkl. Geh. Rat: Kriegs- und Friedensziele . 131
Schmidt-Gründler, Dr med., Oberlehrer a. D. in Halle a. d. S.: Wie behandeln wir unsre Kriegsprimaner gerecht und richtig? Ein neuer Vorschlag . . . 182
Stein, Prof. Dr Ludwig: Das Zeitalter der vollendeten Vernünftigkeit . . . 125
" " " " Die nationale Wiedergeburt Polens. Eine Untersuchung über Nationalstaat u. Nationalitätenstaat . . . 245
" " " " Wem sollen wir vertrauen? . . . 5
Weiß-Bartenstein, Dr W. K.: Bulgarische Kunst und Volksseele . . . 154
Wendt, Hans: Polnische Probleme . . . 285

Gedichte:

Franke, Hans: Angriff . . . 211
" " Caritas! . . . 92
Licht, Stefan von: Gedicht . . . 198
Silbergleit, Arthur: Kameraden. — Massengrab (in Ethe) . . . 91

Rundschau:

Kriegs-Frauen-Rundschau (Ulla Wolff-Frank) . . . 237
Literarische Rundschau (Dr Eduard Metis) . . . 114
" " (Hanna Gräfin von Pestalozza) . . . 235
Literaturgeschichtliche Rundschau (Hans Zeeck) . . . 111
Naturwissenschaftliche Rundschau (August Friedrich Krause) . . . 107
Politische Rundschau (P. Hoche) . . . 104
Rundschau über bildende Kunst (Dr Arthur Reisser) . . . 228
Rundschau für Kriegsfürsorge (Dr Alfred Peter) . . . 360
Rundschau der Kriegsliteratur. XVII. XVIII. XIX. (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg) 108, 231, 361
Schlesische Rundschau (Dr Walter Meckauer) . . . 222
Theater-Rundschau (Assaf Ciffrin) . . . 116

Bildbeigaben:

Exzellenz von Beseler, Generalgouverneur . . . 242
Exzellenz Wirkl. Geh.-Rat Freiherr Albrecht von Rechenberg . . . 122
Schükri Bey, Generalsekretär des Komitees „Einheit und Fortschritt" in Konstantinopel . . 2

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.

Bildnis und eigenhändige Unterschrift Schükri Beys, Generalsekretärs des Komitees „Einheit und Fortschritt" in Konstantinopel.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Ersleo & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

41. Jahrgang. Band 160. Heft 508. Januar 1917.

Professor Dr. Ludwig Stein: Wem sollen wir vertrauen?

Die allgemeine Arbeitspflicht, die als Zeichen des Vertrauens in die Geschicke des Reiches und die Zuverlässigkeit seiner Führer der allgemeinen Dienstpflicht an die Seite tritt, ist das höchste Zeichen der freiwilligen Pflichten einer Nation. Wie man in heidnischer Vorzeit seine Kinder den Göttern weihte, weil man ihrer Beihilfe vertraute, so vertritt jetzt der Vaterlandsbegriff die Stelle des Vertrauensmittelpunktes. Die Bereitschaft einer großen Nation, das Blut ihrer Jungen und das Gut ihrer Alten restlos zu opfern, damit das Reich seinen Platz an der Sonne behaupten kann, hat etwas von religiöser Stimmung an sich. Das Staatsgefühl löst heute Opferwilligkeiten aus, wie sie früher religiösen Überzeugungen innezuwohnen pflegten. Jetzt erst verstehen wir Kant in seiner sittlichen Erhabenheit: der Mensch ist nicht geboren, glücklich zu sein, sondern seine Pflicht zu erfüllen. Dieser Pflicht unterzieht sich ein großes Kulturvolk ohne Ansehen von Partei, Rasse oder Religion, weil es seiner guten Sache und seinen Führern vertraut. Dem religiösen und metaphysischen Bedürfnis des Menschen könnte man als dritte Grundeigenschaft der menschlichen Stammesnatur mit ihrer Gattungserfahrung (Mneme) das Autoritätsbedürfnis an die Seite stellen. Hat man das religiöse Bedürfnis mit Schleiermacher, Goethe und Feuerbach auf eine Gefühlsnotwendigkeit, das metaphysische Bedürfnis mit Kant auf eine Denknotwendigkeit zurückgeführt, so möchte ich das Vertrauensbedürfnis, wie dies an anderer Stelle geschehen ist, der menschlichen Stammesnatur als Zwecknotwendigkeit, als Willensökonomie, als Ausfluß des Gesetzes vom kleinsten Kraftmaß, erweisen. Was an den Religionen zeitlich und örtlich ist, das ist, wie wir wissen, nur das Konfessionelle. Was aber in allen Religionen überzeitlich und überräumlich ist, also ihr Ewiges darstellt, das ist der unaufhebbare Zwang der Menschennatur, sich Götter zu schaffen, alte nur zu stürzen, um neue an deren Stelle zu setzen. Ganz parallel verhält es sich mit der Entwicklung der zahllosen Sprachen, Dialekte und Idiome zu der einen, sie bannenden Logik. Es beruhen die Gesetze der Logik, die allen Menschen und sogar Tieren gemeinsam sind, auf ebensolchem seelischen Zwang, wie der Ausbau der

religiösen Idee. Diesen seelischen Zwang nennen wir psychologische Kategorie im Gegensatze zu den einzelnen historischen Konfessionen oder den verschiedenen Fassungen der formalen Logik, denen wir nur zeitlich-örtlichen Charakter zubilligen.

Was zeitlich-örtlich bedingt ist, nennen wir geschichtliche, was aber überzeitlich und überörtlich, als ständig sich einstellender Seelenzwang der identisch organisierten menschlichen Gattungsnatur mit ihren identischen Erfahrungen offenbart, das heißen wir psychologische Kategorie. Und eine solche psychologische Kategorie sehen wir in dem unaufhebbaren Vertrauensbedürfnis der menschlichen Stammesnatur. Historisch notwendig sind nur die Formen, psychologisch notwendig aber ist das Prinzip der Autorität. Der Arterhaltungstrieb des Menschengeschlechts fordert gebieterisch, daß man überhaupt Vertrauenszentren setze. Welche Art von Autoritäten aber man einzusetzen oder anzuerkennen habe, das ist zeitlich-örtlich bedingt; denn das hängt von Boden und Klima, von Flora und Fauna, von Bewässerung und Höhenzügen, von körperlichen und tellurischen, endlich von geschichtlichen Bedingungen ab. Die Formen des Vertrauens sind als historische Kategorien genau so verschieden, wie die Formen der göttlichen Anbetung oder die grammatischen Formen und Lautsymbole der verschiedenen Sprachen, aber derselbe unaufhebbare Trieb der Menschennatur, der als psychologische Notwendigkeit zur Bildung der Sprache und Gestaltung der Religion überhaupt geführt hat, war auch am Werke, das Autoritätsprinzip als sozialen Regulator mit innerer Notwendigkeit zu zeitigen.

In meinem „Sinn des Daseins" (Tübingen, Mohr, 1914, S. 240 bis 271) habe ich versucht, eine psychogenetische Ableitung des Autoritätsprinzips zu geben, indem ich Furcht, Nachahmung und Einsicht als die drei aufsteigenden Offenbarungsformen des Autoritätsprinzips in der Geschichte aufgezeigt habe. Hier ist es mir darum zu tun, eine noch tiefere seelische Schicht des Autoritätsprinzips bloßzulegen, indem ich zunächst geflissentlich davon absehe, wie sich das Autoritätsprinzip in der Geschichte manifestiert, vielmehr die ganze Frage darauf abstelle: wie ist das Problem der Autorität soziologisch zu packen? Lassen sich die historischen Erscheinungsformen der Autorität auf einen Generalnenner bringen, so daß letzten Endes die historischen Erscheinungen der Autorität auf einem ebensolchen inneren Seelenzwang, also einer psychologischen Kategorie ruhen, wie das metaphysische und religiöse Bedürfnis? Warum verzichten die Menschen auf ihre Urfreiheit und Ungebundenheit in Sprechen und Denken, in Fühlen und Handeln, indem sie sich im Sprechen den Regeln der Grammatik, im Denken den Gesetzen der Logik, im Handeln endlich entweder dem Rechtsgesetz oder der Moralnorm freiwillig unterwerfen? Die vorschreitende Gebundenheit des Individuums seitens des Kollektivums, dem sich das betreffende Individuum entweder selbst zuzählt oder vom Staat zwangsweise zugeordnet wird, ist ein hervorstechendes Kennzeichen eines jeden entwickelten Kultursystems. Diese freiwillige Bindung des modernen

Menschen, der sich politische und religiöse Freiheit, Preß- und Redefreiheit in gewaltigen revolutionären Zuckungen nach mehrhundertjährigem Ringen ertrotzt hat, aber gleichwohl in seinem Sprechen, Denken, Fühlen und Handeln den tausendfachen Vorschriften der Grammatik und Logik, den Bevormundungen von Brauch und Sitte, von Recht und Gesetz, von Konvention und Legalität, von Etikette und Mode ohne Murren fügt, ansonst er als Ausgestoßener gilt, das alles bedarf einer soziologischen Erklärung. Wenn die Menschen den anarchischen Zustand der autoritätslosen Ungebundenheit in der Wildnis oder Wüste mit vorschreitender Zivilisation allesamt verlassen haben, um sich im staatlich geordneten Zustande zahllose Bindungen und Bevormundungen selbst aufzuerlegen, so müssen für diesen Verzicht auf die Freiheit des Urzustandes zu Gunsten einer tausendfältigen Bindung des Menschen innerhalb eines geschlossenen Kultursystems tieferliegende Beweggründe maßgebend gewesen sein. Die historische Kategorie der Autorität, die sich bisher auf den „common sense" insofern berief und ihr soziologisches Daseinsrecht damit begründete, daß alle uns bekannt gewordenen zivilisierten Völker irgendeine Art von Autorität eingesetzt und respektiert haben, muß in letzter Instanz auf eine psychologische Kategorie, auf einen unaufhebbaren Seelenzwang zurückgeführt werden, der sich darin kundgibt, daß das Autoritätsbedürfnis ein unaufgebbares Merkmal der menschlichen Stammesnatur darstellt. Es handelt sich also nach alledem um das psychologische, weiterhin um das biologische und soziologische Fundament des Autoritätsprinzips.

Hier hilft uns nun folgende Erwägung: Herbert Spencer stellt, soweit ich weiß, zum ersten Male, den Begriff der „repräsentativen Gefühle" auf. Unter solchen „repräsentativen Gefühlen" versteht Spencer die organisierten Resultate von Erfahrungen, welche das Menschengeschlecht im Laufe der Jahrtausende gesammelt hat. Solche aufgehäufte Gattungserfahrungen, die sich zum vererbbaren Instinkt verdichten, sind für die Gattung erworbene, für das Individuum ererbte Eigenschaft. Die menschliche Gattung hat ihre aufgespeicherten Erfahrungen in den Assoziationsbahnen und ihren Funktionen niedergelegt und in ihren abstrakten logischen Begriffen organisiert. Jede solche Gattungserfahrung oder Abstraktion stellt ein in der Vorzeit bereits durchdachtes Problem dar, das uns erspart, dieselbe Arbeit noch einmal zu vollziehen, welche unsere Vorfahren für uns schon verrichtet haben. Kein Individuum ist gescheit genug, alle näheren oder entfernteren Folgen seiner Handlungen selbst zu übersehen, also sieht es sich genötigt, sich durch Begriffe oder Gefühle, Normen und Gesetze leiten zu lassen, welche seine Vorfahren auf Grund mehrtausendjähriger Erfahrungen über das Artschädliche und Artnützliche ihm als fertige Erbschaft hinterlassen haben. Diese Gattungserfahrungen („Gattungsgedächtnis" bei Hering, Mneme bei Semon) beanspruchen autoritative Geltung, weil sie das Individuum entlasten, ihm die Mühe abnehmen, Erfahrungen noch einmal zu machen, die Hunderte von Generationen schon vor ihm gemacht haben. Darin liegt z. B. der Wert der Spruch-

weisheit, der Überlieferung, der goldenen Lebensregeln, die wie feste Münzen ungeprüft von Hand zu Hand gehen. Sprichwörter sind solchergestalt marktgängige Werturteile, auf welche die Gattungserfahrung ihren Eichstempel gedrückt hat. Solche Gattungserfahrungen werden durch tausendjährige Übung und Gewöhnung automatisch, von den Vorfahren auf die Nachkommen genau so vererbt, wie die Raschheit der Funktionen ihrer Assoziationsbahnen. Jedes Individuum, das in ein Kultursystem hineingeboren wird, findet die Erbschaft dieser Gattungserfahrungen in seinen sozialen Instinkten schon als feste Disposition vor. Diese Disposition ist kein unbedingter seelischer Zwang, von dem es kein Entrinnen gäbe, wohl aber eine Hinneigung, eine Tendenz, eine Willensinklination zur Verrichtung solcher Handlungen, wie diese zu Instinkten geronnenen, automatisch gewordenen ehemaligen Willenshandlungen seiner Vorfahren dem Individuum im Interesse seiner Selbsterhaltung sie vorschreiben.

Für die Selbsterhaltung des Individuums aber sind solche repräsentative Gefühle soziale Regulatoren ohne gleichen. Denn sie gewähren dem Menschen eine Kraftersparnis, wie er sie, nach dem Gesetze des kleinsten Kraftmaßes, schon als Naturwesen, vollends als Vernunftwesen vollziehen muß. Kann ich mich auf die Erfahrungen anderer verlassen, so daß ich sie nicht selbst zu machen brauche, so werde ich in meiner Zeit und Arbeitskraft dermaßen entlastet, daß ich sie anderen Aufgaben, für welche noch keine Erfahrungen der Vorfahren vorliegen, verwenden kann. Das Kraftersparnisprinzip, dem Avenarius und Mach eine denkökonomische Deutung und Biegung gegeben haben, befiehlt uns nur im Interesse unserer Art- und Selbsterhaltung, mit einem Minimum von Aufwand und Leistung ein Maximum an Ertrag zu gewinnen. Haben also unsere Vorfahren gewaltige Erfahrungsschätze über Artnützliches und Artschädliches angehäuft und diese organisierten Erfahrungen uns in allgemeinen „abstrakten" Begriffen als Logik und Wissenschaft und in repräsentativen Gefühlen als Religion und Autorität hinterlassen, so haben wir diese Erbschaft — natürlich cum beneficio inventarii — im Interesse unserer Selbsterhaltung anzutreten.

Eine dieser Erbschaften der Gattung an das Individuum ist nun der soziale Regulator des Autoritätsprinzips, dem ich eine willensökonomische Interpretation geben möchte. Wie Mach alle Wissenschaft und alle Logik denkökonomisch abgeleitet hat, so möchte ich das Autoritätsprinzip willensökonomisch rechtfertigen, eben damit aber dieses Prinzip zu einer psychologischen Kategorie in demselben Sinne erheben, wie es Hume für das religiöse Problem vollbracht hat. Nietzsche sagt einmal, den James'schen „Pragmatismus" vorwegnehmend: wahr heißt, für die Existenz des Menschen zweckmäßig. Der Glaube an Autoritäten ist in diesem Sinne, wie jeder Glaube, Ausdruck des Vertrauens, das wir dem Träger der Autorität, einem Menschen, einer Überlieferung, einer Einrichtung, einer Satzung oder einem Gebot entgegenbringen. Aller Autoritätsglauben hängt unzertrennlich mit dem Wesen des Glaubens oder Fürwahrhaltens fremder Meinungen oder

Überlieferungen zusammen. Ohne Vertrauen zu jenen Wahrheiten, welche das vorangegangene Geschlecht dem nachfolgenden in der Form fester Überzeugungen und unumstößlicher Lehrsätze hinterläßt, müßte jede Generation immer wieder von neuem anfangen. Das verstieße aber als unnützer Kraftverbrauch gegen das Sparsamkeitsgesetz in der Natur. Ist eine Überlieferung unserer Vorfahren erprobt, oder haben sich die von autoritativen Instanzen gegebenen Ratschläge oder auch direkten Befehle im Interesse des Gattungswohles bewährt, so haben sie Anspruch auf Glaubwürdigkeit und Vertrauen. Was sich in der Vergangenheit hundertfach als nützlich erwiesen hat, läßt den Schluß zu, daß die Zukunft der Vergangenheit darin gleichen werde, und so ist es zu begreifen, daß Herbert Spencer z. B. in der Ahnenverehrung den Ursprung aller religiösen Gefühle sah. Ahnenkultus, Verehrung Verstorbener, der abgeschiedenen Seelen der eigenen Vorfahren und Heroenkultus hängen psychologisch aufs engste zusammen. Die abgeschiedenen Seelen hinterlassen uns ihre mündlichen Befehle oder schriftlichen Testamente und wirken mit autoritativer Macht auf die Willensbildung der Hinterbliebenen ein. Die verstorbenen Ahnen oder Heroen sind nicht bloß die zeitlich ersten Vertreter des Autoritätsprinzips, sondern auch die gegenwärtig wirksamsten Autoritätsquellen. Wem das Andenken seiner Väter oder Nationalhelden heilig ist, der richtet sich in seinen eigenen Handlungen mit Vorliebe nach den Idealen, denen jene zustrebten. Autoritäten sind solchergestalt förmliche Willensschablonen. Der Ahnenkultus ist wohl die starrste Form der Autorität. Denn die Willensmeinung eines Toten ist eine unwiderrufliche Instanz. Ein Appell ist nicht möglich. Der Verstorbene ist nicht widerlegbar. So bilden sich, in feudalen Geschlechtern zumal, die große Familienüberlieferungen haben, ganze Traditionsketten heraus, die als Autoritätsmotive so nachhaltig wirken, daß sie die einzelnen Persönlichkeiten durch das Übermaß an Familienautorität vielfach erdrücken. Was die Kontinuität der Familienüberlieferung und Ahnenverehrung für das einzelne Individuum ist, das bedeuten die drei Testamente als Kundgebungen der höchsten Autorität oder Gottes für die drei monotheistischen Religionen, endlich Verfassung und Gesetzgebung für die politischen Gebilde. Alle diese Autoritätszentren stellen gleichsam lauter Abbreviaturen von Willensmotiven dar. Jede Autorität ist ein Hemmungs- oder Beschleunigungsapparat des Willens — eine Formel für abgekürztes Vertrauen. Es ist dem Individuum schlechterdings unmöglich, jede seiner Handlungen ganz selbständig, nur aus eigener Willensentschließung heraus, zu vollziehen. Schon seinem Trägheitsbedürfnis, einem Parallelvorgang des Trägheitsgesetzes in der Natur, sagt es zu, statt jedesmal selber zu überlegen und mit seiner Wahl auch die unerläßlich daran geknüpfte Qual mit in den Kauf zu nehmen, so zu handeln, wie seine Autoritäten ihm raten oder befehlen.

Wem sollen wir also in diesen schwer auf uns wuchtenden Zeiten vertrauen? Jenen Einsichtigen, denen das Wohl des Ganzen überbunden ist, und die durch

die Größe ihrer Taten der Nation bewiesen haben, daß sie dieses Vertrauen ohne Vorbehalt verdienen. Es liegt im wohlverstandenen Interesse der nationalen Selbsterhaltung, daß die Führer der Nation das persönliche Belieben des Einzelnen ausschalten, um das Ganze nach bestem Wissen und Gewissen zu erhalten und dadurch den endgültigen Sieg der gerechten Sache herbeizuführen.

Graf Albert Apponyi,

Wirklicher Geheimer Rat, Minister a. D.*):

Bilder aus der ungarischen Verfassungsgeschichte.

Die habsburgische Epoche.

In der Zeit, welche vom Ende des vierzehnten bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts verfließt, zeigt sich nun eine langsam fortschreitende Desorganisation des so glücklichen Verfassungsaufbaues. Insbesondere wird die königliche Gewalt, die beinahe immer in den Händen fremder, des Landes unkundiger Fürsten liegt, in ihrer Wirksamkeit vielfach geschwächt. Die glänzende Regierungszeit des Matthias Corvinus ist nur eine Episode in diesem Prozeß, den sie nicht aufzuhalten vermag, und der unter den Jagellonen am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreicht. Hand in Hand mit diesem Verfall des Königtums schreitet die Entzweiung des Adels, die Entwicklung des Gegensatzes der Großbesitzaristokratie und der Masse des kleinen Adels fort. Ein furchtbarer Bauernaufstand, dessen grausame Ausschreitungen und ebenso grausame Unterdrückung zerrütten das ganze soziale Gebäude des Landes, welches in dieser Verfassung in der Katastrophe von Mohács vor dem Einstürmen des letzten großen türkischen Sultans Soliman des Prächtigen zusammenbricht. In der Schlacht von Mohács fällt auch der letzte Jagellone König Ludwig II. In der Stunde der Gefahr ist der Königsthron vakant.

Da spaltet sich die Nation bei der notwendig gewordenen Königswahl in zwei Lager. Der größere Teil des Kleinadels will früheren Reichstagsbeschlüssen gemäß nur einen nationalen König haben und wählt dazu auf einem zahlreich besuchten Reichstag Johann Zápolya, den Wojwoden von Siebenbürgen. Dem gegenüber macht der Habsburger Ferdinand, Bruder Karls V., Ansprüche auf den ungarischen Thron geltend, die auf einem mit König Wladislaw II. im Jahre 1491 abgeschlossenen Erbvertrag beruhten. Die Gültigkeit dieses Erbvertrages wollen auch diejenigen Mitglieder des Hochadels, die sonst zu Ferdinand neigen, nicht anerkennen. An der Spitze der Ferdinandeischen Partei steht der

*) Graf Apponyi hat in Berlin im Reichstag und in Dresden Vorträge über ungarische Verfassungsgeschichte gehalten, die im Reiche ungewöhnliches Aufsehen erregt haben. Wir geben hier den Dresdener Vortrag nebst Ergänzungen des Grafen Apponyi wieder. Die Redaktion.

Palatin Stefan Báthory, welcher denn auch, wie es übrigens auch bei Vakanz des Thrones sein Amt ist, einen Reichstag einberuft, auf welchem nur die Anhänger Ferdinands erscheinen. Ferdinand bequemt sich, den ungarischen Thron auf Grund der Wahl seiner Getreuen anzunehmen. Ungarn hat nun zwei Könige, die einander befehden. Die Türken brechen abermals ins Land herein, nehmen Partei für den nationalen König, bemächtigen sich aber der Hauptstadt Ofen und ungefähr des dritten Teiles des ganzen Landes. Das nationale Königtum zieht sich allmählich auf das von Ungarn losgelöste Fürstentum Siebenbürgen zurück, dessen Fürsten jedoch in der ganzen kommenden Epoche großen Einfluß auf die ungarischen Angelegenheiten nehmen. Die Habsburger bleiben im alleinigen Besitz des ungarischen Königstitels und des Westens, sowie auch des größten Teiles des Nordens von Ungarn. Ihre ehrlichen Anhänger hatten ihre Berufung auf den ungarischen Thron hauptsächlich von dem Gedanken geleitet herbeigeführt, daß die ungeheure Macht dieser Dynastie zur Abwendung der Türkengefahr dienen würde. Diese Hoffnung erfüllt sich nicht. In der Weltpolitik der Habsburger, die überdies durch die Religionskämpfe in Deutschland in Anspruch genommen sind, spielt das Stückchen Ungarn, welches sie besitzen, eine sehr untergeordnete Rolle; es genügt der schmale westliche Streifen dieses Landes, über welchen sie herrschen, um ihr Erbland vor der türkischen Invasion zu bewahren. Durch mehr als anderthalb Jahrhunderte geschieht auch kein ernstlicher Versuch, die Türken aus dem Lande zu vertreiben. Die alte ungarische Heeresverfassung war in Trümmer gegangen, die Könige der neuen Dynastie tun nichts, um sie zu beleben. Sie verlassen sich lieber auf die eigenen Söldnerheere. Ja sogar die letzten Reste ungarischer Heeresverfassung, jene Burgbesatzungen, welche unter einem Zrinyi in Szigetvár, unter einem Dobó in Eger, unter einem Szondy in Drégely unsterblichen Ruhm erwarben, werden allmählich dem Verfalle preisgegeben und durch kaiserliche Besatzungen abgelöst. Ungarn muß lange warten, bis die Hoffnung, welche es auf die neue Dynastie gesetzt hat, in Erfüllung geht. Wir werden später sehen, unter welchen Umständen dies geschah.

Im Innern des Landes, beziehungsweise jenes Landesteiles, über den die Habsburger herrschen, sieht es ebenso traurig aus wie in den auswärtigen Beziehungen desselben. Noch dauern die Zuckungen des kaum ausgekämpften sozialen Krieges an und lähmen die Fähigkeit des ungarischen Adels, Kriegstätigkeit zu entfalten, weil sich dieser nicht traut, seine Untertanen zu bewaffnen oder selbst, Haus und Hof verlassend, in den Krieg zu ziehen. Dazu kommen, da die Lehren der Reformation in Ungarn bald große Verbreitung finden, Religionsstreitigkeiten, die innerhalb eines Jahrhunderts zu zwei großen Bürgerkriegen führen. Die politische Demoralisation erreicht eine selten gesehene Stufe.

Woher soll unter solchen verzweifelten Umständen die Hilfe kommen, wo soll die Regeneration einsetzen? Etwa beim Königtum? Dieses ist dem Lande vollkommen fremd geworden. Die Könige aus der neuen Dynastie lassen sich wohl in

althergebrachter Weise krönen und leisten dabei den gewohnten Verfassungseid. Sie haben auch nicht den ausgesprochenen Willen, die Verfassung zu beseitigen, aber Sinn und Inhalt derselben sind und bleiben ihnen, die stets außer Landes wohnen und beinahe ausschließlich nichtungarischen Ratgebern Gehör schenken, vollkommen fremd. Sie sind eingesponnen in die privatrechtliche Auffassung der Königsgewalt, wie sie dem ständischen Staate des Westens eigen ist. Wohl anerkennen sie meist das Recht der Stände, am Werke der Gesetzgebung teilzunehmen, aber sie begreifen nicht ihren Anspruch, die königlichen Behörden zu kontrollieren. Sie fühlen sich an das Behördensystem, welches die öffentlich-rechtliche Auffassung der ungarischen Verfassungsentwicklung geschaffen hatte, nicht gebunden, sondern üben ihre Fürstengewalt in allen ihren Ländern durch dieselben höchstpersönlichen Organe aus. Staatsrechtlich haben diese Organe gar keine Bedeutung, weil sie eben höchstpersönlicher Natur und eigentlich auch keine Behörden, sondern nur Räte sind; tatsächlich isolieren sie die königliche Gewalt von allen anderen Faktoren des öffentlichen Lebens, mit welchen sie nur in der Form von Kompetenzkonflikten in Berührung treten: für die innere Entwicklung Ungarns ist die königliche Gewalt so gut wie ausgeschaltet.

Wenn man bedenkt, was diese Gewalt in der ungarischen Verfassung bedeutete, so kann man die Tragweite dieses Ausfalles ermessen. Wenn man weiter bedenkt, welche Macht dieses fremdgewordene Königtum durch die übrigen Länder, in denen es herrschte, besaß und wie ohnmächtig der blutende Torso Ungarns war, dessen Volkskräfte ihr gegenüberstanden, so müßte man meinen, es wäre um den Bestand Ungarns, oder doch sicher um seine Verfassung getan gewesen. Und dennoch ist dem nicht so. Zerklüftet durch religiöse und soziale Streitigkeiten, auf ein kleines Gebiet zusammengeschrumpft, ohne eigentliche Leitung von seiten seines natürlichen Hauptes, des Königs, führt dieser Torso doch ein gewisses Verfassungsleben weiter, welches zu einer Zeit, wo in glücklicher gelegenen Ländern die hereinströmenden Einflüsse justinianischen öffentlichen Rechtes zur absoluten Fürstengewalt führen, ganz erstaunlich energisch genannt werden muß. Neben und trotz dem fremdgewordenen Königtum entwickelt sich die Ausgestaltung der Reichstage weiter, bis sie im Jahre 1608 zur Legalisierung des Zweikammersystems gelangt, wie es vorher nur tatsächlich bestanden hatte, und jene Form annimmt, die bis zum Jahre 1848 angedauert hat. Die Komitatsautonomie, die Selbstverwaltung des Adels in den Komitaten und der Bürgerschaft in den Städten nimmt festere Formen an; sie wird zum Hemmschuh jenen Übergriffen der königlichen Gewalt gegenüber, welche die Reichstage nicht zu hindern wissen. Auch die avitischen Behörden und die alte Gerichtsorganisation bleiben im wesentlichen bestehen, bis zu jener Grenze, wo die königliche Gewalt selbst eingreifen müßte: denn an diesem Punkte finden wir beinahe immer nur die in ihrer Form wechselnden persönlichen Organe des Herrschers in Tätigkeit. Kurz, es geht ein verkrüppeltes, oft unterbrochenes, unsymmetrisches, aber immerhin im Vergleiche

zum herrschenden Charakter jener ganzen europäischen Epoche energisches Verfassungsleben weiter.

Wie ist dieses Phänomen zu erklären? Wie konnte es geschehen, daß, während das Königtum als konstruktives Element aus der Verfassung nicht nur ausgeschaltet ist, sondern sogar als Hemmung wirkt, die Entwicklung außer derselben dennoch fortschreitet: einseitig zwar, aber teilweise recht energisch? Es ist zu erklären durch die eigentümliche Veranlagung des ungarischen Geistes, die an der Kontinuität eines Rechtszustandes festzuhalten weiß, auch wenn er tatsächlich außer Kraft gesetzt ist und dem Lande zurzeit die Macht fehlt, ihn zur Geltung zu bringen. Man wartet da eben, bis sich die Machtverhältnisse günstiger gestalten, und bekennt sich unentwegt dem gegenüber, was ist, zu dem, was sein sollte. In dieser Weise haben wir lange währende Verfassungskrisen durchgemacht, Jahrzehnte ungesetzliche Willkürherrschaft ertragen, ohne in unserem Rechtsbewußtsein erschüttert zu sein, und schließlich kommt, dank dieser Beharrlichkeit, immer wieder unser Recht zur Geltung. In dieser Weise besteht das alte ungarische Königtum juristisch fort, wenn auch der ständische Zustand dem nicht entspricht; als Idee bleibt es moralisch wirksam, — so unvollkommen es auch seine Funktionen erfüllt. Stets sucht die Nation nach ihrem König; Gesetze nach Gesetzen werden gebracht, in denen die Reichstage die Wiederherstellung der verfassungsmäßigen königlichen Ämter, die Anwesenheit des Königs im Lande, der Einfluß ungarischer Räte in auswärtigen Angelegenheiten, die Ungarn betreffen, die Unabhängigkeit und selbständige Kontrolle der königlichen Finanzen etc. verlangt wird. Das alles ist praktisch meist unwirksam, denn, wie ein unserer Rechtsauffassung durchaus nicht freundlich gesinnter österreichischer Forscher schreibt: „Dem Fürsten fehlt in seiner Epoche das Gefühl der Unverbrüchlichkeit ihrer den Ständen gegebenen Zusicherungen." Aber es rettet den Rechtszustand in die spätere Zeit hinüber und es erhält, wie bereits bemerkt wurde, die Gefühlswelt lebendig, die sich an das ungarische Königtum knüpft.

Die Frage aber, welche in dieser Epoche dominiert, nämlich die Frage, wie Ungarn als selbständiges Staatswesen die zur äußeren Verteidigung notwendigen Verbindungen mit dem Westen eingehen könne, ist durch dieses Nebeneinandersein fremder Gewalten in keiner Weise gelöst. Eine wirkliche Verbindung Ungarns mit den übrigen Ländern der habsburgischen Dynastie besteht trotz der Gemeinsamkeit höchstpersönlicher Hofstellen in keiner Weise. Ist doch Ungarn, wenn dies auch von der Dynastie bestritten wird, staatsrechtlich noch immer ein Wahlkönigtum, freilich mit Beschränkung des Wahlrechts auf die Mitglieder des Herrscherhauses; mit jedem Thronwechsel ist daher die juristische Möglichkeit des Zerfalls für den Länderbesitz der Habsburger gegeben. Auch finden, wie bekannt, unter ihnen häufig Teilungen der Herrschaft über ihre verschiedenen Erbländer statt.

Das Bild ändert sich, als nach der zweiten Belagerung Wiens im Jahre 1683 die Dynastie zur Besinnung kommt, daß jener schmale Streifen Ungarns, mit

dessen Besitz sie sich begnügt hatte, denn doch kein hinreichender Schutzwall für ihre Erblande sei. Es geht nun ernsthaft an die Vertreibung der Türken aus Ungarn; der Herrscher verfügt über befähigte Führer und mächtige Bundesgenossen. Innerhalb zweier Jahre ist die Wiedereroberung Ungarns großenteils gelungen und auch Siebenbürgen anerkennt die Herrschaft der Habsburger, wenn es auch ein getrennt autonomes Land der heiligen ungarischen Krone bildet.

Nun tritt das ungarische Problem an die Dynastie und das dynastische Problem an die Ungarn heran. Der Standpunkt Ungarns ist natürlich der, an welchem es bei Berufung der Habsburger auf seinen Königsthron festgehalten hatte, nämlich die Unantastbarkeit seiner Verfassung und seiner Freiheit, nach der heutigen Sprechweise: seiner Unabhängigkeit. Der Kaiser-König hingegen und seine außerungarischen Ratgeber machen zu jener Zeit den ersten Versuch, Ungarn nach Art und den Gesetzen der Erbländer zu regieren, mit diesen zu einem Ganzen zu verschmelzen, soweit die Idee irgendeines Ganzen dem Bewußtsein des ständischen Staates überhaupt zugänglich war. Zuerst erreicht Leopold I. von einem eingeschüchterten Reichstag die Anerkennung des Erbrechtes der Dynastie in männlicher Erbfolge auf Grund des Erstgeburtsprinzips, sowie die Abschwächung mancher bisher bestandenen Verfassungsgarantien. Als dies geschehen war, folgte der Versuch der Neuorientierung des Landes auf oben angedeuteter Grundlage. Die Antwort darauf war der von Franz Rákóczi II. geleitete großartige Aufstand, der erste, in welchen sich kein Element des Religionskrieges mischte, der reiner Verfassungskampf war und zehn Jahre des inneren Krieges herbeiführte, während deren Leopold I. starb. Das Ende war die militärische Niederlage und der politische Sieg des Aufstandes. Im Szatmárer Frieden, der ihn zum Abschluß brachte, wurde das vom Reichstage 1687 eingeführte Erbrecht der Dynastie vom ganzen Lande anerkannt, dafür aber die Unantastbarkeit der ungarischen Verfassung und der Freiheiten des Königreiches von dieser abermals gewährleistet. Der Reichstag 1715 stellte die unter Leopold I. verlorengegangenen Verfassungsgarantien größtenteils wieder her, die Versöhnung zwischen Ungarn und der Dynastie schien gesichert zu sein.

In dieser Situation kommt die erste wirkliche und zugleich die bis auf den heutigen Tag grundlegende Lösung der oft erwähnten Frage zustande, nämlich der Frage, wie ein unabhängiges Ungarn in die durch äußere Verhältnisse dringend gebotenen Verbindungen einzufügen sei. Es kommt die Pragmatische Sanktion Karls VI. (in Ungarn III.) zustande, durch welche die Thronvererbung auch in der weiblichen Linie nach derselben Erbfolgeordnung angenommen wird, welche in den Erbländern festgesetzt war, mit der Erbberechtigung aber die Pflicht verbunden wird, die der jeweilige König mit Antritt der Kronerbschaft übernimmt, die Verfassung und die Freiheit des Landes unversehrt zu erhalten.

Das, was man unter dem Namen der Pragmatischen Sanktion zusammenfaßt, ist ein vollkommen gesonderter Rechtsvorgang einerseits in den früheren

Erbländern der habsburgischen Dynastie, andererseits in Ungarn. Jeder Versuch, dieselbe als den einheitlichen Akt irgendeines Gesamtstaatorganismus darzustellen, scheitert an den offenkundigen Tatsachen. Wir müssen diesem Gedanken einige Augenblicke widmen, weil er von ausschlaggebender Bedeutung für das Weitere ist.

Die Pragmatische Sanktion in den Erblanden, die wir der Kürze halber, späteren Entwicklungen vorgreifend, von hier ab schon Österreich nennen wollen, bestand in der Erklärung, welche Karl VI. vor einer Versammlung der höchsten Würdenträger jener Erbländer abgab, in welcher er kraft eigener Machtvollkommenheit die weibliche Erbfolge aussprach, ihre Ordnung festsetzte und zugleich das Prinzip der Untrennbarkeit des Besitzes dieser Erbländer verkündigte. Zum Überfluß, wie es in der betreffenden kaiserlichen Erklärung heißt, und ohne damit der selbstherrlichen Geltung jenes Aktes nähertreten zu wollen, wird derselbe den Ständen der Erbländer mitgeteilt, welche ein selten bemerktes Schattendasein fortfristen. Er wird auch von ihnen zur Kenntnis genommen, ein Prozeß, der bis zum Jahre 1720 vollendet ist.

Ganz anders in Ungarn. Dort hatten die Stände — denn in solche hatte die Neuordnung des Jahres 1608 den früher juristisch einheitlichen Reichstag gespalten — eine wirkliche Bedeutung und eine unangefochtene gesetzgeberische Kompetenz sich bewahrt. Karl wußte so sehr, daß er ohne ihre Zustimmung bezüglich der Erbfolge nichts Rechtsgültiges verfügen könne, daß er den Plan faßte, die weibliche Erbfolge in Ungarn durch Initiative der Stände beschließen zu lassen, ohne ihnen diesbezüglich irgendeine Eröffnung zu machen. Die Folge dieses Entschlusses war, daß, während für die Erbländer bereits im Jahre 1713 die weibliche Erbfolge feststand, der ungarische Reichstag mit königlicher Sanktion noch im Jahre 1715, also zwei Jahre später, wiederholt aussprach, daß nach Aussterben der männlichen Deszendenz des Königs und gewisser Seitenlinien das freie Wahlrecht des Königreichs Ungarn wieder auflebte. Erst im Jahre 1723, also drei Jahre nach der Kenntnisnahme der Pragmatischen Sanktion durch sämtliche Ständeversammlungen der Erblande, kam das entsprechende ungarische Gesetz zustande. Wäre also in dem Zeitraume zwischen 1713, im besten Falle 1720, und 1730 Karl VI. (III.) ohne männlichen Erben gestorben, so hätte seine Tochter die Regierung in den österreichischen Erblanden auf Grund der österreichischen Pragmatischen Sanktion angetreten, während der ungarische Reichstag das Recht der freien Königswahl ausgeübt hätte. Diese einfache Zusammenstellung der Tatsachen beweist, wie völlig unabhängig voneinander die beiden Rechtsakte waren, die man in Österreich sowohl als in Ungarn mit dem Namen der Pragmatischen Sanktion bezeichnete.

Sie waren auch inhaltlich grundverschieden.

Während die österreichische Pragmatische Sanktion nichts anderes enthielt, als die Feststellung der neuen Erbfolgeordnung, enthalten die ungarischen Gesetz-

artikel I, II und III vom Jahre 1723, welche wir als ungarische Pragmatische Sanktion bezeichnen können, nebst der Annahme dieser Erbfolgeordnung auch die ausdrückliche Verpflichtung der Könige, welche auf Grund derselben den ungarischen Thron besteigen, die Verfassung und die Freiheiten des Landes in Ehren zu halten, Ungarn nur nach den eigenen Gesetzen zu regieren. Es ist viel darüber gestritten worden, ob diese Garantiebestimmungen als Bedingungen der Annahme der Erbfolgeordnung von seiten Ungarns zu betrachten sind; König Karl legte Gewicht darauf, daß sie es nicht seien. Es gelang ihm auch, die Form einer Bedingung zu beseitigen und die Zusicherungen, auf welche die Stände Gewicht legten, als Ausfluß spontaner königlicher Entschließung hinzustellen. Im Wesen der Sache ändert das nichts. Es verhält sich damit ungefähr wie in Molières Posse „Der Bürger als Edelmann", wo der ehrsame Tuchmacher mit Entrüstung dagegen protestiert, Kaufmann zu sein; er habe bloß, so meint er, Freunde, welche gelegentlich Tuch brauchen, und er brauche gelegentlich Geld, und da leisteten sie sich denn gegenseitig den Freundschaftsdienst, daß jeder dem anderen dasjenige gebe, was er brauche, aber von einem Handel könne dabei keine Rede sein.

So ungefähr steht es auch mit der Wechselbeziehung von Erbfolgeordnung und Verfassungsgarantie in der Pragmatischen Sanktion. Die Form von Aufstellung von Bedingungen wurde vermieden, tatsächlich aber wurden die gewünschten Verfassungsgarantien in das neue Erbfolge-Gesetz aufgenommen und erbt jeder neue König das Recht, zu herrschen, nur belastet mit der Verflichtung, die Verfassung und die Unabhängigkeit des Landes einzuhalten; das eine geht ohne das andere nicht. Es ist ein Irrtum, diese Verpflichtung des Königs aus dem Krönungseid abzuleiten und zu glauben, der neue König wäre, ehe er diesen Eid geleistet hätte, frei, nach Belieben zu handeln. Nein, der Eid ist bloß eine Bekräftigung der Verpflichtung, wie sie aus der Tatsache der Thronbesteigung von selbst erfolgt, denn das Recht auf den Thron beruht auf demselben Instrument, in welchem auch jene Pflicht ausgesprochen ist. Ist das Instrument rechtsgültig, so ist alles darin Enthaltene rechtsverbindlich; ist es nicht rechtsgültig, dann bietet es auch keine sichere Grundlage für das Anrecht auf den Thron.

Durch die Pragmatische Sanktion waren also erst die Prinzipien festgestellt, auf welchen die Verbindung eines unabhängigen Königreiches Ungarn mit den übrigen Ländern Sr. Majestät beruhen konnte. Diese Prinzipien sind, solange die Dynastie andauert, unvergänglicher Natur und sie sind, wie schon hervorgehoben, als der gleichen Rechtsgrundlage entspringend, untrennbar miteinander verwoben. Sie bestehen im wesentlichen in folgendem: Erstens: Gleiche Erbfolgeordnung in Ungarn und in Österreich, daher Untrennbarkeit des Rechtes, hüben und drüben zu herrschen; jedoch ist die Erbberechtigung in Ungarn auf weniger Linien des Herrscherhauses ausgedehnt als in Österreich, was nur prinzipiell charakteristisch, aber heute von keiner praktischen Bedeutung mehr ist. Zweitens: Unabhängigkeit der ungarischen Krone, Unverletzlichkeit der ungarischen Verfassung. Drittens:

Pflicht gegenseitiger Verteidigung gegen innere Bewegungen und äußere Gewalt.

Der Sinn dieser Bestimmungen und die Tragweite dieser Grundprinzipien wurden mit wachsender Deutlichkeit in dem Maße erkannt, als sich das moderne Staatsbewußtsein im Gegensatz der Gedankenwelt des ständischen Staates entwickelte. In beinahe moderner Fassung wurde er in dem berühmten Gesetzartikel X von 1790/91 festgelegt, durch welchen nach dem Versuche Kaiser Josephs II., die ungarische Verfassung zu beseitigen, diese wieder ins volle Leben zurückgerufen ward. Statt jeder weiteren Erklärung gestatten Sie mir, eben den Text dieses Gesetzartikels vorzulegen.

„Infolge untertänigster Unterbreitung der Stände des Landes geruhte auch Se. geheiligte Majestät gnädig anzuerkennen, daß obgleich das durch Artikel I und II vom Jahre 1723 im ungarischen Königreiche und den angegliederten Teilen festgesetzte Erbrecht der weiblichen Linie des durchlauchtigsten Hauses Österreich demselben Fürsten zukommt, dem es in Gemäßheit der festgesetzten Erbfolgeordnung in Deutschland und den außerhalb desselben liegenden, untrennbar und unteilbar zu besitzenden übrigen Ländern und Provinzen zukommt: ist nichtsdestoweniger Ungarn im Verein mit den angegliederten Teilen ein freies und in Hinsicht der gesetzlichen Art seiner ganzen Regierung (alle Arten seiner Regierungsstühle inbegriffen) unabhängiges, das heißt keinem anderen Lande oder Gemeinwesen unterworfenes, sondern sein eigenes staatliches Leben und seine eigene Verfassung besitzendes und darum entsprechend den Anordnungen des Artikel III vom Jahre 1715 sowie VIII und IX vom Jahre 1741 ein von seinem gesetzlichen gekrönten erblichen König und daher von Sr. geheiligten Majestät und seinen Erben, den Königen Ungarns, nach eigenen Gesetzen und Gebräuchen, nicht aber nach Art anderer Provinzen zu regierendes und verwaltendes Königreich."

Prinzipiell war demnach das Problem gelöst, und zwar auf jener Grundlage, von der es sich nicht entfernen kann, weil sie allein der Natur der Dinge entspricht. Aber praktisch war weder für die tatsächliche Unabhängigkeit der ungarischen Krone gesorgt, noch für die Sicherung jener Pflicht gegenseitiger Verteidigung, die als Korollar der gleichen Erbfolgeordnung erscheint. Das ungarische Königtum bediente sich noch immer im höchsten Rate der Krone gewisser Organe, die eben auch für die Regierung der Erbländer dienten. Es entstand dadurch der Schein einer Vermischung der verschiedenen Herrschergewalten, welche sich in einer physischen Person begegneten. Im Sinne der gewährleisteten Unabhängigkeit der ungarischen Krone muß nämlich das juristische Verhältnis dieser Herrschergewalten so aufgefaßt werden, daß sie zwar einer und derselben physischen Person angehören, staatsrechtlich aber ebenso scharf voneinander zu scheiden sind, als ob sie in verschiedenen Personen wohnen würden. Der König von Ungarn und der Herrscher der österreichischen Erblande (der sich später Kaiser von Österreich nennt) sind zwei verschiedene Herrscherpersönlichkeiten, mit verschiedenen Herrscher-

prärogativen ausgestattet. Das tritt zu jener Zeit in der äußeren Erscheinung des Königtums, außer beim Akte der Krönung, kaum zutage. Daher auch die Leichtigkeit, mit welcher es aus dem Bewußtsein der Herrscher und ihrer nächsten Umgebung verschwindet, und die niemals ganz aufhörenden Verfassungskonflikte. Andererseits blieben die Beziehungen Ungarns und der österreichischen Erblande zueinander vollkommen ungeregelt; der Reichstag von 1723 wollte diesbezüglich Vorsorge treffen, wurde aber von König Karl mit dem Bemerken abgewiesen, das sei seine, des Kaisers und Königs, Sorge. Tatsächlich ist auch jene noch immer fortdauernde privatrechtliche Ausübung der Herrschergewalt, auf die ich früher hindeutete, das einzige Band zwischen Österreich und Ungarn.

.Daran ändert auch die Annahme des österreichischen Kaisertitels im Jahre 1804 nichts, da dieser Titel, wie es die Reichstage ausdrücklich erklärten, auf Ungarn gar keine Beziehung hat und nur jene Souveränität des Herrschers bezeichnet, welche er in den österreichischen Ländern ausübt; in Ungarn herrscht nach wie vor ausschließlich der König von Ungarn, dessen hohe, neunhundert Jahre alte, erhabene Würde weder juristisch noch dem Gefühl nach durch den neuen Titel mediatisiert werden kann, so sehr und mit welcher Hartnäckigkeit auch der Versuch nach dieser Richtung gemacht wurde, bis er durch die neueste Lösung der Wappenfrage als definitiv beseitigt erscheinen kann.

Da tritt die große Bewegung im Lande ein, welche zur Schaffung der 1848er Gesetze geführt hat. Ich war früher genötigt, in dunklen Farben die Zustände des Landes zu schildern, welche zur tiefsten Verfallzeit, der Zeit vor und nach der Schlacht von Mohács, eintraten; mit um so größerer Freude weilt nun mein Blick auf der großen Epoche des zweiten Viertels des neunzehnten Jahrhunderts. Es war die Zeit des gleichzeitigen Aufschwunges der ungarischen Literatur und der großen reformatorischen Ideen. Geistesriesen wie Stefan Széchenyi, Franz Deák und Ludwig Kossuth ragen auch aus der Reihe der Großen hervor, sowie das Dichtertrio Vörösmarty, Petöfi und Arany aus dem Garten blühender literarischen Entwicklung jener Zeit. Der noch immer bevorrechtete ungarische Adel sühnt die Unterlassungen und sühnt den Klassenegoismus früherer Jahrhunderte, indem er, ohne durch irgendeine Bewegung von unten dazu gezwungen zu sein, aus eigener freier Entschließung den eigenen Vorrechten entsagt, die Grundentlastung durchführt und dadurch die Grundlagen sozialer Gleichheit und demokratischer Verfassungsreform schafft. Zugleich erhält durch die vorerwähnten Gesetze das Königtum eine völlig neue Gestalt. Es streift die letzten Reste patrimonialer Einrichtungen ab und kann fürderhin nur durch ein der Volksvertretung gegenüber verantwortliches, parlamentarisches unabhängiges ungarisches Ministerium ausgeübt werden. Damit bekommt die ungarische Königsgewalt ihre getrennte, von der österreichischen Kaisergewalt auch in der äußeren Erscheinung vollkommen geschiedene Ausgestaltung.

So weit war die Reform gediehen, als jener neue Konflikt zwischen dem Lande und dem König ausbrach, auf welchen näher einzugehen, so sehr er bereits

der Geschichte angehört, ich keine Veranlassung habe. Es genüge, zu erwähnen, daß die Gesetzgeber des Jahres 1848 bereits den Entschluß kundgaben, ihr Werk durch eine gesetzliche Regelung der Art und Weise zu vollenden, wie die Verpflichtung gegenseitiger Verteidigung zwischen Österreich und Ungarn zu erfüllen wäre. Der ausgebrochene Konflikt verhinderte sie daran. Es blieb dem Aussöhnungswerke des Jahres 1867 vorbehalten, diesen Teil der Aufgabe zu lösen.

Ich habe hier dieses Werk nicht vom politischen Standpunkte zu kritisieren. Darüber gehen die Parteistandpunkte auch heute noch auseinander, und vom Parteistandpunkte zu reden, liegt gänzlich außerhalb meiner heutigen Aufgabe. Ich habe hingegen das große historische Verdienst der Regierung unseres jetzigen greisen und weisen Königs hervorzuheben, die größte Tat seiner langen Regierungszeit, durch welche er in dem jahrhundertelangen Ringen der beiden Grundprinzipien unserer neueren Entwicklung, nämlich der Unabhängigkeit des ungarischen Staates und der Festigung seiner Verbindung mit dem anderen Staate Seiner Majestät, einen vielleicht nicht idealen, aber gewiß für lange Zeit herhaltenden Gleichgewichtszustand gebracht hat. Ich habe ferner vom verfassungstheoretischen Standpunkte aus hervorzuheben, daß es an den Grundprinzipien unentwegt festhielt, auf welchen die Verbindung zwischen Österreich und Ungarn allein beruhen kann: Pflicht gegenseitiger Verteidigung, also Solidarität nach außen in allen auf die Verteidigung bezüglichen Fragen einerseits, vollständige juristische Unabhängigkeit der ungarischen Krone und des ungarischen Staates andererseits. Eine dem österreichischen und dem ungarischen Staate übergeordnete höhere staatsrechtliche Organisation ist darin nirgends zu finden, schon darum nicht, weil die höchste Gewalt im Staate, die gesetzgebende Gewalt, in beiden Staaten absolut selbständig und niemals vermengt ausgeübt wird, auch gar kein gemeinsames Organ besitzt. Gemeinsam sind die Organe der Exekutive für auswärtige Angelegenheiten und für einen großen Teil des Militärwesens. Aber auch diese Organe sind in ihrer ganzen Wirksamkeit von den österreichischen und den ungarischen Gesetzen beherrscht und in allem wesentlich an die Mitwirkung der unabhängigen österreichischen und ungarischen Regierungen gebunden. Auch ihr Bestand hängt in jedem Augenblick von dem Willen der österreichischen oder der ungarischen Gesetzgebung ab. Ihre Regierungsgewalt ist eine höchst unvollständige: ein Verordnungsrecht steht ihnen überhaupt nicht zu, noch irgendeine direkte Jurisdiktion über ungarische oder österreichische Staatsbürger, es sei denn, diese wären in die amtlichen Organismen eingeteilt, welche den gemeinsamen Ministern unterstehen. So wenig nun in den gemeinsamen Ministern (welche eben gemeinsam sind, wozu doch wenigstens zwei gehören, da einer nichts mit sich gemeinsam haben kann) eine höhere „Reichs"-Exekutive dargestellt wird, ebensowenig können die Delegationen als „Reichs"-Vertretungen angesehen werden; sie sind einfach Kommissionen der beiden Parlamente zur Feststellung der Ziffern der gemeinsamen Ausgaben, von denen aber in Ungarn nicht ein Heller verausgabt werden darf,

ehe er nicht durch den Reichstag in das ungarische Budget eingestellt ist, und zur direkten Kontrolle der gemeinsamen Minister. Die beiden Parlamente wählen zu diesen Funktionen, welche sie prinzipiell ja auch direkt ausüben könnten, Ausschüsse, um die gegenseitige Verständigung zu erleichtern.

Ich habe mich bemüht, die Eigenart der ungarischen Verfassungsentwicklung und aller Organe des ungarischen öffentlichen Lebens darzustellen, weil sich daraus auch das Naturgesetz der Verbindung dieses Landes, die einzig mögliche Art seiner Verbindung mit anderen Ländern, also insbesondere mit Österreich, ableiten läßt. Dieses Naturgesetz besteht eben in seiner juristischen Unabhängigkeit. Es sind nicht nur verbriefte Rechte und Verträge, auf denen diese Unabhängigkeit beruht, es ist die Natur der Sache selbst, ein großes organisches Wachstum, eine mächtige, durch jahrhundertealte, niemals unterbrochene Tradition genährte Gefühlswelt, mit einem Wort ein Leben, welches nicht vernichtet werden kann, ohne daß das in solcher Weise Entseelte seinen ganzen Wert verliert, und nicht verletzt werden kann, ohne daß dieser Wert Verminderung erleide. Es ist für jedes Lebewesen in der Natur unmöglich, etwas anderes sein zu wollen, als es eben dem Gesetze seines Entstehens nach ist; jeder Versuch, es zu etwas anderem zu machen, kann nur mit Zurückweisung oder mit dem Tode des Lebewesens enden. Die Tötung kann ja unter Umständen erreicht werden, die Neubeseelung nicht.

Wenn Sie mich demnach fragen — und diese Frage dürfte für unsere Verbündeten von größtem Interesse sein —, welche Beziehung diese ungarische Eigenart und ihre intransigente Behauptung unsererseits für die Großmacht Österreich-Ungarn hat, wenn Sie mich fragen, ob darin nicht eine Gefahr des Zerfalles, ein Element der Schwäche dieser Großmacht liege: so antworte ich auf diese letztere Frage mit einem entschiedenen Nein. Es ist ein ganz unfruchtbares Beginnen, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, ob es nicht besser wäre und nicht leichter ginge, wenn man es statt des österreichisch-ungarischen Dualismus mit einem geeinigten Reich zu tun hätte; das ist eben unmöglich, nicht nur von Rechts wegen unmöglich, sondern biologisch, dem Lebensgesetz aller Lebewesen gemäß. Dagegen liegt in dieser ganzen Menge aufgehäufter Traditionen, in dieser durch Jahrhunderte genährten Gefühlswelt, die sich um das imposante Gebäude der heiligen ungarischen Krone schart, in dieser spezifischen Gesinnungsweise, die den Geist der Tradition mit dem der Reform stets zu einen wußte und dies in immer kühnerer Weise weiterzuführen berufen ist, es liegt, sage ich, in diesem ganzen wetterstarken, durch furchtbare Stürme und Prüfungen erprobten organischen Wachstum eine solche Fülle von Kraft, Widerstand und Entwicklungsfähigkeit und, ich darf wohl hinzusetzen, sofern man ihm Treue hält, von Treue, daß es wahrhaft geringe Staatsweisheit wäre, welche immer wieder an diesen Felsen anrennen wollte, statt auf ihm zu bauen. Nichts ist absolut sicherer, als die vollständige Hingebung Ungarns an die Pflichten, die es dem freigewählten Herrscherhaus und der frei eingegangenen Verbindung mit den anderen Ländern dieses

Herrscherhauses gegenüber auf sich genommen hat: die zähe Anhänglichkeit an die Rechte, die mit diesen Pflichten verbunden sind, ist nicht eine Schwächung, sondern eine Gewähr jenes Pflichtbewußtseins. Denn auch diese Rechte sind für eine jede Generation Pflichten, Pflichten den Vorfahren, Pflichten der Nachwelt gegenüber; erfüllte eine Nation diese ihr näherliegenden Pflichten nicht, wer könnte sonst auf Pflichterfüllung von ihrer Seite rechnen?

Was ich Ihnen also, meine geehrten Zuhörer, hier vortrug, hat die Eignung, Ihr Vertrauen zum österreichisch-ungarischen Bundesgenossen zu steigern, weil es Ihnen in der Zweiheit, mit der Sie es zu tun haben, einen Partner — und ich sage dies ohne die geringste Tendenz, den anderen Partner herabzusetzen — als eine harte, gefestigte Einheit erscheinen läßt, welche Proben ihrer Vitalität sowohl als ihrer Verläßlichkeit geliefert hat.

Und lassen Sie mich zum Schluß Ihnen noch eines sagen. So parador es klingen möge, so gibt es tatsächlich kaum ein Land in der Welt, wo deutsches Wesen so verstanden und so gewürdigt, ja ich darf es sagen, so sehr geliebt wird, als in Ungarn. Wir bewundern nicht bloß seine staunenswerte Machtentfaltung; wir kennen auch und würdigen die Grundlage dieser Macht in der riesigen Kulturarbeit, im hohen sittlichen Ernste und in der Gemütstiefe des Deutschtums. Was als Symptom des Gegenteils mitunter hervorgehoben wird, sind nur Erscheinungen des Widerstrebens gegen Angriffe, die auf unsere Unabhängigkeit verübt wurden. Wenn ich den Deutschen Geist vor mir erscheinen lasse, so laufe ich nicht Gefahr, von ihm die Antwort zu erhalten, die der Erdgeist dem Doktor Faust zuruft: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir", was wohl auch umgekehrt werden kann: Du begreifst den Geist, dem du gleichst, nicht mich. Ja, gleichen wir denn dem deutschen Geist mit unserer so gründlich verschiedenen Abstammung, mit unserem so gründlich verschiedenen Werdegang, mit unserer ziffernmäßigen Kleinheit dem Großen, dem Mächtigen gegenüber?

Meine geehrten Herren! In den Gebieten der Psyche, sei es des einzelnen, sei es der Völker, gibt es nicht groß und gibt es nicht klein; da gibt es nur wahr oder unwahr, da gibt es nur treu oder untreu, da gibt es nur edel oder niedrig. Und wenn wir uns auf dem Gebiete der psychischen Gleichheit von groß und klein dem deutschen Volke gegenüberstellen, wenn wir jenen hervorstechenden Charakterzug dieses großen Volkes uns vergegenwärtigen, der uns zum Heile gereicht, der uns in schwerer Not beisteht, seine goldige unerschütterliche Treue, dann können wir kleines Volk uns sagen: Du begreifst den Geist, dem du gleichst. Denn auch uns hat Gott als treue Menschen, als ein treues Volk erschaffen, und zum treuen Volke hat unsere Geschichte uns erzogen, und auf diese unsere Treue hat sich das deutsche Volk in diesem Weltkriege einen unvergänglichen Anspruch erworben.

Arthur Dix, Sofia:
Der Balkan in der Weltgeschichte unserer Tage.

Die Geschichte des abendländischen Kulturkreises unseres Erdteils findet auf dem Balkan, der durch lange Jahrhunderte unter morgenländischem Einfluß gestanden, eine späte Wiederholung. Als im übrigen Europa die nationale Bewegung bereits abgelöst war durch eine mehr oder weniger scharf ausgeprägt imperialistische, harrten auf dem Balkan noch die Ideale des Nationalstaats ihrer Erfüllung.

Über Trümmer zum Einheitsbau — der Weg, der 1866/71 von Deutschland genommen wurde, ist in unseren Tagen auf dem Balkan beschritten worden. Die alte europäische Türkei zerbröckelte in einem geschichtlichen Prozeß, der sich in seinen einzelnen Stadien durch ein volles Jahrhundert hindurchzog; an die Stelle der verfallenden Herrschaft aber trat zunächst nur eine eifersüchtige Kleinstaaterei, ein von hohen Zielen abführendes Ringen um das Gleichgewicht einer Vielheit geringerer Mächte, bis endlich entschlossener Kampf um die Vormachtstellung einsetzte und dem Balkan ein ganz neues Gesicht gab.

Ohne daß Klio ihre alten Bände pedantisch abschriebe, finden sich in Fülle Vergleichspunkte der deutschen und der balkanischen Geschichte, bis beider Werdegang zusammenfloß in den neuen breiten Strom mitteleuropäischer Geschichte: Die Zertrümmerung alter Formen, die Ohnmacht der Kleinstaaterei, die nationale Bewegung, neues Streben nach Hegemonie und die Schaffung neuer großer Gebilde, die ein Wort mitzusprechen haben im weltgeschichtlichen Werden.

Als im Jahre 1866 der deutsche Hegemoniekampf ausgefochten wurde, der den Norden Mitteleuropas vereinheitlichte und die Reichsgründung vorbereitete, befand der Balkan sich noch in einem frühen Anfangsstadium neuen Werdens, waren die alten Formen noch nicht zerbrochen. Damals waren in recht bescheidenem Umfang Serbien, Montenegro und Griechenland zu einer selbständigen Stellung gelangt. Die Fürstentümer nördlich der unteren Donau waren erst vor kurzem vereinheitlicht, nachdem sie abwechselnd unter türkischem, russischem und österreichischem Einfluß gestanden. Ihr erster Fürst, der die Durchführung einer umfassenden Agrarreform angestrebt, mußte den allmächtigen Grundherren weichen, die 1866 Karl I. von Hohenzollern wählten. Diese Vorgeschichte seiner Berufung lehrt, daß ihm innerpolitisch die Hände gebunden waren. Die Macht blieb bei den Feudalen, die das Land in seiner fragwürdigen sozialen Verfassung erhielten, trotz aller edlen Bestrebungen des europäischen Herrschers eine tiefgreifende Wiedergeburt nicht aufkommen ließen, sondern es nur an der Oberfläche mit dem Firnis der Zivilisation bedeckten. Diese äußere Zivilisation ohne tiefere Kultivierung ward in großer Entscheidungsstunde Rumäniens Fluch und Verderb — ein warnendes Beispiel für jede Balkanmacht!

Die Bulgaren, das stärkste Volkstum auf dem eigentlichen Balkan, waren noch unfrei. Seit 1835 aber hatten sie begonnen, an ihrer geistigen Befreiung wirksam zu arbeiten. Jenes Jahr hatte in dem betriebsamen Jantra-Städtchen Gabrovo, dem Sitz blühenden bulgarischen Gewerbefleißes, reicher Zünfte und einer intelligenten Kaufmannschaft, die erste bulgarische Schule entstehen sehen, mit deren Errichtung eine nationale Erziehung unter Lockerung des Einflusses der verrotteten griechischen Priesterschaft einsetzte. Bis zum Jahre 1866, mit dem wir unsere Betrachtungen begannen, war die Zahl der nationalbulgarischen Privatschulen auf nahezu 1000 gestiegen, das Volk bereits in großem Umfange für die nationale Freiheitsbewegung erzogen. Die Frucht reifte langsam heran: Auf Grund der Tatsache, daß Bulgarien seine geistige Befreiung von griechischer Priesterherrschaft so weit gefördert hatte, gestand der Sultan den Bulgaren im Jahre 1872 ein eigenes Exarchat zu. Damit aber war die Bewegung nicht etwa zum Abschluß gekommen, sondern vielmehr auf einen selbständigen Boden gehoben und führte nun mit beschleunigten Schritten weiter vorwärts, dem Endziel auch politischer Selbständigkeit entgegen.

Eine neue Zeitspanne des Abbröckelungsprozesses der alten europäischen Türkei setzte 1875 ein mit dem bosnisch-herzegowinischen Aufstand, dem sich auch die Bulgaren anschlossen. In der Folgezeit kam es zu gewaltsamen Unterdrückungsversuchen und Metzeleien in Bulgarien und Mazedonien, die den Anstoß gaben zu dem großen Balkankrieg von 1877/78. In erster Linie brachte er Rumänien die volle Unabhängigkeit. Das große Bulgarien aber, das Rußland — in der Hoffnung auf seine Unterwürfigkeit — durch den Frieden von San Stefano entstehen lassen wollte, wurde durch den Berliner Kongreß in seinem Umfang und seiner Selbständigkeit ganz wesentlich verkürzt.

Rußland hatte den Balkankrieg mit Unterstützung Rumäniens und Bulgariens geführt, aber nicht um der Balkanvölker willen, sondern um seinerseits dem alten Ziele der Meerengenherrschaft näherzukommen. Rumänien wurde zum Lohn für die Hilfe seines Heeres der Herrschaft über Bessarabien beraubt und durch den Hauptteil der bulgarischen Dobrudja notdürftig schadlos gehalten. Bulgarien sollte als Vasall Rußlands diesem den Boden zu künftigem Vormarsch nach Konstantinopel bereiten.

Damit aber hatten die Balkanangelegenheiten aufgehört, Balkanangelegenheiten zu sein. Sie waren zu einem ernsten Gegenstand der großen Weltpolitik geworden und kamen als solche vor den Berliner Kongreß.

Die alte, vielumkämpfte Völkerbrücke des Balkan wurde zum Gegenstand des Streites vornehmlich zwischen Rußland und England. England sah sich als Mittelmeermacht bedroht, wenn die russische Flotte aus dem Schwarzen Meer ungehemmten Zutritt ins Mittelmeer fand. Ganz besonders scheute es diese Aussicht zu einer Zeit, zu der es daran arbeitete, nicht nur den einst heftig bekämpften Suezkanal ganz an sich zu reißen, sondern den Weg nach Indien auch durch

Aufrichtung britischer Herrschaft über Ägypten zu sichern. Ein starkes Bulgarien unter russischer Vormundschaft als Vorstufe der Eroberung von Konstantinopel durch die Russen war England demgemäß höchst unerwünscht. Bismarck für sein Teil, der „ehrliche Makler" des Berliner Kongresses, hatte zwar schon 1877 im Reichstag die ethnographischen Vorrechte der Bulgaren auf dem Balkan theoretisch anerkannt, praktisch aber kein Interesse an fortgesetzter Schwächung der Türkei oder an einer Umklammerung des verbündeten Österreich-Ungarn durch russische Vormacht auf dem Balkan, sondern war zu Gunsten einer möglichst unbeeinflußten deutschen Politik bedacht auf das Ausbalancieren der russischen und der englischen Macht in der Weltpolitik. Diesem Ausbalancieren, das ihm wenige Jahre später den ungestörten Übergang zu deutscher Kolonialpolitik ermöglichte, diente vornehmlich auch seine Haltung auf dem Berliner Kongreß.

Suchen wir zunächst noch einmal das Bild möglichst scharf zu umreißen, das die Haltung der Mächte zum Balkanproblem in jenem Zeitpunkt gewährt, um dann später um so klarer die nach dreißig Jahren vollzogene Wandlung zu erkennen:

Für Rußland ist der Balkan jederzeit eine Frage des Mittelmeerzugangs, für England eine Frage des Zugangs nach Indien bezw. der Möglichkeit seiner Versperrung. Aus diesem Grunde war auf dem Berliner Kongreß Rußland für eine möglichst vollständige Auflösung der europäischen Türkei und für ein großes Bulgarien, das in Rußlands Gefolgschaft zum Wegbahner nach den Dardanellen werden sollte. Eben deshalb aber war England gegen dieses große Bulgarien, in dem es den Anfang einer Ausbreitung der russischen Herrschaft über die östlichen Ränder des Mittelmeeres, damit also auch über die Wege nach Indien sah. Österreich-Ungarn betrachtete den Balkan wesentlich als einen benachbarten Markt, den es seiner Industrie offengehalten sehen wollte, und Deutschland erblickte in ihm kein Gebiet unmittelbarer, eigener Interessen, sondern nur ein Streitobjekt zwischen Rußland und England, das genutzt werden mußte, um Deutschland die Rolle des Züngleins an der Wage dieser beiden Mächte zu sichern.

So kam es also zu dem Berliner Kompromiß, das nur ein begrenztes und nicht ganz unabhängiges Fürstentum Bulgarien entstehen ließ. Zwei stritten sich, ein Dritter vermittelte , und das Streitobjekt — die europäische Türkei — freute sich eines verlängerten Daseins. Der Vermittler aber erntete wenig Dank, sondern von seiten der geschlagenen russischen Diplomatie bittere Feindschaft. Seither ward Berlin als Hindernis auf dem Wege von Petersburg nach Konstantinopel empfunden. Wenn es Bismarck gleichwohl gelang, wieder gute Beziehungen zu Rußland zu pflegen — als er die deutsche Kolonialpolitik inszenierte und England beschäftigt wissen mußte, bot er Rußland sogar deutsche Finanzunterstützung für einen Zug gegen Indien an —, so blieb doch der Stachel im russischen Empfinden zurück und führende Geister des Zarenreiches lebten sich

wegen des erschwerten Weges nach Konstantinopel immer stärker in den Deutschenhaß ein, je mehr sich später die deutsch-türkischen Beziehungen verengerten. —

Rußland fand auch in dem kleineren Bulgarien nicht, was es gesucht. Der Battenberger, Bulgariens erster Fürst, trieb keine rundweg russische Politik, obwohl Rußland alles getan, ihm ein selbständiges Regieren zu erschweren. Die Verfassung und das Parteiwesen, das russischer Einfluß geschaffen, waren für ein Analphabetenland — als solches kam Bulgarien ja doch schließlich aus der türkischen Herrschaft heraus — in höchstem Grade gefährlich und so gestaltet, daß die inneren Schwierigkeiten immer für ein starkes Anlehnungsbedürfnis des Fürsten sorgen sollten. Tatsächlich kam es denn auch dazu, daß im Wechsel der bulgarischen Staatsstreiche Rußland 1882 zahlreiche Offiziere nach Bulgarien entsenden konnte, die Hand auf die Verwaltung des Landes legten. Als die Verfassung jedoch abermals umgestoßen wurde, glaubte Rußland den jungen Fürsten für seine Selbständigkeitsregungen strafen zu können, indem es die Offiziere abberief und das Land damit vermeintlich hilfloser Anarchie anheimgab, die den Vorwand bieten sollte, es ganz zu einer russischen Provinz zu machen. Fürst Alexander aber ging weiter seine eigenen Wege, und als 1885 in dem türkisch gebliebenen Nachbarstaat Ostrumelien oder Südbulgarien aufs neue die bulgarische Freiheitsbewegung ausbrach, zog er sogar gegen Rußlands Willen über die Grenze, um das Land mit seinem Fürstentum zu vereinigen.

Damals begann in der balkanischen Kleinstaaterei bereits der Ruf nach „Kompensationen" zur Erhaltung des Gleichgewichts. Griechenland hatte schon 1881 beträchtliche Gebietserweiterungen durchführen können, und Rumänien hatte sich damals zum Königreich gemacht. Nun wollte Serbien die bulgarische Ausdehnung über Ostrumelien nicht ruhig mit ansehen, ohne auch seinerseits Machtzuwachs davonzutragen. Alexander aber holte nicht nur die Südprovinz heim, sondern wies auch die Serben mit blutigen Köpfen ab. Gerade die selbständige politische Betätigung Bulgariens ließ die politische Rolle der Mächte vertauscht erscheinen. Die schwache Türkei erblickte in einem gegen Rußland selbständigen Bulgarien ein Bollwerk gegen den fortgesetzt drohenden russischen Vormarsch nach Konstantinopel und ließ ohne großen Widerstand die Angliederung Ostrumeliens an den Balkanstaat geschehen. Rußland dagegen, das sich noch sieben Jahre zuvor so lebhaft für ein großes Bulgarien eingesetzt, wollte nun, nach den selbständigen Regungen dieses jungen Staatsgebildes, von seiner weiteren Stärkung durchaus nichts wissen. Unermüdlich intrigierte es gegen den Battenberger und erreichte im Jahre 1886, nach einer Kette von Irrungen und Wirrungen, auch dessen Abdankung, ohne deshalb jedoch zur Ausübung einer russischen Vormundschaft gelangen zu können. Des Fürsten Alexander letzte Tat war vielmehr, daß er in Stambulow einen starknervigen Bulgaren zur Regentschaft brachte, der entschlossen war, die volle Unabhängigkeit des Landes nach der russischen Seite hin zu wahren. —

Trotz der Fortdauer innerer Wirrnisse in den jungen, unfertigen Gebilden der Balkanstaaten kam nun auch für sie eine Zeit des inneren Ausbaues, des kulturellen und wirtschaftlichen Erstarkens. Bulgarien zumal fand in dem Fürsten Ferdinand, den die Sobranje unter dem Zeichen der Regentschaft Stambulows und seiner politischen Unabhängigkeit nach außen hin gewählt hatte, einen Herrscher, der mit koburgischer Zähigkeit an die Kulturförderung ging. Das Verkehrsnetz wurde entwickelt, die Volksbildung von Stufe zu Stufe gehoben und immer allgemeiner verbreitet, den orientalischen Waldverwüstungen begegnet, ein achtbares Heer ausgebildet — das Sehnen nach dem größeren, völlig freien Bulgarien weiter genährt.

Nicht leicht war die Arbeit an der volkswirtschaftlichen Erstarkung. Das Hineinrücken in den Weltmarkt durch Erschließung der Verkehrsbeziehungen hatte das Land zunächst mit einer nationalökonomischen Umwälzung schwerwiegender Art zu bezahlen. Dem blühenden Handwerk der bulgarischen Städte war der einst ganz von ihm versorgte türkische Markt durch die politische Trennung und die spätere handelspolitische Verselbständigung entrückt. Sowohl die bis dahin durch Bulgarien versorgte Türkei wie Bulgarien selbst wurden überschwemmt mit billigen Massenerzeugnissen europäischer Industrie. Den einst blühenden bulgarischen Zünften wurde der Nachwuchs an geistigen Führern entzogen durch den Bedarf des selbständig gewordenen Staatswesens an Beamten und Offizieren. Kurzum, mit der Blüte des bulgarischen Handwerks ging es zu Ende. Dafür aber öffnete sich den Erzeugnissen der bulgarischen Landwirtschaft der Weltmarkt, und der Balkanbauer begann es zu Wohlstand, ja zu Reichtum zu bringen. Auch die Städte begannen sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Zumal das geistig besonders regsame Gabrovo, das 1835 die erste bulgarische Schule geschaffen hatte, begann 1882 bereits mit der ersten Umwandlung seiner alten Hausindustrie in Fabrikindustrie, und andere Stätten bulgarischen Gewerbefleißes folgten seinem Beispiel. Später nahm sich auch der Staat tatkräftig der Industrieförderung an und ermunterte auch ausländisches Kapital, sich an diesem Werke zu beteiligen. Besonderen Stolz aber setzten die Bulgaren darein, aus eigenen Mitteln vornehmlich die landwirtschaftliche Industrie zu pflegen, wie es namentlich durch die am frühesten dem Weltmarkt nahe gebrachten Millionenbauern in der bulgarischen Steppe, dem Hinterland der ersten Eisenbahn Rustschuk—Varna, geschah. —

Auch in den Zeiten verhältnismäßiger äußerer Ruhe und nicht immer ungestörter innerer Konsolidierung hörte der Balkan nicht auf, Objekt der Weltpolitik zu sein. Rußlands Auge blieb auf Konstantinopel gerichtet. Englands eifersüchtiges Wachen über die Wege nach Indien aber erspähte neben der russischen eine mitteleuropäische Gefahr. Das Deutsche Reich war mächtig erstarkt und hatte begonnen, die türkisch-vorderasiatischen Beziehungen nachhaltig zu pflegen. Auch die Politik der Donaumonarchie entfaltete wieder eine größere Aktivität und

schien insbesondere dahin zu streben, einen Ausgang von Mitteleuropa durch das Gebiet der Balkanhalbinsel unmittelbar an das Ägäische Meer zu bahnen. England begann die unter deutscher Führung entstehende Bagdadbahn und den Plan einer österreichischen Bahn Sarajevo—Novibazar—Amselfeld—Skopje—Saloniki ernstlich zu fürchten, da es in beiden Plänen vereint eine künftige Bedrohung seiner Suez-Sicherheit und Indiens erblicken zu müssen vermeinte.

Da nun aber auch Rußland eine aktive Balkanpolitik Österreich-Ungarns höchst verdächtig und jede Arbeit an der Stärkung der Türkei, wie Deutschland sie sichtbar betrieb, höchst ungelegen war, so begann die englisch-russische Rivalität sich zu verwischen und Rußland wie England einen gemeinsamen Feind in Mitteleuropa und seiner Orientpolitik zu sehen.

Zusehends mehrten sich unter der Regierung Eduards VII. von England die Anzeichen dieses Umschwunges. Die beiden oben festgestellten Grundtatsachen blieben bestehen: Für Rußland blieb der Balkan eine Frage des Mittelmeerzugangs, für England eine Frage des Indienzugangs. Aber seitdem die Mittelmächte ihrerseits eine aktive Orientpolitik zu treiben begonnen, sah England eine Bedrohung mehr von ihrer als von der russischen Seite, zumal die persönliche Politik des Britenkönigs stark beeinflußt war durch seine scharfe Abneigung gegen Deutschland. Mochte aber er für sein Teil auch tatsächlich vor allen anderen Gedanken den der Züchtigung oder Zerschmetterung Deutschlands betreiben — für eine weniger persönlich zugespitzte, sachlichere Politik Englands konnte es sich letzten Endes doch im wesentlichen wohl nur um den Wunsch handeln, die früher beobachteten Zustände dahin umzuwandeln, daß nicht mehr Deutschland das Zünglein an der russisch-englischen Wage, sondern England das Zünglein an der russisch-deutschen Wage werden sollte. Schwerlich kann es im dauernden Interesse Englands liegen, Deutschland zu dem Ende zu zerschmettern, damit Rußland über den Balkan und den Kaukasus freien Weg finde zur Ausbreitung seiner Macht bis an das Ostmittelmeer! Vielmehr gebieten ihm seine Interessen, die Mittelmächte und Rußland fortgesetzt so weit gegeneinander auszuspielen und in Schach zu halten, daß beide zu keiner aktiven, erfolgreichen Orientpolitik kommen, sondern einander wechselseitig von Konstantinopel und den Wegen nach Ägypten und Indien fernhalten.

Um Rußland für die Fernhaltung der Mittelmächte vom Bagdadwege zu gewinnen, mußte England ihm Konstantinopel verheißen. Ob es ihm deshalb den Dardanellenweg wirklich freigeben wollte, ist eine andere Frage. Englands emsige Versuche, sich am Ausgang der Dardanellen fest einzunisten, bevor Rußland Konstantinopel wirklich erreichen konnte, scheinen nicht gerade für ihre Bejahung zu sprechen.

Immerhin — die russisch-englische Annäherung vollzog sich noch unter König Eduard VII. unter dem Zeichen einer Verständigung über die Fragen des nahen Orient, vornehmlich des Balkan, der damit ganz und gar zum Objekt der Welt-

politik gemacht werden sollte. Der Balkan aber wollte nicht Objekt, sondern Subjekt weltpolitischer Gesetzgebung sein. Die Weltmächte, die ihn zu schieben glaubten, mußten zu gegebener Zeit erkennen, daß sie die Geschobenen waren.

Seit einem runden Jahrzehnt sehen wir den Balkan wieder im Brennpunkt weltpolitischer Probleme, die sich zusehends schärfer zuspitzten. Mit Balkanködern suchte man Italien vom Dreibund fortzulocken, Italiens Adriawünsche belebend und dem österreichischen Gedanken der Sandschakbahn zur Ägäis den russisch-italienischen Gedanken einer Adriabahn quer über die Halbinsel entgegenstellend. Der Balkan ward schließlich auch der Angelpunkt der russisch-englischen Verständigung.

Ihren Höhepunkt fand diese Verständigungsarbeit in jenen Junitagen 1908, da König Eduard VII. und Zar Niklaus II. sich vor Reval begegneten. Die Verkündigung der dort gehaltenen Trinksprüche und besiegelten Vereinbarungen gab das Signal für all die Wirren, die dann über den Balkan und schließlich über ganz Europa hereinbrachen. Die Losung ging von Reval aus: Rußland und England werden nach gemeinsamem Plan „die mazedonische Frage lösen". Wie ein Feuerzeichen flammte sie in die Welt des Balkans.

Was besagte das Stichwort: „Lösung der mazedonischen Frage"? Was mußte seine Ausgabe in dieser Form besagen? Für die Türkei enthielt es die Bedrohung mit Aufteilung ihres Gebietes, für die Balkanstaaten die Aufforderung zu raschem Zugreifen.

In Konstantinopel schlug die Kunde von Reval wie eine Bombe ein. Sie gab den eigentlichen Anstoß zur türkischen Revolution. Widerspruchsvolle Auffassungen und Stimmungen kreuzten sich. Türkische Patrioten fragten sich, wie der drohenden Gefahr zu begegnen, wie die Türkei stark zu machen sei gegen die Willkür von Mächten, die ihr Fell beliebig verteilten. Trotzdem England im Verein mit Rußland das Signal gegeben, war es aber doch zugleich den englischen Einflüssen gelungen, vielfach den Gedanken zu verbreiten, daß die Türkei nur in Freundschaft mit England der Gefahr begegnen könne. Die Engländer verstanden es, die Freundschaft mit Deutschland zur Hauptgefahr für die Türkei umzudeuten und jene Kreise, die eine Rettung und Erstarkung der Türkei nur im Umsturz des herrschenden Systems erblicken konnten, darauf zu verweisen, daß Deutschland es sei, das dieses System halte. In Wahrheit hatte Deutschland ja nicht die Freundschaft des herrschenden Systems gesucht, sondern die Freundschaft der Türkei, an deren Erstarkung es mitarbeiten wollte.

Sicher war den sorgenden türkischen Patrioten, daß ihr Vaterland dringend der Kräftigung bedürfe. Diese Kräftigung erhofften sie nur von politischer Erneuerung. Die Anschauungen darüber, mit welchen Mächten die Türkei Freundschaft halten müsse, um die Erneuerung und Erstarkung gesichert durchführen zu können, waren geteilt. Die Einen erkannten, daß ja doch eben die Verständigung Englands mit Rußland die Gefahr brennend gemacht, die anderen

sahen in dem „freien, parlamentarisch regierten" England die einzig passende Anlehnung für eine freie, zur parlamentarischen Regierung übergehende Türkei, die sich vom „reaktionären" Deutschland abkehren müsse. England für sein Teil förderte die Revolution in der doppelten Hoffnung, daß sie nur zu weiterer Schwächung der Türkei führen und daß sie die neuen Leiter des Landes an das „liberale" England sich anschmiegen lassen würde. Wo die wahren und wo die falschen Freunde der Türkei zu suchen waren, darüber wurden die neuen türkischen Führer dann später endgültig belehrt durch die Sabotage, die von den englischen Marine-Machthabern an den ihrer Führung anvertrauten türkischen Kriegsschiffen getrieben wurde!

Die Balkansteine waren von Reval aus einmal ins Rollen gebracht, und nun gab es kein Halten mehr. Die ersten äußerpolitischen Folgerungen wurden gezogen durch die endgültige Einverleibung Bosniens und der Herzegowina in die Donaumonarchie und die Unabhängigkeitserklärung des zugleich zum Zartum erhobenen Bulgarien durch Ferdinand I. Eine weitere, mittelbare Folge war der italienische Tripoliskrieg, in dem Italien sich ein Stück der von Eduard und Nikolaus ausgebotenen türkischen Beute sichern zu müssen meinte. Inzwischen bereiteten die Balkan-Fürstentümer den großen Schlag vor, zu dem sie von Reval aus eine so deutliche Ermunterung erfahren hatten. Der Stein ward zur Lawine . . . .

Ja — war denn nun in Reval wirklich „die Lösung der mazedonischen Frage" gefunden? Auf zwei Arten wäre sie wohl theoretisch denkbar gewesen: Entweder, indem die Mächte die Herr Mazedoniens bleibende Türkei zu solchen Reformen zu veranlassen wußten, die tatsächlich Ruhe und Ordnung hätten gewährleisten können. Diese Lösung erschien unglaubhaft, nachdem England und Rußland ganz unter sich, ohne jede Fühlungnahme mit der Türkei, das Problem in Angriff genommen hatten. Sie hätte aber auch praktisch wenig Erfolg und Dauer verheißen, da Mazedonien schwerlich aufgehört haben würde, nach voller politischer Freiheit zu streben. Blieb also nur der andere Weg der „Lösung": Die politische Lostrennung Mazedoniens von der Türkei in einer Form, die in erster Linie den gegebenen nationalen Verhältnissen Rechnung trug. Da nun die Bevölkerung Mazedoniens geschichtlich und ethnographisch am engsten mit Bulgarien verknüpft war, so hätte folgerichtig das Land bei der „Lösung" der mazedonischen Frage Bulgarien zugeschlagen werden müssen, wie Rußland es schon im Frieden von San Stefano gewollt hatte, ohne diese Lösung damals gegen England durchdrücken zu können. So einfach aber war das Problem nicht gelöst, sollte es nach Rußlands und Englands Absicht auch nicht gelöst werden.

Auf das Positive war es diesen beiden Mächten überhaupt nicht entfernt so sehr angekommen, wie auf das Negative. Nicht um das Aufbauen handelte es sich ihnen, sondern um das Einreißen. Nicht Ruhe wollten sie stiften, sondern den Herd der Unruhe erhalten und mit neuem Brennmaterial anfüllen. Weit davon

entfernt, sich über die Verbindung Rußlands mit dem Mittelmeer wirklich verständigen zu können, genügte es ihnen, sich über die Trennung der Mittelmächte von der Türkei und Vorderasien verständigt zu haben.

Dieses letztere war der weltpolitische Hauptzweck der Vereinbarung von Reval über die Balkandinge. War die gründliche Trennung dieser Mächte, die Zerschneidung des Hamburg-Bagdad-Weges, die südöstliche Einkreisung der Mittelmächte erst erreicht, dann fand sich auch das Weitere: Dann konnten neue Balkankonflikte entflammt werden, an denen Österreich-Ungarn auf das lebhafteste interessiert, Deutschland aber anscheinend uninteressiert war. So durfte man hoffen, die beiden Kaiserreiche bei passender Gelegenheit doch in der Isolierung vorzufinden, Österreich-Ungarn allein vom Balkan her in Bearbeitung nehmen, um Ansehen, Macht und Einfluß bringen zu können und dann mit dem vereinsamten Deutschland endlich leichteres Spiel zu haben. Kam es aber doch wirklich zum äußersten — nun, so konnte man das Überspringen der Funken vom Balkanbrand auf Europa auf eine Zeit verlegen, in der die verbündeten Gegner Mitteleuropas völlig gerüstet waren, und hatte es dann vermöge der völligen Einkreisung in der Hand, den Waffen- und Hungerkrieg gegen die abgeschnittenen Länder mit den besten überhaupt erreichbaren Aussichten zu führen. Vermutlich würden sie angesichts einer solchen Bedrängnis — so dürfte die Rechnung der „friedlicheren" Gegner gewesen sein — drohendem Kriege ausweichen, sich weltpolitisch willfährig erweisen, der Entente „aus der Hand fressen". Minder kriegsfürchtige Briten werden nicht auf dieses letztere Ergebnis gerechnet haben, sondern von vornherein auf den mit aller erdenklichen Sorgfalt vorbereiteten Krieg — sollte er doch nicht nur Deutschland, sondern auch das England verbündete Rußland bis zur Unschädlichkeit schwächen und beide Länder veranlassen, einander zu Gunsten britischen Sicherheitsgefühls wechselseitig dauernd von den Wegen nach dem Suezkanal und dem Ganges fernzuhalten. —

1912 entbrannte also der Balkankrieg und brachte — keine Lösung der mazedonischen Frage! Gewiß, den türkischen Händen war Mazedonien entwunden, aber wem die Beute? Die Londoner Konferenz, die eifrig an der „Lokalisierung des Balkanbrandes" arbeitete (weil der Pulverring um die Mittelmächte noch nicht dicht genug gelegt war!), beschied sich mit dem weisen Leitspruch: „Der Balkan den Balkanvölkern", ohne dem Wort jedoch Inhalt zu verleihen. Das Schlagwort war ein neues Problem, keine sichere Lösung.

Wollte man sie nationalpolitisch, so wie das Wort es heischte, zu finden suchen, so stieß man unerbittlich auf „Kompensations"-Forderungen und auf Gleichgewichts-Hemmungen. Die politische Welt stand eben im Banne des Schlagwortes von der Erhaltung des politischen Gleichgewichtes, das doch wegen seiner Labilität so viel gefährlicher ist als die Stabilität einer sich auf natürlichem Boden auswachsenden Macht.

Die Arbeit, die der erste Balkankrieg immerhin zur Anbahnung einer natür-

lichen Lösung der mazedonischen Frage gebracht, wurde durch den zweiten Balkankrieg gründlich verpfuscht. Wer immer mit gesunden Sinnen die Landkarte betrachtete, deren Festlegung den zweiten Balkankrieg beendete, konnte schlechterdings nicht im Zweifel darüber sein, daß hier neuer Konfliktsstoff in Massen aufgehäuft war. Man gebe einem Lehrling der politischen Geographie eine weiße Balkankarte mit der Aufgabe in die Hand, sie so mit Landesgrenzen zu durchziehen, daß an der Haltlosigkeit dieser Grenzen nicht gezweifelt werden kann — und das Bild wird wahrscheinlich in manchen Stücken dem der Bukarester Friedenskarte ähneln. Das sage ich nicht erst heute, sondern habe es damals unverzüglich in der geographischen Fachpresse zum Ausdruck gebracht.

Man denke nur an die Abgrenzung Serbiens: das Land hatte eine bedeutende Ausdehnung bekommen, weit über die nationalen Grenzen des Serbentums hinaus. Seine neuen Grenzen drängten ganz offensichtlich ans Meer, sowohl in der Richtung auf die Adria, wie in der Richtung auf die Ägäis. Aber dieses große Serbien blieb doch ein reiner Binnenstaat. So etwas ist einmal möglich unter den ganz besonderen Verhältnissen der Schweiz, eines seiner Natur nach auf Friedlichkeit und weltpolitische Wunschlosigkeit gestellten Landes. Aber es läßt sich nicht wiederholen, am allerwenigsten mit einer Nation von dem politischen Eifer und der Selbstüberschätzung der serbischen. Entweder man schuf ein wirkliches Groß-Serbien mit freiem Seezugang, oder aber man verwies dies zur Ruhestörung so stark neigende, zur Selbstregierung so wenig befähigte Volk in die engsten nationalen Grenzen, womöglich unter wohltuender Oberaufsicht einer starken Großmacht.

Die Fortdauer der Balkanunruhe war also gewährleistet und die Möglichkeit gegeben, zu jedem passenden Zeitpunkt den Brand aufs neue zu entflammen, um ihn dann je nach Wunsch und Bedürfnis nicht mehr zu „lokalisieren". Bedroht erschien durch diesen Zustand in erster Linie die Ruhe Österreich-Ungarns. Gelang es, durch eifrige politische Unterhaltungen mit Deutschland auf anderen Gebieten dessen Aufmerksamkeit abzulenken, so daß es sich im Falle neuer Balkankonflikte nicht an Österreich-Ungarns Seite hielt, so war das Ziel der Trennung erreicht, eine leichte Demütigung der Donaumonarchie vom Balkan her und im Anschluß eine tiefe Entfremdung zwischen beiden Kaisermächten erreicht, die eine spätere Demütigung Deutschlands erleichtert haben würde. Diesem Ziel scheint die britische Diplomatie mit ihren „Verständigungs"-Verhandlungen eifervoll zugestrebt zu haben. Eifervoll, aber im entscheidenden Augenblick doch erfolglos. Denn als schließlich im Gefolge der Bluttat von Sarajevo die Probe aufs Exempel gemacht, die Demütigung Österreich-Ungarns vom Balkan her unter russischem Druck versucht wurde, indessen England Verständigungseifer gegenüber Deutschland vorgaukelte, ließ das Reich den Verbündeten nicht im Stich, sondern trotzte mit ihm gemeinsam der gemeinsamen, von Rußlands Seite aus bereits zu stark verdeutlichten Gefahr.

So entspann sich aus dem österreichisch-serbischen Kriege unmittelbar der Weltkrieg, der, obwohl vom Balkan gekommen, den Balkan zunächst nur wenig zu berühren schien. Vom Südostweg tatsächlich so gut wie abgeschlossen, zumal die rumänische Neutralität sich schon recht bald als Rußland willfährig, den Mittelmächten minder freundlich erwies, waren die beiden mitteleuropäischen Großmächte zunächst darauf angewiesen, zu zweit einen denkbar festen, unüberwindlichen und unzertrennbaren Block zu bilden. Die weitere Entwicklung der politischen Dinge führte ihnen die türkische Bundesgenossenschaft als Frucht der langjährigen Pflege guter Beziehungen zur Welt des Islam zu und verdeutlichte der Welt dadurch wiederum, daß das große Ringen der Völker, verkehrsgeographisch betrachtet, um den Südostausgang Mitteleuropas, um die Straßen nach Indien — anderseits um den Mittelmeerausgang Rußlands ging.

Der deutsch-österreichisch-türkische Dreibund aber war einstweilen ein räumlich zersplittertes Gebilde. Gemeinsames Handeln war ihm außerordentlich erschwert, da es keinen völlig unbehelligten Weg von Berlin nach Konstantinopel gab. Rumänien begünstigte unter der Hand den russisch-serbischen, erschwerte den deutsch-türkischen Verkehr. Den unmittelbaren Balkanweg sperrte die serbische Barre. Nur ein Land hatte die Möglichkeit, in Gemeinschaft mit den Mittelmächten diese Barre zu sprengen und die Verbindung zwischen Mitteleuropa und Vorderasien herzustellen: Bulgarien. Eine nie wiederkehrende Gelegenheit bot sich diesem Balkanstaat, seine Weltstellung zu heben, seine alte Rechnung mit Serbien zu begleichen, Nachbar der Mittelmächte zu werden und zugleich das ihm so lange vorenthaltene mazedonische Erbe heimzuholen. Doch stand nicht auf der anderen Seite das große Zarenreich, mit dem Bulgarien sich trotz allem verbunden fühlte durch das dankbare Gedenken an den Zar-Befreier? Nun, das Land des Zar-Befreiers hatte seit Jahren auf dem Balkan die serbische Sache betrieben und Bulgarien im Stich gelassen, es war der Bundesgenosse jenes Serbien, das 1913 Bulgarien um die mazedonische Beute gebracht hatte, jenes Serbien, das seit 1885 Bulgarien jedes Wachstum eifersüchtig mißgönnte, das stets ein Hemmnis bulgarischer Entwicklung bleiben würde. — Aber hieß ein Zusammengehen mit den Mittelmächten nicht zugleich ein Bündnis mit jener Türkei, gegen deren Herrschaft die Bulgaren sich durch lange Jahrhunderte aufgelehnt, gegen die eben erst in zwei heißen Kriegen Ströme bulgarischen Blutes vergossen waren? Immerhin — die bulgarisch-türkische Rechnung war ja doch im wesentlichen beglichen, Bulgarien hatte keine Forderungen mehr an den Sultan zu stellen, die Lebensinteressen des Landes und Volkes betrafen. Konnte man dem ritterlichen, tapferen Gegner nicht ritterlich die Hand reichen?

Nur ein bulgarischer Herzenswunsch blieb zu erfüllen: Die Maritza, der dem Volke schier heilige Strom, sollte frei und bulgarisch sein von der Quelle bis zur Mündung. Das war in der politischen Praxis die Frage einer Grenzberichtigung auf wenige Kilometer. Ihre Lösung im Sommer 1915 machte Bulgarien

den Weg frei an die Seite des Dreibundes, ihn zu vervollständigen zu einem Block von Hamburg bis Bagdad.

Die bulgarische Entscheidung, herbeigeführt durch die Einsicht des Zaren Ferdinand, durch die Politik seines Ministerpräsidenten und durch die vom deutschen Schwert geschaffene militärische Lage, rief in der Welt gewaltiges Aufsehen hervor. Es war ja nicht nur ein neues Heer von doch immerhin einigen Hunderttausenden tapferer Streiter, das zu den Truppen des Dreibunds sich gesellte — es war eine vollkommene Wandlung des politischen Gesamtbildes. Wo auch immer der gegnerische Vielbund Umschau hielt — nirgends hätte er einen neuen Verbündeten finden können, dessen geographische Lage an Wichtigkeit unter den obwaltenden Umständen jener Bulgariens entsprach. Wenn man die englische Presse jener Zeit aufmerksam verfolgte, konnte man versucht sein, zu sagen, daß England erst seit dem Eintritt Bulgariens in den Krieg diesen sozusagen persönlich recht zu verspüren begann. Brachten doch noch vor dem Niederreißen der serbischen Barre die englischen Blätter große Karten, in denen die einheitlichen Grenzen des neuen Vierbundes von der Nord- und Ostsee bis in die Nähe des Suezkanals und des Persischen Golfs dick umrissen waren und Pfeilrichtungen die drohende Gefahr für Ägypten und Indien kennzeichneten.

Der Balkan war für den Vielbund verloren, der Südostausgang für Mitteleuropa frei, die Verbindung mit Vorderasien hergestellt. Die weltpolitische Wendung auf dem Balkan bedeutete in der Tat eine entscheidende Wendung der ganzen Lage, eine Frontvereinheitlichung und Kräftezusammenfassung, wie sie auf gegnerischer Seite nie und nimmer erreicht werden konnte. Hauptzweck und Hauptmittel der britisch-russischen Politik: Die völlige Einkreisung der beiden Kaisermächte und ihre Abschnürung von der Türkei und Vorderasien — sie erwiesen sich als verfehlt und gescheitert.

Darum freilich gaben die Drahtzieher das Spiel noch lange nicht verloren. Es gab ja so viele Möglichkeiten, ein neues Abschnüren und Einkreisen zu versuchen. Konnten sich nicht die Engländer von Süden her und die Russen aus dem Norden die Hand bei Bagdad reichen, um wenigstens hier dem Südostausgang das Tor zu sperren? War es nicht möglich, von Erzerum und Alexandrette aus einen Wall über die Bagdadbahn zu ziehen? Konnten nicht in englisch-russischem Zusammenarbeiten die Meerengen und der Bosporus geöffnet werden? Oder ließ sich nicht auf dem Balkan selbst noch eine neue Sperre errichten, etwa von Salonik bis zur rumänischen Grenze? Konnten nicht am Ende gar Italiener und Russen sich auf ungarischem Boden die Hände reichen?

Auf türkischem Boden brachten die Abenteuer von Gallipoli und Kut el Amara schwere Fehlschläge. So mußte es wieder auf dem Balkan versucht werden. Mit verdoppelter Kraft, mit List und Gewalt wurden Griechenland und Rumänien in Bearbeitung genommen, um den bulgarischen Schlag wettzumachen. Ein ungeheures Aufgebot weißer und farbiger Menschenkräfte, europäischer,

amerikanischer und japanischer Munition sollte alle Kräfte der Mittelmächte an der West- und Ostfront binden und dezimieren. Das hierdurch, wie man hoffte, militärisch auf sich selbst gestellte Bulgarien aber sollte zugleich von zwei Fronten in Bearbeitung genommen, von vielen Hunderttausenden aus Salonik wie aus der Dobrudja zugleich überrannt werden. War Bulgarien vernichtet und die Türkei wieder von den Mittelmächten abgeschnitten, dann winkte in lockender Nähe das alte Ziel, dann hatte der Balkan die ihm seit Reval zugewiesene Rolle im Weltkrieg erfüllt!

Am 27. August 1916 wurde dem Vierbund diese Rechnung präsentiert. Er hat ihre Einlösung bisher energisch verweigert . . . .

Über Trümmer zur Einheit! Das war 1866/71 der Weg Deutschlands aus der Kleinstaaterei zur Größe — das war von 1912 bis zu diesem Tage der Weg der Balkanländer. Alte Formen zerbrachen, neue Probebauten zerbarsten, das Gleichgewichts-Phantom ward beigesetzt, die starke Balkan-Vormacht entstand, faßte zusammen, was ihr gebührte, und errichtete ihren starken, soliden Einheitsbau. Die einzelnen Bestandteile Mitteleuropas um die nordwest-südöstliche Querachse des Erdteils hatten sich konsolidiert — als starke Kräfte konnten sie zusammenstehen und sich immer fester einander verbinden.

Noch ist der Kampf um die große Völkerbrücke des Balkan und ihre künftige Rolle in der Weltpolitik noch nicht zum endgültigen Abschluß gebracht. Noch stehen Rußlands Streben nach dem Mittelmeerausgang und Englands Verlangen nach Beherrschung aller Indienwege gegen Mitteleuropas Bedürfnis nach dem Südostausgang. Praktisch hat das allen Anstürmen trotzende Zusammenhalten des Vierbundes für das Vorrecht Mitteleuropas und seines Bedürfnisses nach dem Südostausgang entschieden. England stehen viele Indienwege offen — ist es ein billiges Verlangen, alle restlos in seiner Hand zu halten? Wird es mit dieser Forderung auf die Dauer nicht auch wieder die Wege Rußlands kreuzen? Zuzugeben ist, weit mehr jedenfalls als eine Berechtigung des herrschsüchtigen Begehrens der Briten, die natürliche Begründung des russischen Strebens, aus dem Schwarzen Meere herauszukommen. Fatal und in gewissem Grade ehrenrührig muß es den Russen bedünken, im Schwarzen Meere eine starke Flotte zu halten, die nicht hinausdarf in die weiten Meere, mit denen es durch eine natürliche Straße verbunden ist. Wer aber von den beiden am Balkan sich kreuzenden Wegen das Vorrecht hat — der mitteleuropäische Ausgang nach Asien oder der russische Ausgang nach dem Mittelmeer — das ist schließlich eine reine Machtfrage, und diese Machtfrage hat der Bestand und die Kraft des Vierbundes einstweilen beantwortet.

Theoretisch wären am Ende die russischen und die mitteleuropäischen Bestrebungen, wiewohl einander am Bosporus kreuzend, nicht so schlecht vereinbar, wie es im Grunde die heute künstlich zusammengekoppelten russischen und englischen Interessen sind. Denn der Weg zum englischen Ziel kreuzt sowohl die

mitteleuropäischen Wege wie die russischen Wünsche. Das ist seit den Tagen von Reval nur oberflächlich verdeckt durch den leicht zerreißbaren Schleier, den gemeinsamer Haß gewoben. Das Ei des Kolumbus: Eine Lösung, die Rußland einen Ausgang zum Mittelmeer, zugleich aber der Türkei die Sicherheit gewährt, daß niemals ein russisches Geschwader versehentlich am Goldenen Horn mit geladenen Geschützen vor Anker bleiben kann!

Dr. Adolf Friedemann: Wofür sie sterben.

Ein unabsehbarer Zug bleicher Schatten wandelt herab von den Schlachtfeldern Europas im Osten und im Westen durch das Tor des Todes auf die große Asphodelos-Wiese. Söhne fast aller Völker der Erde, die besten, tüchtigsten und hoffnungsvollsten ihrer Jugend, alle willig, frohen Mutes, begeistert für einen erhabenen Zweck. Jeder getragen vom Bewußtsein der Pflichterfüllung gegen die Heimat, des Sterbens für eine große Idee. Kein Zweifel, daß diese Begeisterung und dieser Gedanke eines zweckvollen Todes alle trägt, Deutsche und Engländer, Franzosen und Russen, Österreicher und Italiener. Ihnen allen ist der Krieg heilig und das Sterben voll Weihe. In dem Briefe eines jungen Freundes an seine Eltern, der unlängst, kaum neuzehnjährig, vor Verdun fiel, heißt es:

> „Wenn Ihr diesen Brief bekommt, so wißt Ihr, wofür ich gestorben bin, und daß ich das nicht gezwungen getan habe, sondern mit frohem Mut, obgleich ich erst vor der Pforte meines Lebens stehe."

Man sagt, daß die Jugend im allgemeinen das Leben leichter hingibt, als das Alter, weil ihr der Lebenswert nicht in der gleichen Weise zum Bewußtsein gelangt, wie uns Älteren. Aber dieser hat ihn gekannt und sagt doch, daß er den Sinn frühen Sterbens wisse. Hat er ihn wirklich erkannt? — Für die Toten hat freilich die Frage nach Wert oder Unwert der Überzeugung keine Bedeutung mehr, wohl aber für die Zurückbleibenden und die überlebenden Kämpfer selbst. In dieser Zeit der großen Volksheere ist ja das moralische Element von unendlich größerem Werte als früher. Die Söldner der alten Zeit starben für ihre Brotgeber, sie wechselten die Fahne, sobald ihnen das nützlich und ehrenvoll schien. Heute winkt nur wenigen die Aussicht auf Ruhm, große Stellung, Macht; die Zeiten sind vorüber, da noch jeder Soldat, wie einst im Heere Napoleons, seinen Marschallstab im Tornister trug. Anderes bestimmt heute diesen „frohen Mut" der Streiter. Nicht Abenteurerlust, nicht leichtsinniges Verschleu-

dern des Lebens, kann in unseren Heeren mehr gedeihen. Wer tage- und wochenlang zusammengekauert im Winkel des Schützengrabens hockt, während die Granaten droben trommeln und jeden Augenblick ein klägliches Ende unter zusammenstürzenden Erdmassen droht, dem muß — auch, wenn er der wagemutigste Leichtfuß ist, — die Freude der Vorfahren fehlen, die als „wilde, verwegene Jagd" durch Deutschland und Frankreich trabten und den leichten Streitertod priesen. Ein anderer, mächtigerer Trieb muß also heute in den Seelen wirken und todesmutige Begeisterung schaffen.

Viele ziehen sicherlich hinaus, um Haus und Hof zu schützen, die Heimat zu verteidigen. Aber was ist dem einfacheren Manne Heimat? Sein Dorf, sein Acker oder Weinberg, sein Städtchen, allenfalls die Landschaft, in der er lebt und arbeitet. Und all das ist vielleicht gar nicht bedroht. Im Jahre 1870 war der ganze Norden und Osten Deutschlands außer Gefahr, und doch schlugen sich Holsteiner und Schlesier voll Begeisterung in zahlreichen Schlachten.

Nicht viel anders steht es mit der Idee des Schutzes nationaler Kultur. Zahlreiche Kämpfer glauben, für den Geistesschatz des Landes zu bluten, dem sie angehören, und sie sind der Überzeugung, die Barbarei der Gegner werde all' die mühsam erworbenen Werte im Falle des Sieges vernichten. Aber kann denn die Heimatkultur überhaupt in Gefahr kommen? Das war wohl möglich bei den Kriegen alter Zeit, wo oft genug mit dem Siege des unzivilisierteren Teiles die Kultur des höherstehenden scheinbar verloren ging. Nur scheinbar, denn in Wirklichkeit hat das alte Griechenland, hat Rom zwar seine Hochkultur beim Barbareneinfall verloren, aber die Barbaren haben ein gut Teil davon in sich aufgenommen und durch alle Stürme des Mittelalters gerettet. Auch in alter Zeit verschwand Kultur nie. Nur wurde sie dünner, flacher, wenn sie auf die Anstürmenden sich verbreitete. Gerade so, wie die Wassersäule der hochgemauerten Zisterne sinkt, wenn die Umfassungsmauer zerbricht. Die Zisterne selbst entleert sich, aber das Wasser verbreitet sich um sie her und befruchtet weithin den Erdboden.

In der gegenwärtigen Zeit ist an den Untergang einer Kultur überhaupt nicht zu denken, und auch das, was ihr in einem Lande den nationalen Charakter aufprägt, kann nicht verloren gehen, wie in alten Tagen. Schließlich sind ja die Sieger selbst Kulturmenschen, und die Achtung vor der Eigenart Anderer ist trotz aller Feindschaft der Völker zu groß geworden, um eines von ihnen geistig zu töten — selbst, wenn das möglich wäre. Aber Versuche dazu mißlingen stets. Als Polen geteilt wurde, ging doch die polnische Kultur nicht verloren. Seine Sprache blieb erhalten, eroberte sogar neue Gebiete. In Dramen und Liedern, wie in der Geschichtsschreibung erhielt sich der polnische Gedanke, und die Wesensart blieb, aller Bedrückung zum Trotz, unverändert. Nach hundert Jahren der Russenherrschaft ist Polen ein polnisches Land. Und wenn heute einer der großen Nationalstaaten sein Schicksal teilte, so würden die geistigen Werte seiner Kultur

noch viel weniger leiden. Das Geistesleben eines Landes leidet unter fremder Eroberung heutzutage höchstens da, wo ein dauernder, gewaltsamer Druck auf einen kleinen, engen Lebenskreis ausgeübt werden kann. Mit der Staatsform an sich und sogar mit der Macht eines Landes hat die Frage der Erhaltung nationaler Kultur überhaupt wenig zu schaffen. Goethe und Schiller schrieben in den Zeiten von Deutschlands größter Zersplitterung und Machtlosigkeit ihre Werke und vollzogen die geistige Wiedergeburt des Deutschtums. Gelegentlich einer Besprechung im „Secolo" nennt der italienische Reformist Salvenini selbst den Gedanken, das deutsche Kulturniveau wegfegen zu können, albern und töricht. Die Gewohnheit der Arbeit und der Disziplin, der Einheitswille und die durch langjährige Tradition geformte Eigenart würden auch durch eine noch so schwere Niederlage Deutschlands niemals vernichtet werden können, — möglicherweise würde die deutsche Kultur durch seelische Vertiefung Einzelner noch gewinnen. Anders steht es freilich mit der Frage der Ausbreitung von Hochkulturen auf wilde oder halbkultivierte Völker. Gewiß kann Neuland gewonnen werden, und jedes gesunde Volk sucht es zu gewinnen; aber das kommt ja in diesem Kriege gleichstehender Völker nicht in Frage. Die seelischen Regungen seiner Streiter sind also vom Streben danach nicht beeinflußt.

Was schafft nun also die Todesbereitschaft der Bürger aller Staaten? Was läßt sie jahrelang standhalten in einer Hölle sondergleichen? Hat sich doch selbst im vielsprachigen Nationalitätenstaat Österreich im großen und ganzen das Heer als ein einheitlicher Körper erwiesen, und die übergroße Mehrzahl aller Stämme hat treu ihre Pflicht erfüllt! Dem vielgestaltigen Begriff der Pflicht, der sich dem Einen als Notwendigkeit des Schutzes nationaler Kultur, dem Anderen als Gedanke der Sicherung von Haus und Hof und noch anderen etwa als Idee ruhmvoller Größe des eigenen Landes darstellt, muß also ein gemeinsames Unterempfinden innewohnen, das in einem Jeden lebt, bewußt oder unbewußt das Ganze treibt, und mit der Gewalt eines Urinstinkts sogar die Opferung der eigenen Persönlichkeit, des kostbarsten Lebensgutes, erzwingt. Es bedeutet für uns eine Lebensnotwendigkeit, Treue zu halten, unsere Pflicht zu erfüllen, und wir bezeichnen als den Gegenstand der Treue das Vaterland, ohne daß doch mit diesem Worte notwendig ein geographischer oder gar ein unveränderlicher Begriff verknüpft sein müßte.

Das Vaterland des Nomaden, der Jägervölker primitiver Entwicklung ist die einförmige und doch ständig wechselnde Steppen- oder Waldlandschaft; kein bestimmter, in sich abgegrenzter Raum. Der Jäger ist im „Walde" zu Hause, der Nomade „auf" der Steppe oder „innerhalb" der Wüste. Er verteidigt mit Begeisterung und höchstem Mut seinen Lebensbezirk, in dem er gerade wandert und jagt. Die Skythen haben ein Vaterland", sagt Herodot. Aber dann meint er nicht einen in sich eng begrenzten Bezirk, sondern das ungeheure Wandergebiet des ganzen südlichen Rußland. In späteren entwicklungs-

geschichtlichen Epochen der Menschheit ist das Vaterland bald eine kleine griechische Republik, die gegen einen stammverwandten, ebenso kleinen anderen Staat kämpft, bald der Bezirk eines reichsfreien deutschen Rittergutes, eine Landschaft oder ein frischgebackenes Fürstentum, das zusammengeraubt, zusammengestohlen oder erheiratet ist. Das ganze Österreich ist ein zusammengeheiratetes Land. Und daß die Staatenbildung, wenigstens in Mittel- und Osteuropa, fast immer die Folge der Feldzüge einzelner großer Dynastien oder der Heiratspolitik kluger Fürstenhäuser gewesen ist, bedarf keiner längeren Auseinandersetzung. Häufig wechselte früher für Bürger und Bauer der Hoheitsbegriff so schnell, daß von irgendwelchem Gefühl für den Staat keine Rede sein konnte. Dann tritt an die Stelle des Vaterlandes als Symbol der Gemeinschaft der Regent, mag er ein noch so kleines Ländchen sein Eigen nennen. Ihm allein hält man Treue, er allein ist „das Vaterland!" Und doch geht von der Person des Regenten sehr bald wieder ein besonderes Vaterlandsgefühl auf die Gesamtheit seiner Untertanen über, und aus dem persönlichen Treueverhältnis wird ein bewußtes Staatsgefühl, das freilich in vielen Fällen nichts vom Nationalgefühl enthält. Dieses Vaterlandsgefühl flammt hell auf bei jedem Angriff auf die Gesamtheit. Es zeigt sich im fernsten Masuren des mit Brandenburg kaum verbundenen Ostpreußen, als Friedrich der Große seine Schlachten gegen die Österreicher schlägt, und in den bekannten, kulturgeschichtlich so wertvollen Lebenserinnerungen des „armen Mannes im Toggenburg" steht zu lesen, wie in der Schlacht bei Lowositz „die geborenen Preußen und Märker" sich mit Begeisterung auf den Feind werfen, während er selbst und die anderen geworbenen Ausländer, sobald sie es irgend vermögen, davonlaufen. Was verteidigte der arme masurische Soldat bei Lowositz? Seine Heimat? Die war gewiß nicht bedroht. Er brauchte Haus und Hof nicht zu schützen und von deutscher Kultur hat er sicherlich wenig genug gewußt. Aber er schlägt sich mit derselben Inbrunst, wie der Brandenburger, dem der feindliche Überfall droht. Und wäre Ostpreußen dreißig Jahre später etwa mit Sachsen vereinigt worden, so hätten die Söhne der Kämpfer von Lowositz sich vermutlich mit demselben Nachdruck gemeinsam mit den Einwohnern von Dresden oder Zwickau gegen die Söhne ihrer früheren Mitkämpfer gewandt. Diese Beispiele ließen sich ins Unermeßliche vermehren.

Was war vor 1813 überhaupt der Deutschen Vaterland? Sie hatten hunderte von Vaterländern, die einander aus Gründen bekämpften und befehdeten, deren Betrachtung uns heute empört. Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts geraten Sachsen-Coburg-Gotha und Sachsen-Meiningen in den berühmten Wasunger Krieg — zwei Vaterländer, deren Bürger sich wegen des Klatsches einer alten Meininger Dame erbittert herumschlagen. Und als dann Sachsen-Meiningen unterliegt, schwellt gesteigertes Vaterlandsgefühl die Brust jedes Coburgers und Gothaers.

Gewiß erscheint uns ein solcher Kampf heute als bedauerliche

Farce. Trotzdem sind wir weit entfernt davon, aus diesen halb komischen und halb ernsten Dingen etwa die verfehlte Schlußfolgerung zu ziehen, daß die Opfer jener Angehörigen der zahllosen deutschen Vaterländer ebenso sinnlos gewesen wären, wie sie unzweifelhaft nutzlos waren. Was sich in all diesem Tun offenbart, ist eben jener Urinstinkt, der schon im Wilden als das Gefühl von der Notwendigkeit des Zusammenschlusses, der Gemeinschaft lebt. Diese Gemeinschaft des Lebens und meist auch des Blutes, der jeder von uns einen Teil seines geistigen Wesens verdankt, und die ihm mehr oder weniger den Stempel ihrer Eigenart aufprägt, wird für den Kulturmenschen zu einem notwendigen seelischen Anhaltspunkt, mit dem er durch tausend Fäden verknüpft ist. Das Gefühl engen Verbundenseins durch Erziehung, Lebensgewohnheiten, Gedankenrichtung, tausend Imponderabilien des Daseins läßt ihm den Schutz dieser Gemeinschaft als eine heilige Pflicht erscheinen bis in den Tod. Gewiß kommt zu diesen rein ideellen Dingen häufig die Idee des Schutzes der gerechten Sache, der Beschützung der Heimat und des Bodens, den er liebt, manchmal auch der unreine Wille zur Verschaffung von Vorteilen auf Kosten anderer. Aber die wahre Begeisterung quillt doch immer aus dem Urgefühl, das Glied eines in sich geschlossenen Ganzen zu sein, das Rechte gibt, Pflichten fordern darf, dem man selbst das Leben opfern muß, da, wenn das Ganze leidet oder untergeht, auch der Einzelne persönlich haltlos und hilflos wird.

Darum ist das Vaterland, für das wir kämpfen, zwar für jeden Einzelnen mit dem Heimatsgedanken verbunden, aber doch keineswegs ein geographischer Gesamtbegriff, der ja ohnehin den minder Gebildeten meistens fehlt. *Das Vaterland ist in Wirklichkeit eine Idee, und zwar die höchste und größte, die es geben kann*, weil sie in den Urnotwendigkeiten und -Trieben der Menschheit wurzelt, ohne die es keine Kultur, keine Fortschritte geben könnte, und ohne die wir zur Lebenshaltung der Tiere verurteilt wären. Der Gemeinsamkeitstrieb regt sich im einfachsten Hirn, wie in dem des Philosophen und Dichters, und aus ihm muß der Vaterlandsgedanke mit derselben Notwendigkeit emporsprossen, wie der Eichbaum aus der winzigen Eichel erwächst. Dafür zu sterben, ist Niemand zu gut — auch wenn mit ihm große schöpferische Gaben ins Grab sinken. Und darum ist auch das Wort Schopenhauers so wahr, daß der Einzelne sein Wesen nicht aufgibt, wenn er für die Gemeinschaft stirbt, sondern daß er dann im Gegenteil die engen Grenzen der Persönlichkeit überspringt: „Wer für sein Vaterland in den Tod geht, ist von der Täuschung frei geworden, welche das Dasein auf die eigene Person beschränkt: er dehnt sein eigenes Wesen auf seine Landsleute aus, in denen er fortlebt, ja auf die kommenden Geschlechter derselben, für welche er wirkt; wobei er den Tod betrachtet, wie das Winken der Augen, welches das Sehen nicht unterbricht."

Legationsrat Dr. Jentzsch,

Kais. Generalkonsul a. D.:

Einiges über Rumänien.

Nachdem in den gewaltigen Krieg, den die Welt seit mehr als zwei Jahren erlebt, auch Rumänien eingegriffen hat, treten die Erinnerungen an meine dort zugebrachte Dienstzeit erneut lebhaft in meinem Gedächtnis auf. Diese Erinnerungen beziehen sich auf Beobachtungen, die ich hinsichtlich des Landes, seiner Bewohner, seiner wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse, des öffentlichen und Verkehrslebens in Rumänien zu machen Gelegenheit hatte; ich berühre dabei auch näher besonders hervortretende Plätze, wie Bukarest, Sinaja, Jassy, Constanza.

Rumänien wird nach Norden durch die Karpathen gegen Siebenbürgen, Ungarn und die Bukowina begrenzt, im Westen durch Serbien, im Süden durch die Donau gegen Bulgarien, im Osten durch das Schwarze Meer und Bessarabien, Rußland. Der mittlere Teil des Landes, sowohl der Walachei wie der Moldau, ist mehr eben wie gebirgig. Die Donau erstreckt sich vom Schwarzen Meer durch das Land bis Turn Severin und Orschova; von den Flüssen in der Walachei sind noch zu erwähnen der Alt (Aluta), die Dimbowiza, ein kleiner Fluß bei Bukarest mit schmutzigem, trüben Wasser, in der Moldau die Bistriza, der Sereth und der Pruth, letzterer an der russischen Grenze entlang. Die nördliche Walachei in den transsylvanischen Alpen und die westliche Moldau in den Ausläufern der Karpathen sind mit großen Waldbeständen besetzt. Der Holzexport aus Rumänien ist ein bedeutender. In den Vorbergen der Karpathen sind reiche Mineralschätze enthalten, große Salzlager, auch Kohle, Marmor, Eisen. Reich ist das Land besonders an Erdölquellen. Bei Campina vorbei sieht man von der Bahn aus weite Strecken mit aufgebauten Sonden, durch welche das Petroleum aus tiefem Grunde hervorsprudelt. Reich ist Rumänien an Weizen- und Maisfeldern, auch an Gemüsen: Bohnen, Linsen, Tomaten; an Früchten: Melonen, Nüssen, Pflaumen. Der Export in allen diesen Artikeln ist ein bedeutender, in Getreide namentlich nach Deutschland, über Antwerpen. An dem in der Petroleumindustrie investierten Kapital ist Deutschland mit über hundert Millionen Franken beteiligt. Als Einfuhrartikel zur Hebung der Industrie und Landwirtschaft sind Maschinen, Textil- und Eisenwaren hervorzuheben. Unter König Carol wurde der Bau von Zuckerfabriken betrieben, durch Anpflanzung von Zuckerrüben; ebenso wurde für Ausbeutung der großen Holzbestände gesorgt. Der König selbst erwarb umfangreiche Walddistrikte für seinen Domänenbesitz; unter seiner Regierung wurden Gesetze für planmäßige Aufforstung und Abholzung erlassen; der Hebung der Viehzucht diente die Anlegung großer Milchwirtschaften. Früher war die Viehzucht weit verbreitet in Rumänien; als Ungarn jedoch seine Grenzen gegen rumänisches Vieh sperrte, ging die Viehzucht zurück. Die Moldau

war lange berühmt durch ihre Pferderasse, ein kleines, starkes, ausdauerndes Pferd; jetzt müssen die Pferde für den Heeresbedarf meist aus dem Auslande bezogen werden.

König Carol übernahm die Regierung des Landes im Jahre 1866 in völlig verrottetem Zustande; er schuf nach und nach eine Armee und wußte in die Staatsfinanzen Ordnung zu bringen.

Rumänien ist ein Ackerbaustaat. Unter den 6—7 Millionen Bewohnern des Landes gibt es etwa 5 Millionen Bauern und vielleicht 10 000 Großgrundbesitzer, Bojaren. Die weitere Volksklasse besteht aus Beamten, Professoren, Lehrern, Advokaten, Kaufleuten und Handwerkern. Von einem Mittelstande kann man in Rumänien nicht reden.

Als ich im Jahre 1907 von Belgrad nach Rumänien versetzt wurde, war dort gerade eine Bauernrevolte ausgebrochen; der Aufstand bestand noch in voller Kraft. Die Überschreitung der rumänischen Grenze bei Turn Severin an der Donau wurde für bedenklich erachtet, da ich von dort nach Bukarest fast die ganze Strecke durch das Aufstandsgebiet zurücklegen mußte; ich wählte jedoch diesen Weg, weil mir Gelegenheit geboten wurde, einen größeren Teil des Aufstandsgebietes über Craiova, Piteschti zu durchqueren. Von der Bahn aus waren noch viele rauchende Trümmerhaufen von Häusern und Gutshöfen zu sehen, die von Bauern angezündet und zerstört waren. Unterwegs machte ich die Bekanntschaft von Offizieren, die aus dem Aufstandsgebiet kamen und mir manche Einzelheit von den Kämpfen mit den Bauern erzählten. Auf den Stationen hielten Militärs und bewaffnete Zivilisten Wache. Bukarest zeigte bei meiner Ankunft ein kriegerisches, durch Truppenansammlungen belebtes Bild. Ich suchte zunächst den mir bekannten Kais. Gesandten von Kiderlen-Waechter auf, bei dem ich einige Stunden verweilte, und fuhr dann weiter nach Jassy; dort war vom Bauernaufstand nichts Besonderes zu verspüren. An den Barrièren, den Ausgängen der Stadt, waren Wachtposten aufgestellt, die das Eindringen der Bauern bei etwaigem Herannahen aus den Dörfern verhindern sollten. Im übrigen war in der Moldau, in Städten wie Dorohoi, Vaslui und anderen, sowie auf Gutshöfen von den Bauern ebenso gewüstet und gehaust, wie in der Walachei, in Muntenien, wie die Rumänen mit Vorliebe sagen, sie lassen sich nicht gern Walachen nennen; „Vlachos" heißt der Hirt. Der Aufstand wurde in verhältnismäßig kurzer Zeit, in zwei bis drei Wochen, durch das blutige Eingreifen der Armee unter General Averescu unterdrückt; auf diesen General hatten die Rumänen im jetzigen Kriege große Hoffnungen gesetzt; er hat bis jetzt enttäuscht.

Auf die Ursachen des Aufstandes der rumänischen Bauernschaft möchte ich zur Charakterisierung der Verhältnisse des Landes mit einigen Worten eingehen. Die Großgrundbesitzer pflegen ihre Ländereien an Pächter zu verpachten, diese wieder geben Pachtgrundstücke an Bauern ab. Die Pachtschillinge waren im

Laufe der Jahre erheblich erhöht; der Bauer wurde gedrückt; er war auch dem Wucher des Kaufmanns und des Schankwirts auf dem Lande verfallen. Nach und nach drangen sozialistische und anarchistische Ideen in die Dörfer, wohl vielfach durch Studenten, die vom Lande stammten. Aufwiegler hatten den Bauern ins Ohr geblasen, daß alle Güter von Rechts wegen ihnen gehörten und daß sie schon ihren Ahnen und Urahnen gehört hätten. Die Bauern begannen, sich mit Gewalt in den Besitz von Grund und Boden des Pächters und Grundbesitzers zu setzen. Der Aufstand, der wohl schon lange vorbereitet war, verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch das ganze Land. In der Moldau hatten darunter namentlich die Juden zu leiden, die die Hauptpächter der Grundbesitzer waren. Der Aufstand hatte trotzdem nicht antisemitischen Charakter, sondern er war wirtschaftlicher Natur; er entsprang dem Elend der Bauernbevölkerung. Der rumänische Bauer ist bedürfnislos, aber infolge dieser Bedürfnislosigkeit auch träge; er ist in kultureller Beziehung weit zurückgeblieben; er hat keinen Begriff vom modernen Leben, weiß nichts von dem, was außerhalb seines Dorfes vorgeht; er hängt zähe an seiner Scholle und weigert sich, den Fleck, wo er geboren ist, zu verlassen, auch wenn er keinen Besitz hat.

Die Einführung tiefgreifender Reformen zur Lösung der Bauernfrage nach Niederwerfung des Aufstands erschien eine politische Notwendigkeit. Die Großgrundbesitzer waren jedoch nur teilweise dafür zu haben, da sie eine Verletzung ihrer eigenen Interessen befürchteten. Es kamen Errichtung von Ruralkassen, Schaffung von Gemeindeweiden, ein Gesetz gegen die Pächtertruste, Erweiterung der Schulbildung und andere Reformen in Frage. Die beabsichtigten Reformen mußten jedoch wirkungslos bleiben, wenn nicht gleichzeitig die unleidlichen Zustände in der Verwaltung und Rechtspflege gebessert und der Bauer nicht auch vor behördlicher Ausbeutung und Gewalttätigkeit geschützt wurde. Diese Mängel in der Verwaltung und Rechtspflege zeigten sich nach meinen Erfahrungen in Rumänien kaum in geringerem Maße, wie ich sie während meiner mehrjährigen dienstlichen Tätigkeit in Serbien kennen lernte. Das Los der geknechteten Bauernbevölkerung in Rumänien war nicht sobald zu bessern, so daß die Zustände nach der letzten Bauernrevolte, deren es ja auch in früheren Jahren mehrere gab, nicht wesentlich geändert sein werden. Die Großgrundbesitzer suchen weiter ihre bevorzugte Stellung aufrecht zu erhalten und die Pächter den Bauern zu drücken.

Neben der Agrarfrage hat in Rumänien und speziell in der Moldau die Judenfrage eine besondere Bedeutung. Die Frage der Juden ist in Rumänien keine religiöse, sondern eine nationale, sie gelten nicht als Staatsbürger, sondern als eine fremde Nation; rumänische Staatsbürger können einzelne Juden nur durch ein von der Kammer votiertes Gesetz werden. Die Juden haben sich stark in der Moldau angesammelt. Handelsjuden erscheinen hier schon im 14. Jahrhundert. Nach der Teilung Polens hebt dann eine größere jüdische Einwanderung aus Polen an, im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts auch aus Galizien,

Rußland, ja selbst aus dem Norden, Frankfurt a. M., Hannover, Preußen. Phanarioten, die Steuererheber und Statthalter des Sultans, ließen den Juden gegen Gewährung eines jährlichen Zinses manche Erleichterungen zuteil werden. Nach und nach wußten sie den Handel an sich zu bringen und sich auch des Handwerks zu bemächtigen, so daß die rumänischen Handwerker mehr und mehr verschwanden. Die Sprache der Juden in der Moldau und den benachbarten Landesteilen ist deutsch und hebräisch, beides verdorben; die Juden sind dort unten Träger der deutschen Kultur.

Die Hauptstadt der Moldau Jassy hat unter 75 000 Einwohnern 40 000 Juden. In einer Stunde gelangt man von Jassy zum Pruth, zur russischen Grenze. Jassy dürfte jetzt ein Durchgangspunkt von russischen Truppen sein. Die Stadt, in der sich auch ein Königliches Schloß befindet, das freilich sehr verfallen ist, hat schöne breite asphaltierte Straßen mit guten Fußsteigen. Die Fuhrwerke, einspännige und zweispännige, sind großenteils in den Händen der Skopzen, mit ihren langen schwarzen oder blauen Samtröcken und rotseidenen Gürteln. Die Skopzen bilden eine Sekte, die wegen Selbstverstümmelung aus Rußland ausgewiesen ist; sie durften sich in Rumänien niederlassen; außer dem Gewerbe als Kutscher treiben sie Handel; in Jassy hatten sie die besten Delikatessengeschäfte inne, auch waren sie Geldwechsler. Die Frauen der Skopzen sind Wäscherinnen und Milchverkäuferinnen. Skopzen gibt es gleichfalls eine ganze Anzahl in Bukarest. Jetzt sind sie, wie ich höre, in Rußland wieder zugelassen.

Der Stolz der Rumänen ist ihre Hauptstadt Bukarest. Bukarest liegt in einer kahlen Ebene, ohne Wald, ohne Wasser; nur der erwähnte kleine Fluß, die Dimbowitza, geht bei der Stadt vorbei. In Kilometer Entfernungen ist die Stadt von vielen Forts umgeben, die den Platz zu einem stark befestigten machen. Die Hauptstraße von Bukarest ist die „Cale Victoriei", in der sich das Königliche Schloß und das Theater befinden, auch die Kaiserlich deutsche Gesandtschaft, mit einem dahinterliegenden Garten. Die Mehrzahl der Häuser ist von Gärten umgeben, so daß Bukarest als eine Gartenstadt erscheint; im Frühling und Sommer prangt die Stadt in buntem Blumenflor und grünem Baumbestand. An die „Cale Victoriei" schließt sich die Chaussee an, auf welcher zu Beginn der Luxusbau des Ministeriums des Äußern hervortritt; früher Palais eines Bojaren, wurde das Gebäude später vom Staat angekauft.

In den glänzenden Sälen dieses Ministeriums wurde ich als Generalkonsul dem Abschiedsessen zugezogen, das die Regierung dem Kaiserlichen Gesandten von Kiderlen-Waechter bei seiner Berufung in das Berliner Auswärtige Amt gab, unter Vorsitz des Ministerpräsidenten Bratianu. Der Gesandte von Kiderlen vertrat das Reich bei der rumänischen Regierung lange Jahre; er war unter den fremden Diplomaten in Bukarest seinerzeit entschieden die erste Persönlichkeit und hatte bei der Regierung bedeutenden Einfluß; mit dem Kronprinzen, späteren

König Ferdinand pflegte er näheren persönlichen Verkehr, auch als Jagdgenosse. Herr von Kiderlen, Württemberger, von energischem Charakter, wußte sich auf seinem Posten durch starken Willen Geltung zu verschaffen. Er hat dem Reiche wertvolle Dienste geleistet und die Interessen der Deutschen in jeder möglichen Weise vertreten; unsere Landsleute waren ihm in dankbarer Anhänglichkeit ergeben; das zeigte sich bei der Abschiedsfeier, die der Deutsche Verein zu Ehren des Gesandten veranstaltete, und die mit einer großen Ovation für Herrn von Kiderlen auslief.

Bei dem Korso auf der Bukarester Chaussee begegnet sich und begrüßt sich die rumänische Gesellschaft zu Wagen und zu Pferde; es macht Vergnügen, dort ein Stündchen auf und ab zu fahren oder von den Kaffees aus, die an der Chaussee liegen, den Korso zu beobachten. Die Bukarester Damen führen hier mit Vorliebe ihre Pariser Kleider und Hüte spazieren, nur was aus Paris kommt, hat bei ihnen Geltung. Der franzosenfreundliche Charakter der Rumänen tritt bei jeder Gelegenheit zu Tage, selbst in den vielen, meist recht minderwertigen Kinos. Dasselbe Verhalten der Bevölkerung war auch in Athen zu beobachten, während meines mehrjährigen dortigen Aufenthalts. Die griechische Bevölkerung legt gleichfalls besondere Vorliebe für französisches Wesen an den Tag, abgesehen von demjenigen Teile der Bevölkerung, der in Deutschland seine Studien genossen, sich dort zu Ausbildungszwecken aufgehalten oder die heilkräftigen deutschen Bäder besucht hat. In Griechenland ist es die Armee, die ihrem größten Teile nach treu zu König Konstantin steht, der im letzten Balkankriege, den ich in Athen mit erlebte, Siege an ihre Fahnen knüpfte.

Großstädtische Kaffees und Konfiserien gibt es in Bukarest, namentlich in der Cale Victoriei eine ganze Anzahl; die rumänische Männerwelt trifft sich dort zu politischem Geschwätz; als erstes Kaffee gilt Capscha, das jetzt während des Krieges, Zeitungsnachrichten zufolge, geschlossen ist. Die Bukarester Damen bevorzugen Konfiserien; Süßigkeiten sind die Rumänen wie auch die Griechen in hohem Maße zugetan. Die Theater und Varietees in Bukarest sind so minderwertig wie die Kinos; sie befinden sich meist in dürftig ausgestatteten Lokalen; mit Vorliebe werden sie von Offizieren und Studenten besucht, die dort gern in lauter Weise ihre politischen Gesinnungen zum Ausdruck bringen. Restaurants gibt es in Bukarest mehrere, wo man teuer, aber nach westeuropäischer Art nicht schlecht speist. Hotels, derart wie die ersten Berliner Hotels, sucht man in Bukarest vergebens; auch die Gasthöfe in Sinaja, dem Sammelpunkte der Bukarester Gesellschaft im Sommer, erreichen weder in äußerer Erscheinung noch innerer Aufmachung die Hotels an deutschen oder schweizerischen Plätzen. Auf der Fahrt von Bukarest nach Sinaja sieht man in den Dörfern, namentlich Sonntags und Feiertags, Rumänen und Rumäninnen vom Lande vielfach in ihren geschmackvollen bunten Nationalkostümen, die jedoch mehr und mehr verschwinden, wenigstens sind diese Kostüme in der Großstadt nur noch selten zu sehen. Sinaja bietet zur

Sommerzeit durch seine Lage in Gebirgshöhe angenehme Kühle. In den Bergen Sinajas liegt das Schloß „Pelesch", die Sommerresidenz des verstorbenen Königs Carol, ein in geschmackvollem Stil errichteter Schloßbau, mit reicher innerer Ausstattung. Der jetzige König Ferdinand hat dort ebenfalls ein Schloß. Herrliche Ausflüge in die Berge verleihen dem Aufenthalt in Sinaja erfreuliche Abwechslung.

In einigen Stunden Bahnfahrt erreicht man von Sinaja, über Predeal, Kronstadt und Siebenbürgen mit seinen deutschen Ansiedlungen. Es weht den Deutschen heimatlich an, beim Betreten der Flecken, Dörfer und Bauernhöfe in Siebenbürgen; deutsche Sauberkeit und Ordnung, deutsches Wesen, tritt hier überall zu Tage. Seit mehr als 700 Jahren, wo Kolonisten aus Niedersachsen, Trier, auch aus dem Elsaß, von Templern angesiedelt wurden, hat sich im Sturm der Zeiten dort das Deutschtum erhalten. Es ist eine Freude, fern vom heimischen Boden, durch fortgesetzten Fleiß, durch treue Arbeit geschaffene reiche deutsche Besitzungen vorzufinden. Möge der Siebenbürger, der leider durch den gegenwärtigen Einfall der rumänischen Soldateska arg zu leiden hatte, in der Zukunft weiter deutsche Art, deutsches Wesen pflegen und bewahren, mögen die Greuel des Krieges dort bald verschwinden und die fruchtbaren Gauen den Bewohnern neues Leben, neuen Reichtum spenden.

Gilt den Rumänen Sinaja in der heißen Sommerzeit als bevorzugter Gebirgsplatz, so strömen andere, die die See vorziehen, zum Schwarzen Meere nach Constanza. Unweit des Ortes zieht sich ein breiter Strand hin mit hohem Wellenschlag. Wenn der Badestrand und seine Einrichtungen auch nicht zu vergleichen sind mit den großen Badeplätzen an der Nord- und Ostsee, so ist er doch für das rumänische Publikum, das nicht zu weit außer Landes gehen kann, immerhin in der heißen Zeit eine Annehmlichkeit. Heiß ist's sehr in Rumänien; ich erinnere mich kaum eines heißeren Platzes wie Bukarest im Sommer — nicht selten bis zu 40 Grad — und andererseits keines kälteren wie Jassy im Winter mit 30 Grad Kälte, aber nicht vorübergehend, sondern wochenlang, bei fußhohem hart gefrorenen Schnee. Doch sind die Öfen dort gut zu heizen; es ist eine besondere Art Kachelöfen, mit langen Röhren, sie werden nur mit Holz, nicht mit Kohlen geheizt. In Constanza, dem alten „Tomi", ist auf einem größeren Platze eine Bronzestatue des römischen Dichters Ovidius Naso errichtet, der in diese damals wohl unwirtliche Gegend verbannt war. Am Meere entlang zieht sich ein Kai zu Promenaden mit einem eleganten Kasino, in welchem dem Badepublikum allerlei Vergnügungen, Konzerte, Bälle geboten werden.

Hervorragende Bedeutung hat Constanza als Hafenplatz mit seinem Handels- und Kriegshafen, die ich unter sachkundiger Leitung eingehend besichtigte. Constanza ist der Hauptausfuhrhafen für rumänisches Petroleum und Getreide. Durch eine riesige Röhrenleitung geht das Petroleum aus dem Quellengebiet bis zum Hafen, und zur Ansammlung des Getreides sind gewaltige Magazine errichtet.

Unsere siegreichen Truppen fanden daher bei der Einnahme von Constanza eine reiche Beute an Petroleum, Benzin und Getreide.

Ein großartiger Bau ist die Eisenbahnbrücke über die Donau bei Cernavoda; sie ist eine der größten der Welt; ich berührte sie wiederholt auf der Fahrt von Bukarest nach Constanza. Weitere wichtige Eisenbahnverbindungen nach Bukarest sind solche von Turn Severin, Kronstadt, Jassy, Giurgiu. König Carol sorgte für die Aufschließung des Landes durch Herstellung von Verkehrswegen. Die von ihm geschaffene Armee hatte bei Plewna mit Erfolg eingegriffen; entscheidend dabei war aber wohl die Führung des fürstlichen Feldherrn; im gegenwärtigen Kriege scheint die rumänische Armee zu versagen; Heerführer haben sich bisher nicht hervorgetan.

König Carol und unter ihm Staatsmänner wie Carp, Marghiloman und andere haben die Interessen Rumäniens richtig eingeschätzt und hatten es verstanden, dem Staate durch lange Jahre den Frieden zu erhalten. Herr Bratianu dagegen, dessen Vater noch gleichfalls treu zu König Carol stand, ließ sich durch Kriegshetzer wie Take Jonescu, Filipescu und andere verleiten, Rumänien in einen unheilvollen Krieg zu stürzen, den auch König Ferdinand nicht zu verhindern wußte. Rumänien geht weiter seinem Schicksal entgegen; die Waffen müssen nunmehr entscheiden.

Constantin Brunner: Deutschenhaß, Judenhaß und die Ursache des Krieges.

Ein größeres Werk von mir „Der Judenhaß und die Juden" war fertig abgesetzt in der Druckerei, als hereinbrach, — was vielleicht auch den Lebenspunkt der darin ausgesprochenen Gedanken erst recht dem Verständnis und Gemüt nahe bringt. Das Buch mußte liegen bleiben*). Europas Männerblüte der Zerstörung preisgegeben; ein Morden auf, über, unter der Erde und auf, über, unter dem Wasser; Krieg gegen die Staaten, gegen die Völker, gegen die Volkswirtschaften; Krieg gegen Kämpfer und gegen Nichtkämpfer; und wie schmeckt die Luft nach Leid! Auf eine ungeheure Art dichtet die Zeit Schicksal und Geschichte: was soll ein neues Buch?! Die da draußen, Sommer und Winter, Tag und Nacht auf den Feldern, in welchen Kämpfen, Nöten, Folterqualen; und wir Heimgebliebenen — im Rosengarten sitzen wir nicht, und, was wir erfahren, fällt

*) Es erscheint nach dem Krieg im Verlage von Oesterheld u. Co., Berlin.

auf keinen Stein. Die Welt ist verwünscht, verwandelt und zerrüttet auch in unsrem tiefen Selbst; kein Trieb will frei sich rühren und regen, nichts brennt in den Herzen als Vaterland und Krieg, — dieser Krieg, für den ein andrer Name als Krieg, ein gänzlich neues, fürchterliches Wort nötig wäre, seine zyklopische Art und Gräßlichkeit zu bezeichnen; aller Krieg war Friede gegen diesen. Wir können ihn nicht ansehen, weder wie der Teufel, noch wie der Gott: nur wie Menschen, die ihn miterleben. Ob er auch in den Sternen stand, ob auch Staaten und Völker, die wohlgeopferte Generationen fordern können, dieses Krieges bedurften — nein, dieser Krieg ist noch andres als nur ein politischer Krieg, und was für Großes wir dabei übrigens erleben: wir erleben auch das Scheußlichste der ganzen Menschengeschichte; wie scheintot im Sarge liegt in uns der Geist, vernimmt alles und kann sich nicht bewegen und nicht die Zunge gebrauchen. Wieder und wieder, jeden Augenblick müssen wir uns verwahrheiten, müssen wir uns vordramatisieren das grauenvolle Geschehen in dem Blutsumpfe. Wann kommt das Ende und wie? Durch die Waffen? oder, wenn der Wahnwitz nicht weiter kann, wird man sagen: durch die Vernunft! Aber einmal kommt das Ende und der Frieden.

So zwar schwerlich, wie die vielen untauglichen Reden derer, die zum Professor taugen, wie alle die kleinen Fichtes verkündet hatten, die in Herz und Hirn genau so klein und weise waren wie ihre Zuhörer und also gänzlich unnötig; man fühlte die Nähe von großem Unsinn, wie etwa auch bei den Reimen aus dem Füllhorn des Überflüssigen (um drei Millionen gedruckter Kriegsgedichte ist zwischen den Schlachten der Unsinn des Reiches vermehrt worden — zum Glück ist unser Schwert besser als unsere Leier!), und man rechnet beide, die Körners wie die Fichtes, mit unter die Kriegsgreuel. — So kommt es schwerlich, wie die Führer verkündigen, die da sprechen: „Wir sind eure Führer, also folgen wir euch!" Am allerwenigsten so, wie sie damals zu Beginn des Krieges gemeint hatten, als sie, Branntweintrinkern gleich, täglich Siege tranken und sich daran zu Prophetenkaspars und untrüglichen Ferngläsern in die Zukunft. Es kommt besser. Noch wollen nicht die gewaltigen Dinge alle und ganz sich uns erschließen, noch stehen wir mitten in dem riesenentsetzlichsten Naturereignis, welches jemals auskam in der Menschheit, und kann unmöglich, entsprechend der Fülle des Zerstörten, auch die Größe des geschehenden Aufbaus mit Augen gemessen werden. Aber eines ist für uns Deutsche gewiß: unser Reich geht nicht unter, sondern zur Herrlicheit voran; das Glück ist von uns nicht weggegangen. Vom Anfang an des neuen Deutschland blieb es uns zur Seite, von des großen Friedrich großem Anfang her. Sein Krieg, die Befreiungskriege, der Krieg von Siebzig und dieser Große Krieg, dieser Deutsche Krieg, sind gradan Staffeln des Aufstiegs. Deutschland ist stark geworden und stark geblieben, stark und schön. Auch seiner Schönheit halben hat's keine Not. Läßt der Wundervogel sich wieder herunter in die Ruhe, so wird auf dem

zusammengelegten Gefieder auch all seine Pracht der Farben wieder hervorkommen. Zuversicht und Glück über unser deutsches Vaterland erhebt uns das Herz auch in diesem Kampf und allerrasendsten Wirbelsturm, bei aller Schwere der Gedanken um die Menschheit, bei allem für das ganze Leben uns allen gebliebenen Leid und Weh . . . . .

Was ist das für ein ungeheurer, wahrlich nicht allein politischer Krieg? Was ist das für ein Krieg gegen — — —? Gegen den Haß!

Gegen ein vielköpfiges Ungetüm des Hasses haben wir uns zu wehren; deswegen ist es, daß wir von diesem Kriege sagen müssen: er ist nicht allein ein politischer Krieg. Von aller Welt Deutschland gehaßt; wie sehr, das kam nun an den Tag. Die Grenzen Deutschlands und die Umgebung jedes Deutschen im Auslande sind der Haß. „Haß nicht zu einem nur, zu zehn Kriegen gegen Deutschland haben wir", sagten die Russen und fühlten gleicherart alle die übrigen; der Verpflichtung, mitzumachen an unsrer Demütigung, Bestrafung, Vernichtung, bis kein deutsches Etwas mehr in der Welt zu finden sein würde, der sittlichen Verpflichtung dazu waren sich im Grunde, ganz wie die Feinde, so auch gute Freunde und Verbündete, hoffnungsinnig bewußt. Sie sagen, Deutschland, Deutschland will über alles, aber in Wirklichkeit will alles, alles über Deutschland; und wenn uns das Schicksal zerschmetterte, vor Freuden würden alle auf den Köpfen laufen. Sie sagen, es gelte nicht Krieg gegen uns, sondern einen gemeinsamen Kulturkampf: „Der Europäerkrieg ist das größte Geisterduell; zwei Auffassungen von Leben und Sittlichkeit stehen gegeneinander." Darum ist nicht nur dieser Krieg gegen uns, sondern die Überzeugung der Welt, daß wir bös und gefährlich seien, — eine Überzeugung, die auch nach dem mißlungenen Versuch dieses Krieges, uns unter den Fuß zu bekommen, keineswegs so bald sich ändern wird. „Wenn zwanzig Jahre nach dem Friedensschluß ein Sohn dieser Deutschen uns, den Engländern, Italienern, Russen die Hand hinstreckte, schreibt der Franzose Bergerat, müßte unsere Haltung ihm sagen: Weg! Weiche auf ewig von uns! Was eure Väter taten, ist unaustilgbar . . . Weder Versöhnung auf dem Streitplatz, wie nach redlichem Zweikampf, noch Milderung des Hasses im Laufe der Zeit. Um die Menschheit wäre mir bang, wenn der Friede, der diesem Vernichtungskriege folgt, nicht auch Vernichtung brächte."*) Sie hassen und sehen steif nur Häßliches; nichts so Tollböses von Deutschen, daß es nicht geglaubt wurde. Satanische Scheußlichkeiten verüben sie, „denen die Bosheit tierähnlicher Wesen eignet", vergiften Brunnen, schlachten Kinder, üben Verrat, Treubruch,

*) An ähnlichem Sprechen fehlt es auch unter uns keineswegs. In der „Deutschen Revue", November 1916, liest man von Freiherrn v. Woinovich: „Keine Versöhnung, sondern für alle Zeiten: Aug um Auge, Zahn um Zahn! Die Zentralmächte dürfen die Verbrechen, deren sich die Gegner ihnen gegenüber schuldig machten, niemals vergessen, denn sie würden hierdurch die wichtigste Erfahrung in den Wind schlagen, die sie durch diesen Krieg gewonnen haben: daß sie es mit ethisch minderwertigen Völkern zu tun haben, denen gegenüber nur die Gewalt am Platze sei!"

Hintertücke jeder Art bis zu den fürchterlichsten Graden — ein italienischer Professor, Aristide Sartorio, hat geschrieben, da sei nichts verwundersam für einen wie er, der jahrelang in Deutschland gelebt habe und das deutsche Gesetz kenne: dieses Gesetz erlaube den Deutschen z. B. Diebstahl im Auslande auch in Friedenszeiten*). Eine andre Erklärung gab ein anderer Professor, der Russe Menschikow,

---

*) Das und derlei wurde bei Ausbruch des Krieges gesagt, noch bevor man daran ging, Italien von den „dreckigen Deutschen" zu säubern, es „deutschenrein" zu machen und der „Popolo Italiano" geraten hatte, „alle noch in Italien befindlichen Deutschen an den nächsten Laternen aufzuknüpfen"; also als unser italienischer Freund und Verbündeter noch neutral war und noch nicht in den Blutrausch gegen uns gefallen, worin er anstatt des casus foederis den casus belli entdeckte — der wahrhafte Politiker Spinoza schreibt: kein Staat dürfe sich über Betrug und Treulosigkeit eines verbündeten Staates beklagen, müßte vielmehr die eigne Torheit verurteilen, wenn er nämlich sein Heil einem andern anvertraut hätte, der sein eignes Recht besitzt und dem die eigne Wohlfahrt höchstes Gesetz ist. (Pol. Traktat III, 14). — Auch Amerikas muß besonders gedacht werden, des ebenfalls neutralen Amerikas. Von den Deutschamerikanern, die Roosevelt vaterlandslose Amphibien nennt, schreibt Hugo Münsterberg in seinem Buche „The peace and America": „Ihre täglichen Genossen haben sich in ihre Verfolger verwandelt. Der Boden, auf dem sie ihr Heim errichtet und für den sie ihr Vaterland aufgegeben hatten, ist für sie fremdes Land geworden, da sie fühlen, daß sie ihren Nachbarn nicht länger willkommen sind. Sie müssen kämpfen gegen grausame Angriffe auf das geliebte Land ihrer Väter und Brüder, aber Tapferkeit gegenüber dem Feind ist leichter als Tapferkeit gegenüber den Neutralen. In der Schlachtlinie, wo jeder Volksgenosse auf derselben Seite ist, trägt die Eine große Begeisterung Jedermann mit sich fort und der suggestive Einfluß bildet leicht Heroen. Aber mit Worten zu fechten und mutig für seine Überzeugung einzustehen, wenn das bedeutet, von seinen Werkgenossen verschmäht zu werden, Intrigen gegen sich zu erfahren und die gesellschaftliche Stellung für Frau und Kinder zu verlieren, welche langsam durch die Arbeit eines Lebens gewonnen war, und all des kleinen Erfolges beraubt zu werden, der durch treue Dienstleistung gewonnen wurde — das verlangt mehr Mut als die Schlachtlinie." Mit diesen Schilderungen Münsterbergs kommen unzählige andere überein. Aus dem Briefe eines Deutschamerikaners lesen wir in der Kölnischen Zeitung: „Es ist ein so grimmiger Haß gegen alles deutsche Wesen, daß man staunen muß, daß er nicht schon längst hervorgebrochen ist . . . Es ist daher kein Wunder, daß Deutsche hier aus Verzweiflung Selbstmord begangen haben. Wahrlich, wir haben keinen leichten Stand. Wir kämpfen nicht mit Waffen, und man bekämpft uns nicht mit Säbeln, aber mit etwas viel Schlimmerem, mit Verleumdung und Haß." Viele der besten Deutschamerikaner sollen entschlossen sein, nach dem Kriege ihr neues Vaterland zu verlassen, welches eine Agitation duldet, um sie gesellschaftlich und wirtschaftlich zu boykottieren, und wo ohnehin in politischer Hinsicht „der Deutschamerikaner fast so rechtlos ist wie der Neger". Während des Kriegsdeliriums stehen begreiflicherweise Frankreich, Rußland und England obenan mit Ausbrüchen des fassungslosen Hasses und einer förmlichen Tollwut. Ein Mann wie Sir William Ramsay tröstet mit dem „Entsetzen der ganzen zivilisierten Welt über den moralischen Verfall der Deutschen" und hält es auf Generationen hinaus für unmöglich, daß man wieder wissenschaftliche Verbindungen „mit Individuen dieses Stammes" eingehe. Rudyard Kipling verlangt klipp und klar: „Die ganze deutsche Rasse muß völlig ausgetilgt werden." „Daily Mail" schrieb: „Wir müssen mit Zähnen und Nägeln über Deutschland herfallen, müssen es mit seinen eignen Waffen bekämpfen und müssen all unsre Hilfsmittel anwenden, um diese Viperndrut zu vernichten." „Daily Graphic" wünscht (gleich zu Beginn des Krieges, am 20. August 1914), daß kein Deutscher verschont bleibe: „schneidet ihnen die Zungen aus, stecht ihnen die Augen aus! Nieder mit ihnen allen!" Das Stechen auf Deutsche sei noch schöner als Polo, schreibt ein englischer Offizier in den „Times". Wobei wir nun zu allernächst an nichts andres zu

indem er wissenschaftlich dartat, daß die Deutschen zu den minderwertigsten Rassen gehören und ihr Schädeltyp dem des Neandertalmenschen nahekomme, und überall heißt es, die Deutschen wollen die Weltherrschaft an sich reißen und seien schamlos schlecht durch und durch; was beides, das Weltherrschaftsstreben wie das Schlechtsein durch und durch, aus der deutschen Literatur und aus der deutschen Seele bewiesen wird — die Deutschen sind „die gierigsten, von Gewissensbedenken freiesten Räuber, die je ein Auge sah"; und bei Betrachtung der Gefangenen findet man sich immer von neuem unsäglich abgestoßen von der „Häßlichkeit und Widerwärtigkeit der Rasse". „Wir kämpfen gegen den Feind, der uns ekelt", „die Welt trägt Abscheu, sich von einem Volke beherrschen zu lassen, das sie durch seinen Hochmut und seine blöde Verachtung beleidigt", „wir kämpfen, um die Welt von der Schmach und Feigheit der deutschen Barbaren zu befreien", „gegen den Urfeind des Menschengeschlechts", „für die Rettung der Zivilisation, des Rechtes und der Freiheit des Geistes gegen die Macht der Finsternis und des Todes". Ist das Deutschland, und ist das Deutschtum, oder sind die da, mit Luther zu reden, wahre Säue, welche der Rosen und Veilchen im Garten nicht achten, sondern ihren Rüssel nur in Mist stecken?! — „Die Deutschen ermangeln der Originalität und sind — auch wissenschaftlich — nur Nachahmer und Ausbeuter der Gedanken und Erfindungen anderer"; von den deutschen Geistern spricht man nach Kräften verkleinerlich, lästerlich und kindisch, sie müssen herhalten zur Illustration für „die deutsche Moral" und die deutsche Gemütlosigkeit*) — die in der Welt zerstreut lebenden Deutschen mit ihrer Moral wären Schuld an jeglichem Unglück und wären das Universalunglück der Welt („überall muß der Deutsche alles ausbaden", schrieb einmal früher Karl Spitteler; in der Hetzpresse draußen war schon seit lange „der Bösewicht und die lächerliche Figur allemal ein Deutscher"). Die Versuche, zu erklären und uns zu rechtfertigen, gaben nur neues Wasser auf die Verleumdungsmühle, wurden mit Hohn beantwortet und machten, daß man nur um so unflätiger uns beschimpfte — und wie und was beschimpfte: in Amerika wurden Nachahmungen unseres Eisernen Kreuzes verfertigt und Hunden um den Hals gehängt! — auf alles von uns Vorgebrachte lautet die Antwort: „Tut nichts, der Deutsche wird verbrannt!" — kurz und treffend

---

denken haben als daran: wie schwer unter uns mit Gegenhaß, besonders gegen England, gefehlt worden und wie töricht; hat man doch sogar einen einzelnen englischen Mann für das ganze Weltunglück verantwortlich machen wollen. Das ist Politik wie Theologie, die Adam die Schuld aufbürdet für alle Sünden und für das Sterben der Menschen! Und mich will fast bedünken, daß man da beide Male gerade den unschuldigsten Mann herausgefunden hat.

*) z. B. Ermete Zacconi, ein bedeutender italienischer Schauspieler: „Daß die deutsche Seele voller Barbarei ist, weiß heute jedes Kind. Ich fühlte das, wenn ich die Werke der größten Denker dieses Volkes auslegte. Die teutonische Seele blieb auf ihrem Grunde grausam, gierig und unmoralisch. Das Äußere kann täuschen, aber der Grund dieser Rasse ist, selbst unter Landsleuten, von endloser Selbstsucht. Ich möchte mein Urteil in wenigen Worten zusammenfassen und sagen: Die Deutschen lieben nicht. Sie glauben zu lieben und Liebe zu empfinden, aber sie sind nur Nachempfinder."

hat man das Wort Odium generis humani übersetzt mit: die Deutschen. Wir sind eingekreist vom Haß, die ganze Welt haßt uns und setzt sich auf den Richtstuhl; alle sind sittlicher als wir — und wir setzen uns auf den Richtstuhl und sind sittlicher als alle.

Je, was ist das? und was klingt da mit in die Ohren? Haben wir recht gehört: über die Deutschen wird das alles gesagt, über die Deutschen? Uns will aber doch bedünken, als hätten just das Gleiche die Deutschen gesagt, als hätten just die Deutschen, wie keine andern, das Gleiche gesagt über — — — Wurden die Deutschen in Juden verdreht? Gehen die Juden aus? Sind ihre Seelen in die Leiber der Deutschen gefahren? Wer die deutsche Judenhaßliteratur kennt, greift sich an den Kopf vor dieser Deutschenhaßliteratur: da ist ja kein Unterschied; kein überhängendes Wort weder dort noch hier. Und so wird über die Deutschen gesprochen gerade jetzt, wo sie weniger den Judenhaß liebevoll pflegen und nicht an der Ausbildung der Theorie arbeiten, damit auch die übrigen Völker zu versorgen. Gerade jetzt, wo es bei uns *keine Parteien und keine Konfessionen mehr gibt*, die es auch nach dem Kriege nicht mehr geben wird?

Die das meinen, sind heute so dumm wie gestern, ob sie auch während des Krieges einmal Fichtes gewesen sind; sie verstehen nicht, welch einen Unterschied das macht: Während des Krieges und Nach dem Kriege, und halten ihre Denkereien und Erwartungen für Epochen der Geschichte; sie lieben das Werdende, weil sie nicht wissen, was wird, noch, was werden kann, und weil sie ihren Traum lieben; sie glauben an Besserung der Verhältnisse kurzer Hand, an Umkehrung des Gewöhnlichen, und daß die menschliche Natur aus ihren Schranken und aus ihrer Natur zu springen vermöge in das Widerspiel zu sich selbst. Am ersten August 1914, um halb sechs Uhr nachmittags, soll die menschliche Natur in dieser Weltgegend hier, in unseren deutschen Landstrecken, das gemacht haben. Sie hat es aber keineswegs gemacht; es reimt sich nicht auf Mensch und Welt, es ist gegen die Wirklichkeit, gegen die Möglichkeit, gegen die Denklichkeit. Die Ursache des Menschenhaders, der Spaltungen und Ärgernisse, die in dem oben erwähnten Werke betrachtet wird, dauert mit den Menschen weiter, denen sie in den Adern rieselt bis an den ungeschaffenen Tag; niemals ist der Haß dienstlos in der Menschheit, und geht es mit ihr aus dereinstmals, wie sie, der Sage zufolge, angehoben hat, so wird in der letzten Menschenfamilie abermals Kain seinen Bruder Abel erschlagen, und dann ist's wieder rund. Es will bis ans Ende gezankt, gestritten, die Seele gekränkt und Blut vergossen sein. Und unter uns, sobald nur die Zuchtrute weggetan, kommt wieder die Verhärtung im Üblen; es beginnt von neuem die Raufzeit der Parteien und Rotten wie vor dem Kriege*) und entdeckt sich, daß der Haß im Lande schwieg nur, weil

*) Vgl. Constantin Brunner, Die politischen Parteien und der Patriotismus, Zukunft vom 23. Mai 1914.

er auf andres draußen gescheucht und abgelenkt und weil „Kriegszustand" war, d. h. die Bestie im Käfig. Comment suspendu; danach (es muß nicht gleich nach dem Friedensschluß sein, aber gleich nach dem Schluß mit dem Kriegszustande!) kommt der einheimische Ferienhaß, der ausgeruhte, wieder an die Reihe — das Maß, das Riesenmaß Haß, vom Anfang her den Menschen zugeteilt, weicht nicht aus seinem Orte und vermindert sich nicht; da wird nichts versehen, und da hilft nichts gegen; wir leben noch auf der alten Welt der Bewegung in sich selbst, die sich nichts nehmen und nichts geben läßt, der Welt der Veränderungen ohne Veränderung.

Denken wir denn nicht wie Neulinge, sondern als Denker dieser wirklichen Welt und sehen's an, wenn uns nicht die Augen zugekleistert sind, wie es uns ansieht (auch alle die Zeit unverwandt durch die Löcher des Burgfriedens um so gefräßiger uns anschielt, als es ein bißchen hungern muß), so kommt für die inneren Zustände im Lande alles wieder rundrichtig und sind — hoffentlich bald! — die wirtschaftlichen, beruflichen und gesellschaftlichen Gegensätze wieder da und wieder die Leutchen, deren Vorteil ist, sie zu schüren, und die dabei, wie die faulen Fische, immer obenauf schwimmen und stinken müssen. Gewiß, der Geist Deutschlands kommt wieder aus seiner Erstarrung, Deutschland wird wieder schön in guten Tagen, alle seine köstlichen Kräfte des Friedens springen von frischem, und neue Lebenstriebe werden Welkes herunterstoßen. Aber auch das stärkste Faule kommt wieder obenauf; sogar — man halte das nicht für zu geringfügig, als daß es hier gesagt werde — sogar die moderne Lyrik gelangt wieder zu Worte oder vielmehr zu Wörtern, ihren sinnlos aneinandergefädelten (ja, der schöne Reim hat Recht: „Die Lyrik ist sehr schwierig", und bei der Hoheit und bei allen Wundern der lyrischen Dichtung! „die moderne Lyrik" ist wirklich schon nicht mehr Dilettantismus, sondern Schwindel, der Unsinn hinmacht, um Trivialität zu verstecken), und überhaupt wird das moderne Ästhetentum wieder einhertänzeln in sämtlichen Bauschen und Bändern seiner überschwänglich langweiligen Abgeschmacktheit und mit all seinem Spiel zwischen wildflammender Nichtsnutzigkeit und spitzfindig platter Psychologastrik — die Genies werden schrecklich beweisen, daß sie gar nicht daran dachten, vernünftige Menschen zu werden, und weiter gegenstandslosen Schund und Schande aus der Tinte malen, womit ihre Leser weiter sich besudeln werden. Nicht lange mehr, so duftet es auch restaurativ ganz wie vordem nach antisemitischem Bisam, und niemand anders als die verwegenen Juden tragen wieder die Schuld an den Wanzen, an der Sintflut, am Babylonischen Turm, an der Cholera und an dem Katzenkonzert der modernen Lyrik und an den übrigen ästhetischen Bescherungen. So hassen also Deutsche ganz, wie sie gehaßt werden, welch ein Schauspiel in welch einem Schauspiele — in einem erbärmlichen ein noch erbärmlicheres, ein ekelhaftes Schauspiel! — und weswegen alle Welt mit dem Finger auf die Deutschen weist, deswegen weisen Deutsche mit dem Finger auf die Juden und klagen die Juden an: daß

sie Kinder schlachten, Brunnen vergiften, jüdischen Gesetzen folgen, die ihnen alle Niedertracht geböten, die gierigsten, vom Gewissen freisten Räuber und hochmütige Verächter aller übrigen Menschen sind, welche die Weltherrschaft an sich reißen wollen (was beides, das Weltherrschaftansichreißenwollen wie „die jüdische Moral" mit Zitaten aus ihrer Literatur belegt wird) und daß sie ohne Originalität, nur Nachahmer und Ausbeuter fremden Geistes und eine inferiore Rasse sind. Zweifelt keinen Augenblick: auch unser Untier Rassentheorie stellt sich lebendig wieder auf seine Füße, rast umher und rennt Vernunft nieder. Gründlichst täuschen sich, die da glauben, es sei Leiche geworden auf dem Schlachtfelde und nun längst für immer eingescharrt. Freilich behielt Gewalt und Leben nur der *Staatsgedanke*; und wie denn auch eine nicht in Rassen sich besondernde Menschheit gar wohl möglich erscheint, der Mensch ohne den Staat aber überhaupt undenkbar ist, und wie noch immer in der Geschichte nur der Staat, noch niemals die Rasse als Gesamtwille auftrat, so bewährten auch jetzt überall Staat und Nation ihre elementare, das ganze relative Dasein der Einzelnen tragende Kraft; die Völker, Mengen nur in sich selbst, sind gegeneinander Individuen und die Rassen sind nichts; mit Gelben, Braunen, Schwarzen stehen Weiße gegen Weiße, mit Slawen und Romanen Germanen gegen Slawen und gegen ihre germanischen Vettern*). So sei denn nun erwiesen, mit der Rassentheorie lasse sich keine Realpolitik machen? Gewiß nicht, wohl aber unsinnige Verwirrung in der Realpolitik, und — wie sollten die Menschen so schnell fahren lassen, was ihnen auf die bequemste Weise, ohne Geschichtskenntnis, noch irgend andre Kenntnis, noch allergeringste Anstrengung des Denkens zu einer *Theorie!* verhilft, richtig gesagt: was der allgemeinen Niedrigkeit zu einem anständigen Deckel und Namen verhilft. Denn nichts liegt ihnen ob bei der neubackenen Erkenntnis, als an ihrer alten Denkknechtschaft und Finsternis zu halten, ihrem Vorurteil und Haß zu folgen, für äffischen Geist und Bosheit sich die Ohren mit Lobwurz reiben zu lassen und wegen ihres putzig wahnwitzhaften Dünkels beschrieen und gekrönt zu werden, — die Wissenden wissen, daß Rassentheorie zu Hochmut und Haß das neue Synonym bedeutet, hauptsächlich aber die neue Liedweise, den Judenhaß zu singen. Die Rassentheorie ist noch nicht hin,

*) Gut schrieb das serbische Blatt Budutschnost über die Hilfsarmee der Entente: „Wir haben das seltene Glück erlebt, Zeugen einer majestätischen Bekundung slawischer Brüderlichkeit zu sein. Es kommen als Gäste unsre teuren Stammverwandten, slawische Brüder aus Algier, Kongo, Indien und Transvaal, ferner unsre Vettern, die Marokkaner, die Senegalneger und die Zulukaffern. Sie sollen die serbischen Reihen ausfüllen und mit uns unter der Fahne unsrer gemeinsamen slawischen Mutter Rußland gegen die Germanen in Bulgarien und der Türkei in den heiligen Kampf ziehen. Wenn wir dann, angeführt von asiatischen und afrikanischen Helden, den Feind besiegen, so wird dies den Triumph des Christentums über den Islam bedeuten, den Triumph der weichen slawischen Seelen über den groben barbarischen Germanismus. Im Namen dieses Triumphes begrüßen wir unsre teuren Brüder, die Marokkaner, Senegalneger, Zulukaffern, Papuas und Inder, diese unermüdlichen Verteidiger des unterdrückten Slawentums und Christentums."

und läßt sich noch lange mit ihr haushalten; daß sie die ärgste Niederlage erfuhr, was bedeutet das der Gedankenlosigkeit, der Unfähigkeit zu denken und denen, die sich nicht blamieren können: vor deren so unedlem, so kurzsinnigem, so wirrgeborenem Gewissen die Vernunft und das Gute beständig blamiert sind, und die nicht über Narrheit, sondern über Wahrheit lachen? Untereinander aber können sie sich nicht blamieren; denn sie sagen den Unsinn Unsinnigen, und jeden erkannten vergessen sie über neuem, der ihnen wiederum für Weisheit gilt.

O du liebes, liebes, du mein heiliges Land, zu dem die Liebe mir nicht erst neu durch den Krieg gekommen ist, nicht durch den Haß gegen welche draußen, noch durch den Haß gegen welche drinnen, nein, wahrlich nicht durch Rassentheorie — es gibt ja noch andren als Rassenhasser- und Judenknacker-Patriotismus (Hep, hep, hurrah!), der darum noch nicht auf der Stufe des Männerquartett-Patriotismus zu stehen braucht —: wenn irgendwann, dann, du Vaterland, ist heute der Tag, dich zu besinnen über den Judenhaß und zu lernen, daß der Haß nicht nur und nicht immer schlimm ist für den Gehaßten, sondern auch und immer für den Hassenden; denn ein Leiden ist der Haß, welches auch andere will leiden machen. Ist heute der Tag? Soll der Speer, der verletzt, auch die Heilung bringen? Heute ist ein Tag zu Besinnung und Reinigung, wo das Bekanntgewordene dir das Unbekannte erschließt, wo du selber menschlich hineingeschmeckt hast in die Art Haß, den die Gehaßten nicht verstehen, zu dem sie in ihrer Selbstbeurteilung keinen Anlaß entdecken; sie sehen einer den andern an, wissen sich's nicht zu deuten, und in den Schwachen, sonst gar nicht Melancholischen, findet sich eine kleine Stelle, die weh tut; ob sie auch Andern sagen: „Uns fehlt nichts", aber in ihrer völligen Blindheit über den Sachverhalt fragen sie wohl gar ihren inneren Menschen: „Ist es wahr, sind wir die Ausnahmen, wirklich schlechter als die andern, und können wir uns selber ertragen?" — Heute ist ein schöner Tag — wenn nicht heute, wann denn, du Heutenicht? Worauf wartest du noch und hältst dir die Seele auf? Willst du mit Recht noch weiterhassen, so magst du wohl auch gegen dich selber einen Stein aufheben. Du Vaterland du, du gehaßtes und hassendes: nach dem Maße der Erfahrung an dir selber in diesen großen Tagen des Geschehens, der Geschichte, steht von nun an auch der Judenhaß grundloser da als bisher und um ebenso viel schlechter zu verteidigen und will aufgegeben sein. Oder scheust du noch diese Gemeinschaft und Zusammenstellung Deutschenhaß und Judenhaß, so hör frisch auf, sie zu scheuen, und kein Mucks! fortan und beiß dir auf die Zunge, mit anderem Worte als mit dem häßlichen Worte Hassen deine häßliche Krankheit zu benennen oder von der Schuld der Juden zu sprechen; damit ist's quitt für immer, seitdem mit den gleichen Worten von der Schuld der Deutschen gesprochen wird. Eine Wage her zum Gericht — die Schuld der Juden in die eine, die Schuld der Deutschen in die andere Schale — sie weiß keinen Unterschied!

Alle andern Völker könnten denn immerhin noch weiter die Juden anklagen: die Deutschen dürfen es nicht, wenn anders sie nicht leugnen, daß sie erfahren, was sie erfahren; wenn sie nicht den gegen sie gebrauchten Worten andern Sinn geben können, als welcher von ihnen selber diesen Worten gegeben wird; wenn sie nicht sich selber aller Beschuldigungen schuldig erkennen wollen; keine Beschuldigung gegen die Juden blieb deutschen Beschuldigern, keine einzige, die nicht auch gegen sie selber ist erhoben worden. Käm auf Beschuldigen an, so müßten sämtliche Deutsche ohne Ausnahme eingebildete Juden werden. Und wären der Deutschen so wenige wie der Juden — fliehe auf die Berge, wer im deutschen Lande ist! — sie gerieten in den Zustand und gefährliche Weltstellung wie die Juden unter den Menschen und die Nachteulen unter den Vögeln; und was auch die Menschheit von ihnen empfangen hätte, alles ohne Dank, mit Stank; wär's ein Christus, er würde herumgewendet gegen sie zum Mittel der Verfolgung; kein Heldenkampf könnte ihnen nützen*), Deutschland müßte aufhören, das Land der Deutschen zu sein — es liegt zwischen England und Rußland, wie damals Palästina zwischen den Großmächten von damals —: man zerstreute die Deutschen unter die Völker — sie leben schon zum Teil in der Welt verstreut, ganz wie es damals, noch vor dem Zerfall ihrer politischen Macht, mit den Juden gewesen, (daher auch, wegen der Juden überall, die sonst völlig unerklärlich geschwinde Ausbreitung des jüdischen Kulturgedankens, den wir nun Christentum nennen) — man pferchte sie in Ghetti, in Deutschengassen, und würde sie hassen, verfolgen, unterdrücken zuerst wegen dessen, „was ihre Väter taten", zuletzt bloß so wegen ihrer Abstammung und Physiognomie, und würde immer ihnen allen anrechnen das Mißfällige und Unangenehme des einen und andern Deutschen,

*) Am Heldenkampf hat es auch im jüdischen Kriege, in der jüdischen Tollkühnheit gegen Roms Macht nicht gefehlt. Schlosser in seiner Weltgeschichte für das deutsche Volk schreibt: „Die Bewohner einzelner fester Plätze verteidigten ihre Stadt mit dem nämlichen Heldenmute, wie die Saguntiner im zweiten punischen Kriege oder wie die Bürger von Saragossa in der neueren Zeit. Bei der Belagerung und Eroberung von Jotapat z. B., welches von Josephus verteidigt ward, verloren nicht weniger als vierzigtausend Juden ihr Leben und nur zwölfhundert gerieten in römische Gefangenschaft . . . Dessen ungeachtet verteidigten die Juden ihre Hauptstadt mit einem Heldenmute, wie ihn wenige andre Völker bei ihrem Untergange gezeigt haben. Sogar die Römer, bei denen doch nicht wie bei uns die Rücksicht auf das Christentum und seine Schicksale einen Einfluß auf die Beurteilung dieses Kampfes ausübte, haben die Verteidigung von Jerusalem dem Kampfe der Karthager und Numantiner gleichgestellt. Der Fanatismus der Belagerten und ihre durch die Lage der Stadt begünstigte Hartnäckigkeit überstieg allen Glauben: alle Anerbietungen des römischen Feldherrn, welcher das Leben der Einwohner schonen wollte, wurden zurückgewiesen; er mußte einen befestigten Berg nach dem andern, eine Mauer nach der andern erstürmen und endlich sogar die verschiedenen Räume des Tempels einzeln erobern . . . Selbst nach der Eroberung und Verbrennung des Tempels unterwarfen sich die Juden noch nicht. Die Mehrzahl derselben zog sich in die sogenannte untere Stadt zurück, und als endlich auch diese erobert und durch Feuer verwüstet war, verteidigte der Rest des Volkes noch die obere Stadt mit ihren einzelnen Burgen."

was ganz gleich gegen gleich beim einen und andern Nichtdeutschen sich findet*). Und würde dereinst sehr schwer halten, sie wieder zu „emanzipieren“ und selbst die anständigeren Nichtdeutschen zurückzubringen, daß sie nicht mehr eine Weite machten zwischen ihren Gedanken von allen übrigen Menschen und von den Deutschen, und daß sie nicht länger sich beruhigten: über die Deutschen verächtlich reden, gegen die Deutschen hochher und unverschämt sich aufführen und die Deutschen um die Rechte betrügen, welche unsre Verfassung ihnen garantiert, das ist bei uns erlaubt wie in Sparta das Stehlen, und davon wird uns die Heiterkeit des Gemütes nicht verdunkelt; uns bleibt immer noch ein schön Sagen zum häßlichen Tun, wir können auf Versprechungen salva ratificatione wie auf Eiern gehn und noch gar beweisen, daß bei uns den Deutschen ein Leben bereitet ist durch alle sieben Farben der Herrlichkeit! — Nun sind aber der Deutschen in Deutschland nicht so wenige, wie damals der Juden in Judäa gewesen, und dieser Deutsche Krieg wird nicht enden, wie jener Jüdische Krieg. Dieser Deutsche Krieg macht unser deutsches Vaterland stärker, als es gewesen ist. Wir kämpfen den weltgeschichtlich unendlich bedeutungsvollen Kampf zur Befestigung unserer Macht; nach seiner politischen Bedeutung geht es mit diesem Kriege um die Befestigung von Deutschlands Großmacht unter den Großmächten — der Dreißigjährige Krieg der konfessionelle, dieser der

*) Wegen der Schuld der Väter vgl. oben S. 48. Und auch die Physiognomik setzt bereits ein. Lord Headly schrieb im „Daily Graphic“: „Schon seit einiger Zeit bemerkte ich den eigenartigen sardonischen — oder vielleicht richtiger, satanischen — Ausdruck auf den Photographien von fast allen deutschen Führern, vom Kaiser bis zum letzten General. Niemand, der das Bild des Grafen Bernstorff (deutscher Botschafter in Washington) betrachtet, wird finden, daß sein Gesicht nicht klug sei, aber jeder wird es als teuflisch grausam und hart und geeignet, als Modell für seine satanische Majestät zu dienen, bezeichnen. Hindenburgs Äußeres spricht von Kraft und Unbarmherzigkeit des Charakters: es ist tierisch und hat etwas vom wilden Schwein. Vom künstlerischen Standpunkt könnte er sehr gut Beelzebub vorstellen. Der Kaiser und Falkenhayn sind beide gut aussehende Männer mit feinen und strengen Zügen, aus denen unbeugsame Willenskraft, Grausamkeit und Unbarmherzigkeit sprechen. Sie können angesehen werden als „gute Typen des Fürsten der Finsternis“. Dagegen hat Gallwitz ein machiavellistisches Äußeres, er würde ein Mitglied der früheren heiligen Inquisition in Spanien darstellen. Der katzenartige Typus wird durch Bülow und Mackensen vergegenwärtigt. Grausamkeit und Verräterei lassen beide erkennen, und der satanische Ausdruck fehlt nicht. Bei Bethmann-Hollweg und Lichnowsky beobachtet man in hohem Maße Unaufrichtigkeit und Falschheit. . . Man muß die englischen Generale und Admirale, sowie die Heerführer des Vierverbandes anschauen — es ist als ob man aus den unterirdischen Höhlen in den Himmel kommt. Nicht ein Gesicht befindet sich darunter mit dem unauslöschlichen Stempel des Bösen, den die Deutschen tragen. Unsere Leute sehen nicht aus wie Vieh und Teufel. Der größte Gegensatz findet sich zwischen dem guten König Georg und seinem Sohne, dem Prince of Wales, und dem deutschen Kaiser und dem Kronprinzen. Die ersteren so vollkommen offen und ehrlich im Ausdruck, woraus ihr liebenswürdiger Charakter spricht, die andern so peinlich das gerade Gegenteil. Für das Äußere kann der Mensch nichts, aber die Augen und der Mund pflegen den innerlichen Geist, der fortwährend auf Mord und Schrecken bedacht ist, widerzuspiegeln, wie das bei Hindenburg, Gallwitz und Mackensen der Fall ist. Menschen, die andauernd teuflische Pläne mit sich herumtragen, müssen allmählich selber wie Teufel aussehen.“

politische Toleranzkrieg. Wir werden stärker sein, als wir gewesen sind, schon allein durch die gewonnene Klarheit über unsre politische Stellung unter den Nationen; wir werden danach innerlich uns einrichten und uns, militärisch und wirtschaftlich, besser sichern gegen die Wirkungen des Hasses. — Schäm dich nicht, weil du gehaßt wirst, Vaterland, da nichts ist und also sei auch nichts, dich zu schämen, du werdest nun gehaßt von der halben oder von der ganzen Welt; aber schäm dich, oder schäm dich nicht, halb oder ganz, die Juden zu hassen, so bleibt wahr und immer der Mühe wert, dir oder den Fischen vorzupredigen: der Judenhaß sieht dem Deutschenhaß ähnlich wie ein Wasser dem andern —: dieselbe erbärmliche moralische Kritik und Klatscherei, dieselbe Entstellung des Bildes von den Gehaßten, dieselbe Verleumdung ihres Geistes und Gemüts bis in den letzten tiefen Grund, dieselbe Mythologie der Verleumdung; Haß wie Haß, ein vollkommenes Duett aus der gleichen Bewegung der Gemüter.

Woher denn nur, woher?

Wer da meint, jetzt gelte natürlich, die Fehler und Verschuldungen der Gehaßten aufzuzählen, der geht verkehrt, sucht elend und vergeblich: Fehler wird er gewiß finden (deren die Gehaßten haben, so gut wie die Hassenden), aber damit nicht Grund und Wahrheit der Sache. Nein, bei so ernsten Dingen nicht nach den Kindervorstellungen; und laßt uns sagen: aus dem her stammt dieser Haß, was die Menschen mit so viel Stolz ihr Urteil, ihre Kritik, und was sie mit noch mehr Stolz ihre Moral heißen — und was ausgemacht sie hindert, zu urteilen, zu denken und zu lieben (die moralische Kritik ist der Tod der Menschenliebe), und was die Quelle bildet aller der geheuren und ungeheuren Gefahren, welche den Menschen vom Menschen her überkommen, und was den Menschen für den Menschen zum Teufel macht. Die überall und jederzeit rege moralische Kritik aller gegen alle — nicht zu verwechseln mit der Empörung über das wirklich gefährlich Schlimme, Verbrecherische und Niederträchtige —: die moralische Kritik der Gleichen gegen die Gleichen und gegen die Besseren, gegen die Besten; die moralische Kritik, die Sokrates, Christus, Spinoza auf den Sünderstuhl gesetzt und vergiftet, gekreuzigt, verflucht hat. Die moralische Kritik aller gegen alle wegen dessen, was im einen vorhanden ist wie im andern — Egoismus nämlich, den sie bei sich selber gar nicht sehen, bei den Andern aber mit hundert Augen — und wegen des überhaupt nicht Vorhandenen: wegen ihrer Gedichte und Gespenster der Moral, der Religion und der Metaphysik (Metaphysik als Gegensatz und Antichrist der Philosophie, worin die Nichtdenker dennoch denken, nämlich mit ihren scholastischen Konstruktionen und Klaubereien, auf Grund der Voraussetzungen des Nichtdenkens und des Aberglaubens). Wehe dem einen, der die Gespenster nicht sieht, da doch alle sie sehen! Wie in Calderons Wundertheater —: Die vorgestellten Wunder, sagt der Direktor, können von jedem gesehen werden, außer von solchen, die Judenblut in den Adern haben oder nicht in legitimer Ehe erzeugt sind. Und nun sehen Alle Alles, was der Gaunerdirektor

schildert, als sei es da. Den riesenstarken Simson, wie er die Säulen gewaltig umfaßt, den Tempel niederzureißen, und sie fürchten, zu Brei zerquetscht zu werden. Sie sehen den rasenden Stier und werfen sich, hu, hu! zu Boden; die Herde Mäuse fühlen sie sich an den Beinen herauf laufen; und da es heißt, Herodias trete auf, will einer mit ihr tanzen. Jetzt aber kommt der Quartiermeister herein, dem Bürgermeister des Städtchens eine Einquartierung anzusagen; der Quartiermeister weiß von nichts, der sieht nichts und hält die Sehenden für toll. Was, er sieht nichts? — Aha, Basta, ex illis est! Weh' ihm, dem Unglücklichen! Er ist ex illis, er gehört zu denjenigen; weil er nichts sieht. — Woher, woher der Haß? In jenem Buche „Der Judenhaß und die Juden" steht zu lesen, woher; und soviel kann ich hier sagen, daß einzig und allein dieses uns zeigt, gegen alles was scheint, das was ist mitsamt der Ursache des Scheinens, erklärt wahrhaft und zieht uns aus dem Labyrinth: wenn wir kräftig uns besinnen auf die Niedrigkeit unsrer berühmten höheren Natur, wenn wir in uns gehen mit Denken und solcherart drinnen finden, was draußen kein Auge, keine Brille, kein Fernglas entdeckt, mit andern Worten, daß wir den Grund dieses Hasses als einen subjektiven in den Hassenden zu erkennen haben. Nicht die Gehaßten, die Hassenden sind schuld an dem Gehaßtsein. Und nicht etwa nur diese Hassenden, sondern auch diese Gehaßten, wo sie selber hassend sind: alle Hassenden; der unzulängliche Bewußtseinszustand der Menschheit; das den Menschen so unendlich Erschwerte, ihre Wirklichkeit zu erkennen! Auch hier läuft die Wahrheit dem Sinnenscheine zuwider, wie in dem großen Beispiel von Bewegung der Erde und Stillstand der Sonne, und auch hier gilt, daß wir aus Ptolemäern Koppernikaner werden. Aber hier fällt es noch unweit schwerer. —

Niemand betrachte, so wenig wie den Deutschenhaß, ebenso wenig den Judenhaß als ein ἄρρητον, als etwas, worüber man nicht reden soll, sondern nur damit in den Winkel kriechen und dort stolzen Herzens sein oder feig und bange. Erst recht soll geredet werden, ohne Furcht, auch über dieses beides. Und über beides zusammen, und daß man nun, um, als Objekt des Hassens, um von innen, als Gehaßter, den Haß kennen zu lernen, von welchem die Juden in Vereinsamung umspannt sich finden, nicht jüdischer Abstammung zu sein braucht: solchen Haß kann jeder Deutsche erfahren, besonders im Auslande, in der Diaspora, welcher der vielen Rassen immer er angehören mag, denen Deutsche entstammen; und die Deutschen jüdischer Abstammung sind von heute an doppelt Juden geworden — auch als Deutsche — gab es denn der Welt noch zu wenige Juden, und waren die Juden ihr noch nicht Juden genug?! — Im deutschen Vaterlande denn sollen die Deutschen jüdischer Abstammung mit der Rede von diesen beiden zusammen, Deutschenhaß und Judenhaß, mit der neuen Sprache auf Grund der neuen Erfahrung sollen die Deutschen jüdischer Abstammung in Zukunft ihrem Vaterlande ordentlich dienen, wenn es nötig sein sollte und am Ende gar nötiger als zuletzt und wieder alle Winde

aus dem Sack gelassen werden. Denn mit der Sache der Juden will sich's schwerlich bald in den Stand der Unschuld zurückschicken so, daß Jude ein bloßer Titel wird, der keinerlei Verpflichtung mehr verleiht, sich unterdrücken und beleidigen zu lassen; wohl aber könnten bald wieder welche glauben, ihrer Kritik, Sittlichkeit und Ehre ginge was ab, wenn sie nicht gegen die Juden einsehen, wovon sie gegen sich selber nichts einsahen, und an ihnen tun, was sie, an ihrer eignen Person getan, so schlimm wie etwas hielten. Dann könnte diese neue, ernste, starke Rede gegen den Judenhaß gut tun. Für die Leidenden bietet sie Trost und Arzenei des Vergleichens und Seelenerhebung in das Allgemeine, und auch von den Nichtleidenden dürfte denn doch dieser und der einen Stoß in das Entgegengesetzte empfangen und gewaltsam wenigstens bis an die Türe gebracht werden, hinter der nichts andres eingesehen wird als das Richtige, und gewollt nur Gutes, und vom Rechte verlangt, daß es mit dem Recht übereinstimme, alles übrige gilt dagegen nichts.

Wohl denen, die durch höheren Trieb belebt werden, weiter zu dringen und über mehr noch als über Vorurteil und Erburteil sich hinauszusetzen; und die nicht nur immer von einem Zweig auf den andern flattern, sondern auch abfliegen und in die Höhe sich aufschwingen. Es ist da ja noch mehr als nur allein die erstaunlich große Ähnlichkeit zwischen dem Judenhaß und dem Deutschenhaß: beim Judenhaß nicht anders wie beim Deutschenhaß, ob auch auf verschiedene Weise wie aus verschiedener Wurzel hier und dort, wird der Haß durch Kraft aufgewogen. Durch Kraft ohne Harmonie, können die Feinde sagen, wenn sie auch nur dies sagen und nicht noch ganz andres, ganz Böses; denn sie verstehen diese Kraft nicht, und was die Menschen nicht verstehen, und woraus sie „nichts zu machen wissen", daraus machen sie Böses, im Großen wie im Kleinen so. Ganz viel anders wird der Denker sagen: durch geniale Kraft, daran die Welt sich stößt, wie sie von ihr gestoßen wird, und die sie als wirkende Kraft gewahrt, während für gewöhnlich die bewegenden Ursachen unerkannt bleiben; durch Kraft von unerläßlicher konstruktiver oder regulatorischer Bedeutung für das allgemeine Leben; durch sonderliche Kraft, welche — gegen das Urteil der Menschen und über ihren Sinn des Auffassens hinweg — die Geschichte der Menschheit will und schafft*). Geschichte ist alles das, was mit den Menschen und durch die Menschen wird, durch sie wird auch ohne ihre Bewußtheit und

*) Wobei man nur ja nicht an den verstandlosen Wortklang vom Fortschritt der Menschheit denke! Damit werden natürlich die Redner nach dem Kriege wie vorher weiter operieren. Schon ist das Wort aufgetaucht von diesem Kriege als dem letzten, von einem Schiedsgericht, das allen Kriegen ein Ende machen soll usw. Mit mehr Fug geredet werden kann bis jetzt nur vom Fortschritt der Kriege, was ja aber das mit Unfug Reden, das begrifflose und ungeschichtliche Reden vom Fortschritt der Menschheit nicht ausschließt.

Absicht, gegen ihre Absicht, gegen ihren Haß und ihre Verachtung. Was kommt auf ihre Moralkritik und auf ihre Gedanken an! Wo ist das Recht und die Macht ihres Denkens, dadurch Natur und Geschichte sie zum Richter setzte über andere? Wenn sie auch unter sich übereinstimmen! Daß alle Esel Yah schreien, macht daraus noch keinen Engelsgesang. Welchen Wert zeigt ihr Denken für sie selber? Sie denken nicht Gedanken, denken andres als wirkliche Gedanken der wahrhaften Wirklichkeit und des in ihnen selber arbeitenden Geschichtsgeistes; ihre Gedanken gehen nicht mit ihrem Bedürfnis, nicht auf die Vernunft und das Ganze des Bedürfens, sondern allzu oft nur auf seinen schlechteren Teil und auf Gelüsten; die Zweiseitigkeit und Vielseitigkeit der Dinge je nach den egoistischen Interessen bringt sie in Streit über die Dinge und verhüllt ihnen die Dinge; ihr Urteil ist kein Urteil, sondern — ohne daß sie darum wissen — ihr Vorteil und vermeintlicher Vorteil, wird nicht bestimmt (und kann daher auch nicht widerlegt werden) durch die Logik, sondern durch ihre Psychologie; sie bleiben untertan dem längst, dem ewig her von der Wahrheit besiegten Aberglauben; und wovon sie die allerlebendigste Überzeugung haben, und wofür sie am hitzigsten streben und kämpfen, das sind die Phantasmen ihrer psychischen ansteckenden Krankheiten, als deren Infektionsträger unter den modernen Verhältnissen die kleinen sogenannten Buchstaben in den überall hindringenden Zeitungen zu betrachten sind. Was sagt man: die Menschen denken?! Der Denkenden unter ihnen sind so wenige, daß man nicht sagen darf: die Menschen denken, sondern sagen muß, sie denken nicht; zum Denken der wenigen wahrhaft Denkenden gehört ganz wesentlich diese Erkenntnis, daß die Menschen, in einem höheren Sinne, nicht denken. Was denn aber ihr „Denken" eigentlich sei, darüber belehrt (zuletzt auch noch die Philosophieprofessoren, die immer zu spät in die Schule, immer als Letzte zu den Philosophen kommen) meine „Lehre von den Geistigen und vom Volke"; und wozu der Mensch gebracht wird durch das, was er sein Denken, seine Vernunft nennt — das können wir in diesen Tagen von unsrem Dichter uns singen lassen: Er nennt's Vernunft und braucht's allein, nur tierischer als jedes Tier zu sein!

Man muß sagen, daß sie nicht denken, wie sie denn auch keine Früchte des Denkens zeigen — sonst ginge es schöner her unter den Menschen, regierten auch noch andre Geister über sie als der Geist *dieses* Egoismus und *dieser* Politik, und nimmer hätten sie sonst *diesen* Krieg! Der Egoismus ist ja nicht schlecht, er ist gut; sein Begriff ward entehrt nur durch die scholastischen Metaphysiker, die Unklarmacher und Vergaukler der Gedanken und Rechtfertiger des allgemeinen Undenkens, und nur das allgemeine Undenken macht, daß sie alle ihn von sich wegleugnen und seiner sich schämen wie gewisser Verrichtungen, die doch alle verrichten. Der Egoismus ist gut, er ist unser Leben, das Gesetz und das Werkzeug, die Kraft und die Bedingung, die Pflicht und das Glück unsres Daseins — aber *dieser* Egoismus, dieses mißbräuchlich angewandte egoistische Bewußtsein mit seiner närrisch

böswilligen moralischen Kritik, dadurch nichts getroffen wird von der menschlichen Natur und nichts angezeigt über den Beurteilten, sondern nur die Echtheit des Närrischen und Böswilligen im Urteiler; und daß ihnen der Selbstlaut von der eigenen Herrlichkeit nicht aussprechbar ist ohne die Mitlauter, wodurch die andern ausgezischt, herabgewürdigt und gebrandmarkt werden! — Die Politik ist gut, sie vollführt das wichtigste Geschäft des Egoismus — aber diese Politik, die Larve in der Linken, die Keule in der Rechten! „Die Grundsätze der Politik, schreibt Macaulay, sind derart beschaffen, daß der gemeinste Räuber sich scheuen würde, sie seinem zuverlässigsten Spießgesellen auch nur anzudeuten." — Die Kriege sind unentbehrlich als letztes Mittel der Politik und werden sein, so lang es Politik und Egoismus, Ich und Du, Mein und Dein gibt — aber dieser Krieg ist kein Krieg, keine Politik, kein Egoismus mehr. Seine Praxis ist mit nichts vergleichbar, nicht einmal denken kann man hier, wie bei der Politik, an die Praxis der gemeinsten Räuber; wahrlich auch das Kriegshandwerk muß seine prinzipielle Sauberkeit haben, dann ist immer noch genug Unsauberkeit dabei. Dieser Krieg ist wie diese Politik und wie dieser Egoismus; die Kindlein sind den Papas wie aus dem Gesicht geschnitten! Dieser Krieg und diese Politik bringen an den Tag, wie dieser Egoismus in Wahrheit beschaffen ist. Dieser Krieg soll kein politischer, kein egoistischer Krieg genannt und nicht unter die Kriege gerechnet werden, sondern in eine Klasse mit den Kreuzzügen, mit den Hexenverbrennungen, mit den Ketzergerichten, mit den Judenverfolgungen aus religiösen oder rassentheoretischen Motiven, — möchte nur dieser Krieg den rechten Geschichtsschreiber finden, der noch andres als seine politischen Folgen und unter höherem als unter diesem oder jenem nationalen Gesichtspunkte betrachtet, der gar nicht anders Geschichte denken kann denn als Kultur- und Unkulturgeschichte und über die in der Menschheit sich verwirklichende Vernunft und Unvernunft zu schreiben versteht und auch über diese Zeiten, in denen so wenig durchschlägt von der Vernunft des Lebens, daß der Sinn der Menschheit das Hinmorden von Millionen Menschen ist!

Sie sind gebundene Sklaven der Narrheit und des Aberglaubens und denken nicht; nimmer hätten sie sonst wie dieses allerfurchtbarste Mal ihre Welt dem Haß und Wahnsinn freigegeben und solche Blutsaat und Giftsaat in die Zukunft gesäet — vor den Hyänen müßten sie aus Scham sich verkriechen. Oder glaubt man: kein Einzelner ja hat das gewollt, sie sind alle unschuldig! Man betrachte die Hetz- und Verleumdungsarbeit der Presse hüben und drüben vor dem Kriege und während des Krieges und zähle herum in den Ländern, wieviele davon fernbleiben, sich und die ihrigen mit aller Unschuld, Tugend und Tüchtigkeit zu bekränzen, den Feinden aber (und schon den wenigen Freimütigen unter ihnen, die anders reden, als danach sie selber Zunge und Ohren haben) die Narrheit, die schlimme Absicht, die Lüge und Bosheit zuzuweisen, man sehe bei ihrem erschrockenen Egoismus ihre unerschrockene Moralkritik, so wird man verstehen: sie sind allesamt schuldig

und mußten's so wollen und machen, ihr Dasein als Menschen ist Schuld und hat das gewollt und geboren. Wer außerstande, die Gesamtheit in den einzelnen zu erkennen, mag sich trösten, die einzelnen seien besser als ihre Gedanken. Sie sind es insofern — und darum bleiben sie liebenswert; darum und weil sie Schmerzen selber tragen wie andern zufügen — sie sind es, insofern sie, unfähig des Selbstbewußtseins, ihre Gedanken nicht verstehen, nicht wissen, was sie wollen,*) und nicht wissen, was sie tun; sie sind nicht gut und nicht böse, und einzelne tun kleines Gutes, aber alle tun das große Böse. Nur so wird's getan, indem alle tun und mittun, keine Sünder und doch Schuldige, tiefher Schuldige allesamt im Kern des innerlichen Daseins, und müssen zuletzt so leben und sterben, wie ihre Gedanken es ihnen bereitet haben; ihre Moralkritik, die zu keiner Zeit und nirgendwo unter ihnen Ruhe hält, jede Gemeinschaft, jede Familie mit Leid und Jammer füllt, die Engen noch enger machend, so daß sie nicht einmal mehr Glück und Unglück ihrer Nächsten verstehen, — die menschtierische Moralkritik hat wahrlich auch diesen Krieg geschaffen, wohl ihre bisher größte dramaturgische Leistung im Tragischen, das schönste Stück im ganzen Fortschritt der Menschheit, mit viel mehr Leichen als in irgendeinem früheren Stücke — die Menschheit hat noch auf lange hinaus zu arbeiten für die Leichenkosten! — Ihr Egoismus ist gut, und ohne seine Verbindung mit dem bösen Bruder gäbe es nur unschuldiges Unglück der Menschen; kein andres als für die mit mangelhaft gesundem und festem Egoismus. Ihr Egoismus ist gut, aber nicht gut genug, nicht egoistisch genug, nicht klug genug: sonst würden sie aus Egoismus die Moralkritik ausspucken; sie ist der Widerspruch ihrer selbst, sie ist ihre Selbstvernichtung. Ihre moralische Kritik schafft, daß sie gegeneinander des Teufels Handwerk treiben; sie sind Opferbringer und Opfer; und wie könnte die große Mörderei sein, wenn sie nicht Mörder wären?! Wie sie lechzen zu fressen, werden sie gefressen und fressen sich selbst gleich dem Feuer; was sie immer nur dem andern zufügen wollen — dem Fremden, wie sie meinen, dem Entfernten und Gleichgültigen; denn sie ahnen nicht die Verbundenheit aller ursprünglich und auf dem tieferen Grunde und ihnen schlägt nicht das Gewissen des Einen — was sie dem andern tun wollen, das tun sie sich selber, und so müssen sie leiden für ihre Schuld einer durch den andern, jeder durch alle, allesamt schuldig ihres Leidens. Das ist ja kein Gebot der Moral: Was du nicht willst, daß man dir tue, tu du nicht dem andern — das ist Gebot des Egoismus, welches, infolge der Moralkritik aller, von allen übertreten und dessen Übertretung an allen bestraft wird und ihren Egoimus stört, lähmt, in den Abgrund der Schicksale hinunterstürzt.

Freigelöst von der Schuld erscheinen nur die Denkenden, die Klaren auch

*) Hegel rechnet zum Schwersten und Größten, was man von einem Menschen sagen könne, daß er weiß, was er will, — daher am meisten die Volksvertreter sich hüten sollten vor dem Worte: hinter ihnen stehe der Wille des Volkes! Verhandlungen der württemb. Landstände 1815, 1816, Hegels Werke XVI, 288.

über Bedeutung und Leistung der pandemischen Moralkritik, — die wirklich Denkenden, die nicht nur da oben im Kopf anders sind wie die Nichtdenkenden, und Wahrheit nicht nur lieben wie Geizhälse das Geld und moralische Kritik nicht allein für die doppelte Pest des Egoismus erkennen, wodurch aus ihm enorme Selbstbelügung und gegenseitige Belügung aller, absurder Hochmut und Empfindlichkeit auf Geheucheltes, böser Eifer und Verrat wird, sondern die auch selber vor ihr mit ihrem Egoismus genesen und moralische Kritik nicht mitmachen, nicht mitmachen. — Man muß wissen und soll sagen, daß die Menschen nicht denken, und daß sie unberührt bleiben von den teuren Wahrheiten, von der namenlosen, ins aufgetan Ewige staunenden Süßigkeit und Seligkeit des Denkens, wodurch dem Denkenden, als durch das tiefste, als durch das einzig wahrhaftige Erlebnis, das Leben gerichtet und genährt wird; daß sie ausgeschlossen bleiben von der Gerechtwerdung und von der Einheit mit dem wirklich Wesenhaften, d. h. mit sich selbst. Das Wort Denken bezeichnet eine von der gewöhnlich menschlichen verschiedene, das ganze Leben und Verhältnis zum Leben durch und durch ändernde Bewußtseinsfähigkeit und Bewußtseinstätigkeit; und *Denken oder Nichtdenken, kein Mittelstand dazwischen!* Das sage ich nicht erst seit diesem Heute, das zu lehren ist das Werk meines Lebens; und hätte ich außer über dieses eine noch über ein zweites Leben zu verfügen, ich wollt' es benützen wie das erste und dasselbe lehren — zum Segen der ganzen Menschheit; ihr mit meinen beiden Herzen zu bezahlen, was ich ihr schuldig bin. — Der Denkende unter den Menschen ist grundanders wie die Menge der Menschen, die denkend sich wähnt und gut und tugendhaft, obgleich wahr ist, daß sie, statt dem Denken, vielmehr der Narrheit und dem Aberglauben folgt, und wahr ist, daß die eine Hälfte dessen, was sie für Tugend hält, aus Egoismus, die andre Hälfte aus Dünkel und Bösherzigkeit besteht, — „Niemand ist gut denn der alleinige Gott", spricht der ewig lebendige Christus, das heißt: *Güte kommt nur aus der Erkenntnisliebe.* Der Denkende ist grundanders wie die Menge der Menschen, weil er mit seinem Egoismus in einem andern Verhältnis steht — zu Anderem; in einem andern Verhältnis, welches er schöpferisch sich selber gibt. Er unterscheidet sich von den übrigen, denen die tiefe Bedürftigkeit des Erkennens und der Selbsterkenntnis abgeht und die sich unmöglich verstehen, die sich nicht denken können darum: weil sie in sich tragen den im Denken nicht vollziehbaren Widerspruch, weil all ihr Bewußtsein den Widerspruch und den Tod in sich hat; während er sich versteht und weiß, *sich lernt*, sein wirklich sich selber gleiches Eines Selbst und damit die ganze Wahrheit lernt und ebendamit die allgemeine Verkehrtheit zu verlernen, zu lassen und zu bekämpfen vermag; und was er infolge davon, infolge seines leidenschaftlichen schöpferischen Verhaltens gegenüber seinem echten Seeleninhalte, über das Maß des gewöhnlichen menschlichen Könnens hinaus kann — Eines kann er nicht: Richten! Der Denkende ist denkend das Wirkliche und das große Ganze dadurch, daß er, entkommen dem Wahn und Verderben

im wüsten menschlichen Elemente der moralischen Kritik; sein Blut reinigend vom Hochmut auf das Niedrige und seine Zunge haltend, daß sie das edelste Glied an ihm sei und nicht das gemeinste (womit ein Jeder es doch versuchen mag und der Rechte, durch heiligen Entschluß und Zwang über sich selbst, plötzlich anfangen kann!); die Naturseite seiner menschlichen Existenz, seinen Egoismus ergänzend zum Ganzen, zum Einen, durch die große Liebe aus der Gedankenflut der Ewigkeit; aus diesem Meere lebend und auch die Leiden seines Lebens emportragend unter die Freuden des Denkens, so daß kein Leid ein Unglück werden kann und auch das Leid um das Unglück der Menschen das tiefste Unglück nur bedeute — der geistig Denkende ist denkend dadurch, daß er aus der Befangenheit, aus dem Gefängnis des relativen Sonderbewußtseins in die Freiheit des absoluten Wesens erhoben, den Mittelpunkt aller Kraft, wie in sein eigenes lauteres Herz ergossen, urlebendig fühlt und versteht; nicht zuletzt auch der Kraft, die Haß erweckt und viele Feinde macht, ohne dieser Feinde Feind zu sein. Im höchsten Sinne erfährt dies der Denker selber mit seiner Kraft, der Freie unter den Gefangenen, der Empörer gegen den unsichtbaren Souverän der Welt, gegen den Popelgötzen, dem die Menschen Kult und Überkult erweisen dafür, daß er ihnen die Schönheit, die Würde, die Tiefe ihres Daseins zuhüllt und Leib und Seele zerknechtet: den Bekämpfer der Finsternisse und Gespenster in ihnen, der sie herausbringen will aus der leeren Täuschung mit einem Nichts und aus ihrem Totsein gegen das Lebendige, den betrachten sie als ihren Feind; „gleich Hunden bellen sie an, den sie nicht kennen," sagt von ihnen und von sich Herakleitos. Der Denkende, der geistig Schaffende und Befreiende ist immer ex illis, einer von Denjenigen. Er sieht und sieht kein Wunder, er hört nur immer die Theaterdirektoren und alle Leute von den Wundern reden. Er hört den Löwen der Moral nicht brüllen, die Mäuse der Moral laufen ihm nicht die Beine hoch, mit der Herodias der Moral will er nicht tanzen; er gewahrt nichts von dem, was sie gewahren, — nicht einmal, wenn er in Deutschland geboren ward, die Schändlichkeit der Engländer, und eben so wenig, mag er in England oder sonstwo geboren sein, die Schändlichkeit der Deutschen; trotz dem in der Welt geschändeten deutschen Namen gewahrt er nichts von ihrer Schändlichkeit. Er ist nicht richtig geboren oder, was dasselbe ist, ein Jude; er ist kein rechter Mensch. Darum fehlt ihm, was alle Menschen haben: Moral; und darum ist er, was kein Mensch ist: ein Egoist. Wie über keinen andern Menschen regiert über den Denkenden, über den geistig Schaffenden der Egoismus, — sogar der Egoismus seines Werkes. —

Dem Denker gibt Deutschenhaß und Judenhaß furios zu denken und nimmt ihm die Binde von den Augen, daß die wahre Beschaffenheit der menschlichen Natur sich zeigt: Deutschenhaß und Judenhaß deuten wie nichts anderes durch sich hindurch und über sich hinaus auf das Zusammen und Ineinander von Egoismus und Moralkritik in der menschlichen Seele. Keiner versteht Deutschenhaß und Judenhaß, der dabei nicht auf die Hassenden sieht wie auf die Gehaßten;

freilich auch auf die Gehaßten: aber das sind keine Erklärer der Deutschen und der Juden, die deren Tun erklärlich machen aus lauter Nutz- und Schmutzmotiven, gemessen an der eignen Selbstlosigkeit und Reinheit der hassenden Erklärer. Und dem Deutschenhaß macht der Friede nach diesem Kriege kein Punktum, so wenig wie die Emanzipation der Juden dem Judenhaß; womit nun aber gar nicht Tatsachen zum Verzweifeln vorgeführt sein sollen. Man höre nur auf, sie zu beurteilen nach verkehrt kurzsichtigem Blick auf das nächste Gegenwärtige, gleichsam auf den immer unruhigen Sekundenzeiger der Geschichte, der ja gar nicht angibt, wieviel es an der Zeit ist; das tut allein der langsam fortrückende Stundenzeiger. Judenhaß und Deutschenhaß, das sind lange, breite Sachen in der Geschichte, und bleibt weiter großer Anlaß zum Nachdenken; bei zwei Fällen ist nun bessere Kenntnis und Rat, als bei nur einem. Der Denker und denkende Betrachter der Geschichte wird Grund, Lauf, Ziel, Einfluß in das große menschheitliche Wesen, Lichtwirkung und Schatten, Tagseite und Nachtseite des sich wiederholenden Phänomens zu erforschen suchen; dem Kämpfer für den Gedanken, Kämpfer, nicht von tierischem Haß getrieben, wird aus der Betrachtung dieser hochbedeutsamen geschichtlichen Verhältnisse, aus den Tiefen ihres Schmerzes und ihrer Freude, neue Himmelskraft und Heldentrotz zukommen. Keines Denkers und Kämpfers Arbeit ist verloren; und erlebt er nicht das Glück des Sieges, so doch das Glück der Schlacht in einem seligen Herzen, worin der Sieg ist!

Dr. Bernhard Münz: Spinoza und der Krieg.

England ist sich stets in seiner Habgier und Perfidie treu geblieben. Es hat nie einem andern Staate ein Plätzchen an der Sonne gegönnt, sein ganzes Sinnen und Trachten war stets darauf gerichtet, die Weltherrschaft an sich zu reißen. So führte denn auch im Jahre 1664 die schnöde Eifersucht der Engländer über die Vorteile, die Holland während der letzten vier Jahre zur See errungen hatte, den Ausbruch eines Krieges zwischen beiden Nationen herbei. Beide Häuser des englischen Parlaments zeigten sich aus Neid und Haß gegen Holland bereit, ihrem König die Mittel zum Kriege zu gewähren. Sie beschwerten sich in einer an den König gerichteten Adresse über Beleidigungen englischer Seefahrer und über die Beeinträchtigung des englischen Handels durch die Holländer und boten dem König die in jener Zeit ganz unerhörte Summe von 3 500 000 Pfund an, wenn er den Krieg beginnen wolle. Dieser Krieg erpreßt Heinrich Oldenburg, dem Sekretär der Royal Society, mit dem Spinoza einen Briefwechsel unterhielt, in dem Schreiben vom 15. September 1665 den Ausruf: „Es kommt noch der entsetzlichste Krieg hinzu, der eine ganze Ilias von Übeln nach sich zieht

und nahe daran ist, die ganze Menschheit aus der Welt zu schaffen." Er beklagt es, daß die Triebfeder des Krieges, die Machtvollkommenheit, tierisch, nicht menschlich ist, daß ihm keine Logik zugrunde liegt: „Denn lebten die Menschen nach der Leitung der Vernunft, so würden sie sich nicht so gegenseitig zerfleischen, wie es in aller Offenheit geschieht." Aber er fügt sich in Resignation: das Klagen nütze nichts, es werde, solange es Menschen gibt, Laster geben. Doch ein Trost ist ihm geblieben: die Laster seien nicht ewig und würden „durch den Eintritt des Guten aufgewogen".

Der einsame Gottsucher nimmt in seiner Zurückgezogenheit zu Voorburg lebhaften Anteil an dem Verlaufe des Krieges. Er schreibt Mitte Juni 1665 an Bresser: „Über die englischen Dinge höre ich vieles, aber nichts Gewisses. Das Volk hört nicht auf, alles Schlimme zu befürchten, und niemand weiß einen Grund zu finden, warum man der Flotte nicht den Zügel schießen läßt, und wirklich scheinen die Dinge noch nicht im rechten Fahrwasser zu sein. Ich fürchte, daß die Unsrigen allzu gescheit und vorsichtig sein wollen. Schließlich wird ja der Gang der Dinge selbst zeigen, wonach sie im Herzen trachten und was sie unternehmen wollen. Mögen es die Götter zum besten lenken! Was die Unsrigen dort denken und was sie Sicheres wissen, bin ich begierig, von Ihnen zu hören." Im übrigen findet er sich mit Oldenburg in dem Gefühl der Abneigung gegen die Greuel des Krieges zusammen und fragt in der als Fragment erhaltenen Antwort mit fühlbarer Erregung, wann endlich die Krieger des Blutes satt sein und ausruhen würden, um ihre Kräfte einigermaßen zu erneuern.

So fragt der Mensch in Spinoza, wogegen der beschauliche Denker diese Erregung nur dem Mangel an Erkenntnis zuschreibt; ist doch der Krieg wie alles andere nur eine bestimmte, in die ewige Gesetzmäßigkeit des Seins eingeordnete Zustandsweise der einzigen allumfassenden Substanz, ist sie doch auch „in Gott", und es gilt, sie nur als Naturerscheinung zu begreifen. Es ist unzutreffend, daß der Mensch die Ordnung der Natur zu stören imstande ist, daß er über seine Handlungen eine absolute Macht hat, und von niemandem als sich selbst bestimmt wird. Die Schuld der menschlichen Schwäche liegt keineswegs in einem Fehler der menschlichen Natur, die nur aus Unkenntnis beweint, belacht, verachtet oder wie dies meist geschieht, verwünscht wird, sondern sie ist auf die allgemeine Macht der Natur zurückzuführen. In dieser geschieht aber nichts, was ihrem Fehler zugeschrieben werden könnte; denn sie ist immer und überall eine und dieselbe und ihre Gesetze und Regeln, nach denen alles geschieht und aus einer Gestalt in die andere übergeht, sind überall und immer dieselben. Deshalb kann es nur eine Art geben, die Natur irgendeines Gegenstandes zu erkennen, nämlich durch die allgemeinen Gesetze und Regeln der Natur. Daher ergeben sich die Affekte des Hasses, des Zornes, des Neides usw., an sich betrachtet, aus derselben Notwendigkeit und Vorzüglichkeit der Natur wie alles andere. Sie haben ihre bestimmten Ursachen, durch die man sie erkennen kann, und sie haben bestimmte Eigenschaften,

die dieser Erkenntnis ebenso würdig sind, wie die Eigenschaften irgendeines andern Dinges, an deren bloßer Betrachtung wir uns erfreuen.

Wenn jener berühmte Spötter des Altertums, Demokritos, der lachende Philosoph, in unserem Zeitalter gelebt hätte, meint Spinoza in dem obenerwähnten Schreiben an Oldenburg, er würde wahrlich vor Lachen vergangen sein. „Mich aber regen diese trüben Ereignisse weder zum Lachen noch zum Weinen, sondern nur zum Philosophieren an und zur besseren Betrachtung der menschlichen Natur. Ich glaube nicht das Recht zu haben, die Natur zu bespötteln, und noch weniger, dieselbe zu beweinen, wenn ich bedenke, daß die Menschen, wie alles andere, nur ein Teil der Natur sind, und ich nicht weiß, wie jeder Teil der Natur mit dem Ganzen übereinstimmt, wie er mit dem übrigen zusammenhängt. Ich finde, daß nur aus solchem Mangel an Erkenntnis mir bisher manches, was ich nur stückweise und verstümmelt wahrgenommen habe, und was mit unserem philosophischen Geist recht wenig übereinstimmt, eitel, zusammenhanglos, absurd zu sein schien."

In solcher Weise betrachtete Spinoza den Krieg, den Holland mit dem, dem krassesten Utilitarismus fröhnenden England führte, weltentrückt sub specie aeterni.

Hans Prutz: Jugenderinnerungen eines Dankbaren.*)

V. Danzig 1863—72.

Als ich in den ersten Tagen des Oktober 1863 meinen Einzug in Danzig hielt — doch einigermaßen klopfenden Herzens und in banger Spannung, was für ein Gesicht mir die neue Umgebung und der meiner dort wartende Beruf zeigen würden —, da war es vor allem der anheimelnde Eindruck der unvergleichlich malerischen Stadt mit ihrem ausgesprochen historischen Gepräge, was mich unwiderstehlich anzog und mit froher Zuversicht erfüllte, es müsse jemandem, der für die so eindringlich redenden Denkmäler einer großen Vergangenheit Sinn und Verständnis besaß, doch nicht schwer fallen, in dieser in ihrer Art einzigen Umgebung heimisch zu werden und sich ein fruchtbares und innerlich befriedigendes Leben zu gestalten.

Noch war damals das alte Danzig völlig erhalten, das schon während der nächsten Jahre den immer mächtiger andringenden Forderungen einer neuen Zeit manchen charakteristischen Zug opfern mußte und heute nur noch an ein-

*) Vergl. „Nord und Süd," Juli, August, September 1914.

zelnen, meist seitab liegenden Stellen in voller Reinheit zu finden ist. Noch war die ganze Stadt umkränzt oder eigentlich eingeschnürt von hochragenden Festungswerken: die aus tiefen, wassergefüllten Gräben aufsteigenden roten Ziegelmauern kontrastierten prächtig mit dem helleuchtenden Grün der sich auf ihnen erhebenden mächtigen rasenbedeckten Wälle, über deren vielfach gebrochenen, hier und da in gewaltige Bastionen ausladenden Zug hinweg dichtgedrängt die Giebel der schmalen, in zahlreichen Stockwerken zu beträchtlicher Höhe aufsteigenden Häuser verheißungsvoll grüßten, scheinbar in buntem Gewirr, tatsächlich aber in langgestreckten Reihen geordnet, wie ein riesiges Spielzeug. Inmitten dieses Giebelmeers aber, in dem manches fast phantastisch-kühne Architekturstück den Blick besonders auf sich zog, erhob sich, einem Riesen vergleichbar, der gewaltige Bau der ehrwürdigen, erinnerungsreichen Kirche zu St. Marien mit ihrem trotz seiner Unfertigkeit imponierenden massigen Turm. Und von diesem schweifte das staunende Auge dann zu den übrigen Türmen, die in überraschend großer Zahl aufragten, bis hin zu dem malerischen Giebel von St. Trinitatis und wieder zurück bis zu dem nächst der Marienkirche mit entzückender Grazie schlank himmelanstrebenden Rathausturm mit seinem Tag und Nacht nicht ruhenden melodischen Glockenspiel, und nach der anderen Seite zu dem mit diesem gleichsam wetteifernden Turm der Katharinenkirche, und schließlich zu dem Turmstumpf der einst durch eine Pulverexplosion teilweise zerstörten Jakobikirche, deren Hallen die reichhaltige Stadtbibliothek bargen. Stieg man dann aber gar die Höhe des unmittelbar vor der Stadt gelegenen, ebenfalls befestigten Bischofsberges hinan, so überschaute man nicht nur dieses ganze herrliche Stadtbild mit einem Blick, sondern konnte das Auge darüber hinausschweifen lassen über das Land ringsum mit seinen Gärten und Fruchtfeldern, seinen Wäldern und Wiesen, bis hin zu den leichtgeschwungenen Höhenzügen im Süden und Westen, von wo, in lauschigem Tal eingebettet, das berühmte Cisterzienserkloster Oliva herübergrüßte, und nach der anderen Seite hin über die flache Küstenebene, durch die sich wie silberne Bänder Mottlau und Weichsel schlängelten, bis zur Ostsee und der von ihr gebildeten Bucht, und über diese bis zu der sandigen Halbinsel Hela mit ihren weithin leuchtenden weißen Dünen und dem an ihrem Ende aufragenden Leuchtturm.

Im Innern der Stadt konnte man tagelang herumwandern und immer neue Schönheiten und interessante Altertümer entdecken. Mitten hinein in das fünfzehnte Jahrhundert hätte man sich versetzt wähnen können, wenn man durch das den stolzen Bürgersinn der mittelalterlichen Stadtrepublik verkörpernde Hohe Tor unter dem Wall hinweg um den mächtigen Stockturm in den wichtigsten und vornehmsten Teil der Stadt, die „Rechtstadt“, d. h. die eigentliche, die „rechte“ Stadt Danzig, eintrat, die Langgasse durchschritt, vorbei an dem damals im Innern noch nicht restaurierten malerischen Rathaus und der als Börse dienenden, schöngewölbten Halle des Artushofs, über den zum Teil noch mit Bäumen

bestandenen Langenmarkt, den Brennpunkt des geschäftlichen Lebens, und dann weiter hindurchschritt unter den stattlichen Wölbungen des an italienische Renaissancebauten gemahnenden Grünen Tors, über die an beiden Ufern von verkehrsreichen Bohlwerken eingefaßte Mottlau, die von Schiffen aller Art dicht bedeckt war, und so die Speicherinsel erreichte, in deren langen, menschenleeren Straßen sich ein vielstöckiger Speicher an den andern reihte und die damals noch nicht mit brennender Zigarre passiert werden durfte. Die Straßen waren meist eng und entbehrten des Bürgersteigs; denn fast die Hälfte des Raumes zwischen den beiden Häuserfronten beanspruchten die „Beischläge", den hohen Erdgeschossen vorgelagerte, die ganze Hausbreite einnehmende, oft mit mächtigen steinernen Umfriedungen oder kunstreichen schmiedeeisernen Geländern versehene und zuweilen auch noch lauben- oder hüttenartige Bauwerke tragende Terrassen, von denen breitausladende Stufen über den tiefeingeschnittenen Rinnstein hinweg unmittelbar auf den schlecht gepflasterten Straßendamm führten. Das war sehr malerisch, machte aber den Verkehr schwierig und für den Fußgänger gefährlich, wenn die mit vier Pferden bespannten, schwer mit Getreide beladenen Wagen einhergerasselt kamen. Kaum eine Straße gab es damals in den älteren Stadtteilen, wo nicht irgendeine architektonische Schönheit oder historische Merkwürdigkeit die Aufmerksamkeit gefesselt und zum Studium angeregt hätte.

Doch auch das moderne Leben, das sich auf diesem eminent historischen Hintergrund abspielte, bot des Eigentümlichen und Ungewöhnlichen viel. Nicht umsonst war Danzig Jahrhunderte hindurch eine Insel und zugleich eine feste Burg des Deutschtums und des Protestantismus inmitten des westwärts strebenden Polentums und des eroberungslustigen Katholizismus gewesen: auch in der Gegenwart machten sich beide gelegentlich recht bemerkbar und lehrten den Neuling das öffentliche Leben von einer ihm bisher fremden Seite kennen. Das hing wenigstens zum Teil mit den besonderen wirtschaftlichen Verhältnissen zusammen, die sich für Danzig allmählich herausgebildet hatten. Von der hohen Bedeutung, welche die Stadt einst als Vorort des preußisch-livländischen Quartiers der Hansa besessen hatte und welche die Quelle ihres Reichtums gewesen war, hatte der Wandel der Zeiten nur wenig übrig gelassen, ja eigentlich allein den auf der Zufuhr aus Rußland und Polen beruhenden Holz- und Getreideexport nach England und Frankreich und den skandinavischen Ländern, und zwar im wesentlichen noch unter Wahrung der aus jener alten Glanzzeit überkommenen Bräuche und Formen, wie denn z. B. die Getreidepreise an der Börse noch in alten preußischen Mark notiert wurden. In den Sommermonaten kamen, von malerischen, aber meist elend zerlumpten „Flissaken" gesteuert, riesige Holztraften die Weichsel herunter, und längs deren Ufer lagerten dann unter notdürftigen Zelten die fremdländischen Gestalten der Schiffer, die gewaltige Massen russischen Getreides desselben Wegs herangeführt hatten, bei ihrer kostbaren Fracht, die, zu Bergen aufgeschüttet, der Reinigung und Bearbeitung zum Zweck der Ausfuhr harrte, mit

großen Plänen kaum notdürftig gegen Wind und Regen geschützt. Manche ganz exotisch anmutende Szene bot sich dann auf dieser sogenannten „Pscharapka" dem abendlichen Spaziergänger, wenn die russischen und polnischen Flößer und Schiffer, um lodernde Feuer gelagert, sich beim Klang ihrer einfachen Fiedeln mit Gesang und Tanz erlustigten: ein junger Danziger Maler polnischer Abkunft, Stryowski, hat diesem eigentümlichen Treiben reizende Motive zu ansprechenden Bildern entnommen. Einen Importhandel aber gab es auch damals in Danzig eigentlich nicht, und von den Getreide und Holz zu laden kommenden Schiffen brachten die meisten nur Ballast. Einst mit Recht als das „nordische Venedig" gepriesen, war Danzig allmählich zurückgeblieben, und zwar nicht bloß in bezug auf seinen Handel. Aber eben damals war man dessen inne geworden und ging daran, das Versäumte nachzuholen, damit die altberühmte Stadt den Anforderungen der neuen Zeit genügen und auch unter den von dieser gegebenen ganz veränderten Bedingungen einen ihrer großen Vergangenheit entsprechenden Platz einnehmen könnte. Boten doch Geist und Sinn der Bürgerschaft volle Gewähr für das Gelingen solchen Bemühens.

In dieser lebte noch etwas von dem alten hanseatischen Geist: sie war stolz auf die große Vergangenheit ihrer Stadt, pflegte pietätvoll die Erinnerung daran und entnahm aus ihr, indem sie die Gegenwart daran maß, den Antrieb und die Kraft zu dem längst nötig gewordenen Neubau. Ohne einen für manchen schmerzlichen und daher auch von manchem hartnäckig bekämpften Bruch mit dem Altüberkommenen und deshalb als unantastbar Angesehenen war ein solcher freilich nicht möglich. Ihn energisch und doch ohne Härte durchzuführen, bedurfte es einer kraftvollen Hand und eines überlegenen Geistes, der, unbeirrt durch den begreiflichen Widerstand der Vertreter des Alten, das klar erkannte und sicher erfaßte Ziel fest im Auge behielt und widrigen Strömungen zum Trotz darauf lossteuerte. Es durfte wohl als ein Beweis angesehen werden für die neuerdings mächtig gestiegene Bedeutung, die in jenen Jahren erbitterter innerpolitischer Kämpfe das Bürgertum in Preußen gewonnen hatte, daß aus den Reihen der im Staatsdienst besonders bewährten, aber um ihrer politischen Richtung willen beiseitegeschobenen höheren Beamten eben damals eine beträchtliche Anzahl von Männern hervorging, welche, an die Spitze großstädtischer Gemeinwesen berufen, durch ihre bahnbrechende organisatorische Tätigkeit eine neue Ära blühenden städtischen Lebens heraufführten. Es genügt, an die Oberbürgermeister Seydel von Berlin, Hobrecht von Breslau und andere zu erinnern, denen bis auf die Gegenwart würdige Nachfolger nicht gefehlt haben. Diesen hochverdienten Bahnbrechern und Organisatoren der zu einem ganz neuen, hochwichtigen Faktor in dem Staats- und Wirtschaftsleben aufsteigenden städtischen Selbstverwaltung war auch Leopold von Winter zuzuzählen, der unlängst an die Spitze der Stadt Danzig berufen worden war.

Westpreuße von Geburt und bei Kulm an der Weichsel begütert, hatte Herr

von Winter während der „neuen Ära" als Mitarbeiter des Ministers des Innern, Grafen Schwerin, namentlich bei der Durchsetzung der im Herrenhause heftig bekämpften neuen Kreisordnung eine hervorragende Rolle gespielt und dann als Polizeipräsident von Berlin eine weithin sichtbare Stellung mit Auszeichnung eingenommen, aus der er dann aber nach dem Hereinbruch der Konfliktszeit, wie es hieß, durch eine reaktionäre höfische Intrige verdrängt worden war. Ein für gewöhnlich wortkarger, aber warmherziger Mann, von klarem und weitschauendem Blick, seiner ganzen Natur nach mehr zum Kampf berufen als zu friedlicher Alltagsarbeit, und dann von überlegener Schlagfertigkeit und siegreicher Beredsamkeit, dabei von gewinnenden Formen, hatte er bald einen Kreis von Danziger Bürgern um sich gesammelt, die von der Reformbedürftigkeit ihrer zurückgebliebenen Stadt überzeugt und den von ihm gewiesenen Weg zu gehen bereit waren. Dreierlei, so sollte von Winter bei Antritt seines Amtes vor den Stadtverordneten ausgeführt haben, gelte es Danzig zu schaffen: gesunde Lebensbedingungen durch Zuführung von Trinkwasser und Kanalisation, — um die dringende Notwendigkeit dieses Programmpunktes zu begreifen, muß man wissen, daß es in Danzig bisher eine trinkbares Wasser spendende Quelle überhaupt nicht gab, man vielmehr angewiesen war auf Wasser, das an einigen, obenein nichts weniger als einwandfreien Stellen außerhalb der Stadt gefaßt und in Tonnen herumgefahren und unter lautem Geklingel zu Kauf ausgeboten wurde! —, dann eine genügende Anzahl gut ausgestatteter Elementarschulen und endlich die Herstellung des alten Handelsweges nach Polen durch den Bau einer Bahn nach Warschau. Wer Sinn und Verständnis für das öffentliche Leben besaß, konnte nur mit dem größten Interesse und reichster Belehrung Zeuge des mächtig bewegten Lebens sein, das die bisher so stille und gewissermaßen auf ihren Lorbeeren schlafende Stadt nun bald erfüllte. Zwar fehlte es nicht an heftigen Kämpfen, und gelegentlich hallte der „rote Saal" des Rathauses, in dem die Stadtverordneten tagten, von stürmischen Debatten wider: aber bald hatte das neue Regime eine große Anzahl überzeugter und eifrig mitarbeitender Anhänger gewonnen und machte sich mit deren Hilfe den Weg zum Ziel vollends frei. Große Verdienste erwarb sich dabei namentlich der als Bürgermeister Herrn von Winter beigeordnete Dr. Heinrich Lintz, ein Mann von souveräner Schärfe des Verstandes, unbeirrbarer Klarheit des Urteils, ein Meister des Worts in Schrift und Rede, und dabei von unverwüstlicher Arbeitskraft und den gewinnendsten Formen. Nicht mit Unrecht bezeichnete man ihn als den „Gneisenau" des „Blücher" von Winter. Das Verhältnis der beiden Männer zu der gemeinsam unternommenen großen Reformarbeit wurde durch diesen Vergleich treffend charakterisiert.

Als der erste von Herrn von Winter persönlich an das ihm besonders am Herzen liegende städtische Gymnasium berufene Lehrer und von meinem Vater dem ihm von Berlin her bekannten Bürgermeister Lintz empfohlen, fand ich in

den Häusern beider die denkbar freundlichste Aufnahme und von da aus Eingang in die rege und anregende Geselligkeit, in deren Mittelpunkt beide standen, und die in ihren einfachen und soliden Formen den guten alten patrizischen Geist hanseatischer Gastfreundschaft bewahrt hatte. So konnte ich auch als nahestehender und wohlunterrichteter Zuschauer einen lehrreichen Blick tun in den inneren Verlauf des großen Erneuerungsprozesses, den die alte Hansastadt in den nächsten Jahren durchmachte und der mit der Durchführung des von Winter'schen Programms endete und so die Bedingungen neuen Gedeihens für dieselbe schuf. Schon nach wenigen Jahren besaß die Stadt eine große Anzahl lichter und luftiger, in jeder Hinsicht auf das beste ausgestatteter Volksschulen. Unter dem Eindruck der furchtbaren Verheerungen, welche 1866 die von den heimkehrenden Truppen aus Böhmen eingeschleppte Cholera infolge der vorweltlichen sanitären Verhältnisse in allen Schichten der Bevölkerung anrichtete, wurde der lange heiß umstrittene Plan zur Schaffung einer Wasserleitung und Herstellung einer Kanalisation mit rühmlicher Energie in verhältnismäßig kurzer Zeit durchgeführt — ein wahrhaft epochemachendes Werk, obenein das erste der Art auf dem Kontinent, das daher zum Muster und Vorbild für alle späteren Anlagen der Art wurde, und als ich nach neun glücklichen und für mich unendlich gewinnreichen Jahren Danzig verließ, schwebten gerade die Verhandlungen mit der russischen Regierung, die das Zustandekommen der Eisenbahn von Danzig über Marienburg nach Mlawa und von dort nach Warschau sichern sollten und auch bald zu befriedigendem Abschluß kamen. Hat dieselbe schließlich das nicht ganz gehalten, was man sich von ihr versprochen hatte, so ist daran wohl vor allem der durchgreifende Wandel schuld gewesen, der in der Folge in der Handelspolitik sowohl Deutschlands wie Rußlands eintrat.

Auch zur Orientierung in dem politischen Leben der Gegenwart bot Danzig damals besonders günstige Gelegenheit. Die im allgemeinen entschieden liberale Bürgerschaft nahm lebhaften Anteil an den Kämpfen der Konfliktszeit. Sie befand sich darin sogar in einer besonders vorgeschobenen Stellung, seit Herr von Winter bald nach seinem Amtsantritt den zu einer Truppeninspektion erschienenen Kronprinzen durch eine bedauernde Äußerung über die soeben erschienene berüchtigte Preßordonnanz vom 1. Juni 1863 zu der Bemerkung veranlaßt hatte, er habe von dieser Maßregel keine Kenntnis gehabt und sei unbeteiligt daran, — was freilich einer Mißbilligung der Regierungsmaßregel ziemlich gleichkam. Bekanntlich gab dieses Gespräch den Anlaß zu einem heftigen Konflikt zwischen dem Prinzen und seinem Königlichen Vater, der darin eine strafbare Auflehnung gegen seine Politik erblickte und von Bismarck, nach dessen eigenem Bericht (Gedanken und Erinnerungen I, S. 316), nur mit Mühe von den strengsten Maßnahmen abgehalten wurde. Der Danziger Magistrat aber und die hinter ihm stehende Bürgerschaft waren für lange Zeit der ausgesprochenen königlichen Ungnade verfallen, was ihnen auch, wie es hieß, noch ausdrücklich

eröffnet wurde. Das Jahr 1866 freilich führte auch darin einen erfreulichen Wandel herbei. Nur dem Oberhaupt der Stadt selbst hat auch Kaiser Wilhelm jenen Zwischenfall niemals vergessen: noch nach Jahren, als Herr von Winter zum Oberbürgermeister von Berlin gewählt war, erklärte er auf seine vertrauliche Anfrage, er werde ihn nicht bestätigen, weil er sich zwischen ihn und seinen Sohn zu stellen versucht hätte, — worauf derselbe den an ihn ergangenen Ruf ablehnte.

In dem politischen Leben der Stadt, das seit der erlösenden und klärenden Krisis von 1866 einen frischen Aufschwung nahm, noch wenig gestört von den sich erst allmählich sammelnden Sozialdemokraten auf der einen und von den Katholiken von der Farbe des Zentrums auf der anderen Seite, trat, je länger je mehr als leitende Persönlichkeit und als Mann der Zukunft der liebenswürdige Heinrich Rickert hervor, der Redakteur der von ihm zu großem Ansehen gebrachten „Danziger Zeitung". Ausgegangen, wenn ich nicht irre, von den Naturwissenschaften, hatte er sich ein weit umfassendes Wissen erworben, namentlich auch auf dem Gebiete der Volkswirtschaft, und im Dienste der Gemeinde als Stadtverordneter und als Stadtrat ungewöhnliche Umsicht und hervorragendes Organisationstalent entwickelt, die sich namentlich in der von ihm angeregten und durchgeführten Umgestaltung der städtischen Armenpflege glänzend bewährt hatten. Eine konziliante Natur, auch im politischen Kampf durchaus sachlich und kein Prinzipienreiter, sondern gewillt und fähig, den gegebenen Verhältnissen Rechnung zu tragen und möglichst die guten Seiten abzugewinnen, wuchs Rickert sich in der Folge zu wahrhaft staatsmännischer Leistungsfähigkeit aus und hat als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, des norddeutschen und dann des deutschen Reichstags während der nächsten Jahre eine hervorragende Rolle gespielt. Wie unbeirrbar sachlich er blieb, und wie sehr er daher auch der politischen Gegner Achtung genoß, bewies die Tatsache, daß, als 1876/77 bei der Neugestaltung der preußischen Verwaltung die Trennung der Provinz Westpreußen von Ostpreußen beschlossen wurde, gerade die ihm entgegentretenden Abgeordneten der letzteren Rickert zum Landeshauptmann wählen ließen, in der Überzeugung, das schwierige Geschäft der Auseinandersetzung zwischen den beiden so lange verbunden gewesenen Landesteilen keinem Gerechteren anvertrauen zu können.

Anregung also der mannigfachsten Art und der allgemeinen Bildung zugute kommenden Stoff in Hülle und Fülle bot das Danziger Leben vom ersten Tage an. Und wieviel davon wurde dem Empfänglichen und die kostbare Gelegenheit wahrzunehmen Bestrebten auf dem bequemen Wege angenehmen geselligen Verkehrs geboten! Nicht als ob die Politik und die naturgemäß im Vordergrund des allgemeinen Interesses stehenden städtischen Angelegenheiten dabei allein den Stoff für die Unterhaltung abgegeben hätten: auch der Wissenschaft, der Literatur und der Kunst wurde lebhafte Teilnahme entgegengebracht und manche Stunde

angeregter Unterhaltung gewidmet. Da trugen natürlich die hochgebildeten Frauen der Danziger Gesellschaft das Ihre dazu bei, von denen manche es liebte, die Vertreter dieser Gebiete zu lebhaftem Meinungsaustausch an ihrem gastlichen Tisch zu vereinigen. Auch unter ihnen fehlte es nicht an originellen und bedeutenden Erscheinungen. Eine solche war namentlich die lebhafte Frau Oberbürgermeister Henriette von Winter, die Tochter des berühmten Berliner Statistikers und Nationalökonomen Wilhelm Dieterici (1790—1859) und Schwester des Orientalisten Dieterici, dem ich später in Berlin mehrfach begegnete, und durch ihren Großvater, den Drucker und Verleger Dieterici, mit der Familie meines Freundes Theodor Toeche-Mittler verwandt. So wenig sie den Tod des einzigen, hoffnungsvollen Knaben, den sie ihrem Gatten geschenkt hatte — er starb in der ersten Zeit des Danziger Aufenthalts — je zu verschmerzen vermochte, so unwiderstehlich kam doch immer wieder ihr lebhaftes, fast übersprudelndes Temperament zum Durchbruch, und zwar nicht selten in fast derben, echt berlinischen Formen: je wohler ihr war, um so unverfrorener erging sie sich in ihrem heimatlichen Berliner Jargon und erregte, namentlich bei den ihr wenig genehmen offiziellen Repräsentationsfeten, nicht selten Kopfschütteln oder wohl gar Anstoß durch die Naturwüchsigkeit ihrer fast burschikosen Äußerungen. Wie mancheesmal hat sie mich, den sie besonderen Vertrauens würdigte, dann mit den Worten beiseite genommen: „Na, kleener Prutz, nun lassen Sie mal die ollen Stadtväter und kommen Sie ein vernünftiges Wort mit mir reden." Daß ihr nicht vergönnt war, in dem Berliner Rathaus gleichsam als Herrscherin durch die Festräume „mit de Schleppe zu rauschen", hat die bei alledem durchaus gutherzige Frau niemals verschmerzt. Sie kontrastierte stark mit ihrer Kollegin, der Frau Bürgermeister Lintz, einer überaus vornehmen und gemessenen Dame, einer Schwägerin des Züricher und später Heidelberger Philologen Hermann Koechly (1815—1876), die in Gemeinschaft mit dem vortrefflichen Gatten ihrem Hause durch behagliche Natürlichkeit und sich anspruchslos gebenden Geist eine besondere Anziehungskraft verlieh. Wie viel schöne Stunden durfte ich gerade in diesem verbringen, und welche Freude war es mir daher, die verehrte Frau, deren hochverdienter Gatte seinem Wirkungskreise durch unheilbare Krankheit vorzeitig entzogen und in Baden-Baden gestorben war, nach langen Jahren dort als ehrwürdige Greisin begrüßen zu können.

Es würde zu weit führen und könnte Fernerstehende kaum interessieren, wollte ich alle die Persönlichkeiten schildern, deren Bilder mir in der Erinnerung an die verheißungsvollen Danziger Anfänge vor Augen treten: noch heute werden die Namen eines Bischof, Goldschmidt, Damme usw. in Danzig einen guten Klang haben, obgleich längst eine andere Generation an die Stelle ihrer damals auf der Höhe des Lebens stehenden Träger getreten ist. Auch nur ganz allgemein möchte ich des Kreises von Männern der verschiedensten Berufsarten gedenken, der sich gegen Abend in „Walters Hotel" zu einem Glase Bier zusammenfand und

im Anschluß an die Tagesereignisse die Fragen des städtischen und staatlichen Lebens freimütig erörterte und in dem auch mir gelegentlich ein Platz eingeräumt wurde, wie des Stadtgerichtsdirektors Mehler und seines schweigsamen Sohnes, eines verdienten Mathematikers und Verfassers des damals als Schulbuch weitverbreiteten Leitfadens für den mathematischen Unterricht, des Justizrats Breitenbach, des Vaters des derzeitigen preußischen Ministers der öffentlichen Arbeiten, des Provinzialsteuerdirektors Hellwig, des Sprosses einer bewährten Beamtenfamilie, die namentlich im auswärtigen Dienst Hervorragendes geleistet hat, u. a. m. Blieben die dort angeknüpften Verbindungen auch nur oberflächliche, so trugen sie doch dazu bei, mich mit dem in den führenden Kreisen der Bürgerschaft herrschenden Geist bekannt zu machen, und gewährten so manche Anregung, die mir auch in meinem amtlichen Wirken zugute kam, dasselbe erleichterte und fruchtbar machte.

Denn hierin vornehmlich offenbarte sich der schöne, im besten Sinne des Wortes patriarchalische Geist, den die Bürgerschaft der alten Hansastadt sich als kostbares Erbe von den Vätern her bewahrt hatte, daß sie, obgleich bei der Mehrzahl infolge ihres kaufmännischen Berufs die materiellen Interessen im Vordergrunde standen, doch auch den Vertretern der Wissenschaft achtungs- und verständnisvoll begegneten und sie gern als gleichberechtigte Mitarbeiter an dem Gemeinwohl zuließen. Auch auf diesem Gebiet blickte Danzig auf eine verdienstvolle Vergangenheit zurück und hatte mehr als einen Namen aufzuweisen, dessen Träger seinerzeit über das städtische Weichbild und die Grenzen Westpreußens hinaus Bedeutung gewonnen hatte. Reichlicher als sonst in Städten, wo sich alles um Handel und Seefahrt dreht, waren daher dort auch die Hilfsmittel vorhanden, deren man zu ersprießlicher wissenschaftlicher Fortarbeit bedurfte. Die Stadtbibliothek barg nicht nur manche wertvolle Handschrift und manch bibliographische Kostbarkeit, sondern war auch mit neuerer Literatur, namentlich im Gebiete der Geschichte, vortrefflich versehen. Auch ließ das neue Stadtregiment es sich angelegen sein, sie durch reichliche Zuwendungen auf einen Standpunkt zu bringen, der selbst weitergehenden Ansprüchen genügen konnte und wissenschaftliche Arbeiten ermöglichte. Um sie erwarb sich der eben damals neu mit ihrer Leitung betraute Prediger August Bertling große Verdienste, ein Mann von vielseitiger Bildung und weitausgreifenden literarischen Interessen, der nachmals als Archidiakonus zu St. Marien als erster Geistlicher seiner Vaterstadt, auf einem bereits von mehreren seiner Vorfahren eingenommenen Platz, mit Auszeichnung gewirkt hat. Verständnisvoll unterstützt wurde er dabei von Dr. Wilhelm Mannhardt (1831—1880), der, ein Schleswiger von Geburt, aber bereits als Kind mit dem Vater, dem Prediger der Mennonitengemeinde, nach Danzig gekommen war und dort seine Bildung empfangen hatte. Trotz unheilbarem, ihn dauernd behinderndem und zeitweise geradezu quälendem Leiden — er litt seit seinem siebenten Jahr an einer ihn auch äußerlich immer mehr ent-

stellenden Verkrümmung des Rückgrats — war der kleine, jammervoll verwachsene und im Sprechen immer bald nach Atem ringende Mann unermüdlich und mit wachsendem Erfolge tätig im Dienste der deutschen Sagenforschung, indem er die vielfach nur noch im Munde des Volkes und in alten Bräuchen fortlebenden kostbaren Reste einst vorhandener Schätze durch planmäßige, großzügig organisierte und unter persönlichen Opfern durch Zehntausende von Fragebogen arbeitende Sammlung der drohenden Vergessenheit zu entreißen suchte, um sie wissenschaftlich zu bearbeiten. Welch reicher Gewinn da zu machen war, lehrte bereits die als Probe des geplanten Werks erschienene, zu überreichen Ergebnissen führende Abhandlung „Roggenhund und Roggenwolf" (Danzig 1865; 2. Auflage 1867), und dann die folgende Studie über „Die Korndämonen" (Danzig 1868). Die dadurch erweckten hohen Erwartungen wurden vollkommen gerechtfertigt durch das später (1875—77) erschienene Hauptwerk „Wald- und Feld-Kulte", dessen erster Band den Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarn behandelt, während der zweite ähnliche Wald- und Baumkulte aus nordeuropäischer Überlieferung erläutert. Es sichert Mannhardt für alle Zeiten einen Ehrenplatz unter den deutschen Sagenforschern und läßt immer von neuem bedauern, daß es ihm nicht vergönnt war, seine Arbeit in dem geplanten Umfang durchzuführen. In diesem kleinen, verkrüppelten Mann, der immer nach einigen Schritten keuchend stehen bleiben mußte, und vor dem die Fischerweiber und Kinder, als er auf der Danzig so nahen und doch so weltentlegenen Halbinsel Hela nach Sagen, Aberglauben und alten Bräuchen forschte, erschreckt davonliefen, weil sie ihn für einen der „Untererschken" d. i. Unterirdischen hielten, deren geheimnisvollem Treiben er nach ihrer Meinung nachging, lebte ein liebenswürdiges und heiteres Gemüt, das alles körperliche Leiden nicht zu verbittern vermochte, und ein reger, beweglicher und oft witziger Geist, die auch in Gedichten ansprechend zum Ausdruck kamen und festliche Gelegenheiten durch manch treffliches Wort zu verschönen wußten.

Eines besonders wichtigen und wirksamen Rückhalts erfreuten sich in Danzig von altersher die Naturwissenschaften in der „Naturforschenden Gesellschaft". Sie hatte ein eigenes Haus, welches ihre wertvollen Sammlungen, einen Sitzungssaal und Arbeitsräume enthielt, während in dem es krönenden Turm sich eine wohlausgerüstete Sternwarte befand, in der ein von der Gesellschaft angestellter Astronom regelmäßige Beobachtungen machte. Die Fachleute und sonstigen Interessenten fanden sich zu regelmäßigen Sitzungen zusammen, auch gab die Gesellschaft Schriften heraus, die manchen wertvollen Beitrag enthielten. Freilich hielt Danzig auch da eigentlich nur die ruhmvollen Traditionen seiner Vergangenheit hoch. War doch der Danziger Kaufmann, Schöffe und Ratsherr Johannes Hevelius (latinisiert aus dem in Danzig noch fortlebenden Hevelke) (1612—87) einer der bedeutendsten Astronomen seiner Zeit gewesen. Aus eigenen Mitteln hatte er sich ein leistungsfähiges Observatorium eingerichtet und er-

folgreich benutzt in einer Zeit, wo es weder in London noch in Paris eine Sternwarte gab: selbst Ludwig XIV. hatte sich beeilt, ihn durch eine Jahrespension auszuzeichnen. Wichtig für das Gedeihen der „Naturforschenden Gesellschaft" war aber auch die enge Verbindung mit der zu epochemachender Blüte gedeihenden neuen mathematisch-physikalischen Schule, die an der benachbarten Königsberger Universität durch Bessel, Neumann u. a. heraufgeführt wurde. Aus dieser war als einer der ersten Karl Theodor Anger (1803—58) hervorgegangen, den die Gesellschaft als Astronomen berufen und der nachmals als Professor der Mathematik an dem städtischen Gymnasium gewirkt hatte. Nicht unwesentlich endlich für die Erzeugung einer höheren Spannung der geistigen Atmosphäre in Danzig war auch die Wirksamkeit der, wenn ich nicht irre, seit Anfang der vierziger Jahre bestehenden „Literarischen Gesellschaft", der Gründung des in jungen Jahren in Danzig heimisch gewordenen Rechtsanwalts Justizrat Dr. Wilhelm Martens, eines liebenswürdigen, noch im hohen Alter sprudelnd lebhaften und warmherzigen Mannes voll frischester Empfänglichkeit für jede geistige Bestrebung: er hatte 1815 als Freiwilliger mitgefochten, hatte, politisch ein begeisterter Patriot altpreußischer Richtung, im Frankfurter Parlament gesessen und wurde unter dem Einfluß des Umschwunges von 1866 als Vertreter Danzigs in den Norddeutschen Reichstag entsandt. Den monatlichen Sitzungen der „Literaria", in denen die wissenschaftlich tätigen Mitglieder aus ihrem Studiengebiete Vorträge hielten, folgte regelmäßig ein zwangloses geselliges Zusammensein bei einem einfachen Mahle und einem Glase Wein. Auch in diesem angeregten und anregenden Kreise wurde ich bald heimisch und hatte die Freude, mit meinen dort vorgelegten Arbeiten aus meinem sich rasch erweiternden Studiengebiet allezeit ermunternden Beifall zu finden.

VI. Lehren und Lernen.

Es gehörte freilich ein hoher Grad von jugendfrischer Empfänglichkeit und eine sich schnell konzentrierende und ihrer selbst gewisse Arbeitskraft dazu, um sich dieser Fülle verschiedenartiger und dabei nachhaltig wirkender Anregungen hinzugeben und daneben doch den nicht geringen Ansprüchen des neuen Amtes zu genügen und sich in der von diesem gebotenen Umgebung eine gesicherte und freundlich anerkannte Stellung zu erwerben. Daß mir beides schnell und fast über Hoffen gut gelang, verdankte ich nicht sowohl meinem, durch eine glückliche Begabung erleichterten redlichen Bemühen, als dem ermutigenden Wohlwollen meiner Vorgesetzten und Kollegen, in deren Kreis ich mich bald einlebte und je länger je mehr zu vertrauensvollem Zusammenarbeiten gewöhnte.

Auch das städtische Gymnasium in Danzig blickte auf eine ruhmreiche Vergangenheit zurück, und die mit der Obhut darüber Betrauten ließen es sich angelegen sein, es auf entsprechender Höhe zu halten, wenn es auch natürlich nicht mehr wie ehemals als „akademisches Gymnasium" eine Art von städtischer Uni-

versität im kleinen vorstellen konnte. Unter den Rektoren, die es geleitet, und den Professoren, die an ihm gelehrt hatten, fehlte es nicht an berühmten Namen, denen auch die Geschichte ihrer Wissenschaft einen Ehrenplatz eingeräumt hat. Von ersteren sei hier nur des berühmten Philologen August Meineke (1792 bis 1870) gedacht, der, bisher Lehrer an dem Konradinum in dem benachbarten Jenkau, 1817, erst 25jährig, an seine Spitze gestellt und mit seiner zeitgemäßen Reorganisation betraut war und diese Aufgabe unter dem lauten Beifall der gesamten Bürgerschaft glänzend gelöst hatte, um dann 1826 einem Ruf an die Spitze des Joachimsthaler Gymnasiums in Berlin zu folgen, welche Stellung er, auch als Forscher erfolgreich tätig und seit 1830 Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, bis 1857 bekleidete. Dem Lehrerkollegium hatte der zu den größten Hoffnungen berechtigende, aber früh verstorbene Philologe August Pflugk (1803—39) angehört, später einige Zeit auch der junge Karl Lehrs (1802—78), der nachmals berühmte Königsberger Homerforscher, und späterhin der aus Danzig selbst gebürtige Joachim Marquardt (1812—82), hochverdient um die römische Altertumswissenschaft, bis zu seiner Berufung nach Gotha. Aber auch unter den Kollegen, in deren Kreis ich eintrat, erfreuten sich einige in der gelehrten philologischen Welt eines guten Rufs, wie der früh gealterte, gutherzige Gottfried Roeper, nicht selten belächelt als Urbild des zerstreuten und meist zu spät kommenden, unpraktischen Professors, aber ein Mann von weitumfassender Gelehrsamkeit, bei dem man in philologischen Dingen sicher war, fördernde Auskunft zu erhalten, der aber freilich auch in übertriebener Gutmütigkeit bei der Beurteilung der lateinischen Abiturientenarbeiten für jede ungewöhnliche und eigentlich als Fehler zu bezeichnende Wendung aus irgendeinem weltentlegenen Autor einen Beleg beizubringen wußte, um sie als entschuldbar darzustellen, und dann Marcus Stein, der verdiente Herausgeber des Herodot, der eben damals von einer einjährigen Studienreise durch die Bibliotheken Italiens heimkehrte, zugleich ein vortrefflicher Lehrer, mochte da auch zuweilen seine etwas gespreizte Selbstgefälligkeit befremden. Aber auch von den Amtsgenossen, die nicht wissenschaftlich produktiv waren, hatte doch jeder ein Gebiet, dem er, von früher her damit vertraut, dauernd besonderes Interesse zuwandte und seine oft knapp gemessenen Mußestunden in erhebender und geistig erfrischender wissenschaftlicher Beschäftigung widmete. Bleibt doch der immer erneute Kontakt mit der sich unausgesetzt verjüngenden Wissenschaft allezeit der beste Jungbrunnen für den Schulmann. Er bewahrt ihn am sichersten vor verfrühter Einseitigkeit und geistiger Verknöcherung, die sich aus der alljährlichen Wiederholung desselben Lehrstoffs so leicht ergibt. Dafür war das damalige Lehrerkollegium am Danziger Gymnasium ein lebendiger Beweis, und auch in seinem Kreise habe ich die Wahrheit dieses nicht überall im Gedächtnis gehaltenen und angewandten Satzes an mir selbst segensreich erfahren. Das ergab über die so leicht eintönig werdende und dann ermüdende amtliche Berufstätigkeit hinaus mancherlei anregende Be-

ziehungen und veranlaßte selbst während der Unterrichtspausen in dem Sprechzimmer einen Austausch, der den Gesichtskreis des einzelnen erweiterte und zugleich eine geistige Gemeinschaft entstehen ließ, die der amtlichen Tätigkeit aller zugute kam. Von handwerksmäßigem Schulmeistertum war hier nicht die Rede, vielmehr wurden gerade die Traditionen des akademischen Gymnasiums hochgehalten und in Erkenntnis ihres Wertes gepflegt.

Leiter der Anstalt war damals Wilhelm Engelhardt, irre ich nicht, ein geborener Berliner, ein kleiner, zierlicher Herr, aber stets bemüht, seinem Auftreten etwas Feierliches zu geben. Er galt für einen guten Gräcisten und besonders gründlichen Kenner Platos, mochten auch seine wissenschaftlichen Leistungen auf einige Programmabhandlungen über die Anakoluthe bei dem großen Philosophen beschränkt geblieben sein: er war also wohl kein großer Gelehrter. Noch weniger freilich war er ein großer Pädagoge, wohl aber liebenswürdig und wohlmeinend, nur nach mancher Ansicht allzu rücksichtsvoll gegenüber Söhnen hochgestellter Väter: er imponierte Lehrern so wenig wie Schülern, war aber von ihnen allen gern gesehen und gebührend respektiert, mochte man sich auch gelegentlich einen gutmütigen Scherz über gewisse kleine Schwächen erlauben, die ihm anhafteten, in denen er sich aber, wie es schien, besonders gefiel. Wie stolz war er z. B. darauf, es seinem großen Lehrer Gottfried Herrmann gleichzutun, indem er, wie dieser, der nicht selten direkt vom Spazierritt, noch mit der Reitpeitsche in der Hand das Katheder bestiegen hatte, auf einem wohlgenährten, frommen Schimmel der Reitkunst huldigte. Seine besondere Passion war die Musik, wie er denn auch dem Gesangunterricht besondere Sorgfalt zuwandte und den Übungen der Chorklasse regelmäßig beiwohnte, um sich bei ihm besonders lieben oder zu Herzen gehenden Stücken immer von neuem in Tränen der Rührung oder des Entzückens zu ergießen. Das alles ersetzte aber freilich nicht den oft recht sehr empfundenen Mangel einer von sicherer pädagogischer Einsicht geleiteten festen Hand, deren eine solche Anstalt auf die Dauer doch nicht entraten kann, ohne Schaden zu leiden oder doch wenigstens trotz äußerlicher Wahrung der Korrektheit innerlich in Schwierigkeiten zu geraten.

Im besonderen war von einer systematischen und auf festen Grundsätzen fußenden Anleitung der jüngeren Kollegen zu sachgemäßer und ersprießlicher Erfüllung ihres verantwortungsreichen Berufs nicht die Rede. Heutzutage dagegen werden dieselben nach bestandener wissenschaftlicher Prüfung auf zwei Jahre — die sogenannten Seminarjahre — einem bei der vorgesetzten Behörde in dem Geruch besonderer schulmännischer Erfahrung und pädagogischer Weisheit stehenden Direktor in die Lehre gegeben, um sich unter seiner speziellen Leitung an seinem und der von ihm dessen für würdig gehaltenen Kollegen Vorbild zu vorschriftsmäßigen Lehrern auszubilden — als ob richtig lehren ein lehr- und lernbares Handwerk wäre und nicht vielmehr eine Kunst, in der, wem sie nicht angeboren ist, immer ein Stümper bleiben wird! So scheinen denn auch die über

dies neue System bisher vorliegenden Erfahrungen die Ansicht derer zu bestätigen, die davon die allmähliche Einbürgerung einer offiziell approbierten Schablone befürchteten, welche die Entwicklung und Betätigung fest in sich wurzelnder und eigenartig ausgeprägter Individualitäten in der höheren Lehrerschaft wenn nicht unmöglich macht, so doch in einer Weise erschwert, die im Interesse des Schulwesens sehr zu beklagen wäre. Denn der einem solchen vermeintlichen Meister der Didaktik und Pädagogik überwiesene Kandidat wird schon deshalb „in verba magistri" schwören und das ihm vor Augen gestellte Vorbild möglichst getreu zu kopieren versuchen, weil von dessen Urteil seine schließliche Qualifikation und damit sein weiteres Fortkommen abhängen. „Wie er sich räuspert und wie er spuckt", wird er dem Manne abzusehen bemüht sein, der eigentlich über seine Zukunft entscheidet: das ihm eigene besondere Gute, seine Persönlichkeit wird dadurch unterdrückt und an der vollen Betätigung gehindert und so seine Leistungsfähigkeit herabgesetzt werden. Davon war in Danzig damals nun freilich nicht die Rede, im Gegenteil, es geschah nach dieser Seite allzu wenig. Engelhardt stellte den jungen Lehrer vor die ihm zugewiesene Klasse — mochte er sehen, wie er sich zurechtfand und allmählich geriet. Gewiß war auch das nicht das Richtige, aber es hatte doch das Gute, daß man nicht auf eine von andern erworbene und wohl gar für unfehlbar gehaltene Methode festgelegt wurde, sondern jeden Schritt vorwärts auf Grund eigener Erfahrung tat, daher auch selbständig wurde und sich ohne vorgefaßte Meinung den gegebenen Verhältnissen anpaßte. Auch wird sich nicht behaupten lassen, die Schüler seien dabei schlecht gefahren, denn die Lehrer waren ihnen gegenüber nicht verkörperte pädagogische oder didaktische Lehrsätze, sondern bewegliche, sich warm gebende und vorurteilslos zugängliche Persönlichkeiten, welche vielleicht zuweilen um den Preis des einen oder des andern verfehlten Experiments den Schlüssel zu den jugendlichen Herzen fanden und diese auch fesselten. Es ergab sich daraus, namentlich in den oberen Klassen, ein angenehm vertrauliches Verhältnis, das gelegentlich recht erfreuliche Früchte zeitigte. Wie heiter und zwanglos gestaltete sich der Verkehr bei den sommerlichen gemeinsamen Wanderungen durch die schönen Olivaer Wälder! Im übrigen wurde, was anderwärts der leitenden und ausgleichenden Hand des Direktors vorbehalten blieb, hier geleistet durch das vertrauensvolle Zusammenwirken der durch schöne Kollegialität verbundenen alten und jungen Amtsgenossen. Diese fand ihren Ausdruck auch in einer anspruchslosen, heiteren Geselligkeit zwischen den Familien, in der ebenfalls gewisse gute alte Bräuche sorgsam gepflegt wurden. Dahin gehörte namentlich die gemeinsame Feier des Martinstages (11. November), der damals in Danzig, ebenso wie Fastnacht, eigentümlicherweise schulfrei war. Ein menschenfreundlicher und humorvoller Schulmeister, Martin Ramus, hatte dereinst in seinem Testament ein kleines Kapital ausgesetzt, aus dessen Zinsertrag den Lehrern seiner Schule zu St. Marien, die später in das Gymnasium aufgegangen war, alljährlich ein Taler gezahlt werden sollte, damit sie sich an seinem

Namenstage einen Gänsebraten spendieren könnten. Bei der damals unlängst durchgeführten Neuordnung der Gehaltsverhältnisse der Gymnasiallehrer, die bisher auf den Ertrag des Schulgeldes angewiesen gewesen waren, hatte der Magistrat wie andere Stiftungen auch diese eingezogen, auf erhobene Vorstellung aber um ihrer Eigenart willen alsbald wiederhergestellt. Sie bildete daher auch ferner, von den damit Beglückten dem allgemeinen Besten geopfert, den Grundstock für die Veranstaltung einer die meisten Kollegenfamilien vereinigenden Martinsfeier, bei der es Liebhabertheater, Aufführung einzelner Szenen aus klassischen, auch fremdsprachlichen Stücken und dergleichen gab, eingeleitet, und im Hinblick auf die begreiflicherweise naiv-anspruchslose Ausstattung der Nachsicht der Zuschauer empfohlen durch poetische Prologe und Zwischenreden, und zum Schluß einen Tanz, während die einfache Bewirtung auf dem Wege eines von den älteren Damen geleiteten Picknicks beschafft wurde. Auch in diesem fröhlichen Treiben, dessen Einleitung und Vorbereitung schon angeregtes Leben in den sonst so ernst arbeitenden Kreis brachte, durfte ich alsbald produktiv und tätig freundlich anerkannten Anteil nehmen.

All das aber, was der neue Wirkungskreis mir an vielseitiger Anregung bot, recht unbefangen in mich aufzunehmen, war mir doch eigentlich erst nach Ablauf des ersten Halbjahrs vergönnt. Von seiten der Regierung nämlich war meine Berufung, da ich das Oberlehrerexamen noch nicht abgelegt hatte, nur unter der Bedingung bestätigt worden, daß ich dieses bis Ostern 1864 nachholte. Da hieß es denn freilich, sich ordentlich daranhalten, um neben den zunächst doch ziemlich schwer lastenden Ansprüchen des Amts sich auf diese hochnotpeinliche Haupt- und Staatsaktion genügend vorzubereiten. Als rite promovierter Doktor hatte ich nach den damals geltenden Bestimmungen wenigstens keine Art von schriftlicher Arbeit mehr zu machen: umso höher pflegten dann freilich die Anforderungen zu sein, die in der mündlichen Prüfung gestellt wurden. Doch ging alles über Erwarten gut und glatt, ja fast glänzend, und ich durfte nachmals in Erfahrung bringen, daß der ungewöhnlich erfreuliche Ausfall der Prüfung insofern für meine ganze Zukunft entscheidend werden sollte, als er mir die wohlwollende Teilnahme einflußreicher Männer erwarb, die hinfort ein Auge auf mich hatten und den bei ihnen so gut eingeführten jungen Gelehrten, der auch weiterhin ehrlich vorwärts strebte, nach Möglichkeit freundlich förderten. Mit einigen von ihnen bin ich denn auch in der Folge in angenehmer und fruchtbarer Beziehung geblieben.

Es war ein echter ostpreußischer strenger Winter, in dem ich im Februar 1864 nach Königsberg reiste, dem Sitz des Provinzialschulkollegiums und der wissenschaftlichen Prüfungskommission für die damals noch ungeteilte Provinz Preußen, und so zum ersten Male die Stadt betrat, in die ich dreizehn Jahre später als ordentlicher Professor und mittelbar auch als Nachfolger meines damaligen Hauptexaminators zu langjähriger, beglückender akademischer Wirksamkeit ein-

ziehen sollte. Die Leitung der Prüfung und die besondere in den alten Sprachen lag damals in der Hand des vortrefflichen, um die Entwicklung des höheren Schulwesens in Ost- und Westpreußen hochverdienten Dr. Wilhelm Schrader. Ein Mann von wahrhaft universeller Bildung, insbesondere ein tüchtiger Philologe, in jungen Jahren als Gymnasialdirektor hervorragend bewährt, dabei voll verständnisvoller Teilnahme für das öffentliche und namentlich das politische Leben — er hatte dem Frankfurter Parlament angehört —, von humanen und liebenswürdig-gewinnenden Formen, führte er sein Amt auch in den Jahren der Reaktion und des Konflikts mit wohltuender Sachlichkeit und frei von aller schulmeisterlichen oder bureaukratischen Pedanterie. Des anregenden Verkehrs mit ihm habe ich mich nachmals auch noch in Königsberg vielfach erfreuen dürfen, wo er als Vorsitzender der „Königlichen Deutschen Gesellschaft" mit den akademischen Kreisen enge Fühlung hatte, bis er, der besondere Vertrauensmann des Kultusministers von Goßler, zum Kurator der Universität Halle bestellt wurde, um deren Neuerblühen er sich durch seine glänzende organisatorische Tätigkeit große und von allen Seiten dankbarst anerkannte Verdienste erwarb. Die Prüfung in der Geschichte, meinem Hauptfach, lag in der Hand von Karl Wilhelm Nitzsch (1818 bis 1880), der — eine unter den Fachgenossen ungewöhnliche Kombination — ebenso ausgezeichnet war als geistvoller Forscher im Gebiet der alten, insbesondere der römischen Geschichte, wie durch seine originelle und anregende Behandlung des deutschen Mittelalters, hier wie dort seine eigenen Wege zu gehen gewöhnt und auch sonst überall gründlich zu Hause. Er nahm mich ganz besonders scharf vor und stellte in der humansten Form für sich und mich in einem mehrstündigen Examen unter vier Augen, dem damals üblichen, der kürzeren Prüfung vor der Kommission vorangehenden „Tentamen", auf das genaueste fest, was ich wußte und — nicht wußte. Wenn ich mir jetzt die Einzelheiten dieses Examens in das Gedächtnis zurückrufe, so kann ich nur das verständnisvolle Eingehen und die wohlwollende Milde seines Urteils rühmen und muß im Hinblick auf das Schlußergebnis annehmen, er habe bei mir wohl eine breite und sichere Grundlage vorgefunden, von der er annehmen konnte, es werde auf ihr bei dem von mir bisher betätigten Streben im Laufe der Zeit ein ordentlicher Bau aufgeführt werden können. Die liebenswürdige, eingehende Art, in der Nitzsch am Tage nach der Prüfung meine bisherigen historischen Studien und die Pläne zu ihrer vertieften Weiterführung mit mir besprach, ließ mich bei ihm ein unerwartetes Interesse dafür erkennen, von dem ich auch weiterhin manchen Beweis zu erhalten die Freude haben sollte, nicht bloß bei meiner Habilitation in Berlin im Sommer 1873, sondern namentlich, als es sich darum handelte, seinem früheren Königsberger Kollegen Wilhelm Maurenbrecher (1838—92) bei seinem Fortgang nach Bonn einen Nachfolger zu geben. Zum Teil wenigstens verdankte ich übrigens den mich selbst überraschenden Erfolg in der Oberlehrerprüfung meiner glücklichen Begabung für den freien Vortrag, die, wie ich später erfahren, bei den von mir ab-

gehaltenen Probelektionen in einer Gymnasialprima auf die Herren Examinatoren einen ganz besonders günstigen Eindruck gemacht hatte.

Zu diesen gehörte neben Schrader und Nitzsch für die Fächer des Deutschen und der Philosophie der meinem Vater von seiner ersten Hallenser Zeit her befreundete und als fleißiger Mitarbeiter an dem „Deutschen Museum" allezeit mit ihm in Verbindung gebliebene Karl Rosenkranz (1805—79), der letzte und geistvollste Vertreter der Hegel'schen Philosophie, ein liebenswürdiger, feinsinniger Herr, voll guten Humors, der es nicht bereute, nach einem kurzen, enttäuschungsreichen Versuch in der praktischen Politik — er war 1849 einige Monate vortragender Rat im preußischen Kultusministerium gewesen — sich auf seinen Königsberger Lehrstuhl zurückgezogen zu haben, dem die Erinnerung an Kant noch immer eine besondere Bedeutung gab. Auch in ihm fand ich einen wohlwollenden und geistig beweglichen Examinator, der nicht an Kleinigkeiten hing, sondern auf die allgemeine geistige Kultur und die Ausrüstung zu wissenschaftlicher Selbsthilfe sah.

So nahmen denn die Prüfungstage, denen ich doch mit einigem Herzklopfen entgegengesehen hatte, einen unverhofft glatten und erfreulichen Verlauf. Im Anschluß an sie konnte ich unter Führung meines Freundes Leonhard Sohncke, der dort unter Franz Neumann seine Studien vollendet hatte und, am Friedrichskolleg als Lehrer tätig, seine Habilitation vorbereitete, die altertümliche, winkelige und durch ihre ungewöhnliche Unschönheit wie eine gewisse Vorweltlichkeit mancher Einrichtungen überraschende preußische Krönungsstadt durchstreifen: ich begriff dabei die von Rosenkranz gemachte Bemerkung, nur dort habe er auf den Gedanken kommen können, eine „Ästhetik des Häßlichen" zu schreiben. Wie eisig scharf die politische Luft war, die damals dort wehte, erfuhr ich bei dem Besuche, den ich als Überbringer von Grüßen meines Vaters dem bekannten Dr. Johann Jacoby (1805—77) abstattete, dem Verfasser der „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen", die in der politischen Bewegung zu Beginn der vierziger Jahren eine so große Rolle gespielt hatten. Der kleine, feine, alttestamentarisch schlichte Herr mit der knappen, klaren, milden Redeweise machte den Eindruck des zu Fleisch gewordenen Verstandes und ließ in ihm nichts ahnen von dem unbarmherzigen Fanatismus, der ihn erfüllte und in einen immer schärferen und schließlich unausgleichbaren Gegensatz brachte zu dem Gang unserer nationalen Entwicklung.

Indem ich mir nun den Verlauf jenes Staatsexamens, das für mich über Erwarten günstig ausfiel, obgleich mit der Vorbereitung bei der Kürze der Zeit und den Ansprüchen des Amtes ich mich sehr kurz hatte fassen müssen, nochmals vergegenwärtige und dann die Erfahrungen überblicke, die ich selbst als Examinator zu machen in der Folge überreiche Gelegenheit gehabt habe, so komme ich wiederum in die Versuchung, den „laudator temporis acti" zu spielen und den guten alten Brauch auf Kosten des später eingeführten Verfahrens zu loben.

Bis zu einem gewissen Grade ist ja freilich jedes Examen ein Glücksspiel: besondere Schwierigkeiten aber bieten natürlich diejenigen, bei denen Examinator und Examinand einander völlig fremd gegenüberstehen, der erstere von der Geistesart und dem Studiengang des letzteren ebenso wenig Kenntnis hat, wie dieser von der wissenschaftlichen Persönlichkeit und Eigenart jenes. Glücklicherweise hat es freilich immer Examinatoren gegeben und wird sie hoffentlich auch ferner geben, die geistig beweglich genug sind und über ein hinlänglich ausgebreitetes und präsentes Wissen verfügen, um ihrerseits dem leicht springenden Gedankengang des begreiflicherweise stets befangenen Kandidaten zu folgen und freundlich auf seine Intentionen einzugehen und ihn so unvermerkt auf den Weg zu führen, den sie mit ihm gehen wollen. Diese werden aus dem Kandidaten manches herausholen, was zu wissen dieser selbst sich kaum recht bewußt war, und werden leicht feststellen, wie weit bei ihm die Grundlage und die Fähigkeit vorhanden ist, die nötigen Spezialkenntnisse sich im Bedarfsfalle rasch und sicher zu erwerben und von ihnen den richtigen Gebrauch zu machen. Notwendige Voraussetzung für einen guten Examinator ist es, daß er des Kandidaten Vertrauen gewinne: gelingt ihm das, so wird dieser auch Selbstvertrauen haben und, was er weiß, zur Stelle bringen und im übrigen seine Orientierungsfähigkeit nachweisen können. Leider aber muß auch konstatiert werden, daß diese, auf der Höhe ihrer Aufgabe stehenden Examinatoren, die bei aller gewinnenden und ermutigenden Milde doch die strengsten, zugleich aber auch die gerechtesten zu sein pflegen, nach wie vor die Ausnahme bilden. Wie manche von den Herren bedürfen selbst einer Vorbereitung auf das Examen, das auch ihnen nicht geläufige Gebiete zu berühren hat, und sind von der Unwissenheit des Kandidaten überzeugt, sobald er auf die von ihnen präparierte Frage nicht genau so antwortet, wie die von ihnen zu Rate gezogenen Autoritäten sie beantworteten, oder muten dem Kandidaten durch den Wirrwarr der an ihn gerichteten heterogensten Fragen eine Schnelligkeit des Denkens und Umdenkens und eine Schlagfertigkeit zu, die ein junger Mensch in einer solchen, doch immerhin peinlichen Situation unmöglich bewahren kann, wenn er sie überhaupt besitzt. In späteren Jahren habe ich bei der damals noch zu Recht bestehenden Prüfung der Kandidaten des geistlichen Amtes auf ihre allgemeine Bildung wiederholt davon Zeuge sein müssen, wie ein wissenschaftlich verdienter und literarisch vorteilhaft bekannter Gelehrter zu Beginn der ihm obliegenden Prüfung in deutscher Literatur mit großer Feierlichkeit einen mächtigen Bogen aus der Tasche zog und entfaltete, auf dem er die zu stellenden Fragen sich aufgezeichnet, und diese dann ohne jede Rücksicht auf die gegebene Antwort und ohne jede Anknüpfung an diese unbarmherzig auf den zu Prüfenden losließ: „Wann erschien Klopstocks Messias?" — „Was wissen Sie von Walther von der Vogelweide?" — „Inwiefern ist Schiller in der Jungfrau von Orleans von der geschichtlichen Überlieferung abgewichen?" — „Worin lag das Eigentümliche des Meistergesanges?" — „Geben Sie mir die Hauptmomente

aus der Entstehungsgeschichte des Faust an" usw. — ein wahres Pelotonfeuer unzusammenhängender Fragen, unter dessen sinnverwirrender Wirkung der so Bestürmte bald zusammenbrach. Bei der gleichen Gelegenheit konnte ich einen theologischen Kollegen beobachten, der, wenn der Kandidat die in einer ganz bestimmten Fassung erwartete Antwort schuldig blieb, sich sittlich entrüstet etwa in folgenden ermutigenden Redensarten erging: „Das wissen Sie nicht, mein Lieber? Nun gut, so will ich es Ihnen sagen," und dann ein Stück versetzten Kollegs zum besten gab. Gut zu examinieren ist eine Kunst, die sich freilich bei gutem Willen durch eine gewisse Routine ersetzen läßt, dann aber immer äußerlich und oberflächlich bleiben wird. Im allgemeinen aber wird es um das nun einmal nicht entbehrliche Prüfungswesen umso besser stehen, je mehr der Individualität des gewissenhaften Examinators freier Spielraum gelassen, und infolgedessen auch auf die des zu Prüfenden billige Rücksicht genommen wird. Daher sollten vor allem die hier und da aus ganz anderen als sachlichen oder gar wissenschaftlichen Gründen beliebten Massenprüfungen völlig beseitigt werden, zu denen Examinatoren und Kandidaten, die einander meist ganz fremd sind, zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten konzentriert werden, um wochenlang zu prüfen und geprüft zu werden. Denn dabei muß, von allen anderen Übelständen abgesehen, auch dem geistesfrischesten und beweglichsten Examinator die Arbeit schließlich gründlich zuwider werden und die Spannkraft und Urteilsfähigkeit verloren gehen, welche eine gerechte und wirklich zweckentsprechende Ausübung der verantwortungsvollen Tätigkeit allein verbürgen.

Dr. Israel Auerbach (Konstantinopel): Das Problem des türkischen Fortschritts.

Das Primitive hat sicherlich seinen Reiz, und auch sein Glück. In Bedürfnislosigkeit dahinzuwandeln, zeitlos in die Sonne emporzuwachsen, in dumpfem Behagen Wärme einzusaugen und Wetterschauer gleichmütig von sich abgleiten zu lassen, Kinder zu erzeugen wie Lämmer und des Weibes zu genießen gleich eines kühlen Trunks, zu reifen und zu altern ohne Hast und ohne Bedauern, und endlich stumm gefaßt sich dem Tode zu unterwerfen, an den man ruhig gedacht wie an einen fremden Gast, vor dem man nie gezittert, mag beneidenswert sein für uns Sensitive, für uns vom Peitschenknall der Notwendigkeiten eines komplizierten Lebens Gejagte, für uns Besessene des Fortschritts. Aber, ob das Primitive bestehen kann, das ist die Frage. Ob es ewig windstille Täler geben **kann** im Strudel der allgemeinen die Erdschale umrasenden Winde. Von der andern Frage, um die Schönheit und das Glück unseres neuen Weltlebens, des unprimitiven, ganz abgesehen.

Es gibt noch immer Leute, für die die Unschuld, die herzglättende Ruhe, die Gemächlichkeit und Zeitlosigkeit des anatolischen Bauers das Beneidenswerte schlechthin bedeuten und als das wahre Grundwesen des Echttürkentums Liebe und Schonung verdienten. Es ist richtig: es kann kaum Schöneres geben, als jene hohen Greise, leuchtend von innerem Frieden, den Bart herabwehend in unbekümmerten Wellen, die Haut rotbraun verwittert wie die sonnengebackene Erde unter ihren breit aufsitzenden Füßen, mit einer Ausgeglichenheit in Gebärde und Wort, die nur als Vollendung, und einer Selbstsicherheit, die nur als letzte Harmonie zu bezeichnen ist. Da gibt's auch noch die jungen Burschen, die in lärmerfüllter Stadt nicht anders wie im einsamen Feldweg Hand in Hand dahingehen, rührende Riesenkinder; und die kittelgekleideten Frauen, die gleich einem Bündel grellfarbiger Blumen auf Rasen oder Sand dahingehockt, vielstundenlang, ohne auch nur zu blinzeln, stumm auf's Meer sehen können oder leise plauschend dem Sonnenuntergang und den Sternen entgegenwarten. Kennt ihr die schmalen, schlummerstillen Gäßchen, wo die Sonne in Goldplatten liegt und die dunklen Teppiche der satten Schatten, wo die Puppenhäuschen ihre luftigen Stockwerk-Rhomben schief aufeinanderlegen und ihre Fenstergitter niederhängen lassen gleich halbgeschlossenen Frauenlidern, wo die winzige Moscheeglocke, ein Miniaturhimmel, verträumt über sich selber kauert und nur das zarte Minaret wie einen Gottesfinger emporstreckt? Gewiß ergreift das. Am meisten aber doch ihr Sterben. An Tausenden Soldaten sah man's. Das löscht aus wie ein Öllicht, ruhig, auf e i n mal. Nichts von der rasenden Flucht der entsetzt sich wehrenden Seele, nichts von der wahnsinnigen Angst des im Todeskrampf sich verzerrenden Abendländers.

Man soll dieses Volk in Frieden lassen! Ein solcher Schrei begreift sich. Es rief euch Fremde nicht her, daß ihr ihm eure neue unselige Seligkeit bringet!

Seid ihr ganz sicher, daß die Idylle, die wir neidisch von außen umgehen, auch innen wirklich, was man Glück nennen darf, einschließt? Vielleicht erkennen wir nur das Leid nicht, das darin ist, schlimmer am Ende als unseres, nur unsichtbarer, weil stummer, resignierter, gleich dem Leiden des armen sprachlosen Tieres? Habt ihr in die anatolische Bauernhütte hineingeschaut bei Hungersnöten? Habt ihr die Elenden gesehen, die an Syphilis darin verfaulen? Könnt ihr euch an die Stelle der Armen versetzen, wenn wilde Willkür eines Dorf- oder Kreisdespoten ihnen alle Habe wegreißt? Kennt ihr die qualvolle Fronarbeit der anatolischen Frau auf den Feldern, der es der Mann verdankt, wenn er schon frühen Morgens seine Nargileh oder seinen Mokka schlürfend, unter einer riesenhaften Baumkrone seinen göttlichen Kef machen darf? Und die Heuschreckenplagen? Und die Seuchen und Feuersbrünste? Und die endlosen Kriege? Und die wechselseitige Vernichtung gegeneinander gehetzter Stämme? Und die Zehnten? Weil das alles von außen nicht leicht sichtbar, weil das alles mit orientalischer Ergebung stumm ertragen wird, darum ist es dennoch vorhanden. Und könnte ge-

bessert werden. Und m u ß es, so wird auch ein einsichtiger Türke sagen, dem die Sentimentalität fremd ist, die wir Außenstehende an ein uns fremdartiges Dasein herantragen.

Die Summe all jener Bestrebungen, die darauf abzielen, die Lage des türkischen Volkes zu bessern, um dieser Besserung selbst willen und damit der türkische Staat nicht zugrunde gehe, nennen wir den türkischen Fortschritt. Ob er vorhanden, möglich und aussichtsreich ist, das sind Probleme, die uns Deutsche heute wohl tiefer als irgend ein anderes nicht-türkisches Volk bewegen. Die erste der Fragen beantwortet sich am leichtesten. Fortschritt i st vorhanden. Er springt in die Augen für alle, die auch nur ein kurzes Jahrzehnt das türkische Volksleben begleiten. Schon der entthronte Kalif hatte damit begonnen. Er hat Bahnen gebaut und Staatsschulen gegründet. Daß diese und jene ungenügend waren und weder hingereicht haben, in fühlbarer Weise den Menschenverkehr und die Produktivität seiner Lande zu heben, noch ein Beamtenmaterial heranzubilden, das den Staat mit neuen Impulsen und mit neuem Ordnergeist durchdringe, liegt in der Dinge Wesen. Am Vergangenen gemessen, war Besserung festzustellen. Ein großer Sprung nach vorwärts aber war sicherlich die Einführung der Verfassung. Skeptiker haben gut sagen, daß im Wesen nichts geändert wurde, daß lediglich mehrere Tyrannen an die Stelle des einen, abgesetzten getreten wären, und daß Willkür im Reiche herrsche, wie sie früher geherrscht hat. Man wird niemandem einreden, daß die gleiche Zahl offener und geheimer Morde, Justizverbrechen, Einkerkerungen Schuldloser, Eigentums- und Personenraube in der Verfassungstürkei existiere, wie sie unter Abdul Hamid existierten. Oder daß die Beamtenbestechungen sich nicht vermindert hätten.

Die Bahnbauten gingen weiter. Für Straßenanlagen wurden Riesenprojekte gestaltet und zum Teil realisiert. Auf der gewissenlosen Art ihrer Ausführung seitens französischer Konzessionäre liegt die Verantwortung dafür, daß bis zum Kriege Weniges und Schlechtes geleistet wurde. Die großen Bewässerungsstudien des Engländers Willcox im Zweistromland mögen von ihm mehr britischem als osmanischem Nutzen zugedacht gewesen sein: die Regierenden beseelte in jedem Falle ein fortschrittlicher Wille. Landwirtschaft und Viehzucht gingen freilich sehr langsam vorwärts; mit Ausnahme der Zonen, die unmittelbar den Eisenstrang berührten, war wenig von Hebung zu merken. Die endlosen inneren und äußeren Kriege, sowie die bisherige Unmöglichkeit, den drückenden Zehnten abzuschaffen, wirkten hier hemmend. Noch schwerer mußte der Fortschritt auf dem Gebiete der Rechtspflege kämpfen. Das Traditionelle wurzelt hier am stärksten; alte Usancen sind nicht leicht abzuschaffen; eine neue Richter- und Polizeiklasse sind nicht aus dem Boden zu stampfen; der ungeheure Umfang des Reiches erschwert die Inspektionen; der Arm der Zentralgewalt reicht noch nicht in jedem Augenblicke in alle Winkel. Stark vorwärts hingegen ging die Reform der Schule, in den großen Städten zumindest; im Leben der Frauen macht sich mehr

und mehr ein radikaler Wandel bemerkbar, selbstverständlich zuerst in den oberen Schichten. Geradezu glänzend aber waren die Fortschritte in Armee und Marine; in der letzteren trotz der treulosen Art und Weise, wie die britischen Flottenmissionen an ihrer Zugrunderichtung anstatt an ihrer Erneuerung gearbeitet haben. Und was selbst die Peroten nicht bekritteln können: das ist der Wandel, grenzend geradezu an's Wunderbare, der sich vor ihrer Nase, in Pera und Stambul selber, in wenigen Jahren vollzogen. Er setzte an dem Tage ein, da, wenige Stunden nach der Entfernung Abdul Hamids aus dem Jildis, erst die Hofschranzen und Eunuchen in erbärmlichem Zuge abgeführt, dann in einer ungeheuren Staubwolke unter fürchterlichem Geheul die Palasthunde mit Peitschen aus dem Schloßparke gejagt und endlich in langer Reihe von hundert Wagen die Palastweiber aus ihrer Niststätte ausgefahren wurden. Seitdem ist in die Hauptstadt Sauberkeit eingekehrt, die wilden Hunde verschwunden, die Straßen, und nicht nur die Hauptadern, sondern auch zahllose Gäßchen bis in die verborgensten Winkel, mehr oder weniger solid gepflastert, Baumalleen und Volksparks angelegt, die machtvolle Neue Brücke gebaut, der Wasserverkehr ausgezeichnet geregelt mit neuen Schiffen und mit einer ganzen Plejade neuer stattlicher Anlegestellen statt der alten zerkrachten Baracken, der belebende Strom der Elektrizität in das Häusermeer geleitet, das nun tags die Trammwagen durchschießen und nachts Licht durchflutet, durch den Fernsprecher das ganze öffentliche Leben umgezaubert, und endlich eine Polizei, die jedenfalls Ruhe und Ordnung verbürgt. Daß dies alles sich in knappen sieben Jahren vollziehen konnte, beweist, welche Möglichkeiten vorhanden sind, da wo die jungtürkischen Lenker ihre Hand im Spiele haben.

Es wäre gleichwohl falsch, die Bedeutung des bereits erzielten allgemeinen türkischen Fortschritts, sich auf das Heerwesen und die Hauptstadt beziehend, zu übertreiben. Seine Gesamtsumme, an der Summe aufgespeicherter Armut und angehäuften Rückstandes gemessen, ist noch eine recht dünne. Es sind der Faktoren sehr gewichtige, die sich der Entwicklung entgegenstellen. So gewichtige, daß mancher ernste Denker an der Möglichkeit des Aufschwunges überhaupt zu zweifeln begonnen hat.

Das Wesentliche, vielleicht alles ist: daß die Türkei seit ihres Lebens ersten Tagen in einem ewigen Kriege nach außen und innen steht. Die Osmanen kamen als Eroberer; sie unterwarfen Länder und Nationen; ihr gewaltiger Machttrieb ließ den halben Erdball Jahrhunderte lang zittern, arbeitete an ihnen selbst immer wieder nur die Fähigkeiten heraus, die zur Machterweiterung halfen. Erobern und Festhalten war alles; der Türke Kämpfer, Befehlshaber, Gesetzgeber und Bauer. Alle übrigen Seiten menschlicher Betätigung blieben nebensächlich. Für diese gab's Köpfe und Arme genug in den unterworfenen Völkern. So gewöhnte sich der Türke, diese als eine Art höheren Helotentums zu nützen. Er ließ ihnen Wissenschaft und Handel; sie waren gut

genug zum Schreiber, Arzt und Kaufmann. Nicht nur gut genug, sondern auch unbedingt notwendig. Der Fonds althergebrachter Zivilisation, byzantinischer, arabisch-persischer, spanisch-jüdischer, ward aufgezehrt. Handel und Wissenschaft gingen in der Türkei zurück, während sie Europa ungeahnt erhoben. Der goldstrotzende Orient verarmte, der primitive Okzident erwarb Schätze. Dem Geld und Wissen folgte bald die Macht, da die Kriege nicht mehr wie früher mit roher Kraft, sondern mit Industrie und Taktik ausgefochten wurden. Die Türkei blieb zurück und wäre schnell und gänzlich verfallen, wenn sie nicht mit Geld die Rüstzeuge des Krieges, und da sie es nicht besaß, bald auch das Geld selber, mit schweren Opfern aus dem Auslande herbeigeschafft hätte. Seit dieser Zeit datiert die Abhängigkeit der Türkei von den Börsen, den Kanonenfabriken und den Regierungen des Auslands. Seit der Zeit auch die erhöhte Abhängigkeit von den nichttürkischen Nationen im Innern. Da war es nun türkisches Verhängnis, daß die herrschende Nation nur eben als solche den von ihr unterworfenen seit Urbeginn gegenübergetreten war, daß keine Verbrüderung und keine Assimilation stattgefunden hatte. Die Unterworfenen gewöhnten sich daran, im Herrenvolke nur ihren Bändiger (bald sagten sie Peiniger), das Herrenvolk, in den Unterworfenen nur Instrumente und Unzufriedene (bald sagten sie Verschwörer) zu erblicken. Es ergaben sich tatsächlich Konspirationen, deren Fäden von außen nach innen und von innen nach außen durcheinanderliefen; daraus Innenkämpfe und Außenkriege, die einen oft nur Vorwand für die andern. In diesem Chaos von Innen- und Außenkämpfen gingen der Türkei Gebietsteile und Völker durch Gewalt und List verloren.

Die Hemmungen der türkischen Entwicklung lassen sich als vierfache definieren, die alle aus einer Quelle stammen, dem ewigen Kriege, und alle in ein Übel ausmünden, die ewige Armut: das Fehlen lebenswichtiger Volksklassen in der türkischen Rasse, die Feindschaft zwischen den Osmanen und den unterworfenen Nationalitäten, die Außenkriege und die Kapitulationen.

Der 23. Juli 1908 war ein Versuch des Osmanentumes, alle seine Alpe auf einmal abzuschütteln. Es verkündete Frieden nach außen allen Erdenmächten; es läutete Frieden ein nach innen zwischen allen Nationalitäten; es trat vertrauensselig vor das Ausland und bat um Aufhebung der Kapitulationen; es ging keck an die Umformung seiner Menschenartung. All das ist gescheitert. Der Verlust Bosniens und Bulgariens endete den Außenfrieden, bevor er noch recht begonnen; die Gemetzel von Adana fielen wie tötlicher Frühreif auf den Lenz der inneren Völkereintracht; die Kapitulationen-Aufhebung knüpften die Mächte an äußere Zugeständnisse und an innere Reformen, die Türken die Reformen und die Zugeständnisse an die Aufhebung der Kapitulationen; für die Umgestaltung des Menschenmaterials war keine Führerauslese vorhanden und vor allem keine Mittel. An wem die Schuld lag, wird verschieden beurteilt. An den Türken,

sagte die „Ahrar", die Partei der sogenannten Liberalen, weil sie zentralisieren und türkisieren wollten; an den Dezentralisten, sagte das „Komitee", die Partei der Nationalisten, weil sie mit der Reaktion und mit dem Auslande konspirierten. Der Abfall Albaniens, die Losreißung ganz Mazedoniens waren die Folgen. Vielleicht zum Heile der Türken, denn faule Zweige ihres Reichsbaumes waren damit gefallen.

Es war keinerlei Aussicht auf Fortschritt mehr, bevor der Weltkrieg ausbrach. Der türkische Stamm schien in der Welt allein. Da erboten sich zwei Bundesgenossen: Deutschland von draußen, die Juden mit ihren Volksreserven aus anderen Ländern von innen. Die jüdischen Siedelungspläne lehnte das Türkentum ab, obwohl sie ihm Geld- und Menschenquellen hätten eröffnen können. Deutschlands Hand ergriff es zögernd. Aber daß es sie überhaupt ergriff, war die Rettung. Für jeden Fehlschlag hätten die Ententegenossen sich durch ein Stück Türkei entschädigt, das Ganze als Kompensationsobjekt für den Frieden beschlagnahmt. Die Gelegenheit war günstig, aus dem Osmanenreich ein Persien, Ägypten oder Marokko der letzten Unabhängigkeit der Gläubigen auf Erden ein endliches Ende zu machen. Von einem türkischen Fortschritte war dann nicht mehr zu sprechen, so wenig von einem indischen die Rede sein kann. Die Idylle in Anatolien wäre zwar verschwunden, aber in Ausbeutung und Knechtung. Ein paar Männer in Stambul rissen das Staatsschiff herum auf die deutsche Seite und schlagen seitdem mit Deutschland gemeinsam Breschen in die hundertjährige Knechtschaft. Mit dem ersten Streich fielen die Kapitulationen. So ist der Weltkrieg zu einem Helfer des türkischen Fortschritts geworden. Eines ihrer schlimmsten Hemmnisse hat er beseitigt. Die Straße zur Steuer- und Zollemanzipation und vor allem zur Schaffung einer Nationalindustrie ist freigegeben.

Was an Störungen der Entwicklung bestehen bleibt, das sind die Nationalitätenprobleme, und die Beschränktheit des türkischen Elementes an sozialen Klassen. Bei den ersteren wird es sich vorzüglich um die Griechen-, die Armenier- und die Araberfrage handeln. Am leichtesten kann die Griechenfrage sich regeln lassen. Seit die Balkankriege das Ausdehnungsbedürfnis des selbständigen Griechentumes gesättigt haben, zeigt ja ohnedies das gegenseitige Verhältnis immer mehr auf Frieden; heute, wo Hellas sich weigert, Feind der Türkei zu werden, scheint die Rassenverständigung gesichert. Vorausgesetzt, daß die Türken die Situation begreifen, sich entschließen, ihr Mißtrauen fahren zu lassen und diese Nichtmuselmanen wie Brüder zu behandeln. Viel schwerer lösbar, leider, muß die armenische Crux erscheinen. Auch zwischen Arabern und Türken ist Friede nicht selbstverständlich. Sie sind beide Islambrüder, und doch, welch verschiedene Welten! Und auch hier sind Dinge, die vergessen werden müssen; Dinge, die der Quai d'Orsay auf seinem Gewissen hat und das Gold von Frankreich.

Arthur Silbergleit:

Kameraden.

Ein Roß war auf der Walstatt hingesunken;
In seinen Augen blitzten Himmelsfunken
Der reinsten Treue, ehe es verstarb.
Ihm folgte als untrennbarer Begleiter
Auf einer Wolke sein geliebter Reiter,
Der Einlaß für sein Tier bei Petrus warb:

„Verzeihe, daß mir in die Himmelsräume
Mein Rößlein folgt. Es war mein Traum der Träume,
Daß wir im Tod und Leben fest vereint.
Ich habe für mein Land mich hingegeben,
Es aber opferte für mich sein Leben,
Drum Gnade, daß es hier mit mir erscheint!"

Da lächelt Petrus sanft ob solcher Treue,
Der Himmel lächelte in seltner Bläue,
Aufsprang das Flügeltor von Raum und Zeit.
Die Englein fielen von der Sternenleiter
Voll Staunen, wie ein stiller, blauer Reiter
Auf seinem Roß ritt in die Ewigkeit.

Massengrab (in Ethe).

Eine Gruft voll Sommerrosen;
Nur ein schlichter Epitaph:
„Fünfzig Deutsche und Franzosen
Ruhen hier im ewigen Schlaf!"

Abends grüßt sie die Madonne,
Steigt als Hügelgast herab
Und setzt ihrer Krone Sonne
Auf das bunte Kriegergrab.

Denn sie duldet es nicht länger,
Ewig Kirchenbild zu sein;
Zwitschernd luden leichte Sänger
Sie zur frommsten Stätte ein.

Tags schwingt über Blütenstengel
Junge Heldenmär der Wind;
Nachts harft hier der schönste Engel
Aus Madonnas Ingesind.

Sanft hinfließendes Geflüster
Singt am Hügel Tag und Nacht.
Lieder milder Lichtgeschwister
Schläfern sie nach wilder Schlacht.

Hans Franke:

Caritas!

Zu Tausenden warf uns die heiße Schlacht
mit Wunden, siech, im Innersten verstört,
in tiefe Stille schlichter Lazarette,
wo Frieden weich das müde Herz betört.
Noch haftete der Qualm, das Blut, das Weh
an uns. Fast unzertrennbar schienen wir
mit dem verbunden, was dort draußen blieb!
Doch langsam glühend kam zu uns der Tag,
ein neues Leben drängte für und für.
Still ward der Sinn. Das heiße Auge trank
den Anblick toter Dinge, die ihm däuchten,
als eigne ihnen überirdisch Leuchten,
als wären neu für uns sie erst erstanden. —
Und als wir langsam so zurück uns fanden,
wich auch die Angst, die Glut aus unsern Träumen,
das wüste Lärmen und das Aufwärtsbäumen,
das uns mit Schreien hoch vom Lager trieb.
Das alles schwand! Nur tiefe Stille blieb.
Und da erst ward uns klar, wer das vollbracht:
Ein Wall von stiller Sorge — Tag wie Nacht! —
ein Glätten, Helfen, Scherzen, sanftes Mahnen
war ja um uns; — von mutterzarten Händen
für uns erbaut. Ein Opfern ohne Enden.
So fanden wir das alte Leben wieder!
Und fühlten froh, wie unser Leid versank,
wie neue Lebenslust zum Lichte drang.
Das war es nicht: daß unser Leib genas . . .
daß wir gesundeten in lichten Sälen . . .
Daß unsre Seele all ihr Weh vergaß!
Daß uns nicht schwer verhangne Bilder quälen!
In Dankesflammen glühen unsre Seelen.
Ein kühner Mut beginnt in uns zu gären.
Drum opfern wir auf ragenden Altären
Dir — holdeste von allen Trösterinnen! —
Caritas!

Hans von Hülsen:
Ein Solo.
Novelle.

Fortsetzung.

„Dorthin müssen wir", sagte Gabriele Doré und streckte den Arm aus. Fräulein Jonasson hielt sich in Barlösius Nähe, der den Schirm aufspannte.

„Komm unter meinen Schirm, Inge", sagte Jella und nahm die junge Frau beim Arm: „Wir sind die Beherztesten!"

Barlösius sah, wie sie die Röcke rafften und über die Pfützen hinwegsprangen. Mit hochgeschlagenem Kragen, indem er den Rock über der Brust zusammenhielt, folgte ihnen Doktor Grotjahn, er setzte seine langen Beine wie Stelzen.

Lisbeth Verhuven wollte warten, bis der Schauer vorüber war, sie fürchtete für ihr Kleid.

„Und Sie sind doch selbst für Weitergehen gewesen", sagte Barlösius. Es war das erste, was er seit vorhin zu ihr sprach, und es klang seltsam.

Man kam überein, daß er mit Fräulein Jonasson und Florizel zuerst hinübergehen würde und der Musiker sollte sie dann mit Barlösius Schirm holen.

So sprangen sie über die Pfützen und fanden Inge, sowie Jella Doré in der Tür des Etablissements.

„Es ist schrecklich voll", sagte Inge und rümpfte die Nase: „Und solch ein Publikum . . .!" Sie machte eine Gebärde. Drinnen tanzten rote Husaren aus Potsdam.

„Aber sie tanzen!" — Es war, als ob es Jella in allen Gliedmaßen zuckte: sie tanzte für ihr Leben gern!

„Mit ihren Schätzen tanzen sie . . . Dienstmädchen aus der Umgegend . . ." Barlösius versuchte zu lächeln.

Doktor Grotjahn stand neben Inge und ergab sich in die tolle Lage.

Jella Doré ging auf Florizel zu, der eben mit Lisbeth Verhuven anlangte. Er schüttelte den Schirm vor der Tür ab, bevor er ihn zuklappte.

„Drinnen wird getanzt!" sagte sie und ihre Augen leuchteten dabei. „Wollen wir auch tanzen?"

„Shoking!" entfuhr es Inge, und Empörung lagerte sich wie ein Schatten auf ihrer Stirn; aber Jella sagte nur, und leise spottend:

„Du bist eine Wohlgeborene, Inge, das weiß ich . . . Aber wir anderen, wie sollen wir uns die Zeit vertreiben, während dieses gräulichen Regens? . . . Hören Sie," sagte sie zu Florizel, „ein Walzer . . ." und sie pfiff ihn leise mit.

Florizel blickte sich im Kreise um. Und als niemand ihm widersprach, ließ

er sich von Jella in den Saal ziehen und sie tanzten Walzer unter den roten Husaren aus Potsdam mit ihren Schätzen.

„Ich weiß nicht," sagte Inge, „manchmal kann sie einem mit ihrer Volkstümlichkeit auf die Nerven fallen!"

Barlösius lächelte:

„Sie hat eben auf ihre Art das Bedürfnis unter Menschen zu sein."

„Das nennst du ‚Menschen'?"

In diesem Augenblick fühlte er, daß er ein wenig von seiner alten Sicherheit wiedergewonnen hatte, im letzten Tasten, wie man einen Fliehenden am Zipfel seines Gewandes erhascht. Und er fühlte auch, daß Lisbeth Verhuvens Augen auf ihm ruhten, fühlte es ohne aufzusehen, und auch als er es fühlte, sah er nicht auf.

Die Musik klang laut und rasend. Alles war ein großer Wirbel. Die Rotröcke fegten vorbei, in ihrem Arm schmiegten sich die Dorfschönen und blickten blinden Auges zu den Gaslampen empor, die hoch oben wie weiße Monde glühten. Draußen prasselte der Regen, der Sturm wehte manchmal einen Schauer durch die offene Tür, sodaß die Nächststehenden kreischten.

Florizel und Jella kamen zurück, er verabschiedete sich von ihr und machte eine übertriebene, scherzende Verbeugung vor Fräulein Jonasson.

„I bitt' um die Ähre", sagte er, und alle lachten.

Jella rief:

„Es tanzt sich wundervoll da drinnen — versuchen Sie es nur einmal!"

Fräulein Jonassons Blicke wanderten zu Barlösius.

„Du siehst mich fragend an, Eleonore", sagte der. „Bitte tanzen Sie nur mit Florizel . . ."

Da senkte Fräulein Jonasson die Lider und ließ sich fortführen.

„Darf ich nicht auch um ein Tänzchen bitten?" wandte sich Doktor Grotjahn an Inge, und er sah sie an.

Auch sie sah ihn an, und die entrüstete Falte über ihrer Nasenwurzel glättete sich. Was für schöne Augen er hatte!

Sie stieß einen kleinen Seufzer aus:

„Was soll man tun? . . . Ich finde es zwar reichlich gewöhnlich — — —"

Aber sie tanzte doch mit ihm davon.

Ehe Barlösius es sich versah, hatte Jella Lisbeth Verhuven erfaßt und sie drehten sich im Kreise . . .

Da stand er allein.

Er stand allein, an den Türpfosten gelehnt, und blickte ihnen nach, wie sie sich im Gewühl verloren. Manchmal tauchten sie auf, für zwei, drei, Sekunden, dann versanken sie wieder.

Die Musik lärmte — — jetzt glitt sie hinüber in schmelzende Weisen.

Sie tanzten; paarweise; eng umschlungen.

Er stand allein . . .

Sein Kopf sank schwer auf die Brust.

Inge, Inge, dachte er dumpf: Du hast es nicht vermocht . . . Und unter den schmeichelnden Klängen der Musik dachte er zurück an vorigen Sonntag. Da waren sie im Boot gefahren, er und Inge und ein halbes Dutzend Freundinnen von ihr; und er hatte allein am Steuer gesessen, stumm, ohne ein Wort, während sie scherzten und lachten. Sie liebten sich, sie waren Vertraute, sie nannten sich „Du". Aber er, er war fremd in ihrem Kreise, er sagte „Sie" zu ihnen, und einmal, im Laufe des Nachmittags, — war's nur ein Zufall gewesen? — hatte es sich zugetragen, daß er es auch zu Inge gesagt . . . Sie hatte es nicht gemerkt, — nein, sie hatte es nicht gemerkt, im Eifer der Vertrautheit mit ihren Genossinnen . . .

Sie kamen zurück, alle, außer Doktor Grotjahn. Sie waren erhitzt vom Tanz und hochrot im Gesicht und ihre Haare waren verwildert. Bald darauf kam auch Doktor Grotjahn.

„Hier ist ein Tisch," sagte er, „ich habe einen Tisch freigemacht, der Kellner bringt Selterwasser . . . Kellner!" rief er: „Eins — zwei — drei — Sie nehmen Teil, Herr Barlösius? — also siebenmal!"

Der Kellner mit dem Schurz verschwand, man nahm an dem gelbfichtenen Tische Platz, den der Doktor in einer Saalecke am Fenster erobert hatte. Man nippte unter lebhaftem Geplauder an den Gläsern, in denen es perlte und prickelte, nur Jella Doré trank wie ein müdgehetzter Hund, in gierigen Zügen.

Inge saß zwischen ihrem Mann und Doktor Grotjahn. Die Husaren mit ihren Schätzen schwebten vorbei, — jetzt tanzten sie Two-steps — und sie musterten mit befremdeten Blicken die vornehme Gesellschaft, die so ganz und gar nicht hierher paßte. Barlösius glaubte manchmal etwas wie Schadenfreude in ihren Blicken zu bemerken . . . .

Dicke Luft stand im Saal, schwer und geschwängert mit menschlichen Ausdünstungen und dem üblen Geruch nasser Wolle. Zigarrenrauch zog in bläulichen Schwaden über die Köpfe hinweg und strebte zur Tür.

„Es ist nicht auszuhalten", sagte Barlösius; er öffnete das Fenster und sah hinaus:

„Übrigens regnet es nicht mehr", und er zog die Uhr: sieben Uhr.

„Wir müssen wohl an Umkehr denken — meinst du nicht auch, Inge?"

Noch ehe sie antworten konnte, sagte Lisbeth Verhuven — sie dachte an ihr Kleid —:

„Ja, wir wollen gehen, ehe es von neuem anfängt."

Nun waren sie draußen und gingen paarweise, — nicht durch den Wald, das wäre ein Umweg gewesen, — sondern auf der halbdunklen, vom Regen er-

weichten Chaussee entlang. Von den Bäumen tropfte es und der frische Wind spielte mit den Röcken der Damen. Wenn man sich umblickte, sah man einen fahlen Schein am Westhimmel.

Sie gingen schweigsam. Nur Doktor Grotjahn, der jetzt Lisbeth Verhuven zur Seite schritt, machte dann und wann eine Bemerkung allgemeiner Natur. Inge, neben ihrem Manne, schwieg mit streng geschlossenen Lippen. Jella Doré hielt ihren durchnäßten Sonnenschirm in einigem Abstande, wie einen schmutzigen Gegenstand, mit zwei Fingern. Auch Barlösius sagte nichts. Sie gingen schweigsam.

Aber nicht lange, so begann der Regen von neuem. Erst fielen einige Tropfen, dann stürzte sich ein ganzer Schauer hernieder, naß und kalt. Die Paare lösten sich auf, man suchte unter einem breitkronigen Baume Zuflucht, Doktor Grotjahn stand wieder neben Inge.

„Was machen wir nun?" sagte Lisbeth Verhuven zu Barlösius, und schnell sprach Fräulein Jonasson:

„Sie haben mir versprochen mich zu beschirmen, Meister!"

„Ja, Fräulein Jonasson" — er lächelte — „mein Schirm steht Ihnen zur Verfügung. — Wollen wir es wagen, weiterzugehen?" wandte er sich an alle.

Doktor Grotjahn hatte einen Lodenmantel, den hängte er Inge um die Schultern; sie nahm den Florentiner unter den Arm und zog die Kapuze über'n Kopf.

„Ich bin geborgen!" lachte sie, und lachte ihm in die Augen.

Und es regnete. Wie Erbsenkörner so groß hagelte der Regen vom Himmel, peitschte die frierenden Bäume und bildete große Lachen auf der Chaussee.

Alle schwiegen — oder übertönte Wind und Regen ihre Worte? — und Doktor Grotjahn sprach ganz leise zu Inge.

Sie gingen als die letzten im Zuge.

Doktor Grotjahn sagte:

„Wie schön, daß wir hier so gehen können" — und Inge sandte einen Blick aus ihren seltsamen, durchsichtigen Augen zu ihm empor.

Doktor Grotjahn sagte:

„Denken Sie noch manchmal an unsere Gavottestunde? — Bei Ihnen war sie immer am schönsten."

Inge blickte geradeaus und lächelte unter ihrer Kapuze.

Doktor Grotjahn sagte:

„Wissen Sie noch, wie wir einmal mitten im Saale hinfielen, gerade unter dem Kronleuchter, wir beide ganz allein?"

Und Inge sagte, und sie sah ihn nicht an dabei:

„Wir beide ganz allein."

Doktor Grotjahn faßte nach ihrer Hand; aber als er sie erheben wollte, fühlte er ihr leises Widerstreben, und er ließ sie los.

Alle duckten sich, denn fern draußen flammte der Himmel schwefelgelb.

* * *

Einer nach dem andern kam die holzgeschnitzte Wendeltreppe herunter, und man lachte sich an mit erhitzten Gesichtern. Die Damen steckten in Inges Kleidern, Florizel und Doktor Grotjahn hatten Anzüge von Barlösius an. Inge hängte die nassen Sachen am Kamine auf, Doktor Grotjahn war ihr dabei behilflich. Das große Zimmer füllte Lachen und ein Durcheinander angeregter Stimmen. Lisbeth Verhuven schritt kerzengrade die Stufen hinab, Fräulein Jonasson versuchte auf dem Geländer in die Tiefe zu gleiten. Jella Doré strähnte zwischen den Fingern ihr Haar, das sie offen trug, wie die andern auch. In Inges blonder Flut schimmerte der matte Goldreif. Ein taillenloses meergrünes Gewand floß ihr von den Schultern hinab, — so sah Gudrun aus, da sie barfüßig am Meeresgestade stand und niedere Arbeit verrichtete.

Zuletzt, als alle schon bei Tische saßen, kam Barlösius. Gläser klirrten, Geschirr klapperte, alle schwatzten durcheinander — da kam er. Er hatte sich, indes die Herren sich nebenan umkleideten, in seinem Zimmer verweilt, hatte mechanisch die Kleider gewechselt und in dumpfem Sinnen am Fenster gestanden. Der Regen war vorübergerauscht, der dunkle See belebte sich, Boote mit Lampions und lachenden Menschen fuhren hin und her, die Ruder plätscherten, Stimmen schallten herüber, fern klang das Rollen der Eisenbahn.

Barlösius trat zurück und ruhte ein wenig im Liegestuhl; er stellte das Licht ab und netzte seine Stirne mit Eau de Cologne. Dann barg er plötzlich das Gesicht in die Hände und verhielt sich lautlos.

Von unten drangen Stimmen herauf, frohe, laute Stimmen. Dort setzte man sich zu Tische. Niemand würde ihn vermissen, wenn er nicht käme. Sie waren alle viel zu sehr beschäftigt.

„So ist es", dachte er, „alle sind beschäftigt mit sich und andern. Uns — uns vermißt niemand. Sie essen und trinken und sind fröhlich auf der Welt — uns vermißt niemand. Wir sitzen eine Treppe höher im Dunkeln und sehnen uns hinab. Und wenn wir hinabsteigen zu ihnen, dann sind wir fremd und sehnen uns nach unserer Dunkelheit. . . . Aber am meisten sehnen wir uns, wenn wir einmal das Leben gekostet . . . ."

Sehnsucht nach Inge quoll ihm empor, er rang die Hände und flüsterte ihren Namen, dreimal, wie eine Beschwörungsformel: „Inge, Inge, Inge!" — — Sie war nicht hier, nicht bei ihm, nicht ihm nah. Da er ihrer bedurfte, war sie fern. Sie saß unten bei den andern. Vielleicht saß sie bei Doktor Grotjahn? — er erschrak und sprang auf. Er schalt sich und schämte sich vor sich selber. Und wieder sprang ihm die Sehnsucht nach ihr an die Kehle.

Er bürstete sich vor dem Spiegel das Haar und zog den braunen, verschnürten Hausrock an. Durch sein Arbeitszimmer ging er hinunter. Unwillkürlich ging er leise, gleichsam als wolle er ihre ausgelassene Fröhlichkeit nicht stören. An der Biegung der Treppe stand er wie ein Gespenst und starrte hinab.

Da saßen sie, um den runden Tisch. Das Zimmer lag im Dunkeln, nur auf dem weißen Rund und auf den angespannten Gesichtern glühte das milde Licht der Hängelampe. Sie hoben die Hände und schürzten die Lippen und aßen und tranken — mit hastigen Bewegungen. Doktor Grotjahn stieß mit Inge an, die neben ihm saß. Er sagte — — Barlösius lauschte, wie ein Jäger auf dem Anstande, aber er hörte nichts: alles ertrank im Gewirr der Stimmen. Die Gläser grüßten sich im Klange. Lachend tranken sie und mit schnellem Atem.

Barlösius trat unter sie, als sie gerade im Begriff waren, sich zu erheben. Fräulein Jonasson kam ihm entgegen, ein Glas in der Hand.

„Meister", sagte sie, „Meister, wir sind vergnügt . . ."

Inge — denn sein Erscheinen hatte sie erschreckt, sie war von Doktor Grotjahns Seite weggeeilt und, um rasch etwas zu tun, tat sie dies: Inge brachte ihm ein Glas:

„Willst du nicht mit uns anstoßen, Heinrich?", sagte sie halblaut — ihre Stimme, fühlte er, war unsicher.

Er sah ihr in die Augen — drei Sekunden lang, dann senkte sie den Blick.

Alle umdrängten ihn, Lisbeth Verhuven, Florizel und Jella Doré, während Doktor Grotjahn ihm über die Schulter sah, den Blick auf Inge gerichtet.

Barlösius hob sein Glas.

„Mit dir zuerst, Inge — und dann — dann mit den andern —."

Aber wie sie anstießen, klirrte es, fiel zu Boden und zersprang.

„Verzeihen Sie, ich bin ungeschickt — nun ist es zu spät für die anderen", sagte Barlösius, und er ging zu Tisch.

Die Gesellschaft war bunt herausstaffiert, die Kostüme amüsant zusammengewürfelt. Die Damen trugen das Haar offen, damit die Wärme des Kamins es schneller trockne. Man lagerte sich vor dem Kamin, während Barlösius im Stehen ein Brötchen aß. Inge und Doktor Grotjahn schleppten Kissen herbei, ein halbes Dutzend Kissen und mehr, aus gelber, grüner und roter Seide, darauf bettete man sich. Im Halbkreis lagen sie an der Erde, die Gesichter von der roten Flamme beleuchtet.

„Wollen wir nicht die Lampe auslöschen?" fragte Fräulein Jonasson nach rückwärts, und Barlösius drehte sie aus. Er stand hinter der Gruppe und sah auf sie herab. In Inges Goldreif spiegelte sich die Röte der Flammen.

Florizel saß mit übergeschlagenen Beinen; er sprach wenig, seit er Barlösius in's Gesicht gesehen. Aber Doktor Grotjahn sprach; er lag der Länge nach an

der Erde, den Kopf vor Inges Knien, und redete alles durcheinander. Sein Gesicht war Inge zugekehrt und lag im Schatten, sodaß man kaum erkennen konnte, was in ihm vorging.

Lisbeth Verhuven saß kerzengerade gegen den Tisch gelehnt. Ihre Hände ruhten ineinander, vom Spiel der Flammen übergoldet; sie hielt die Augen gesenkt.

Florizel summte vor sich hin, aber niemand verstand, was er summte, denn es war ein böhmisches Lied; aber dann hob er die Stimme und, indem er mit starrem Auge in die Glut blickte, sang er:

Es dröhnt in den Bergen,
Es rauschet der Wald
Ein gar trauriges Lied,
Dann, ach, so bald
Ist meine Jugend entschwunden!

Dann wuchs seine Stimme, und er preßte die Lider zusammen, wie einer, der nicht weinen will:

Meine jungen Jahre, ich hab' euch vergeudet,
Als hätt' einen Stein ich in's Wasser geschleudert.
Im Wasser der tote Stein kann sich wenden,
Doch meine Jugend und meine Liebe,
Die kehren — die kehren nicht wieder!

— Alle schwiegen, als er zu Ende war; nach einer Weile begann Doktor Grotjahn leise zu pfeifen; er versuchte, die letzte Melodie nachzuahmen, aber es gelang ihm nicht.

„Das war hübsch, Herr Florizel", sagte Inge, ohne den Kopf zu wenden; sie sah auf Doktor Grotjahn nieder:

„Woher haben Sie das?"

„Ein Volkslied, das sie bei uns singen, wenn sie unglücklich sind. — —

Oh, wie freue ich mich darauf, dies Lied wieder in Prag zu hören!" sagte er.

Und dann schwiegen sie wieder. Gespenstisch große Schatten waren im Zimmer, reglos lehnten sie an den Wänden. Im Kamine knisterte das Fichtenholz. Inge spreizte die kleinen Hände gegen das Feuer, sodaß sie rosig schimmerten, und als sie sich zurückzog, streifte sie leise Doktor Grotjahns Haar, aber niemand sah es und niemand sah, wie er die Augen groß öffnete, gleichsam um ihr zu danken.

Dann bat sie auch Fräulein Jonasson.

„Was soll ich singen?" fragte die: „Das ‚Jeg elsker dig'?" Sie wandte sich an Barlösius.

„Das kennen wir schon," antwortete Barlösius etwas hastig, „nein, das nicht, Fräulein Jonasson . . ."

„Warum nicht?", sagte Inge, und sie drehte sich halb um. „Es ist doch ein so schönes Lied . . . Und nicht alle kennen es, nicht wahr . . . . Kennen Sie es, Doktor Grotjahn?" sagte sie zu ihm, indem sie sich ein wenig niederbeugte.

„Ich liebe dich," sagte er. „von Grieg . . . ja, ich kenne es", und niemand konnte sein Gesicht sehen.

Aber dann verständigten sich Florizel und Fräulein Jonasson und sie sangen zusammen ein Lied und alle lauschten.

„Ihr grünen Wälder, ihr gehörtet mir", sangen sie und ihre Stimmen liefen nebeneinander her, wie zwei Kinder, die sich bei der Hand fassen:

„Ihr grünen Wälder, ihr gehörtet mir,
Ihr waret meines Herzens Freude.
Jetzt hör' ich nimmer eurer Vöglein frohen Sang,
An meinem heit'ren Himmel zogen Wolken auf.
Ein Tüchlein gab sie mir,
Sie stickte Blümchen drein,
Grünrosmarinkränzlein in der Mitten.
Doch's untreu Mägdlein denkt nicht mehr an mich,
Wie ich mich in der Fremde nach ihr sehne — —
Wie ich mich in der Fremde nach ihr sehne —!"

So sangen sie und alle lauschten, die Gesichter dem warmen Kamin zugekehrt; niemand bemerkte, daß Barlösius sich auf den Zehen zur Tür schlich, sie leise aufklinkte und in's Freie trat.

Über den gelben Kiesweg ging er zur Treppe und stieg hinunter in den Garten.

Die Nacht war dunkel und von schwerer Wärme erfüllt. Vom anderen Seeufer scholl manchmal ein Ruf herüber, oder das dumpfe Rollen der Eisenbahn im nachtschwarzen Wald.

Barlösius ging am Zaun entlang und atmete den Duft der Jasminsträucher ein, die ihn verdeckten. Manchmal tröpfelte es von einem Lindenzweige auf seinen ungeschützten Kopf, daß er erschrak.

Am Ende des Weges war unter schattenden Laubbäumen ein Platz, den er liebte, und wo er oft saß, wenn rings der Garten in weißer Mittagsglut stand. Durch ein natürliches Fenster aus grünen Zweigen schaute man über den See weg, und den von der gleißenden Spiegelfläche geblendeten Blick tröstete das tiefdunkle Grün des Tannenforstes am andern Ufer.

Dort saß er nieder, vergrub den Kopf in die Hände und senkte die heißen, roten Lider über die Augen, die nichts mehr sehen wollten.

Ein Ton, eine Melodie lebte in ihm — schwermütig und verzweifelt-bitter; er scheuchte sie hinweg, mit traumhafter Anstrengung: da wurde sie von neuem

geboren. Sie rann aus einer unsichtbaren, unversieglichen Quelle und wälzte ihre trübe, schwere Flut durch seine Adern:

„Wie ich mich in der Ferne nach ihr sehne!"

Er vermochte es nicht zu verhindern, daß diese Worte über seine Lippen kamen und dabei ein heißer Strom ihm in die Augen trat.

Er dachte zurück und dachte vorwärts und saß lange, in seine Gedanken versunken, — Gedanken, die nicht helle Geschöpfe des Tages waren, mit strahlendem Antlitz, sondern die auf gespenstischen, schwarzen Rossen, wie der wilde Jäger und sein Gefolge, ihm durch's zermarterte Hirn brausten. — —

Inge hatte inzwischen das Verschwinden ihres Gatten bemerkt; ohne Geräusch zu machen, beurlaubte sie sich von ihren Gästen und ging hinauf. Doch fand sie ihn nicht im Schlafzimmer noch im Arbeitszimmer, wo sie ihn eigentlich vermutete. Ein Spiegel erzählte ihr, als sie hastig vorüberstrich, daß ihr Gesicht angstbewegt war.

Wo mochte er sein? Warum sich entfernt haben? — Ihr Köpfchen hatte nichts von dem gemerkt, was seit dem Nachmittag in elementaren Entladungen in ihm vor sich ging. Sie staunte, sie begriff nichts. Nur daß er hier oben nicht war, begriff sie.

Im halben Dunkel, auf der Treppe, sah sie sich plötzlich Grotjahn gegenüber. Sie erschrak — da fühlte sie, daß er ihre beiden Hände ergriff. Sie konnte sich nicht wehren, ohne Lärm zu machen; sie versuchte mit verzerrten Zügen, sie ihm zu entziehen; er hielt sie fest — — und während sie noch an ihnen riß, spürte sie plötzlich tief im Herzen irgendwo: daß sie sie ihm gar nicht entziehen wollte. Da warf sie den Kopf in den Nacken und schloß die Augen und ließ ihn gewähren. Seine Küsse brannten auf ihren kleinen Händen — sie ließ ihn gewähren.

Dann lief sie lautlos die Treppe hinauf, während er zu den anderen zurückkehrte. — — —

Barlösius hörte in seinem Versteck, in das er sich gleich einem tötlich verwundeten Tier geflüchtet hatte, wie die Gäste gingen. Es war gegen elf Uhr in der Nacht. Er sah, wie oben die Tür geöffnet wurde, er hörte Stimmen, er sah Diem mit Windlichtern vorangehen und die Stufen hinableuchten. Inge begleitete ihre Gäste bis an's Gartentor, das metallisch-klappernd in's Schloß fiel. Dann ging sie zurück.

Barlösius erhob sich und folgte ihr. Als er in's Zimmer trat, fand er sie, die Hände gefaltet, vor dem Kamin stehen und gesenkten Kopfes in die Glut starren. Sie hob das Haupt nicht, als er kam.

„Gute Nacht, Inge," sagte er leise und trat ihr nahe, „vergib mir, Inge."

Sie antwortete lange nichts. Dann sagte sie und sie erhob den Blick zu ihm:

„Wir müssen miteinander Geduld haben, Heinrich."

Er nickte nur und ging hinauf. Er hatte kaum halb verstanden, was sie

sagte. — Er ging nicht zur Ruhe. Er wanderte in seinem Arbeitszimmer auf und nieder. Auf dem Tisch die Lampe hatte er entflammt.

Sein Kopf war so wirr, seine Gedanken so ungeordnet. All das Erleben des heutigen Tages zog an ihm vorüber, hastig, wie in einem rasenden Kaleidoskop. Verworrene Melodien, nicht ausgeträumte Träume! Doch über allem dem Trubel, Rausch und sinnverwirrenden Qualm — die höhnische, eiskalte Erkenntnis: Du bist allein. —

Er schloß die Augen und sah Feuer aufflammen. Aus einem tiefen Abgrunde flammte es auf, wabernde Lohe zwischen zwei Felsen, und hüben stand er und drüben die andern. Und er streckte die Hände aus, reckte sie über den Abgrund und bot sie ihr, die drüben stand, aber die Lohe versengte sie.

Er hatte sich — Tor! Tor! — mit dem Leben vermählt, dem schönen, schillernden, gleißnerischen, frechen, schamlosen Leben — und das Leben betrog ihn, schamlos und unbedenklich hinterging es den Geist mit einem glatten Kinde der Sinne!

Er stand allein — wie er immer allein gestanden hatte, auch damals, als er sich einig gewähnt mit dem Glück und dem Leben und sicher in seinem Besitz.

Inge, Inge, Inge! — stöhnte er und sank tief in einen Sessel.

Vor seinem erschreckten Gesicht stiegen die Tage empor, die seligen Tage, die unter dem Zeichen dieses geliebten Namens gestanden hatten. Auf dem Lido — da hatten sie beide im Sande gelegen und der Himmel war blau gewesen, blau wie das Meer, und sie hatte seinen Kopf in ihren Händen gehalten . . . „Du Guter, mein Freund," hatte sie gesagt, und „wir werden glücklich sein . . ."

Glücklich. Glücklich. Glücklich. Ja, er war glücklich gewesen. Glücklich wie Salomo in aller seiner Herrlichkeit. Er hätte mit keinem Menschen tauschen mögen — keinem, hörst du? — so glücklich war er gewesen . . . .

Wieder, in dieser Stunde, stieg das Verlangen nach Glück wie ein Rausch in ihm empor. Es fieberte in seinen Adern und trieb sein Blut zu rasendem Kreislauf durch geschwellte Kanäle. Die vergangenen Jahre erwachten, die Jahre des Glücks, Inges geliebtes Antlitz leuchtete durch das Dunkel. Wie der Engel vor dem Tore des Paradieses stand sie da — des Paradieses, aus dem er vertrieben werden sollte und dessen süße Herrlichkeit er erst in diesem Augenblick erkannte, erfühlte, erlitt. . . .

Vertrieben werden von dem Glück? Entsagen? Zurücktaumeln in die Eisregionen des Geistes? Das Band — das zarte Band mit dem Leben zerreißen? — Nimmermehr!

Wie ein Abstürzender streckte er die Hände aus, Halt zu suchen.

Halten — das Glück — das Leben — Inge halten, mit allen Kräften, das wollte er.

Mit teuflischen Zügen starrte ihn — zwei Sekunden lang — das Wort an, das er heut' zu Fräulein Jonasson gesprochen: „Ein Mensch gehört uns nur so

lange, wie er uns freiwillig gehört. Ihn festhalten zu wollen ist Selbstbetrug." Er verbannte den Gedanken, wie der ungnädige Fürst, der einen unbequemen Ratgeber von seinem Angesichte weist. —

Er stand wieder auf und wanderte. Er war ein wenig ruhiger, nachdem er Land zu sehen glaubte, dem Schiffer gleich, der nach schwerem Sturm ein fernes Feuer erblickt.

Reisen — das war es. Sich entfernen von dieser Stätte furchtbar-trugvoller Erkenntnis. Den Ort, die Luft wechseln, fremde Menschen sehen, stumme Menschen, die sich nicht eindrängen konnten in seinen Bund mit Inge. In's Ausland reisen! Zusammen auf eine Insel gehen und warten, bis die Sturmflut verebbt war.

Das war es. Da lag die Rettung. Nur da.

Er erhob das verstörte Angesicht, und seine Lippen murmelten etwas, das klang wie ein Gebet. — Dann ging er mit entschlossenem Schritt in Inges Zimmer.

Inge schlief schon, denn es war weit über Mitternacht. Sie schien zu träumen, sie lächelte. Weiß lag ihre Hand auf der seidenen Decke. Er beugte sich nieder und küßte sie. Da befeuerte sich ihr Gesicht, im Traum schlang sie ihre Arme um ihn und zog ihn an ihre Brust. Was ihre Lippen flüsterten, verstand er nicht.

„Inge", sagte er mit zögernder Stimme.

Davon erwachte sie und er küßte sie.

Mit großen Augen sah sie ihn an, als könnte sie nicht fassen, daß er es war.

„Inge," sagte er, „höre mich, was ich sage. Laß uns verreisen — ich halte es hier nicht aus. Wir wollen in die Fremde fahren, wir beide ganz allein, nach Dänemark, an den Sund . . . Der Sommer ist so schön dort oben . . ."

Sie sah ihn noch immer mit ihrem großen Blicke an.

„Ja, wir wollen reisen", sagte sie leise.

Da überfiel es ihn wie ein Rausch; er riß sie an sich, er drängte sich neben sie, trunken fühlte er ihren Besitz. Aber während ihre Lippen sich vermählten, dachte sie an Doktor Grotjahns Küsse, die noch auf ihren Händen brannten.

(Schluß folgt.)

Rundschau

Politische Rundschau.

Von P. Hoche.

Wie verhält sich eine Sache zur Sittlichkeit? Es ist ein Kriterium für die hohe Stellung des Menschen, für den Ernst, womit er das Leben anfaßt, daß er letzten Endes immer wieder diese Frage stellt und eine Antwort darauf erwartet, die ihn befriedigt. So ist er auch immer wieder dem Verhältnis von Politik und Moral nachgegangen und hat sich darüber Klarheit zu verschaffen gesucht, ob die Politik auch immer sittlich sein kann, ob sie es sein muß, ob für sie dieselben Sittengesetze gelten wie für den einzelnen Menschen. Die Antworten sind, wie zu erwarten, recht verschieden ausgefallen. Die einen stellen sich auf den Standpunkt, daß der Staat vor allen Dingen seinen Willen zur Macht durchzusetzen, daß er ihn rücksichtslos zu verfolgen habe, auch wenn dies offensichtlich der Moral zuwiderläuft. Naturen, die sich Nietzsches Lehre vom Kraftmenschentum schon für ihr persönliches Leben zu eigen gemacht haben, werden diesem Evangelium natürlich erst recht für den Staat Geltung zubilligen. Demnach hätte sich die Politik überhaupt nicht um die Moral zu kümmern. Entgegengesetzter Meinung sind die konsequenten Idealisten. Sie verlangen, daß der Staat die bewußte Moralitätsverletzung vermeide, daß er dieselben sittlichen Gesetze, die für den einzelnen Geltung haben, beachte. Sie werfen ihm vor, daß er nur an sich selber denkt, sich hinwegsetzt über den Einzelnen wie über die Menschheit, und dabei doch in seinem Innern, bei seinen Bürgern verlangt und mit Strenge darauf hält, daß sie ein Leben führen, das auf der Grundlage der Sittlichkeit ruht, der Sittlichkeit, die der Staat doch selbst oft verletzt. Endlich gibt es noch Dritte, die der Ansicht sind, daß die Politik überhaupt nicht ins Verhältnis zur Moral zu setzen sei, denn die Politik sei eben nicht gut und nicht schlecht, sie habe nur andere Eigenschaften, wie kräftig oder schwächlich, kleinlich oder großzügig usw. Daß diese letztere Meinung nicht die wahre sein kann, leuchtet jedoch ohne weiteres ein; denn jedes menschliche Handeln verträgt nicht nur, sondern fordert die Anlegung sittlicher

Maßstäbe. Woher käme es sonst auch, daß in dem jetzigen Kriege jedes Volk bemüht war, sein sittliches Recht an dem Ringen zu beweisen? Einigen Aufschluß über das Verhältnis von Politik und Moral wird uns die Geschichte zu geben vermögen. Wer denkt da nicht an den Begründer der ganzen Realpolitik, an Machiavell. Dem schlauen Florentiner hieß Politik treiben nichts anderes, als den Willen zur Macht rücksichtslos durchzusetzen. Auf Moral kommt es dabei auch nicht im geringsten an. Von den Fürsten, als Trägern der Politik, heißt es beispielsweise: „Die Erfahrung unserer Tage lehrt uns, daß bloß jene Fürsten mächtig geworden sind, die es mit Treu und Glauben leicht nahmen und sich darauf verstanden, andere zu täuschen und zu betrügen, und daß jene, welche redlich ihre Verbindlichkeiten befolgten, am Ende übel wegkamen." Dieser Machiavellismus, wie er in Cesare Borgia seinen konsequenten Vertreter gefunden hat, wies also jeden Anspruch der Moral kurz ab, so daß sich Friedrich der Große zu seinem „Antimachiavell" getrieben fühlte, worin er den rücksichtslosen Italiener aus einem heißen idealistischen Gefühl heraus verurteilt und ein ganz anderes Bild eines Fürsten zeichnet. „Wenn keine Ehre und keine Tugend mehr in der Welt wäre, so müßte man ihre Spur bei den Fürsten wiederfinden. Cesare Borgia ist das Muster eines Machiavellisten; das meinige ist Marc Aurel." Trotzdem kann man nicht behaupten, daß die großen Politiker später etwa im Einklang zum Antimachiavell gehandelt hätten. Im Gegenteil, sie haben Bahnen gewandelt, wie sie eben der Florentiner vorgezeichnet hat. Denken wir nur an Bismarck, der doch auch vor Machtmitteln nicht zurückscheute, ferner an Friedrich den Großen selbst, der in der „Geschichte seiner Zeit" doch wesentlich andere Gedanken entwickelt als im „Antimachiavell", der z. B. sagt, daß es „Tugenden gibt, die ein Staatsmann bei der Verderbnis unseres Zeitalters nicht ausüben darf".

Es wurde gesagt, daß noch heute alle Realpolitiker auf machiavellistischer Grundlage handeln. Bis auf zwei Einschränkungen. Auch der heutige Politiker wird sich nicht leichtfertig über sittliche Bedenken hinwegsetzen. Wenn er unsittlich handelt, wird er es nur tun, wenn es sich um schwere Folgen handelt, z. B. wenn die Existenz des Volkes auf dem Spiele steht. So hat Bismarck gesagt: „Keine große Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen beiden zu wählen." Machiavell und seine Jünger aber haben sich um kleiner Vorteile willen über die Sittlichkeit hinweggesetzt; allerdings verteidigt Heinrich Scholz in seiner wertvollen Schrift „Politik und Moral"*), der hier vielfach gefolgt wird, den Florentiner und meint, er abstrahiere eben von seiner Zeit und würde unter den heutigen Verhältnissen der Redlichkeit eine höhere Stellung zuweisen, was wohl billig zu bezweifeln ist. Zum zweiten ist zu beachten, daß Machiavell nur das Privatinteresse des Fürsten im Auge hat, und dieser Standpunkt ist sicher heute überwunden. Ja, ein Friedrich der Große, ein Bismarck stehen uns ja gerade deshalb so groß da, weil sie dem Grundsatz huldigten, daß sie nur die ersten Diener ihres Volkes waren.

Aber der Grundgedanke der machiavellischen Politik bleibt bestehen, daß jeder Staat den Willen zur Macht verfolgen muß, denn wenn er das nicht tut, dann führt er schließlich selbst die eigne Vernichtung herbei, denn dazu würde im Staatsleben ein beständiges Nachgeben, ein Sichselbstverleugnen,

*) Heinrich Scholz, Politik und Moral, Gotha, Perthes.

wie es doch die Moral gebietet, führen. Daher kommen wir auch um die Frage nicht herum: Soll der Staat auf die Moral verzichten oder soll er im Sinne der unentwegten Idealisten die Gesetze des persönlichen Lebens auch für sich als bindend betrachten? Folgt er der ersten Frage, dann darf die Politik zwar rücksichtslos verfahren, aber dann müßte das Prinzip der Selbstbehauptung auch zum Primat im Leben des Einzelnen werden, unser Dasein würde dadurch ganz und gar entsittlicht. Folgt der Staat aber dem reinen Idealisten, dann vernichtet er sich selbst; denn dann würde nicht „der nationale Egoismus durch den kosmopolitischen Idealismus abgelöst", sondern die Folge wäre ein „antipolitischer Enthusiasmus, der alles staatliche Leben zertrümmert".

Zu einer befriedigenden Antwort können wir nur gelangen, wenn wir vom Wesen des Staates ausgehen. Wir können ihn bezeichnen als das „unter der Herrschaft einer souveränen Gewalt zur grundsätzlichen Selbstbestimmung erhobene Eigenleben eines Volkes". Die Politik ist nun „die höchste Anspannung der Volkskräfte und die innere und äußere Durchsetzung der Volksinteressen mit den Mitteln der Staatsgewalt". „Denn sittlich ist im weitesten Sinn alles, was der Selbstbehauptung des Sittlichen dient, und die Sicherung eines sittlichen Gutes, wie es die Volkskraft unzweifelhaft ist, ist eine sittliche Tat." Wenn nach dieser Feststellung zwischen Politik und Moral immer noch eine Menge von Widersprüchen bleibt, so sind das eben tragische Konflikte, nicht satirische, und sie wurzeln in der Sache selbst.

Mancher Widerspruch fällt schon weg, wenn man die Sittengesetze, wie sie für den Einzelnen Geltung haben, nicht streng auf den Staat überträgt. Für diesen gilt auch nicht dasselbe, wie für den Einzelnen. Denn der einzelne Mensch steht unter der Obrigkeit, der Richter schützt ihn, aber der Staat muß sich im Notfalle sein Recht selber verschaffen, und zwar dann durch die Macht, die Macht aber kann sich nicht immer nach den Sittengesetzen richten. Außerdem ist zu beachten, daß der Einzelne nur für sich selbst verantwortlich ist, während der Staat für das Wohl Aller sorgen muß. Es kann daher wohl vorkommen, daß ein Staatsmann als solcher ganz anders handeln muß, als er es als Privatmann täte, daß ferner eine große Festigkeit, ja Härte dem Politiker eignen muß, um im Interesse des großen Ganzen auch seinem individuellen Menschen entgegen zu handeln. Der Staat muß sich vor allem selbst behaupten, auch wenn er dadurch Unrecht tut; denn erleidet er freiwillig selbst das Unrecht, dann schadet er ja doch den Bürgern, die sich in seinen Schutz gestellt haben und von ihm die Vertretung ihrer Interessen erwarten.

Jedenfalls kann es dem Idealismus nicht zugestanden werden, die dem Einzelnen gültigen moralischen Grundsätze ohne weiteres auf den Staat zu übertragen, denn das führte zu dessen Negation und gereichte somit auch dem Einzelnen wieder zum Schaden. Der Staat ist eben Hüter eines hohen sittlichen Gutes, der großen Volkskraft, des Eigenlebens einer Nation. Das läßt sich nicht bewahren innerhalb der Gesetze, wie sie für ein einzelnes Menschenleben maßgebend sind. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Politik einer moralischen Würdigung überhaupt nicht fähig wäre, oder daß Politiker nicht an die Sittengesetze gebunden wären, nein, auch der Realpolitiker muß die moralische Verpflichtung lebendig in sich empfinden, er darf sich eben nicht leichten Herzens über sie hinwegsetzen wie etwa ein Machiavellist, sondern darf ihnen nur dann entgegenhandeln, wenn er damit wirklich dem Wohle des Staates dient.

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Von August Friedrich Krause.

Was Kammerers „Allgemeine Biologie", Kerners „Pflanzenleben", Hesse-Dofleins „Tierbau und Tierleben" für den gebildeten Freund der Naturwissenschaften sind, will ein kleines Büchlein jungen und alten Naturfreunden sein, die nichts anderes für diese Wissenschaft mitbringen, als ihre Freude an der Natur und ihre Sehnsucht nach Wissen. Es will sie, wie es im Vorwort heißt, auf ihren Fahrten begleiten, ihnen die hehren Wunder, die unsere heimische Natur birgt, erschließen und sie zu jenem wahren Naturgenusse befähigen, der ohne Wissen nicht möglich ist. So sind Bernhard Landsbergs „Streifzüge durch Wald und Flur", die in einer von Dr. A. Günthart und Dr. W. B. Schmidt vollständig neu bearbeiteten fünften Auflage (Leipzig und Berlin, B. G. Teubner) vorliegen, mehr als eine Anleitung zur Beobachtung der heimischen Natur; sie sind eine aus pädagogischen Gründen in die Form monatlicher Streifzüge gekleidete Einführung in die Pflanzen- und Tierbiologie. Auf Wanderungen in der freien Natur mit Naturfreunden und reiferen Schülern entstanden, wollen sie auf ähnliche Wanderungen mitgenommen und inmitten der Natur neu erlebt werden, wollen dazu anregen, selbst Fragen an die Natur zu stellen und zu ihrer Lösung Beobachtungen zu machen. Nach dem wichtigen pädagogischen Grundsatz: „Vom Leichten zum Schweren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten" führen sie den Leser in die Grundprobleme der Biologie ein. Durch die Verbindung von zoologischen und botanischen Beobachtungen sorgen sie für reiche Abwechslung, und durch die geschickte Verteilung des Stoffes auf zwölf Monatsbilder zeigen sie die Natur im Wechsel der Jahreszeiten und in immer anderen und neuen Reizen. So ist und bleibt Landsberg in seinen „Streifzügen", die sich schon seit Jahren in vielen Haus- und Schulbüchereien ihren Platz erobert haben, ein Führer und Lehrer im weiten Reiche der Natur für jung und alt, der Interesse zu wecken, Anregungen zu geben, zu belehren und zu erziehen weiß. Auch in ihrer neuen Gestalt sind diese „Streifzüge" ein Buch, das man in den Händen eines jeden Schülers sehen möchte.

Wenn solche Bücher Begleiter unserer Jugend werden, wird die erschreckende Unkenntnis, die so viele Großstädter auf dem Gebiete der Naturwissenschaften beweisen, allmählich abnehmen. Und doch möchte so mancher, der kaum Gänseblümchen von Nichtgänseblümchen unterscheiden kann, von den vielen bunten Kindern der Flora gern wissen, welches Namens, welcher Art sie sind. So erst würde für sie in das bunte, ungeordnete Bild Sinn und Gliederung kommen. Solchen Unwissenden, die ein bescheiden Teilchen botanisches Wissen sich auf ihren Spaziergängen erwerben möchten, bieten sich die beiden Pflanzenatlanten von H. Schuhmacher: „Bilder-Atlas der Frühlingsblumen" und „Bilder-Atlas der Sommer- und Herbstblumen" an, die auf je 40 Tafeln 173 resp. 162 naturgetreue Abbildungen der am häufigsten vorkommenden Blütenpflanzen bringen. (Verlag von Otto Maier, Ravensburg.) Zur leichteren Bestimmung sind die Pflanzenbilder nach den Farben der Blüten, innerhalb dieser Gruppen nach den Standorten geordnet, so daß es jedem rasch gelingen muß, eine Pflanze, die ihm auf seinen Spaziergängen auffällt, zu bestimmen. Jedem Atlas ist in besonderem Heftchen ein erläuternder Text bei-

gegeben, der über die deutschen und lateinischen Namen der Pflanzen, ihre Stellung im natürlichen und im Linnéschen System unterrichtet, eine knappe, charakteristische Beschreibung gibt und auf diese und jene hübsche Einzelheit aufmerksam macht. Atlas und Text sind ohne großen wissenschaftlichen Apparat, nur nach praktischen Bedürfnissen eingerichtet. Wenn auch die Blütenfarben mitunter nicht genau und treffend wiedergegeben sind, so ist doch der Habitus der Pflanze oder der dargestellten Pflanzenteile meist gut getroffen und die einzelnen Arten sind auch von nicht geübten Augen leicht wiederzuerkennen. So stellen diese beiden Atlanten in ihrer glücklichen Anordnung ein wirklich brauchbares Hilfsmittel für jeden dar, der ohne jede botanischen Kenntnisse, doch mit offenen Augen durch die Natur gehen möchte. Besonders gute Dienste werden sie auch Schülern leisten, die ihre ersten Naturgeschichtskenntnisse draußen in der Natur erweitern möchten.

Rundschau der Kriegsliteratur XVII.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Gleichsam als Ergänzung des vor etwa einem Jahre in der Ullstein'schen Sammlung „Männer und Völker" erschienenen Buches von Rudolf Eucken „Die Träger des deutschen Idealismus" veröffentlicht Professor Dr. Oskar Bulle in derselben Sammlung ein Buch, in dem er Deutschlands große Dichter als „die Verkünder des deutschen Idealismus" behandelt und in klaren Zügen ein Bild des nationalen Geisteslebens gibt, das aus der vom Dreißigjährigen Kriege hinterlassenen Zerstörung langsam wieder emporstieg, bis nicht nur in der Philosophie, sondern auch in den Künsten das Zeitalter eines neuen Humanismus zu strahlen begann. Bulle schildert in seinem Buche die führenden Dichter des achtzehnten Jahrhunderts: Klopstock, den Erwecker, dessen tönende Sprache der religiösen Inbrunst und der poetischen Schwärmerei Gestalt verleiht, Lessing, den Wegbereiter, den kampffrohen Wahrheitssucher, Herder, den Seher, der „das gelobte Land wohl schauen, aber selbst nicht betreten durfte". Des Weiteren schildert der Verfasser uns Goethes universales Menschentum, das Bulle in seiner wunderbaren Einheit von Schaffen und Erlebnis darstellt, Schillers leidenschaftlich gespanntes Ringen und endlich Kleists Heroismus, der für die Zukunft des Vaterlandes sich opfernd untergeht.

Von der „Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte", die der Verlag von S. Fischer in Berlin herausgibt, liegen uns wiederum eine Anzahl von Bänden vor, die eine Reihe von höchst interessanten Themen behandeln.

Im 9. Bande unternimmt Karl Leuthner den Versuch, die Ursachen des „Russischen Volksimperialismus" klarzulegen. Seine Darstellung beruht auf einer genauen Kenntnis des russischen Volkes, der russischen Politiker und der ganzen sozialen Atmosphäre, aus der im letzten Grunde sich die treibenden Motive der Politiker herleiten. Er stellt fest, daß zum ersten Male in der russischen Geschichte Ansätze zu einer nationalen Politik vorhanden sind, Ansätze, die weit über den Kreis der Intellektuellen hinaus in die kleinbürgerlichen Kreise reichen, und daß es sogar gelungen ist, dem riesigen russischen Bauernvolk den Stimmungsgehalt des moskowitischen Imperialismus in religiöser Verbrämung und Maskierung nahe zu bringen.

Unter dem Titel „Gedanken zur deutschen Sendung" schildert der Nationalökonom an der Heidelberger Universität Alfred Weber im 13. Bande in fesselnder Weise den Zwang, mitteleuropäisch zu werden, als Erlebnis unserer letzten Entwicklungen. Weber umfaßt das ganze soziale und politische Leben unserer Zeit. Er ist zugleich Wirtschaftspolitiker und Kulturphilosoph, und das macht seine Tagebuchaufzeichnungen im Schützengraben zu einem Geschenk für das deutsche Volk.

Sehr interessante Ausführungen bietet der 17. Band „Staatssozialismus" aus der Feder von Leopold von Wiese. Wiese ist nicht der Meinung, daß Vorstellungen, die in der Not der Stunde geboren sind, in all ihrer Ungeklärtheit und Vorläufigkeit auch für die Zukunft Geltung haben können. Die Belastung der Staatsleitung mit wirtschaftlichen Aufgaben ist heute so groß, daß die Erwerbsstände, die ja alle zugleich Produzenten und Konsumenten sind, sich fragen müssen, wie bei fortschreitender staatlicher Produktionsleitung der kostbare Schatz der privaten Initiative erhalten bleiben kann. Die Schrift versucht Klärung dieses ungeheuer wichtigen Problems und ist bemüht, das Gebiet für staatssozialistische Neuerungen so abzugrenzen, daß ein genügend breiter Tummelplatz für die private Initiative übrig bleibt und die Gesamtheit des unschätzbaren Vorteils der schöpferischen und anregenden Einzelpersönlichkeiten nicht verlustig geht.

Im 21. Bande, der den Titel „Weltwirtschaftliche Möglichkeiten" trägt, hat sich Franz Eulenburg die Aufgabe gestellt, systematisch die Gestaltung der Weltwirtschaft im allgemeinen und die Einordnung des zukünftigen deutschen Reiches in sie mit allen erreichbaren Mitteln der Literatur und Statistik wissenschaftlich zu prüfen und auf diese Weise über die weltwirtschaftlichen Möglichkeiten Deutschlands für die Zeit nach dem Kriege ein klares Bild zu geben. Mit Recht hat der Verfasser davon Abstand genommen, sein Buch mit Statistik und Literaturangaben zu beschweren. Seine Absicht ist es vielmehr, lediglich die große Linie scharf heraustreten zu lassen, um so den Weg anzudeuten, den unsere Wirtschaft und die Politiker, die sie vertreten, werden beschreiten müssen, um den Neuaufbau der deutschen Wirtschaft vor Gefahren zu sichern. Nacheinander bespricht Eulenburg die großen Wirtschaftsgebiete, das englische, das russische, das amerikanische und das französische. Er zeigt ihre Fähigkeiten zur Selbstgenügsamkeit, weist aber andererseits auch auf deren Schranken hin; er erörtert die aus Haß und blinder Mißgunst geborenen Vorschläge, Deutschland dauernd dem großen Strome der weltwirtschaftlichen Arbeit fernzuhalten, und kommt endlich für unsere zukünftige Entwicklung zu Schlüssen, die beruhigend wirken und Zutrauen erwecken, ohne vor den ungeheuren Schwierigkeiten die Augen zu verschließen oder in den rosigen Optimismus der Dilettanten zu verfallen. Es ist eine sehr lesenswerte Schrift, die wie wenig andere berufen ist, Fachleute und Laien, Politiker und Publizisten, die die öffentliche Meinung zu beraten haben, aufzuklären. —

In der jetzigen Zeit, wo soviel von dem durch die Entente hart bedrängten Griechenland die Rede ist, vermißte man bisher Darstellungen, die auf frischer, lebendiger Anschauung und strenger politischer, geographischer und wirtschaftlicher, wissenschaftlicher Grundlage beruhen, die Hauptfragen der innerpolitischen Verhältnisse und die Grundlagen der Tendenzen der auswärtigen Politik Griechenlands schildern, über dessen Stellung mitten in den weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Zielen des heutigen Völkerringens und des-

sen Verhältnis speziell zu Mitteleuropa und zu Italien aufklären sollten. Dieser Aufgabe hat sich nun ein griechischer Fachmann, Prof Dr. K. D. Sphyris unterzogen, der schon vor dem Kriege als theoretischer Politiker für eine deutschfreundliche Politik Griechenlands eingetreten ist und sie bis zur letzten Konsequenz im Zusammenhang mit der inneren Politik und in voller Einheitlichkeit verteidigt hat. Den Grundriß seiner Ausführungen, die Sphyris unter dem Titel „Griechenland und Italien" als 27. Heft der schon oft hier genannten „Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft" (Wissenschaftliche Verlagsanstalt „Globus" in Dresden) veröffentlicht, bilden das Verhältnis Griechenlands zu Italien und die daraus zu schließenden Interessengegensätze. Der Verfasser geht aber auch auf die Grundlagen der Politik beider Staaten und der tiefsten politisch-geographischen, anthropo-geographischen und soziologischen Ursachen des Abfalles Italiens und auf die Besprechung der Ersatzmöglichkeiten ein, die den Zentralmächten Griechenland an Stelle Italiens bieten kann. Er entwickelt ferner die Hauptlinien einer neuen politischen Orientierung und einer neuen großen politischen Koalition, deren Grundkern Deutschland sein soll. Er versucht eine neue wirtschaftsgeschichtliche Betrachtung der Staatenbildung, stellt die Notwendigkeit der gewaltigen Staatenkoalitionen für die weitere Entwicklung fest und berührt viele brennende und hochwichtige Fragen der Weltpolitik, der Weltwirtschaft und des Weltkrieges. Daneben bietet der Verfasser dem Leser ein klares Bild der Parteiverhältnisse, der Kulturzustände und der Fähigkeiten des griechischen Volkes und bespricht ausführlich die Fragen der Politik Griechenlands in den zwei Jahren des Weltkrieges, die begangenen Fehler, die Vergewaltigung durch die Entente und die Rolle des Verräters Venizelos. Kurz, die Schrift enthält zahlreiche Punkte, deren Kenntnis gerade bei der augenblicklichen Lage von größtem Interesse ist.

In derselben Schriftensammlung erschienen neuerdings als 24. Heft drei wirtschaftspolitische Aufsätze über „Ungenützte Steuerquellen" von Dr. Albert Hauff. Diese kleine Broschüre will auf Steuerquellen hinweisen, die bisher tatsächlich noch gar nicht in die öffentliche Diskussion gezogen worden sind. Der zweite Aufsatz nimmt Stellung zur Frage einer Besteuerung der Kunstwerke und Kunstsammlungen, wobei der Verfasser zu dem Ergebnis gelangt, daß, so verlockend auch der Gedanke an eine derartige Besteuerung ist, da zweifellos sehr große Summen in Kunstwerken stecken, seine Durchführung scheitern muß „an der Unmöglichkeit, feste Grundlagen für eine solche Besteuerung zu finden". Der dritte Aufsatz schließlich behandelt die Bilanz als Wertmesser unserer Widerstandskraft. —

„Der Krieg in den Tiefen der Menschheit", ist der Titel eines neuen „Kosmos"-Bandes aus der Feder des Direktors des Leipziger Museums für Völkerkunde, Professor Weule (Franckh'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart). Die mit zahlreichen Illustrationen geschmückte Schrift bietet einen interessanten Überblick über die Kriegführung der Völker auf mehr oder weniger kulturloser Entwicklungsstufe, wie sie einmal alle Völker, auch die jetzt höchststehenden, eingenommen haben, und auf der zurzeit noch zahlreiche, wenn auch wenig kopfreiche Stämme in allen Erdteilen mit Ausnahme Europas stehen. Weule gibt hauptsächlich Antwort auf die Fragen: Was trieb diese Völker zum Krieg? Welcher Formen, Mittel und Waffen bedienten sie sich? Welche Strategie und Taktik wandten sie an? Welche sittlichen und gesellschaftlichen Begleiterscheinungen und Folgen hatten diese Kriege? Bei

Behandlung dieser Probleme kommen auch andere wichtige Fragen, wie die Bedeutung der Trophäen, der Kriegsgefangenschaft, der Menschenfresserei usw. zur ausführlichen Darstellung und Erörterung. Manche Kriegsbräuche, von denen Weule berichtet, führen uns wahrhaft in die „Tiefen der Menschheit", so die Taten der Südseeinsulaner, im Vergleich zu denen der berüchtigte Marterpfahl der Indianer harmlos zu nennen ist. —

Literaturgeschichtliche Rundschau.

Von Hans Zeeck.

Burckhardt und Heyse.

Es ist ein ganz eigener Eindruck, durch den uns die Kunde und das Lebenswerk von Jakob Burckhardt gefangen nimmt. Unter den Persönlichkeiten, die mit den fünfziger Jahren zur Geltung kamen und dem deutschen Geistesleben ein neues, starkes Daseinsgefühl eroberten, steht er unbestritten als eine der überragenden da. Ströme des Lebens sind von ihm ausgegangen, und dennoch hielt er sich abseits. Allem Treiben und Wirken großen Stils durchaus abgeneigt, wurde er weder der Bedeutung so großer Erscheinungen seiner Epoche gerecht, wie Bismarck und Wagner waren, noch vermochten mehrfache Aufforderungen, ihn nach Berlin zu ziehen. Er blieb der Grenzdeutsche, lebte bis in ein hohes Alter in seiner Vaterstadt Basel, von dort aus in die Weite und Tiefe wirkend wie kaum ein Historiker deutscher Zunge, und schließlich doch keine eigentlichen Schüler hinterlassend, dafür aber den Nachhall einer ganz reifen Existenz. Seine einzigartige Lebenshaltung, die nicht einmal die eines Sonderlings war und durchaus nicht den weltmännischen Ton entbehrte, ist für diejenigen, welche ihn noch gekannt haben, ein Eindruck ohne gleichen geblieben. Sie macht es begreiflich, daß wir außer nach seinen Werken immer wieder nach Berichten über ihn und seinen Briefen verlangen. Zwar war er — und dies nicht nur in seinen letzten Jahren — fast ängstlich bemüht, soviel als möglich von seiner weitschichtigen Korrespondenz zurückzuerhalten und zu vernichten. Da er aber wie wenige die Gabe besaß, sich mitzuteilen und Betrachtungen und Anregungen mannigfacher Art auszustreuen, kann die uns erhalten gebliebene Fülle nicht verwundern. Frühere Jahre brachten seine Briefe an Alioth, den Baron Geymüller, Ribbeck, Nietzsche, Vögelin, Brenner, Beyschlag und Kinkel. Weiteres steht bevor, so eine Ausgabe der Briefe an Johannes Riggenbach; und wenn erst die Biographie herauskommt, die Otto Markwart in Zürich vorbereitet, wird man den Lebenslauf dieses großen Humanisten überschauen dürfen. Jetzt legt Erich Petzet, sehr sorgsam kommentiert, auch den Briefwechsel mit Paul Heyse vor, der namentlich über den jüngeren Burckhardt Aufschluß gibt, dessen Züge mit dem Altersbild, wie es wohl vor allem vor uns steht, nicht recht zusammengehen wollen.

Eigentümlich berührt die Abneigung, die Burckhardt Berlin gegenüber geflissentlich zur Schau getragen hat. Verbrachte er hier doch Jahre, die für seine Entwicklung bestimmend geworden sind. Er erlebte noch die letzten Ausläufer der glänzenden Epoche, die der Geselligkeit eine wahrhaft beherrschende Rolle zugewiesen hatte. Ehedem in zahlreichen intellektuellen Kreisen über die ganze Stadt verbreitet, gab sie ihrem geistigen Leben den eigentlichen Halt und eine ganz besondere Färbung. War nun auch in dem Jahrzehnt vor 1848 nur spärliches hiervon übrig geblieben, ein

Hauch jener Tage der Schleiermacher und Humboldt, der Rahel und der Herz schien fortleben zu wollen. Und wie vieles erinnerte nicht unmittelbar daran! In der Nähe des Kupfergrabens lag z. B. die Behausung Bettina von Arnims — Burckhardt ist noch mit ihr bekannt geworden —, und in der Friedrichstraße Nr. 242 wohnte Eduard Hitzig, der Freund von E. T. A. Hoffmann, Zacharias Werner und Chamisso. Wie oft hatte der junge Basler die Mansardenwohnung in diesem Haus betreten, wo sich ein anregender Kreis meist jüngerer Leute um den Schwiegersohn Hitzigs, den Professor der Kunstgeschichte an der Akademie und Referenten für Kunstangelegenheiten im Kultusministerium Franz Kugler und seine Familie sammelte. Von Emanuel Geibel eingeführt, trat hier Heyse dem um zwölf Jahre älteren Jakob Burckhardt zum ersten Mal gegenüber.

Berlin und das Kuglersche Heim sind nichts Zufälliges im Leben der beiden gewesen. Übernahm der eine von seiner tätigen Anteilnahme an den Kuglerschen Arbeiten als Ergebnis die Fähigkeit, weite historische Zusammenhänge zu überblicken, geschichtliche Stoffe in ihrer ganzen Fülle auszubreiten, blieb das Leben des andern, der dazu ein angehender Dichter war, noch inniger durch diese Jahre bestimmt, in denen ja auch der ältere Genosse fröhlicher und schwärmerischer Abende und Nächte ganz im romantischen Fahrwasser segelte. Selbst in der Rückerinnerung der Briefe, die sich beide später schrieben, klingt manchmal die Stimmung der Berliner Tage nach. Oft wird Franz Kugler erwähnt, dessen Tochter Grete Paul Heyse zur Frau genommen hatte, dessen hinterlassene Werke dann später einem guten Teil des Briefwechsels Stoff zu Rede und Gegenrede gaben. Burckhardt, der ihnen bereits zu Lebzeiten seines Lehrers ein Helfer war, hat sich denn auch der Sorge um sie nicht entzogen. Mit eigenen Arbeiten und Pflichten vollauf versehen, konnte er natürlich nicht jedem Anruf folgen, der von seiten der Kuglerschen Erben an ihn erging.

Heyse hat kaum einen verständnisvolleren Kritiker besessen, als Burckhardt, mit dem ihn so viele Gemeinsamkeiten persönlicher und künstlerischer Art verbanden. Ein lebhafter Gedankenaustausch spinnt sich über geschichtliche Stoffe und deren literarische Ausnutzung ab, auf die der regsame, leicht und glänzend produzierende Dichter ständig aus ist. Heyse bezeugt mehr den Versen und weniger den beiden Hauptwerken des Freundes seine Teilnahme. Burckhardt stellt sein Licht mit Vorliebe unter den Scheffel, arbeitet ständig, scheut jedoch die Mühe des Edierens wie überhaupt die Öffentlichkeit und weist begreifliche Rezensionswünsche seines Freundes liebenswürdig ab. Er wird mit Erstaunen gewahr, wie sich dieser mit seinen dramatischen Erzeugnissen dem undankbaren Publikum immer wieder zuwendet. Mit wieviel Interesse und Freude begleitet er, der damals selbst zwei schmale Liederhefte in die Welt schmuggelte, die ersten Gedichte und Novellen seines Gesinnungsgenossen, der mit ihm den Hang für südliche Lande und deren Daseinsformen teilt. Mannigfache Ausstellungen und Hinweise bewegen sich in den amüsantesten Formen. Sie werfen zugleich Streiflichter auf das literarische Treiben jener Tage, in der freie Lieder klangen und Geibel so recht ein Poet nach dem Herzen der Gebildeten war.

Wie stark mußten doch in dieser Zeit die sanften Weisen wirken, daß sie zu „verteufelten Melodien“ wurden. Einmal — es waren Geibels „Wenn die Schatten dunkeln“ — lassen sie Heyse nicht mehr los, bis er Verse darauf gemacht hat. Burckhardt scheint in einem Nachtlied seiner „Ferien“ dieselben

Pfade gewandelt zu sein. Auch von einem andern großen Basler sprechen die Briefe der Freunde, Arnold Böcklin. Und in diesem Zusammenhang mag daran erinnert werden, daß Geibels Gedicht auch auf ihn seine Wirkung ausgeübt hat. Wie Henriette Mendelsohn in ihrer Biographie des Malers berichtet, komponierte er dies Lied, das im Beisein Burckhardts bei der Abschiedsfeier gesungen wurde, als Böcklin nach Rom ging. Seine Basler Braut brach bei dem wehmütigen Schlußvers weinend zusammen. Sie starb bald darauf, und Burckhardt widmete der „einsamen Frühlingsblüte" ein Sonett.

Das Verhältnis beider zu Böcklin hat nicht sehr lange gedauert. Doch wenn auch Burckhardts und Heyses Empfindungsleben weit weniger von Reizbarkeit durchsetzt war, tauchten für ihre Freundschaft ebenfalls Trennungswolken auf. Das war im Jahre 1864. Aber nachdem ihnen dann später eine kurze Nachblüte ihres schriftlichen Verkehrs beschieden war, konnte Burckhardt in seinem letzten, sieben Jahre vor seinem Tode geschriebenen Brief Heyse doch sagen, daß er viel darum geben würde, ihn noch einmal zu sehen. Ein Geständnis, das dem Heyse der vielen Jahre des gemeinsamen Genießens und Aufstrebens galt. Einem Genossen seiner längst überwundenen romantischen Periode hätte er es gewiß nicht gemacht. Ist doch bekannt geworden, wie fern er dieser zuletzt gerückt war.

Spärlich wurde dieser Briefwechsel durch persönliche Zusammenkünfte unterbrochen. Neben drei nur kurzen Begegnungen handelt es sich um drei gemeinsam in Rom verlebte Wochen, die in das Frühjahr 1853 fielen, als die Freunde schon das brüderliche Du verband. Das einzige Mal, daß die beiden zusammen Tage in dem Süden verlebten, der ihnen so sehr ans Herz gewachsen war. Über die Bewohner dieses Landes hat Burckhardt jedoch nicht immer günstig gedacht. Wie eine Prophezeiung der jetzigen Zustände klingen seine skeptischen Worte im letzten Brief vom Januar 1890, die in keiner Beziehung Gutes für Italien voraussagen. Doch auch über deutsche Verhältnisse läßt er dann und wann ein hartes Wort fallen, gerade wie über Berlin. Bei allem Entgegenkommen strebte er danach, seinen eigenartigen Ansichten schärfsten Ausdruck zu verleihen, ja spricht bereits in den fünfziger Jahren Heyse gegenüber aus, es sei für ihn höchste Zeit, von dem objektiven Geltenlassen abzurücken und recht intolerant zu werden. Daß sich Burckhardt dieses Recht seiner Meinungsäußerung, dem er auch in seinen Werken — ganz anders als etwa Ranke — durchaus Spielraum gab, in keiner Weise beschneiden ließ, verleiht seiner Persönlichkeit eine besondere Stärke. Man wird seine Aufrichtigkeit, die sich in den schlagendsten Wendungen ergeht, ohne irgendeine Spur von Plumpheit anzunehmen, auch dort nicht missen mögen, wo sie in's Einseitige übermündet und seine Grenzen erkennen läßt.

Heyses Naturell war im Gegensatz zu seinem großen Partner viel allgemeiner angelegt, was sein Wesen wohl manchmal abgerundeter erscheinen ließ, seinen Schöpfungen aber nicht immer von Vorteil war. Und so ist es nicht zu verwundern, wenn sich — obgleich Petzet besonders die Heyseschen Briefe ausführlich kommentierte — das hauptsächlichste Interesse des Lesers doch den Burckhardtschen Äußerungen zuwendet. Der Dichter, der — hierin so sehr von dem Historiker verschieden — gern von seinem Leben sprach und auch Erinnerungen hinterlassen hat, was jenem ein Greuel gewesen wäre, wirkt weniger gewaltig in die Zukunft. Ja, er ist in den letzten Jahrzehnten zu Unrecht zurückgesetzt worden. Mögen nun die Briefe, die sein Basler Freund ihm

schrieb, mit dazu beitragen, daß sein Schaffen gerechter gewürdigt und williger anerkannt wird, als es bisher geschehen ist.

Literarische Rundschau.

Von Dr. Eduard Metis.

Von deutscher Sprache und Dichtung.

Stärker als je zuvor sind die Bestrebungen geworden, die auf Reinhaltung und Pflege unserer Muttersprache abzielen. Was von ihnen in die Erscheinung tritt, ist allerdings nur der Kampf gegen die Fremdwörter. Vom Kampf gegen den schlechten Stil, gegen die Schleuderarbeit gewissenloser Schnellschreiber ist leider kaum etwas zu merken. Das soll natürlich nicht heißen, daß dieser Kampf gar nicht geführt wird. Töricht wäre es, das zu behaupten; jede Nummer der „Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins“ liefert den Gegenbeweis. Aber das ist bedauerlicherweise nicht zu bestreiten: Geltung im öffentlichen Leben haben diese Bemühungen sich kaum zu verschaffen gewußt, soweit sie eben nicht der Ausrottung des Fremdworts dienen. Schuld daran ist zum Teil der Umstand, daß die Sprachreinigung leicht zu Sprachgesetzgebung wird, die dann ihre Vorschriften erläßt, ohne sich um die Eigenart sprachlichen Lebens zu kümmern. Ist doch einmal die Behauptung aufgestellt worden, ein „Wagnerverehrer“ könne „doch nur ein Kerl sein, der gewerbsmäßig jeden verehrt, der Wagner heißt“! Gegen solche Schulmeisterei, gegen solches Bekämpfen vermeintlicher „Sprachdummheiten“ verhält der Deutsche sich ablehnend, weil er empfindet, daß hier etwas nicht ganz in Ordnung ist. Wird er aber einmal vor die Notwendigkeit gestellt, selbst zu urteilen, ob eine Redewendung undeutsch ist oder nicht, dann ist er in Verlegenheit. Ein „Wörterbuch der Akademie“, in dem man nur nachzuschlagen braucht, um festzustellen, welche Ausdrücke der „guten Sprache“ angehören, besitzen wir zum Glück nicht. Daß wir aber so wenig Verständnis für sprachliche Dinge überhaupt besitzen, ist tief bedauerlich. Jede Gelegenheit muß benützt werden, um solches Verständnis anzubahnen; wir müssen uns daran gewöhnen, von unsern Schriftstellern, mögen sie Romane schreiben oder gelehrte Abhandlungen, zu verlangen, daß sie über dem Inhalt nicht die Form vernachlässigen. Nicht jeder, der es sich einredet, besitzt „persönlichen Stil“; nicht jedem, der darauf Anspruch erhebt, dürfen wir die Unarten seiner Schreibweise als Ausfluß seiner angeblichen Individualität durchgehen lassen.

Eins von den Werken, die uns helfen können, dieses Ziel zu erreichen, liegt schon in dritter Auflage vor: Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Vorträge und Aufsätze von Friedrich Kluge. Es bildet den ersten Band der bei Quelle und Mayer in Leipzig erscheinenden Sammlung „Wissenschaft und Bildung“. Nach einleitenden Darlegungen über „Die Kulturwerte der deutschen Sprache“ geht der Freiburger Germanist zur Besprechung der „sprachlichen Stellung der Germanen“ über. Die Kapitel „Das Christentum und die deutsche Sprache“ und „Die Entstehung unserer Schriftsprache“ schließen sich an. Besonderes Interesse dürften die dann folgenden Abschnitte „Studentensprache“, „Seemannssprache“ und „Weidmannssprache“ erwecken. Das Kapitel „Sprachreinheit und Sprachreinigung“ schließt das Bändchen ab. Aus diesem letzten, wichtigen Abschnitt Kluges Urteil über die Fremdworte hierher zu setzen, kann ich mir nicht versagen: „Diese beiden

Tatsachen scheinen mir durch unsere Sprachgeschichte zur Gewißheit erhoben zu werden: Fremdworte, die dem deutschen Sprachcharakter widerstreben, sind kurzlebig und verfallen der Wortübersetzung — Fremdworte, die sich in den deutschen Sprachbau einfügen, sind unausrottbar."

Bekannt ist das Wort Friedrich Schillers: „Die Sprache ist der Spiegel einer Nation". Daß dieses Wort sich dahin erweitern läßt, daß es lautet: „Die Dichtung ist der Spiegel der Seele einer Nation", ist zu bezweifeln. Wollten wir die deutsche Dichtung aller Zeiten als Spiegel der deutschen Seele auffassen, dann sähe diese Seele etwas buntscheckig aus. Daher ist nicht anzunehmen, daß Alfred Biese seine Broschüre: „Die deutsche Seele im Spiegel deutscher Dichtung als unbesiegliche Macht" (Berlin, Weidmannsche Buchhandl. 1916.) als literaturgeschichtliche Abhandlung gedacht hat. Eine Rede ist es, die wirklich, wie es im Vorwort heißt, „einem freudigen und unerschütterlichen Glauben an die Kraft und Größe unseres deutschen Volkstums und an seine sieghafte Zukunft entsprungen" ist; und wenn sich auch vor der Geschichte nicht alles rechtfertigen läßt, was Biese sagt, so wird man sich doch der kernigen Art erfreuen, in der er zum Ruhme deutscher Gesinnung und deutscher Dichtung das Wort ergreift.

Von der Einheit aller „Stände, Parteien und Konfessionen" im Bekenntnis zum Vaterlande spricht Biese gleich zu Beginn seiner Schrift. Wäre sie später veröffentlicht worden, dann hätte sie einen erneuten Beleg für diese Einheit gefunden in den Gedichten von Ludwig Franz Meyer, die soeben im Jüdischen Verlag (Berlin) erschienen sind. Der zwanzigjährige Dichter hat im vergangenen Jahre den Heldentod gefunden; im Auftrag seiner Mutter hat Emil Cohn-Bonn die Gedichte eingeleitet und herausgegeben. Ein Zionist war Meyer, als Zionist hat er sich in seinem kurzen Leben aufs eifrigste betätigt. Glühende Liebe zu dem fernen Lande Palästina beseelte ihn, glühende Liebe auch zu seinen jüdischen Brüdern. So hätte ein kurzsichtiger Beurteiler vor dem Kriege von ihm wie von so vielen seiner Gesinnungsgenossen glauben können, Pflichten gegen Deutschland müßten ihn mit seinem Zionismus in Widerspruch setzen. Aber mit Selbstverständlichkeit spielte sich in diesem Leben ab, was sich in so mancher als vaterlandsfremd bezeichneten Bewegung ereignete: der Ruf des deutschen Vaterlandes übertönte alles andere. Als Freiwilliger ist Meyer hinausgezogen; seinen Dienst hat er mit solcher Hingabe getan, daß er schnell befördert wurde. Kurz nach seiner Ernennung zum Vizewachtmeister ist er gestorben — einer von denen, die nicht vergessen werden dürfen, wenn man die Juden zählt und ihren Anteil am Kriege statistisch erfassen will.

Emil Cohn hat recht: „Es hieße diesem jugendlichen Dichter nicht gerecht werden, wollte man eine kritische Analyse seiner Kunst versuchen." Es ist aus Pietät zu verstehen, aber doch wohl nicht ganz zu billigen, daß auch solche Jugendgedichte (Kindheitsgedichte wäre hier vielleicht richtiger) aufgenommen sind, die gar zu wenig Vertrautheit mit der Form zeigen. Ebenso hätte ein offenbares Versehen wie das in dem Gedicht „Fliederblüte" leicht geändert werden können, wenn in der letzten Strophe: „Und wieder werden manche Knaben sterben / An der Liebe, die zu heiß erglühte", dem Rhythmus des Ganzen entsprechend die zweite Zeile umgewandelt worden wäre, etwa in „An ihrer Liebe", oder „An einer Liebe".

Liebe zum Weibe, zur Mutter, zu den Gefährten, zu Zion — solche Liebe klingt aus diesem Buche. Am höchsten

stehen mir die Gedichte, die zusammengefaßt sind als „Die Lieder und das Leben eines Wanderers“. In ihnen zeigt es sich, daß Meyer am deutschen Volkslied singen und sagen gelernt hat. Schlicht ist der Ton; und wie oft glaubt man zwischen den Zeilen eine singbare Melodie zu lesen! Wer ein Gedicht schaffen konnte, wie das „Wanderlied“ (Wenn ein Bursche wandern geht, / Hat ihn sein Mädchen verlassen), dessen Tod bedeutet für die deutsche Dichtung einen schmerzlichen Verlust.

Theater-Rundschau.

Von Assaf Eiffrin.

Das Theater soll konzentriertes Leben, gleichviel ob es hart oder lächelnd ist, bringen. Leben mit einem hohen Exponenten, damit es das richtige Bild auszulösen vermöge. Auf der Bühne bedeutet Lachen Lächeln, schüttelndes Weinen Tragik, die uns täglich umringt. Und so ist das Werk der Genialität ein Zusammenfassen und -raffen der bestehenden, lächelnden wie traurigen, Erscheinungen der Welt, in die sein Subjekt den Blitz seines Naturells einschlagen läßt und aus deren Gesamtumwälzung und der endgültigen Lagerung der Bausteine, dem Aufbau oder Ruin, die Weltanschauung des Optimismus oder Pessimismus lugt. Der Dichter baut auf, indem er aus der Welt schöpft und zur Vorstellung gestaltet, der Phantasiegeburt, die durch ihre Übertragung auf den Zuschauer abbauend wirkt, d. h. uns den umgekehrten Weg als den des Dichters — von der Vorstellung zur Welt nehmen läßt.

Die beiden Pole, Dichter und Zuschauer, sind durch die Zündschnur der Bühne verbunden; diese vermittelt zeitlich die Erkenntnis oder Explosion — es entsteht jene rückwärtsgerichtete Erscheinung, die im höchsten Maße Ignatz von Loyola übte. Der aus der starken persönlichen Vorstellung den Teil des absoluten Lebens bildnerisch hervorzauberte. Er durch die persönliche Handlung, die jetzt für uns der Dichter übernimmt. Nicht symbolisierend allein, was Ruhe wäre, sondern durch symbolische Tat in intensivster Form.

Und so erlebten wir in den „Kammerspielen“ einen echten Strindbergabend mit seiner lodernden Kunst: „Die Gespenstersonate“. Hellicht brannte sie nach innen, grub den Krater aus, aus dessen steigenden Dünsten die Strindberginitialen schimmern: „sehet her, diese Welt voll Trug und Leid, sie wäre wert zugrund zu gehen!“ Das Feuer sprang auf uns über, die schaudernd die Flammen — an den Wahnsinn grenzender Selbstzerfleischungswut — züngeln sahen, ohne löschen zu können. Das Werk gemahnt uns an die Ibsenschen „Gespenster“, die immer wiederkehren, wo einer einmal das Gespenst der Vererbung durch die Zeugung heraufbeschwor. Auch Strindberg will den Schlußstrich unter die Schuldenrechnung, die die Eltern und die Vorwelt gemacht, setzen, scheitert am physiologischen Gesetz der Vererbung. Er will das Gestern streichen, um der Jugend ein ungetrübtes Morgen zu überantworten, daß sie glücklich werde unter unserer Sonne, die doch zu erfreuen am Firmamente leuchtet, nicht um Gewürmbrut in's Leben zu rufen. Allein wir sind Glieder einer Kette, heutige Wesen, die fest eingespannt sind in die Glieder des Gestern und Morgen, aus deren Krallen wir uns nicht loszureißen vermögen. Es sei denn, wir sprengten die Reihe, d. h. wir verneinten den Willen zum Leben. Und

doch spricht aus der Bitterkeit Strindbergs Liebe — die Liebe des Einsamen, der immer empfangen, nie hat geben dürfen, der streicheln wollte und nur auf Dornen stieß, die ihm die Finger blutig kratzten. Das macht ja Strindberg so groß, weil sein Pessimismus, den er durch die Härte der Dinge beweist, Güte offenbart, keine vorbedachte Bosheit in die Dinge hereinprojiziert, sondern durch sie so geworden ist. Strindberg war durchaus nicht der Lebens v e r ä c h t e r, als den man sich ihn vorstellt. Ihn hat das Leben enttäuscht. Als Fünfzigjähriger (zur Zeit seiner Kammerspieleentstehung) sah er i m L e b e n die G e s p e n s t e r — in der Jugend sogar L e b e n in den einfachsten S c h e m e n. Mit den Riesenaugen, hundertfach vergrößernd, durchdringt er die Wesen und die Welt, scharrt, kratzt nach dem Guten, findet Würmer nur. Vor seinem lebenverneinenden, genialen Auge zerfließt alles zu Gespenstern, S c h e i n w e s e n e i n e r m o r a s t i g e n W e l t. Mit der nie ermattenden Zähigkeit des hoffend Ertrinkenden durchgräbt, -furcht und durchwühlt er, elastisch in seinen Gedankensezierungen, die Welt. Dünkt sich auf dem Elyseischen Garten und ist auf einem Friedhof, aus dessen Boden Moderdünste steigen, Skelett und Totenbein ihm entgegenstarren.

So ist das Kammerspiel das Ausrodungswerk aller Dornen, die ihn gepeinigt, — die Entlarvung der morastigen Scheinheiligkeit.

Das Werk ist Strindberg nicht einwandfrei gelungen. Ich möchte behaupten, daß ihm hier die Symbole als Typen z u e r s t aufgedämmert und daß die L e b e n s w a h r h e i t ihm hier — leider — s e k u n d ä r e r Natur geworden. So entgleiten ihm die Fäden oft, die er hastig zusammenknüpft, unlösbar verknotet, wodurch sich das Bild selbst der Klarheit entrückt. Die Typen stehen da: die M u m i e, das papageienhafte Scheinleben der Vielzuvielen, der A l t e, die erstickende Majorität, wenn sie Macht besitzt, der S t u d e n t, ganz Gedanke, das F r ä u l e i n, ganz Gefühl, aus deren Paarung das Leben entsteht, der O b e r s t, nur Palette ohne Seele, die K ö c h i n, die das Leben aussaugende und bestimmende Materialität. Es galt dem E i n z e l b i l d e d e n R a h m e n zu schaffen, dem g o l d e n e n G e w i r k das einfache Untergewebe, den C a n e v a s anzusticken. Das war gewaltsam abgetrotzt. Und doch ist das Werk so tief! Dem Suchenden, Denkenden wird es Reichtum offenbaren, dem Satten, der gekaute Gedankenarbeit vorzieht, mystisch dunkel erscheinen. Und solche ergreifende, herrliche Kunst des Gestaltens, wie W e g e n e r (der Alte) und E y s o l d t (die Mumie) zeigten, habe ich kaum je vorher gesehen. Dem gewaltigen Eindruck vermochte sich kaum einer zu entziehen — und dies ist R e i n h a r d t zu danken, der mildernd und unterstreichend, die neuartige Regiekunst in ihrer höchsten Blüte — im D i c h t e r s t i l — offenbart.

Eine große, reife Arbeit geht seinen Aufführungen voraus. H e i n z H e r a l d schildert sie treffend in einem lesenswerten Aufsatz „Die Geburt der Inszenierung" (Westermanns Hefte, Oktober). Reinhardts Werk ist eindeutig schön, wo es gilt, einem Kunstinhalt ein Gewand zu wirken. So mißlang der zweite Abend des „D e u t s c h e n C y c l u s": K l i n g e r - S t e r n h e i m s „L e i d e n d e s W e i b". Nur der starke G l a u b e an eine ü b e r a l l lebende Kunst Sternheims konnte diesen Mißgriff möglich machen. Die Bühne blieb stumm; bei einer mühevollen Arbeit, in der die Guten ihr Bestes zu geben versuchten, stieg wohl ab und zu ein Sourdinenklang echter Poesie herauf, um bald wieder unterzugehen. In der gegebenen Fassung waren die G e s t a l t e n viel zu b l a ß. Die Frau litte

schwer, wenn sie ein Weib von Fleisch und Blut gewesen — denn das Motiv vom Liebesleid und -tod ist berückend schön. Vielleicht liest sich das Werk besser?! Diese Auferstehung war von kurzer Dauer und machte Lessing und dem jungen Schiller Platz. „Minna von Barnhelm" und „Kabale und Liebe", uns längst fast in dem gleichen Kleide bekannt, riefen uns Bilder sterbender Renaissance und tötender Fürstengewalt ins Gedächtnis zurück. Hier soldatische Gradheit und Helle, dort absolutistisches Machtgespiel, Dünkel des Hirns, Dunkel des Herzens. Die Bürgertragödie Schillers ist ihrer Form nach vom Dichter selbst überwunden worden, denn dieser eilig gewirkte Glorienschein, den nur Neuart zeugte, war zu billig — genossen an seiner echten Dichterkunst. So war die Vorstellung geschützt durch die Vaterschaft Schillers und zum mindesten in den ersten beiden Aufzügen tendenzloser, höherer Dichterausdruck. Mit Tigergewalt stürzt sich der Stürmer und Dränger auf das Opfer, um es von seiner schwächsten Seite zu bewältigen. Moderne Antlitze starren aus dem Gefüge der Willensregungen, moderne Not (die nie stirbt und Unzählige hingegen zu Grabe trägt) schreit uns entgegen; nicht immer aus reiner Kehle. Mehr Stagnation als Entwickelung der Charaktere. Reinhardt, der beide Werke früher schon auf die Bühne gebracht, hatte nur Erneuerungsarbeit vorzunehmen. In prächtigen Bildern lebten Lust und Schmerz unverfälscht wieder auf. Von den Darstellern seien besonders Bonns Riccaut, eine Meisterleistung, Diegelmanns herrlicher Musicus Miller, sowie Hartmanns Ferdinand, für den er erschütternd wahre Töne fand, erwähnt. Wir hoffen auf Höheres noch! Der Cyclus ist noch nicht zu Ende!

Im „Residenz-Theater", dem Eugen Robert ein neues selbständiges Dasein schaffen will, erlebten wir, daß dort Mittel und Kräfte vorhanden sind, um den Grundstein, der Vertrauen zum Kunstsinn bedeutet, aufzubauen. Gabryela Zapolska ist bekannt durch ihre Romane über Polenzustände in Rußland und verfocht Tendenzen. „Die Warschauer Citadelle", durch Politik verboten, durch Politik wieder freigegeben, ist stark, wuchtig, nicht ohne Handlungsraschheit, die mehr die Leinwand als das allein auf den Menschentumston reagierende Ohr fordert. Ein polnisch nationaler Strom, der leise unter dem Sturmwind russischer Willkür rinnt. Vom Wehr der Machthaberei gehemmt, sammelt er sich zu verbissener, latenter Explosivkraft. Märtyrertum, mehr aus Überlegenheit als aus sittlicher Überzeugung, mehr Stolz als Notwendigkeit; rasende Unreife — da reife Raserei nicht dargestellt, Sturm, Drang und darum so unerhört packend, wie ein Wahnsinnsrausch, der das Gefühl bannt und den Verstand lähmt.

Ein Student, ehemals nationalistisch tätig, wird durch Zwist in den Verdacht zu spionieren gedrängt. Er, seine Braut, seine Freunde werden verhaftet. Sie als Schuldige nach Sibirien verschickt, er durch den Wahrheitsfanatismus des Obersten, der nur Verbrecher und Nichtverbrecher, nicht Russen und Nichtrussen kennt (also im Grunde gerader Charakter ist) befreit. In seelischer Erschütterung schlägt der junge Mensch dem Obersten ins Gesicht und will durch diese Tat das freie Heldentum erringen.

Das Drama ist stark und greift nach unserem Innersten; allein, mir scheint, daß mehr eine Huldigung des Begriffes der Freiheit darin liegt, als die Erkenntnis des tiefen Menschen: durch die Freiheitssehnsucht zum Helden zu werden. Dazu war die Wandlung zu sehr nach Leinwandart. Es mag sein, daß solche Blitzerregungen zu

plötzlicher Erkenntnis führen; allein man wünschte gern das Sehnen eines Volkes, den Schrei allgemein bedrückten Menschentums symbolisiert zu sehen — wo mehr Dichterkraft geborgen wäre — als die Statuierung eines Einzelfalls. Immerhin ein großer Gewinn: für Verfasserin und Regisseur, ein Erlebnis für den ergriffenen Zuhörer. Es ist erstaunlich, mit welch sicherer Hand eine so junge Bühne geradezu ehrwürdige, sichere Traditionskunst zu formen vermochte. Ihr wäre Gelingen zu wünschen mit solchen ausgezeichneten Künstlern wie Schildkraut, der den beschränkten General meisterhaft verkörperte, Forest, der des russischen Offiziers Rausch und Ende mit naturalistischen Farben ergreifend darstellte. Noch wäre Szalits Leistung als Student lobend zu gedenken.

Und nun gehen wir in das lustigere Reich! Das „Deutsche Künstlertheater" gab den „Salamander" von Blumenthal und Stein; ein zu mißbilligendes, weil billiges Stück. Die Komödie darf wohl einzelne Gestalten ins Groteske verzerren, nicht aber den ganzen Rahmen schief gestalten — weil dann unsere Basis, der Glaube an die Möglichkeit des Geschehens, vollkommen verrückt wird und jeder Faden zwischen Bühne und Zuschauer ganz reißt. Und von dieser Erkenntnis erfüllt, beeilte man sich Thoma's „Moral" herauszubringen. Die Satire, die vor Jahren im „Kleinen Theater" schon gegeben wurde, ist heute lebendiger, weil aktuell. All die Proteste der tugendlosen Tugendprotzen, die unter bengalischem Feuer ihre Keuschheit und Reinheit offenbaren, vergessen, daß man durch gewisse Brillen (Kritik der Beobachtung) Spektren aufzunehmen vermag, die auf den Kern des Feuerwerks einen Rückschluß zulassen. Die Aufstöberung durch den allzueifrigen Polizeiassessor birgt den Stachel in sich, weil — wie der kleine Macduff im Shakespeare sagt — die Schlechten alle Guten aufhängen könnten, wenn sie in der Überzahl wären. Hier heißt die Mehrzahl Autorität, Staatsräson, und wenn diese en masse betriebene Tartüfferie aufgedeckt wird, so liegt es mehr an dem plötzlich seinen Gewissensbissen erlegenen Professor, als an der ausführenden Gewalt. Es war aller Sünder Glück, daß eine noch höhere Persönlichkeit in's Wespennest gelangte und durch seine Mitbezeichnung unter den Gezeichneten diese Moral, die wie die Münze zwei Seiten besitzt, decken konnte. Der Humor ist köstlich und bezieht sich auf die Gesamtheit, nicht auf das Individuum; es wäre daher angetan gewesen, daß die Einzelnen sich dem Ganzen unterordneten und nicht ein jeder sein eigenes Spiel trieb. Adalbert als übereifriger Polizeiassessor hat Urkomisches — teilweise übertreibend — geleistet; auch die anderen Darsteller unter der Regie Wallauers, die ihnen zu viel freien Willen ließ, waren belustigend, und mit diesem Erfolg, in dem Thoma siegte, wird die Bühne noch viele Menschen an vielen Abenden erheitern.

Im „Lessing-Theater" kehrte wiederum Barnowsky zu Ibsen zurück. „Wenn wir Toten erwachen" ist ein dramatischer Epilog, ein Epilog allein ohne Dramatik. Überreich an Symbolen, entbehrt er der Kraft, die Strindberg in seine sinnige Symbolik drängte, und daher ergreift das Werk nur zum Schluß, wo alles sich zur Tat aufbäumt und katastrophal entlädt. Nur schlummernde, latente Seelenkräfte werden bloßgelegt. Es ist der alte Ibsen, der auf sein Schiff zurückblickt, das mit seinem Künstlergut beladen, von Jugendblut durchquillt, in die Weite geht, um nicht mehr zurückzukehren. Es ist ein wehmütiger Blick, voll Entsagung, eh' das Auge bricht, ein fahler Schein, dessen Glut längst ausgebrannt. Und was

täten wir, wenn wir Toten erwachten? Wir würden doch so urteilen, wie es unser Menschentum zuvor getan. Das Symbol, das aus dem Werke ragt, ist Begriffssymbol und weniger verallgemeinernde Wesenseigenschaften einzelner, echter Menschen; es ist abstrakt, und so fiel es den Darstellern Bassermann und Lossen nicht leicht, die Begriffe zu Leben zu formen! Nur wo sie sich als Menschen finden durften, und das war am Schluß, da entzündete sich ihre Kunst zu hellem Brande, der uns ergriff. Indessen blieb uns der alte Ibsen fremd, weil er uns fremd wissen wollte — und so würden wir Neuaufführungen der großen Fragekunst seiner Jugend an dieser Stätte, die ihm Heim und Gefährten darzubringen vermag, gern erwarten.

Und nun zum „Kleinen Theater", das ein Werk fand, das, seinem innigen Stil passend, ihm gleichsam eingewachsen ist: „Am Teetisch" von Sloboda. Man freut sich ob der harmlos und zuweilen geistvoll zugespitzten Causerie, die Nerven abspannen und das Hirn gleichzeitig blinzelnd, irrlichternd anregen kann. Es ist ein harmloses Dreieck; und wenn der Hausfreund auszuscheiden gezwungen wird, so sehen wir die mathematische Figur zu einer Linie zusammenschrumpfen, die in zwei verschiedene Gebiete, in das negative und positive, den Zeiger wendet. Und in dieser Haltlosigkeit ist der Ehegatte, der aus Gewöhnungsehefaulheit nur das materielle Wohlsein der Frau im Auge hat, höchst beglückt, daß sein Freund sich nicht das Leben nahm, das er ihm in nervös-egoistischem Anfall durch das Los abgenommen hatte. Er nimmt und gibt ihm das Leben — aus Bequemlichkeit. Der Freund hat den Platz am Teetisch, die dritte Spitze zum Dreieck, das ein harmloses Märchen ist, errungen. Glückliche Einfälle beleben das Stück. Das Hirn, das reflektierende, verschließt sich gern, um das Lustgefühl nicht zu hemmen. Eine neue sympathische Künstlerin in Frau Egede-Nissen hat sich gut in die Rolle der Frau Lea gefunden. Allein, so belebend sie den Anfang zu gestalten vermochte, ebenso hemmend wirkte sie im dritten Akt. Sie kündet mit Worten Großes an, bleibt in Gesicht und Ausdruck unscheinbar. Frauenfreude, den Gerngesehenen, fast Verlorengeglaubten wiederzufinden, erschien mir sonst impulsiver bei der echten Frau. Und sie findet ja im Grunde beide wieder, den Gatten und den Freund und dazu solche Prachtmenschen: Abel und Alexander, die zu erfreuen und geliebt zu sein auf der Welt da sind.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

Bildnis und eigenhändige Unterschrift Sr. Exzellenz Wirkl. Geh.-Rats
Freiherrn Albrecht von Rechenberg.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Ersleo & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

41. Jahrgang. Band 160. Heft 509. Februar 1917.

Professor Dr. Ludwig Stein: Das Zeitalter der vollendeten Vernünftigkeit.

Es ist unsagbar bequem, auf dem Schlummerkissen behaglich zu ruhen, das unsere Autoritäten für uns zubereitet und sanft unter den Kopf gelegt haben. Daher die Revolte aller energischen Naturen, vorab Fichtes, gegen die erdrückende Macht der Autorität, die alle Persönlichkeit zum Kanal des Allgemeingültigen herabdrückt. Schon Kant hielt, wie ich anderwärts gezeigt habe, die Heteronomie, die Rücksichtnahme auf fremde Willen, für sittlich minderwertig, indem er nur solchen Handlungen, die aus eigener Zwecksetzung hervorgehen, Sittlichkeitscharakter zubilligt. Weiter noch geht Fichte (in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" vom Jahre 1806 und in der „Rechtslehre" vom Jahre 1812) in der Verurteilung des Autoritätsprinzips. Fichte erklärt es in seiner temperamentvollen Weise geradezu für „gewissenlos", nach Autoritäten zu handeln. Und doch hat Fichte einen tiefen Einblick in die Doppelnatur des Menschen getan und den ewigen Widerspruch zwischen Gattung und Individuum, zwischen Altruismus und Egoismus, zwischen Autorität und Anarchie aufgedeckt. Fichte löst diesen tief in der Menschenbrust liegenden Widerspruch prophetisch so, daß im Zeitalter der vollendeten Vernünftigkeit, dessen Kommen er kündet, das Individuum sich bewußt unter die Autorität des Sittengesetzes begeben werde. Aus Einsicht in den Werdeprozeß der Geschichte werde sich das Individuum dermaleinst den Imperativen der Gattungsvernunft unterordnen. In seiner „Rechtslehre" vollends sieht Fichte geradezu die Hauptaufgabe des Staates darin, das Volk durch Erziehung und Bildung so weit zu bringen, daß es aus Einsicht tut, was es früher nur auf Grund des Autoritätsglaubens vollbracht hat. Diese Weissagung Fichtes mag einem zu erstrebenden Idealzustande entsprechen; die Wirklichkeit sieht anders aus. Könnte das Autoritätsprinzip jemals verschwinden, sich selbst überflüssig machen und in vollendete Einsicht restlos aufgehen, so wäre Autorität eine historische Kategorie, und nicht eine psychologische, wie wir behaupten.

So sehr wir mit Kant und Fichte darin übereinstimmen, daß der sittliche Wert einer Handlung nur gemessen werden kann an dem eigenen Anteil, den das Individuum an ihr genommen, und nicht an dem Gehorsam oder der Unterwerfung unter eine wie immer geartete Autorität, so wenig vermag ich mich davon zu überzeugen, daß das Autoritätsprinzip als biologischer Auslesefaktor, als nützliche Willensmotivation für unsere Durchschnittshandlungen, vollends als sozialer Regulator jemals ganz verschwinden werde. Seine psychologische Notwendigkeit ist vielmehr auf dem festen Felsengrund seiner biologischen Nützlichkeit gegründet. Ich sehe daher in der „Autorität" eine ebenso notwendige Erscheinung, wie Ernst Mach im Vorurteil. Es entbehrt nicht eines besonderen Reizes, den rückhaltlosen Vorkämpfer aller nationalen und konfessionellen Vorurteile gelegentlich eine Lanze brechen zu sehen für den Wert des Vorurteils. Ernst Mach sagt einmal: „Zu große Nachgiebigkeit gegen jede neue Tatsache läßt gar keine feste Denkgewohnheit aufkommen. Zu starke Denkgewohnheiten werden der freien Beobachtung hinderlich. Im Kampfe, im Kompromiß des Urteils mit dem Vorurteil wächst unsere Einsicht. Ein gewohntes Urteil, ohne vorausgegangene Prüfung auf einen neuen Fall angewandt, nennen wir Vorurteil. Wer kennt nicht dessen furchtbare Gewalt? Seltener denken wir daran, wie wichtig und nützlich das Vorurteil sein kann. So wie niemand physisch bestehen könnte, wenn er die Blutbewegung, die Atmung, die Verdauung seines Körpers durch willkürliche, vorbedachte Handlungen einleiten und im Stande halten müßte, so könnte auch niemand intellektuell bestehen, wenn er genötigt wäre, alles, was ihm vorkommt, zu beurteilen, ohne sich vielfach durch ein Vorurteil leiten zu lassen. Das Vorurteil ist eine Reflexbewegung im Gebiete der Intelligenz."

Was Mach vom Vorurteil sagt, gilt mit einer Übertragung vom Intellekt auf den Willen, vom Denken auf das Handeln, auch von der Autorität; sie ist eine Reflexbewegung auf dem Gebiete des Willens. Autoritäten sind Machtzentren und Willensabbreviaturen, Schablonen des Handelns, welche als bequeme Urteilsquellen jenen Individuen, die sich den betreffenden Autoritäten unterwerfen, das eigene Wählen und Prüfen unendlich erleichtern. Nicht jedes Individuum hat, in die Not des Lebens gestellt, in sich die Fähigkeit, zwischen zwei Möglichkeiten das für sein Wohl und Wehe Richtige zu wählen. Ohne Autoritäten, die dem Einzelnen nicht bloß vorgedacht, sondern und vor allem vorgewollt und vorgehandelt haben, würden die Menschen wie Buridans Esel zwischen zwei Heubündeln seelisch verhungern. So aber überträgt der Mensch im Durchschnitt seiner täglichen Verrichtungen seine Willenshandlungen den von ihm als Autoritäten respektierten einzelnen Machtzentren oder Willensmotivationen. Er geht zur Kirche, wie seine Konfession ihm gebietet, zur Wahlurne, wie der Staat oder seine Partei ihm befiehlt, in seine Berufspflichten, wie seine Berufsmoral ihm eingibt, er geht und steht,

er fährt und reitet, er grüßt und lächelt, wie Sitte und Brauch, Konvention und Etikette, Mode und Takt ihm vorschreiben. Weitaus der größte Teil aller gleichgültigen Handlungen des Menschen — die Stoiker hatten dafür den Ausdruck „Adiaphora" — spielt sich nach den Vorschriften der zahllosen Autoritätszentren ab, sei es nach dem geschriebenen Gesetz des Staates, sei es nach dem ungeschriebenen der gesellschaftlichen Moral und guten Sitte. Und das ist gut so. Denn diese bequemen Willensschablonen entlasten unsere Willenskraft und machen sie frei für wirklich große sittliche Aufgaben, die nur das Individuum bewältigen kann. Autoritäten als Reflexreize auf dem Gebiete des menschlichen Handelns überheben uns vielleicht in neunzig Prozent aller Fälle der überflüssigen Mühe, selbst nach Motivquellen Ausschau zu halten und zwischen den konkurrierenden Beweggründen eine Wahl zu treffen. Wie im Vorurteil, dem wir anhängen, andere für uns vorgedacht und vorgefühlt haben, so haben die Autoritäten für uns vorgewollt. Was im logischen Sinne ein Vorurteil im Guten wie im Schlimmen bedeutet, das ist auf ethischem Gebiete die Autorität, im Guten wie im Schlimmen, nämlich eine Art von Vorwille. Gibt man im Vorurteil sein Denken gefangen zu Gunsten eines anderen, der uns bereits vorgeurteilt hat, so gibt man der Autorität seinen Willen gefangen zu Gunsten anderer, die uns bereits vorgewollt und uns durch dieses Vorwollen die Wege gewiesen haben. Das Nützliche an dieser psychologischen Kategorie des Autoritätsprinzips ist die ungeheure Entlastung, die sie unseren alltäglichen Willenshandlungen darbietet. Wie die wissenschaftlichen Formeln mir die Mühe ersparen, den ganzen Denkprozeß, der auf diese Formel als ihren Generalnenner gebracht ist, zu machen, so daß jede wissenschaftliche Formel das menschliche Gedächtnis ungemein entlastet, genau so verhält es sich mit den einzelnen Autoritätszentren, die als Motivquellen für unser Handeln dienen, also unseren Willen entlasten. Was die Wissenschaften für das Denken, das sind die Autoritäten für das Handeln.

So wenig aber der Besitz der Wissenschaft von der Aufgabe entbindet, neue Wege zu bahnen und neue Formeln zu finden, ebensowenig dürfen uns die Autoritäten hinderlich sein, neue Pfade der Moral zu betreten oder neue sittliche Werte zu prägen. Hier wie dort gilt mit Fichte als höchstes sittliches Gebot: Arbeite! Arbeite in der Wissenschaft daran, den Gesichtskreis täglich zu erweitern und an Stelle der ungültig gewordenen wissenschaftlichen Formeln neue zu setzen. Denn was an der Autorität psychologische Kategorie ist, das heißt, Ewigkeitscharakter besitzt, das ist nur das biologische Prinzip, nicht ihre wandelbare geschichtliche Form. Nützen wir die herkömmlichen Autoritäten dort, wo sie uns dienlich sind, wo sie in den Adiaphora des Lebens unser Wollen tausendfach entlasten, ähnlich wie wir psychologisch die Reflexbewegungen in unserem Gehen und Stehen und unseren automatischen Handlungen uns zu nutze machen. Aber überall dort, wo es sich um ernste Lebensfragen, um sittliche Probleme, um Wert oder Unwert

der Persönlichkeit handelt, da ist kein Verlaß mehr auf diejenigen Autoritäten, die uns vorgewollt haben, sondern in allen entscheidenden sittlichen und kulturellen Fragen muß jedes heranwachsende Geschlecht von neuem die herkömmlichen Werte prüfen, Schutt und Asche wegräumen, Vergilbtes und Verstaubtes beseitigen, um einzig das Lebendige, mit dem jeweiligen Kulturbewußtsein Übereinstimmende als neue Autorität energisch zu behaupten. Die Formen der Autoritäten wechseln und stürzen, aber das Prinzip der Autorität als psychologische Kategorie bleibt. Diese gewaltige Zeit mit ihrem ehernen Gebot hat uns ins Bewußtsein gehämmert, daß wir uns im Interesse der nationalen Selbsterhaltung den staatlichen, insbesondere den militärischen Autoritäten zu fügen haben. Vielleicht ist das neu hereinbrechende Zeitalter dazu geartet, jene vollendete Vernünftigkeit herbeizuführen, die uns Fichte, der deutscheste unter den Philosophen, gekündet hat.

Kommerzienrat Nicolaus Eich,

Generaldirektor der Mannesmannröhren-Werke:

Kriegswohlfahrt. Ein offener Brief.

Düsseldorf, den 29. Dezember 1916.

Sehr geehrter Herr Professor!

Sie legen Wert darauf, zu erfahren, was die Mannesmannröhren-Werke auf dem Gebiete der Kriegswohlfahrt geleistet haben. Der Wert einer solchen Darstellung leidet nicht nur für den, der sie gibt, sondern überhaupt unter dem Verdachte, daß sie irgendeinem verkappten Zwecke zu dienen bestimmt sei, und deshalb konnte ich mich nur sehr schwer dazu entschließen, Ihrer freundlichen Aufforderung Folge zu leisten.

In großen Zügen ist schon einmal von berufener Stelle darüber berichtet worden, wie gewaltig und wie umfassend die von der Industrie ins Leben gerufene Kriegswohlfahrt sich entwickelt und welche Riesensumme sie seither erfordert hat. Es ist mir nicht aufgefallen, daß dieser Bericht in den der Industrie übelwollenden Kreisen Eindruck gemacht hat; solche Dinge passen in das Kampfprogramm dieser Kreise ebensowenig hinein, wie eine objektive Würdigung der Leistungen der Industrie in diesem Kriege für unser Heer und unsere Marine überhaupt. Daher wird der von Ihnen beabsichtigten eingehenderen Schilderung der Wohlfahrtsleistungen der Industrie im Kriege kein besseres Los wie ihrer summarischen Vorgängerin beschieden sein.

Die Industrie kann aber darüber umso leichter hinwegsehen, als sie für ihr Tun von keiner Seite Anspruch auf Anerkennung erhoben hat, noch je erheben wird. Sie hat, als Anfang August 1914 ihre Arbeiter und Beamten — aufgefordert und unaufgefordert — scharenweise unter die Fahnen eilten, ganz ausschließlich aus menschlichem und aus vaterländischem Empfinden heraus ihnen die drückende Last der Sorge nicht nur um den Unterhalt ihrer zurückgelassenen Familien, sondern auch um ihr Brot nach dem Kriege bedingungslos von der Seele genommen.

Die damals von den Mannesmannröhren-Werken gefaßten Beschlüsse sind heute noch in Gültigkeit; daß sie zustande kamen in demselben Augenblicke, als die von unsern Feinden herbeigeführte Katastrophe eintrat, von der sie mindestens die Vernichtung der deutschen Industrie erwarteten, erhöht nur die ihnen innewohnende Opferwilligkeit, denn niemand von uns konnte damit rechnen, in die Lage zu kommen, die übernommenen großen Lasten aus während des Krieges fließenden Überschüssen zu decken, — und dennoch wurden sie ohne Zögern beschlossen.

Wir erklärten, daß wir den Familien der unter die Fahnen tretenden verheirateten Beamten das volle Gehalt und den unverheirateten fünfundzwanzig Prozent des Gehalts für die Dauer des Krieges weitergewähren; daß wir den Familien der ins Heer eintretenden Arbeiter, ebenfalls für die Dauer des Krieges, zu den vom Staat oder von den Kommunen ihnen gewährten Unterstützungen Zulagen in Form von Bargeld, Mietnachlässen oder Lieferung von Kohlen und anderen Naturalien bis zur Höhe eines festzusetzenden Existenzminimums zuerkennen; daß wir den ins Herr Eintretenden bis zur Beendigung des Kriegs ihre Posten bei uns offen halten werden; daß den Familien gefallener, verheirateter Beamten und Arbeiter die, wie vor, zugesagten Unterstützungen bis zum Zeitpunkt der Rentenfestsetzung belassen und daß, falls diese Renten in einzelnen Fällen sich als nicht ausreichend erweisen sollten, ihre Aufbesserung bis zur endgültigen gesetzlichen Erhöhung, auf ein den in Betracht kommenden Verhältnissen Rechnung tragendes Existenzminimum durch uns erfolgen wird. Selbstredend haben wir unser Interesse auch der allgemeinen Kriegswohlfahrt nicht versagt. Namhafte Zuwendungen sind gemacht worden an die Nationalstiftung, an die Marinestiftung, an das Rote Kreuz, an den Vaterländischen Frauen-Verein und an eine Reihe anderer Volks- und Kriegswohlfahrtseinrichtungen. Lazarette, Kinderhorte, Arbeiterspeiseanstalten usw. mußten von uns bedacht werden. Diese Leistungen erforderten in den beiden ersten Kriegsjahren eine Gesamtaufwendung in Höhe von mehr als Mk. 4 250 000,—; hierin ist nicht eingerechnet eine von uns errichtete Stiftung in Höhe von Mk. 1 000 000, die dazu dienen soll, das Los der Hinterbliebenen gefallener und solcher heimgekehrter Krieger zu verbessern, die nicht mehr im Vollbesitz ihrer Arbeitskraft sich befinden.

Werden Sie es mir verargen, wenn ich an dieser Stelle darauf hinweise, daß unsere Aktionäre, die in den Jahren 1911, 1912 und 1913 durchschnittlich

13,16 Prozent Dividende bezogen haben, in den Kriegsjahren 1914, 1915 und 1916 sich mit durchschnittlich 10,83 Prozent begnügen mußten? Ich dürfte in der Annahme nicht fehlgehen, daß noch mancher meiner industriellen Kollegen dasselbe Rechenexempel mit ähnlichem Endergebnis wird aufstellen können.

Die Industrie ist im Kriege vor Aufgaben gestellt worden, die ins Riesenhafte gehen, und die nur in der Geschichte voll gewürdigt werden können. Sie ist seither und wird auch weiterhin den Anforderungen der obersten Heeresleitung für den Krieg gerecht werden. Vielleicht ist aber die Aufgabe, die der Krieg ihr zur Lösung in der Friedenszeit zurückläßt, noch schwieriger wie alles seither Geleistete. Der in jahrzehntelanger fleißigster und kostspieligster Arbeit aufgebaute Weltmarkt für deutsche Erzeugnisse liegt in Trümmern; die Fundamente nur sind noch vorhanden: der zähe Wille, Verlorenes wiederzugewinnen, und die Tüchtigkeit des deutschen Kaufmanns und des deutschen Ingenieurs, die dazu befähigt.

Aber was wissen davon die Rufer nach der staatlichen Monopolisierung einer Industrie, die, nächst unserm unübertrefflichen Heere zu Land, zu Wasser und in der Luft, den höchsten Anteil an der Rettung unseres Vaterlandes besitzt? Wissentlich oder unwissentlich legen sie die Axt an den fruchtbarsten Baum deutschen Erwerbslebens — aus Prinzip oder aus Neid! Sie wollen nicht sehen, wie vielfach größer die der Industrie durch den Krieg zugefügten Schäden auf die Dauer wirken werden, wie das Danaer-Geschenk der Kriegsgewinne, wegen deren die Bestie totgeschlagen werden muß. Sie haben keine Ahnung von dem Gemütszustande des Industriellen, sonst könnten sie nicht behaupten, daß er ein Interesse daran hätte, diesen furchtbaren Krieg forttoben zu sehen! Ginge es nach uns, so wäre er morgen zu Ende, und übermorgen würden wir freudig an den Wiederaufbau unserer zerstörten Arbeit und unserer vernichteten Hoffnungen herangehen; denn nicht nach Krieg steht unser Sinn, sondern nach Friedensarbeit, nach Ellenbogenfreiheit, nach freier Bahn für die Tüchtigen im industriellen — nicht im bürokratischen — Stile zum Wohle unseres Vaterlandes.

Mit herzlichem Glück auf 1917

Ihr ergebenster

Eich.

Exzellenz Wirklicher Geheimer Rat, Freiherr Albrecht von Rechenberg: Kriegs- und Friedensziele.

Im deutschen Volke hat sich fast seit Beginn des Krieges die Gewohnheit eingebürgert, bei Erörterung der zukünftigen Gestaltung unserer auswärtigen Verhältnisse Kriegs- und Friedensziele zu identifizieren, trotzdem beide durchaus verschieden sein müssen. Kriegsziele sind diejenigen, die man im Kriege erreicht, und von ihnen gibt es nur eins, nämlich die Besiegung des Gegners. Friedensziele sind solche, welche im Friedensschlusse erreicht werden und welche das friedliche Nebeneinanderleben der bisher feindlichen Völker ermöglichen sollen. Während für die Kriegsziele militärische Gesichtspunkte in erster Linie ausschlaggebend sind, treten sie bei den Friedenszielen vor den politischen zurück. Ebenso wie sich während des Krieges ein Eingreifen der politischen Behörden in militärische Operationen fast stets als schädlich erweisen muß, wird ein Überwiegen der militärischen Interessen bei Festsetzung der Friedensziele nachteilig sein, denn auf die Dauer erweisen sich nach dem Kriege die politischen Momente als stärker als die militärischen, mögen die letzteren auch so wie die ersteren auf eine Sicherung friedlichen Verhältnisses ursprünglich bestimmt gewesen sein. Es liegt dies in der Natur der Sache; die militärischen Sicherungsmaßregeln müssen abhängig sein von der Wirkung der Waffen, die selbstverständlich nicht stillsteht, sondern sich immer weiter entwickelt. Militärische Sicherungen, die man vor vierzig Jahren als ausreichend bezeichnete, sind heute unzureichend, und diejenigen, die wir heute als genügend bezeichnen, werden sich in einem halben Jahrhundert, vielleicht schon früher, als ungenügend herausstellen. Die auf der Natur der Völker und auf ihren Lebensbedingungen beruhenden politischen Erwägungen bleiben aber bestehen, und ihre Nichtberücksichtigung würde nur zur Folge haben, daß das benachteiligte Volk stets auf Wege bedacht ist, durch welche es sich von den aufgezwungenen Friedensbedingungen befreien kann. Ein Frieden, welcher die politischen Momente nicht oder nicht genügend berücksichtigt, würde immer nur den Charakter eines Waffenstillstandes tragen; daran ändert auch der Machtzuwachs, den ein Land durch einen solchen Frieden erzielt, wenig; das unterdrückte Volk wird, wenn es selbst zu einem Verzweiflungskampfe nicht stark genug ist, sich stets nach Verbündeten umsehen, mit deren Hilfe es den ihm aufgedrungenen Zustand beseitigen kann. An dem Versuche, durch militärische Sicherungen politische Verhältnisse zu ändern, ist seinerzeit trotz außerordentlicher Machtmittel und größter Befähigung Napoleon gescheitert. Der Frieden, den Deutschland will, soll aber ein dauerhafter sein; Eroberungen will das deutsche Volk nicht, wohl aber

Sicherungen gegen einen Überfall wie denjenigen, dem es 1914 ausgesetzt war.

Wenn man von diesem Gesichtspunkte aus die Frage nach den erstrebenswerten Friedenszielen stellt, so zerfallen diese in drei Arten:

1. Gestaltung der Grenzen in Europa,
2. Bestimmungen bezüglich der Kolonien,
3. Vereinbarungen über den Verkehr zur See.

Zu 1.:

Die Gestaltung der deutschen Grenzen in Europa, oder richtiger gesagt, derjenigen Länder, welche sich an den deutschen Grenzen befinden, berührt vor allem zwei Gebiete: a) Belgien, b) Polen.

a) Belgien, welches seit 1914 von unseren Truppen besetzt ist, hatte sich, wie die aufgefundenen Aktenstücke erweisen, den gegen uns verbündeten Reichen so genähert, daß eine Bedrohung Deutschlands über belgisches Gebiet nur durch das rasche Vordringen der deutschen Heere verhütet werden konnte. Selbstverständlich wird es das Bestreben der deutschen Regierung sein müssen, daß sich diese Bedrohung nicht ein zweites Mal wiederhole, und daß die belgische Regierung in Zukunft nicht von vornherein in ein feindliches Verhältnis gegen Deutschland treten könne. Es frägt sich nun, auf welchem Wege dieses Ziel zu erreichen ist. Die Einverleibung von ganz Belgien in das Deutsche Reich würde wohl einen großen Machtzuwachs bedeuten, aber die Bewohner des Landes würden sich stets als Unterworfene fühlen, sie würden, auch wenn sie dem Deutschen Reiche angehören, die politischen Rechte, die man ihnen auf die Dauer nicht versagen kann, sicherlich in einer Weise ausüben, die der inneren Stärkung Deutschlands nicht förderlich wäre. Die Wiederherstellung des Königreichs Belgien müßte, falls Deutschland die ihm unerläßliche Sicherheit haben soll, unter gewissen Garantien geschehen. Garantien, welcher Art sie auch sein mögen, erfordern aber stets eine Kontrolle, wenn sie dauerhaft sein sollen, und diese Kontrolle kann kaum anders wirksam sein, als unter Eingriffen in die inneren Verhältnisse des Landes, die immer unangenehm empfunden werden. Hoffentlich wird es der deutschen Regierung gelingen, einen für Deutschland annehmbaren und für Belgien nicht verletzenden Weg zu finden. Zweckmäßiger aber als dieses Experiment möchte uns ein Ausweg erscheinen, der auf der Zusammensetzung der Bewohner Belgiens beruht. Wie allgemein bekannt, wird Belgien nicht von einem Volksstamme bewohnt; ein belgisches Volk gibt es nicht, selbst der Name „Belgien" entspricht den gegenwärtigen Verhältnissen nicht. Er ist von einem keltischen Volksstamme entlehnt, welcher zu Cäsars Zeiten im nordöstlichen Gallien ansässig war und im Kampfe mit den Römern aufgerieben wurde. Jahrhunderte lang blieb dieser Name vergessen, bis er 1830 hervorgezogen wurde, um die Vereinigung der Flamen und der Wallonen gegen die Niederländer mit einem gemeinsamen

Namen zu decken. Von den beiden Völkern, die das heutige Belgien bewohnen, den Flamen und den Wallonen, fühlen sich die ersteren als Germanen, die letzteren als Franzosen, die durch kein Band, auch durch kein historisches, miteinander verbunden sind. Schon vor dem Kriege sind sowohl von flämischer, als auch von wallonischer Seite zahlreiche Stimmen laut geworden, welche in Übereinstimmung mit dem Volksempfinden die Trennung Belgiens in einen flämischen und in einen wallonischen Teil fordern. Wir erinnern nur u. a. an die Beschlüsse des Wallonenkongresses vom Juli 1912 und an die Tatsache, daß vor und während des Krieges von wallonischer Seite der Anschluß Walloniens an Frankreich vielfach verlangt worden ist. Welche Gestaltung auch ein wiederhergestelltes Königreich Belgien haben mag, nie wird es gelingen, den Gegensatz zwischen den beiden Volksstämmen, der nicht nur auf der Abstammung und der Sprache, sondern auch auf dem ganzen Volksempfinden beruht, zu überbrücken. Es ist auch ganz natürlich, daß in Zukunft die Wallonen, wenn sie von ihrer herrschenden Stellung etwas zu Gunsten der berechtigten Ansprüche der Flamen einbüßen sollten, sich immer mehr Frankreich zuwenden werden, ebenso wie die Flamen gegen Übergriffe der Wallonen ihren Rückhalt bei Deutschland suchen müssen. Dadurch wird aber der Keim zu künftigen Zwistigkeiten zwischen Deutschland und Frankreich gelegt, zu Zwistigkeiten, die wir gerade durch den Frieden beseitigen wollen. Das Natürliche, dem Volkscharakter Entsprechende wäre es somit, die Trennung der Flamen und Wallonen, welche beide Volksstämme anstreben, jetzt herbeizuführen, so daß die wallonischen Provinzen (Hennegau, Namur, Lüttich und Luxemburg) an Frankreich, die flämischen Provinzen an Deutschland angegliedert werden. Daß den Flamen dabei verfassungsgemäß Sicherheit für ihre nationalen Eigentümlichkeiten gegeben werden muß, ist selbstverständlich; die flämische Sprache wird in Flandern als offizielle Sprache anstelle des Französischen, die deutsche Sprache als Aushilfssprache an die Stelle treten, die bisher das Flämische einnahm. Auch muß Deutschland ein Zugang zu den flämischen Provinzen (im östlichen Teile der Provinz Lüttich) eingeräumt werden. Auf diese Weise wären die sonst unvermeidlichen Streitigkeiten zwischen Flamen und Wallonen beseitigt, und es wäre die Grundlage gegeben, auf der sich ein für alle Teile nur erwünschtes freundschaftliches Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland aufbauen kann. Es kann Deutschland im eigenen Interesse nicht daran liegen, daß Frankreich zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt werde. Nach dem bisherigen Verlauf des Krieges ist es aber sicher, daß Frankreich seine Stellung als Großmacht nach dem Friedensschluß auf die Dauer nicht wird behaupten können. Selbst ein für Frankreich günstiger Ausgang würde daran nichts ändern. Sollte selbst Frankreich ganz Elsaß-Lothringen zufallen, so genügt der Bevölkerungszuwachs nicht, um den Verlust an Männern während des Krieges auszugleichen. Da sich die Bevölkerung Frankreichs schwach oder gar nicht vermehrt und keine Aussicht vorhanden ist, daß darin eine Änderung nach

dem Kriege eintrete, muß Frankreich auch beim günstigsten Kriegsausfalle allmählich wegen seiner geringen Volkszunahme die Stellung als Großmacht einbüßen und ein Staat zweiten Ranges werden, falls es nicht die wallonischen Provinzen Belgiens erhält. Erhält es aber die wallonischen Provinzen Belgiens, so bedeutet dies eine Vermehrung der Bevölkerung um mehr als drei Millionen, die sich nach statistischen Ausweisen zwar nicht so rasch als die Flamen, aber doch in viel größerem Maße als die Franzosen und selbst als die deutsche Bevölkerung der an Frankreich grenzenden Gebiete vermehren. Es bedeutet dies ferner für die französische Industrie die Versorgung mit Kohlen, an welchen sie bisher stets empfindlichen Mangel gelitten hat.

Die Frage würde aber entstehen, ob Deutschland einen derartigen französischen Machtzuwachs zulassen kann. Er ist nur dann unbedenklich, wenn Deutschland die flandrischen Provinzen mit einem entsprechenden Zugang erhält. Die Kohlen, die Frankreich im Becken von Charleroi erhalten würde, braucht Deutschland als stärkster Kohlenproduzent Europas für seine Industrie nicht, es würde auch in der Provinz Limburg, in der sogenannten Campine, neue Lager wertvoller Kohlen finden. Der Wert, den die flandrische Küste für Deutschland hat, wird nicht dadurch beeinträchtigt, daß die Scheldemündung im niederländischen Besitz ist. Dies Verhältnis ist vielmehr für Deutschland vorteilhaft. Die handelspolitische Entwicklung wird dadurch nicht beeinträchtigt. Wäre die Scheldemündung nicht in niederländischem Besitz, so wäre Deutschland unter Umständen genötigt, einen Teil seiner Hochseeflotte vor Antwerpen zu stationieren. Bleibt aber die Scheldemündung in niederländischem Besitz, so ist eine Zersplitterung der Hochseeflotte nicht erforderlich.

Auch in Frankreich wird die Überzeugung allgemein, daß der gegenwärtige Krieg in seiner weiteren Dauer Frankreich zum Verbluten bringen und von seiner Großmachtstellung herabdrücken wird. Es mehren sich die Stimmen für eine baldige Beendigung des Krieges. Die französischen Verluste sind bereits so groß, daß selbst ein glücklicher Ausgang des Krieges, der den Franzosen alles das gibt, was ihnen die Engländer versprechen, den Niedergang Frankreichs nicht aufhalten könnte. Das einzige Mittel, Frankreichs Großmachtstellung wenigstens einigermaßen zu erhalten, ist der Erwerb der wallonischen Provinzen. Diejenigen deutschen Stimmen, die zu Anfang des Krieges große Gebietsteile Frankreichs beanspruchten, waren stets nur vereinzelt und entsprachen in keiner Weise der allgemeinen Volksauffassung.

b) Bezüglich Polens kann man es als sicher annehmen, daß dieses Land nicht wieder unter russische Herrschaft zurückkehren soll. Die feierlich abgegebenen Erklärungen und die in Polen getroffenen Einrichtungen machen dies unmöglich.

Wenn alle Kreise Deutschlands darüber einig sind, daß dieses Polen Rußland nicht wiedergegeben werden darf, so besteht doch keine Klarheit darüber, welche staatsrechtliche Form dem Lande gegeben werden soll. Der Gedanke einer

Teilung zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland scheint glücklicherweise fallen gelassen zu sein; er hätte auch den heftigsten Widerstand bei den Polen gefunden und den Zentralmächten voraussichtlich die Sympathien der polnischen Bevölkerung geraubt. Die Einverleibung Polens ins Deutsche Reich ist niemals ernstlich in Frage gekommen. Die Errichtung eines selbständigen Polens ist die einzige Lösung, zu der sich sowohl die Zentralmächte, als auch die Polen selbst entschließen können. Bleibt aber dieses selbständige Polen auf sich selbst angewiesen, so würde es als ein Staat von zwölf bis dreizehn Millionen, welcher auf allen Seiten von Großmächten umgrenzt ist, der Schauplatz von Intrigen aller Art werden und nur schwer seine faktische Unabhängigkeit behaupten können. Auch die Polen werden sich dessen bewußt sein, daß die ihnen von den Zentralmächten gewährte Unabhängigkeit und die durch den Anschluß an Österreich-Ungarn erreichte Großmachtstellung nur von Rußland bedroht werden. Um einen Druck nach der Ostsee zu vermeiden, ist es ferner notwendig, daß ein enger wirtschaftlicher Anschluß an Österreich-Ungarn und Polen erreicht wird. Ein solcher ist auch aus anderen Gründen unerläßlich. Die Vereinigung der Zentralreiche zu einer gemeinschaftlich auf dem Weltmarkte auftretenden wirtschaftlichen Macht ist unerläßlich, wenn sie in Zukunft gegen diejenigen Wirtschaftsgebiete das Gleichgewicht haben wollen, die kraft ihrer räumlichen Ausdehnung und ihres Menschenmaterials auch ohne besondere Tätigkeit, lediglich durch Zeitablauf, wirtschaftlich immer stärker werden. Sie ist aber auch notwendig im Interesse der deutschen Landwirtschaft. Welche Verdienste sich die deutsche Landwirtschaft in diesem Kriege erworben hat, ist allgemein bekannt. Die Notwendigkeit ihres Schutzes wird jetzt kaum von irgend jemandem geleugnet werden. Früher wurden allerdings Stimmen laut, welche behaupteten, es sei keine Kombination denkbar, durch welche Deutschland von seiner Versorgung mit Lebensmitteln aus dem Auslande abgeschnitten werden könne. Der gegenwärtige Krieg wird aber einmal zu irgendeinem Zeitpunkte ein Ende nehmen. Dann wird die Entwickelung Deutschlands sich voraussichtlich in ähnlichen Bahnen bewegen, wie vor dem Kriege. Vor dem Kriege zeigte sich schon seit längerer Zeit ein immer stärkeres Überwiegen der industriellen und Handel treibenden Bevölkerung über die in der Landwirtschaft tätigen Personen. Es ist kein Grund ersichtlich, aus welchem hierin eine Änderung eintreten sollte. Je mehr sich aber die Bevölkerungsverteilung zu Ungunsten der landwirtschaftlichen Bevölkerung verschiebt, desto teurer müssen bei Beibehaltung des bisherigen Zollschutzes die Lebensmittel werden. Eine Zeitlang wird die Erinnerung an die Verdienste der Landwirtschaft und an die Notwendigkeit ihrer Erhaltung sicherlich vorhalten, aber je mehr Zeit vergeht, je teurer die Lebensmittel werden, um so stärker wird das Verlangen der Massen nach Beseitigung des Zollschutzes werden, und schließlich muß der Druck einen derartigen Umfang gewinnen, daß ihnen keine Regierung und keine Partei wird widerstehen können. Die wirtschaftliche

Annäherung an Österreich-Ungarn, die sich nur jetzt, während oder nach diesem Kriege, erreichen läßt, bietet das einzige Mittel, um diesem Drucke zu entgehen. Österreich-Ungarn produziert zurzeit wenig über seinen Bedarf an Agrarprodukten. Das liegt aber nicht an der Unmöglichkeit, mehr zu produzieren, sondern daran, daß sich eine höhere Produktion nur bei intensiver Wirtschaft erzielen ließe. Eine intensive Wirtschaft erheischt aber höhere Betriebskosten; diese in Österreich-Ungarn aufzuwenden, wäre bei den gegenwärtigen Verhältnissen unrentabel, denn die österreichisch-ungarischen Erzeugnisse können schon jetzt auf dem deutschen Markt mit den Produkten aus Ländern mit extensiver Wirtschaft nicht konkurrieren. Wird aber der Zoll zu Gunsten Österreich-Ungarns beseitigt, so sind die österreichisch-ungarischen Erzeugnisse, selbst bei erhöhten Gestehungskosten, auf dem deutschen Markte durchaus konkurrenzfähig. Dann kann in Österreich-Ungarn eine intensivere Wirtschaft eintreten, und für die deutsche Landwirtschaft liegt hierin keine Gefahr. Österreich-Ungarn wird dann vermöge seiner erhöhten Produktion den Mehrbedarf Deutschlands an Agrarprodukten liefern, aber es kann ihn nur liefern zu einem Preise, welcher hinter dem für die deutsche Landwirtschaft rentablen nicht zurückbleiben wird. Die deutsche Landwirtschaft wird rentabel bleiben, und der Mehrbedarf Deutschlands wird nicht, wie bisher, auf dem Seewege oder aus dem feindlichen Auslande, sondern von Österreich-Ungarn geliefert werden.

Es sind Stimmen laut geworden, welche für Deutschland Kurland und Litauen beanspruchten. Hoffentlich werden sie keine Berücksichtigung finden. In Litauen ist der überwiegende Teil der ländlichen Bevölkerung litauisch. Die Gutsbesitzer aber und der größte Teil der städtischen Bevölkerung sind Polen. Deutschland würde nur eine Summe widerstrebender Elemente erwerben und einen großen Teil der politischen Vorteile einbüßen, welche die Schaffung Polens bringen soll. In Kurland sind die Letten, welche fast neunzig Prozent der Bevölkerung ausmachen, deutschfeindlich; die Deutschen, etwa sieben Prozent der Bevölkerung, sind zum sehr geringen Teile geneigt, die deutsche Herrschaft der russischen vorzuziehen. Unter russischer Herrschaft nahmen kraft ihrer Tüchtigkeit und ihrer Beziehungen die Balten eine Stellung ein, die als eine privilegierte bezeichnet werden muß. Eine Durchsicht der höchsten Militär- und Zivilstellen im russischen Reich ergibt, in welcher außerordentlich hohen Zahl diese Stellen von Balten besetzt waren — wir nennen nur die Namen: Stürmer, Bark, Everth, Siewers, Rennenkampf usw. —, während die baltische Bevölkerung wenig mehr als ein Zehntel Prozent des russischen Reiches betrug. Es ist augenscheinlich, daß die Balten auf eine ähnliche Bevorzugung unter deutscher Herrschaft nicht rechnen können, und ebenso augenscheinlich, daß sie keine Neigung haben, ihre bisherige privilegierte Stellung aufzugeben. Außerdem würde durch den Erwerb von Litauen und Kurland eine Grenze gegen Rußland geschaffen werden, welche im Ernstfalle kaum zu verteidigen ist.

Wenn noch etwas über die sonstigen Gebietsveränderungen in Europa gesagt werden soll, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß weder Österreich noch Ungarn den Wunsch haben werden, durch bedeutende Gebietserwerbungen in Serbien oder in Rumänien ihren Bestand zu vermehren. Österreich wird sich voraussichtlich mit dem Erwerb des Lowtschen begnügen. Serbien würde an Bulgarien die von letzterem beanspruchten Gebiete verlieren und im übrigen unter Beseitigung der Dynastie Karageorgewitsch, die im Volke keinen Rückhalt hat, mit Montenegro vereinigt werden. Rumänien würde einen Teil der Dobrudscha an Bulgarien verlieren, im übrigen bestehen bleiben. Italienisches Gebiet wird Österreich wohl ebensowenig begehren.

Im Kurzen zusammengefaßt, würde die wünschenswerte Gestaltung der Grenzen in Europa die sein: Deutschland erwirbt die flämischen, Frankreich die wallonischen Provinzen; Polen wird von Rußland abgetrennt. Im Süden erwirbt Österreich-Ungarn den Lowtschen, Bulgarien das von ihm beanspruchte serbische Gebiet und einen Teil der Dobrudscha. Die Vorteile, die sich aus dieser Regelung ergeben würden, sind folgende: Zunächst ist sie eine mögliche, welche auf natürlichen Verhältnissen beruht und keinem der im Kriege verwickelten Länder einen Kampf bis aufs Äußerste aufnötigt. Rußland verliert allerdings Polen, aber die Polen haben immer ein sehr unbequemes Element im russischen Reiche gebildet, dessen Verlust Rußland bei seiner Ausdehnung und Volksziffer leicht verschmerzen kann. Von deutscher Seite wird allerdings eingewendet werden, daß der von Deutschland erzielte Erfolg die gebrachten Opfer nicht lohne. Dagegen läßt sich nur sagen, daß Erwerbungen, welche die außerordentlichen Opfer des gegenwärtigen Krieges lohnen, überhaupt nicht zu erwarten sind, und daß die erzielte Regelung eine solche wäre, die wegen der Berücksichtigung der politischen Volksverhältnisse auch einen Bestand verspricht. Was die vielfach verlangte Sicherung Deutschlands betrifft, so läßt sich auch bei dem erfolgreichsten Kriege eine absolute Sicherung für ewige Zeiten nicht erreichen. Aber diejenige Sicherheit, die aus dem Charakter und den wirtschaftlichen Verhältnissen der verschiedenen Völker zu erwarten ist, wäre gegeben. Deutschland hat weder einen Eroberungskrieg gewollt, noch beabsichtigt es, in Zukunft solche zu führen. Es will nur selbst vor Angriffen möglichst gesichert sein.

II. Bestimmungen bezüglich der Kolonien.

Daß das Deutsche Reich Kolonien braucht, ist so oft erörtert worden, daß man auf die verschiedenen dafür angeführten Gründe (Versorgung mit Rohstoffen, mit Kolonial-Produkten usw.) nicht weiter einzugehen braucht. Einigkeit wird wohl bei allen Parteien darüber herrschen, daß der deutsche Kolonialbesitz nicht verloren gehen darf. Aber eins wäre, um allen Zweifeln zu begegnen, von vornherein zu betonen, nämlich, daß koloniale Erwerbungen niemals Nachteile in Europa

ausgleichen können, und daß Erwerbungen in Europa, wenn sie in sich selbst begründet sind, von wenigen Ausnahmen abgesehen, stets einen viel größeren Wert haben, als Erwerbungen in den Kolonien. Ebenso unrichtig wäre es, die Kolonien als den Grund oder Anlaß unserer Hochseeflotte hinzustellen. Eine starke Kriegsflotte ist für Deutschland eine Lebensnotwendigkeit, auch wenn Deutschland gar keine Kolonien besitzen sollte. Gewiß können Kolonien für maritime Unternehmungen von Nutzen sein, aber das Bestehen einer starken Kriegsflotte ist nicht von den Kolonien abhängig, viel eher könnte man den Kolonialbesitz von dem Bestehen der Kriegsflotte abhängig machen. Im allgemeinen wird man besser tun, diese Angelegenheiten nicht durch koloniale Bedenken oder Wünsche zu beeinflussen, und die Prüfung lediglich darauf beschränken, welcher Kolonialbesitz für uns wünschenswert und welcher erreichbar ist.

Als wünschenswerter Kolonialbesitz ist vielfach geeignetes Siedelungsland in genügendem Maße erklärt worden. Man könnte sich zunächst diesem Wunsche anschließen. Es fragt sich nur, ob er überhaupt erreichbar ist. In Betracht kämen dafür solche Gebiete, die nach ihren klimatischen Verhältnissen für deutsche landwirtschaftliche Ansiedler geeignet sind, und die nicht bereits von einer Bevölkerung, und zwar einer weißen Bevölkerung, besiedelt sind, welche letztere einer deutschen Herrschaft Widerstand zu leisten entschlossen ist. Nun ist aber solches klimatisch geeignetes Siedelungsland überhaupt nicht vorhanden; würden die gegen uns verbündeten Mächte bei den Friedensverhandlungen erklären, Deutschland könne sich aus ihrem Kolonialbesitz Land für deutsche Ansiedlungen in beliebiger Größe aussuchen, und ihm ihre Rechte darauf überlassen, so würde das Deutsche Reich selbst aus einer so weitgehenden Erklärung keinen Nutzen ziehen können. Diejenigen Gebiete, welche unzweifelhaft für europäische Ansiedler alle Vorbedingungen bieten, sind bereits von einer bodenständigen Bevölkerung in Besitz genommen, die sich selbst regiert, und der wir eine deutsche Oberhoheit weder aufzwingen können, noch aufzwingen wollen.

Fehlt es somit an verfügbarem Siedelungsland, so fehlt es uns ebenso sehr an geeigneten deutschen Ansiedlern. Diejenigen, welche den Erwerb weiter Siedelungsgebiete befürworten, denken stets an die früheren Zeiten, wo sich der deutsche Bauer, den seine Scholle nicht genügend ernährte, zur Auswanderung entschloß und seine Tätigkeit, besonders in Amerika, zum Nutzen seines neuen Vaterlandes entfaltete. Seitdem haben sich aber die Verhältnisse geändert. Der Auswanderung aus Deutschland steht seit einer Reihe von Jahren eine viel größere Einwanderung nach Deutschland gegenüber; diejenigen Personen, welche in den letzten Jahren aus Deutschland auswandern, sind selten Landwirte, sondern entstammen industriellen oder handelstreibenden Berufen. Die deutsche Landwirtschaft hatte auch in Friedenszeiten keinen Überfluß, sondern einen Mangel an Arbeitskräften, es kann in keiner Weise unserem Interesse entsprechen, diesen Mangel durch eine Begünstigung der Auswanderung zu verstärken. Wir

müssen vielmehr dessen eingedenk sein, daß nach dem Kriege die Landwirtschaft die Verluste an Menschen noch schärfer empfinden wird, als der Handel und die Industrie, und daß die Kriegsbeschädigten leider in der Landwirtschaft viel weniger Verwendung finden können, als in anderen Berufen. In der Industrie, im Fabrikbetriebe, beim Handel und in der Büroarbeit läßt sich eine Tätigkeit so einrichten, daß sie auch von einem Invaliden versehen werden kann; das ist bei einer gleichmäßigen Tätigkeit möglich. Die Tätigkeit des Landwirtes aber, insbesondere die Tätigkeit des kleinen selbständigen Landwirts, ist eine so verschiedene und wechselnde, daß sie nur derjenige ausführen kann, der seine sämtlichen Gliedmaßen voll gebrauchen kann. Deshalb werden Kriegsbeschädigte in der Landwirtschaft leider nur selten Beschäftigung finden und keinesfalls als selbständige kleine und selbst mitarbeitende Besitzer. Da uns aber der Krieg gezeigt hat, wie unerläßlich es ist, die Landwirtschaft in ihrer Produktion zu stärken, wird man viel eher darauf bedacht sein müssen, ihr neue Arbeitskräfte zuzuführen, als ihr solche zu entziehen. Hoffentlich wird es möglich sein, die deutschen Kolonisten in Rußland, die von der russischen Regierung ihres Landbesitzes zum großen Teil beraubt worden sind, zur Auswanderung nach Deutschland zu bewegen und diesbezügliche Vereinbarungen mit Rußland im Friedensschlusse zu treffen. Aber die Zahl dieser Kolonisten ist nicht so groß, als vielfach angenommen wird. Rußland zählt zwar 2,2 Millionen Untertanen deutscher Abstammung, aber landwirtschaftliche Kolonisten sind darunter kaum mehr als 5—600 000. Ob sie sich sämtlich zur Auswanderung nach Deutschland entschließen werden, mag zunächst ebenso dahingestellt bleiben, wie die Formulierung der darauf bezüglichen Vereinbarungen mit der russischen Regierung. Aber selbst wenn die gesamte Kolonistenzahl allmählich nach Deutschland überführt würde, so würden 5—600 000 Personen, bei welchen Frauen und Kinder mitgezählt sind, höchstens ausreichen, um einigermaßen den Verlust zu decken, den die deutsche landwirtschaftliche Bevölkerung durch Tod und durch Ausfall der Kriegsbeschädigten erlitten hat und bis zum Friedensschluß erleiden wird.

So bedauerlich es ist, kommt der Erwerb ausgedehnten Siedelungslandes bei dem künftigen Friedensschluß nicht in Frage; es fehlt an geeignetem Land und es fehlt an den Landwirten, die sich ansiedeln sollen.

Aus den sonstigen in Betracht kommenden Gebieten müssen wohl auch diejenigen ausscheiden, deren Behauptung in späteren Zeiten für uns eine schwierige oder undurchführbare wäre, sei es, weil die dortige Bevölkerung in ihrer notwendigen Entwickelung vermöge ihrer Zahl und Kultur die Kolonie schließlich bedrohen muß, sei es weil sich in ihrer Nähe Mächte befinden, welche kraft der lokalen Verhältnisse einen den Bestand der Kolonien gefährdenden Einfluß ausüben können.

Neue Erwerbungen in der chinesischen Küste würden den ersteren Charakter tragen. Es ist selbstverständlich, daß auch nach dem Kriege der Aufschluß und

die Entwickelung Chinas seinen Fortgang nehmen werden. Die europäischen Mächte werden sich daran durch ihre Untertanen beteiligen müssen, wenn sie nicht samt und sonders den Japanern alles überlassen wollen. Nun ist es aber unzweifelhaft widersinnig, einen Kolonialbesitz auf chinesischem Territorium zu haben, wo die Chinesen eine Schmälerung ihres Gebietes und eine fremde Oberhoheit zu dulden haben, während gleichzeitig durch Instrukteure, durch Industrielle die militärischen Machtmittel Chinas auf europäischen Fuß gebracht werden sollen. Erfüllen die Instrukteure ihre Aufgaben, so muß der erste Gebrauch, den das chinesische Reich von seinen neuen Machtmitteln macht, darin bestehen, daß es sein Territorium von jeder fremden Oberhoheit befreit, also demjenigen Lande, das ihnen die Instrukteure gesandt hat, seine Kolonien in China wegnimmt. Deutschland hat schon einmal trübe Erfahrungen in dieser Hinsicht gemacht. Wir erinnern nur daran, daß Japan viel den deutschen militärischen Lehrern verdankt; in welcher Weise der Dank abgestattet wird, haben wir in diesem Kriege gesehen, und das Experiment reizt nicht zur Wiederholung.

Kolonien in der Südsee gehören zur zweiten Kategorie. Die Entwickelung der dort vorhandenen Mächte wird ihren Fortgang nehmen. Auch Australien wird durch Zeitablauf stärker werden, selbst dann, wenn England seine unbedingte Seeherrschaft einbüßen sollte. Dort erworbene Kolonien würden einer Bedrohung ausgesetzt sein, die mit der Zeit sich nicht vermindern, sondern nur vermehren kann.

Wie der Kolonialbesitz beschaffen sein muß, damit er auch in kriegerischen Zeiten behauptet werden kann, hat uns der gegenwärtige Krieg gelehrt; er muß so ausgedehnt sein, daß er in sich selbst die Kräfte zu seiner Verteidigung wenigstens in der Hauptsache und wenigstens so lange findet, bis der Krieg, welcher über sein Schicksal entscheidet, auf anderen Schauplätzen entschieden ist, auf Schauplätzen, auf denen unser Heer und unsere Marine die Entscheidung herbeiführen.

Die einzige deutsche Kolonie, welche sich noch gegen die feindliche Übermacht behauptet, ist Deutsch-Ostafrika. An diese grenzt das belgische Kongogebiet. Wenn Belgien — so wie wir hoffen und wie es seiner Bevölkerung und deren Wünschen entspricht — zum Teil an Frankreich, zum Teil an Deutschland fällt, so würden der belgische Kongo und der französische Kongo einschließlich der Tschad- und Schari-Territorien und Wadais an den deutschen Kolonialbesitz anzugliedern sein. Seine Ergänzung würde dieser Besitz noch finden in dem Erwerb vom britischen Ostafrika und Uganda, für welche Kiautschou, Neu Guinea und unsere Besitzungen in der Südsee aufzugeben wären. Dieser geschlossene Kolonialbesitz bietet in sich genügende Verteidigungs- und Entwickelungsmöglichkeiten. Togo, das isoliert bliebe, wäre allerdings weiterer Entwickelungsmöglichkeiten beraubt, und es wäre in Erwägung zu ziehen, ob es besser gegen Nordrhodesia und Nyassaland England überlassen würde, da diese englischen Besitzungen schon jetzt

in nicht englisches Gebiet eingeklemmt sind. Bezüglich der portugiesischen Kolonien würde der Vertrag von neuem bestätigt werden, welchen seinerzeit Deutschland und Großbritannien über dieselben abgeschlossen haben.

Deutschland würde auf diese Weise einen in sich geschlossenen verteidigungsfähigen und an der Westküste leicht erreichbaren Kolonialbesitz haben, der deutschem Unternehmungsgeist ausreichendes Betätigungsfeld bieten und dazu beitragen kann, die uns fehlenden Rohstoffe, seien sie nun Mineralien oder landwirtschaftliche Erzeugnisse tropischer Art, herbeizuschaffen. Versichert man sich bei der Verwaltung der Sympathie der Eingeborenen, so kann man auch auf dieselben im Kriegsfalle rechnen, wie wir es bei Ostafrika gesehen haben. Die Ausdehnung des deutschen Kolonialbesitzes wäre dann eine derartige, daß eine Eroberung von einem unserer Gegner, selbst wenn die Kolonien während dieser Zeit sich selbst überlassen blieben, nicht durchgeführt werden könnte. Andererseits würden derartige koloniale Ziele dem deutschen Programme, Gebietserweiterungen nur behufs Sicherung anzustreben, durchaus entsprechen und dem Gegner keine Opfer auferlegen, die ihm unerträglich dünken müssen. Daß ein derartiger Kolonialbesitz der deutschen Kolonialverwaltung neue Aufgaben stellen würde, ist ebenso zweifellos, wie daß diese Aufgaben manchmal schwierige sein werden, sie sind aber nicht unlöslich und sie erfordern auch keine übermäßigen finanziellen Aufwendungen, falls man sich entschließt, das Maß der intensiven Verwaltung dem Maße des aus ihr entstehenden Nutzens anzupassen.

III. Vereinbarungen über den Verkehr zur See.

Vereinbarungen über den Seeverkehr gehören nicht zu den eigentlichen Friedenszielen. Zwar hat der Krieg gezeigt, daß die Normen über den Seeverkehr nicht ausreichen, um die am Kriege unbeteiligten Staaten vor empfindlichen Nachteilen zu schützen und daß hierin eine Änderung eintreten muß, aber diese Änderung kann, da sie sich auf die hohe See als Gemeingut aller Nationen bezieht, nicht von den kriegführenden Staaten allein, sondern von allen Staaten, auch von den neutralen, gemeinsam getroffen werden. Die Regelung des Seeverkehrs wird somit Gegenstand einer internationalen Konferenz im Anschluß an die Friedenskonferenz sein müssen. Welches sind die Wünsche, die Deutschland dabei geltend machen kann? Es kann wohl keine Rede davon sein, die englische Seeherrschaft durch eine deutsche oder durch eine deutsch-englische Mitherrschaft ersetzen zu wollen, wohl aber kann erreicht werden, daß in Zukunft der Seeverkehr neutraler Nationen von kriegerischen Verwickelungen nur dann betroffen wird, wenn er mit den kriegführenden Mächten oder mit einer derselben in Verbindung tritt. Der Seeverkehr zwischen neutralen Staaten soll durch kriegerische Verwickelungen nicht leiden. Dieser Grundsatz wird allgemeine Billigung finden. Selbst diejenigen Länder, die vielleicht aus eigennützigen Motiven widersprechen möchten, werden kaum in der Lage sein, ihre gegenteilige Auffassung wirksam vertreten

zu können. Das von Deutschland anzustrebende Ziel läßt sich somit dahin formulieren:

> In Zukunft darf der Verkehr neutraler Schiffe zwischen neutralen Häfen durch kriegerische Verwickelungen anderer Staaten in keiner Weise beeinträchtigt werden.

Daß dieser Grundsatz dem internationalen Interesse entspricht, bedarf wohl keiner Erörterung. Dadurch werden auch alle früheren künstlichen Konstruktionen, auf welchen sich das Durchsuchungsrecht neutraler Schiffe und die Theorien der gebrochenen Reise aufbauten, hinfällig. Neutrale Länder sollen in Zukunft auch während eines Krieges zur See ebenso miteinander durch ihre Schiffe verkehren, als ob dieser Krieg nicht bestünde.

Vorkehrungen für den Verkehr zu oder von einem der kriegführenden Länder zu treffen, wäre unzweckmäßig. Wir haben schon in diesem Kriege gesehen, daß die Technik neue Kriegsmittel findet, die der Staatsmann bei Abschluß von Verträgen schon deshalb nicht berücksichtigen kann, weil sie beim Vertragsabschluß noch gar nicht bestehen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß, falls wider Erwarten und gegen unseren Wunsch in späteren Zeiten irgendwo ein Krieg ausbrechen sollte, neue Kriegsmittel auftreten werden, die wir heute bei dem gegenwärtigen Stande der Technik noch gar nicht vermuten. Aber das muß sich erreichen lassen, daß in Zukunft die Leiden des Krieges denjenigen Nationen erspart bleiben, die an dem Kriege nicht beteiligt sind.

Man soll dagegen nicht einwenden, daß die Kriegführenden sich an internationale Abmachungen wenig kehren werden. Ist einmal eine Bestimmung von so einschneidender Bedeutung wie die vorstehende von allen zivilisierten Ländern angenommen und unter gemeinsame Garantie gestellt worden, so wird sich jeder Staat, auch wenn er sich im Kriege befindet, es reiflich überlegen, ob er durch eine Verletzung einer solchen Bestimmung sich nicht allein die Sympathien der Neutralen verscherzen, sondern auch vielleicht die Zahl seiner Gegner vermehren soll. Die Bestimmung ist eigentlich so naturgemäß, daß es kaum möglich sein wird, sie abzulehnen. Wird sie aber angenommen, dann ist die Freiheit der Meere wenigstens soweit garantiert, als es überhaupt für irgend etwas Garantien geben kann.

Auf die übrigen Wünsche, die hauptsächlich von unseren Gegnern für die inneren Verhältnisse der kriegführenden Mächte geltend gemacht wurden, braucht man nur insofern einzugehen, als man für jedes Land ohne Ausnahme das Recht in Anspruch nehmen muß, seine innerpolitische und wirtschaftliche Entwickelung in seinem eigenen Gebiete nach seinem Gutdünken zu gestalten. Jeder Eingriff hierin, von wo er auch kommen mag, wäre mit Entschiedenheit zurückzuweisen. Wenn von englischer Seite auf eine angeblich in Deutschland herrschende Kaste hingewiesen wird, so genügt es, zu erwidern, daß wohl in keinem Lande das Kastenwesen und das Überwiegen der Geburts- und Geldaristokratie so ausgebildet ist,

wie in England. Wenn Sir Lloyd George darüber im Zweifel sein sollte, so möge er sich doch bei den irischen Pächtern erkundigen. Über den von England so häufig betonten deutschen Militarismus nur ein Wort: Daß Deutschland ein großes Landheer braucht, wird wohl kaum jemand bezweifeln können, der die Karte ansieht, und der Verlauf des gegenwärtigen Krieges ist wohl der beste Beweis für die Notwendigkeit, der überhaupt erbracht werden konnte. Wenn die Engländer mit dem Schlagworte kommen, der deutsche Militarismus müsse beseitigt werden, so kann man darauf nur mit dem englischen Sprichwort: „Charity begins at home", oder etwas unhöflicher mit dem französischen Ausspruch: „que messieurs les assassins commencent" entgegnen. Findet England es nicht in der Ordnung, daß ein Staat eine große Wehrmacht unterhalte, nun, so möge es zunächst seine Flotte auf den Stand der anderen Mächte reduzieren. Welchen Druck diese Flotte ausübt, haben alle Länder in diesem Kriege und in früheren erfahren, und daß sie auch mächtige Staaten als eine Bedrohung empfinden, zeigen die jetzt beschlossenen gewaltigen Seerüstungen der Vereinigten Staaten von Amerika, die deren Flotte mindestens auf einen gleichen Stand wie die englische bringen sollen. Dieser amerikanische Entschluß ist doch wohl nicht gefaßt worden, um einen Angriff des deutschen Landheeres abzuwehren.

Henry P. Newman: Das Friedensbedürfnis Englands — die Folge seiner Getreide- und Frachtraumnot.

In der im September 1916 von mir veröffentlichten, von hunderten von Firmen unterschriebenen Hamburger Kundgebung hatte ich folgenden Gedanken zum Ausdruck gebracht:

> „Das konsequente, seiner Tradition getreue England wird einem Frieden auf anderer Basis als unserer Vernichtung bezw. — was auf dasselbe hinauskommt — unserer wirtschaftlichen Lahmlegung und Knechtung nur dann zusteuern, wenn es in weiser Abschätzung seiner selbsterkannten Schwäche sich dazu gezwungen sehen sollte."

Jetzt ist es so weit gekommen, England hat seine Schwäche erkannt und m. E. will in diesem Sinne auch die von uns so würdig beantwortete amerikanische Vermittlungsnote verstanden sein, jenes Dokument, mit welchem Amerika seinerseits zeigt, wie auch die Rotterdamer Meldung der „Neuen Zürcher Nachrichten" hervorhebt, daß es die hilflose Lage seines Freundes begriffen hat und, indem es ihm beispringt, dafür sorgt, daß auch seine eigenen wirtschaftlichen und politischen Interessen nicht zu kurz kommen.

Neigung und vorhandene Möglichkeiten weisen Amerika, wie ich es stets ausgesprochen habe, auf den Weg friedlicher Anbahnung und nicht auf den des kriegerischen Konfliktes mit uns. Ersterer ist ungefährlicher und sicherer und trifft uns auf einem Gebiet, auf welchem wir, wie man meint, leichter zu besiegen sind als mit Waffengewalt. Man wird sich irren! Aus unserer letzten Antwortnote an Amerika weht ein neuer Wind, sodaß wir hoffen dürfen, daß sich Feinde und Neutrale von jetzt ab umsonst in dieser Hoffnung wiegen werden.

Was hat England schwach und nachgiebig gemacht? Etwa Geldmangel? Das werden wir den Finanzpropheten, die schon einen Weltkrieg über vier Monate hinaus aus finanztechnischen Gründen niemals für möglich hielten, nicht glauben, selbst dann nicht, wenn Amerikas Warnung, ungedeckte Schatzwechsel der Entente nicht mehr zu nehmen, zur Tatsache werden sollte. Mangel an Soldaten und Kriegsmaterial? Der Entente steht das Menschenreservoir der ganzen Welt zur Verfügung, und wir wissen genau, daß sie im Frühjahr die technischen Mittel besitzen wird, um eine vielfach vergrößerte, uns wiederum große Opfer kostende Sommeoffensive einzuleiten. Fürchten sie einen Durchbruchsversuch unsererseits? Das wird kaum der Fall sein; denn die Engländer wissen so gut wie wir, daß das Ergebnis niemals kriegsbeendend sein noch der Erfolg im Verhältnis zu den Verlusten stehen würde. Und die lange Dauer des Krieges? War sie nicht gerade Englands Verbündeter, durch den es sicher sein Ziel, das „cripple Germany“, Deutschland zum Krüppel zu machen, erreichen wollte? Ausdauer und Zähigkeit sind doch gerade die Tugenden der Engländer!

Drei Faktoren, einander ergänzend und bedingend, sind es, welche alle englischen Berechnungen über den Haufen geworfen haben; der eine ein Helfer, den uns unser größter Alliierter geschickt hat, die Versorgungsnot im allgemeinen und die durch die schlechten Welternten verursachte Getreidenot im besonderen. Der zweite, das Transportproblem, welches sie nicht mehr meistern können, und endlich der dritte, die immer deutlicher sich ausweisende Gefahr unserer Unterseebootswaffe, sobald diese einmal rücksichtslos eingesetzt wird, und welche dann ihre Wirkung ausübt, nicht nur durch die effektiven Versenkungen, sondern auch durch die Abschreckung der neutralen Schiffahrt, welche fast ein Drittel der auf England fahrenden Schiffe begreift.

Wenn wir mit Stolz und Freude lesen, daß schon der jetzige Kreuzerkrieg fast $^{1}/_{2}$ Million Tonnen monatlich, gleich der Ladefähigkeit von 50 000 Eisenbahnwagen, zur Strecke bringt, und wenn wir bedenken, daß im ganzen schon weit über drei Millionen To., weit über 300 000 Eisenbahnwagen feindlichen und neutralen Schiffsraumes vernichtet sind, dann brauchen wir uns über die jetzt schon phantastische Steigerung der Frachten nicht zu wundern. Dann erscheint es ganz natürlich, daß die von englischen Dampfern für die Fahrt von Indien nach England bedungene Frachtrate jetzt Mk. 250,— die Tonne, gegen früher Mk. 20,— beträgt, und daß neulich ein neutraler Dampfer sogar mit einem Frachtsatz von

Mk. 320,— die Tonne den Rekordpreis erreichte. Das bedeutet nichts weniger, als daß ein Schiff von 5000 Tonnen — welches also den Inhalt von 500 Eisenbahnwagen in sich aufnimmt — jetzt für eine Reise eineinviertel Millionen Mark gegen hunderttausend in normalen Friedenszeiten erhält. Bedarf es eines besseren Beweises, als obige einwandfreien Tatsachen, daß die Frachtraumnot der Entente für diese eine unhaltbare Lage geschaffen hat? Die Klagen in der englischen Presse über die Unmöglichkeit, aus Mangel an Frachtraum die wichtigsten überseeischen Vorräte zu befördern, sind eine alltägliche Litanei, und man kann es verstehen, wenn man in Holland von gewiegten Beobachtern hört, die Engländer seien nicht mehr die alten, sie hätten die Nerven verloren, und ihre Dispositionen — politisch wie wirtschaftlich — geschähen au jour le jour.

Erschwert nun die Frachtraumnot überhaupt die Heranschaffung aller Dinge der täglichen Notdurft wie der nötigen Rohstoffe, so führt sie für die ohnehin zu knappe Getreide- und Futtermittelversorgung, gerade wegen des von diesen Artikeln beanspruchten Volumens, vollends mit Sicherheit zur Katastrophe, wenn es England im Bündnis mit Amerika — England allein wird es nimmermehr können — nicht bis zum Frühjahr gelingt, uns in irgendeiner Weise um die Früchte unserer bisherigen Erfolge zu betrügen.

Darum halte ich es für geboten, immer und immer wieder auf die ungünstige Lage der englischen Versorgung hinzuweisen und durch die schon in meinen früheren Aufsätzen gegebenen Daten zu betonen, welch große Chance uns gegeben ist.

Brotgetreide — in Ermangelung von Kartoffeln und Futtermitteln, welche es ersetzen könnten — ist die Grundlage aller Ernährung auch bei unseren Feinden und muß in Zeiten, wo es schon an allem Nötigen zu fehlen begonnen hat und täglich mehr fehlen wird, unter allen Umständen in genügenden Mengen herangeschafft werden, wenn sich England uns nicht auf Gnade und Ungnade ergeben will. Wie bei uns, so gilt auch bei den Feinden das Gebet für das tägliche Brot. Bei Wasser und Brot lebt der Strafgefangene; die eiserne Brotration gehört zur Ausrüstung des Soldaten; die Kinder schreien nach Brot! Gebt uns Brot, rufen die Massen! Brot ist also das Nahrungsmittel, welches am wenigsten entbehrt werden, und uns daher zur Betrachtung des Ernährungsproblems immer und immer wieder am besten dienen kann.

Ich wähle heute den Versorgungsstand vom 1. Dezember 1916, den Termin also, an welchem ein Drittel des neuen Getreidejahres vorüber war, und an welchem wir klarer noch als in den früheren Aufsätzen die Lage übersehen können, weil einige, damals allerdings richtig geschätzte Ergebnisse neuer Ernten jetzt feststehen. Die englische Fachpresse stellt am 1. Dezember, dem Schlusse der dreizehnten Woche des mit dem 1. September begonnenen neuen Getreidejahres, die in England lagernden Vorräte an heimischem und eingeführtem Weizen*) wie folgt, fest:

*) Weizen ist stets einschließlich Weizenmehl zu verstehen.

1. Dezember 1916 gegen 1. Dezember 1915
1 450 000 To. 1 650 000 To.

Ich benutze der Übersicht halber absichtlich abgerundete Ziffern. England mit seinem im Frieden jahraus, jahrein gleichmäßig mit 140 000 To. angenommenen Wochenverzehr besaß also am 1. Dezember 1916 durch diese Vorräte sozusagen eine eiserne Ration für etwa hundert Tage, vorausgesetzt, daß die wöchentlichen neuen Ankünfte immer je den Wochenbedarf decken und dadurch die Notwendigkeit, den Vorrat selbst anzugreifen, fortfällt. Das ist nun aber nicht der Fall gewesen. Im Gegenteil, der Durchschnitt der wöchentlichen Einfuhr vom 1. September bis 1. Dezember ergab nur reichlich 100 000 To. und hat auch jetzt im Dezember noch niemals die nötige Höhe von 140 000 To. erreicht.

Der Einfuhr b e d a r f Englands vom 1. Dezember 1916 bis 31. August 1917, also für die noch verbleibenden neununddreißig Wochen des Getreidejahres, wird von der englischen Fachpresse mit rund viereinhalb Millionen Tonnen fast genau analog den Vorjahren angegeben, wobei offenbar absichtlich die Tatsache des besonders schlechten Ausfalls der diesjährigen schlechten Heimatsernte, sowie das von der Statistik selbst zugegebene Faktum der dieses Jahr am 1. Dezember um mehr als zehn Prozent kleineren Vorräte unberücksichtigt bleibt. Aber selbst angenommen, eine gewisse Verbrauchseinschränkung durch Rationierung und stärkere Ausmahlung könne diese statistischen offenbaren Unrichtigkeiten leicht ausgleichen, so dürfen wir andererseits nicht vergessen, daß die durch die stärkere Ausmahlung fortfallende Kleie durch anderweitige Futtereinfuhr nicht ersetzbar ist. E n g l a n d h a n d e l t a l s o n a c h A r t d e s r i c h t i g e n B a n k e - r o t t e u r s u n d s t o p f t e i n L o c h m i t d e m a n d e r e n.

Da England immer zuerst an sich selbst denken und dann erst ungern für seine Verbündeten sorgen wird, so ist es nur logisch, auch unsererseits zuerst einmal die sämtlichen in den Produktionsländern vorhandenen Vorräte, als zu Englands Verfügung stehend, zusammenzufassen. Es kommen in Betracht:

Von	Argentinien	Australien	Indien	Nord-Amerika	Afrika u. Rußland
aus alter Ernte *)	700	2 200	430	3 600	
aus neuer Ernte **)	200	1 800	870	2 800	
	900	4 000	1 300	6 400	530
wovon bereits in den vier Monaten verschifft sind:	570	380	450	3 500	200
sodaß am 1. Dezember noch zur Verfügung standen:	330	3 620	850	2 900	330

*) In Tausenden Tonnen.
**) Ernteziffern abzüglich Eigenverbrauch; dieser nach Angaben des Ungarischen Ackerbauministeriums.

insgesamt acht Mill. To. gegen den oben festgestellten Bedarf Englands von rund 4½ Mill. To.

Von dieser vorhandenen Gesamtmenge von 8 Mill. To. sollen aber auch

	Italien	Frankreich	und die Neutralen einschl. der Außereuropäischen
mit	2 500	3 500	4 700
abzügl. bereits in den vier Monaten erhaltenen	500	1 200	1 400
ihren Restbedarf von	2 000	2 300	3 300

von also zusammen über siebeneinhalb Millionen Tonnen decken, so daß zuzüglich der oben angeführten, von England benötigten Mengen von viereinhalb Millionen Tonnen, ein Gesamtweltbedarf von zwölf Millionen Tonnen besteht, welchem verfügbare Vorräte von nur acht Millionen Tonnen in den gesamten Produktionsländern gegenüberstehen. Es ergibt sich also für die letzten acht Monate des Getreidejahres ein rechnerisches Defizit von rund vier Millionen Tonnen. Der Weizenbedarf der Welt ist somit nur zu zwei Dritteln ziffernmäßig gedeckt, und noch dazu liegen diese zwei Drittel weitab von den Konsumländern irgendwo in der Welt herum. Auf welche Weise sie sub specie der oben behandelten Frachtraumnot und der Unterseebootsgefahr heranzuschaffen sind, darüber schweigt des englischen Sängers Höflichkeit! Also auch in diesem Zusammenhange kann man England „das Land ohne Musik" nennen.

Es ist also von höchster Wichtigkeit, sich immer wieder klar zu machen, daß 3½ Millionen To. der oben voll in Rechnung gestellten Weizenmenge sich in Australien befinden. Wie sehr England gerade mit dieser Menge wirklich rechnet und rechnen muß, geht u. a. daraus hervor, daß im Augenblick der Niederschrift dieser Zeilen die Meldung eintrifft, die englische Regierung habe in Australien soeben drei Millionen Tonnen Weizen angekauft, übrigens wohl der größte jemals getätigte Getreideabschluß, da er sich inkl. Fracht und Versicherung auf weit über eine Milliarde Mark beläuft. Die Engländer glauben wohl selbst nicht, diese Menge auch nur annähernd heranschaffen zu können. Sie wissen selbst, daß die vorhandenen Eisenbahnen und Verlademöglichkeiten in Australien in früheren Jahren niemals die Verladung von mehr als etwa 1½ Millionen To. im ganzen Jahre ermöglichten, während jetzt 3 Mill. To. innerhalb von fünf Monaten, wenn anders sie England rechtzeitig erreichen sollen, zur Verschiffung gebracht werden müssen. Hinzutritt jetzt als weiteres erschwerendes Moment das Seefrachtenproblem, welches in diesem Umfange und in dieser Zeitspanne unlösbar erscheint.

Sicher werden die Engländer versuchen, einen Teil der australischen Ernte nach St. Franzisko, unbehelligt durch unsere U-Boote, zu schaffen, um zu erreichen, daß Nordamerika als Englands treuester Freund an der Ostküste amerika-

nisches Getreide im Verhältnis zu der in St. Franzisko bewirkten Einfuhr australischen Getreides nach England herauslassen wird. Diese Verlegenheitsaktion richtet sich in unsern Augen von selbst, zeigt sie uns doch nur zu klar die Schwierigkeiten, mit welchen England zu kämpfen hat. Weder wird dadurch die Verladungsschwierigkeit in Australien behoben noch ein Körnchen Weizen mehr erzeugt, aber auch zu wenig Schiffsraum gespart, um solche Kunststücke zu rechtfertigen. Unseren U-Booten ist, besonders im Frühjahr, der Atlantische Ozean genau so angenehm wie das Mittelmeer oder die afrikanische Küste. Je mehr Schiffe sie dort antreffen werden, um so besser. Ähnlich den Spartanern, die bei den Thermopylen, als ihnen die Zahl der Pfeile ihrer Gegner genannt wurde, antworteten: Dann werden wir im Schatten kämpfen — kann ihnen ein dichter Schwarm, auch bewaffneter oder convoyierter, Schiffe nur willkommen sein. Zusammenfassend ist also festzustellen: Der wunde Punkt in der Getreideversorgung liegt nicht nur in der Tatsache, daß für die 39 verbleibenden Wochen des Getreidejahres rechnerisch 4 Mill. To. Weizen — neben dem noch viel größeren Defizit von Futtergetreide, von welchem übrigens in den mannigfaltigsten Formen der Fabrikationsmethoden z. B. auch Mais, Gerste und Hafer für menschliche Nährzwecke fehlen werden — ausfallen, sondern vor allem in dem Umstand, daß $3^1/_2$ Mill. To. von den insgesamt für die Einfuhr aus den Produktionsländern verfügbaren 8 Mill. To. ausgerechnet von Australien verschifft werden sollen, wo weder die technischen Einrichtungen noch der vorhandene Schiffsraum die Möglichkeit geben, diese Leistung auch nur annähernd zu erreichen.

Daß übrigens die Produktionsländer als solche und ihre Farmer im besonderen sich in Kriegszeiten in der Ungewißheit über den Ausfall ihrer eigenen nächsten Ernten nicht vom letzten Korn bei noch so verlockenden Preisen trennen werden, ist erfahrungsmäßig ebenso logisch und sicher, wie es unlogisch wäre, anzunehmen — wozu sich ein wohl allzu vorsichtiger Gelehrter neulich verstiegen hat — daß die Produktionsländer aus Liebe zur Entente oder zu den hohen Preisen sich selbst eine Rationierung auferlegen oder die Ausmahlungsvorschriften für ihren eigenen Mehlverbrauch in die Höhe setzen werden.

Hoffen wir also auf rücksichtsloseste Ausnutzung der Lage, damit Deutschland nicht nach Friedensschluß unter einer unerschwinglichen Schuldenlast seufzend dahinsiechen muß, sondern die Arme frei hat für ungestörte Betätigung in der Weltwirtschaft. Mit andern Worten, sorgen wir dafür, daß nicht etwa das Gedeihen unserer großen Schiffahrtslinien sich später im wesentlichen auf der Beförderung deutscher Auswanderer gründen möge. Deshalb darf es England, welches längst aufgegeben hat, uns militärisch — zu Wasser oder zu Lande — zu besiegen, nicht gelingen, noch im Friedensschlusse mit neutraler Hilfe das ersehnte „cripple Germany" zu erreichen.

Der vollste Sieg — mag sich ihn jeder einstweilen in seinem Sinne zurecht

legen, wie er will, aber auch diejenigen, welche aus Prinzip oder Interesse noch so versöhnlich orientiert sind, sollten bedenken, daß das, was unter ihrem Drucke die Regierung vielleicht dem Augenblicke ausschlägt, keine Ewigkeit zurückbringen wird — der vollste Sieg winkt uns als Lohn für die Tapferkeit draußen und daheim, wenn wir jetzt die nie wiederkehrende Gelegenheit nutzen zur Schaffung eines unangreifbaren und, wie wir selbst am besten wissen, ipso facto den Frieden verbürgenden Deutschlands. Außerpolitische Fragen — also auch die Kriegsziele — müssen abseits der Parteiprogramme stehen, der Außenpolitiker über der Parteipolitik. Nur dann findet die Regierung eine Stütze in den Parteien. Dann haben wir aber ein Recht, das Höchste von der Regierung zu Nutz und Frommen Deutschlands zu verlangen. Noblesse oblige heißt es auch hier.

Kommerzienrat Theodor Hinsberg,

Direktor des Barmer Bankvereins:

Die Banken im Weltkriege.

Die Entscheidung im Weltkriege soll nach einem von Lloyd George geprägten Worte durch silberne Kugeln erfolgen. Auch wir pflichten der Ansicht bei, daß die Stärke der wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse der sich bekämpfenden Staaten ausschlaggebend für den Ausgang dieses gewaltigen Ringens sein muß.

Denn zum Krieg führen gehört Geld, Geld und wiederum Geld.

Es wird sich daher lohnen, einmal die Arbeit der Werkstätten, in welchen unsere silbernen Kugeln bereitet werden, einer Kritik zu unterziehen.

Die Reichsbank ist in erster Linie berufen, dem bezeichneten Zwecke zu dienen. Deren mustergültiges Wirken während des Krieges hat sich indes so vor aller Augen abgespielt und ist bereits so häufig in der Öffentlichkeit erwähnt, daß ich deren Tätigkeit bei der Besprechung ausschalten darf.

Das Wirken unserer Aktienbanken vollzieht sich indes nicht so augenfällig und verdient daher wohl eine kurze Beleuchtung.

Die am 4. August erfolgte Mobilmachung und namentlich die Beunruhigungen, welche ca. acht bis zehn Tage dieser vorangingen, hatten große Abhebungen von Geldern bei den Banken bewirkt. Bei Eintritt des gewaltigen Ereignisses stockte jedermann der Atem, und ebenso stockten alle Verkehrsmittel, Telephon, Telegraph, Eisenbahn, Automobilverkehr waren nur noch Kriegszwecken dienstbar,

und die Post ging auch nicht mehr mit alter Pünktlichkeit. Den Banken mit zahlreichen Filialen (es gibt Provinzbanken mit zwanzig bis vierundzwanzig Filialen) war daher der prompte Verkehr mit ihren Zweigstellen so gut wie abgeschnitten. Sie konnten deren spontan auftretende Geldbedürfnisse nicht wissen und ihnen nichts mehr senden. Wenn die einzelnen Stellen nicht vorher mit reichlichen Mitteln und Wertpapieren zu Lombardzwecken usw. ausgestattet gewesen wären, hätten leicht Stockungen eintreten können.

Diesen schwierigen Verhältnissen gegenüber zeigten sich die Banken bei dem überraschenden Ausbruch des Krieges ausnahmslos wohlgerüstet. Der Reichsbank-Präsident hatte allerdings, die Gefahr rechtzeitig erkennend, einen Mahnruf an seine Vasallen ergehen lassen. Da, wo es nötig war, ist dieser Mahnung nach verstärkter Liquidität auch Rechnung getragen worden. Es kommt hinzu, daß dem Kriege eine Periode der Konzentrationen im Bankgewerbe vorangegangen war, durch welche alle Elemente, welche vielleicht in dem Ansturm hätten gefährdet werden können, in stärkere Konzerne übergeleitet waren.

Bei Beginn des Krieges war die Frage, wie der Krieg auf die Banken wirken würde, noch absolut unklar. Man konnte sich von der Entwickelung der kriegerischen Ereignisse selbst und deren Einwirkung auf unsere finanziellen Verhältnisse noch kein Bild machen, und es herrschten in letzter Beziehung pessimistische Auffassungen vor. Daß bei dieser Lage, soweit bekannt, Kreditkündigungen seitens der Banken nicht vorgekommen sind, verdient daher hervorgehoben zu werden.

Der guten Liquidität unserer Banken und ihrem ruhigen und besonnenen Verhalten beim Kriegsausbruch, welches zur glänzenden Überwindung der Schwierigkeiten der ersten Mobilmachungstage führte, ist es vor allem zu verdanken, daß in Deutschland kein Moratorium erlassen wurde, und Deutschland somit die einzige kriegführende Nation ist, die ohne Zahlungsaufschub ausgekommen ist. Es ist dies eine Tatsache, die ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient, zumal der Rat berufener Bankleiter die Regierung bei Fassung ihres diesbezüglichen Beschlusses wesentlich gestärkt hat.

Im weiteren Verlaufe des Krieges spiegelten sich seine wirtschaftlichen Folgen auf Handel und Industrie naturgemäß in dem Getriebe der Banken wider.

Die Kriegsindustrie entwickelte sich in kolossalem Maße, während die Friedensindustrie, soweit sie nicht auf Kriegsindustrie umgestellt werden konnte, allmählich verkümmerte. Ganze Herstellungszweige wurden aus Mangel an Zufuhr von Rohstoffen zur unfreiwilligen Liquidation gezwungen. Alle Lagerbestände, selbst solche, welche man schon als Ladenhüter stark abgeschrieben hatte, wurden zu hohen Preisen veräußert, und die Außenstände flossen zurück. Diese unfreiwilligen Liquidationen z. B. der Baumwoll-Industrie, sowie die großen Gewinne aus der Kriegsindustrie führten den Banken allmählich einen starken Geldstrom zu, den sie wieder Kriegszwecken dienstbar machen konnten.

Dazu fand sich reichlich Gelegenheit. Denn der Staat und Städte, die Kriegsorganisationen und die Sparkassen usw. bedurften gewaltiger Summen.

In welchem Maße die Banken zur Unterbringung der Kriegsanleihen mitgewirkt haben, dürfte bekannt sein.

Den Städten, welchen der Krieg erhebliche Opfer aufbürdete, wurden große Kredite seitens der Banken eingeräumt, sei es in bar oder durch Diskontierung der sogenannten Stadtwechsel.

Ebenso sind die Reichsschatzwechsel in gewaltigen Summen in die Portefeuilles der Banken gewandert.

Als eine weitere Leistung der Banken kann die Teilnahme an der Organisation und Finanzierung der zahlreichen Kriegsgesellschaften angeführt werden. Die Banken haben außer großen Krediten ihre organisatorische Erfahrung, sowie auch geeignete Kräfte für diese wichtigen Kriegsorganisationen zur Verfügung gestellt.

Nicht unerwähnt darf bleiben die Mitarbeit der Banken zur Stärkung der Reichsbank durch Überleitung des Goldes aus dem Verkehr in die Bestände der Reichsbank und die Maßnahmen zur Verbesserung unseres Zahlungswesens durch Hebung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs.

Während des Krieges hat eine Reihe von Gründen, die Versorgung der viel Millionen Soldaten mit Zahlungsmitteln und die Überweisung deutschen Geldes in die eroberten feindlichen Gebiete zu einer immer weiteren Steigerung des Notenumlaufs der Reichsbank geführt. Diese Erscheinungen wiesen auf die Notwendigkeit der Beseitigung des den bargeldlosen Zahlungsverkehr hemmenden Scheckstempels hin. Diese Forderung ist durch eine inzwischen in Kraft getretene Novelle zum Reichsstempelgesetz erfüllt worden, während der gleichzeitig vorgeschlagene Quittungsstempel, der gerade für die bargeldfreie Zahlungsweise eine erhebliche Belästigung und Erschwerung mit sich gebracht hätte, erfreulicherweise keine Annahme fand.

Über die Mitarbeit des Bankgewerbes zur Sicherung und Hebung unserer Währung berichtete der Zentralverband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes in dem Jahresbericht. Er hebt hervor, daß die unter Mitwirkung der Banken zustande gekommene Devisenverordnung vom 27. Januar v. J. die Folge gehabt hat, daß übermäßige Schädigungen unserer Währung im Ausland hintangehalten wurden. Dem gleichen Bestreben haben die Bemühungen zur Flüssigmachung des deutschen Besitzes an ausländischen Wertpapieren gegolten. Wiederholten Vorstellungen des Verbandes folgend, hat die Reichsregierung durch Verordnung vom 29. August das nicht unbeträchtliche Hindernis, welches das Kursveröffentlichungsverbot vom 25. Februar 1915 diesen Bemühungen bis dahin entgegengestellt hatte, beseitigt, indem sie die Mitteilungen der Banken und Bankfirmen an ihre Kunden über Verkaufspreise ausländischer Wertpapiere für statthaft erklärte. Ungefähr zur gleichen Zeit, und dem gleichen Ziel dienend, erging

die Bundesratsverordnung vom 23. August 1916 über die Anmeldung ausländischer und im Ausland befindlicher Wertpapiere. Die deutschen Banken und Bankfirmen haben sich der ihnen durch diese Verordnung auferlegten umfangreichen Arbeit in verhältnismäßig kurzer Zeit entledigt. Der Deutschen Besitz an ausländischen Wertpapieren würde allerdings für unsere finanzielle Kriegsführung noch erheblichere Bedeutung haben gewinnen können, wenn sich nicht große Teile desselben beim Kriegsbeginn im feindlichen Ausland befunden hätten, eine Folge verfehlter und erst durch eine in diesen Tagen ergangene Bundesratsverordnung den Bedürfnissen der finanziellen Kriegsführung angepaßter stempelrechtlicher Bestimmungen, vor welcher die Bankiertage vor dem Kriege wiederholt, aber leider vergeblich gewarnt haben.

Im Interesse der Entlastung der Reichsbank hat der Zentralverband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes seinen Mitgliedern ferner empfohlen, die Haltung barer Kassenbestände, namentlich am Schluß des Jahresviertels auf das mindestmögliche Maß einzuschränken. Nicht bloß an seine Mitglieder, auch an weitere kaufmännische und gewerbliche Kreise richtet er die dringende Bitte, sich im Gesamtinteresse diese Beschränkung ihrer baren Kassenhaltung auch in der Folge, und zwar namentlich bei der bevorstehenden Vierteljahrswende aufzuerlegen.

Den Hypothekenbanken war eine erfolgreiche Tätigkeit während des Krieges nicht beschieden. Der Absatz ihrer dreieinhalb- und vierprozentigen Pfandbriefe stockte naturgemäß völlig, und somit die Möglichkeit der Hergabe von Hypothekengeldern.

Am 1. Februar v. J. hat die überwiegende Mehrzahl aller deutschen Hypothekenbanken ein Abkommen getroffen, wonach den Hypothekenschuldnern der beteiligten Banken eine Verlängerung ihrer fällig werdenden Hypotheken bis ein halbes Jahr nach Beendigung des Kriegszustandes zum Zinsfuß von höchstens viereinhalb Prozent ohne jede besondere Vergütung zugesichert wurde.

Ich erwähnte schon, daß auch Sparkassen infolge der bei ihnen erfolgten Abhebungen als Kreditnehmer bei den Banken aufgetreten sind. Auch die Sparkassen sind dazu berufen, der heute völlig daniederliegenden Bautätigkeit im Frieden Hypothekengeld zuzuführen. Ob sie durch die Aufnahme der Banktätigkeit in den Kreis ihrer Betätigung diese Möglichkeit steigern, ist sehr fraglich. Denn täglich kündbare Gelder, welche auf Scheckrechnung und in laufender Rechnung angesammelt werden, sind nicht geeignet, in langfristigen Hypotheken angelegt zu werden, und die durch die Konkurrenz mit den Banken. von den Sparkassen gewährten hohen Zinssätze sind nur geeignet, auch die Hypothekenzinsen heraufzuschrauben. Es wäre wünschenswert, wenn die Staatsaufsicht hier Wandel schaffte.

Die Dividendenpolitik der Banken war seit Beginn des Krieges eine vorsichtige; das erste Kriegsjahr brachte auf der ganzen Linie niedrige Dividenden, die

im zweiten Kriegsjahr erhöht werden konnten. Mit Ruhe kann man annehmen, daß sämtliche Banken wohl gerüstet an die ihrer harrende sicher nicht leichte Arbeit zur Überleitung unserer Kriegswirtschaft zur Friedenswirtschaft herantreten werden.

Aus dem bisherigen Verlaufe des wirtschaftlichen Kampfes, der vor und während des Krieges namentlich zwischen uns und England bestand, können wir wohl mit Fug und Recht annehmen, daß uns die silberne Munition ebensowenig wie die eiserne nicht eher ausgehen wird, wie irgendeinem unserer Gegner. Schon vor dem Kriege waren wir die wirtschaftlich Stärkeren. Das Nationalvermögen Deutschlands wurde vor dem Kriege geschätzt

auf	350 bis 390 Milliarden,
das Englands auf	300 bis 360 Milliarden,
das Frankreichs auf	200 bis 260 Milliarden.

Es ist aber wohl unzweifelhaft, und diese Auffassung wird auch von berufener Seite geteilt, daß das Deutsche Nationalvermögen bisher erheblich unterschätzt wurde, und daß wir in den letzten fünf Jahren vor dem Kriege in einem bisher nie dagewesenen Riesentempo die reichste Nation der Erde geworden sind. Dazu kommt, daß wir von sämtlichen kriegführenden Nationen diejenige sind, die am billigsten Krieg führt. Die täglichen Kriegskosten

Großbritanniens	betrugen	Mk.	100	Millionen,
Frankreichs	„	„	65	„
Deutschlands	„	„	70	„

trotzdem wir die bei weitem größere Armee haben.

Die Staatsschulden betrugen 1912		auf den Kopf der Bevölkerung
in Deutschland	21094	312,15
in Frankreich	26311	664,40
in England	14436	313,40

Wir können es also in Ruhe abwarten, wem zuerst die silbernen Kugeln ausgehen werden.

England, das enorme Beträge für seinen Kriegsbedarf nach Amerika zu zahlen hat, weiß allerdings in geschickter Weise sich an seinen Bundesgenossen schadlos zu halten, indem es sie finanziell ausbeutet. Um so eher dürften aber auch wohl einem oder mehreren seiner Freunde die silbernen Kugeln ausgehen und dadurch der Krieg sein Ende finden.

Dr. W. K. Weiß-Bartenstein: Bulgarische Kunst und Volksseele.*)

Je primitiver die Kunst eines Volkes ist, desto ursprünglicher finden in ihr alle großen Ereignisse, welche die Volksseele in stärkere Schwingungen versetzen, ihren bleibenden Widerhall. So verbreiteten auch in Bulgarien schon die sogen. Gadulari, die Volkssänger, die epischen Dichtungen von Mund zu Mund, in denen seit undenklichen Zeiten die Taten der Helden der Nation gefeiert wurden. Ihren Namen verdanken diese Sänger ihrem Instrument, der Gadulka, mit welchem sie von Ort zu Ort zogen und überall einen andächtigen Zuhörerkreis um sich versammelten. Auch heute trifft man diese Sänger auf dem Balkan, welche sich noch immer großer Beliebtheit erfreuen und durch die alten und neuen Siegeslieder das Volk begeistern. Die Dorfbewohner berauschen sich dann an den alten, schwermütigen Sehnsuchtsliedern aus der Zeit der Türkenherrschaft, welche nach Freiheit und Rache lechzen und aus der tiefsten Seele dieser so lange unterdrückten Rasse zu schluchzen scheinen. Die Gadulka wird heute oft durch die eintönigen Weisen des Dudelsacks oder der Hirtenflöte vertreten, nach deren Melodien sich die Knaben und Mädchen im Tanze wiegen. In den alten Dichtungen spielt meist die Persönlichkeit eines gewissen Kraljevitch Marko eine sagenhafte Rolle und ist dem deutschen Rübezahl vergleichbar. Dieser zeichnet sich körperlich und geistig aus, hat allerlei abenteuerliche Fahrten unternommen, beschützt die Christen gegen die Türken, hilft den Armen, straft die Unterdrücker, und manche Ruine wird mit ihm, der im Fluge sein weites Reich durcheilt, in märchenhafte Verbindung gebracht. Doch bei alledem ist er Mensch, liebt Weib, Wein, Gesang und genießt sein Dasein in vollen Zügen! Ein Mann dieses Namens lebte tatsächlich im letzten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts und tat sich in Türkenkriegen hervor.

Die Kunst der slavischen Balkanvölker ist volkstümlicher Art. Immer wieder klingt in den alten Epen der Haß gegen die Unterdrücker und die Verherrlichung der Taten von denjenigen wider, welche zum Kampf gegen die Erbfeinde auszogen und in zähem Ringen ihr Leben dabei einbüßten. Dann vibriert die Volksseele bis in ihre feinsten Nerven und stöhnt die heiße Sehnsucht in die Welt hinaus, den Boden ihrer Rasse wieder von einem großen, freien Volk bewohnt zu sehen, wie in alten Zeiten, als die Bulgaren sogar Konstantinopel schon einmal den Schrecken des „Hannibal ante portas" gebracht hatten. Von der althistorischen Stätte Bulgariens, dem in die romantischen Felswände des

*) W. K. Weiß-Bartenstein: „Bulgariens volkswirtschaftliche Entwicklung", 1913, Verlag von Dietrich Reimer, Berlin, und „Bulgarien, Land, Leute und Wirtschaft", 1913, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Balkans eingebetteten Rilo-Kloster her gingen in alten Zeiten die Sendboten in das Land und sangen dem Volke von Freiheit und Glück, bis der lange geschürte Funke einmal mächtig emporflammte und die unterdrückte Rasse ihre Sklavenfesseln abschüttelte. Eine ähnliche Begeisterung ging jetzt durch das Land der rauhen Balkanketten und ließ die Gemüter dieser harten Bergbewohner höher schlagen. Man wurde sich plötzlich wieder dessen bewußt, daß man Vater und Bruder in Macedonien noch zu rächen hatte, riß die alten Waffen vom Nagel und stürmte hinaus gegen den Feind!

Jede geistige Betätigung hatten die Türken zur Zeit ihrer Herrschaft über die Bulgaren zu unterdrücken gesucht, aber die tiefe Poesie des Volksgemütes und den wunderbaren Zauber der bulgarischen Dichtungen konnten sie nicht beeinträchtigen. Wo auch nur Bulgaren zusammenkamen oder wohnten, erklangen diese Lieder, welche auch bei keinem der Familienfeste fehlen durften. In diesen engen Zusammenkünften wurden trotz aller äußeren Unterdrückung die heilige bulgarische Sprache und nationale Gesinnung gepflegt, wenn sie auch infolge der geistigen Knechtung und politischen Ohnmacht nicht an die Öffentlichkeit kamen und dadurch mehr oder weniger unbekannt blieben. Auch Legenden spielen in diesen Ländern eine wichtige Rolle und werden nach Art der mohammedanischen Märchenerzähler von Generationen zu Generationen weiter erzählt. Das fromme Gemüt mit dem innigen Wunderglauben des Orientalen tritt uns hier fein künstlerisch entgegen. An Überlieferungen aus grauer Vorzeit knüpfen die sogenannten Koleda-Lieder an. Diese ranken sich um altgewohnte Sitten und ermöglichen uns interessante Einblicke in den Mythos dieser Rasse, der sich auch heute noch in manchen volkstümlichen Gebräuchen bei der Geburt, der Ehe oder dem Tode spiegelt. Der gebildeten Welt Westeuropas sind in erster Linie serbische Dichtungen bekannt, da die Serben als Nachbarn des Abendlandes dem europäischen Interesse näher gerückt waren, als die Bulgaren. Dazu kommt, daß die Serben auch sowieso das Geschick haben, sich mehr in den Vordergrund zu drängen. Auch Goethe zeigte ein reges Interesse für serbische Kunst. In den wenigen Sammlungen solcher Gesänge werden bulgarische und serbische Schöpfungen vielfach durcheinander geworfen, was daher rührt, daß Serben in Bulgarien und auch umgekehrt viele Bulgaren in Serbien wohnen, so daß eine scharfe Trennung ihrer Kunst sehr schwer ist.

Erst mit dem Regierungsantritt des Königs Ferdinand von Bulgarien erfuhr die vaterländische Kunst tatkräftige Förderung. Auf seine Veranlassung gab das bulgarische Unterrichtsministerium im Jahre 1889 eine umfassende und sehr glücklich zusammengestellte Sammlung der bulgarischen Volkspoesie heraus, und so war der erste Schritt zur Erforschung der alten Kunst des Landes getan. Es ist zu bedauern, daß die bulgarischen Künstler zeitweise den nationalen Boden verlassen und sich griechischen Motiven zugewendet haben. Die bulgarische Literatur wurde überhaupt oft mit fremdem Geist durchsetzt, welcher im eigenen Volk

wohl allgemeines Interesse fand, aber nicht im Volksherzen Wurzel schlagen konnte.

Wie die Balkanländer überhaupt, so hat sich auch ihre Kunst im letzten Jahrhundert stark und blühend entwickelt. Vor allem gilt dies von der Malerei, welche in den letzten Jahren auf ausländischen Ausstellungen gute Erfolge erzielt hat. „Kunst braucht Gunst", und diese war ihr bei den patriarchalisch einfachen Sitten unter der Fremdherrschaft bisher nicht gewährt worden. Erst nach der Befreiung von dem Türkenjoch, welche gleichzeitig eine geistige Renaissance bedeutete, fand die Kunst Pflege und Unterstützung. Auch hier ist ihre Förderung dem König Ferdinand zu danken, welcher beim Bau seines Schlosses sowie bei staatlichen Aufträgen stets einheimische Künstler bevorzugt. Er übte ferner seinen Einfluß bei der Begründung der Kunstschule in Sofia aus und ermöglicht begabten Künstlern aus seiner Privatschatulle das Studium an ausländischen Akademien. Die erwähnte Kunstschule wurde 1896 gegründet und entwickelte eine segensreiche Tätigkeit. Zweihundert Schüler und Schülerinnen werden jährlich von zwanzig Lehrern darin ausgebildet. Neben der bildenden Kunst wird auch das Kunstgewerbe gepflegt. Außerdem werden hier die Lehrkräfte für den Zeichenunterricht im Lande ausgebildet. Sehr zu begrüßen ist die Förderung des Kunstgewerbes, welches sich an viele alte Motive der bulgarischen Vergangenheit anlehnen und somit sehr charakteristische Erzeugnisse liefern kann. Auf Grund der Initiative begabter Künstler wird sich ein nationales Kunstgewerbe herausbilden, welches im Geiste der alten Formen Gegenstände für moderne Bedürfnisse schaffen wird. Auch die reine Kunst soll echt bulgarischen Charakter tragen und in ihren dekorativen Schöpfungen für Kirchen oder öffentliche Gebäude alte Motive und Bilder historischen Ursprungs nach der neuen Schule behandeln.

Tüchtige in Bulgarien wirkende Künstler sind Johann Mrkvichka, Jaroslav Veschin, A. Michailoff, Ivan Angéloff, Anton Mittoff und einige andere, welche alle ihre Motive auf bulgarischem Boden suchen. Der Erst- und Letztgenannte riefen die erste bulgarische Kunstausstellung ins Leben, welche 1884 in Sofia eröffnet wurde. Diese Künstler haben sämtlich ihre Studien im Auslande gemacht (die ersten beiden sind überhaupt Böhmen) und wissen immer wieder fesselnde Motive in guter Technik zum Ausdruck zu bringen, von denen die Balkanlandschaft so außerordentlich viel bietet. In Bulgariens sonnigen Gefilden mit ihren fein abgestuften Farben lernen wir die Farbengebung der alten italienischen Meister leichter verstehen und lassen unser Auge mit wahrer Wollust über den lieblich abgetönten Teppich einer solchen Landschaft mit zartem rötlich-violetten Lokalkolorit gleiten. Außerdem bietet die interessante Geschichte des Landes so viele packende Ereignisse, die einen Künstler zur Wiedergabe reizen müssen, so daß hier dem künstlerischen Schaffen ein weites Gebiet zur Verfügung steht.

Wieviel künstlerische Werte liefern die jüngsten Ereignisse wieder. Die

zerstampften feindlichen Saatenfelder dampfen von Blut, niedergebrannte Dörfer und rohe Verwüstung aller Produkte menschlicher Arbeit kennzeichnen den Weg des Kriegsgottes. Dasselbe krasse Elend war in füheren Zeiten an der Tagesordnung und ist von bulgarischen Künstlern in einer Reihe von Gemälden festgehalten worden, welche uns recht den Leidensweg des bulgarischen Volkes vor Augen führen. Aber auch in Friedenszeiten ist das Land in seiner Eigenart reich an künstlerischen Motiven. Der Kampf zwischen Orient und Okzident tritt uns allenthalben in fesselnder Weise entgegen. Neben Palästen findet man verfallene Ruinen und Trümmerhaufen, Luxus neben bitterster Armut und größter Anspruchslosigkeit, steigenden Kapitalismus an der Seite des schrecklichsten sozialen Elends, okzidentale Bildung gegenüber von Analphabeten, liebliche Blumengefilde zwischen schroffsten Felsbildungen und so fort. In Sofia schon mündet der elegante Boulevard, wo sich allabendlich die Zugehörigen der sogenannten „vornehmen Welt" ein Stelldichein geben, in der Nähe der türkischen Moschee auf die Hauptverkehrsstraße, welche vom Bahnhof her in die Stadt führt und im Frieden alle Völkertypen aufweist, die sich im näheren Orient umhertreiben. Serben in ihren langen Röcken, breiten roten Gürteln und Lammfellmützen, Türken mit weiß umwickeltem Turban oder rotem Fez, stämmige große Montenegriner in ihren sauberen, weißen Kleiderröcken, Albanesen in enger, anschließender Kleidung von hellem Tuch mit der weißen Kappe auf dem krausen Haar, Zigeuner in verwahrlosten, schmutzigen Fetzen, deren Frauen mit den Kindern auf dem Rücken betteln, und alle möglichen sonstigen Typen sind zu sehen. Begegnet dir aber eines dieser uralten Zigeunerweiber mit dem Gesicht in unzähligen Runzeln, dann, Wanderer, wende schaudernd den Blick. Den Spitzenärmel einer Städterin, deren Ideale sich bisher im „chic parisien" verkörperten, streift eine robuste Bauernfrau. Den Gipfelpunkt weiblicher Schönheit sieht letztere in einem vollen starkknochigen Gesicht mit strotzenden Wangen, deren roter Frische sie, wie böse Zungen behaupten, sehr häufig mit künstlichen Mitteln nachhelfen soll. Das „non plus ultra" der Bekleidungskunst besteht für sie in knallroten oder schwül violetten Strümpfen und schönen eigenen Stickereien, die über den rauhen Stoffen getragen werden. Wie die Männer, so haben auch die Frauen das Lammfell umgeschlagen und Sandalen an den Füßen. Sie schmücken sich gern mit bunten Glasperlen und metallenen Armbändern und Gürtelspangen. Das Haar fällt in vielen dünnen Strähnen, in die Münzen eingeflochten sind, unter dem Kopftuch auf den Rücken herab. Sie sind mit ihren Männern in die Stadt gekommen, welche Lebensmittel und Agrarerzeugnisse für den städtischen Markt herbeibringen. Auf schwerfälligen Büffelwagen mit knarrenden Holzrädern ziehen die Bauern durch die Straßen der Stadt und bieten in ihre rauhen Schafpelze gehüllt ein eigenartiges, typisches Bild. Auf offener Straße wird gebraten und gekocht, sodaß das Straßenbild ein eigenartig fesselndes ist.

Wenn uns derartige künstlerische Motive schon in der Hauptstadt entgegen-

treten, wie ursprünglicher sind dann die Eindrücke auf dem Lande, welches den Einflüssen der modernen Kultur doch bei weitem nicht so ausgesetzt ist, wie die Städte. Die anmutige, oft grotesk wilde, ernste Landschaft bildet zu dem Leben und Treiben der Landbevölkerung ein wirksames Relief. Auf den sonnigen Gefilden zu Füßen des Schipkapasses, die im Frühling, so weit das Auge reicht, mit blühenden Rosenkulturen bedeckt sind und dem Wanderer in ihrem feinen Duft die ganze Poesie des Orients vor die Sinne zaubern, findet man das helle Grün der Tabakplantagen und ergiebige Korn-, Reis- und Maisfelder. Wunderbare Haine von Nußbäumen und Edelkastanien bieten dem wegmüden Wanderer im Sommer erquickenden Schatten und die zahlreichen Quellen dieses gelobten Landes einen labenden Trunk. Das hübsche kleine Städtchen Kazanlik erfreut sich des Besitzes eines Theaters, an dessen Vorderseiten die Büsten von Molière und Schiller stehen. Eigentlich sollte ein Standbild Tiecks des letzteren Stelle einnehmen, denn sein romantisches Drama „Genoveva" war es zu Beginn der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, das die Bulgaren zuerst mit deutscher dramatischer Kunst und mit deutscher Sentimentalität bekannt machte. Auch Sofia hat ein Stadt-Theater, in welchem allabendlich bulgarische Stücke oder ausländische Dramen in der Übersetzung aufgeführt werden. Mehrmals im Winter beehren ausländische Truppen die Hauptstadt mit einem Besuch, der von allen Gebildeten natürlich lebhaft begrüßt wird. Außerdem geben Vereinigungen häufig Konzerte, welche guten Zuspruch haben und oft erstklassiges bieten.

Auf dem platten Lande tritt einem das mannigfache Volksleben dieses Volkes noch ursprünglicher entgegen als in den Städten, denn die nationalen Gebräuche haben sich gerade hier noch aus den ältesten Zeiten unberührt erhalten. Aus der Zeit, als diese Stämme noch nicht den christlichen Glauben angenommen hatten, was erst im Laufe des neunten Jahrhunderts erfolgte, stammen verschiedene heidnisch-altslawische Überlieferungen, die noch heute das Leben der Bulgaren von der Wiege bis zur Bahre beeinflussen. Mystische Vorstellungen von höheren Wesen, welche die Natur beleben, sind neben dem christlichen Glauben häufig zu finden. Diese mit christlichen Ideen vermischten Traditionen spiegeln sich in erster Linie bei allen größeren Familienfesten wieder. An dem sehr zeremoniellen Hochzeitstage zum Beispiel hält der Braut eine ihrer Freundinnen eine Krone auf den Kopf, während drei junge Mädchen, welche nach heidnischem Brauch Fahnen schwenken, sie in Sprüngen umtanzen. Die Eltern wohnen der Trauung des jungen Paares nicht bei, sondern erwarten dasselbe zu Hause. Hier wird der Braut ein Kranz überreicht, den sie ein Jahr durch oder bis zur Geburt des ersten Kindes als Amulett auf dem Kopf zu tragen hat. Ähnliche Gebräuche herrschen beim Begräbnis und dem Totenfeiertag, welcher letztere viermal im Jahre auf den Friedhöfen begangen wird. Frauen, Mädchen und Kinder legen an diesem Tage unter frommen Gesängen gekochten Weizen, Brot, Obst, Honig und Wein auf die Gräber, während der Pope das Ganze segnet und etwas Wein

auf das Grab gießt. Nach dem Gebet verzehren die Angehörigen mit dem Priester diese Vorräte und glauben damit dem Toten einen guten Dienst zu tun.

Derartige Festtage gibt es in Bulgarien in großer Zahl. Dann schmückt sich Alt und Jung mit Blumen und vereint sich am Nachmittage auf dem Dorfplatz um den Brunnen herum zum bulgarischen Nationaltanz, dem Horro. Dudelsack, Flöte und Guitarre ertönen, der Raki (Schnaps) oder der Landwein kreist und die Mädchen und Frauen haben aus den Truhen ihre schönsten Gewänder und bei wohlhabenden Familien auch altererbten Gold- und Silberschmuck entnommen, den sie stolz zur Schau tragen. Jungen und Mädchen fassen sich in den Gürtel und tanzen so in seltsam rythmischen Sprüngen bis nach Sonnenuntergang, ohne zu ermüden, den Nationaltanz. Die Dorfältesten sitzen Sonntags im „Han" (Kneipe) bei einem Gläschen Slibovitz zusammen und sprechen von alten Zeiten oder machen lebhaft Politik, welche die Passion eines jeden Bulgaren ist. Dieses Festhalten an alten Gebräuchen, welches wir vorher gesehen haben, überträgt der Landmann des Balkans auch auf die Bewirtschaftung seines Bodens, die er mit primitiven, seit Urväterzeit gebräuchlichen Geräten und nach ererbten Methoden betreibt. Er hält diese Gewohnheiten in seiner Treue am Althergebrachten mit derselben Zähigkeit fest, mit der er Winter und Sommer seine Pelzkappe trägt. Dieser Umstand trägt viel zum Verständnis der bulgarischen Volksseele bei, aus welcher die Kunst dieses Volkes unmittelbar herauswächst. An dem allgemeinen Aufschwung auf dem Balkan nimmt auch die Kunst regen Anteil und wird, wenn sie sich selbst treu bleibt und sich vor einfachen Nachahmungen ausländischer Richtungen hütet, dazu berufen sein, eine Stütze des nationalen Volkstums zu werden und sich auch in Europa Achtung und Ansehen zu verschaffen, wie wir es jetzt schon bei dem allmählichen näheren Bekanntwerden mit der bulgarischen Kunst in Deutschland bemerken können.

Constantin Brunner: Der Denkfehler unsrer Feinde.

Was du nicht richtig denkst, das mußt du verkehrt leben, — du und alle, die auf das Zusammenleben mit dir angewiesen sind, müssen das verkehrt leben. Und was die Völker nicht richtig denken, das müssen sie und andre Völker und muß endlich die ganze Menschheit verkehrt leben; unter Umständen so grundverkehrt und jammervoll, daß — wie in diesen Zeiten der Verwünschtheit — von der Vernunft des Lebens wenig zurückbleibt, und stirbt und alles verdirbt, was nur irgend gemordet und zugrunde gerichtet werden kann.

Über das tiefher verkehrte Denken und über die allgemeine Schuld, wodurch die ungeheure Bestrafung dieses Krieges auf uns heruntergezogen ward, habe ich im Januarheft von „Nord und Süd" geschrieben: „Deutschenhaß, Judenhaß und die Ursache des Krieges."

Nun ist von den Feinden unser Friedensangebot zurückgewiesen worden, und sie stellen sich auf ihr Rechthaben im Streite. Das heißt die Sache am falschen Ende anfassen und einen argen Denkfehler begehen. „Ich habe Recht, und du hast Unrecht" darf nicht der Standpunkt der Politik sein. Wer im Rechte zu sein glaubt, ist es darum noch nicht; auch können, wo zwei streiten, zwei Recht oder zwei Unrecht haben. Was überhaupt aber ist Recht und Unrecht in der Politik, wo alles auf Macht ankommt und für unsre Feinde keineswegs gewiß sein kann, daß sie es auch vermögen und wirklich die Macht zu ihrem „Rechte" erlangen, — und am Ende noch gar könnte ihre Macht und damit auch ihr Recht sich verringern?!

Denn, wenn irgendwo, so gilt in der Politik die Wahrheit: Wieviel Macht, soviel Recht. Geisteshelden, die können und müssen auf machtloses Recht trotzen: Regierungen der Völker dürfen es in keinem Falle. Zumal bei der in der Menschengeschichte noch nicht dagewesenen Schwere der Verantwortung, wie sie ihnen heute auf dem Gewissen liegt, hätten sie die dargebotene Hand nicht wegschlagen dürfen. Daß sie, ohne auch nur unsre Vorschläge anzuhören, die Frage auf Recht und Unrecht stellen, uns zur gens sceleratissima und sich zu unsern Richtern und Henkern machen wollen, anstatt — über Recht und Unrecht hinaus — eine Verständigung zu suchen: das ist ein verhängnisvoller Denkfehler und abermalige Schuld, an die eine weitere grausige Bestrafung der ganzen Menschheit gehängt ist.

Möchten viele sein und immer mehr und mehr, von denen hier die Frage auf Recht und Unrecht nicht verstanden wird und die da verlangen, daß man vielmehr frage nach Glück und Unglück der Menschheit. Möchte diese Frage wie ein Sturm sich erheben und Sturmwille alle Regierungen wegfegen, die nicht so fragen!

❧

Arthur Neumann:
Der neue Weg in der Ernährungspolitik.

Der Präsident des Kriegsernährungsamts hat in seinem Rundschreiben an die Bundesregierungen zu verstehen gegeben, daß auf dem Gebiete der Volksernährung ein anderer, aussichtsreicherer Weg eingeschlagen werden muß. Exzellenz v. Batocki hat erkannt, daß das Höchstpreissystem mit der ihm verbundenen Wirtschaftsweise auf die Dauer gefährlich werden kann. Weiter wird aber auch richtig mit den Schwierigkeiten gerechnet, die die erste Friedenszeit bringen wird.

In „Nord und Süd" wurde von mir schon mehrfach darauf hingewiesen, welche Gefahren unsere Kriegsernährungspolitik in sich birgt. Daß die Lebensmittelversorgung nur unzureichend vor sich ging und vor sich geht, darüber sind ja alle Stimmen einig. Auf welche Weise aber eine Besserung zu erreichen ist, da gehen die Meinungen immer noch ganz bedeutend auseinander. Bekanntlich sind für die Beibehaltung der Höchstpreise und schärfsten staatlichen Zwang die meisten Stimmen vorhanden, ganz besonders treten doch dafür aus begreiflichen Gründen die Verbraucher ein. Denn ihr Ziel ist es, Ware zu möglichst billigen Preisen zu erhalten, und niemand wird ihnen auch das gute Recht absprechen. So liegen nun aber die Dinge in normalen Zeiten, jetzt steht das Wirtschaftsleben doch auf einer wesentlich veränderten Grundlage. Zwar bleiben die Ansprüche der einzelnen Wirtschaftsschichten dieselben, wenigstens in ihren Grundzügen, doch ein anderes Gesicht bekommt die ganze Wirtschaftsweise durch das vergrößerte staatliche Interesse am Lauf der Volkswirtschaft.

Deutschlands Wirtschaft ist auf sich selbst angewiesen. Was das bedeutet, das muß und hat sich am schärfsten auf dem Gebiete der Volksernährung gezeigt. Hier kann und darf wiederum nicht umgangen werden, wie absolut unzureichend wir unterrichtet von dem wahren wirtschaftlichen Getriebe sind. Erinnern wir uns doch noch der Lebensmittelsucht zu Beginn des Krieges, der verdorbenen Kartoffelschätze, der nach der absolut richtigen Meinung von Sachverständigen notwendigen Schweineabschlachtungen und der vielen Dinge, die wir auf diesem Gebiete bisher erleben durften. Doch anders konnte es ja kaum kommen, denn wo waren denn die notwendigen Grundlagen zu finden? Als v. Batocki im Hauptausschuß erklärte, daß wir nach unserer Erntestatistik in nicht allzuferner Zeit noch einmal soviel Getreide, Kartoffeln usw. auf dem Papier gehabt hätten, als wirklich vorhanden sein konnte, erweckte diese Erklärung Heiterkeit. Wurde aber vor dem Kriege auf die Unzulänglichkeit der amtlichen Erntestatistik hingewiesen, so wurde derjenige mit Kopfschütteln abgewiesen. So sind aus der gewaltigen Unkenntnis all' die falschen Maßnahmen entstanden. Bei den

Höchstpreisen hätte schon einige Kenntnis der Wirtschaftsgeschichte vor Anwendung dieses Systems warnen sollen, doch der breiten Masse erschien gerade diese Methode als besonders geeignet, und die Behörden nahmen dieses Mittel in der Stunde der Not an, ohne selbst die Tragweite dieses Entschlusses nur ein wenig abschätzen zu können. Höchstpreise und Beschlagnahme sollten die Helfer sein. Dieser Weg wäre vielleicht noch möglich gewesen, wenn der Krieg nur ein Jahr gedauert hätte, wo er aber immer weiter geht und auch der Frieden an der Ernährungskrisis zunächst nur wenig ändert, da muß sich die verderbliche Wirkung dieser Zwangsmaßnahmen bemerkbar machen.

Doch nun der neue Weg. Im Januarheft 1916 habe ich bereits auf den besten Weg in meinem Aufsatz „Die Preisbildung" hingewiesen, der Kürze wegen möchte ich darauf verweisen. Wie aus Batockis Rundschreiben hervorgeht, will er jetzt diesen Weg beschreiten. Doch nun gilt es festzustellen, ob auch wirklich jetzt ein vollkommener Umsturz der Ernährungspolitik zweckmäßig und ratsam ist. Es ist sicher ein gewagtes Unternehmen, ein neues System einzuschlagen, das doch auch noch nicht erprobt ist. Besser und wohl einzig richtig ist die neue Politik, aber sie hätte gleich mit Kriegsbeginn einsetzen müssen. Fest aber steht nun, daß wir mit dem alten System unmöglich auskommen können, aus diesem Grunde muß nun der andere Weg beschritten werden, wenn auch der Übergang eine Verschärfung der Krisis bringt. *Der Höchstpreis mit allen seinen verwandten Maßregeln muß also weichen und die selbständige Verproviantierung der Gemeinden muß an die Stelle treten, aber mit Hilfe des Staates, der die vielen Hindernisse, die er selbst gebaut hat, beseitigen muß.* Genügend Einfluß muß sich ja der Staat sichern, aber er muß von der Art sein, daß er vollkommen die allgemeinen Interessen wahrnimmt. Der Staat muß den Gemeinden genau ihre Versorgungsgebiete zuweisen und als oberste Pflicht ist ihm dabei gestellt, Konkurrenzkämpfe einzelner Kommunen unter sich zu verhindern. Das wird in erster Linie am besten durch finanzielle Beihilfen an ärmere Gemeinden geschehen können. Was sonst dagegen getan werden muß, das kann ja wohl nur von Fall zu Fall entschieden werden. Gewarnt muß hier vor allgemeinen Bestimmungen werden, denn gerade Konkurrenzkämpfe können so verschieden geführt werden, daß derartige Bestimmungen fast gar keine Wirkung ausüben, eher die Lage verschlimmern. Nach besten Kräften muß dann aber weiter der Staat die Einhaltung der Lieferungsverträge unterstützen. Aber auch für das Zustandekommen muß er mit aller Macht eintreten, nicht als Diktator, aber als gewandter Vermittler, die Interessen beider Seiten genau beachtend.

Letzten Endes muß eben mit dem Glauben an die staatliche Allmacht gebrochen werden. Denn mit Einsetzung der neuen Politik wird doch nun der Zwang verworfen. Wie unmöglich sich die Wirtschaft eines Landes, auch wenn es in unserm bestorganisierten Deutschland geschieht, durch Zwang regeln läßt, das ist ja schon

vielfach erörtert worden. Es heißt doch vollkommen den Charakter des gegenwärtigen Tauschverkehrs verkennen, wenn man ihm derartige Fesseln anlegt. Mag auch vielen die Art unserer Wirtschaftsweise nicht das Ideal sein, so hilft uns das jetzt doch furchtbar wenig: wir müssen mit dem, was ist, rechnen. Auch die Ernährungsfrage verträgt kein Streben nach Idealismus, wie schön sich auch die Schlagwörter vom „Kriegssozialismus" usw. anhören mögen. Wir können nun einmal nicht umhin, einen gewichtigen Faktor unberücksichtigt zu lassen, das ist der wirtschaftliche Egoismus. Diesen Egoismus kann auch der Staat nicht bändigen, und wenn er es versucht, dann ist das Resultat ein Mißerfolg, ja er gefährdet selbst seine ganze Existenz.

Ist nun auch die Orientierung reichlich spät gekommen, so ist sie doch zu begrüßen, obwohl die Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, durch die bisherige Wirtschaftsweise stark angewachsen sind. Es gilt jetzt schnell durchzugreifen, aber bei weitem keine Übereile. Die feinfühlige Maschine muß von dem minderwertigen Kriegsöl befreit werden, denn die Gefahr des Warmlaufens ist zu groß. Ist die Übergangszeit aber überwunden, dann wird sich, wenn auch wirklich in der notwendigen Weise alles getan wird, die gute Wirkung bemerkbar machen müssen. Für den Übergang in die Friedenswirtschaft bedeutet dies gleichzeitig den ersten Schritt.

Hans Prutz: Jugenderinnerungen eines Dankbaren.

VII. Wissenschaftliches Weiterstreben und literarische Tätigkeit.

Erst nach glücklicher Überwindung des Oberlehrerexamens konnte ich mich all dessen recht freuen, was mir das so unerwartet reich gestaltete Leben in Danzig bot. In den amtlichen Pflichten hatte ich mich schnell zurechtgefunden. Zunächst natürlich nur in den unteren Klassen beschäftigt, behielt ich in erwünschtem Maße freie Zeit für eigene Arbeit. Diese galt einmal der Weiterführung meiner Geschichte Heinrichs des Löwen, griff dann aber im Anschluß an die mir in erfreulicher Fülle zuströmende neue Literatur und dank mannigfacher Anregung durch den im Kreise meiner Kollegen und Bekannten herrschenden lebhaften geistigen Verkehr bald auch auf andere, davon weit abliegende Gebiete hinüber, wobei mir die auf dem Stettiner Gymnasium erworbene Vertrautheit mit den neueren Sprachen von großem Nutzen war. Daraus entstand eine ganze Reihe von zum Teil umfangreichen geschichtlichen, kulturgeschichtlichen und literarhistorischen Studien, die

während der nächsten Jahre teils in F. von Raumer's „Historischem Taschenbuch", teils in dem „Deutschen Museum" veröffentlicht wurden, in dessen Leitung mein Vater wegen zunehmender Kränklichkeit und wegen des gelegentlich sehr störenden Mangels an den nötigen literarischen Hilfsmitteln in Stettin in dem liebenswürdigen und feinsinnigen Karl Frenzel, dem nachmals mit Recht so hoch gefeierten Berliner Essayisten und Kritiker, erst einen Gehilfen und dann einen Stellvertreter fand. Vor Einseitigkeit, wie sie auch wissenschaftlich tätige Schulmänner leicht befängt, wurde ich ohnehin schon dadurch bewahrt, daß ein beträchtlicher Teil der neuen historischen Literatur mir zur Besprechung in dem „Deutschen Museum" zugewiesen wurde, und ich auch an den von Rudolf Gottschall geleiteten „Blättern für literarische Unterhaltung", die im Verlage von F. A. Brockhaus erschienen, als fleißiger Mitarbeiter beteiligt war. Mit den raschen Fortschritten, welche die deutsche Geschichtsforschung gerade in jenen Jahren machte, blieb ich also in der lebendigsten Fühlung. Ganz ersetzen freilich konnte das nicht den besonders für die Selbstkritik wünschenswerten Austausch mit einem größeren Kreis gleichstrebender Fachgenossen, welche, die Ergebnisse der Spezialstudien austauschend, sich gegenseitig kontrollieren und in aufklärender Erörterung neu auftauchende Probleme durchsprechen. Ein kurzes Zusammensein mit Freund Arndt in den Osterferien 1864 in dem gastlichen Hause seiner Eltern in Kulm an der Weichsel gewährte dafür doch nur ungenügenden Ersatz, so interessant er im übrigen war, schon durch die Fülle der neuen Anschauungen, die er mir bot. Denn noch war in dem benachbarten Russisch-Polen der das Jahr zuvor ausgebrochene Aufstand nicht bewältigt, und die Grenze starrte von kriegsbereitem preußischen Militär, während die polnische und die polonisierte deutsche Bevölkerung des Kulmer Landes aus ihren Sympathien für die Insurgenten kein Hehl machte und namentlich die Damen demonstrativ in der, ihnen zumeist sehr gut stehenden, nationalen Trauer einhergingen. Die Sommerferien desselben Jahres führten mich im Interesse meines Heinrich des Löwen nach Wolfenbüttel, wo ich in dem Braunschweigischen Staatsarchiv arbeitete und auch die berühmte Bibliothek benutzte, und von dort aus mehrfach nach dem nahen malerischen Braunschweig, wo ich den Spuren des großen Welfen nachging. Eine Wanderung durch den Harz und eine solche durch Thüringen, in der fröhlichen Gesellschaft neugewonnener Danziger Freunde unternommen und durch einen Abstecher nach Bamberg und Nürnberg erweitert, bildeten den Abschluß der ersten großen Ferien. Die Ferien des nächsten Jahres, 1865, führten mich zum ersten Male nach Süddeutschland, insbesondere zu einem höchst genußvollen und eine Fülle der Anregung gewährenden längeren Aufenthalt nach München, wo ich im Kreise der literarischen Freunde meines Vaters die liebenswürdigste Aufnahme fand. Mit Moritz Carrière (1817—95), dem bekannten Ästhetiker und Philosophen, dem Juristen und Historiker Franz von Löher (1818—92), nachmals dem Vertrauten des unglücklichen Königs Ludwig II. von Bayern bei seinem Suchen nach einem

weltentlegenen, ihn ganz zu beglücken geeigneten Königssitz und späteren Direktor des Bayerischen Reichsarchivs, mit Melchior Mayr (1808—71), dem Philosophen und Dichter, weithin bekannt als Verfasser der reizenden „Novellen aus dem Ries", und mit Franz Trautmann (1813—87), dem in der Kulturgeschichte seiner bayerischen Heimat trefflich bewanderten, humorvollen und gemütlichen Dichter, verbrachte ich genußreiche Stunden, lernte Paul Heyse (1830—1914) kennen, durfte Wilhelm Giesebrecht (1814—89), den berühmten Fachgenossen, begrüßen und wanderte dann über Tegernsee, Kreuth und den Acherpaß an den Achersee, an dessen malerischen Gestaden ich mit Julius Grosse, dem Schwager Trautmanns, köstliche Wandertage verbrachte, die mir zum ersten Male die Herrlichkeit des Hochgebirges erschlossen. Nach einem Abstecher nach Innsbruck, wo damals die Eisenbahn noch ihr Ende hatte, ging es durch das Zillertal und den Pinzgau nach Gastein und weiter nach Salzburg, von wo ich dann wieder dem Norden und der meiner wartenden Arbeit zueilte, reich an frohen Erinnerungen, vielfachen Anregungen und fördernden persönlichen Beziehungen, von welch letzteren die zu Salomon Hirzel in Leipzig nicht unerwähnt bleiben darf, der sich des jungen Autors gütig angenommen und den Verlag seines Erstlingswerkes übernommen hatte.

Das Buch erschien im Herbst 1865 — eine Jugendarbeit, die als solche im allgemeinen wohlwollend aufgenommen, aber von anderer Seite doch auch zum Gegenstand einer recht abfälligen, von persönlicher Animosität nicht ganz freien Kritik gemacht wurde. Heute stehe ich natürlich nicht an, offen zu bekennen: hätte ich die Arbeit noch einmal zu machen, so würde ich sie ganz anders anlegen und in vielen, und zwar sehr wesentlichen Punkten zu ganz anderen Ergebnissen führen, auch abgesehen von der ungeheuren Bereicherung, die das einschlägige Quellenmaterial seitdem erfahren hat, und der Fülle eindringender Spezialuntersuchungen, die für manche Fragen ganz neue Gesichtspunkte ergeben haben. Da aber, wie ich mit Freuden hörte, Ranke sich über meine Arbeit trotz ihrer Mängel freundlich anerkennend ausgesprochen hatte, so ging ich unentmutigt an ihre Fortführung, für die ich eine umfassende Geschichte Kaiser Friedrichs I., des großen Staufers, als Ziel in das Auge faßte.

Diese historischen Studien, und mehr noch die gemeinsame, planmäßige Zusammenarbeit erfordernde Lehrtätigkeit war es, was mich mit dem vortrefflichen Theodor Hirsch zu lebhaftem Verkehr und anregendem Austausch zusammenführte, dem gefeierten Lehrer der Geschichte an dem Danziger Gymnasium, ja damals — so darf man wohl sagen — dem gefeiertsten und am häufigsten als Vorbild und Muster aufgestellten Geschichtslehrer in Preußen überhaupt. Hirsch (1806—81) war ein Danziger Kind: von jüdischen Eltern geboren, aber noch vor Beginn seiner Studien getauft, hatte er die entscheidende wissenschaftliche Anregung in Berlin durch August Boeckh und Wilken empfangen und wirkte nach kurzer anfänglicher Tätigkeit an einem Berliner Gymnasium seit 1833 an unserer

Anstalt, seit 1850 im Nebenamt mit der Verwaltung des städtischen Archivs betraut, dessen Schätze er zuerst in epochemachender Weise zu verwerten begonnen hatte. Der von ihm ganz eigenartig organisierte geschichtliche Unterricht erfreute sich hoher Blüte und leistete auch wirklich Ungewöhnliches, insofern er der überwiegenden Mehrheit der Schüler nicht bloß ein ganz respektables Quantum von positivem historischen und geographischen Wissen zu eigen machte, sondern auch von den talentvolleren und strebsameren unter ihnen manchen überhaupt für die Geschichte gewann. So sind die beiden Biographen Kaiser Friedrichs II., des genialen Staufers, Schirrmacher, nachmals Professor und Oberbibliothekar in Rostock, und Eduard Winkelmann (1838—96), der nacheinander in Dorpat, Bern und Heidelberg lehrte, bereits in jungen Jahren durch ihn der Wissenschaft zugeführt worden, in deren Geschichte sie sich einen Ehrenplatz erworben haben. Das gleiche gilt von dem reichbegabten, der Wissenschaft zu früh entrissenen Ernst Strehlke (1834—69), den mit dem verehrten Lehrer eine herzliche Freundschaft verband, die ihrer gemeinsamen Arbeit im Dienste der Geschichte ihrer Heimatprovinz zugute kam. Als Schüler Hirsch's und von ihm entscheidend bestimmt wären ferner zu nennen: Emil Parten, nachmals Direktor der Realschule zu St. Johann, Boeßoermeny, Lehrer der Geschichte an der Petrischule und Hirsch's Nachfolger als Stadtarchivar, und endlich R. Foß, der spätere Leiter der Luisenstädtischen Realschule in Berlin, der in seinen ihrerzeit vielbesprochenen geistvollen „Geographischen Repetitionen" doch eigentlich nur eine von Hirsch seit langen Jahren geübte Praxis theoretisch zu begründen und zu einem System zu entwickeln wußte. Denn das Wesen der vielgepriesenen und auch unleugbar große Erfolge erzielenden Hirsch'schen Methode lag zunächst in der engen Verbindung von Geschichte und Geographie und damit der geschickten Kombination geistiger und mechanischer Tätigkeit der Schüler, die sich namentlich auf den unteren Stufen glänzend bewährte: jeder Ort, der vorkam, wurde seiner Lage nach genau zur Anschauung gebracht und kartographisch festgelegt, von dem Schüler selbst fixiert. Das Kartenzeichnen spielte daher eine höchst bedeutende Rolle und wurde gelegentlich für minder geweckte und strebsame, aber mit der Hand und dem Tuschkasten geschickte Schüler die Hauptsache, zumal sie wußten, daß der gestrenge Lehrer bei der Einschätzung der Leistungen gerade derartige überaus hoch anschlug und kunstreich und farbenprächtig ausgeführte Kartenskizzen und Kärtchen gern als genügende Ergänzung nicht völlig ausreichender Kenntnis der Daten und Zahlen gelten ließ. Die von Hirsch mit sehr geschickter Auswahl des Wissenswerten angefertigten synchronistischen Tabellen, die dem Unterricht zugrunde lagen und von ihm gewöhnlich direkt an die Schüler vertrieben wurden, mit Papier durchschossen zur Eintragung des kurzen erklärenden Diktats und den eingezeichneten Karten bildeten ein wichtiges Stück der Ausrüstung des Danziger Gymnasiasten und wanderten mit ihm von Klasse zu Klasse, um nicht selten schließlich einem jüngeren Freunde als kostbares Erbstück überlassen zu werden. Auf ihre Führung wurde

daher von Anfang an ganz besondere Sorgfalt und von manchem unverhältnismäßig viel Zeit verwendet. Überhaupt stellte Hirsch an die Arbeitskraft der Schüler ganz außerordentliche Ansprüche, wie sie im Hinblick auf die Stellung des Geschichtsunterrichts in dem gesamten Lehrplan und sein dadurch bedingtes Ziel streng genommen nicht berechtigt waren: oft genug wurde in den Konferenzen von den Vertretern der Hauptfächer, namentlich denen der alten Sprachen, darüber Klage erhoben, was dann Hirsch in dem Eifer für das traditionelle Vorzugsrecht seines Fachs als ein Attentat mit Entrüstung zurückwies. Dem entsprach auch die im Kreise der Kollegen oft belächelte Häufung der Strafen, um faule oder nachlässige Schüler zu größeren Anstrengungen zu nötigen. Das gesamte Pensum war nach dem von ihm entworfenen und im Laufe der Jahre bewährten Lehrplan so verteilt, daß die Schüler in den mittleren Klassen, den beiden Quarten und Untertertia, im Anschluß an die Tabellen eine auf Schritt und Tritt geographisch erläuterte Übersicht über die gesamte Weltgeschichte erhielten. In der Obertertia begann der ausführliche Vortrag der alten Geschichte; den Abschluß bildete die neuere Geschichte in der Prima, die nach dem damals in Preußen herrschenden Brauch freilich nur bis 1815 geführt wurde. In allen Klassen gingen daneben unausgesetzt Wiederholungen des früheren Pensums her und immer erneute Einübung und Befestigung des in den Tabellen enthaltenen Gedächtnisstoffs. Auf der obersten Stufe, in Prima war eine von den drei wöchentlichen Stunden ausschließlich diesen Repetitionen gewidmet und diese dadurch noch fruchtbarer gemacht, daß jedesmal ein eine größere Stoffmenge selbständig nach bestimmten Gesichtspunkten zu disponieren nötigendes Thema gestellt und im Anschluß an die Vorträge der Schüler nach allen Richtungen hin eingehend besprochen wurde. Der Erfolg dieses Betriebes war äußerlich sehr bedeutend: ob der geistige Ertrag und der bleibende Gewinn für die große Masse der Schüler entsprechend beträchtlich waren, dürfte einigermaßen bezweifelt werden. Es lag dabei doch die Gefahr nahe, daß die Arbeit der Schüler wenn nicht mechanisch, so doch allzu gedächtnismäßig geleistet ward und Verstand und Herz dabei nicht ganz zu ihrem Rechte kamen, zumal Hirsch als Vortragender mit einer von ihm auch im Leben und selbst im geselligen Verkehr nie ganz überwundenen Befangenheit zu kämpfen hatte und der freien Rede wenig mächtig war, deren es doch bedarf, wo jugendliche Gemüter gepackt und begeistert werden sollen. Von selbst aber verstand es sich, daß ich mich zunächst in den Betrieb des Hirsch'schen Geschichtsunterrichts als dienendes Glied einzufügen hatte und dabei die guten Seiten desselben kennen und schätzen lernte. Erst später hat mich gereiftere Erfahrung zu der Einsicht gebracht, daß er doch auch seine Mängel hatte und vor der naheliegenden Gefahr einer gewissen Veräußerlichung nicht zu bewahren gewesen war. Wer zunächst am meisten lernte, war natürlich ich selbst, und wenn ich späterhin an dem bisher Üblichen das eine oder andere zu ändern mir erlaubte, so tat ich das mit der Pietät, die dem Wirken eines treuen und

verdienten, dabei auch wissenschaftlich bedeutenden Schulmannes gegenüber am Platze war. Vor den Augen der weisen Herren, ebenso großer Pädagogen wie Historiker, welche nachmals die preußischen Schulen mit dem von der Gegenwart beginnenden und von da zunächst rückwärts weitergeführten Geschichtsunterricht beglückten, würde Hirsch mit seiner streng sachlich fortschreitenden Methode freilich keine Gnade gefunden haben; allerdings würde er auch seinerseits die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen haben angesichts eines des Begriffs der Entwicklung geradezu spottenden Verfahrens, auf das der geistreiche Cherbuliez in einem es gebührend kritisierenden Aufsatz die treffende Bezeichnung „l'histoire à rebours" — „die umgekrempelte Geschichte" — angewandt hat. Da war es denn allerdings eine Art von Beruhigung, zu hören, daß der den Krebsgang gehende Geschichtsunterricht tatsächlich nur in den Reglements existierte, während die siegreiche Wucht des gesunden Menschenverstandes in der Praxis den naturgemäßen Gang bald überall wieder zur Herrschaft brachte.

Das größere Verdienst aber und die bleibende Bedeutung Theodor Hirsch's lagen doch in dem Gebiet der historischen Forschung, und zwar der provinzialgeschichtlichen. Von der so fesselnden Vergangenheit seiner Vaterstadt ausgehend, hat der unermüdliche Mann mit staunenswerter Arbeitskraft auf dem einst von Johannes Voigt, dem Königsberger Professor und Staatsarchivar (1786 bis 1863), gelegten, jedoch mehr breit als tief fundamentierten Grunde weitergebaut und die bisher noch immer einigermaßen dilettantisch getriebene Geschichte des Ordenslandes Preußen nach der Methode und im Geist der modernen Wissenschaft zum Gegenstand gründlichster Forschung gemacht. Seine Tätigkeit dabei bewahrheitet von neuem das Dichterwort von dem Wachsen des Menschen mit seinen größeren Zwecken: nicht jedem in ähnlicher Lage befindlichen Historiker dürfte es gelungen sein, ebenso den Weg vom Besonderen zum Allgemeinen zu finden und die Spezialgeschichte mit der allgemeinen in lebendige Beziehung zu bringen. Das leuchtet jedem ein, der Hirsch's seit 1843 erschienenes zweibändiges Geschichtswerk „Die Oberpfarrkirche zu Sankt Marien in ihren Denkmälern und in ihren Beziehungen zu dem kirchlichen Leben Danzigs überhaupt", mit seinen späteren Arbeiten vergleicht, von denen insbesondere die von der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft zu Leipzig 1858 preisgekrönte „Handelsgeschichte Danzigs unter der Herrschaft des Deutschen Ordens" geradezu epochemachend gewirkt und eine nachhaltige Anregung gegeben hat. Fast in noch höherem Maße gilt das von der Sammlung der „Scriptores rerum prussicarum", der den modernen wissenschaftlichen Ansprüchen in glänzender Weise genügenden Sammlung der Quellen für die Geschichte des Ordenslandes, die außerdem in den Beilagen und Erläuterungen eine Fülle bisher unbekannten archivalischen Materials zugänglich gemacht hat. Durch sie ist der Provinzialgeschichte ein neues Zeitalter eröffnet worden, welches mit dem Namen Hirsch's verknüpft bleiben wird, zumal von den beiden Fachgenossen, mit denen er sich zu gemein-

samer Bewältigung der Riesenaufgabe verbunden hatte, Max Toeppen (1822—93), damals Direktor des Gymnasiums in dem ostpreußischen Städtchen Hohenstein, und Ernst Strehlke, der letztere durch einen frühzeitigen Tod hinweggerafft wurde und ein großer Teil der von ihm übernommenen Ausgaben nun von Hirsch besorgt werden mußte. In Gemeinschaft mit dem ähnlich unermüdlichen Toeppen ist es ihm gelungen, die Sammlung mit dem 1871 erschienenen fünften Bande zum Abschluß zu bringen. Aber damals war er schon seit Jahren dem Danziger Wirkungskreise entrückt: in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen und angesichts seiner damals nicht minder als Empfehlung dienenden kirchlichen und politischen Stellung sehr weit rechts, wurde er im Sommer 1865 als ordentlicher Professor der Geschichte an die Universität Greifswald berufen und zugleich zum Direktor der dortigen Universitätsbibliothek ernannt, — eine Stellung, die bisher der ausgezeichnete, aber seines Liberalismus wegen anrüchige Philologe Schoemann (1793—1879) innegehabt hatte. Trotz seiner für einen solchen Übergang vorgerückten Jahre nahm Hirsch den Ruf mit Freuden an, so sehr der Danziger Magistrat sich bemühte, ihn seiner Vaterstadt zu erhalten, indem er ihm Befreiung von der Lehrtätigkeit in Aussicht stellte und ihn in den Stand setzen wollte, als Leiter des städtischen Archivs ganz seinen Studien zu leben. Wie recht er damit getan, hat seine in jeder Hinsicht befriedigende Tätigkeit in Greifswald erwiesen. Im übrigen sahen ihn alle mit Bedauern scheiden. Sein Haus war einer der Mittelpunkte der heiteren und anspruchslosen Geselligkeit gewesen, die in patriarchalisch einfachen Formen die geistigen und künstlerischen Interessen pflegte, und namentlich den Martinfesten hatte es immer eine Heimstätte gewährt. Ganz im Stile eines solchen, mit Liebhabertheater, Prolog und Epilog und Festliedern war denn auch das solenne Abschiedsfest gehalten, welches unter Teilnahme vieler Kollegen auch von den anderen Anstalten der Familie Hirsch gegeben wurde.

VIII. Reiche Jahre.

Theodor Hirsch's Berufung in ein akademisches Lehramt bedeutete für mich einen ganz unerwarteten, außerhalb jeder Berechnung liegenden Glücksfall. Wenn dabei alle in Betracht kommenden Instanzen, nicht bloß Hirsch selbst, von dem man annehmen durfte, er wünsche sein Werk fähigen und pietätvollen Händen anvertraut zu sehen, und mit ihm der mir herzlich wohlwollende Direktor Engelhardt, sondern auch der Danziger Magistrat als Patron des Gymnasiums und ihm zustimmend das von Schrader geleitete Provinzialschulkollegium, dieser Vakanz gegenüber alsbald darin einig waren, zum Nachfolger des hochverdienten Mannes mich insofern zu bestellen, als mir der bisher von ihm erteilte Unterricht seinem ganzen Umfange nach übertragen werden sollte, so durfte ich darin im Hinblick auf die Bescheidenheit meiner bisherigen Stellung, die mich besonders zu bewähren kaum Gelegenheit geboten hatte, einen mich ehrenden und ermutigenden

Beweis der Zufriedenheit und des Vertrauens sehen, der weniger den bisherigen Leistungen gelten sollte als dem redlichen Bemühen, meine Amtspflichten zu erfüllen und darüber hinaus auch der Wissenschaft zu dienen und damit die Wahrung einer der besten Traditionen des Danziger Gymnasiums zu fördern. Einen wirksameren Antrieb, auf dem damit bisher verfolgten Wege fortzufahren, konnte es freilich nicht geben. Diese Erwägung schlug alsbald auch die Bedenken nieder, die angesichts der mir nun gestellten Aufgabe in mir selbst etwa hätten aufsteigen können, und mit dem fröhlichen Selbstvertrauen der ihrer Leistungsfähigkeit gewissen jugendlichen Kraft ging ich an die Arbeit, glücklich, mich nun ganz meinem Fach widmen und auf allen Gebieten desselben vollends heimisch machen zu können. Wieviel mir dazu noch fehlte, dessen wurde ich bald inne, als ich nun in den obersten Klassen einen Blick tun konnte in den Umfang und die Tiefe der von Hirsch geleisteten Arbeit und das weitumfassende und gründliche Wissen, das unter dem Einflusse einer anspornenden Tradition die besseren Schüler besaßen. Da galt es denn freilich arbeiten, lernen, studieren und sich über das ziemlich bescheidene Rüstzeug hinaus, mit dem sich der Unterricht auf den untersten Stufen hatte bestreiten lassen, ein so ausgedehntes und in sich gut verbundenes, allezeit präsentes Wissen anzueignen, wie notwendig war, um vor einer so wohlunterrichteten Prima mit Ehren zu bestehen, wie ich sie von meinem Vorgänger überkam, und vor ihr stets die Überlegenheit des Lehrers zu behaupten. Recht Geschichte studiert habe ich eigentlich doch erst damals, — und mit welcher Freude und welchem Genuß, und mit welcher sich unausgesetzt steigernden Aufnahmefähigkeit! So gelang es mir, den Lehrstoff im Laufe des ersten Jahres im wesentlichen zu bewältigen und mir sicher zu eigen zu machen: mit jeder Wiederholung des Pensums minderte sich die Arbeit, da es nur noch auf Ergänzung und Vertiefung ankam. Dafür kamen die didaktischen Gesichtspunkte, je länger je mehr, zur Geltung, und die wachsende Erfahrung bürgte allmählich dafür, daß im wesentlichen das Richtige getroffen wurde. So fühlte ich mich denn in der mir so unerwartet und ungewöhnlich früh zugefallenen einheitlichen und in sich geschlossenen Tätigkeit bald völlig heimisch und im höchsten Grade befriedigt, zumal der mir daneben anvertraute deutsche Unterricht in der Obersekunda nicht nur anregende Abwechslung bot, sondern auch für Lehrer und Schüler eine Fülle fördernder Wechselbeziehungen zwischen beiden Fächern ermöglichte. Auch von der Mehrzahl meiner Schüler möchte ich behaupten, daß sie mit mir als Lehrer zufrieden waren. War es nach mancher Ansicht doch ein gewagtes Experiment gewesen, den noch nicht Dreiundzwanzigjährigen vor eine Prima zu stellen, von deren Schülern einzelne ihm an Jahren bedenklich nahestanden, so durfte dasselbe doch schon nach kurzer Zeit als gelungen gelten. Gerade in den obersten Klassen habe ich niemals irgendwelche Schwierigkeit gehabt, und wo sich solche sonst anfangs etwa zeigten, wurden sie durch das packende Interesse des Unterrichtsgegenstands alsbald überwunden. Das ist ja der Vorzug gerade des geschichtlichen

Unterrichts, wo er von einem den Gegenstand wirklich beherrschenden und in ihm lebenden Lehrer in ansprechender Form erteilt wird, daß er auf jeder Stufe so wirken kann, daß die an den Lippen des Lehrers hängenden Schüler dauernd in dem Bann des sich immer neu belebenden Interesses bleiben und dadurch selbstverständlich zu konzentrierter Teilnahme gewonnen werden. An dem von Hirsch eingeführten und während langer Jahre erfolgreicher Tätigkeit bis ins Einzelne sorgsam ausgearbeiteten Lehrplan wurde natürlich nichts geändert: erst als ich den danach vorgeschriebenen Kursus in allen Klassen wiederholt durchgemacht hatte, habe ich auf Grund der dabei gemachten Erfahrungen hier und da zu reformieren angefangen. Nur die aus Hirsch's Eigenart stammende allzu starke Betonung gewisser mechanischer Leistungen ließ ich bald fallen und entzog dadurch weniger strebsamen und begabten Schülern ein bequemes und beliebtes Mittel, durch solche Äußerlichkeiten den Schein besonders reger Teilnahme am Unterricht zu erzeugen und den dadurch leicht eingenommenen Lehrer in dem Urteil irrezuleiten. Ferner schaffte ich die unter Hirsch eine große Rolle spielenden geschichtlichen Probearbeiten ab, bei denen es doch nur darauf angekommen war, mit möglichster Fingerfertigkeit die gestellten Fragen durch eine möglichst große Menge nach den Tabellen aufgeschriebener Jahreszahlen und Daten zu beantworten, wobei Täuschungen aller Art nur zu leicht Spielraum gewährt war. Überhaupt war ich nach Kräften bemüht, das rein gedächtnismäßige Lernen auszuschalten und die Schüler zu wirklichem Verständnis der Vergangenheit anzuleiten: je mehr dem Lehrer das gelingt, umso lebendiger und dabei dauernder wird die Teilnahme der Schüler sein, um so mehr wird gleich beim Vortrag von dem ihnen gebotenen Neuen bei ihnen haften bleiben, und um so weniger wird es eines eigentlichen Auswendiglernens bedürfen, sondern durch geschicktes Durchsprechen und Wiederholen des erledigten Pensums in verschiedenen Kombinationen das Ziel des Unterrichts mühelos erreicht werden.

Die unvergängliche Wahrheit des „docendo discere“ aber erfuhr ich in jenen Monaten angestrengtester Lehr- und Lerntätigkeit, die mir der Eintritt in Theodor Hirsch's Wirkungskreis zur Pflicht machte, jeden Tag von neuem und sah mir dadurch eine Einheitlichkeit des wissenschaftlichen Strebens ermöglicht, wie sie einem jungen Lehrer nur selten beschieden sein dürfte. Kam doch alles, was ich mir für den in diesem Fall freilich außergewöhnlich großen Hausbedarf des Unterrichts zu eigen machte, dem Fortschreiten und der Vervollkommnung in meiner Wissenschaft zugute, wie umgekehrt die Ausbreitung und Vertiefung meines wissenschaftlichen Könnens mich zu freierer und erfolgreicherer Behandlung des Lehrstoffs befähigte: was ich mir dort zu eigen machte, erweiterte nicht bloß meinen Gesichtskreis, sondern half mir auch zu besserem Verständnis und richtigerer Beurteilung der Menschen und Ereignisse, mit denen ich mich als Forscher beschäftigte. Daß ich dabei vor der Gefahr bewahrt blieb, mich, wie es unter ähnlich günstigen, fast allzu verlockenden Umständen so leicht geschieht,

ausschließlich mit dem einen Gebiet zu beschäftigen und das jenseits seiner Grenzen liegende aus dem Auge zu verlieren, dafür sorgte das vielseitig bewegte und nach den verschiedensten Seiten hin den Blick erweiternde allgemeine geistige Leben, das in dem mich zunächst umgebenden Kreise herrschte und mir die bildende Teilnahme an mir zunächst fernliegenden Bestrebungen erschloß. Von unschätzbarem Werte wurde für mich gerade in dieser Hinsicht das Haus meines Kollegen Friedrich Strehlke: aus dem vertraulichen Verkehr, zu dem es sich mir sehr bald in der liebenswürdigsten Weise öffnete, entwickelte sich schnell eine auf Gleichheit des Denkens und Verwandtschaft des Strebens beruhende herzliche Freundschaft, welche, durch allen Wandel der Zeiten bewährt, für mich ein kostbarer Lebensgewinn werden sollte. Friedrich Strehlke (1825—96) war ein Danziger Kind, ein Sohn des damals noch im Amte befindlichen, in den Kreisen der Mathematiker und Physiker wohlangesehenen Direktors der Realschule zu St. Peter. Doch ließ sein ausgesprochen kritisch gerichteter und dabei stark ironisch veranlagter Geist den selbstgefälligen Lokalpatriotismus in ihm nicht aufkommen, der sonst gerade in den Altdanziger Kreisen nicht selten war und sie gegen Ungewohntes und Neues leicht ein gewisses Mißtrauen empfinden ließ. In Berlin durch philologische und germanistische Studien gebildet, aber auch in der französischen Literatur heimisch, wirkte Strehlke seit Jahren als angesehener und einflußreicher Lehrer in dem städtischen Gymnasium und war daneben auch literarisch mannigfach tätig, ohne zunächst ein bestimmtes Gebiet besonders erfolgreich anzubauen, mochten auch seine Forschungen über die deutsche Dichtung des siebzehnten Jahrhunderts und besonders über Martin Opitz, dessen „Vivetum" er unlängst in einer wohlgelungenen Übersetzung dem modernen Geschmack nahezubringen freilich vergeblich versucht hatte, in fachgenössischen Kreisen günstige Aufnahme gefunden haben. Eben um die Zeit, da ich seine Bekanntschaft machte, hatte Strehlke sich Goethestudien zugewandt, zunächst weder literarhistorischen noch ästhetischen, sondern textkritischen. Sie hatten ihn erkennen lassen, wie übel es vielfach um den Text selbst der populärsten Werke Goethes bestellt war, und wie da eine Menge von Fehlern, zum Teil der erstaunlichsten Art, kritiklos von einer Ausgabe in die andere übernommen worden war und noch weiter übernommen wurde. Er gab durch die Veröffentlichung dieser Studien, die seiner dem Einzelnen nachgehenden kritischen Anlage besonders zusagten, als einer der Ersten den Anstoß zu der so dringend nötigen Revision des überlieferten Goethetextes, die, in der Folge systematisch und nach den Regeln der philologischen Textkritik getrieben, zu den wertvollsten Ergebnissen geführt hat. Unsern Goethe nun ebenfalls einmal nach diesen neuen Gesichtspunkten durchzugehen, wurden dadurch wir alle veranlaßt, die Strehlke näherstanden. Es braucht nicht gesagt zu werden, welche Fülle der Anregung sich daraus ergab und wie manchen Abend wir bis in späte Nachtstunden hinein durch die sich daraus ergebenden lebhaften Erörterungen beschäftigt wurden. Diese gestalteten sich umso reizvoller, als ein hervorragender

und gelegentlich maßgebender Anteil daran der dabei gewissermaßen präsidierenden Frau Marie Strehlke zufiel, der Tochter des liebenswürdigen und bis in sein hohes Alter jugendlich lebhaften und fast feurigen Justizrat Martens, des Stifters und Leiters der „Literarischen Gesellschaft", einer Frau von ungewöhnlicher allgemeiner Bildung und vielseitigem Interesse, größter geistiger Beweglichkeit und treffendem Urteil, dabei trotz ihrer zarten Gesundheit, die kaum hoffen ließ, daß ihr ein so hohes und dabei so leistungs- und genußfähiges Greisenalter beschieden sein würde, wie sich die mehr als Achtzigjährige dessen allverehrt noch heute erfreut, von nie versagender Jugendfrische und sich rasch orientierender Teilnahmsfähigkeit, auch für ihr bisher fernliegende Gebiete, eine von jenen seltenen Frauen, denen auch im Kreise gelehrter Männer gern das Wort gegeben und deren Meinung aufmerksam gehört und gründlich erwogen wird. Der zwanglos vertrauliche Verkehr, dessen das den Persönlichkeiten nach so verschiedene und dabei sich so vortrefflich ergänzende Ehepaar mich bald würdigte, gab meinem außeramtlichen Leben in Danzig einen besonderen Reiz und wurde mir auch für meine wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen höchst förderlich. An ihnen nahm insbesondere Frau Strehlke freundlichen Anteil und verschmähte es nicht, sich gelegentlich von mir selbst in deren Einzelheiten einführen zu lassen. Wie hoch für den in der Entwicklung begriffenen jungen Schriftsteller eine derartige Teilnahme einer gebildeten und geschmackvollen Frau anzuschlagen ist, weiß jeder: vielleicht mehr als andere habe ich es damals erfahren, wo ich neben der Fortführung meiner staufischen Studien literarisch außerordentlich produktiv war, da meines Vaters zunehmende Kränklichkeit und Karl Frenzels freundliches Vertrauen meine Mitarbeiterschaft an dem „Deutschen Museum" sehr umfangreich werden ließen. Ich empfand es daher zunächst als einen sehr schmerzlichen Schlag, als das Haus Strehlke bereits Ostern 1865 von Danzig nach Marienburg verpflanzt wurde, dessen Gymnasium Strehlke zum Direktor erhielt. Aber von Danzig nach Marienburg brachte einen eine kurze Eisenbahnfahrt: wie oft bin ich, nicht selten in Gesellschaft des ganzen kleinen Kreises intimer Freunde des Strehlke'schen Hauses, nach Marienburg hinübergefahren, um in dem behaglichen Heim des verehrten Paares, hoch oben auf dem abschüssigen Ufer der Nogat, mit dem Blicke auf die fruchtbare Niederung und das sich weiter den Fluß abwärts erhebende hochragende Ordensschloß, den gewohnten fröhlichen Verkehr wieder aufleben zu lassen, in förderndem Austausch über die uns beschäftigenden Arbeiten und Pläne. Es war nur der gebührende Ausdruck des mich erfüllenden Dankgefühls für die mir dort gewährte beglückende und vielfach fördernde Freundschaft, wenn ich im Herbst 1865 meinen Heinrich den Löwen dem Ehepaar Strehlke widmete. Einige Jahre später hat dann durch meine Berufung nach Berlin und dann nach Königsberg und Strehlke's Übersiedelung nach Thorn, wo er an die Spitze einer Realschule und Gymnasium vereinigenden, großen Anstalt trat, dieser Verkehr freilich eine wesentliche Einschränkung

erfahren, ohne daß darum die Gemeinschaft der Interessen aufgehoben gewesen wäre. Wie sehr diese fortbestand, zeigte sich in herzerfreuender Weise, als einige Jahre später Strehlke aus dem Amte schied und sich in Berlin niederließ, wohin mein Weg mich und oft auch die Meinen alljährlich wiederholt führte: als ob die dazwischen liegende lange und an uns allen doch nicht spurlos vorübergegangene Zeit mit einem Male ausgestrichen gewesen wäre, lebte bei diesen Besuchen in fröhlichem Zusammensein die alte Gemeinschaft mit dem leichtesten gegenseitigen Verständnis alsbald wieder auf und wirkte herzerfreuend und erhebend. Und das blieb so auch nach Strehlke's Tode zwischen seiner Witwe und mir, umsomehr als wir die alte Freundschaft in der ähnlich herzlichen Verbindung der inzwischen neben uns herangeblühten jüngeren Generation erneut sahen.

Vollauf befriedigt in meinem amtlichen Wirkungskreise, in einträchtigem Zusammenarbeiten mit den Kollegen und beglückt durch die Zuneigung dankbarer Schüler, dabei unausgesetzt wissenschaftlich vorwärts strebend, literarisch vielseitig produktiv und gehoben durch die mir auch auf diesem Gebiet aus immer weiteren Kreisen zuteil werdende freundliche Anerkennung, verbrachte ich glückliche Jahre voll reichen Gewinns. Die enge Verbindung mit den Männern, die in dem öffentlichen Leben der Stadt sich die Pflege der Volksbildung besonders angelegen sein ließen, gab erwünschten Anlaß zur Erweiterung meiner Tätigkeit auch nach dieser Seite: meine in verschiedenen Vereinen gehaltenen populären Vorträge fanden Beifall und machten mir selbst viel Freude. Mit besonderer Vorliebe habe ich seitdem diese Tätigkeit gepflegt: gibt es doch für den Mann der Wissenschaft kaum eine bessere Gelegenheit, sich des allgemein bildenden Wertes des von ihm Erarbeiteten bewußt zu werden, als wenn er daraus in lebendiger Rede denen spenden kann, die sich den Zugang zu solcher geistigen Anregung und Erholung nicht selbst bahnen können. Eine derartige Vermittlerrolle zwischen Wissenschaft und Volksbildung, zwischen Forschung und allgemeiner Geisteskultur habe ich allezeit für besonders wichtig und daher auch für besonders verdienstlich gehalten. Nur soll sie nicht den Vermittlern minderer Ordnung überlassen werden, welche das, was sie sich eben erst von der Arbeit anderer zu eigen gemacht haben, mehr oder weniger geschickt in gemeinverständliche Form bringen und alsbald weitergeben, womöglich es an verschiedenen Stellen gleichlautend wiederholend. Vielmehr sollen die Männer der Forschung selbst diese vermittelnde Tätigkeit übernehmen und es nicht unter ihrer Würde halten, zu der Masse der Bildungsbedürftigen herabzusteigen, um ihnen, meist einem besonders dankbaren Publikum, die Ergebnisse ihrer Forschung, soweit sie dazu geeignet sind, mitzuteilen und diese so zu einem weithin Nutzen stiftenden Gemeingut zu machen. Mit Genugtuung darf heute konstatiert werden, daß in dieser Hinsicht gegen früher eine Änderung eingetreten ist und die Schranken, die ehemals Gelehrsamkeit und Volksbildung trennten, durch die Vertreter der ersteren nach Möglichkeit niedergelegt worden sind. Mir hat es immer Freude gemacht, die

Ergebnisse der stillen Arbeit im Studierzimmer empfänglichen Hörern in gemeinverständlicher Form darzulegen: viel mehr, als wenn er in der Sprache des Fachmannes zu Fachgenossen spricht, wird der Gelehrte sich dabei des Anteils bewußt, der ihm an dem geistigen Gesamtleben seiner Nation zukommt, und des fördernden Einflusses, den er darauf auszuüben berufen und befähigt ist. Zwei nur skizzenhaft gehaltene Vorträge, die ich in dem Handwerkerverein über die Geschichte Danzigs gehalten hatte, ließen von verschiedenen Seiten den Wunsch laut werden, ich möchte den allgemein interessierenden Gegenstand auch dem gesellschaftlich höherstehenden Publikum zugänglich machen. Die Sache ging über Erwarten gut: von dem, was in der alten Hansastadt etwas bedeutete, fehlte in den von mir gehaltenen drei Vorträgen kaum jemand, und der Beifall war allgemein. In gleicher Weise habe ich dann in ein paar folgenden Wintern erst die Geschichte des Ordenslandes Preußen und weiterhin unter dem Eindruck der Ereignisse von 1866 die Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen vor einem größeren Publikum behandelt.

Im Laufe der Zeit hatten sich nun aber auch in dem amtlichen Kreise, in dem meine Tätigkeit, so mannigfach sie geartet sein mochte, ihre festen und tiefen Wurzeln hatte, mancherlei Änderungen vollzogen, zunächst freilich solche, welche die für mich gegebenen Bedingungen des Arbeitens und Strebens noch günstiger gestalteten. Ostern 1869 trat Direktor Engelhardt in den Ruhestand und erhielt in Franz Kern (1830—94), der als Lehrer nacheinander in Stettin, Pölitz und Pforta und dann als Direktor in Oldenburg gewirkt hatte, einen Nachfolger, der Kollegen und Schüler gleich schnell gewann. Kern war nicht nur ein tüchtiger Philologe und ein auch literarisch bewährter Forscher auf dem Gebiete der griechischen Philosophie, wo er sich namentlich mit den Eleaten erfolgreich beschäftigt hatte, sondern vor allem auch ein ausgezeichneter Pädagoge — fast möchte ich sagen: ein Pädagoge von Gottes Gnaden. Mit fester und doch leichter Hand beseitigte er in kurzer Zeit die mancherlei kleinen und großen Mißbräuche, die unter dem allmählich immer schwächer werdenden Regiment seines Vorgängers eingerissen waren, und stellte schnell, wie etwas Selbstverständliches, eine äußere und innere Ordnung her, in der sich die ältesten und daher besonders am Alten hängenden Kollegen wohl fühlten und freudiger und befriedigter wirkten als bisher. Für mich war er ein alter Bekannter aus der Stettiner Gymnasialzeit: der hochragende, breitschulterige, körperlich gewandte und unbefangen fröhliche junge Lehrer war damals ein beliebter Genosse bei den Turnspielen der Primaner in Neutorney gewesen. Jetzt trugen die gemeinsamen Beziehungen zu der Vaterstadt dazu bei, uns schnell näher zusammenzuführen, daß sich zwischen uns ein reger Verkehr entwickelte. Auch den seinen eigenen Studien fernliegenden wissenschaftlichen Bestrebungen brachte Kern lebhaftes und verständnisvolles Interesse entgegen und zeigte sich dabei als einen scharfen Denker und Meister in der Diskussion. Wie manchesmal sind wir noch spät abends, bis

tief in die Nacht hinein, auf der Promenade vor dem Hohen Tor auf- und abgewandert, weil wir den uns beschäftigenden Gegenstand noch nicht erschöpft hatten!

Dabei lebte in Kern ein tief empfindendes, weiches Gemüt, das auch in seiner etwas mystisch angehauchten, kirchlich-frommen Richtung zum Ausdruck kam, ohne daß er diese einem andern aufzureden versucht hätte. Hier war der Einfluß unverkennbar, den der von ihm hochverehrte Ludwig Giesebrecht, sein Stettiner Lehrer, dessen pietätvoller Biograph er auch wurde, auf ihn ausgeübt hatte. Leider war die Zeit von Kerns reich gesegneter Tätigkeit in Danzig nur kurz gemessen: bereits im Herbst 1872 folgte er einem Ruf nach Stettin als Leiter des neuen städtischen Gymnasiums. Unsere freundschaftliche Verbindung hatte aber damit natürlich nicht ihr Ende erreicht, sondern ist auch in der Folge sorgsam gepflegt worden und hat uns manche ergiebige Stunde beglückenden Austausches gewährt, die erst meine Besuche in Stettin und dann meine häufige Anwesenheit in Berlin herbeiführten, wohin Kern 1881 als Nachfolger Adalbert Jahns, des berühmten Sprach- und Sagenforschers (1812—81), an die Spitze des altberühmten Köllnischen Gymnasiums berufen war, um sich in dem ihm damit eröffneten größeren Wirkungskreis inmitten des mächtig bewegten geistigen Lebens der Reichshauptstadt ebenso glänzend zu bewähren und allgemeine Liebe und Verehrung zu erwerben wie in seinen früheren Ämtern.

In Danzig war ihm Eduard Cauer gefolgt, bisher Direktor in Hamm, der Sohn eines seinerzeit vielgenannten Berliner Pädagogen, dessen Zögling in jungen Jahren Otto von Bismarck gewesen war, ein geistvoller und feinangelegter Mann, aber auch zurückhaltend und weder gewohnt noch geneigt, sich unbefangen zu geben, und daher nicht von der unmittelbaren und selbstverständlichen Einwirkung auf Lehrer und Schüler wie sein Vorgänger. Doch war Cauer ein verdienter Historiker, der namentlich die Geschichte Friedrichs des Großen gefördert und auch einige Jahre in Breslau doziert hatte. Es kann ihm daher nicht gerade erfreulich gewesen sein, mich in dem Besitz seines Spezialfaches zu finden und daran nach Lage der Dinge und angesichts der lokalen Tradition nichts ändern zu können. Ich muß ihm aber dankbar bezeugen, daß er das begreifliche Mißbehagen darüber mich niemals hat empfinden lassen, mag er auch meinen sich damals in der Stille vorbereitenden Weggang von Danzig aus den angegebenen Gründen nicht ungern gesehen haben. Ich selbst mußte nämlich zu der Überzeugung kommen, daß ich, was ich in der so angenehmen und sicher begründeten Stellung überhaupt erreichen konnte, bereits erreicht hatte und nur noch eine allmähliche finanzielle Aufbesserung derselben zu erwarten hatte. Das allein aber hätte mir doch nicht genügt, auch dem nicht entsprochen, was wohlmeinende Gönner und gleichstrebende Freunde von mir hofften, vor allem aber auch dem nicht, was die mir zur Seite stehende verständnisvolle und hochstrebende Lebensgefährtin von mir erwarten durfte.

Weihnachten 1867 hatte ich den eigenen Hausstand begründet. Die Ge-

schichte der Liebe und Werbung zu erzählen, die zu diesem beglückenden Abschluß führte, ist hier nicht der Ort. Es mag genügen, zu berichten, wie ich in dem intimen Strehlke'schen Freundeskreise die jüngste Tochter des bereits 1849 verstorbenen Direktors der städtischen höheren Töchterschule und Regierungsschulrats Dr. Friedrich Hoepfner kennen lernte, eines seinerzeit hochangesehenen und verdienten Mannes, dessen zahlreichen, ungewöhnlich begabten, ja zum Teil geistig hervorragenden Töchter in einer Weise, die damals noch zu den Seltenheiten gehörte und die tapfere Überwindung altmodischer Vorurteile voraussetzte, sich aus eigener Kraft den Lebensweg gebahnt hatten und als Erzieherinnen, Lehrerinnen und Schulvorsteherinnen zum Teil zu angesehenen Stellungen gelangt waren. In Königsberg lebt der Name der einen, die dort eine zu hoher Blüte gediehene höhere Töchterschule gegründet und lange Jahre hindurch in musterhafter Weise geleitet hat, als der der hochherzigen Begründerin einer reich dotierten Stiftung zur Versorgung armer Kinder in dankbarem Andenken fort; zwei andere, die an der einst von dem Vater geleiteten Anstalt wirkten, Damen von ungewöhnlicher Bildung und geistiger Beweglichkeit, waren beliebte Zierden der Danziger Geselligkeit. Die vierte, Therese Hoepfner, die lange als Erzieherin in vornehmen englischen Häusern gewirkt hatte, war als unübertroffene Kennerin der englischen Sprache und Literatur und auch als Meisterin im Französischen anerkannt und entfaltete auf diesem Gebiet eine von zahlreichen dankbaren Schülerinnen freudig anerkannte Tätigkeit; später lebte sie in Rom, wo sie bei ihrem phänomenalen Sprachtalent sich nicht bloß eine vollkommene Herrschaft über das Italienische zu eigen machte, sondern auch mit wachsender Anerkennung schriftstellerisch tätig war, indem sie ansprechende, durch gründliche Kenntnis von Land und Leuten ausgezeichnete Schilderungen einzelner Städte und Landschaften auf historischem Hintergrunde veröffentlichte und des ihr in Rom bekannt gewordenen Amerikaners Crawford Romane durch wohlgelungene Übersetzungen in Deutschland einzubürgern versuchte. Die jüngste endlich, meine Erwählte, hatte sich der Musik gewidmet und unter Hans von Bülow zur Klavierspielerin ausgebildet, ohne mit ihrer Kunst in die Öffentlichkeit zu treten: als Lehrerin entfaltete sie in ihrer Vaterstadt eine bedeutende und allgemein anerkannte Tätigkeit, auf die sie auch als meine Gattin zunächst nicht verzichten mochte. Wer ein Fach, gleichviel welches, mit wirklich erschöpfender Gründlichkeit studiert und seinen Geist demgemäß geschult hat, weiß sich auch in anderen, ihm bisher fremden, zurechtzufinden, denn er hat lernen gelernt. So wurde es der bisher ganz ihrer Kunst Lebenden leicht, den Bestrebungen näherzutreten, denen ich vornehmlich lebte, und sie ist mir während der langen Jahre glücklichsten Zusammenlebens auch auf diesem Gebiete die bewährte Beraterin und vertraute Helferin geblieben, die mir in einem beglückenden Heim die erste und unerläßlichste Voraussetzung für erfolgreiche Arbeit geschaffen und damit zu freudigem Fortschreiten auf der verfolgten Bahn entscheidend beigetragen hat. Sich von der Heimat zu trennen und alle die

sie dort fesselnden beglückenden Verbindungen zu lösen, die ja nun auch mir zugute kamen, war freilich keine geringe Zumutung, zumal es doch fraglich blieb, ob ich das Ziel, um dessentwillen ich die in jeder Hinsicht so behagliche Stellung in Danzig aufgeben wollte, schließlich auch wirklich erreichen würde. Aber gerade bei dieser großen Entscheidung stand mir die tapfere Frau, die Mutter meines fröhlich gedeihenden Pärchens, selbstlos und zuversichtlich zur Seite: gerade sie ermutigte mich ganz besonders, das Wagnis zu unternehmen, ohne das der Übergang zu der ersehnten akademischen Tätigkeit nun einmal nicht zu erreichen war. Aber daß er mir am Ende doch gelingen würde, durfte ich hoffen, angesichts der wachsenden Anerkennung, deren sich meine literarische Tätigkeit in weiten Kreisen erfreute.

In den Tagen, da in Versailles das neue deutsche Kaisertum proklamiert wurde, erschien der erste Band meines „Kaiser Friedrich I.". Auf die Empfehlung meiner akademischen Lehrer hatte das preußische Kultusministerium, an dessen Spitze damals Herr von Mühler stand, mir durch Gewährung einer Beihilfe eine Studienreise nach Oberitalien ermöglicht, die ich in den durch einen Urlaub verlängerten Ferien des Sommers 1870 ausgeführt hatte. Aus der berühmten Bibliothek des Domkapitels zu Verona, der Markusbibliothek zu Venedig, deren Direktor Valentinelli sich meiner besonders freundlich annahm, den Bibliotheken zu Bologna und Florenz, sowie aus den Archiven zu Piacenza, Mailand und Cremona, welches letztere eben damals durch den wunderlichen und gutherzigen Ippolito Cereda, die Verkörperung des notleidenden italienischen Beamtenproletariats, als eine der ergiebigsten Fundgruben für die lombardische Geschichte des zwölften Jahrhunderts weithin bekannt geworden war, hatte ich manches wertvolle Dokument mit heimgebracht, das für den Fortgang meiner Arbeit von entscheidender Bedeutung werden sollte. Fast wichtiger noch war freilich der Gewinn, den ich aus der lebendigen Anschauung des Landes zog, in dem die mich seit Jahren beschäftigenden Ereignisse sich abgespielt hatten. Auch Vicenza, Padua und Pavia lernte ich kennen und machte einen höchst interessanten und lehrreichen Ausflug an die adriatische Küste nach Rimini, Ancona und dem wunderbaren Ravenna, und weiter hinauf nach Loretto. Aus diesem damals noch in ganz anderem Maße als heutigentags weltentlegenen Teil Italiens in Florenz eintreffend, sah ich mich zu meinem Erstaunen mitten hineinversetzt in den Lärm des ausbrechenden deutsch-französischen Krieges und konnte in der Arnostadt einigen von ihren Studien in Rom zu den Waffen eilenden Fachgenossen noch einmal die Hand reichen. Da ich selbst nicht militärpflichtig war und Weib und Kind in dem abseits der Kriegsstürme gelegenen Westpreußen wohl geborgen wußte, konnte ich meine Arbeiten, wenn auch etwas abgekürzt, zu Ende führen, in Oberitalien freilich mannigfach gehemmt durch die großen Verkehrsstockungen, welche der in vollem Gange befindliche Transport der italienischen Armee nach der französischen Grenze veranlaßte. Die Kunde von den ersten

deutschen Siegen, die bald eintraf, benahm den Italienern freilich rasch die Lust, sich an die Seite des zweiten Kaiserreichs zu stellen. Ein flüchtiger Besuch der oberitalienischen Seen, von wo bereits alle Fremden geflohen waren, beschloß die Reise. In langsamer, vielfach behinderter Fahrt, da die süd- und westwärts strömenden Truppenmassen immer neuen Aufenthalt veranlaßten, erreichte ich glücklich die Heimat, wo ich alsbald an die Einarbeitung und weitere Verwertung der mitgebrachten reichen Ausbeute ging und zu Beginn des neuen Jahres die Freude hatte, den ersten Band meines Werkes veröffentlicht zu sehen. Dasselbe buchhändlerisch unterzubringen hatte seine Schwierigkeiten gehabt, zumal ich für die Fertigstellung des Ganzen keine bestimmte Verpflichtung eingehen konnte. Um so dankbarer war ich dem unternehmungslustigen Verleger der „Danziger Zeitung", Herrn A. W. Kafemann, daß er das Werk unter seinen Schutz nahm und sein Erscheinen ermöglichte. Als erster Versuch, der seit Friedrich von Raumer gemacht wurde, die Geschichte des ersten großen Staufers, dessen Namen noch immer ein gewisser Glanz umstrahlte, auf Grund des im Laufe der Zeit so gewaltig angewachsenen Quellenmaterials in einheitlicher Zusammenfassung und eng verknüpft mit der allgemeinen Geschichte erschöpfend darzustellen, fand die Arbeit, über deren Schwächen ich selbst mich am wenigsten täuschte, zumal diese aus ihrer Entstehung fern von einer großen, alle wünschenswerten Hilfsmittel jeden Augenblick zur Verfügung stellenden Bibliothek sich sehr natürlich erklärten, freundliche Aufnahme und ermunternden Beifall, von dem getragen ich alsbald an die Fortsetzung ging, um den zweiten Band möglichst bald folgen lassen zu können: er erschien denn auch bereits Ende 1871. Daneben entstand in jener Zeit eine ganz aus archivalischen Quellen geschöpfte „Geschichte des Kreises Neustadt in Westpreußen": das Material dazu bot mir im wesentlichen das Danziger Stadtarchiv und für die neuere Zeit die mir zur Verfügung gestellten Akten der dortigen Königlichen Regierung, der damals der künstlerisch, namentlich musikalisch, reich begabte Herr von Diest vorstand, der liebenswürdige Verfasser der „Erinnerungen eines Glücklichen". Das Buch erschien im Herbst 1872 ebenfalls bei A. W. Kafemann als Festgabe zur Säkularfeier der Vereinigung Westpreußens mit dem preußischen Staat infolge der ersten Teilung Polens und nahm sehr entschieden Stellung in den damals eben von neuem entbrannten nationalen und konfessionellen Kämpfen. Der Kreis der Interessenten daran war begreiflicherweise ein beschränkter, wie ich denn auch die Arbeit im besonderen Auftrag der Stände des Kreises Neustadt übernommen hatte als einen Teil der damals erscheinenden Sammlung von Kreisgeschichten des preußischen Staates. Weithin aber hatte ich mir während der letzten Jahre Freunde erworben durch zahlreiche literar- und kulturhistorische Essays, die in dem „Deutschen Museum", in F. von Raumers „Historischem Taschenbuch", in F. A. Brockhaus' „Unsere Zeit" und in den von dem Bibliographischen Institut in Hildburghausen herausgegebenen „Ergänzungsheften", in der von Rudolf Reicke und Ernst Wichert

begründeten „Altpreußischen Monatsschrift" und an anderen Orten erschienen, wie z. B. über die Marquise Dudeffond, die Freundin Horace Walpoles, auf Grund ihres damals erschienenen Briefwechsels, über Lord Byron als politischen Dichter im Anschluß an die damals herausgekommene meisterhafte Übersetzung des großen Engländers von Gildemeister, über den italienischen Satiriker Giuseppe Giusti, den später ein Meister wie Paul Heyse den Deutschen in hervorragender Übertragung zugänglich gemacht hat, über Ferdinand Gregorovius, den Geschichtsschreiber der Stadt Rom im Mittelalter, eine Skizze, die mir den freundlichen Dank desselben eintrug und später angenehme persönliche Beziehungen in der ewigen Stadt herbeiführte, und eine historische Studie über Ravenna, dessen wunderbares Bild mir auf der italienischen Reise einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hatte. Ich durfte es als einen überraschenden und zu größeren Hoffnungen berechtigenden Erfolg ansehen, daß, als es sich 1872 darum handelte, dem an die neugegründete Universität Straßburg berufenen Geschichtsschreiber des modernen Spanien, Hermann Baumgarten, in der bisher von ihm innegehabten Professur der Geschichte und Literaturgeschichte am Polytechnikum in Karlsruhe einen Nachfolger zu geben, auch mein Name auf der Kandidatenliste stand. Die Entscheidung fiel freilich schließlich nicht zu meinen Gunsten aus, aber sie half mir doch vorwärts und ließ mich einen wesentlichen Schritt in der Richtung auf das mir vorschwebende Ziel tun. Denn durch die einigermaßen überraschende Berufung des Oberlehrers an der Friedrichswerder'schen Gewerbeschule in Berlin, David Müller, eines politisch und kirchlich ganz rechts stehenden Mannes ohne wissenschaftliche Bewährung — denn eine geschickt gemachte und als Lehrbuch weitverbreitete „Deutsche Geschichte" konnte als solche nicht zählen —, der sich der besonderen Gunst des damals noch allmächtigen Leiters des preußischen höheren Schulwesens erfreute, des um dieses auch tatsächlich hochverdienten Geheimrats Ludwig Wiese, ließ in Berlin eine Vakanz entstehen, in die berufen zu werden ich mich alsbald bemühte. Handelte es sich doch um eine der wenigen Stellungen, die mir eine ähnlich einheitliche und um mein Hauptfach konzentrierte Tätigkeit in Aussicht stellten, wie ich sie dank einer ungewöhnlich glücklichen Fügung in Danzig seit Jahren hatte üben können, daneben aber die Möglichkeit bot, mich an der Berliner Universität zu habilitieren und mein Glück als akademischer Lehrer zu versuchen. Die Aussichten gestalteten sich denn auch, namentlich dank dem Entgegenkommen des Direktors der Anstalt, Dr. Gallenkamp, eines hochverdienten Schulmannes und ausgezeichneten Mathematikers, und des in dem städtischen Kuratorium der Anstalt besonders einflußreichen Dr. Techow, der, ehemals Direktor des Gymnasiums zu Allenstein in Ostpreußen, als liberaler Abgeordneter aus dem Amt gedrängt, seit einiger Zeit in Berlin lebte und als Stadtrat eine hochverdienstliche Tätigkeit entfaltete, von Anfang an günstig. Niemand freute sich dessen mehr als mein Vater: den erfreulichen Abschluß aber sollte er nicht mehr erleben. Auf der Durchreise nach Berlin, wo ich mich vor-

stellen und, wie üblich, ein paar Probelektionen halten sollte, sah ich ihn in Stettin flüchtig zum letzten Male. Noch ehe die Entscheidung in Berlin erfolgt war, machte in der Morgenfrühe des 21. Juni 1872 ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende. Während ich, ihm die letzte Ehre zu erweisen, in Stettin verweilte, erhielt ich die Nachricht, daß ich in Berlin gewählt sei.

Nün hieß es, mich und die Meinen aus dem mir so völlig zu beglückender Heimat gewordenen lieben, alten Danzig lösen. Wohl hatte die schöne Stadt während der neun Jahre, die ich dort geweilt, sich nicht bloß äußerlich gründlich gewandelt, sondern auch innerlich eine Art von Verjüngungsprozeß durchgemacht, dessen Zeuge zu sein dem Aufenthalt daselbst einen besonderen Reiz verliehen hatte. An herzerfreuenden Beweisen der Teilnahme und Anerkennung fehlte es mir nicht in den bewegten Tagen des Abschieds: sie taten umso wohler, als darin zugleich der Wunsch und die Zuversicht zum Ausdruck kamen, daß ich meinen Weg machen und das Ziel, dem nachzustreben ich von Danzig schied, erreichen würde. Von der Aufrichtigkeit und Dauerhaftigkeit solcher Gesinnung habe ich mich nachmals noch oft freudig überzeugen können bei den häufigen Besuchen, die ich in späteren Jahren von Königsberg aus in Danzig zu machen Gelegenheit hatte.

In den ersten Oktobertagen des Jahres 1872 erfolgte die Übersiedelung nach Berlin. Ich betrat die Reichshauptstadt mit dem Bewußtsein, daß es unter den dort meiner wartenden Verhältnissen der Einsetzung meines ganzen Könnens und der Anspannung aller Kräfte bedürfen werde, um nicht bloß mit Ehren zu bestehen, sondern mein Ziel auch wirklich zu erreichen. Aber ich wußte auch, daß mir dort ebenfalls verständnisvoll teilnehmende Freunde und wohlwollende Gönner nicht fehlen würden. In dem einen wie in dem andern sollte ich mich nicht getäuscht haben.

Dr. med. Schmidt-Gründler,
Oberlehrer a. D. in Halle a. d. S.:

Wie behandeln wir unsre Kriegsprimaner gerecht und richtig?

Ein neuer Vorschlag.

Leider droht, nach deutscher Art, wieder einmal ein grimmer Streit zu entbrennen, zwar nicht über eine Doktorfrage, wohl aber über die Kriegsprimanerfrage, die bei vernünftigem Erwägen doch durchaus keinen Zank und Unfrieden zu erregen brauchte! Hat man doch sogar schon die Mainlinie höchst unnötigerweise in diesen Streit mit hineingezerrt: „Erlaß der Reifeprüfung für die Kriegsprimaner", so klingt es angeblich aus dem gemütlichen Süddeutschland. „Fiat justitia, pereat mundus"*), so schallt es ebenso angeblich aus dem rauhen Norden zurück, der danach auf dem Schein, d. h. auf dem Reifeschein, bestände. Angeblich, sage ich. In Wirklichkeit steht sich nämlich, um das gleich vorwegzunehmen, Nord und Süd in dieser Sache gar nicht gegenüber. Denn die Großherzogtümer Baden und Hessen die doch auch wohl zu Süddeutschland gehören, stehen hierin auf dem nördlichen Standpunkt. Daher zunächst und vor allem: weg mit der falschen Berufung auf die Mainlinie, die in dieser Hinsicht, wenn es möglich wäre, noch weniger Daseinsberechtigung hat, als in jeder anderen!

Nachdem so dieser Frage jeder politische Beigeschmack genommen ist, wird es sich weiter darum handeln, sie auch sonst völlig sachlich, d. h. vor allem also *nicht nur gefühlsmäßig* zu erwägen. Die Gefahr, das Gefühl zu stark mitsprechen zu lassen, ist, wie ich kaum zu sagen brauche, hierbei besonders groß. Denn wessen Gefühle gerieten nicht in starke Schwingungen, wenn er des Opfersinns und Todesmutes unserer Helden da draußen gedenkt! Und zu diesen Helden gehören doch auch die, von denen hier die Rede ist — unsere Kriegsprimaner!

Aber demgegenüber gilt es sich daran zu erinnern: nicht nur der Haß ist ein schlechter Berater, sondern ebensosehr die Liebe und die Bewunderung. Das einzige Gefühl, das uns bei der Erörterung dieser Frage leiten darf, ist das Wohlwollen. Aber auch dieses muß vom kühlen Verstande gelenkt sein, soll es uns nicht in die Irre führen. Prüft man die Frage nach diesen Grundsätzen, so ergeben sich folgende Gesichtspunkte:

1. Ein *juristisches Recht* auf Anrechnung der Kriegsjahre in irgendeiner Form, sei es auch nur in der eines Erlasses der Reifeprüfung, haben die

*) Gerechtigkeit, mag auch die Welt darüber zu Grunde gehen!

Kriegsprimaner nicht. Das ist selbstverständlich. Sonst müßte man allen Kriegsteilnehmern für ihre ungeheuren Opfer an Zeit und Geld Entschädigungsansprüche zugestehen, was weder rechtlich begründet noch sachlich durchführbar wäre. —

2. Trotzdem ist es offenbar die sittliche Pflicht des Staates, alle vermeidbaren Schädigungen der Kriegsteilnehmer auch wirklich zu vermeiden. So wird zum Beispiel mit Recht gefordert und unseres Wissens vom Staat auch anerkannt, daß den Beamten unter den Kriegsteilnehmern die Kriegszeit als Dienstjahre angerechnet werden, damit sie keinen Schaden gegenüber ihren zu Hause gebliebenen Berufsgenossen haben.

Nach demselben Grundsatz ist der Staat daher auch verpflichtet, die Kriegsprimaner, wenn möglich, so zu stellen, daß sie gegen ihre zu Hause gebliebenen Mitschüler durch spätere Immatrikulation usw. keine Einbuße an Zeit erleiden. Wenn möglich — das kann offenbar nur heißen: wenn weder der Staat noch die Kriegsprimaner selbst durch die Gleichstellung mit ihren Altersgenossen einen anderweitigen Schaden erleiden, der noch größer wäre, als ein etwaiger Zeitverlust.

Dieses Wenn wird nun aber zur unbestreitbaren Wirklichkeit bei all den Kriegsprimanern, die das Reifezeugnis erstreben, ohne zur Hochschule zu wollen. Da hier von einer Schädigung der künftigen wissenschaftlichen Ausbildung der Betreffenden überhaupt nicht die Rede sein kann und auch kein sog. Staatsinteresse in Betracht kommt, so wäre es unbillig, wenn die Behörden solchen Kriegsprimanern, die sich z. B. dem kaufmännischen Berufe widmen wollen, das Reifezeugnis verweigerten. Unbillig gegenüber ihren Altersgenossen, die zu Hause geblieben sind, nichts für den Staat getan und trotzdem das Zeugnis erhalten haben.

3. Diese Fälle bilden allerdings nur die Minderheit; für die Mehrzahl der Kriegsprimaner, die sich sicher dem Studium zuwenden wird, läuft diese ganze Frage, nach dem Gesagten, darauf hinaus: ist es ohne wesentliche Schädigung des Staates oder der Kriegsprimaner selbst möglich, diese mit ihren nicht-gedienten Altersgenossen gleichzustellen, d. h. ihnen sofort nach dem Kriege bedingungslos das Reifezeugnis zu geben? Bayern und Württemberg bejahen diese Frage, die anderen Staaten verneinen sie. Welche von beiden Parteien hat nun Recht?

Alle, auch die Befürworter des Erlasses der Reifeprüfung, werden zugeben: ganz ohne Ausnahmemaßregel wäre es auf keinen Fall ratsam, den Kriegsprimanern das Reifezeugnis zu erteilen! Mindestens müßte — und das wollen Bayern und Württemberg offenbar gleichfalls, — den so zur Hochschule Zugelassenen auf dieser Gelegenheit geboten werden, durch besondere Vorlesungen oder Kurse die Lücken in ihrem Wissen zu ergänzen und sich vor allem wieder an wissenschaftliches Arbeiten zu gewöhnen.

Denn darin sind sich alle, die die Kriegsprimaner kennen, einig: diese sind — das soll nicht im mindesten einen Vorwurf enthalten, da es gar nicht anders sein könnte! — durch die lange Kriegszeit mit dem fast völligen Fehlen jeder wissenschaftlichen Arbeit, ja überhaupt jeder geistigen Anstrengung des begrifflichen Denkens so entwöhnt, daß sie dringend einer besonderen Anleitung bedürfen, um wieder wissenschaftlich arbeiten zu können. Es bedarf der Umschaltung des Kriegszustandes der Seele, der ausschließlich auf das Handeln und die Wirklichkeiten des Lebens hingelenkt ist, in den auf abgezogenes Denken gerichteten Friedens-Seelenzustand.

Die norddeutschen Behörden zweifeln nun offenbar daran, daß Sonderkurse auf den Hochschulen diese beiden Zwecke der Wiedergewöhnung an wissenschaftliches Arbeiten und des Tilgens von Wissenslücken erfüllen können, wollen daher diese Sonderkurse auf die höheren Schulen verlegen und sie der „Sicherheit halber" mit einer erleichterten Reifeprüfung abschließen. Die Entscheidung über die zweckmäßige Behandlung der Kriegsprimaner hängt also schließlich von der Entscheidung über die Frage ab: sind die unzweifelhaft notwendigen Sonderkurse besser auf die höheren oder die Hochschulen zu verlegen? Hierauf ist folgendes zu erwidern:

4. Das Verlegen der Sonderkurse auf die höheren Schulen, wie es Preußen, Sachsen und andere Bundesstaaten planen, ist dringend zu widerraten. Freilich: daß die Kriegsprimaner auch bei dieser Einrichtung ihre hauptsächlichsten Lücken ausfüllen und wieder zu arbeiten lernen würden, dürfte kaum zu bezweifeln sein. Trotzdem erscheint dieser Weg nicht gangbar! Denn er ist erstens unbillig, und zweitens stößt auch seine Ausführung auf ernste Bedenken.

Vor allem sollte aber seine Unbilligkeit ihn ganz aus der Erörterung verschwinden lassen! Was für Gefühle müßten unsere Kriegsprimaner bewegen, wenn sie, die des Kampfes Last und Hitze getragen haben, noch weiter sich auf der Schule herumdrücken sollen! Während ihre zu Hause gebliebenen Altersgenossen hohnlächelnd mit dem Reifezeugnis in der Tasche die Freuden des Studentenlebens auskosten dürfen! Wahrhaftig: den mit der Milch der frommen Denkungsart Getränktesten müßte dabei die Galle überlaufen! Diese Unbilligkeit wäre nur dann zu rechtfertigen, wenn die Sonderkurse, deren Notwendigkeit die Kriegsprimaner selbst zugeben werden, auf den Hochschulen unmöglich wären. Wir werden aber sogleich sehen, daß dies nicht der Fall ist. Alle Härten verträgt der Vernünftige ohne großes Widerstreben, wenn man ihm zeigt, daß sie unumgänglich nötig sind. Da diese Kurse aber ebenso gut und noch besser auf den Hochschulen abgehalten werden können, so würden die Kriegsprimaner das Vorenthalten des Reifezeugnisses zwar natürlich ertragen, — denn was sollten sie dem allmächtigen Staat gegenüber tun? — aber sie würden es mit Wut und Zähneknirschen ertragen, und kein Einsichtiger würde ihnen das verargen!

Ferner aber: wie denkt man sich die praktische Ausführung dieser Schul-

sonderkurse? Es verlautet an amtlichen Stellen, sie sollten in einem freien Geist gehalten werden, alles kleinlich Schulmäßige sollte daraus verbannt bleiben und die Schlußprüfungen sollten nicht auf Kenntnisse, sondern auf Können und geistige Reife abzielen. Das klingt ja alles schön und gut, aber es steht doch gewaltig schief darum!

Was kann man denn mit solchen Sonderschulkursen für die Kriegsprimaner bezwecken wollen? Offenbar nur drei Dinge: ihre Kenntnisse aufzufrischen oder zu erweitern, die Unbegabten auszumerzen und die jungen Leute wieder an geistige Arbeit zu gewöhnen. Von diesen drei Zielen ist das erste überflüssig und die beiden andern sind ebensogut und noch besser durch Hochschulkurse zu erreichen.

Mancher Schulmann wird die Hände ringen ob der Behauptung, daß die Kriegsprimaner es im allgemeinen nicht nötig hätten, ihre Kenntnisse aufzufrischen, um erfolgreich studieren zu können. Diese Behauptung ist aber trotz allen Händeringens richtig. Wieviele positiven Vorkenntnisse bringt denn der vorschriftsmäßig geprüfte Gymnasial-Abiturient für die meisten Studienfächer auf die Hochschule mit? So gut wie gar keine! Der Mediziner bringt für sein Fach nur das bischen Physik mit, desgl. alle Naturwissenschaftler. Die Neusprachler bringen ihre paar Brocken Französisch mit, die Juristen ihr Obersekundaner-Latein.*) Nur die Theologen, Alt-Philologen, Geschichtler und Mathematiker gehen mit ausgedehnteren Vorkenntnissen für ihr Fach zur Hochschule. Die bei weitem größere Mehrheit der Studenten, die sich aus den zuerst genannten Fakultäten zusammensetzt, beginnt also ohne alle nennenswerten Vorkenntnisse ihre Fachstudien. Ist dies also bei der größeren Hälfte der Studenten bis jetzt ganz gut gegangen, so geht es offenbar auch bei der kleineren Hälfte ganz gut, wenn man es bei dieser künftig nur ebenso anfängt, wie schon immer bei der größeren. Daß heißt: wenn man, wie das bei Medizinern, Chemikern, Neusprachlern usw. schon längst geschieht, künftig auch den Kriegsprimanern, die Mathematik, Theologie, klassische Philologie, Geschichte usw. studieren wollen, die noch fehlenden Vorkenntnisse durch besondere Kurse oder Vorlesungen vermittelt. Der Einwand, die Hörer der letztgenannten Fakultäten brauchten viel mehr Vorkenntnisse für ihr Studium als die Mediziner, Neusprachler usw., ist hinfällig. Denn die Kriegsprimaner haben auf der Schule ja schon wenigstens sechs Jahre Latein und drei Jahre Mathematik und Griechisch getrieben.

Ferner wäre es wirklich eine sehr harte Zumutung für junge Männer, die das Gewaltigste erlebt haben, wenn sie wieder zu ihrem längst vergessenen, trockenen Schulwissen zurückkehren müßten, nur um einen Schein, d. h. also ein Stück Papier, zu erlangen. Diese Aussicht wird die meisten Kriegsprimaner sicher-

*) Das Primaner-Latein ist durch die jetzigen Bestimmungen als für das Rechtsstudium überflüssig erklärt!

lich wenig erbauen, und das wird ihnen wieder kein Unvoreingenommener verdenken! Dagegen wird die Mehrzahl von ihnen gewiß gern für den Vorschlag zu haben seien, sich wieder wissenschaftlich zu beschäftigen und ihre Kenntnisse zu erweitern — vorausgesetzt, daß diese wissenschaftliche Beschäftigung und dieser Zuwachs an Kenntnissen zu den von ihnen gewünschten Fachstudien in naher Beziehung steht. Will man daher das Interesse der jungen Leute erwecken, und das ist doch bekanntlich bei allem Erziehen die Hauptsache, so dürfen diese Sonderkurse nicht die Wiederholung oder Erweiterung des ganzen Schulwissens zum Zwecke haben. Sie müssen vielmehr eine Einführung in die von den Kriegsprimanern gewählten Fachstudien darstellen*).

Nun aber vor allem: zum Schulehalten gehört bekanntlich nicht nur das Vermitteln von Kenntnissen und das Erwecken von Interesse, sondern nach Herbart auch das Regieren oder, laienhaft ausgedrückt, die Schulzucht. Wie gedenkt man es in diesem kitzlichen Punkt mit den Kriegsprimanern zu halten? Man kommt da um die Scylla und Charybdis nicht herum! Entweder: man unterwirft die Kriegsprimaner einer, wenn auch etwas gemilderten Schulzucht — das heißt ihnen offenbar etwas zu viel zumuten! Will man ihnen wirklich verbieten, auf der Straße zu rauchen, die Kneipen oder Konditoreien zu besuchen, sich des Nachts oder gar des Abends auf der Straße sehen zu lassen? Das kann man natürlich tun — man wird aber die wenigsten Deutschen von der Ansicht abbringen können, daß es unwürdig wäre, wenn man die jungen alten Krieger derartig „pennälermäßig" behandelte. Ich gehöre zu den völlig Enthaltsamen und gäbe etwas darum, wenn ich die jungen Leute, um die es sich hier handelt, zu freiwilligem Verzicht auf den Alkohol und die abscheuliche Zigarette bringen könnte. Der Gedanke aber, man könnte sie, die wer weiß wie oft für uns ihr Leben in die Schanze geschlagen haben, zwangsweise wie Schulbuben von Bier und Tabak abhalten wollen, erfüllt mich mit Entrüstung! Da vermutlich ziemlich alle Deutschen die Entrüstung teilen würden, so bleibt wohl nur die andere Möglichkeit, nämlich die Kriegsprimaner von der Schulzucht zu befreien. Der Grund zur Entrüstung wäre dann beseitigt, statt dessen würden sich aber andere schwere Bedenken erheben. Zunächst ist es offenbar eine sehr heikle Sache, zwei Klassen von Schülern in einer Schule zu haben: solche, für die die Schulzucht gilt, und solche, für die sie nicht gilt. Es würde sich auch sehr bald zeigen, daß dies Bedenken keineswegs nur am grünen Tisch ausgeklügelt ist. Verlegte man nämlich diese Schulkurse ausschließlich in kleine Städte, so bekäme man sicher gar bald sehr merkwürdige Dinge darüber zu hören, wie die Herren Kriegsprimaner da alles auf den Kopf stellten. Denn an sanftes Auftreten und sehr sittsames Gebaren sind diese durch die zweieinhalb Jahre Feldzug wahrhaftig nicht gewöhnt!

---

*) Dies würde sehr durch den Umstand erleichtert, daß sich im allgemeinen zu den Fachstudien nur die dazu Geeigneten und Geneigten melden würden!

Es würde also wohl, um Ärgernisse zu vermeiden, nichts anderes übrig bleiben, als diese Kurse in große Städte zu verlegen, die zumeist irgendeine Hochschule haben. Hier wäre ein Anstoß durch unvorschriftsmäßiges Betragen der Kriegsprimaner freilich nicht sehr zu befürchten, denn die Philister der Universitätsstädte sind ja, leider, an starke Dinge von seiten der Musensöhne gewöhnt. Dafür würde aber ein anderer Übelstand sich dort um so schlimmer bemerkbar machen. Die Kriegsprimaner wären mit ihren zu Hause gebliebenen Altersgenossen in einer Stadt und hätten so nicht nur das Vergnügen, diese als Studenten zu wissen — das hätten sie auch beim Aufenthalt in kleinen Städten —, sondern diese auch täglich leibhaftig als solche herumstolzieren zu sehen, während sie sich als kümmerliche Pennäler herumtreiben müßten. Bloß, weil sie die offenbare Unvorsichtigkeit begangen haben, — das Vaterland jahrelang vom Verderben zu retten! Nein, wie man die Sache auch drehen und wenden mag: der Plan, die Sonderkurse auf die Schulen zu verlegen, ist gewiß sehr, sehr gut gemeint. Er ist aber wirklich unmöglich, denn er ist, wie gesagt, unbillig und führt zu den bedenklichsten Folgen.

5. Ganz anders sieht die Sache aus, wenn man diese Kurse auf die Hochschule verlegt. Damit sind freilich auch nicht wie mit einem Zauberschlag alle Schwierigkeiten beseitigt, aber sie sind doch auf ein erträgliches Maß herabgedrückt.

Zunächst einmal: die empörende Ungerechtigkeit ist verschwunden. Die Kriegsprimaner erhalten ihr Reifezeugnis zur selben Zeit, wie wenn sie die Schule nicht verlassen hätten, also zugleich mit ihren ungedienten Altersgenossen. D. h. also, wenn der Krieg Ostern 1917 zu Ende ist, sofort nach Friedensschluß, da die zu Hause Gebliebenen es dann längst haben oder spätestens dann erhalten. Ferner: Da es sich nicht darum handelt, die Schulkenntnisse aufzuwärmen oder zu „vertiefen", so werden die jungen Leute sogleich ihren Fachstudien zugeführt. Aber freilich mit zwei Abänderungen gegenüber dem gewöhnlichen akademischen Betriebe. Einmal werden sie nämlich in ihre Fachstudien, wie oben gezeigt, durch besondere Vorkurse eingeführt werden müssen. Diese Kurse müssen — darin stimme ich dem Vorschlag des Schulrats Seyfert im „Tag" durchaus zu — zwar auf den Hochschulen abgehalten werden, aber keineswegs nur von deren Lehrern, sondern im Verein mit den Lehrern der höheren Schulen. Denn die Hochschullehrer würden allein, wie mir aus diesen Kreisen versichert wurde, dazu gar nicht imstande sein! Sie sind zu sehr mit Arbeiten für die Wissenschaft und für die älteren Studenten überlastet; außerdem fehlt es vielen von ihnen an der nötigen Erfahrung, um die Anfangsgründe, sozusagen das Abc, ihrer Fachwissenschaft zu lehren. Da letzteres zu ihrem Berufe gehört, so können das die Oberlehrer der höheren Schulen naturgemäß in den meisten Fällen — allerdings nicht in allen, wie wir sogleich sehen werden, — weit besser. Es müßte zu dem Zweck also eine hinreichende Anzahl von ihnen zu diesen Kursen in die

Universitätsstädte beordert werden, ein Befehl, den die meisten gewiß mit Freude begrüßen würden. Andererseits wären natürlich auch alle Universitätsprofessoren, die Zeit, Lust und Begabung für solche Kurse haben, hochwillkommen, schon weil sie, wie Seyfert mit Recht hervorhebt, am besten beurteilen können, welche Vorkenntnisse und Arbeitsweisen für die einzelnen Fachstudien erforderlich sind.

6. Nun werden die Verteidiger der Schul-Sonderkurse sofort einwenden, bei dieser Einrichtung würde nicht viel herauskommen: es würde ziemlich viel Geld kosten, es würden viele Kurse, Seminare und Vorlesungen gehalten werden; aber die Herren Kriegsprimaner würden, da sie der geistigen Arbeit entwöhnt seien, nur einen sehr mangelhaften Gebrauch von diesen wohlgemeinten Einrichtungen machen. Das Kollegschwänzen würde sich zu einer niegeahnten Blüte entwickeln, und schließlich werde man sich beschämt gestehen müssen, daß ein großer Aufwand schmählich vertan sei.

Dieser auf den ersten Blick unwiderleglich richtige Einwand ist aber trotzdem nicht stichhaltig, wenigstens wenn man die Sache vernünftig anfängt. Zuzugeben ist allerdings, daß in der Tat bei diesen Hochschulkursen nicht viel herauskommen würde, wenn man gar keinen Zwang anwendete, sondern alles dem Belieben des Einzelnen überließe. Dies muß also unterbleiben. Zunächst könnte man daran denken, und das schlägt Seyfert in der Tat vor, man müsse für die Kriegsprimaner während dieser Vorbereitungskurse die sogenannte akademische Lernfreiheit einfach aufheben — die Kurse müßten eben verbindlich gemacht werden!

Dagegen ist nun zweierlei einzuwenden. Erstens wird dieser Vorschlag schwerlich Annahme finden. Er wird vielmehr voraussichtlich an dem Widerstande der Akademiker, der Studenten wie der Dozenten, scheitern, die einen solchen ruchlosen Angriff auf das Heiligtum der akademischen Freiheit mit Entrüstung abweisen würden. Ich wenigstens habe, bei Erwähnen des Seyfert'schen Vorschlages, bei ihnen nur den stärksten Widerstand gegen diesen angeblichen Frevel vorgefunden.

Außerdem würde aber, selbst wenn es gelänge, die Kurse verbindlich zu machen, doch ein wesentlicher Zweck nicht erreicht. Von dem ist freilich kaum je die Rede, weil er sehr wenig volkstümlich ist. Er ist aber trotzdem sehr wichtig, nämlich das Ausmerzen der Ungeeigneten! Es ist klar, daß durch Erlaß der Reifeprüfung, dieses Filters gegen geistig Unbrauchbare, nicht ganz Wenige das Reifezeugnis „invita Minerva“, d. h. obwohl völlig dazu ungeeignet, kriegen würden. Diese würden später sich selbst und dem Staate zur Last fallen, wenn man sie trotz ihres Scheines ungestört studieren ließe. Gewiß würden sie zumeist an den Schlußprüfungen scheitern. Aber es ist nicht zu verantworten, daß man eine größere Anzahl junger Leute erst studieren läßt, um ihnen dann nach vier oder fünf Jahren zu erklären, sie seien dazu ungeeignet. Wir haben nach dem Kriege nicht solchen Überfluß an gebildeten jungen Leuten, daß wir eine derartige Verschwen-

dung treiben dürfen. Jeder Mißgriff in der Wahl des Berufes muß vielmehr von Anfang an möglichst vermieden werden.

Zu diesem Zweck muß das ausgeschaltete Filter der Reifeprüfung durch ein anderes ersetzt werden, das nach ein bis drei Semestern*) in Anwendung gebracht wird und so die Schafe von den Böcken scheidet. Dies wäre zwar in solcher Allgemeinheit ein Neues. Doch gibt es Ähnliches schon in Gestalt des Hebraicum für die Theologen, des Latinum für die Oberrealschüler und, als fast Entsprechendes, in der Form des Physikum für die Mediziner. Das Beispiel des Physikum beweist auch, daß eine solche Vorprüfung sehr wohl geeignet ist, auch die Trägsten zur Arbeit zu bringen. Sie wissen eben, daß es sonst mit dem weiteren Studium vorbei ist.

Bei dieser Einrichtung fällt auch die obenerwähnte Schwierigkeit hinsichtlich der akademischen Freiheit weg. Denn es wäre beim Festsetzen von Vorprüfungen nicht mehr nötig, den Besuch der Kurse und Vorlesungen verbindlich zu machen — das Schreckgespenst der bevorstehenden Prüfungen würde schon genugsam wirken! Es wäre nur noch nötig, dafür zu sorgen, daß die Hauptdarbietungen nicht Vorlesungen, sondern Seminare sind. Und zwar müßte in letzteren eine ziemlich stramme Zucht herrschen, wie das auch jetzt schon bei manchen Seminaren der Fall ist — freilich stets unter Wahrung der formalen Freiheit des Besuches!

Die Studienpläne für die einzelnen Berufskurse können hier nicht im einzelnen erörtert, sollen aber doch wenigstens kurz angedeutet werden, um dem Einwurf der Unausführbarkeit zu begegnen. Für Mathematiker, Alt- und Neusprachler ist der Inhalt dieser Kurse von vornherein klar: Einführung in die Grundlagen dieser Fächer, wobei sicher oft auf in der Schule Erlerntes zurückgegriffen werden muß. Für Mediziner empfiehlt sich wohl eine Vorprüfung nach zwei Semestern in Chemie, Physik und den beschreibenden Naturwissenschaften. Dementsprechend würden die Kurse innerhalb des ersten Studienjahres einzurichten sein. Für die Theologen kämen Kurse in der Philosophie, dem Griechischen, Hebräischen und vielleicht noch in der Exegese in Betracht. Am schwierigsten wären diese Kurse für Juristen zu gestalten, da die Gymnasiallehrer dabei nur sehr wenig helfen könnten, vielmehr fast die ganze Last auf den Hochschullehrern ruhen würde. Vielleicht wäre es am zweckmäßigsten, eine Einführung in die Staatsverfassungen und Volkswirtschaftslehre zu geben, doch wären wohl auch einleitende rein juristische Vorlesungen schon angebracht. — Das mögen die Fachleute entscheiden.

Wie soll es aber mit der sogenannten allgemeinen Bildung werden? Soll diese ganz leer ausgehen? Das erscheint bedenklich, da den Kriegsprimanern doch fast der ganze Unterricht in der Prima fehlt, und sie ein starkes Gegen-

*) Über die Zahl der Semester hätten die Fachleute zu entscheiden.

gewicht brauchen, nachdem über zwei Jahre hindurch das Rein-Stoffliche nur zu sehr auf sie eingestürmt ist. Man biete ihnen also auch Vorlesungen und Kurse allgemein bildender Art. Also über Philosophie, Geschichte, Literatur, Naturwissenschaften usw. Aber die Beteiligung muß, im Gegensatz zu den Fachkursen, völlig freiwillig sein. Ein Zwang zur Fachbildung ist schon nicht schön; er ist aber durch die Not der Zeiten genügend gerechtfertigt und wird daher den davon Betroffenen auch erträglich erscheinen. Erwachsene, gebildete Männer aber, die bereits durch eine harte Lebensschule gegangen sind, zur Erweiterung ihrer allgemeinen Bildung zwingen zu wollen, wäre unberechtigt und würde sicher auf den stärksten Widerstand stoßen*).

Zum Schluß noch eins: Würde die hier vorgeschlagene Behandlung der Kriegsprimaner wirklich durchgeführt, so wäre auch mit einem Schlage die große Schwierigkeit aus der Welt geschafft, daß die einzelnen Bundesstaaten die Frage bisher in verschiedener Weise geregelt haben und nun, wenn Preußen, Sachsen usw. an den Schulsonderkursen festhalten, sich kaum irgendwie einigen können. Verzichten jedoch die genannten Staaten auf die Schulkurse und verlegen sie sie, unter sofortiger Erteilung des Reifezeugnisses, auf die Hochschulen, so ist auch dieser Streitpunkt auf die glücklichste Weise beseitigt, da dann zwischen allen Staaten Übereinstimmung herrscht. Welche Quelle des Verdrusses, ja, der politischen Unstimmigkeit damit gleichzeitig verstopft wäre, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden.

Hier sei noch ein kurzes Wort über die Kriegs-Obersekundaner gesagt, d. h. also die jungen Leute, die nach kurzem Besuch der Untersekunda (in Preußen, Sachsen usw. von vier, in Bayern, Württemberg, Elsaß usw. von nur einem Monat) zu Beginn des Krieges mit dem Einjährigenschein in das Heer getreten sind, obwohl sie, streng genommen, nicht zu unserer Frage der Kriegs-Primaner gehören.

Für diese Kriegs-Obersekundaner liegt die Sache etwas anders, als für die letzteren. Einmal hätten sie erst Ostern 1918 (in Bayern usw. sogar noch später!) Anspruch auf das Reifezeugnis, da ihre ungedienten Altersgenossen es erst dann gleichfalls erhalten. Ferner dürften meines Erachtens diejenigen unter ihnen, die nicht studieren wollen, das Reifezeugnis erst erhalten, wenn sie sich wenigstens noch der Einjährigen-Prüfung mit Erfolg unterzogen hätten, da die Kenntnisse eines nach Obersekunda Versetzten doch wohl die Mindestforderung für ein Reifezeugnis, selbst bei allergrößter Nachsicht, darstellen. Aus demselben Grunde hätten diejenigen Kriegs-Obersekundaner, die studieren wollen, wenn man ihnen nach dem Gesagten das Reifezeugnis auch nicht vorenthalten kann,

*) Glaubt man jedoch auch bei der allgemeinen Bildung nicht ohne Zwang auskommen zu können, da man ohne sie nichts erreiche, so lasse man den Studierenden wenigstens völlig freie Wahl zwischen den verschiedenartigsten Fächern der allgemeinen Bildung.

doch wenigstens vier Semester lang (nicht nur drei, wie es jetzt die preußische Regierung verlangt) auf der Hochschule besondere Kurse und Vorlesungen zu hören und eine Prüfung zu bestehen, ehe sie endgültig zum Studium zugelassen würden. Sie würden so, wenn auch nicht die Kenntnisse, so doch die wissenschaftliche Reife eines Unterprimaners erlangen, und diese muß man denn doch wohl wenigstens für das Studium verlangen.

Im übrigen kann man, selbst wenn man diesen Vorschlag für die Obersekundaner verwirft, trotzdem die oben dargelegten Grundsätze für die Kriegsprimaner annehmen, da beides unabhängig von einander ist.

Dr. Käte Friedemann: Der Tod in der romantischen Weltanschauung.

Über die Höhen der Alpen tönen vom fernen Tirol die Schüsse aus den Kämpfen mit dem Italiener zu mir herüber. Nur ganz leise und kaum vernehmbar, — der Jäger, der hier zu meiner friedlichen Alm hinaufstieg, mußte es mir erst sagen, und dann hörte ich es auch. Die Erde wird um ein weniges erschüttert, die Nerven spüren es mehr als das Ohr. Aber jedesmal, wenn jenes kurze Beben durch die Weite zu mir dringt, zuckt es durch meinen Geist: Jetzt in dieser Sekunde sterben so und so viele Menschen, — und jetzt wieder — und jetzt wieder. Und während die Glocken der friedlich weidenden Kuhherden um mich herumtönen in harmonischem Spiel, denke ich daran, daß da in einem Moment das Bewußtsein so und so vieler Menschen erlischt, daß so und so viele jetzt, in diesem Augenblick über die Grenze gehen, die das Hier von dem Dort scheidet, — daß ihnen in diesem Augenblick das Geheimnis enthüllt wird, über dem die Weisen aller Zeiten vergeblich gebrütet haben, — es ist ein eigenes Gefühl. Und doch schließt dies Gefühl eine Täuschung in sich, eine Täuschung, wenn es mir scheinen will, als erlebte ich jetzt im Grunde etwas anderes, als was ich auch vorher schon alle Tage erleben konnte, hätte ich meinen Sinn darauf gestellt, und was Tausende neben mir stündlich erleben können, wenn ihnen der Lärm des Tages nicht den Sinn für die feinen Donnerschläge aus der Ferne stumpf macht. Braucht es denn wirklich erst des Krieges, um zu wissen, daß in jeder Sekunde irgendwo ein Sonderbewußtsein erlischt, ebenso wunderbar, ebenso rätselhaft, wie an einer andern Stelle ein neues erwacht? — Jene Schüsse vom fernen Tirol sind nur Mahnrufe, — Symbole, wenn wir so wollen, die uns eine ewige Wahrheit, eine ewige Erfahrung anschaulich machen, eine Erfahrung, die sonst zu alltäglich und zu allgemein ist, um auch nur beachtet zu werden.

Nicht alle Menschen gingen an dieser Erfahrung vorüber, nicht alle beburf-

ten erst des Weckrufes durch den Krieg, um ihren Blick nach jener anderen Seite des Lebens zu wenden, für die wir den Ausdruck Tod erfunden haben. Jene kleine Gruppe von Menschen, die wir als Romantiker bezeichnen, die aber in Wirklichkeit keine kleine Gruppe sind, sondern eine stille Gemeinde, über die ganze Welt verstreut, deren Glieder sich an geheimen Zeichen erkennen, — diese Menschen haben den Tod gekannt und geliebt als die andere Seite und notwendige Ergänzung des Lebens. Ihnen bedeutete er nicht das Nichts, sondern die Fülle, für sie war Tod und Leben zusammen erst das ganze Leben, gerade wie wir Tag und Nacht zusammen als den ganzen Tag bezeichnen. Tod und Leben sind eins und dasselbe, — das ist es im Grunde, was die Romantiker verkünden. „Leben ist der Anfang des Todes," sagt Novalis. „Das Leben ist um des Todes willen." „Durch den Tod wird das Leben verstärkt." „Unser Leben muß also zum Teil Glied eines größeren gemeinschaftlichen Lebens sein." Und: „Sollte es nicht auch drüben einen Tod geben, dessen Resultat irdische Geburt wäre?"

Das Wort „Leben" wird von den Romantikern in einem doppelten Sinne gebraucht und dementsprechend verschieden bewertet, eben wie wir mit dem Worte Tag einmal die Zeit von Sonnenaufgang bis zu ihrem Niedergang, ein andermal das Ganze von Tag und Nacht bezeichnen. So heißt es wiederum bei Novalis: „Das vollkommene Leben ist also die Substanz — die Welt ist der Inbegriff seiner Akzidentien. Was wir hier Tod nennen, ist eine Folge des absoluten Lebens des Himmels." Und Görres ruft aus: „Alles Leben in der Welt muß sein wie ein schießender Blitz aus der Tiefe der Unendlichkeit heraus, dessen Donner ein unaufhörliches Gebet nachrollt."

Ganz anders lauten die Urteile über das Leben als einer Teilerscheinung. Dieses entsteht, gleich der Krankheit, durch Stockung und Begrenzung. Es wird als eine Krankheit des Geistes bezeichnet, als eine sich selbst vernichtende Illusion, als ein Konflikt der Elemente.

Die Nachtseite aber des Daseins, der Tod, ist dem absoluten Leben viel verwandter und viel näher. Er und was zu ihm führt, die Krankheit, wird daher von dem Romantiker verherrlicht wie wohl noch kaum jemals vor ihm. Der Romantiker kennt überhaupt nicht den Schrecken, das Entsetzen vor dem Tode; für ihn ist er niemals der grause Knochenmann gewesen. Denn er ist es ja, der den Menschen über die Menschheit hinausführt, in ihm wird das Endliche vernichtet und hierin, in dieser Vernichtung des Endlichen, weil es endlich ist, besteht für ihn der geheime Sinn des Opfers. Wohl verstanden, des Opfers um seiner selbst willen, nicht des Opfers für das Vaterland, für die Überzeugung oder für irgendeinen andern menschlichen Wert. — Worauf es ankommt, ist eben, daß das Endliche vernichtet werde, weil es endlich ist. So deutet auch Solger den Opfertod Christi, daß in ihm die Rückkehr der Wirklichkeit in die Idee stattfinde, und am Christentum wird besonders hervorgehoben, daß es eine Religion des Todes sei, daß in ihm Tod und Leben eins sei. Novalis' „Hymnen an die Nacht"

sprechen diesen Gedanken am schönsten aus. Er schilt darin nicht das Licht des Tages; er preist es sogar in all seiner schillernden Schönheit, und er spricht von dem Volke, das vor allem ein Verherrlicher des Lichtes gewesen, von dem griechischen. Aber sein Tag war nur ein kurzer Traum, der in die lange Nacht der Schatten mündete. Im Christentum erst wurde die ewige Nacht als das wahre Leben erkannt, und ihr gegenüber verblich das Licht der irdischen Sonne. — Der Tod ist es, der den Menschen wieder mit dem Geiste der Natur vereinigt, er gibt ihn dem Ganzen wieder, er ist ein Vorzug höherer Naturen, ja er wird sogar als zu den menschlichen Vergnügen gehörig bezeichnet, und nur in ihm ist absolute Vollendung. Friedrich Schlegel preist Novalis direkt als den ersten Menschen unseres Zeitalters, der Kunstsinn für den Tod habe, und Novalis selbst erklärt den Tod als das romantisierende Prinzip unseres Lebens.

Die Verherrlichung des Todes ist an und für sich nichts Neues bei den Romantikern. Müde Seelen haben ihn zu allen Zeiten als den Erlöser ersehnt, und Philosophen haben ihre Spekulationen an ihn geknüpft. Was aber bei dem Romantiker jeden Verdacht einer Müdigkeit und andererseits die Empfindung davon, als spekuliere er über das, was er selbst noch nicht erfahren hat, niederschlägt, ist die Tatsache, daß er nicht nur den Tod, sondern auch die Krankheit verherrlicht. Und diese Verherrlichung hat etwas Heroisches. Das Leiden wird klaglos auf sich genommen, und der Tod selbst erhält dadurch ein gänzlich anderes Gesicht; denn er ist nun nicht mehr bloß der Schmerzstiller und wird aus einem negativen Faktor unseres Lebens zu einem durchaus positiven.

Novalis hat die Krankheit gekannt. Sie war das Erbteil seiner Familie, und sie begleitet seine ganze Jugend, bis sie in einem frühen Tode ihr Ende findet. Es ist bekannt, mit welcher Genauigkeit er jeden seiner Anfälle in seinem Tagebuch verzeichnet. Aber er tut das nicht mit der Ängstlichkeit des Hypochonders, sondern mit einem beinahe kühlen Interesse an dem Zustand selbst. Er objektiviert sein Leiden, macht es zum Gegenstande der Betrachtung und hebt es damit in eine positive Sphäre, in der es vollkommen seinen Charakter als störendes Lebenselement verliert. Für den mit dem zentralen Geiste des Alls stets in Harmonie Lebenden gab es nichts Unsinniges, Überflüssiges. Wenn heute, von demselben Gesichtspunkt ausgehend, die Religiosität des Amerikaners vielfach dazu kommt, die Krankheit überhaupt zu leugnen und in die Einbildung zu verweisen, so nimmt sie der Romantiker im Gegenteil in sein Weltbild auf und sucht ihr einen positiven Wert zu geben. „Krankheiten," heißt es bei Novalis, „sind gewiß ein höchst wichtiger Gegenstand der Menschheit, da ihrer so unzählige sind und jeder Mensch so viel mit ihnen zu kämpfen hat. Noch kennen wir nur sehr unvollkommen die Kunst, sie zu benutzen. Wahrscheinlich sind sie der interessanteste Reiz und Stoff unseres Nachdenkens und unserer Tätigkeit. Hier lassen sich gewiß unendliche Früchte ernten, besonders, wie mich dünkt, im intellektuellen Felde, im Gebiete der Moral, Religion und Gott weiß, in welchem

wunderbaren Gebiete noch. Wie, wenn ich Prophet dieser Kunst werden sollte?" Die Entstehung der Krankheit wird auf die Berührung eines stärkeren Lebens zurückgeführt. Sie zeichnet den Menschen vor den Tieren und Pflanzen aus. Sie dient der Individualisierung; ja auch sie wird merkwürdigerweise von Novalis gerade wie der Tod dem menschlichen Vergnügen zugerechnet. Die „gemeine Medizin" ist für ihn nur ein Handwerk, da sie bloß das Nützliche im Sinne habe, während jede Krankheit, jede Verletzung, dem großen Zwecke der Unsterblichkeit diene. Und wenn Novalis die Liebe durchaus als Krankheit bezeichnet und daher die wunderbare Bedeutung des Christentums ableitet, so will er damit gewiß nichts gegen die Liebe sagen. „Tod," heißt es bei Justinus Kerner, „nenne ich die innigste Vereinigung mit dem Geiste der Natur, Krankheit ist Hinstreben nach dieser Vereinigung."

Bei dieser durchaus positiven Bewertung des Todes drängt sich uns nun aber doch die Frage auf: ja, was ist denn der Tod eigentlich in den Augen des Romantikers — nicht bloß als kosmischer Vorgang, nicht bloß in seiner Bedeutung für das Weltgeschehen, sondern für den einzelnen Menschen? Ist sich der Einzelne seiner bewußt? Lebt er weiter, nachdem er die Grenze überschritten? Mit anderen Worten: glaubt der Romantiker an eine Unsterblichkeit der Seele?

Es liegt im Wesen dessen, was der Tod ihm bedeutete, daß ein individuelles Weiterleben meistens, wenigstens in den Anfängen geleugnet wird. Besonders Schleiermacher in der Zeit der „Reden über die Religion" und Zacharias Werner als Dichter der „Söhne des Tals" erheben einen leidenschaftlichen Protest gegen den Glauben an ein persönliches Fortleben und bezeichnen das Verlangen nach diesem Glauben als direkt irreligiös. In Schleiermachers Reden heißt es: „Was aber die Unsterblichkeit betrifft, so kann ich nicht bergen, die Art, wie die meisten Menschen sie nehmen, und ihre Sehnsucht danach ist ganz irreligiös, dem Geist der Religion gerade zuwider, ihr Wunsch hat keinen anderen Grund, als die Abneigung gegen das, was das Ziel der Religion ist. Erinnert Euch, wie in ihr alles darauf hinstrebt, daß die scharf abgeschnittenen Umrisse der Persönlichkeit sich erweitern und sich allmählich verlieren sollen ins Unendliche, daß wir durch das Anschauen des Universums so viel als möglich eins werden sollen mit ihm; sie aber sträuben sich gegen das Unendliche, sie wollen nicht hinaus, sie wollen nichts sein, als sie selbst, und sind ängstlich besorgt um ihre Individualität." Offenbar auf diese Stelle beziehen sich die Worte Friedrich Schlegels in einem Briefe an Schleiermacher, wo es heißt: „Diese Polemik gegen die Unsterblichkeit der Person und des Individuums ist gut, heilsam." Auch an anderer Stelle ist die Unsterblichkeit für Schleiermacher eine zeitlose. Nicht nach der Zeit, sondern immer und über der Zeit sei sie zu suchen. Ja, einmal begnügte er sich sogar damit, sie in seinen Kindern zu sehen. Das Werk Zacharias Werners atmet von Anfang bis zu Ende eine mystische Wollust der Selbstvernichtung um des Ganzen willen.

„Die erste Handlung dieser Selbstentäußerung (heißt es)
Ist Reinigung, die letzte ist der Tod.
Und das, was uns dem Ganzen wiedergibt,
Die herrliche Verwesung ist die Krone."

Und der Jünger, der die wunderbare Bedeutung des „Tals" zu ahnen beginnt, ruft aus:

„Die krüpplichte Unsterblichkeit — nicht wahr? —
Die unser eigenes jämmerliches Ich
So dünn und kläglich — so mit allem Unrat
Nur fortspinnt ins Unendliche — nicht wahr?
Auch sie muß sterben? — Unser schales Selbst,
Wir sind in Ewigkeit nicht dran genagelt?
Wir können es, wir müssen es verlieren,
Um einst in aller Kraft zu schwelgen!"

Zacharias Werner hat sicherlich später als Katholik in diesem Punkte nicht durchaus umlernen müssen. Denn was ihn hier vor dem Gedanken an ein individuelles Fortleben zurückschrecken ließ, die Vorstellung, daß wir unser jämmerliches Ich mit all seinen Schlacken nur in alle Ewigkeit fortzuspinnen wünschten, sie mußte bei ihm durch die katholische Lehre vom Purgatorium berichtigt werden, nach der nur d i e Seele zur vollkommenen Vereinigung mit Gott gelangt, die „vollkommen ist, gleichwie ihr Vater im Himmel vollkommen ist". In protestantischen Anschauungen groß geworden, konnte Werner zunächst die Lösung nur in den Worten finden:

„ . . . das Holz ist tot —
Die Saiten klingen fort — die Melodie
Kann nicht ersterben."

Wir begreifen diese starke Opposition gegen den persönlichen Unsterblichkeitsglauben, sobald wir uns klar machen, was das achtzehnte Jahrhundert unter persönlicher Unsterblichkeit verstand. Wenn ein Mann, wie Lavater, der sich eines so starken Anhanges erfreute, ernsthaft untersuchen konnte, ob das Jenseits uns zwei oder nur ein Auge lassen werde, wenn er feststellt, daß wir Gesicht und Gehör haben werden, es aber für nicht ganz sicher hält, ob auch Geschmack und Gefühl, — ja, wenn er sogar Essen und Trinken in jener Welt für möglich erklärt, weil in der Bibel davon stehe, — so begreifen wir, daß ein tieferes und geläutertes religiöses Empfinden sich von solchen Vorstellungen als von groben Anthropomorphismen abwenden und lieber die Kontinuität des Bewußtseins opfern, als dieses mit allen allzu menschlichen Schwachheiten beladen wissen wollte.

Eine seltsame Vereinigung christlicher und indischer Gedankengänge findet sich bei Novalis. Neben Vorstellungen, die sich in Worten aussprechen, wie:

„Wir werden, wenn wir hier verschwinden,
In seinem Arm uns wiederfinden,"

begegnen uns ganz entschiedene Hinweise auf den Gedanken an eine Wiedergeburt. „Der Tod," heißt es, „versetzt ihn (den Geist) in der großen Assoziation irgendwo anders hin, ... er wird irgendwo anders erweckt." „Wir werden nicht an die einzige Erscheinung in unserem irdischen Körper auf diesem Planeten gebunden sein." — „Ich verliere nichts, als die Stelle in dieser Fürstenschule, und trete in eine höhere Korporation." — „Wer weiß, wo wir in dem Augenblick anschließen, in dem wir hier verschwinden. Muß denn auf allen Weltkörpern einerlei Art der Erzeugung sein? Der Einfluß der Sonne macht es wohl wahrscheinlich, daß es die Sonne sein könnte, wo wir wieder abgesetzt werden." Ja, Novalis geht sogar so weit, zu behaupten, daß auch die Seele einst zerfallen, aber in veredelter Gestalt wieder hervorgehen werde. Die tiefsten Aufschlüsse über Wiedergeburt und Seelenwandlung finden wir wohl im „Ofterdingen". Cyane enthüllt dem Helden das Gesetz von Geburt und Tod. Sie selbst ist mit der verlorenen Geliebten identisch. — Was den Unsterblichkeitsglauben des Novalis gegenüber Lavaters Anschauungen so unendlich erhebt, ist die Vorstellung, daß es im Menschen ein viel tieferes Ich gibt, als sein individuelles, bewußtes Ich, und daß dieses tiefere Ich sich in einer Reihe von Geburten incarniert, von denen die gegenwärtige immer die Wurzel der kommenden ist. — Daß diese Gedankengänge im achtzehnten Jahrhundert gleichsam in der Luft liegen, wer wollte das leugnen? Aber dadurch werden sie bei Novalis weder erklärt, noch ihrer Originalität beraubt. Jeder ergreift von den ihn umgebenden Einflüssen nur das, was seiner Natur entspricht. Die Einflüsse selbst sind immer höchstens Gelegenheitsursachen, bei deren Wegfall sicherlich etwas ihnen Verwandtes in der dafür disponierten Persönlichkeit entstanden wäre. Novalis selbst gibt auch nirgends die Quellen für seine Anschauungen an. Ein Zeichen dafür, daß er sich ihrer nicht bewußt war, und daß sie spontan in ihm auftauchten. Er sucht auch keine Gründe dafür; das entsprach nicht seiner Natur. Daß er es so fühlte, das genügte ihm.

Andere haben diese unmittelbare Gewißheit wenigstens als Argument für ihre Unsterblichkeitshoffnungen angeführt; so Schubert in seinen „Nachtseiten von der Naturwissenschaft". Tieck, der wohl am meisten zur Skepsis Geneigte unter den Romantikern, führt ebenfalls dies Argument an, schränkt es aber gleich wieder durch die Frage ein, ob man dann nicht mit gleichem Rechte dem Gespensterglauben das Wort reden könne. Friedrich Schlegel aber verläßt sich weder auf sein subjektives Gefühl, noch ist ihm die Unsterblichkeit ein bloßer „Glaubensartikel der höheren Hoffnung"; sondern sie ist ihm ein Faktum der Natur, in der es keinen Tod im Sinne einer völligen Vernichtung gibt.

Von einem aber sind die Todeshoffnungen der Romantiker durchaus

beherrscht: von dem Gedanken, daß der Tod die Schranken hinwegreißt, die das Einzelleben zu einem in sich abgeschlossenen, von dem übrigen Leben in der Welt getrennten machen. Die Romantik ist vielleicht die stärkste Überwinderin des Atomismus, soweit wir darunter nicht eine naturwissenschaftliche Theorie, sondern eine Weltanschauung verstehen. Hier liegt der tiefste Kern dessen, was man als ihre „Todes-Erotik" bezeichnet hat. In seiner Studie über Zacharias Werner sucht Poppenberg die Genealogie dieser Empfindungen aufzustellen, die er im siebzehnten Jahrhundert bereits bei Spee, Angelus Silesius und Jacob Balde findet, die während des achtzehnten Jahrhunderts fast schweigen, in Goethe wiederum auftauchen und dann in Novalis ihren Gipfel erreichen. Sicherlich aber müssen wir viel tiefer graben, wenn wir hier bis zur Quelle vordringen wollen. Tiefer, zu den Entzückungen mittelalterlicher Heiliger und zu den Mysterienkulten der alten Welt. Ja, es scheint, als sei dies brünstige Verlangen, sich hinzugeben, wie es nur im Tode ganz und dauernd geschehen kann, so alt wie die Menschheit selbst. Empedokles unterschied bereits zwei Weltepochen, die ständig miteinander wechseln: die Periode des Hasses oder des Lebens und die Periode der Liebe oder des Todes. Denn Haß bedeutet Trennung und Scheidung der Elemente, Liebe ihre Vereinigung. Wir selbst, so meinte er, befänden uns in der Periode des Hasses. Vielleicht hat hier der alte griechische Weise im Bilde zeitlichen Wechsels das geschaut, was zeitlos und dauernd das Weltgeschehen bestimmt. Nicht nur die Tatsache, daß unser Dasein dem Wechsel von Leben und Sterben unterworfen, sondern daß Leben und Sterben geliebt und gemieden werden im rhythmischen Auf und Ab, nicht des Nacheinander, sondern ewiger Gleichzeitigkeit. Es gibt zwei Geschlechter der Menschen und hat sie immer gegeben: die Lebensbejaher und die Todessucher. Sie verstehen einander nicht. Die Lebensbejaher — vielleicht ist Nietzsche ihr ausgeprägtester Typus — verachten jene anderen, die nicht stolz sind auf ihr gesondertes, in sich geschlossenes Dasein, dessen vornehmster Wert die „Distanz" allen Dingen gegenüber ist. Sie sind vom Stamme Lucifers und predigen den Abfall vom zentralen Geiste des Alls. Diese wiederum werden nie verstanden werden von jenen anderen, denen es eine Wollust ist, die Schranken fallen zu sehen und selbst nur ein Hauch zu sein in der großen Einheit des göttlichen Lebens. — Nicht immer mußte es erst der physische Tod sein, der das Sonderdasein sterben machte. Es hat stets begnadete Seelen gegeben, die schon mitten im Leben das erreichten, was die anderen erst im Tode ersehnten; aber sie waren in der Minderzahl, und auch ihnen wurde nur in Momenten des Schauens das große Ziel enthüllt. Die Romantiker sind von ihrem Geschlecht; und sie sehnen sich danach, diese höchsten Momente dauernd zu machen. Wer einmal die Tristan-Töne von Novalis' „Hymnen an die Nacht" voll auf sich wirken ließ, der versteht jene Liebe, für die der Tag zu hell ist, weil er die Grenzen der Dinge beleuchtet, die ahnen den geheimen Sinn der Worte Zacharias Werners:

„ . . . es kommt die Zeit — wo alle Menschen
Den Tod erkennen — freudig ihn umarmen,
Und fühlen werden, daß dies Leben nur
Der Liebe Ahnung ist. Der Tod ihr Brautkuß."

Auch unter den Romantikern stand in Schelling ein Philosoph auf, der wie einst Empedokles den Konflikt der Elemente als Leben, ihre Vereinigung als Tod bezeichnete. Aber jene anderen, die Kinder Lucifers, suchen den Konflikt und den Kampf. Ganz richtig erkennen sie, daß Leben und Kampf nur zwei Worte für ein und dieselbe Sache sind; und sie lieben das Leben. Sie lieben das Leben mit einer Inbrunst, aus der sie ein Schauer der Vernichtung anweht, und die romantischen Menschen streben nach Vernichtung ihres Selbst und entdecken in ihr das Geheimnis der Liebe. Zwei Pole, so stehen sie sich gegenüber wie Tag und Nacht, wie kalt und heiß, wie — Leben und Tod. Aber wo Polarität, da ist auch Einheit. Tag und Nacht werden umschlossen von einem größeren Tage, Leben und Tod von einem Leben, das nur für uns sein Antlitz ständig wechselt, das aber unwandelbar hinter der Erscheinung webt, und das wir mit den Romantikern als — Gott bezeichnen wollen.

Stefan von Licht.

Ein U-Boot einen Russendampfer griff.
Das war ein Fang, wie lang' er nicht gelungen.
Zur deutschen Küste brachten unsre Jungen
Das mit Granaten vollbeladne Schiff.

Zur selben Zeit sein Friedenslied gesungen
Hat Mister Wilson. War das nur ein Kniff?
Der Vierverband auf seine Note pfiff. —
Hier ist dein Rhodus, Wilson! Jetzt gesprungen!

Laß den Kongreß die Ausfuhr nur verbieten
Von Sprengstoff, Waffen, Gift, Munition!
Dann horchen wohl die Franken, Russen Britten
Ganz anders auf der Friedensnoten Ton. —
So aber streiten Taten gegen Worte,
Und fest verschlossen bleibt die Friedenspforte.

Elfriede Lohmeyer: Irische Sänger und Helden.

„Alles Unglück kommt von den Frauen", sagt Cambrensis, ein alter irischer Geschichtsschreiber. Nicht nur an Antonius' Verirrungen und Trojas Untergang, auch an Irlands Fluch hat die Sage geschickt verstanden, einer Frau die Schuld zu geben: Mac Murchad, der König von Leinster, liebte die Gemahlin des irischen Fürsten O'Ruark. Als dieser auf einer Pilgerfahrt weilte, gab die Fürstin Mac Murchad geheime Zeichen und ließ sich von ihm entführen. Der irische König nahm sich der Sache des betrogenen Gatten an, aber der König von England, Heinrich II., der sich schon nach einem Grunde zum Streit mit Irland gesehnt hatte, verfocht die nicht ganz saubere Angelegenheit des Verführers. Seit dieser Zeit nun hörten die Einmischungen Englands in irische Angelegenheiten nicht auf, bis schließlich das schwache Nachbarland in Ketten lag. „Für uns ficht Tugend und Irland, für sie der Sachse — die Schuld."

Das Gefühl der Abhängigkeit lastete natürlich am meisten auf den feinfühligsten und hochherzigsten Iren, den ritterlichen Sängern. Unter ihnen hat die sagenhafte Gestalt Ossians eine so dauernde Berühmtheit erlangt, daß Macphersen *seinen* Namen annahm, als er die Gesänge schuf, die zu Goethes Zeiten die Gemüter in Aufruhr brachten. Da die Barden das Nationalgefühl weckten und den Haß gegen die Unterdrücker aufstachelten, wurden sie natürlich von den Engländern verfolgt. Singen und Lockentragen wurde den Irländern verboten. Das waren für den „kaltherzigen Sachsen", wie der Engländer vom Iren genannt wird, die Symbole der Freiheit und gefühlvollen Schönheit, die er weder verstand, noch duldete. Glatt gescheitelt und berechnend durchquerte er das Land, beschnitt die Locken und raubte die Harfen, denen er selber keine Töne zu entlocken verstand. „Jedes Volk," sagt Thomas Moore, „hat seine wilde und eigenartige Musik — außer den Engländern." Die Barden führten ein flüchtiges Leben, versteckten sich in Höhlen, wie ein Wild vor dem Jäger, aber schöne Frauen flohen mit ihnen, und die Liebe des Volkes schützte sie. Auch ohne ihre eigenen Harfen konnten sie noch mit ihrem Liede den Funken der Begeisterung entzünden; denn in jedem gastlichen irischen Hause hing in der Halle das geheiligte Instrument, und der Obdach suchende Fremdling wurde je mehr geehrt, je mächtiger er die Saiten zu schlagen verstand. Rührende Sagen sind überliefert, wie von dem knabenhaften Barden, der, nachdem er für die Freiheit zu Tode verwundet ist, die Harfe zerbricht, damit sie nicht in die Hände der Feinde kommt, und von der Harfe in Taras Halle, deren Lied verstummt ist, bis die Freiheit Irlands sie auferweckt, und die nur einen Jammerton erklingen läßt, jedesmal, wenn ein Herz vor Leid über Irlands Sklaventum bricht. Aber die Iren sind ein lebens-

durstiges, flatterhaftes Volk, so vergessen auch die Sänger zuweilen die Not des Vaterlandes und feiern Liebe und Wein, aber unbewußt lastet sie selbst in glücklichen Stunden auf ihnen, und aus ihren berauschten Gesängen klingen Untertöne von tiefer Traurigkeit. Doch hat man die Liederworte dieser alten irischen Dichter vergessen und vernichtet, was geblieben, ist meistens nur die Überlieferung und die Musik.

So kam es, daß, wie Thomas Moore meint, „die Musik das einzige ist, wozu die Engländer uns geruhen für befähigt zu halten," er selber aber war dazu berufen, diese hochmütige Unterschätzung Lügen zu strafen. Zwar kann man ihn nicht den Sänger der Freiheit im Körner'schen Sinne nennen, er weihte ihr nicht schon in jungen Jahren einzig Lied und Leben. Liebe, Tapferkeit und Witz nennt er die hervorragendsten irischen Eigenschaften, und von den dreien war die Tapferkeit bei ihm wohl am wenigsten ausgeprägt, hielt er doch die Vorsicht zuweilen für deren besten Teil.

In seiner Studienzeit, die auf eine Periode großer englischer Grausamkeit folgte, gährte unter den Dubliner Studenten eine starke Bewegung gegen die unerträglichen Unterdrücker. Obwohl Moore natürlich mit seinem empfänglichen Gemüt sehr davon beeinflußt wurde, beschränkt er sich doch auf das Spielen revolutionärer Weisen und auf gelegentliche anonyme gewagte Artikel. So verstand er seine Persönlichkeit von jeder freiheitlichen Vereinigung fernzuhalten und sich vor allen geheimen Intrigen zu hüten. So daß er bei dem Gesinnungsexamen, dem englische Beamte die Studenten unterzogen, für unschuldig erklärt wurde, und nicht, wie viele seiner Freunde, herausgeworfen. Er schonte sich, wie er sich später entschuldigt, mit Rücksicht auf seine Mutter. Er lebte denn auch seinen Studien und Freuden und schien sogar später auf der Märcheninsel Bermudas in Blumen und Schönheit sein Vaterland zu vergessen. Als er sich aber anschickte, die neuen Eindrücke im Gesange widerzuspiegeln, weiß er den erotischen Begebenheiten nur dann warmes Leben einzuflößen, wenn er sie in Beziehung zu dem Schicksal seiner Heimat bringen kann.

Als er zurückkehrte, wirkte in ihm die heimatliche Not aufs neue, weihten der Schmerz ums Vaterland und die Bewunderung für einen Helden ihn zum Dichter. Robert Emmet war ein Studienfreund Moores gewesen, dessen edler Charakter und flammende Beredsamkeit auf die Studenten einen solchen Eindruck ausgeübt hatten, daß die Universität vergebens versuchte, dem entgegenzuwirken. So zart und beinahe weiblich sein Wesen war, zeichnete ihn doch ein eiserner Wille aus. Er bereitete eine allgemeine Aufstandsbewegung vor, bewog die französische Regierung zu dem Versprechen, ein Hilfskorps zu senden, und errichtete heimlich in Privatgebäuden eine Anzahl von Pulverfabriken. Aber ein ähnlicher Unstern, wie der, der über der Landung Casements schwebte, ließ auch diese irische Freiheitsbewegung mißglücken. Es entstand eine Explosion in einem der versteckten Munitionsschober und zeigte den ahnungslosen englischen Regierungs-

beamten, daß sie auf einem Vulkan geschlafen hatten. Emmet sah ein, daß er jetzt sofort und ohne französische Unterstützung vorgehen müsse. Wie bei dem letzten Aufstand, handelte es sich vor allen Dingen darum, das Regierungsgebäude zu gewinnen, aber da zeigte sich die irische Wankelmütigkeit. Immer weniger Freiheitshelden wurden es, die ihm auf dem Todesweg folgten. Als er mit den paar Getreuen ankam, gelang es ihm natürlich nicht, den Tyrannensitz zu nehmen. Unerklärlicherweise glückte ihm trotzdem die Flucht in ein sicheres Versteck; aber nun beging er eine Handlung, die ihm zwar den Untergang brachte, ihn aber mehr zum Nationalhelden erhob, als sein Kampf gegen die Unterdrücker. Er schlich sich nach Dublin, um von seiner Braut Abschied zu nehmen, hierbei wurde er gefangen genommen und zum Tode durch den Strang und das Beil verurteilt. Die Gerichtsverhandlung erinnert in erschütternder Weise an Sir Roger Casements letztes Verhör: beide sind in dem Bewußtsein, daß sie keine Schuld auf sich geladen haben, indem sie ihr Volk von der blutigen Unterdrückung eines Fremden befreien wollten. Beide halten eine Verteidigungsrede, ohne jedes Pathos im Angesicht des Todes in eiserner Ruhe, und stellen mit hinreißender Beredsamkeit die geschichtliche und politische Grundlage ihres Handelns fest. Emmet legte sich mit unerschütterlichem Mut selbst den Strick um den Hals. Als Casement von seinem Todesurteil hörte, machte es scheinbar wenig Eindruck auf ihn, er schrieb den ganzen Tag. Und da bei der Gerichtsverhandlung das Urteil verlesen wurde, lächelte er sogar, um seine Freunde zu beruhigen. Die Hauptsache ist ihnen nicht, daß ihr Leben erhalten bleibt, sondern daß die Idee der irischen Freiheit durch ihre Taten und Worte leuchtend und klar bestehen bleibt. Und beiden ist das Wunder gelungen, selbst die englischen Berichterstatter in ihren Bann zu schlagen. Ein englischer Korrespondent sagt von Robert Emmet, daß er noch nie einen Menschen so habe sterben sehen, und der des „Manchester Guardian" staunt über die unglaubliche Entrücktheit, die Casement bis zu seinem Ende bewahrte. Leider vergessen aber beide Berichterstatter, den Schluß aus ihren Beobachtungen zu ziehen, daß es keine schlechte Sache sein kann, für die man so heldenmütig stirbt.

Erfreulich war das Verhalten Shaws, der im letzten Augenblick für den Landsmann Partei nahm. Da er aber vorher nie sonderlich für die irische Sache eingetreten ist, hat man das Gefühl, daß sein Einspruch, ebenso wie sein reichlich spätes Eintreten für deutsche Kultur, nur aus seinem Oppositionsdrang entsprang, der ja alle seine Schriften charakterisiert.

Thomas Moore hat sich nicht zur Rettung seines Freundes aufgeworfen, er ließ aber die Eindrücke tief auf sein empfängliches Gemüt wirken. Sofort offenkundig als Sänger des Freiheitskrieges aufzutreten, war unmöglich für ihn. Das verbot sowohl die Zensur, als der sterbende Emmet selbst, der von der Nachwelt erbeten hatte, daß man schweige über ihn, bis eine Zeit gekommen wäre, in der man ihn verstehen würde. Nun, diese wird jetzt wohl für die Iren und das gerecht denkende Ausland gekommen sein. Denn da man die Polypennatur

Englands durchschaut, so versteht man auch den Helden, der sein Volk aus ihrer Umklammerung retten will. Zu warten, bis auch der Engländer einen Nichtengländer versteht, dürfte wohl zwecklos sein.

Es wurde Moore der Auftrag gegeben, Liedertexte für irische Melodien zu verfassen, die teilweise ganz alten Ursprungs, teilweise aber aus der seelischen Erregung der letzten Unruhen entstanden waren. Es war ihm also, was die Form betrifft, eine Grenze gegeben, dem Inhalt nach nur insofern, als sie ihn vor jedem fremden Mißton bewahrten. Denn nach seinem eigenen Zeugnis findet man in der Musik alle Regungen der irischen Volksseele: Trotz gegen die Unterdrücker, Sehnsucht nach Freiheit, wilde Leidenschaft, die in Weichheit erstirbt, die Sorgen eines Augenblicks, die sich auflösen in der Lust des nächsten, kurz, eine Verschmelzung von Übermut und Traurigkeit, wie sie lebhaften Naturen eigen ist, welche die Ketten abschütteln wollen, die auf ihnen lasten. Manchmals fühlt sich Moore beim Anhören einer Weise sogar gezwungen, an ein bestimmtes Ereignis der heimatlichen Geschichte zu denken, wie an den Zug der irischen Truppen, welche Karl I. zu Hilfe kamen, und die sich während ihres Marsches gerade noch soviel der Leiden erinnerten, die sie unter ihm erduldet hatten, „daß sie ein Gefühl von der Großmut ihrer Tat durchdrang". Eine nicht unähnliche „Großmut" begehen die heutigen Iren, die sich als Freiwillige in die englische Armee eingestellt haben. Nur daß wir, und sicher auch die Engländer, es von einem geknechteten Volke eher als eine große Dummheit und Würdelosigkeit empfinden, daß es sich für seine Peiniger opfert. Das Sammeln von glühenden Kohlen hat ihnen bei den Engländern nämlich nie etwas genützt.

Das Auf und Ab der Stimmungen, welches die Musik andeutet, hat Moore in Verse gezaubert. Er schwelgt in höchstem Liebesglück, und es befällt ihn plötzlich eine dumpfe Traurigkeit:

„O glaub' nicht, mein Geist sei stets so beschwingt,
„So frei wie heut von Kummer und Pein,
„Noch wähne, mein freudiges Lachen dringt
„Dir morgen noch warm ins Herze hinein*)."

Er preist die Anmut der irischen Frauen und kann es nicht lassen, eine höhnische Bemerkung über die englischen einzufügen. In England würde die Schönheit bewacht von einem Drachen der Prüderie, der in Rufweite lagerte, und wenn der Drache einmal schliefe, so sei sie schutzlos. Er besingt den eigenartigen Reiz der Heimatinseln, ihre geisterhaften Seen, ihre Klippen, die aus Myrthenbüschen heraussehen, wie eine stolze Kriegerstirn, die die Liebe geschmückt hat, die feuchte Luft, die einen Schleier über die Landschaft webt und die Farben harmonischer und die Düfte würziger macht. Aber auch hierbei wird ihm kein reiner Genuß:

*) Eigene Übersetzung.

„Und wenn sein grüner Strand
„So hold Dein Aug' erreicht,
„Stolz auf Dein liebes Land
„Dir in das Herze schleicht.

„Nein, Gram kommt ungesucht,
„Der selbst den Stolz erdrückt,
„Daß Menschen so verflucht,
„Was Gott so herrlich schmückt."

und wenn er seine Liebste auf die Wellen lockt, so seufzt er, daß das Meer der einzige Ort ist, wo er frei sei, das Land aber für Ketten und Höfe geschaffen. Überläßt er sich wirklich einmal dem Glück, so überstürzt er sich: schnell, wir haben nur einen Augenblick! Wie ein Trinker, der sich hastig dem Rausch hingibt, weil er weiß, daß ein trauriger Morgen auf ihn wartet. In den Kampfliedern fühlt man nicht die stolze Freude auf den Sieg in der Feldschlacht, sondern den Verzweiflungsruf der Aufrührer, die machtlos gegen die Schar der Unterdrücker anrennen, weil sie lieber sterben als in Ketten liegen wollen:

„Denn bedenk, es kann das Leben
„Nur dem Freien Güter geben."

Die Liebeslieder benutzt er oft, um unter ihrem Deckmantel nationalen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. In Beteuerungen eines irischen Landmannes gegen seine Geliebte kleidet er seine Anhänglichkeit an die verfolgte katholische Kirche in Irland, die er, obwohl ihre Rivalin geehrt wird und Gold deren Stirne schmückt, in ihrer Einsamkeit und Verfemtheit nicht verläßt. Obwohl die Freunde der Bevorzugten Herren sind und ihre nur Sklaven, so will er doch lieber kalt in der Erde liegen als seine Gedanken von ihr wenden. In Liebesangelegenheiten kennt er hingegen keine religiösen Skrupel. Ein ketzerischer schmeckt ihm ebenso als ein mehr „orthodoxer Kuß". Auch die Lieder an sein Land „Erin" muten wie Liebesgedichte an. Immer wieder wird der Gedanke an die Treue im Unglück ausgesprochen:

„Vergessen? Dich? Solang' ich lebe,
„Für Dich, Verlass'ne, mein Herzblut ich gebe.
„Mir teurer in Schmerzen, Dunkelheit, Regen
„Bist Du als die Welt im sonnigsten Segen."

Zur Verschleierung seiner patriotischen Empfindungen dienen ihm auch Vergleiche mit der Geschichte anderer Völker. So erinnert ihn das Los seiner Landsleute an das der Juden im Exil, dieselbe Knechtung und Verachtung, dieselbe Sehnsucht. Nur einen Unterschied gibt es, die Juden wurden ja befreit, sie hatten ihre Rache. Nun schwelgt er ordentlich in der Rache Gottes, die die stolze „Königin der Städte" zerstörte. So konnte man ihm keinen Ausbruch gegen

England, gegen London, vorwerfen, und seinem innersten Bedürfnis, die Gefühle auszutoben, hat er doch Genüge getan — und man verstand ihn.

Beklagt er das Schicksal dessen, der in ihm die heilige Flamme zuerst entzündete, Robert Emmets, so entsteht das Tiefste und Reinste, was seine Seele zu geben vermag. Dem letzten Wunsch des Helden gibt er poetische Verklärung in den Versen:

„O haucht nicht den Namen, im Dunkel er ruht,
„So kalt und so schmucklos, mein Streiter, wie Du.
„Und still rinnt die Träne und scheu vor der Welt,
„Wie der Tau des Nachts auf Dein Heldengrab fällt."

Die Braut Emmets mußte sich im Auslande in einem englisch gesinnten Kreise aufhalten und starb dort aus Kummer. Sie wurde zur Nationalheldin Irlands durch ihr tragisches Geschick, das so eng mit dem ihres Landes verwoben ist, und durch Moores Lied:

„Fern von dem einsamen Heidegrab
„Lebt des Helden Liebste, — umworben.
„Sie wendet sich kalt von den Schmachtenden ab,
„Ihr Herz ist mit seinem gestorben — — — —"

Als Moore sich eine der Melodien vorspielte, um die Anregung für den geeigneten Text zu empfangen, sah er plötzlich ein Bild aus seiner Jugend vor sich: er selber sitzt als Siebzehnjähriger am Klavier und spielt dieselbe Weise, als der hinter ihm sitzende Emmet plötzlich aus seiner Träumerei aufschreckt und ruft: „O, wäre ich an der Spitze von zwanzigtausend Mann, die nach dieser Melodie marschieren". Und bei dem Gedanken an den Gegensatz zwischen Emmets Märtyrertat und der Wankelmütigkeit seiner damaligen Landsleute schuf er ein wuchtiges Lied, indem er den Iren zuruft, sich der alten Tage zu erinnern. Wie die Sage geht, daß Fischer zuweilen im Grunde eines irischen Sees die Schönheit einer untergegangenen Stadt erblicken können, so steigt in ihm manchmal aus der Tiefe Irlands Bild in Freiheit und Herrlichkeit empor. Er gibt sich hier den Anschein, einen alten Helden, Malachi, zu besingen, wie er oft historische Begebenheiten erzählt, wiederum, weil er dabei seinen Empfindungen freieren Lauf lassen kann, wie in den Worten: „Der Feind, den wir hassen, steht vor uns", oder „eh' das Juwel der westlichen Welt schmückte die Krone des Fremden".

In einigen der Lieder kann man jedoch deutlich den Bezug auf politische Tagesströmungen erkennen. Spanien hatte mit viel Begeisterung seine Revolution ins Werk gesetzt, und die Iren hofften, daß die Verwirklichung der spanischen Ideen nicht ohne Einfluß auf ihr Schicksal bleiben würde. Moore jubelt in heller Hoffnung, daß der Geist der Freiheit sich nicht nur in Spanien festsetzen würde, sondern wie ein Sturm aus Westen nach Irland wehen:

„O, Erin, es weicht der Wintersturm jetzt,
„Und die Hoffnung, die durchhielt, die blüht noch zuletzt."

Aber nachdem des Dichters Herz in so freudiger Erwartung gebrannt hat, fühlt er beim Erlöschen der Hoffnung die Dunkelheit doppelt. Wohl aus dieser Zeit mögen solche Ausdrücke voll Hamlet'scher Lebensauffassung stammen, wie:

„Wär' Tod das Tor zu hellen Welten,
„Wer möcht' in dieser Sklave sein!"

Er streitet Erin die Lebenskraft ab, es wächst noch, aber es blüht nicht mehr. Ja, der Stempel des Sklaventums sei ihm zu fest auf die Stirn gedrückt, als daß es sie selbst im Glück wieder hoch tragen könnte. So harte und lieblose Worte spricht er zu dem, was doch sein höchstes Heiligtum ist. Das ist nur dadurch zu erklären, daß seine Landsleute durch ihren Mangel an einheitlicher Gesinnung ihn zur Verzweiflung gebracht haben. Sollen sich doch jetzt in Amerika die Iren in drei Gruppen teilen, erstens die, welche auf Deutschlands Sieg hoffen, zweitens die völlig Neutralen, und drittens die, welche sich auf die Seite der Engländer stellen! „Denn," sagt Moore, „während eure Tyrannen sich verbanden, um zu hassen, schlosset ihr euch nie zusammen, um zu lieben." Vor der weinenden Erin taucht das Haupt des Unfriedens empor. Und als sie die Erscheinung fragt, wann deren Macht einmal enden wird, antwortet die Uneinigkeit: „Nie!"

Wenn man an die oben erwähnten Aussprüche gegen England denkt, welche wohl am heftigsten in der Stelle werden:

„Es ruft die sonnige Welle: sieh,
„Ob den Tod unter Lächeln wir tragen,
„Wir sind nicht so kalt, so falsch nicht wie die,
„So lächelnd dein Hoffen erschlagen",

so überrascht er doch manchmal durch die sentimentale Auffassung, die er von den Engländern hat. Der Barde, heißt es in einem Liede, soll so rührend singen, daß selbst der Kerkermeister weint, wenn er seines Gefangenen Stimme hört. Oder bezugnehmend auf die spanische Erhebung „und vergib selbst Albion, das errötend schließlich sein Schwert für die Freiheit ziehen wird". Man stelle sich John Bull weinend und errötend vor! Am meisten aber setzt er in Erstaunen, wenn er sein Lied zum Lobe englischer Fürsten ertönen läßt, wie in „Meines Prinzen Tag". Er erinnert den Prinzen von Wales daran, daß die Iren, wenn man ihnen nur etwas Freiheit gönne, die treuesten Untertanen sein würden, die sofort für England kämpfen. Und wenn auch wenig Licht in ihrem Herzen wäre, so müsse es sich doch erhellen an ihres Prinzen Tage. Wie kann man England so oft seinen Feind nennen, und dann solche Speichelleckerei für seinen Kron-

prinzen zutage bringen. Erst „Freiheit oder Tod", und nun, wie man von den Mecklenburgern seinerzeit sagte: „Sie wollen die Revolution, aber mit dem Großherzog." Doch diese zahme Auffassung kommt sicher mehr aus Moores Herzen, als die radikale Opposition, die sich in den übrigen Liedern spiegelt, und zu der ihn wohl mehr die Musik hingerissen hat. Er war keine Brandnatur. In Wirklichkeit empfand er England nicht nur als den fremden Unterdrücker, sondern als das Land, zu dem er gehörte, wenn er auch als Mitglied der Whig-partei viel an der bestehenden Regierung auszusetzen hatte.

Den größten Haß warf er auf den Prinzregenten, der erst den Iren viel versprochen und auch Moore in seinem Palast empfangen hatte, und sie nachher schmählich im Stich ließ. Auf ihn verfaßte er die Verse, die Byron für Moores beste hält, und die mit der deutlichen Zeile enden:

„Haß macht dich nicht so schlecht,
„Als Schande und Schuld dich schufen!"

Man mußte bei dem blutrünstigen Fürsten schon etwas deutlich werden. Denn Moore hatte einmal in einer Satire dessen täglichen Frühstückstisch beschrieben:

„Und auf dem Tisch lag Brot und Toast,
„Ein Todesurteil — Morgenpost."

Darüber hatte sich der hohe Herr nur so gefreut, daß er diesen stolzen Beweis seiner Kaltblütigkeit überall zitierte.

Den Stachel des Witzes hat Moore überhaupt öfter geführt, als das blanke Schwert des Hasses, denn die leichte Waffe war ungefährlicher. Die Veröffentlichung der „Irischen Melodien" hat ihm nämlich manche Aufregung bereitet. Er verteidigte sich gegen die Angriffe der „Morningpost", welche die Lieder als schädlich brandmarkte, mit der Beteuerung, daß er das Werk nicht geschaffen habe, um die unwissende Menge aufzustacheln, sondern daß man es finden würde auf den Pianos der Vornehmen, denen eine kleine Aufmunterung ihres National-gefühls nichts schaden würde. Und wenn „andere" sich darüber aufregten, so schade es auch nichts, vielleicht könne man von ihrer Furcht mehr erlangen, als je von ihrem Gerechtigkeitssinn zu erwarten gewesen wäre. Es war sehr nötig, daß er die Absicht, eine revolutionäre Bewegung hervorrufen zu wollen, abstritt, denn schon munkelte man, daß das Erscheinen einer neuen Serie irischer Melodien verboten wäre.

Wenn damals sogar die Zensur aufhorchte, so kann man sich denken, daß selbst, wenn heutzutage Lieder der Trauer um den getöteten Nationalhelden entständen, sie nicht an das Ohr der Öffentlichkeit gelangen würden. So mag denn wiederum Moore an Sir Roger Casements Richtstatt das irische Volk versammeln und dem Märtyrer der Freiheit das Requiem singen:

„Vergeßt nicht den Ort, da getroffen
„Ward Irlands letzter Held.
„Er starb, und unser Hoffen
„Sank auch auf das Todesfeld.

„Und ob in fernsten Zeiten
„Der Sieger gerühmt auch sei,
„Verflucht ist das Todesschreiten
„Über Herzen, die einstmals frei. — — —

„Weit teurer ist das Grab fürwahr,
„Drin Treue den Helden gebettet,
„Denn die Trophäen, die die Henkerschar
„Aus der Freiheit Trümmer gerettet."

Felix Freudenthal: Zur Philosophie des Magens.

Wäre der Satz unbedingt richtig, daß die Liebe des Mannes durch den Magen geht, so müßte jetzt Mitteleuropa, dank dem ebenso raffinierten wie feigen Aushungerungssystem unserer brutalen Vettern von jenseits des Kanals, der Schauplatz einer Menge von Ehezwistigkeiten sein. Doch gerade das Gegenteil ist eingetreten. Je mehr der gewissenlose Feind unseren Frauen und Kindern selbst die wichtigsten und unentbehrlichsten Lebensmittel zu entziehen sich bemüht, um so inniger und fester halten die Ehegatten zusammen, jeder aufs eifrigste bemüht, dem andern die Sorge um das tägliche Brot abzunehmen und lieber selbst zu darben, als den Familienangehörigen eine für ihr Wohlbefinden notwendige Mahlzeit zu kürzen. Doch vom eigentlichen Darben sind wir noch, Gott Lob, meilenweit entfernt; auch dürfte es dazu im Hinblick auf die neueren Organisationsmaßregeln der Reichsregierung, in Verbindung mit dem genügsamen, auf unerschütterliches Durchhalten gerichteten Sinn aller Bevölkerungsklassen, selbst wenn der Krieg noch Jahre dauern sollte, in Deutschland niemals kommen. Freilich, Delikatessen haben wir uns allmählich abgewöhnt; wir haben unseren Appetit neuorientiert, wobei wir mit Überraschung wahrnehmen, daß Kartoffeln und Brot, Tagesgemüsen und Abendsuppen selbst die verwöhntesten Gaumen sich anbequemen, vorausgesetzt, daß in letztere Gerichte einige Abwechselung gebracht wird und es unseren braven Hausfrauen gelingt, durch allerhand Zusätze und

Erfindungen die Tischgenossen in Erstaunen zu setzen. Gewiß, wir alle, die wir notgedrungen zu Hause geblieben, fühlen uns doch mehr oder minder als Kriegsteilnehmer. Wir tragen die verschiedensten uns auferlegten Einschränkungen mit verständnisvoller Ruhe und philosophischem Gleichmut, auch wenn wir durch die neue Lebensweise an Körperschwere (für viele kein Unglück weiter) nicht unbedeutend abnehmen und die herkömmlichen gesellschaftlichen Abfütterungen frugalen Zusammenkünften nach dem Abendessen Platz gemacht haben. Die Gewohnheit ist ja bekanntlich unsere Amme, und wenn erst derartige Verhältnisse länger als ein Jahr andauern, haben sich unsere Verdauungsorgane mit der Blockadeverpflegung völlig abgefunden. Entfettungskuren in Marienbad und Mühlbrunnenpromenaden in Karlsbad werden nicht mehr so notwendig werden wie in normalen Zeiten, und wir nähern uns immer mehr den Idealen der Sozialdemokratie, daß arm und reich, hoch und niedrig, Gräfin und Kammerjungfer die staatlich vorgeschriebenen und polizeilich überwachten Sättigungsmittel in gleicher Quantität und Qualität zugewiesen erhalten. Die Generalprobe ist bereits durch das klug erdachte Kartensystem auf Liter und Gramm von Obrigkeitswegen gemacht, und da sie auffallend gut ausgefallen, bedarf es gar nicht vieler Umstände, um diese Neuorganisierung, müßte es sein, auch für die spätere Friedenszeit beizubehalten. Würde Bebel dies erlebt haben, so wäre er gewiß der Erste gewesen, der solcher Art Massenspeisung, wenn auch nicht den Butter-, Eier- und Fleischpolonaisen, seinen vollen Beifall gespendet hätte. Daß wir trotz der dunklen Erinnerung an reichere Verpflegung im allgemeinen zu einer überaus milden und freundlichen Auffassung der jetzigen Sättigungsmethode neigen, mag wohl auch an der Einschränkung des Fleischverbrauchs liegen. Ist es doch längst erwiesen, daß die Vegetarianer gesünder und kräftiger, von sanfterer und versöhnlicherer Denkungsart im bürgerlichen Leben sind, als ihre das Hauptgewicht auf Roastbeef und Lendenbraten, Wild und Geflügel legenden Gegner. Und wenn es allzu sehr an materiellen Stoffen fehlt, so ist es bei den als so barbarisch verschrieenen „Hunnen" von jeher üblich, sich mit geistiger Nahrung durchzuhelfen; hat doch schon die Lektüre eines spannenden Romans oder das ernste Studium eines gelehrten Werkes das leibliche Hungergefühl in überraschender Weise beseitigt. Daß bei uns die Mahlzeiten und deren Zubereitung wirklich nie die Rolle gespielt haben, wie in den feindlichen Landen, ergibt sich schon daraus, daß eine so erhebliche Zahl von Nahrungs- und Genußmitteln, in Ermangelung deutscher Ausdrücke, der französischen, englischen oder italienischen Küche entlehnt sind, und wenn wir uns besonders fein ausdrücken wollen, so muß das Mittags- oder Abendessen schon mit Diner oder Souper bezeichnet werden, als ob den gereichten Gängen damit eine außergewöhnliche Vornehmheit verliehen würde. Hoffentlich wird der jetzige Krieg, wie mit so vielen anderen Nachäffereien, auch mit jenen Torheiten aufräumen und selbst in den besten Speisewirtschaften — dem Wort Restaurant werden wir auch keine Träne

nachweinen — eine deutsche Speisefolge uns die Gewißheit verschaffen, daß wir das Ausland für unsere Namensgebung recht gut entbehren können. Der Vorwurf, daß wir in der langen Friedensepoche und namentlich in dem Jahrzehnt vor Ausbruch des Weltbrandes allzu üppig gelebt und dafür gewissermaßen die Strafe des Himmels in Gestalt der hoffentlich nicht noch sieben mageren Jahre auf uns heraufbeschworen, ist im wesentlichen unbegründet. Mögen wohl hier und da gewisse Kreise mit bevorzugten Mitgliedern der Halbwelt geschlemmt und gepraßt haben, das deutsche Volk selbst ist davon nie berührt worden, hat auch nie anders gewirtschaftet, als es seiner urgesunden, maßvollen und genügsamen Denkungsart angemessen schien. Daß infolge erheblicher Gewinne, höheren Einkommens und gesteigerter Löhne Hand in Hand mit der eine reichlichere Kost beanspruchenden Arbeits- und Kraftaufwendung naturgemäß die Lebenshaltung bei uns allgemein sich gebessert, daß selbst den tiefsten Bevölkerungsschichten ein bescheidenes Maß von Behaglichkeit zuteil wurde, berechtigt doch niemand, uns mit Kapuzinerpredigten von Völlerei und Überernährung zu behelligen. Vergleichen wir unsere Lebensweise mit der anderer Kulturvölker, bei denen wie in Frankreich Weißbrot und Wein, wie in Italien Süßigkeiten und Näschereien, oder wie in England teure Fleisch- und Fischgerichte auf dem täglichen Tisch nie fehlen dürfen, so kommt jeder Unparteiische zu dem Ergebnis, daß wir verhältnismäßig noch die geringsten Ansprüche stellen. Interessant ist gerade jetzt die Beobachtung, daß die wohlhabenderen und verwöhnteren Personen, von Ausnahmen selbstredend abgesehen, sich mit der einfachen und einförmigen Kriegskost schneller und williger abgefunden haben, als manche andere soziale Schicht, die im Frieden mindestens so dürftig lebte wie gegenwärtig unter dem Zwang der bestehenden Verhältnisse. Das hängt zweifellos mit der höheren Bildung, mit der stärkeren Willenskraft und der umfassenderen Intelligenz zusammen, die in jedem Augenblick unseres entscheidenden Existenzkampfes daran erinnern, daß ohne Murren selbst die härtesten Entbehrungen ertragen werden müssen, um der vielen heimtückischen Gegner Herr zu werden.

Wie viele recht vermögende Damen tragen Bedenken, für eine Gans oder ein Huhn, für Schokolade oder sonstige Süßigkeiten gradezu erstaunliche Phantasiepreise anzulegen, wogegen recht häufig bemerkt werden kann, wie junge Arbeitsbürschlein, gutbezahlte Arbeiterinnen in neu entstandenen Fabriken und manche plötzlich zu Geld gelangte Handwerkerfrau ohne weiteres die ihnen für jene Dinge abverlangten Summen bezahlen. Natürlich spielt dabei der Reiz der Neuheit, der Wunsch, sich auch einmal etwas leisten und die höheren Klassen sogar übertrumpfen zu können, keine unwesentliche Rolle.

Noch nie ist im Deutschen Reich so oft über das Essen gesprochen worden als gegenwärtig. Die alten Germanen, denen bekanntlich das Trinken weit näher lag, würden darüber nicht wenig erzürnt sein. Bald beklagt sich einer, daß die Schuld an der schmäleren Kost die vielen hunderttausende Kriegsgefangene träfe,

welche wir noch dazu mit gradezu rührender Aufmerksamkeit mit durchzufuttern hätten, bald beschwert sich jemand über das Brot oder die Kartoffeln, die zu allerhand Indiskretionen des Darms und anderer Organe führen, wodurch er gesellschaftsunfähig werde, bald hält ein dritter den bedauernswerten Herrn von Batocki für einen unfähigen Mann, weil es ihm noch nicht gelungen sei, die langentbehrten saftigen Beefsteaks mit fettriefenden Bratkartoffeln auf den Herd des Querulanten zu zaubern.

Ja, hätte man ihn, den Rentier Schulze, an die Spitze des Kriegsernährungsamts gestellt, so sähe die Sache ganz anders aus. Er würde auf jedem Dache einen Gemüsegarten anlegen, die Vorgärten in Hühnerställe, die öffentlichen Anlagen in Weideplätze für Rindvieh und Schafe verwandeln, sogar in den Blumenkästen auf den Balkons und in den Veranden müßten Radieschen, Schnittlauch, Rettige und ähnliche nützliche Dinge gepflanzt werden. Derartige Weisheiten kann man alle Tage hören, und wie sind erst alle Provinzen und Ländchen, die früher nicht genug der Plumpheit und Schwerfälligkeit ihrer Bewohner wegen verlacht und verspottet wurden, im Werte gestiegen. Glücklich, wer in jenen gesegneten Himmelsstrichen, in Mecklenburg, Holstein oder Pommern eine liebe Tante besitzt, die den angeblich verhungernden Berliner Neffen unter kühner Umgehung etwaiger Ausfuhrverbote mit Speck und Butter, mit Käse oder gar mit Eiern versorgt. Und wie beneiden wir die Einwohner Belgiens, die unter der „barbarischen" Boches-Verwaltung noch im Vollgenuß aller eßbaren Güter sein sollen, die unbestritten zur menschlichen Zufriedenheit gehören. Nun, wir haben das Warten gelernt, und wer sich geduldet, erreicht schließlich auch das Ziel. Wir heißen ja nicht umsonst die deutschen Michel. Einmal muß es doch wieder Frieden werden, und dann dürften wir hoffentlich bald Gelegenheit finden, uns an einen wohlbesetzten Speisetisch zu setzen, ohne den Herren Fleischer- und Bäckermeistern für jeden Bissen dankbar zu sein.

Dann werden wir den Rest der zahllosen Butter-, Milch-, Eier- und sonstiger Karten als heiliges Vermächtnis unseren spätesten Enkeln hinterlassen, mit der wohlbegründeten Warnung, gegen die lieben Nachbarn stets auf der Hut zu sein, immer für gefüllte Speisekammern zu sorgen, und einer neuen Einkreisung beizeiten zu begegnen. In den ersten vier Wochen nach Friedensschluß werden die besten Geschäfte zweifellos unsere — Magenärzte machen. Denn selbst die kühnste Phantasie vermag sich nicht auszumalen, was nach Aufhebung der Mundsperre an allerhand entbehrten Lieblingsspeisen und -Gerichten verschlungen werden wird. Jeder Deutsche hat im Laufe des langen Feldzugs im Durchschnitt mindestens fünf, wahrscheinlich weit mehr Pfund an Gewicht verloren. Es gilt also gegen zweihundert Millionen Kilo kostbares Menschenfleisch zu ersetzen. Dazu muß es, selbst wenn der vaterländische Ackerbau nebst Viehzucht noch so gesteigert wird, gewaltiger Zufuhren aus den neutral gebliebenen Ländern bedürfen, und diese haben im eigensten Interesse allen Grund, sich mit der Frau Germania

gut zu verhalten. Unseren Hauptfeinden und Schürern des Weltenbrandes, den Bewohnern des perfiden Albion, rufen wir aber zum Schluß zu:

Nichts helfen euch die schwarzen Listen,
Verleumdung nichts, und nichts Verrat.
Mit Unrecht nennt ihr euch noch Christen,
Nach unerhörter Freveltat.
Die Grube, die ihr uns gegraben,
Ihr fallt zum Schluß noch selbst hinein:
Sollt ihr dann nichts zu essen haben,
Gerecht wird die Vergeltung sein!

Hans Franke:

Angriff.

Sie rannten an in dichten Reihn
und sanken schon . . So fällt ein Stein.
Sie lagen dicht in Gras und Tau.
Die Hände suchten den Verhau . . .
O, unsre Flinten waren gut!
Und aus den Lüften rast die Glut
und schrie und sang.
Wie hohl das klang!

Doch wieder — schneller — kamen sie,
und rissen sich in Nacht und Tod.
Die Augen stier . . . Den Mund in Wut . . .
Aus Brust und Stirne strömte Blut.
Bis in den frühen Nachmittag:
Bald Ansturm und bald Atemholen.
Erst mit der Dämmrung Schattenhauch
kam Schweigen leis auf zarten Sohlen. —

So ward es Nacht. Man späht und harrt.
Ein Schatten schleicht, der Sinne narrt. . .
Ein Raunen ist. . . .
Ein Rufen!
„Wo?"
Die Finger krampfen das Gewehr.
„Sie kommen!!"
Tote . . .? Stürmen die?
Die schlafen still und starr und schwer . . .

Hans von Hülsen:
Ein Solo. Novelle.

Schluß.

Dritter Teil.

Die bunt zusammengesetzte Tischgesellschaft der Pension „Heimdall" erhob sich vom Lunch. Monsieur de Caparour verbeugte sich vor Inge und ging auf sein Zimmer, denn er wollte mit dem nächsten Dampfboot nach Kopenhagen fahren. Peter Tikkanen blieb an Inges Seite und ging mit ihr über die Veranda, die in blendender Sonnenglut lag. Barlösius hörte dem Professor Sörgensen zu, der seine bei Tisch begonnenen Auseinandersetzungen über die Schleimtiere und Algen der dänischen Gewässer fortsetzte.

In wolkenlosem Blau erstrahlte der Himmel, der Sund war leicht gekräuselt von einem kaum spürbaren Nordwind. Fern leuchtete die grüne schwedische Küste in der Sonne, ein schmaler Streifen.

Inge ließ sich in einen Liegestuhl fallen, der auf der Terrasse stand, und sagte zu Peter Tikkanen:

„Rudern Sie heut wieder?"

Er strich die blonde Haarsträhne aus der Stirn, die immer wieder hineinfiel:

„Wenn Sie mir wieder das Vergnügen machen wollen, gnädige Frau?" sagte er und sah sie mit seinen blauen Augen an.

Sie lachte, denn er kam ihr in diesem Augenblick vor wie ein großer täppischer Hund.

„Non, Monsieur, aujour d'hui je me promène avec mon mari."

Sie liebte es, ihn zu necken, denn er verstand kein Französisch, — nicht mehr, als er auf der Schule gelernt hatte.

Er machte ein klägliches Gesicht.

„Liebe, gnädige Frau", sagte er, und sie lachten beide.

Barlösius kam zurück, nachdem Professor Sörgensen gegangen war.

„Nun, Liebe?" sagte er, und er entnahm seiner Dose eine breite Zigarette:

„Wir wollen nach Dyrehaven — oder ziehst du eine Segelpartie vor, gen Helsingborg? Das Wetter ist schön . . . ."

„So segeln wir denn!" sagte Inge.

„Revoir, monsieur," sagte sie zu Peter Tikkanen und nickte ihm lachend zu.

Er sah den beiden mit langem Gesichte nach, denn er wäre gern mitgefahren. Sie gingen die Treppe hinunter in den Garten, zwischen den blühenden Rosen hin, dann verschwanden sie hinter hohem Gebüsch.

Er zuckte die Achseln, ging in's Haus zurück und fragte Fräulein Andersen: ob sie mit ihm Tennis spielen wolle. —

„Was die Dänen für breite Gesichter haben!" sagte Inge und wies mit dem Köpfchen auf den jungen Burschen, der in der Spitze des Bootes kauerte und nachlässig dann und wann das Seil durch die Hand surren ließ oder fester anzog.

Barlösius antwortete:

„Eine morbide Nation, Inge, man sieht es an den Augen — Müdigkeit, grenzenlose Müdigkeit — nichts weiter.

Jede Tatenlust scheint eingeschlafen zu sein", sagte er nach einer Weile und sah ihr in's Gesicht, in dem die blauen Augen lustig blickten.

„Ein richtiges Dichtervolk." — Sie lächelte, und dies Lächeln schien ihm nicht ihr altes Lächeln zu sein. —

Langsam trieb sie der Wind gen Norden, die grünen Wellen umspielten die Bordwand und bäumten sich wie mutwillige Rosse, als wollten sie die weißen Reiter abschütteln, die in der Sonne blinkend auf ihrem Rücken saßen. Lustig flatterte der Danebrog am Großsegel und grüßte die heimatliche Küste, die schmuck, gleich einer Kette aus bunten Steinen, zur Linken lag. Vor ihnen tauchte die blaue Silhouette der Kronborg auf, deren Kupferdächer grünlich leuchteten.

„Hier ist es schön," sagte Barlösius und lehnte sich zurück, „nicht wahr, Inge, hier ist es schön?"

Er faßte nach ihrer Hand, die sie ihm willig überließ. Und also sitzend dachte er zurück an die verwirrenden Begebnisse dieses Sommers: die peinvollen Tage daheim und die überstürzte Reise und alles, was nun weit dahinten lag. — —

Hier war ihm wohl. Hier fühlte er sich ruhig und sicher. Hier war Inge sein: sie war allen fern, die sie zu sich hinüberzogen.

Er schloß die Augen und gedachte jener seltsamen Vision, die er in der dunklen Stunde am Abend vor der Abreise gehabt; wieder sah er die Felsen, zwischen denen Flammen aus dem Abgrund schlugen, und Inge stand jenseits; wieder glaubte er die Hände auszustrecken und wieder sie versengt zurückzuziehen .... „Noch immer?" dachte er und riß die Augen auf, sodaß die Helle des Tages ihn blendete.

Inge saß neben ihm und lächelte ihn an.

„Träumst du?" fragte sie, und ihre Stimme klang dem Erwachenden wie aus weiter Ferne.

Er nahm sich zusammen:

„Von dir, Inge", sagte er und küßte ihre Hand, wie damals, als sie im gelben Sande des Lido lagen und von zukünftigem Glück träumten ...

Schiffe zogen vorüber, weiße Dampferchen und düstre Lastfahrzeuge, von Möven umkreischt. Nach Süd und Nord zogen sie und hinter ihnen her wehte eine lange schwarze Wolke, wie ein Witwenschleier.

Inge sann in die Ferne hinaus. Ihr Auge verlor sich im Endlosen und wurde träumerisch. Auch sie dachte rückwärts, — dachte an jene Stunde, in der sie Doktor Grotjahns Lippen heiß auf ihren Händen gefühlt. An die plötzliche Abreise dachte sie, und daran, wie im Gewühl des Lehrter Bahnhofs plötzlich sein Gesicht aufgetaucht war, zum Abschied auf kurze Zeit sie zu grüßen.

„Ich will ihm schreiben," dachte sie, „morgen, morgen, will ich ihn wiedersehen . . ." Und dann, indem sie den Kopf wandte, sah sie ihrem Manne voll in's Gesicht und erschrak beinahe, so fremd erschien es ihr in diesem Augenblicke, da sie in Gedanken so fern von ihm war.

* * *

Er sah sie von fern kommen; er zitterte förmlich, als er sie erblickte; aber er dachte an das, was schriftlich abgeredet worden, und blieb sitzen.

Sie ging mit ihrem leichten Schritt, der edel war, als sei er kein Schuhwerk gewöhnt. Der Florentiner wippte auf ihrem Kopf, die bunten Blumen, die ihn umkränzten, leuchteten auf, wenn ein Sonnenblick durch Buchenkronen sie traf.

Jetzt erblickt auch sie ihn. Ihre Wangen färben sich. Ihr Schritt wird rascher — er scheint noch einmal zu zögern — dann eilt sie vorwärts.

Nun hält auch ihn nichts mehr. Von wildem Verlangen getrieben, springt er auf von der Bank, darauf er sie erwartet; er läuft ihr entgegen, schon unterwegs den Kopf entblößend, und neigt sich über ihre Hand, sie in Küssen zu baden.

„Inge," flüstert er, „geliebteste Inge" . . . .

Und ihr lieblich errötendes Gesicht strahlt vor Glück des Wiedersehens. —

Nebeneinander wandelten sie durch die Laubgänge von Rosenborg-Park; an Knaben vorbei, die mit dem Reifen lärmten, an Wägelchen vorbei, darin Säuglinge träumten; vorbei an starken Männern, die den Kiesweg harkten, und an alten Mütterchen, die auf den Seitenbänken ruhten. Das Leben umspielte sie in vielerlei Gestalt, aber sie achteten seiner nicht; sie schritten hindurch, blind vor Glück, dem Glück ihrer Liebe und der Wonne des Wiedersehens.

Grotjahn war von geschäftiger Zärtlichkeit. Wie es ihr ergangen sei? fragte er hundertmal. Ob sie seiner oft gedacht, wie er an sie? — Inge bejahte, und wieder kroch eine leichte Röte unter ihrem glatt gescheitelten Haar hervor und verteilte sich über die Stirn. Er drückte ihre Hand, die er festhielt, so festhielt, als wollte er sie nie, nie mehr loslassen. Eine kurze Frage galt Barlösius. „Schweig, schweig", bat sie und hob die Hand, um ihm den Mund zu verschließen.

„Oh, daß du gekommen bist — — — Dank, Dank!"

Sie sanken auf eine Bank, die sich an den Stamm einer uralten Buche lehnte. Rings lag der Park in Schweigen. Jenseits der grünen Rasenfläche erhob sich das zierliche Schloß, kupferbraun im Lichte der späten Nachmittags-

sonne erglühend. Vögel schwebten über die Wiese, nieder zur Erde — himmelan, Schwalben und Meisen und Finken, und die Drossel schlug im Grün . . .

Da küßten sie sich auf den Mund und hielten sich an den Händen fest und sahen sich in die Augen, lange, lange. Und lachten beide.

Was soll werden?, dachten ihre Herzen, einer las es in des andern Blick. Und ein Blick bat den andern: Nicht daran rühren, nicht heute — morgen — morgen . . . .

Sie wandelten umher und sahen den Schwänen zu, die auf dem Schloßgraben in stillen Bogen trieben; und dann standen sie vor jener Bronzegruppe, die darstellt, wie eine Bestie ein edles Tier hinterrücks anfällt, sodaß es verbluten muß.

„Komm fort", sagte Inge, „ich mag das nicht sehen — das ist so grausam!"

So kurz waren ihre Gedanken, sie wußte nicht, was sie tat. — —

Nachher rief Grotjahn am Gartenportal einen Wagen und sie fuhren zum Kongens Nytorv, wo sie auf der Terrasse des Hotels d'Angleterre den Tee nahmen. In einer Ecke saßen sie, eingehüllt und geschützt durch Wände aus lebendigem Grün, und Grotjahn hielt argwöhnische Ausschau, ob auch kein bekanntes Gesicht sich blicken lasse.

Inge hatte den Handschuh abgestreift und überließ ihm die Hand — die schmale, schmucklose, die Barlösius so sehr liebte.

Das Wort „Wiedersehen" beherrschte wie eine Losung ihr Gespräch. Wiedersehen — bald, bald! Am liebsten morgen . . . nein, am liebsten sich gar nicht mehr trennen!

Mit Auge und Ohr und den feinsten Nerven der Fingerspitzen genoß eins des anderen beseligende Gegenwart. Der Augenblick der Trennung stand wie ein düsteres Gespenst hochaufgerichtet am Horizont ihres Denkens.

„Wie lange bleist du?"

„Solange du bleibst!"

Alle Sinne hatten sich in ihnen erhoben. Mit teuflischer Leidenschaft, kaum beherrscht, kosteten sie den Augenblick. Ein geflüstertes „Ich liebe dich" klang zurück wie ein Echo. Sie sahen sich an, und aus der leidenden Wehmut, dem flackernden Verlangen ihres Blickes stieg ein Lächeln empor, glücklich, wie das Lächeln von Kindern.

Einmal mußte es sein. Im Aufstehen riß er ihre Hand an die Lippen — und war dann plötzlich ganz fremd und förmlich.

„Kellner — eine Droschke!"

Nebeneinander im Wagen sitzend, fuhren sie zum Klampenborg-Bahnhof, fuhren durch lustig belebte Straßen, in denen hie und da schon eine Laterne brannte, fuhren vorbei an promenierenden Menschen — und sprachen Belangloses.

Auf dem Bahnsteige ein kurzes „Auf Wiedersehen" voll verhaltener Leiden-

schaft; dann fiel die Tür zu, und Inge schmiegte den heißen Kopf in die roten Polster und prüfte ihr stürmisch pochendes Herz . . . .

* * *

Barlösius saß im Boot, die Reiseschreibmappe auf den Knien. Behaglich in die gepolsterte Rundung des Hecks geschmiegt, wandte er ein Blatt nach dem anderen und überließ die Sorge für das Fahrzeug dem jungen Burschen in der Spitze.

Er las und hob nur dann und wann das Auge. Die See war glatt wie ein Weiher und kaum belebter. Selten, daß einmal ein Boot vorüberstrich, mit dessen Führer der Bursch' ein paar rasche Worte wechselte. Am Horizont qualmte ein großer Dampfer, sonst war es still und vormittäglich auf dem weiten blanken Sund.

Barlösius lag und sann im Lesen. Manchmal bildete er, leise vor sich hinsprechend, einen ganzen Satz mit den Lippen, seinen Klang zu prüfen. Dann wieder schüttelte er unzufrieden den Kopf, und der Füllfederhalter bekam Arbeit. Seine Augenbrauen hoben sich, er blickte blind und sinnend in die Ferne — plötzlich erhellte sich sein Blick, und er beugte sich über das Papier, das mit seinen kleinen, kritzelichen Schriftzeichen über und über bedeckt war.

Es war das Manuskript jener Erzählung, die, unter dem Titel „Ein Douglas", ein angesehenes deutsches Journal bereits eine Zeitlang ankündigte und die schon durch ihren bloßen Titel die teilnehmende Öffentlichkeit in Atem hielt.

Barlösius lächelte: „Sie mögen warten — es hat noch gute Weile!" Und wahrhaftig, der Haufen Blätter, den er in seiner Mappe auf den Knien hielt, war nicht sehr umfangreich und wuchs nur langsam.

Die Arbeit war schwer und bedurfte der Besonnenheit ebensosehr, wie der Leidenschaft. Es galt nichts mehr und nichts weniger, als die hundertfach durch die Welt versprengten Strahlen des Unbürgerlichen, des Antibürgerlichen in einem Brennpunkt zu vereinigen, unter einen Namen zu sammeln und damit gewaltig Sturm zu laufen gegen die fette, satte, anmaßend-indolente Bürgerlichkeit. Es galt die Urkraft der Heimat zu enthüllen und die Ohnmacht dessen, der sie verloren. Und zuletzt galt es zu zeigen, wie tapfere Liebe eines Menschenkindes jede Wahlheimat zur wahren Heimat macht.

Der Schwierigkeiten waren viele und das Ganze ein Weitsprung.

Langsam wuchs es empor, geduldiger Fleiß fügte Quader an Quader; denn ein Gemälde al fresco sollte es sein, trotz aller inneren Kultur, trotz aller artistischen Reize der Einzelheiten; lange Atemzüge sollten das Werk durchwehen, — nichts sollte darin sein von dem kammermusikhaften Gesäusel, mit dem ästhetisierende Jünglinge die Literatur so sehr verseucht haben; ja, es sollte eine kraftvolle Absage für immer sein an die herrschende Künstlichkeit, ein Bekenntnis zu einer Kunst, die aus den Tiefen reichen Menschentums ihre besten Säfte sog.

Das war es, was Barlösius mit gefurchter Stirn noch einmal überdachte, wie er es so oft schon überdacht. Er ruhte im Boot und ließ sich treiben und sein Herz schlug für das Werk, um das seine Gedanken kreisten.

Hier und dort, wo er einen Riß bemerkte, setzte er sein Brecheisen an und zerstörte das Alte, das Fehlerhafte, um neu und untadelig zu bauen. Und war ihm eine Stelle gelungen, ein Wort gefunden, ein Satz geschmiedet, so verklärte sich sein Gesicht, und das Herz, vorher unruhig und besorgt, mäßigte seinen Schlag zu ruhigem Gleichtakt.

Nachmittags wollte er arbeiten, seit Wochen zum ersten Male! Die gedankenreiche Ruhe, die ihn erfüllte, ließ eine ersprießliche Stunde erhoffen. Sein Blut belebte sich, und jene Freude war in ihm, die der Arbeit Wärme und bewegte Laune mitteilt. Er schloß die Augen und überließ sich ganz diesem Gefühl, das seit langem zum ersten Male sich zeigte, freudig begrüßt, wie nach langem Winter der erste Sonnenstrahl ...

„Aoh!" —

Der wilde Ruf schreckte ihn auf, und gleichzeitig erzitterte das Boot in allen Fugen. Wie er die Augen aufriß, sah er das Segel herumfliegen, das Fahrzeug legte sich hart auf die Seite, der Bursch sprang auf die andere und zerrte hochrot und sinnlos an verschiedenen Tauen.

Barlösius übersah erst jetzt, was sich zugetragen hatte. Zur Linken, wenige Meter entfernt, trieb ein Segelboot, gegen das man in der Fahrt gerannt sein mußte. Der Führer, ein bebarteter Matrose, ballte die Faust und rief mit rauher Stimme eine Menge von Flüchen herüber.

Man konnte froh sein: den Fahrzeugen war nichts geschehen, man war mit dem Schrecken davongekommen. Aber der Passagier dort, der einzelne in dem fremden Boot?

Barlösius sah hinüber mit Augen, die vor Entsetzen ganz groß waren.

Er kannte das Gesicht.

„Du hier?!" stieß er hervor — halblaut, sodaß es wie ein Ausruf klang. Dann aber verzerrte sich sein Antlitz, wie wenn er das Haupt der Gorgo gesehen hätte, und zwischen den im Krampf zusammengepreßten Lippen zwängten sich die Worte hindurch:

„Ich — fürchte dich —!"

Er wühlte das Gesicht in die Hände, an denen die Adern hoch und geschwollen standen. Er fürchtete sich davor, dem Unheimlichen noch einmal im Blicke zu begegnen. Lange verharrte er so.

In diesen peinvollen Augenblicken rief er alles wach, was ihn irgendwie auszeichnete, unterschied und erhob: sein meisterliches und wählerisches Talent, dem eine ganze gebildete Welt huldigte; seine Erfolge in den Städten; die Menge der Suchenden, die bei ihm Rat und Leitung zu finden hofften; die zahlreichen Briefe, die von enthusiasmierten Zwanzigjährigen zu ihm kamen, als unvollkommenes

Echo seines fernhinwirkenden Wortes; seinen Namen, der eine Nation bewegte, der längst zum Begriff, zum Symbol geworden war — — und fragte sich unter Schmerzen, ob alles dies nichts, gar rein nichts bedeute gegen die Glätte der Jugend und die betörende Gewöhnlichkeit der Harmlosen, der Kinder von dieser Welt?

Und indem er das trübe, gerötete Auge hob, es irgendwohin in die Ferne zu schicken, wußte er; daß seine Schale stieg, und daß es vergebens gewesen war. — — —

Er gab Auftrag zurückzufahren und am Landungssteg der Pension „Heimdal" ihn abzusetzen.

Inge traf er im Garten; sie stand mit Peter Tikkanen an einem Rosenstock, dessen schneeweiße Boule de neige sie mit den Lippen liebkoste. Als sie ihren Mann erblickte, ging sie ihm ein paar Schritte entgegen, blieb dann aber stehen, da sie seine verstörten Züge sah.

„Nun, Lieber?"

„Inge", sagte er, und prüfte sie mit den Augen, indem sein Herz fragte: ist sie schuldig? Dies Engelsbild? —

„Inge," sagte er, „wir müssen abreisen — gleich morgen — hörst du?"

Ihre blonden Brauen stiegen empor:

„Ich höre, aber ich begreife nicht."

Er faßte sie bei der Hand und sah ihr in die Augen.

„Gefahr . . ." brachte er hervor, „frage nicht — — wir müssen abreisen — gleich morgen . . ."

„Aber warum denn? — Ich verstehe dich nicht, Heinrich? — Es ist hier doch sehr schön. Du hast es doch immer selbst gefunden . . ."

Sie redete. Kam ein wenig Blut ihr in's Gesicht? Ihre Worte schienen verlegen und haltlos.

Barlösius ließ ihre Hand fallen. Er verstand — und wollte nicht verstehen.

Mit rauher Stimme sagte er: „Ich will es so."

* * *

Er riß den Hut an sich: Inge war nicht zu finden. Er lief durch den Garten: sie war nicht da. Niemand hatte sie gesehen. Gleich nach dem Essen war sie mit Fräulein Andersen spazieren gegangen — aber Fräulein Andersen war da und Inge fehlte. Vielleicht ruderte sie mit Peter Tikkanen? — Aber Peter Tikkanen lag im Rasen und war über der Lektüre von „Politiken" eingeschlafen. — Segelte sie? Allein? Unmöglich! Aber in solcher Lage scheint das Unmögliche möglich. Barlösius nahm ein Boot und suchte die Fahrzeuge ab, die auf dem Sund kreuzten: vergebens.

Wo war Inge?

Er hatte sie verletzt mit seinen schroffen, befehlsartigen Worten, heute vormittag, das fühlte er, das sah er ein. Seine kranke Phantasie gaukelte ihm vor: sie sei auf und davon. Sie verlieren — — bei dem Gedanken krampfte sich sein Herz zusammen.

Er suchte das Haus ab, den Garten, den nahen Wald. Professor Sörgensen hielt ihn fest, bereit, ihm eine neue Entdeckung mitzuteilen, die sich auf die Tiefseefauna der dänischen Gewässer bezog: er riß sich los, er stürmte davon. Auf der Chaussee sah er ein Automobil daherbrausen: er rief es an, in der Meinung, nach Kopenhagen zu fahren. Sein Herz tobte wie ein wildes Tier im Zwinger.

Er fuhr kreuz und quer durch die Stadt, von Triangeln zum Hafen, nach Nörrebrogade, zum Tivoli. Er durcheilte die öffentlichen Parks und sank erschöpft auf eine Bank nieder. Für zwei Minuten! Dann sprang er wieder auf und bestieg von neuem den Wagen, der am Gitterportale wartete. Er fuhr zum Thorwaldsen-Museum; aber auf dem Wege kam ihm der Gedanke an den Bahnhof.

„Zum Bahnhof!" schrie er dem Chauffeur zu, und mit kurzer Wendung bog das Auto in eine Querstraße ein.

Auf dem Bahnhofe erfuhr er: der nächste Zug nach Deutschland stehe bereit und werde in zehn Minuten abgehen. Er eilte auf den Perron.

Da war buntes Gewühl. Menschen gingen auf und nieder, im Abschiednehmen begriffen. Rufe schallten durcheinander, Gepäckwagen polterten den Zug entlang; Männer mit weißem Schurz und leinener Mütze priesen Erfrischungen an und uniformierte Boys riefen Zeitungen aus, „Politiken" und „Dagbladet" und „Aftenposten". Am offenen Ende der Halle fauchte die Lokomotive und stieß ungeheure Rauchwolken zischend gen Himmel.

Barlösius bahnte sich einen Weg durch die dichtgedrängte Menge, rücksichtslos vorwärtshastend wie ein Reisender, der den Zug zu versäumen fürchtet. Er sprang in den letzten der langen Durchgangswagen und suchte den ganzen Train ab, als sei er ein Kriminalbeamter, der einen langgesuchten Verbrecher im Zuge vermutet.

Inge war nicht darin.

Auch auf dem Bahnsteige war sie nicht. — Er hatte jeden Menschen mit inquisitivem Blick in's Auge gefaßt.

Ein schriller Pfiff, ein Echo von der Lokomotive her, — langsam schob sich der Zug aus der Halle. Tücherschwenken und Abschiednehmen. — Die Menge zerstreute sich.

Auch Barlösius ging, ein wenig ruhiger. Gottseidank, dachte er, sie ist noch hier.

Er telephonierte nach Klampenborg in die Pension: ob seine Frau schon zurückgekehrt sei? — Nein, Frau Barlösius sei noch nicht da. Der Apparat schnappte ein.

Der Nachmittag neigte sich. Im stumpfen Lichte des Vorabends lag der weite Platz.

„Zum Thorwaldsen-Museum", sagte Barlösius zu dem Chauffeur, der sich von seinem Sitz zu ihm herniederneigte. Ihm war eingefallen, daß Inge die Absicht geäußert hatte, dies Museum in den nächsten Tagen einmal aufzusuchen.

Das Rathaus glühte im Abendrot. Auf dem weitläufigen, quadratischen Platz klingelten Trambahnen, fauchten Automobile, Droschken und elegante Limousinen, ergingen sich geputzte Menschen in Feierabendstimmung. Langsam arbeitete sich der Wagen hindurch und flog dann eine breite, tote Straße hinunter.

Das Museum war bereits geschlossen. Finster starrten den Einlaßheischenden die gewaltigen Torflügel an. Vom Rathausturme klang ein fremdes Lied, dann sieben glockenhelle Schläge.

Verzagt entließ Barlösius das Gefährt. Er war betäubt von dem Strudel der letzten Stunden, das Blut hämmerte in seinen Schläfen. Mechanisch setzte er sich in Bewegung und verließ den Ort.

Er ging am Wasser entlang, in dessen bleifarbenes Grau sich ein Hauch von der Röte des Abendhimmels mischte. Er überschritt eine Brücke und kam auf einen stillen Platz. Hier war alles leer von Menschen und alles schwamm in seltsam weichen Farben, wie auf Porzellangrund gemalt. An einer altertümlichen Wasserkunst vorbeiwandernd, mischte er sich unter die Menschen, die sich in der Östergade drängten. Ihr Schwatzen und Lachen, das wie das Rauschen des Meeres stieg und sank, tötete die freundliche kleine Melodie, die sein Ohr am plätschernden Brunnen aufgefangen und zärtlich-willenlos bewahrt hatte. Grelle Lampen flammten auf, der Abend war da.

Er blickte in ein paar Restaurants hinein, aber nur fremde Gesichter sah er. Wenn er ins Freie trat, nahm der bunte Strom ihn auf und schob ihn weiter. Wagen rasselten, Automobile glitten vorbei, eine endlose Kette, wie eine schillernde Schlange.

Er war zum Kongens Nytorv gelangt, dessen alte Mittelbaumgruppe von den Bogenlampen phantastisch beleuchtet wurde. Um das große Rondell promenierten Menschen, langsam schoben sie sich vorwärts.

Er war ermüdet und gänzlich abgenutzt. Seine Füße trugen ihn kaum mehr und seine Nerven waren bis zum Zerreißen angespannt. Von dem Wunsche getrieben, auszuruhen, etwas zu genießen und sich wiederherzustellen, betrat er die Terrasse des „Hotels d' Angleterre" und ließ sich an ihrem Rande nieder. Mechanisch den Tee umrührend, den er bestellt hatte, schloß er die Augen und spannte sich ab.

Mein Hirn ist überreizt, so dachte er, mein Zustand unverantwortlich, ich sehe zu schwarz. Was ist denn geschehen, Herrgott nochmal? Eine Mißhelligkeit . . . Ich hätte warten sollen, nicht gleich so brüsk fordern . . . Ich war recht ungezogen, das will ich ihr sagen, dann ist's wieder gut. Sicher ist sie

zum Abendessen zurückgekehrt. Sie war nach der Stadt gefahren — — — vielleicht hatte sie etwas zu besorgen, das eilig war, darum hat sie mich nicht benachrichtigt . . . Schließlich, sie ist kein Kind.

So dachte er, und ließ seine müden, von geröteten Lidern eingefaßten Augen über den fahldunklen Platz schweifen; aber zugleich erkannte sein Herz, daß das alles schaler Trost war: denn hatte er nicht i h n gesehn?

Wieder wollte er aufspringen und seine verzweifelte Fahrt fortsetzen; aber sein Körper war schwer und zerschlagen, die Wirkung der ungewohnten Strapaze zwang ihn, auszuharren. Es war acht Uhr und ganz dunkel, als er sich aufmachte.

Der weite Platz hatte sich belebt, aus der Östergade strömten unablässig Menschen herzu. Am andern Rande erspähte er vier Droschken, die zur Benutzung bereit standen, und er richtete dorthin den Schritt.

Ein Omnibus kreuzte seinen Weg, vollauf beladen mit Männern und Frauen, Arbeitern und geschniegelten Elegants. Am offenen Fenster saß sie — sie, die er suchte — und Doktor Grotjahn. Sie sahen ihn nicht.

Er stutzte einen Moment, innerst betroffen und im Zweifel, ob nicht seine erhitzten Sinne ihn täuschten; der Omnibus gewann Vorsprung. Aber dann gab er sich einen Ruck und lief hinterdrein und versuchte, auf die hintere Plattform zu springen.

Der Kontrolleur winkte mit der Hand.

„Besetzt, Herr!" schrie er, „kein Platz hier für Sie, Herr!" — und deutete auf ein weißes Schild am Verdecke.

Da ließ Barlösius ab.

Er senkte den Kopf und blieb stehen.

Der Wagen rollte weiter.

E n d e.

Rundschau

Schlesische Rundschau.

Von Dr. Walter Meckauer.

Eine Übersicht über die Erscheinungen des literarischen Schlesien erscheint gegenwärtig besonders lohnend. In kurzem Nacheinander sind eine Anzahl Bücher erschienen, die meist jüngeren schlesischen Autoren gehören, von denen Einige bereits anerkannten Ruf im Reiche besitzen. Neues literarisches Leben pulst in den Werken dieser jungen Schlesier, und auch äußerlich wurde durch die 300. Wiederkehr des Geburtstages von Andreas Gryphius der Blick nach dem schlesischen Osten gelenkt. Neues Interesse für das literarhistorische Gut Schlesiens und für die schlesische Mundart, die im Glogauer Kreise noch dieselbe ist, wie zu Zeiten des Dialektdichters Gryphius, wurde wachgerufen.

Unter den vielen Arbeiten, welche in Tageszeitungen über den Dichter des 30jährigen Krieges Material sammelten, ist besonders ein Aufsatz von Oskar Walzel erwähnenswert (Berliner Börsenzeitung Nr. 461). Hier wird auf die zwiespältige Lage des Gryphius hingewiesen, in die er, ohne seine Schuld, durch die Verwüstungen seiner Zeit geriet. Er, einer der innerlich unabhängigsten Köpfe, mußte sich „in das erlesene Gewand der neuen Barockkunst des Auslandes" einschmiegen. Er, dessen erdhafte Realistik das erste bürgerliche Drama in „Cardenio und Celinde" schuf und in der „Geliebten Dornrose" das erste Dialektstück, mußte in der Formgestaltung seiner Schöpfungen bei fremdsprachlichen Mustern Anleihen machen gehen. „Ob heute wohl," so fragt Professor Walzel im Hinblick auf die jahrhundertelange Abhängigkeit der deutschen Literatur vom Auslande, „dem deutschen Dichter aus der gezwungenen Einschränkung auf deutsches Gebiet eine reindeutsche Kunst erstehen wird?" Von Berliner Zeitungen widmeten ferner die „Vossische Zeitung" (Nr. 516, Sonntagsbeilage 41), die „Tägliche Rundschau" (Nr. 231), „Der Tag" (10. Oktober 1916) Andreas Gryphius längere Aufsätze. In fast allen größeren Zeitungen Schlesiens und auch in den großen Zeitungen des Reiches, der deutschen Schweiz und Österreichs erschienen Würdigungen des Dichters zum 2., bezw. 11. Oktober. Den 2. Oktober als Geburtstag feierten von Breslauer Blättern die „Schlesische Zeitung" (Nr. 685) und die „Breslauer Zeitung" (30. September 1916), während die „Schlesische Volks-Zeitung" (Nr. 472) und andere an der Annahme festhielten, daß der 11. Oktober das richtige Datum sei. Der in der Heimatstadt von Gryphius erscheinende „Niederschlesische Anzeiger" gedachte in drei Nummern (Nr. 230/32) des Vaters des deutschen Schauspiels, und die gleichfalls in Glogau verlegte „Neue Niederschlesische Zeitung" brachte (in Nr. 232) ein ausführliches Referat über eine Glogauer Festrede des Gryphiusforschers Professor Otto Warnatsch.

Otto Warnatsch hat im Verlage Hellmann in Glogau eine Auswahl Gryphius'scher Dichtungen herausgegeben. In seiner Vorrede bemerkt der Herausgeber, daß gerade in den letzten Jahren neues Licht über den Glogauer Dichter verbreitet worden ist. Während bis vor etwa zwölf Jahren die allgemeine Anschauung über Gryphius vorwiegend auf den Neuausgaben und Abhandlungen H. Palms und J. Tittmanns beruhte, haben jüngere Gryphiusforscher wie Manheimer, Gnerich, Harring und Flemming die Stellung des schlesischen Dichters in der Literatur des 17. Jahrhunderts klarer gezeichnet. Professor Warnatsch, der schon einmal anläßlich der Schillerfeier in einem Jahresbericht des königl. katholischen Gymnasiums zu Glogau für das Schuljahr 1904/05 auf Gryphius' Leben und Dichten eingegangen ist und wertvolles Material zur Literaturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts zusammengetragen hat, gibt in der jetzt erschienenen Auswahl einen einführenden Überblick über das mannigfache Schaffen des eigenwilligen schlesischen Dichters, der trotz seiner Abhängigkeit vom fremdsprachlichen Auslande nie seine bodenständige deutsche Eigenart und Realistik aufgibt. Den Szenen aus „Leo Armenius", des ältesten Trauerspieles Gryphius', welche Warnatsch in seiner Auswahl bietet, läßt er eine Abhandlung über die Trauerspiele des Gryphius vorausgehen. Ebenso behandelt er die Gryphius'schen Lustspiele erst im allgemeinen, ehe er auf den „Horribilicribrifax" und auf „Die geliebte Dornrose" eingeht. Mit Recht räumt er dieser den größten Platz in seinem Buche ein. Ist sie es doch, die den Ruf des schlesischen Dramatikers am persönlichsten rechtfertigt. Warnatsch läßt daher diese Dichtung vollkommen in ihrer ursprünglichen Sprache, während er sonst zum ersten Male den Versuch wagt, Gryphius' Dichtungen in der heutigen Sprache wiederzugeben. Der letzte Teil des Bandes ist der Gryphius'schen Lyrik gewidmet. Er läßt ihn in den verschiedenen Formen der Ode, des geistlichen Liedes, des Sonettes und des Epigrammes zu uns sprechen. Als Anhang gedacht ist eine knappe, aber sehr gut orientierende Darstellung des Lebens von Gryphius. Man kann dem Buche, das nur 80 Pfennige kostet und der Errichtung eines Gryphius-Theaters in Glogau dient, die weiteste Verbreitung wünschen.

Weniger wissenschaftlich, aber als Versuch von großem Interesse ist eine Bearbeitung Gryphius'scher Lyrik, die Klabund im Rolandverlage in München erscheinen läßt. Diese Bearbeitung hat die Ausgabe von 1698 zur Grundlage. Klabund gibt in einer Auswahl von Sonetten, Gedichten und Epigrammen dasjenige, was an Gryphius'scher Lyrik noch heute lebendig erscheint. Er ist besonders bemüht, das Zeitgemäße dieses von Kriegswehen und Kriegsstürmen verfinsterten Temperamentes zutage treten zu lassen. Doch ist seine Überarbeitung manchmal etwas pietätlos (z. B. p. 8). Nicht nur da, wo eine Umformung in neudeutsche Schriftsprache notwendig ist, werden in seiner Bearbeitung Umänderungen und Verstellungen des Textes vorgenommen, auch dort, wo eine solche Umgießung sprachlich nicht gefordert wird, trägt der Herausgeber Verbesserungen in den alten Text hinein, die letzten Endes den Gryphius'schen Dichtungen selbst Abbruch tun. Klabund ist selbst zu viel selbständig schaffender Dichter, als daß er gelegentliche Wendungen und Bilder Gryphius', die ihm nicht ganz treffend erscheinen, unverändert stehen lassen könnte. So bekommt seine Bearbeitung, die eine Übertragung sein sollte, etwas von einer literarischen Kritik an dem Dichter, den er feiern will. Auch gehen in den Text eine Anzahl moderner Ausdrucksweisen und Auffassungsfor-

men ein, die den einfachen elegischen Fluß Gryphius'scher Religiosität mit artistischer Strophengewandtheit belasten. Sehr bezeichnend für die alte Zeit und zugleich entsprechend den Bedürfnissen neuer Literatur aber ist der Titel, den Klabund seinem „zeitgemäßen Gryphius" gibt. Er hat für seine lyrische Neuausgabe den schönen Namen „Das dunkle Schiff" gefunden.

Ein Forschungsgebiet von besonders intimem Reiz (vor allem für den Schlesier) eröffnet uns Adolf Moepert in einer Untersuchung über die Bedeutung des Namens „Rübezahl". Wohl wenigen ist, bei aller Vorliebe für den schlesischen Berggeist und sein Gebirge, die Weitschweifigkeit dieser Namensfrage bewußt. Zumeist erklärt man den Namen Rübezahl einfach als „Rüben-Zähler". Aber daß ein ganzes wissenschaftliches Spezialgebiet sich bemüht, in das etymologisch ungeheuer schwierig liegende Problem Licht zu bringen, vermutet der Fernerstehende kaum. Auch ist es keine überflüssige Neugier, die hier nach der Bedeutung des Namens fragt. Sowohl sprachkundlich wie volkskundlich offenbart diese Forschung die wertvollsten Rückschlüsse. Moepert nimmt in seinem Buche den Plan Konrad Zachers*) auf und benutzt das neue Rübezahl-Material Karl de Wyls**) für seine Untersuchung. Seine Broschüre: „Rübezahl im Lichte seines Namens" (Verlag: Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, Breslau 1916, 8°, 123 S., XII) geht bei aller Popularisierung durchaus wissenschaftlich vor. Im ersten Teile seiner Arbeit behandelt er die Schreibweisen des Namens (Schwenckfeldt: „Riebenzahl", Prätorius: „Rübezahl", Hondorff: „Rubezal" etc.) und die verschiedenen Namensformen („Rübenzagel", „Rabenzagel", „Riesenzal", „Rübenzabel", „Riphenzabel", „Robazael", „Riebenzabel", „Rabizoel" etc.). Dann gibt er neuere Erklärungsversuche, und im 3. Teile versucht er selbst die Lösung. Und zwar schlägt Moepert einen ganz neuen Weg ein. Die bisherige Rübezahlforschung ging, wie er meint, von der irrigen Vorstellung aus, daß die letzte Silbe von Rübezahl einen Sonderbegriff bildet. Dies aber sei eine falsche Voraussetzung. Vielmehr sei der Einschnitt hinter der ersten Silbe zu machen. So kommt Moepert dazu (nach dem Titel zu Adam a Mediovillas verloren gegangenem Buche: „Ruhebezal vulgo der Riebezahl"*) die Silben „rûh" = rauh und „bezal" = bützel aus dem Worte Rübezahl herauszulösen. „Bützel" erklärt er durch Ellipse der anlautenden Silbe aus „kabütze" (Kapuze) entstanden, dessen Stammwort das mittellateinische „caputium" ist. Rübezahl heißt also eigentlich Rû capezzale, rauhe Mütze, „Pelzmützel". Dafür spricht besonders, daß in einem Teile Oberitaliens „bezale" für eine Art Kopfbedeckung lebendig ist (p. 66 f.). Im letzten Teile zieht Moepert Folgerungen aus seinen Ausführungen, um über Heimat, Wesen, Machtbereich des Berggeists Rübezahl, über seine Volkstümlichkeit und seine mythologische Abstammung Aufschluß zu geben. Ein beigefügtes Namen- und Wortregister gibt der mit viel Vorliebe für den Gegenstand geschriebenen Abhandlung auch einen Nachschlagewert.

Von schlesischen Dialektdichtungen liegen neuerdings drei Bände vor, zwei von Hans Rößler und einer von Karl Klings. Alle drei Bände sind im Verlage von S. Schottlaender-Breslau erschienen. Der während des Krieges bekannt gewordene Hans Rößler-Breslau, ein Neffe

*) Rübezahl-Annalen, 1906.

**) Rübezahlforschungen („Wort und Brauch", 5. Heft, Breslau 1909).

*) De Wyl, Rüb. Forsch., p. 22.

des weit über Schlesiens Grenzen hinaus gelesenen Robert Rößler, kann einen Neudruck seines ersten Buches „Suldoatalaba" veranstalten. Hans Rößler schreibt im Frankensteiner Dialekt. Seine Gedichte und Erzählungen besitzen bei vollkommener Beherrschung der schlesischen Mundart und der rhythmischen Form gute Pointierung, Volksechtheit und zuweilen einen Hauch gemütvoller Innigkeit. Die Gedichte „Heemkähr" und „Mei Mutterla" zeugen davon, daß dem Dichter nicht nur erheiternde humoristische Witzgedichte liegen, sondern daß ihm auch ein wirkliches Gefühl für Volksseele zuzusprechen ist. Sein zweites Buch „Ei Königs sem Rucke" bringt lustige Geschichten in schlesischer Mundart. Der Verfasser verfolgt hier das Ziel, vollkommene Echtheit von Land, Leuten und ihrer Sprache zu geben. Für diesen Zweck eignen sich, wie er meint, vor allem kleine ergötzliche Begebenheiten. In einem Gedicht „De schläsche Sproache" verhöhnt er die, welche sich bemühen, ihre Muttersprache durch fremdländische Ausdrücke zu durchsetzen. Karl Klings' „Schläsches Kriegsbrut" enthält eine große Anzahl knapper Dialektgedichte, die in irgendeinem Zusammenhange mit dem Kriege stehen. Besonders zahlreich sind solche Gedichte, die eine gewisse liedhafte Form verraten, wie das schlichte „Kluppe, kluppe Feifla". Ein Singsang im Sinne der Kinderreime ist das Gedicht „Schmackustern" und „Der kleene Reiter".

Von Kurt Münzer, einem geborenen Gleiwitzer, sind während des Krieges eine große Anzahl Bücher herausgekommen. Im Verlage von Reuß & Itta erschienen Kriegsnovellen unter dem Titel „Der jüngste Tag" und eine Sammlung Essays „Der Wert des Lebens". Dann folgte eine größere Novelle „Die Rosentreppe" im gleichen Verlage und als eins der späteren Bücher der von Walter Jerven herausgegebenen Konstanzer „Zeitbücher" ein Band psychologisch feiner Erzählungen aus Kinderland: „Seelchen". Die neueste Veröffentlichung bei Reuß & Itta sind die „Zwischen zwei Welten" schwebenden seltsamen Spuk- und Schicksalsgeschichten Münzers. Es ist die Eigenart des Verfassers, in scharfgeschliffenen kurzen Erzählungen einen dramatischen Vorgang zu entwickeln, der in seiner phantastischen Anschaulichkeit seelische Probleme enthält. Diese phantasievolle Einkleidung macht in seinen größeren Werken einem mehr doktrinären Ausdrucke Platz. In den Novellen aus dem Kriege „Der graue Tod", die bei Georg Müller-München verlegt worden sind, herrscht die Verbindung phantasievoller Visionen und psychologischer Realistik vor. Am entsprechendsten verkörpert in dieser Hinsicht die Titelnovelle „Der graue Tod", die auch in der Georg Müllerschen Sammlung „Schicksal Krieg" von Richard Rieß enthalten ist, den Geist Münzerscher Novellistik. Ausgezeichnet in ihrer sukzessiven Steigerung ist die kurze Novelle „Rache", und mit zarter Einfühlung gezeichnet wurde die zu seinen besten Geschichten aus Kinderland gehörige Erzählung „Der kleine Soldat". So viel kombinative Phantasie Münzer in seinen Romanen aufbringt, so tritt doch in ihnen das rein Phantastische ganz und gar in den Hintergrund. Dafür kommt ein durchaus gedankliches Element hervor, das zum Träger der an sich alltäglichen Handlung wird. Vor allem gilt das von seinem im Vorjahre vollendeten Roman „Menschen von gestern" (Georg Müller), während seine neueste Schöpfung „Der Ladenprinz" schon wieder neue Wege geht. Münzers Streben nach einem bedeutungsvollen Ausdruck rundet sich hier zum Ring. Die höhere Bedeutsamkeit, die seine Novellen ehedem

durch die Übersteigerung ins Dämonische erhielten, wird nun in der Durchgeistigung eines scheinbar gewöhnlichen Romanschicksals gewonnen. Besonders der „Ladenprinz", dem zweifellos reifsten und vielseitigsten Werke Münzers, zeigt den Verfasser in seiner wahren Gestalt. Hier wird klar, daß es ihm nicht bloß um ein unterhaltendes Erzählen zu tun ist, sondern um ein Ringen mit seelischen Gewalten und um deren Versinnlichung in einem veräußerlichenden Stoff. Ob dieser „phantastisch" oder „realistisch" ist, ist ihm im Grunde eine Frage zweiter Ordnung. Ihn reizt die Bedeutsamkeit; denn er ist, wie sein Held Lucian, sehnsuchtskrank nach den großen Ausmaßen des Lebens.

Paul Keller hat seinen letzthin erschienenen „Ferien vom Ich" und „Grünlein" im Bergstadtverlage Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau eine neue Sammlung Novellen hinzugefügt. Sie heißt „Das Königliche Seminartheater", nach einer Erzählung aus Kellers Schüler- und Seminaristenzeit. Diese Erzählung, die zuerst in der „Bergstadt" veröffentlicht wurde, hat ihre Wirkung in einer Verschmelzung humoristischer Motive mit eigenen heiteren und weniger heiteren Erlebnissen aus der Jugendzeit. Der Schlesier Willibald Krain, der als Zeichner und Lyriker eine ganz individuelle Begabung besitzt, hat in Gemeinschaft mit W. Bayer für den Bildschmuck des Büchleins gesorgt. Unter den Novellen dieses Bandes findet sich auch die schon weiteren Kreisen bekannte und meisterhafte Erzählung von dem „Telephon des Bildschnitzers". — Ignatz Paul Maase gibt im Verlage von S. Schottlaender („Deutsches Frühlicht", Breslau, 1917, 387 S.) eine Erzählung aus Oberschlesiens Vergangenheit heraus. Der Roman spielt kurz nach der dritten Teilung Polens und handelt von dem letzten polnischen Baron in Myslowitz. Die Verknüpfung der Handlung mit der Polenfrage am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts macht ihn auch für unsere Zeit besonders aktuell. Auch die eingeflochtene Episode eines Flüchtlings aus sibirischer Gefangenschaft, der bei seiner Rückkehr in die Heimat seine Gattin als Verlobte eines Anderen findet, erinnert an zeitgemäße Vorkommnisse, wo Verschollene und als tot Erklärte plötzlich wieder Briefe an die Daheimgebliebenen richten. In der ganzen Art des Aufbaues und der Technik gemahnt der Roman an die Schule Gustav Freytags. Er enthält breite Sach- und Milieuschilderungen und verrät seine Abhängigkeit von alten Mustern in rhetorischen Fragestellungen, in Apostrophen an den Leser, in Monologen und zum Zwecke der Spannungssteigerung eingeschobenen Hinweisen auf die kommende Entwickelung. Die Stärke des Autors liegt in der kulturhistorischen Malerei, die von dem Kampfe zwischen Altpolentum und neuem deutschen Geiste, zwischen den Resten der alten Feudalwirtschaft und den neuen Anschauungen der Selbstbestimmung jedes einzelnen Menschen, auch des niedrigsten, ein anschauliches und lebenswahres Bild entwirft. Dazu verfügt der Verfasser über das Vermögen, große Bewegungen und lebhafte Szenen darstellen zu können. Für die Geschichte Oberschlesiens ist dieses Buch, das halb Literatur, halb Historie sein will, von dauerndem Wert.

Mit kleineren Gaben sind Marga v. Rentz, Richard Rieß und A. Sonnenfels hervorgetreten. Im 23. Bande der Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung gibt Marga von Rentz eine innige Kindheitsgeschichte „Krokus", die Paul Keller eingeleitet hat. Sie ist vollgesogen von einem stillen Frühlingshauche, überschienen von der Sonne jugendlicher Traumhaftigkeit. Richard Rieß trägt im 51. Bande der „Zeitbücher" (Reuß & Itta) kurze Geschichten und Lebens-

ausschnitte von A. De Nora, Friedrich Freksa, Karl Ettlinger und Peter Robinson zu einem „Münchener Bilderbogen“ zusammen. Er selbst ist mit drei „Miniaturen“ aus dem Münchener Leben vertreten. Gut gesehen ist sein „Straßenauflauf“, eine Idylle mit großstädtischem Charakter sein „Maler im Heringsladen“. A. Sonnenfels nennt eine Zusammenstellung ungleichartiger Beiträge „Fliegende Blätter vom Welttheater“ (Verlag: Böhm & Taussig, Breslau 1916). Einen eigenen Ton findet die Herausgeberin in ihrer schlesischen Erzählung „Die Magistratsheringe“, während sie sonst allzu sehr im Schablonenhaften stecken bleibt. Dieses letztere gilt auch von dem „Schlesischen Musenalmanach“ des Herrn Wirbitzky (Schlesiengrube 1917), der bereits im dritten Jahrgange erscheint. Er enthält fast durchweg Beiträge, die stark ans ausgesprochen Dilettantische streifen. Und nur einzelne Beiträge von Paul Keller, Hermann Stehr und Fedor Sommer bilden eine Ausnahme darin. Die Benennung „Schlesischer Musenalmanach“ erscheint darum nichts weniger als berechtigt, so sehr zu wünschen wäre, daß auch die schlesische Literatur wie die Literaturen anderer Provinzen eine Zusammenfassung in einem heimischen Jahrbuche erhielte.

Den Anspruch auf eine Stellung neben die beste Lyrik unserer Zeit aber können zwei Gedichtbände machen, die soeben von Arthur Silbergleit und Lola Landau herausgekommen sind. Silbergleit, dem Schlesier und Nichtschlesier längst kein Unbekannter mehr, gibt zum ersten Male einen Zyklus seiner Gedichte in Buchform heraus. Er betitelt sich „Flandern“ und ist in Innsbruck bei der Wagner'schen k. k. Universitätsbuchhandlung erschienen. In ihm sind die ungeheuren stofflichen Erlebnisse des Krieges in zarte Gefühlserlebnisse des beschauenden, die Dinge durchschauenden Kunstschöpfers umgewandelt. Flandern bedeutet für Silbergleit ein Problem der Innerlichkeit, ein Thema einer Anzahl gleichgerichteter Schauungen und Empfindungen. Silbergleits Vers zeigt in schlichter Anspruchslosigkeit ein hohes Maß von Selbstkultur und sicherem Takt für das Wesentliche. Lola Landaus „Schimmernde Gelände“ (Georg Müller-München, 1916) besitzen nicht die Geschlossenheit Silbergleit'scher Formgebung. Doch erfreut hier die Vielseitigkeit im Ringen um den bedeutendsten Ausdruck, das immer neue Suchen einer außerordentlichen Begabung nach Gestaltung von stetig aufquellenden, aufdrängenden Gefühlen, Stimmungen, Bildern, Einfällen und Erlebnissen. In farbigen Gestalten vermag die Dichterin zarte, innerliche Tönungen auszustrahlen. In einzelnen Gedichten wie in „Nach einer Wanderung“, „Sommermittag“ und „Die Menge“ gelingt ihr die vollkommene Durchbildung und Durchblutung der Strophen mit tiefster seelischer Intensität. Noch vermag man aber nicht zu entscheiden, wohin der Weg dieses noch im Werden begriffene Talent führen wird. Eine ausgesprochene Vorliebe für das Hymnische, Dithyrambisch-Pathetische wechselt mit der sonnigen Ruhe einfacher Naturbilder und mit der allumfassenden Innigkeit subjektiver Empfindungswärme.

An die Seite der Kriegsanthologien bester Art stellt sich eine Sammlung deutscher Kriegslyrik: „Die heilige Wehr“ (Herder'sche Verlagsanstalt, Frbg. i. B.), die mit großem ästhetischem Geschmack von Karl Jakubczyk-Breslau zusammengestellt worden ist. Vom zweiten Halbjahr 1914 bis August 1915 erschienen, wie der Herausgeber selbst mitteilt, laut Katalog der deutschen Buchhändler allein 450 Anthologien, und im August 1914 sollen allein 1½ Millionen deutscher Kriegsgedichte

entstanden sein. Ein Herausgeber von Kriegsgedichten, der den Anspruch machen will, die bedeutendsten und wesentlichsten Produktionen unserer lyrischen Kriegsliteratur der Nachwelt aufzubewahren, muß daher vor allem von vornherein zwei unverlierbare Eigenschaften besitzen: einmal die sichere Vorurteilslosigkeit des außerhalb der flüchtigen Tagesliteratur stehenden Beurteilers, andererseits das strenge Festhalten an einmal gezogenen Grenzen. Ein bloßes Gefühl für gute Literatur kann hier nicht genügen, da „das Zeitalter der Millionenheere auch zum Zeitalter der Millionengedichte geworden ist". Karl Jakubczyk wurde in dieser schwierigen Aufgabe, die, wie er selbst gesteht, alle seine kritischen Kräfte in Anspruch nahm, von einem anderen Breslauer unterstützt, dessen kritische Begabung wir an anderer Stelle schätzen gelernt haben. Es ist dies Theodor Hüpgens, als dessen Verdienst der Herausgeber rühmt, daß er ihm in vielen zweifelhaften Fällen durch sein strenges und sicheres ästhetisches Urteil erlösend zu Hilfe kam. Der Band, der sechs Bogen umfaßt, bringt auf diesem knappen Raum im Wesentlichen alle jene Gedichte und Dichter, die uns im Kriege lieb geworden sind. In einzelnen Fällen hätte der Herausgeber das kritische Richtmaß noch strenger ziehen können, während man andererseits so bedeutende Namen wie Cäsar Flaischlen und die uns Schlesiern besonders vertrauten Hermann Stehr, Arthur Silbergleit und Armin T. Wegner vermißt. Bei den Empfehlungen, welche man dem Buche mit ganzem Herzen geben kann, ist aber jene Rechtfertigung lieber wegzulassen, durch welche der Herausgeber seine „Sänger" vor den „Helden" entschuldigen will (p. XII). Die heilige Innerlichkeit der Dichtung braucht sich nie vor der Armut erlebnisfremder, nur auf den Zweck gerichteter Außenheiten zu rechtfertigen!

Ein Nachtrag zu den schlesischen Dialektbüchern ist noch zu machen. Soeben liegt ein neues Buch von Karl Wilhelm Michler vor. Es ist eine Art humoristischer Roman, der im schlesischen Dialekt mehr die heiteren als ernsten Kriegsabenteuer des Schusters Heinrich Pichale aus Talingen schildert. In frischgeschriebenen Kapiteln handelt es vom Kriegsausbruch, Eintritt ins Heer, Garnisondienst, Ausrücken ins Feld, Kameradschaftsleben und Heldentaten eines schlesischen Landstürmers. Zuletzt gibt's das Eiserne Kreuz: „Nee, dieser Schuster! A hotte immer dernoach geatzelt. Do hott'n s'n ausgelacht und ausgelacht, und itz hott' a 's wurklich und woahrhoaftig . . . ." Die Szenen des Landstürmers mit seiner „Alten" und mit seinen Kameraden werden bei den Freunden Michlers viel Heiterkeit erregen. Ausgestattet ist das Buch mit einer Anzahl grotesker Zeichnungen. Es erschien im Verlage der „Durfmusikke" (S. Schottlaender, A.-G., Breslau, 1917), der sich die Pflege schlesischer Dialektliteratur zur besonderen Aufgabe gemacht hat.

Rundschau über bildende Kunst.

Von Dr. Arthur Neisser.

Mit der langen Dauer des Weltkrieges hat sich auch der Maßstab für die Kunstpflege ganz beträchtlich verändert. Galt es in der ersten Zeit des Krieges vor allem, das Panier des Deutschtums wie überall so auch in der Kunst besonders hochzuhalten, kam es da vornehmlich darauf an, dem Deutschen den großen Reichtum seines Kunstbesitzes einmal wieder gründlich vor Auge und Seele zu führen, so hat sich darin zwar noch keine nennenswerte Änderung ergeben; aber es machen sich doch schon

deutliche Bestrebungen geltend, der Kunst ihr altverbrieftes Recht auf Internationalität wieder einzuräumen. Der überaus rührige und weltmännisch gewandte Berliner Kunsthändler Gurlitt hatte es versucht, dem Schaffen des lange verkannten französischen Meisterkarikaturisten Honoré Daumier in Gestalt einer Sonderausstellung Geltung zu verschaffen; doch wurde diese Ausstellung durch die Behörde verboten. Geschah das Verbot etwa um der Kühnheit willen, mit welcher Daumier die Advokaten und streberhaften Beamten eines längst überwundenen zweiten französischen Kaiserreichs verspottet hatte? Oder gar nur, weil es ein Franzose, ein französischer Klassiker gewesen wäre, dem das doch stets auf allgemeine künstlerische Pietät bedachte deutsche Künstlergewissen eine erneute Ehrung zuteil werden lassen wollte? Es ist nicht die Zeit, näher auf diese Angelegenheit einzugehen, aber es müßte doch wohl auch — das wage ich immerhin zur Diskussion zu stellen! — schon jetzt auch eine kunstpolitische Friedenswirtschaft vorbereitet werden. Nur so kann eine banausische Scheuklappenpolitik in künstlerischen Dingen noch rechtzeitig vermieden werden.

Es ist ja andererseits nicht mehr als recht und billig, daß wir uns den durch die neue Weltlage gebotenen veränderten geographischen und deswegen auch wirtschaftlichen und künstlerischen Verhältnissen anzupassen haben. Es ergeben sich durch die neue mitteleuropäische Konstellation der Zentralmächte so unendlich viele und reiche neue Perspektiven für die künftige Kunstbetrachtung und -Forschung, daß wir genug zu tun haben, uns mit der Kultur und Kunst unserer neuen Verbündeten so genau als irgend möglich vertraut zu machen. Unsere Blicke lenken sich da natürlich in allererster Linie auf den Orient. Das Wort „Ex oriente lux“ gewinnt in unseren Tagen einen ganz besonderen neuen Sinn. Immer neue wertvolle Publikationen auf dem Gebiete der orientalischen Kunst erscheinen. Am weitaus sympathischsten darunter sind mir diejenigen, die nicht in überschwänglich einseitiger Weise all' unsere westlichen Einflüsse, wie sie Jahrhunderte lang sich gerade auf die deutsche Kunst in wohltätiger Weise geltend gemacht haben, über den Haufen werfen, sondern die rein entwicklungsgeschichtlich die Stellung der orientalischen Künste in all ihren mannigfachen Verzweigungen festzulegen sich bemühen. Da sei vornehmlich auf die Wiener Schule der Orientforschung hingewiesen. Innerhalb des groß angelegten Handbuches der Kunstwissenschaft, dieser von glühendem deutschen Idealismus getragenen Schöpfung des dem männermordenden Kriege in der Blüte seiner Jahre zum Opfer gefallenen Münchener Kunsthistorikers Fritz Burger, beginnt mit der 38. Lieferung (erschienen in der Akademischen Verlagsanstalt Athenaion, Neubabelsberg bei Berlin) die erste große grundlegende Kunstgeschichte des Islam. Mit der sachlichen und doch begeisterten Gründlichkeit des Sonderforschers verbindet der Autor dieses Bandes, Dr. Ernst Diez (von der Wiener Universität) den Weitblick für die geschichtliche Eingliederung. Nur auf diese Weise können heutzutage kunstgeschichtliche Untersuchungen über den engen Kreis der Fachleute hinaus „mithelfen am großen Werk der neuen deutschen Weltpolitik“, wie es im Vorworte des trefflichen Werkes heißt. Sehr groß angelegt ist auch die (bei Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig, 1916, erschienene) „Bibliothek des Ostens“. Es wird hier der Versuch gemacht, die Kulturen der östlichen Völker im umfassendsten Sinne zu studieren. Dabei befleißigen sich die Verfasser der verschiedenen Teilbücher mit Erfolg einer gedrängten Kürze, so auch Hofrat Dr. Josef Strzygowski, der Ordinarius für

Kunstgeschichte an der Wiener Universität, in seiner Schrift „Die bildende Kunst des Ostens". In kaum siebzig Seiten will der Verfasser hier nichts weiter geben als einen „Überblick über die für Europa bedeutungsvollsten Strömungen". Dabei legt Strzygowski einen großen Nachdruck auf die seiner Ansicht nach recht gefährliche Einseitigkeit jener Anschauung, die eine Gewinnung des von Berlin über Bagdad nach Inner-, Süd- und Ostasien führenden Verkehrsweges nur auf deutschen Einflüssen im Balkan sich denken kann. Gerade die kunst- und kulturgeschichtliche Entwicklung des Orientes zeigt uns (nach Strzygowski), daß wir nach dem Kriege eine Vereinigung mit den Ostslawen unbedingt anstreben müssen. „Wenn die Deutschen," so heißt es in dem Nachwort des überaus kenntnisreichen und neue Aufschlüsse bietenden Büchleins, „nicht in das orientalische Fahrwasser knechtender Machtgelüste gleiten, sondern fest auf die Rettung der Welt aus diesem die Blüte der Menschheit seit Jahrtausenden zerstörenden Wahn hinsteuern, dann wird das uralte Eurasien wieder erstehen, und damit eine planetarische Kultur, die weder von Amerika, noch von Japan, noch von anderen nachkommenden Machtgierigen, in ihrer segensreichen Entwicklung aufzuhalten sein dürfte." Seine tiefschürfenden Forschungen über das Gesamtgebiet des Islam wird der Verfasser in großen Werken, deren eines, „Altai-Iran und Völkerwanderung", bereits im Druck ist, veröffentlichen. Es ist jedenfalls freudigst zu begrüßen, daß sich die deutsch-österreichische Kunstforschung darin der sonstigen mustergültigen deutschen Organisation als ebenbürtig erweist, daß auch sie sich prompt auf die neuen Gesichtspunkte einstellt, ohne freilich ihre alten Liebhabereien gänzlich aufzugeben. Die Besitznahme Belgiens z. B. hat glücklicherweise dieses alte Eldorado der Kunstgeschichte auch jetzt wieder in den Mittelpunkt der gelehrten Untersuchung gestellt. Professor Richard Graul, ein uns sonst aus anderen Zweigen vertrauter Fachmann, hat zu einem (im Roland-Verlag, München-Pasing, erschienenen) vortrefflich ausgestatteten und reich illustrierten Band „Alt-Flandern und Brabant, Artois, Hennegau, Lüttich und Namur" in großen Linien die Entwicklungsphasen flandrischer Kunst vom Mittelalter bis in die neueste Zeit nachgezeichnet. In der Art und Weise, wie die zumeist sehr plastischen Abbildungen in dem Anhange aneinander gefügt sind, zeigt sich ein, bisher in solcher Planmäßigkeit nur ganz selten beobachtetes Streben, die vergleichende Wissenschaft auch illustrativ zu stützen.

Der stark historische Grundzug des Deutschen macht sich übrigens heutzutage nicht nur in der Literatur, sondern auch in der Organisation der Ausstellungen geltend. Das ist sehr erfreulich. Denn nun werden endlich einmal die Zusammenhänge nicht bloß der deutschen und der romanischen Kunst, sondern auch die einzelnen Stufen der deutschen Kunstgeschichte ganz klar verständlich. Also auch hier ward der gewaltige Alleinherrscher Weltkrieg zum gestrengen Erzieher. Das gilt ebenso für das rein Biographische wie für das Historische. Wer kannte die Persönlichkeit des Malers Lesser Ury vor der Gesamtausstellung, die bei Cassirer in Berlin veranstaltet wurde, so recht von Grund aus? Wer ahnte etwas von dieser innigsten Seelengemeinschaft Urys mit den französischen Bahnbrechern des Impressionismus? Nun erst, da wir bei Cassirer des allmählichen Auflichtens seiner Palette inne werden konnten, nun erst verstehen wir sein neuerdings ziemlich stark hervortretendes Streben nach Überbelichtung, nun erst verstehen wir seine Vorliebe für jene stillen Kaffeehauswinkel, wie sie gerade die erste Periode des Impressionismus in Frankreich so häufig im Gefolge hatte; aber wir

freuen uns auch an der, von ganz anderen Einflüssen — Altholland vor allem! — herkommenden Meisterschaft, mit der Lesser Ury etwa das blanke Gescheuer von Küchenkesseln und das Innenleben des Küchenraumes poesievoll zu umfassen versteht. Auch in Schultes Berliner Herbstausstellung hatte man jüngst Gelegenheit, das Werden und Gewachsensein eines Meisters zu verfolgen, wenn auch nur in einzelnen, aber sehr fein gewählten Beispielen. Fr. Kallmorgen, der in Berlin heimisch gewordene Landschafter, beging am 15. November seinen sechzigsten Geburtstag auf einer beneidenswerten Schaffenshöhe. Unermüdlich geht der Maler den Problemen der Luft und des Lichts in den Häfen nach und erweist sich da nicht als der Mann der Schablone, wie die Allzuvielen, die dieses dankbare Gebiet pflegen.

Ganz besonders stark tritt in Berlin seit Kriegsausbruch immer aufs neue die echte Pietät für Schinkel und seine Kunst, wie überhaupt für diese lange in Vergessenheit geratene Blüteperiode preußischer Kunst zutage. Geheimrat Professor M. G. Zimmermann hat in dem, seiner Leitung unterstellten Schinkelmuseum im Gebäude der Technischen Hochschule in Charlottenburg eine Sonderausstellung „Schinkels Kriegsdenkmäler aus großer Zeit" veranstaltet und mit einem Lichtbildervortrag eingeleitet, innerhalb dessen die Stilbeispiele von Schinkels antikisierenden Feldherrn- und Schlachtendenkmälern aus den Freiheitskriegen in ihrem allmählichen Werden aus der Skizze bis zum ausgeführten Denkmal lebendig wurden.

Der innere Hang zur Entfaltung patriotischer Gesinnung, wie er Schinkel und seine Zeit auszeichnete, kommt aber ganz besonders eindringlich zum Ausdruck in der Ausstellung „Gußeisen" im Berliner Kgl. Kunstgewerbemuseum. Wir lernen aus dieser überhaupt ersten Sonderausstellung der deutschen Eisenhütten bis zur Gegenwart zum ersten Male die gewaltige Bedeutung ermessen, zu der sich die Kunst der Eisenplastik, nicht etwa nur im Sinne der Monumentalität, sondern gerade auch auf dem Gebiete der Kleinplastik und des Kunstgewerbes bis hinunter zur winzigsten Miniaturstatuette durch die (von dem Grafen von Reden im Jahre 1803 unter Mithilfe des Königs Friedrich Wilhelm III. errichtete) Berliner Eisengießerei emporgeschwungen und viele Jahrzehnte hindurch behauptet hat. Wir verstehen nun die wahre Bedeutung dessen, was man oft ziemlich gedankenlos „eiserne Notwendigkeit" genannt hat. Als das Gold dem Vaterlande geopfert wurde, trugen die Frauen Eisenschmuck; es galt, ihn graziös und spielerisch bewegt zu gestalten, es galt auch, ihn leicht farbig zu tönen; das alles haben die trefflichen Berliner und schlesischen Gießkünstler der Schinkelzeit, an ihrer Spitze der Meister Stilarsky, (seines Zeichens ein Bildniskünstler von größter Meisterschaft!) aufs wundervollste verstanden. Nicht im mindesten ermüdend ist ein Gang durch diese Berliner Eisengußausstellung, schon deswegen, weil sie den Berliner stolz macht auf die Höhe der Kunst, wie sie der künstlerische Eisenguß gerade in der, noch immer als kunstwidrig verschrieenen preußischen Residenz schon vor hundert Jahren erreicht hat, und wie sie die gleiche Technik neuerdings im Weltkriege wiederum durch die Firma Gladenbeck und Sohn zu erreichen im Begriffe steht.

Rundschau der Kriegsliteratur XVIII.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Von dem Gedanken ausgehend, „daß die Politisierung der deutschen Nation in allen ihren Teilen eine Lebensnot-

wendigkeit für sie ist, daß nur die Durchdringung ihres ganzen Daseins mit politischen Vorstellungen und Ideen, politischer Bildung und Überlegung, politischem Verständnis und Handeln das aus dem Weltkrieg zu Gewinnende und zu Rettende erhalten und erhöhen kann", hat der bekannte Professor des öffentlichen Rechts Dr. Fritz Stier-Somlo in A. Marcus und E. Webers Verlag ein neues politisches Werk veröffentlicht, das die „Grund- und Zukunftsfragen deutscher Politik" behandelt. Bereits in seiner „Politik", deren dritte Auflage im vergangenen Jahre erscheinen konnte, hat Stier-Somlo ein theoretisches System der wissenschaftlichen Politik veröffentlicht, das rasch weiteste Verbreitung gefunden hat.

In seinem neuen Werke gibt der Verfasser nun ein unmittelbar praktisch-politische Ziele verfolgendes Bild von den Hauptproblemen unserer inneren und auswärtigen Politik. Er hat sich in ihm die Aufgabe gestellt, dazu beizutragen, „dem politischen Element im geistigen Haushalte der Nation einen möglichst großen Spielraum zu erobern." Diese Aufgabe hat Stier-Somlo in hervorragender Weise gelöst. Es sind zwar in den letzten Jahren eine Reihe von Einzeluntersuchungen über das hier behandelte Thema erschienen; was aber fehlte, war ein vollständiger Überblick der bedeutsamsten Verfassungs- und Verwaltungsangelegenheiten, die die Gegenwart beherrschen und in die Zukunft auswirken, sowie der wichtigsten Fragen der hohen, das Verhältnis der Staaten zueinander, ihre Macht, ihr Ansehen und ihre Kultur bestimmenden Politik.

Diese Lücke in der politischen Literatur füllt das Stier-Somlosche Buch in dankenswerter Weise aus. In einer das Durcheinander der Erscheinungen ordnenden Klarheit behandelt der Verfasser zunächst das Wesen und die Gegenstände der Politik, soweit sie Beziehung zur Gegenwart und Einfluß auf die nähere und fernere Zukunft haben. Er versucht, den Kern der politischen Probleme zu enthüllen und trotz aller sachlichen Schwierigkeiten die Richtung zur zweckmäßigen Regelung zu weisen. Politik ist nach Stier-Somlos Definition vor allem „die mit bewußtem Willen auf Gemeinschaftszwecke gerichtete schöpferische Tat für den Staat, die ihm eingegliederten Körperschaften, insbesondere die Gemeindeverbände und für die geschlossen gedachten Gesellschaftsklassen; sodann jede auf solche Tat gerichtete zielsichere Bestrebung". Im Verlauf seiner Untersuchungen über die Gegenstände der inneren Politik gelangt der Verfasser auch zur Frage einer Neugestaltung der Reichsverfassung, wobei er zu ähnlichen Forderungen gelangt, wie sie der bekannte Staatsrechtslehrer Gerhard Anschütz*) vor kurzem aufgestellt hat. — Stier-Somlo fordert „an Stelle des Reichskanzlers ein verantwortliches Reichsministerium unter seinem Vorsitz; an Stelle des Bundesrats ein parlamentarisches Oberhaus und an der Spitze der Kaiser als Reichsmonarch."

Mit Entschiedenheit tritt der Verfasser alsdann dafür ein, daß wir danach trachten müssen, ein „vollkommener Rechtsstaat" zu werden, ein Ziel, dem sich allerdings — wie er offen zugibt, viele Schwierigkeiten in den Weg stellen, die aber keineswegs unüberwindbar sind. Als Mittel, zu diesem Ziele zu gelangen, nennt Stier-Somlo auf S. 83/84: „Ablösung der aus der absolutistischen Zeit stammenden grundlegenden Gesetze für die Verwaltung, insbesondere für die Polizei, durch neue, der gewandelten Auffassung zwischen Staat und Untertan entsprechende Vorschriften; immer schärfere Herausarbeitung der Mittel und Grenzen des freien Er-

*) Gerhardt Anschütz: „Gedanken über künftige Staatsreformen" in dem Werke von Thimme und Legien: „Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland", 1915. S. 42—57.

messens der Behörden; immer stärkerer Ausbau der einer willkürlichen Handhabung vorbeugenden oder sie nachträglich beseitigenden Rechtsmittel, insbesondere auf dem Gebiete der Verwaltungsgerichtsbarkeit; nicht zuletzt Erweckung und Pflege des politischen Geistes und Verständnisses, einer Gesinnung in der Nation, die dem Staate gibt, was ihm gebührt, aber auch von ihm verlangt, was der kulturellen Höhe der freiheitlich vorwärtsstrebenden Persönlichkeit gemäß ist."

Es ist leider nicht möglich, an dieser Stelle auf alle die vielen interessanten Fragen der inneren Politik einzugehen, die Stier-Somlo in seinem Buche bespricht, und wollen hier nur noch hervorheben, daß er für das künftige Beamtentum zwei Forderungen aufstellt, denen man seine Zustimmung nicht wird versagen können: „ein ‚sozialisiertes' Beamtentum in Staat und Gemeinde, ausgezeichnet durch ein vertieftes Wissen über politische, wirtschaftliche und kulturelle Verhältnisse der Gesellschaftsgruppen, mit Verständnis für deren Wohl und Wehe, mit klarem Blick bei bewußter Verwendung der gewonnenen Einsichten bei der Handhabung von Rechtspflege und Verwaltung" und ferner „ein zu besonderen Aufgaben der eigenartig entwickelten sozialen Wohlfahrtspflege und Versicherung speziell ausgebildetes und befähigtes öffentliches und privates Beamtentum".

Nicht minder lesens- und beherzigenswert sind die Ausführungen, die Stier-Somlo der auswärtigen Politik und den politischen Kräften, wie sie sich in der Tätigkeit der Staatsmänner, Diplomaten und berufenen politischen Führer zeigen, widmet. Es würde jedoch zu weit führen, wollten wir auch diesem Abschnitte eine ausführlichere Behandlung zuteil werden lassen; wir müssen uns dies für eine spätere Gelegenheit aufsparen. Schließlich werden noch die Mittel und Wege der Politisierung des deutschen Volkes durch Nutzbarmachung und Entfaltung aller hierauf gerichteten Gemüts- und Geisteskräfte geprüft, mit dem Ziele, sie zu einer sachkundigen, in Lebensfragen der Nation bestimmenden Mitwirkung auch auf dem Wege der öffentlichen Meinung zu befähigen.

Wir können dieses Werk, das für jeden gebildeten Deutschen verständlich ist, aufs wärmste empfehlen und ihm die weiteste Verbreitung wünschen. Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne in ihm vieles gefunden zu haben, was für ihn interessant und lesenswert war.

*

Ein Buch wollen wir hier wenigstens kurz zu erwähnen nicht versäumen. Es ist dies das soeben im Verlage von Erich Reiß (Berlin) erschienene Buch des bekannten dänischen Schriftstellers Professor Karl Larsen: „Von der inneren deutschen Front". Dieses Buch ist ein Auszug aus zwei Büchern, die Larsen in demselben Verlage veröffentlicht hat und die den Titel „Deutschlands Nationalmilitarismus" und „Arbeit-Dienst" führen. Der Verfasser schildert in diesen Büchern die Eindrücke, die er während wiederholter Reisen durch Deutschland und Österreich-Ungarn in den Kriegsjahren gesammelt hat. — Es ist ja leider bekannt, daß die Sympathien in Dänemark für Deutschland nicht gerade allzu große sind. Um so dankenswerter ist es, daß sich Larsen der Aufgabe unterzogen hat, seinen Landsleuten ein objektives, der Wahrheit entsprechendes Bild von den Zuständen bei den Mittelmächten zu geben. Besonderen Nachdruck legt der Verfasser auf den im Auslande meist mißverstandenen, vielfach geschmähten Militarismus, der sich — wie Larsen ausführt — „von etwas fachmäßig Militärischem zu etwas allgemein Bürgerlichem entwickelt" hat, und den er aus diesem Grunde als „Na-

tionalmilitarismus" bezeichnet. Interessant sind die Ausführungen, die Larsen über diesen Nationalmilitarismus macht: „Der Geist des Nationalmilitarismus wurde innerhalb des Kriegshandwerkes entwickelt, das in der denkbar anschaulichsten Weise die Forderung des Opfers an die Menschen richtet, von den peinlichsten Bagatellen an bis zur Hingabe des Lebens. Er hat aber mit seiner Methode jedes andere Handwerk und jede wichtige menschliche Arbeit im modernen Deutschland durchdrungen. Kraft dieses nationalmilitaristischen Geistes haben nicht nur deutsche Industrie, Technik und Handel Welteroberungen machen können, auch die deutsche Wissenschaft hat in der neueren Zeit durch ihn ihr überwältigendes, praktisch anwendbares Arbeitsresultat erreicht."

Wir können leider hier nicht näher auf die anderen Schilderungen eingehen, die nicht minder lesenswert sind, als diejenige des Nationalmilitarismus. Wir wollen aber nicht unterlassen, die Lektüre des Larsenschen Buches aufs wärmste zu empfehlen; und wer Zeit hat, sollte sich nicht mit dem Auszuge begnügen, sondern die beiden früheren Bücher zur Hand nehmen.

*

Bei der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg i. Br. hat Johannes Wronka ein Buch über „Kurland und Litauen" erscheinen lassen, das gerade in jetziger Zeit, wo die Friedensfragen näher an das deutsche Volk herantreten, von großem Wert ist. Denn es bringt uns diejenigen Länderstriche näher, die unseren östlichen Provinzen benachbart sind, und die doch bisher den meisten von uns, wie man zu sagen pflegt, „böhmische Dörfer" geblieben sind. Wie viele im Deutschen Reiche gibt es, die über Kurland und Litauen mehr wissen wie das, was man in der Schule im Geschichtsunterricht von ihnen lernt. Und das ist wahrhaftig herzlich wenig; denn es ist kaum mehr als die Tatsachen, daß die Schwertritter in Kurland waren, und daß ein Lettenfürst einmal König von Polen wurde und Litauen mit dem Reiche des weißen Adlers vereinigte. Und doch gibt es nichts Notwendigeres und Wichtigeres als das Kennen und Verstehen seiner Nachbarn. Erst so ist ein gedeihliches Nebeneinanderleben möglich.

Es ist deshalb mit Dank zu begrüßen, daß sich Wronka der Aufgabe unterzogen hat, uns auf Grund langjähriger Berufsarbeit in jenen Grenzgebieten und reicher Materialsammlung ein knappes, aber nichtsdestoweniger klares Bild von jenen Volksstämmen zu geben, wobei er den Hauptnachdruck auf Litauen legt, dessen Sprache, Literatur und Geschichte, sowie die kirchlichen Zustände und die russische Kirchenpolitik, die Schulen und die Verwaltung, Wirtschaftsverhältnisse, Handel und Industrie er schildert. Im ersten, kleineren Teil des Buches beschäftigt sich Wronka mit den Verhältnissen in Kurland; er konnte sich hier weit kürzer fassen, als in dem Teile über Litauen, da in der letzten Zeit über die baltischen Provinzen mancherlei geschrieben worden ist, was dem deutschen Leser Land und Leute jenes Stückes Deutschtum nähergebracht hat.

*

Unter dem Titel „Krieg und Arbeit im Westen" veröffentlicht Eugen Kalkschmidt im Verlage von Julius Hoffmann (Stuttgart) seine Erlebnisse in Frankreich und Belgien. Der Verfasser hat in der ersten Zeit in den Vogesen selbst mitgefochten, und dann als Kriegsberichterstatter der „Frankfurter Zeitung" alle Abschnitte der Westfront besucht und das Leben an der deutschen Front bis ins tiefste kennengelernt. Seine Berichte sind flott und interessant geschrieben, so daß sie — trotz der schon recht ansehnlichen Literatur

dieser Art — doch wert sind, gelesen zu werden. —

Über das schon vielbehandelte, aber immer noch recht strittige und noch keineswegs geklärte Thema der „Frauendienstpflicht" handelt eine kleine Schrift, die die Oberin Marie Cauer im Verlage von J. C. B. Mohr in Tübingen herausgegeben hat. Die Verfasserin will in dieser Frauendienstpflicht eine Schulpflicht sehen, „eine durch Reichsgesetz geforderte, unter staatlicher Aufsicht sich vollziehende Ausbildung der Frauen für ihre Aufgaben in Familie und Staat", wobei jedoch Rücksicht zu nehmen ist auf den Nachwuchs, so daß also keinerlei Maßregeln getroffen werden, die die Volksvermehrung erschweren könnten, eine Frage, die nach Beendigung des Krieges sehr zu beachten sein wird. Ferner wäre zu berücksichtigen, daß alle Störungen der Erwerbsarbeit tunlichst vermieden, und daß endlich öffentliche Geldmittel möglichst wenig in Anspruch genommen werden. In einem Anhange gibt die Verfasserin noch lesenswerte Vorschläge für die Organisation einer freiwilligen weiblichen Hilfstätigkeit in Friedens- und Kriegszeiten.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin von Pestalozza.

Der Roman von Richard May „Die Rouxillons"*) ist in erster Linie die Geschichte einer Ehe, dann erst der „Roman aus dem Elsaß", wie er im Untertitel bezeichnet wird. Das will nur sagen — und zum Lob des Buches kann es gesagt sein — daß nicht das Land, seine eigentümlichen nationalen und politischen Verhältnisse die tiefste Bedeutung ausmachen, sondern daß diese den Herzensbeziehungen zweier Menschen zukommt. Werden sie auch naturgemäß von Umgebung und Zeit in ihrem Wesen, Erleben und ihren Entscheidungen beeinflußt, wohnt den Gegensätzen, in welche sie beide, die Deutsche und der national Leidenschaftslose, zu der fanatisch francophil gesonnenen elsässischen Familie des Mannes geraten, sogar ein besonders bestimmender Einfluß auf ihr Leben inne, so ist doch dieser beiden schöne Menschlichkeit und reiche Persönlichkeit gleichsam ganz unabhängig von allen äußeren Verhältnissen zu empfinden. Zu jenen Menschen gehören sie, die mehr und eindrucksvoller sind durch das, was sie erleben, als was sie leben. Es liegt der Sternenpfad ihrer Seelen für uns klar über der Verschlungenheit ihrer Erdenwege, und wir sehen zumeist ihn. Aber trotzdem das Reifen dieser beiden Menschen, d. h. ihr Aufgeben vom eigenen Ich zugunsten des anderen und auch der anderen, wobei die Psychologie überzeugend und nicht ohne Überraschung und Feinheiten ist, zumal dort, wo der zeitweilige Bruch zwischen den Gatten eintritt, den stärksten Eindruck gibt, so nimmt doch auch der Gang der Ereignisse das Interesse genügend in Anspruch. Obgleich sie in der Hauptsache nur für den Kreis der Familie bedeutsam sind, geben sie doch auch Widerhall dem Zeitgeist, gewissen Zeitströmungen, sozialen und politischen Bewegungen; zuletzt klingen sie aus in das katastrophale Geschehen des Kriegsausbruchs, der Volksgeschehen ist. Manch heiter-schönes Bild rankt sich um die Linie der Begebenheiten, das Leben Genfs, das große Naturgeschenk der Schweiz, Festlichkeiten; umflossen ist sie von lieblichen, zarten, von hohen, reinen, von dunkelsten Stimmungen.

Die Charakterisierungsgabe Richard May's läßt die einzelnen Personen wie Typen erscheinen; es zeugt ihre Vielfältigkeit von einem Vertrautsein des Verfassers mit vielen Ausschnitten des Lebens. Die zwei Menschen nun, die

*) Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin S. W. 11.

liebend aneinander wachsen zur Höhe der außerordentlichen Forderung ihrer Zeit, sind der Typus der reinen und hohen Ehegemeinschaft, in welcher vor der seelischen Bindung die sinnliche nicht zu Worte kommt. Dieser reine Sinn des Buches, der sich mit Schlichtheit des Ausdrucks eint, ist nicht sein geringster Vorzug. Es ist der Vorzug der Bücher — um hier Richard May mit einem anderen zu vergleichen — Walter Bloems. Vielleicht hat ein äußerer Grund, die Erinnerung an dessen letzten Elsaßroman, diesen Vergleich besonders nahe gerückt. Aber außer jener inneren Übereinstimmung findet sich noch eine andere, ebenfalls innere: der tolerant und objektiv wertende Geist, dem sich vieles erschlossen hat.

Ein eigenartiges und feines Problem macht Ellyn Karin zur Seele ihres Romans „Die Magd Maria Burg."*) Es ist die Sehnsucht nach Reinheit, die ein junges, vorübergehend in die Tiefe geratenes Weib an die Brust der heilenden Natur und zuletzt in den allsühnenden Tod treibt. Nichts an dichterischer Wahrheit und psychologischer Echtheit wird vermißt von dem Augenblick an, wo sich hinter Maria die Tür des Dirnenhauses schließt, und sie nun rastlos, verzweifelt und groß nur noch das einstige lichte Kleid ihrer Seele wieder besitzen will. Die Feinheit dieser Seele, die nicht die Stärke der Persönlichkeit aufbringen kann, der sich selbst in Gott lossprechenden, wird in ihrem Gehetztsein von den Gespenstern der Vergangenheit, in ihrer zarten Scheuheit, sie möchte den Kreis Unschuldiger und Harmloser entweihen, in ihren Versuchen, sich in den frischen Gründen der Natur, in einfachen, der Natur nahestehenden Lebensformen, in der mühseligen Arbeit der Hände selbst zu erlösen, ist eine dichterische Schöpfung. Die um Sühne ringende, schluchzende Melodie ist gelungen. Nicht sieghaft, aber rührend und rein klingt sie aus. Soviele schöne Empfindungen, eigene Ideen, Bilder und Symbole bringt Marias Weg in den Himmel hinein, vor allem in der Zeit ihres ärmlichen Dienens auf einem steirischen Berghof, in dessen Nähe sie dann auch der Tod tröstlich sanft wie die Gottesmutter ans Herz nimmt, daß darüber das psychologisch schwächere erste Drittel des Buches zu vergessen ist. Dort wirken die Ereignisse, welche die verwöhnteste Haustochter und Gattin eines Standesherrn immer von neuem in die Gefahren weiblicher Unbeschütztheit, zuletzt in ein Dirnenhaus verschlagen, fast abenteuerhaft; mancher Cynismus wirkt hier gesucht. Ist einmal dieser negative Eindruck überwunden, beginnt dann eben die Richtung des Weges, der in den Sternen endet, dann ist nur Ergriffenheit. Diese läßt auch über einige technische Mängel im Aufbau, im Nebeneinander von Tagebuch, Brief und Erzählung gern hinwegsehen. Dem Gefühl nahegebracht sind viele Gestalten des Buches, so vor allem die Bauern auf und um den Breitmaithof. Das Bedeutsamste aber bleibt der Lyrismus, bleibt Marias Seele auf ihrem heiligen, weißen Sühnegang.

*) Morawe und Scheffelt Verlag, Berlin.

Ein Buch, aus welchem die deutsche Heimat atmet, ist „Jugend und Heimat. Erinnerungen eines Fünfzigjährigen"*) das ohne den Namen des Dichters erscheint. Ein Stück deutscher Erde, die Westfalens und des Rheingebietes ersteht; Liebe, die sich erinnert, ist die Schöpferin ihrer heiligen Blütenbäume, ihrer dichten Laubkronen, ihrer Gärten, ihrer Gutshöfe, Dörfer und Städte. Liebe läßt die Heimlichkeiten, mit denen diese Erde Busch und Wolken und Herzen einst segnete, rauschen und erklingen. In vielen Bildern, deren jedes für sich eine

*) Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München. Aus der Sammlung „Die Bücher der Rose".

kleine Ganzheit ist, von einem Menschen, einer geselligen Feier, einer Stadt, einem Gymnasium, einem Familienkreis etwas wie die Mitte des Wesens gibt, steigt das Leben des sich Erinnernden aus der Kindheit ins Jünglingsalter. Das kürzere „zweite Buch" des Bandes bringt einige Skizzen aus dem Gemeindeleben der Vaterstadt, die den zum Mann Gewordenen nach Jahren seines Fernseins wieder aufnahm. Es schließt damit, wie ihn abermals die Fremde auf deutschem Boden hält, die ihm wohl erst so recht das Herz antreibt, von der Heimat zu erzählen. In dieser liebt er seine Jugend, jener freut er sich, weil sie ihm die zusagenden Lebensverhältnisse bietet, doch irgendwie steht er über beiden, weil er die wahre Heimat anderswo als in diesem Leben ahnt. Der Hauch dieses die Erscheinungsformen überwindenden Geistes ist aus allen Blättern zu spüren. Ihm ist der bei aller Innigkeit und tiefem Gemüt leidenschaftslose, von Humor und leiser Ironie durchzogene Erzählerton zuzuschreiben. Er ist es, der aus Menschen und Schicksalen, so konkret und lebendig sie auch erstehen, den inneren, über die Erde hinausreichenden Sinn holt. — Während der Fünfzigjährige schreibt, hört er von der Landstraße her die Schritte deutscher Jugend, wie sie ins Feld zieht, und hört: In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen. Er weiß es nun wohl wie einer, daß es die eine oder andere Heimat sein wird, ihm ist wohl am sichersten die andere Heimat. Stilistisch ist das Buch von hohem Rang. Die ineinander überfließenden Sätze und Perioden sind wie Wein zu kosten.

Mit der Heimatsliebe dieses Buches ist ein kleiner Band Erzählungen von Anna Schuller „Heimweh"*) verwandt. Ursprünglich von der Dichterin in ihrer heimatlichen Mundart der Siebenbürger Sachsen geschrieben, wird ihr Verständnis jetzt dem weiteren Deutschland vermittelt durch die Übersetzung von Else Sigerus. Kindergeschichten für Erwachsene sind es, die hier dargebracht werden wie ein frischer, duftender Feldblumenstrauß. Kindheitserlebnisse des Pfarrer-Gretchen lassen Kindheit erkennen als Land der Sonne und der Blüten und der schönsten Feste, nach welchem man wohl in Heimweh zurückverlangen kann. Kleinste Erlebnisse sind es, welche das Herz der Dichterin ganz mit Stimmungen füllt, welchen ihre weise Seele die tiefen Bedeutungen gibt. Möchten sich viele des Büchleins erfreuen, dessen Sinn wehmütig-tröstlich ist, wie der Sinn alles Guten und Schönen der Welt.

*) C. F. Amelangs Verlag, Leipzig.

Auf den Insel-Almanach von 1917*) sei hingewiesen als auf eine erlesene Kostprobe aus literarischen und künstlerischen Schätzen. Feinste Prosa, edle Gedichte, bedeutsame Reproduktionen vereinigen sich zu einem sehr wertvollen Ganzen. Solch ein Almanach ist ein Lebenswert, der unsere Tage unter die Weihe der Kunst von Ricarda Huch — um nur einige zu nennen — Albrecht Schaeffer, Rainer Maria Rilke, der Michelangelo überträgt, Albert Ehrenstein, Karl Scheffler stellt. In den Gesängen des Flämen Guido Gezelle kann unser Tag Schwingen finden, Erbauung in Albrecht Dürers „Leidendem Hiob."

*) Insel-Verlag, Leipzig.

Kriegs-Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Als ich im Septemberheft vorigen Jahres in dieser Zeitschrift auf das wachsende Interesse für „Das Dienstjahr der Frau" oder präziser noch „Die Dienstpflicht der Frau" hinwies, konnte ich nach den gemachten Beobachtungen und Anregungen noch sagen: „Man hatte schon früher mit diesen Ideen sich befaßt. Mehr spielerisch; jetzt soll es ernst werden

und „das weibliche Jahr“ wird nach allen Richtungen hin diskutiert . . .“ Immerhin blieb es in den Anfängen stecken, und man kam über das Wie und Wann und Wozu zu keiner rechten Entscheidung, so viele und so kluge Köpfe sich mit der Frage beschäftigten. Vor allen Dingen gelangte man über die Form der Ausbildung, das Alter der dienstpflichtigen Frauen, Vorbildung im Sinne des einjährigen Dienstes und ähnlicher, diesem Novum gegenüber sich äußernde Bedenklichkeiten zu keiner klaren Feststellung der Ansichten. Und nun ist es mit einem Schlage Ernst geworden, heiliger Ernst! Im Augenblicke, wo das Vaterland rief, waren alle Für und Wider verstummt, das Problem war gelöst mit einem einzigen Gedanken: das Vaterland ruft! Alle Energiequellen der Frauentätigkeit erschlossen sich, als hätten sie nur auf das erlösende Wort gewartet, auf den Zauberspruch, der sie zur Tat erweckte. Noch wußte und weiß man nicht, wie die Frauen im vaterländischen Hilfsdienst zu plazieren sein werden, aber es genügte, daß man ihrer bedürfen würde, um sie zu freudigster Bereitwilligkeit aufzurufen. Von verschiedensten Seiten schon gelangten Anfragen an mich, wo man sich zu melden habe, und es gab Mühe, die Ungeduldigen zu beschwichtigen und sie auf den Zeitpunkt zu verweisen, an dem die erforderlichen Anordnungen erfolgen werden. „Zum freiwilligen Hilfsdienst aber kann ich mich doch wohl schon melden?“ fragten mündlich und schriftlich die Eifrigsten an und gaben sich nur ungern mit dem Bescheid zufrieden: Abwarten. Wie sich die Dinge gestalten werden, läßt sich auch heute noch nicht sagen. Fest steht, daß man die Frauenarbeit hoch bewertet nach den bisherigen Leistungen auf den verschiedensten Gebieten, in denen sie sich betätigten, doch zumeist als ungelernte Arbeiterinnen, ungeschult, nicht an straffe Disziplin und Einordnung gewöhnt, im Grunde genommen mit nichts ausgerüstet, als mit dem guten Willen sich nützlich zu machen, sowohl im Erwerb, als in freiwilliger Hilfeleistung. Man darf keinen Unterschied machen in der Bewertung; beides ist gleich wichtig, dient gleichem Zwecke, und ob bezahlt oder nicht entlohnt, sie sind für die Gesamtwirkung gleich ersprießlich. Dieser gute Wille war so stark und segenbringend, daß er überall Erstaunliches schuf, und wo immer man Frauen am Werk sah, überall konnte man ihnen nur höchste Bewunderung und Anerkennung zollen, wie sie im Vaterlandsdienste die so lange brach gelegenen Kräfte zu fruchtbarer Arbeit strafften. Und nun, wo man sie ruft, werden sie alle, alle kommen! Das unterliegt keinem Zweifel. Weibliche Drückeberger wird es in der Frauen-Heimarmee nicht geben. Es steht eher zu befürchten, daß zu viele sich melden werden, um der Dienstpflicht zu entsprechen, und an auffüllenden Reserven wird es demnach auch nicht fehlen. Aber eine wichtige Frage drängt sich doch an, wie diese Elemente eingereiht werden, wie ihre Tätigkeit zu organisieren sein wird? Denn wenn man sich aufs Organisieren auch gut versteht im Deutschen Reich, so wird die Fülle des Materials doch nicht leicht in Reih und Glied einzustellen sein. Aus dem ersten Anruf zur „allgemeinen Zivildienstpflicht“, die Landesrat Dr. Richard Freund, Vorsitzender des Vorstandes der Landesversicherungsanstalt, veröffentlichte, konnte man allerdings entnehmen, daß das weibliche Arbeiterreservoir beim Ersatz der männlichen Arbeitskräfte eine große Rolle spielen wird . . . Welcher Kräfte oder richtiger, welcher Arbeit? Darüber gibt auch eine weitere Ausführung keinen genügenden Aufschluß, wo es heißt: „für die Kopfarbeiter muß aber auf ein weiteres Reservoir zurückgegriffen werden: Auf alle unbeschäftigten, noch leistungsfähigen Personen, ohne Unterschied des Geschlechts. Ich denke hier, abgesehen von den Frauen, an das Heer von pen-

sionierten unteren und höheren Beamten, von pensionierten Offizieren aller Grade, des weiteren kommen in Betracht Rentiers u. s. f. . . ." Die Frauen werden damit schon für eine bestimmte Stelle in Aussicht genommen, und zwar in erster Reihe; das ist schon ein deutlicherer Hinweis, und es wird für sie genügen, wenn man ihnen sagt: „niemand darf sich für irgend eine Arbeitsleistung für zu gut halten und muß das, was er an Arbeitskraft besitzt, zur Stärkung der wirtschaftlichen Front hergeben." . . . Vielleicht befähigt sie dazu besonders die stetige Gewöhnung und der ihnen geläufige Begriff des „wirtschaftlichen", das ihnen die Bedeutung der „wirtschaftlichen Front" besonders nahe bringt. In jedem Falle kann man auf sie zählen, und die Frauen werden ihren Mann stellen, obwohl wohl kaum jemals eine daran gedacht haben mag, daß die Frauenfrage so bald einer entscheidenden Lösung entgegen gehen wird. Der gordische Knoten des Problems wird auf diesem Wege mit einem Schlage zerhauen. Die nächste Zeit schon wird wohl eine Klarstellung aller dieser Fragen bringen und es wird sich erweisen, daß die Frauen einen starken Faktor der Hilfsdienstpflicht abgeben werden, nachdem sie jetzt schon, ohne Zwang, auf den verschiedensten Gebieten der Kriegsarbeit rühmenswertes vollbracht haben, auch auf dem wichtigsten, der Munitionsarbeiten. Es kommt nun im weiteren Verlauf dieses grausamen Krieges eine, der allgemeinen Wehrpflicht fast gleichbedeutende vaterländische Pflicht, die der Ernährungsangelegenheiten an uns heran. Und die unbedingte Notwendigkeit der Massenspeisung tritt immer klarer in den Vordergrund, und beginnt alle Zweifel zu besiegen, durch den Zwang der Nahrungsmittelbeschränkung und der Erkenntnis, daß dem Dringlichkeitsruf: Durchhalten, dadurch am besten entsprochen werden kann. Schon haben weite Kreise sich dieser Ernährungsform anbequemt, merkwürdigerweise Schichten der Bevölkerung, die in Friedenszeiten an eine günstige Lebenshaltung gewöhnt sind, sowohl in ihren äußeren Ansprüchen, als auf die Art ihrer Verpflegung, und sie sind zufrieden und ordnen sich den ungewohnten Verhältnissen leicht ein.

Es sind eben die Intellektuellen, die die Forderungen der staatsbürgerlichen Pflichten anerkennen, auch wenn es Opfer bringen heißt, weil nur so die Kriegswirtschaft auf die Höhe der Kriegsführung zu bringen ist. Daß die Frauen sich auf diesem Gebiete besonders nützlich erweisen werden, erscheint selbstverständlich. Ist es doch das eigentliche Feld ihrer Betätigung. So sollte man meinen, und es ist interessant, daß Sachverständige in dieser Hinsicht die Wichtigkeit einer für die Zwecke der Massenspeisung erforderlichen Ausbildung der Frauen verlangen. Also auch hier wird die gelernte Arbeit über die nur empirisch erworbene, gewissermaßen dilettantische gestellt, Ein Lehrgang zur Ausbildung von Leiterinnen von Massenspeisung wurde eingerichtet vom Zentralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen, dem ältesten derartiger Vereine, der seine Tätigkeit bis in den Anfang der vierziger Jahre zurückdatiert. Dieser Verein, der seinen Sitz in Berlin hat, wandte sich zur Verwirklichung seines Planes nach Hamburg, wo schon bei Kriegsbeginn ein wohldurchdachtes und geordnetes System der Massenspeisung eingeführt worden war; in mehr als 80 Küchen, die hauptsächlich in den von der minderbemittelten Bevölkerung bewohnten Stadtteilen gelegen waren, wurden hier zeitweilig 150000 Menschen an den Wochentagen gespeist; dazu traten noch zahlreiche Schulküchen und die Anstalten der Volkskaffeehallen-Gesellschaft. Die Leitung dieser großartigen Massenspeisung untersteht der amtlichen Hamburgischen Kriegshilfe (Senator Lattmann) und diese ging bereitwilligst auf die Gedanken des Zentralvereins ein.

über 30 Teilnehmerinnen besuchten vom 1. Mai bis Ende Juli 1916 den Lehrgang; von ersten wissenschaftlichen Kräften Hamburgs wurden sie über die Rohstoffe, ihren Nährwert, ihre Verwendung unterrichtet; die „Chemie der Küche“ wurde in Seminarübungen dargelegt; gründliche Kurse führten in die Lehren vom Speisezettel, der Buch- und Rechnungsführung, sowie der Kostenaufstellung ein; Führungen in Lagerhäuser, Anstalten, Fabriken, Schlachthallen zeigten die Praxis auf und vor allem wurden die Teilnehmerinnen in kleinen Gruppen den zahlreichen Küchen verschiedener Art zugeteilt, damit sie nicht bloß sehen, sondern Handanlegen lernten, wie solche Massenspeisungen auszuführen und zu leiten sind.

Die Teilnehmerinnen an diesem Kursus haben jetzt überall Stellung gefunden, und da die Nachfragen von Behörden und Privatunternehmungen sich steigerten, so wurde ein zweiter Lehrgang beschlossen, ebenfalls in Hamburg, der am 15. Februar 1917 beginnen und vier Monate umfassen soll. Professor Dr. Ernst Francke gibt überaus wertvolle Aufschlüsse über die Zwecke und Ziele dieser Kurse:

„Auch der wärmste Freund hauswirtschaftlicher Ausbildung der heranwachsenden Mädchen aller Stände, die einst als Trägerinnen des Haushalts in der Einzelfamilie die Wirtschaft führen sollen, wird sich heute nicht der Erkenntnis verschließen können, daß für die Leitung von Massenspeisungen, wie sie im Lauf der beiden Kriegsjahre unter dem wachsenden Druck der Ernährungsschwierigkeiten eine Notwendigkeit für alle großen und größeren Städte, aber auch für viele Fabrikunternehmungen mit zahlreicher Arbeiterschaft geworden sind, eine ganz besondere, nach Art und Umfang eigens zugeschnittene, praktische und theoretische Unterweisung angezeigt ist. Wer tagtäglich Tausende und Zehntausende zu speisen hat, der muß nicht nur verstehen, wie ein nahrhaftes und schmackhaftes Essen zu bereiten ist, sondern er muß auch Warenkunde besitzen, den Nährwert der Stoffe kennen, einen sachgemäßen Speisezettel entwerfen können; er muß nicht minder im Rechnungswesen und in der Buchführung gründlich erfahren sein, Vorräte zu beschaffen und aufzubewahren wissen, einen Küchenbetrieb einzurichten und zu führen verstehen. Das Reich der Küche aber gehört der Frau auch bei der Massenspeisung, und da voraussichtlich auf lange Zeit auch nach dem Kriege Einrichtungen zur Beköstigung von Gemeinden und Privatunternehmern für die Massen getroffen werden müssen, so eröffnet sich hier zugleich ein neuer Frauenberuf, der ein gutes Auskommen und Befriedigung in nützlicher Tätigkeit bietet.“

Ein bestimmtes Maß von Vorbildung wird von den Teilnehmerinnen verlangt. Sie müssen nicht nur kochen können, sondern eine gewisse hauswirtschaftliche Bildung besitzen und auch in Bezug auf körperlicher Kraft den Anforderungen einer immerhin anstrengenden Tätigkeit gewachsen sein. Aber deutsche Frauen werden es verstehen, ihre intellektuellen Fähigkeiten durch die Kraft ihrer gesunden Arme und Hände zu unterstützen. Und die Anregungen Professor Dr. Franckes werden eine neue Wertquelle für die soziale nnd ganz besonders für eine gewisse Frauenarbeit im Kriege sein.

Berichtigung.

Im Januarheft muß es im Aufsatz: „Deutschenhaß, Judenhaß und die Ursache des Krieges“ von Constantin Brunner auf S. 64 Zeile 10 von oben heißen: „das tiefste Leid nur“ (nicht: das tiefste Unglück nur).

Die Redaktion.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

Warschau 17. 1. 1917 *von Beseler*

Bildnis und eigenhändige Unterschrift Sr. Exzellenz des Herrn Generalgouverneur von Beseler.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. | München — Berthold Sutter. | Berlin W. 10 | Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. | Kopenhagen — Ersleo & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. | Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. | Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

41. Jahrgang. Band 160. Heft 510. März 1917.

Professor Dr. Ludwig Stein: Die nationale Wiedergeburt Polens.

Eine Untersuchung über Nationalstaat und Nationalitätenstaat.

Das Nationalitätenproblem ist durch die Ententemächte aufgerollt und durch die Botschaft Wilsons an den Senat in den Vordergrund des weltpolitischen Interesses gestellt worden. Die Zehnverbandmächte haben die Frage der Nationalitäten mit drohender Geste Österreich-Ungarn gegenüber angeschnitten, das ja kein Nationalstaat, sondern seiner ganzen Natur nach und seiner geschichtlichen Wesenheit entsprechend ein Nationalitätenstaat ist.

Wenn Polen, dem diese Sondernummer gewidmet ist, durch ein Machtwort der beiden Kaiser aus anderthalbhundertjährigem Winterschlaf erwachen und zu eigenem nationalen Leben wiedererstehen soll, so werden wir an dieser Stelle gut tun, den Begriff der Nationalität soziologisch zu zergliedern und darzutun, worin sich der Nationalstaat vom Nationalitätenstaat unterscheidet.

Nicht bloß der Begriff, auch das Wort Nationalität ist nämlich viel jüngeren Datums, als gemeiniglich angenommen wird. So behauptet z. B. der Franzose Buchez, er habe das Wort „nationalité“ geprägt und im Jahre 1831 zum ersten Male in Kurs gesetzt. Mag dies für Frankreich zutreffen, so gilt dies für Deutschland, wie ich hier in anderem Zusammenhange ausgeführt habe, natürlich nicht, da Fichte 1807/08 seine „Reden an die deutsche Nation“ hielt. Durch den deutschen Humanismus und die Reformation ist die Verehrung für die Antike geweckt worden, aber nicht nur für antike Kunst und Wissenschaft, sondern auch für den antiken Nationalstaat, insbesondere den hellenischen.

Der Nationalbegriff kann in Europa nicht viel älter sein, als die französische Revolution, unter deren Wehen er geboren wurde, da die nationale Willensbildung die Zertrümmerung von kirchlichen, dynastischen, munizipalen und Standesvorrechten voraussetzt. Der Nationalismus stellt jenes Minimum von Weltbürgertum dar, das im Rahmen einer politisch-nationalen Einheit realisierbar ist. Die Nationalitätsidee ist, wie ihr begrifflicher Widerpart, die kosmopolitische Idee, von Hause aus demokratisch. Der Einheits- und Gleichheitsgedanke, den der Kosmopolitismus auf alles ausdehnte, was Menschenantlitz trägt — darin dem jesajanischen Universalismus und zynisch-stoischem wie urchristlichem Antinationalismus verwandt — wird durch den Nationalismus in die geschichtliche Wirklichkeit umgesetzt, aber auf Sprach-, Rassen-, Stammes-, Religions-, Volks- oder wenigstens Kulturgenossen eingeschränkt. Zur Definition der hier entwickel-

ten Begriffe bemerke ich, daß Rasse ein rein ethnischer, Volk ein politischer, Nation hingegen ein reiner Kulturbegriff ist. Die Nationalität bezeichnet das Besondere, wodurch sich ein Volk von anderen Völkern unterscheidet. In der Nation erscheinen Stämme, Sprachen, Konfessionen, Stände, Rassen, Völker, ja selbst politische Einheitsgebilde, wie Einzelstaaten, zu einem einzigen Sammelbegriff verdichtet, weil die nationale Eigenart ein geschlossenes Kultursystem darstellt, das der religiösen, volklichen, sprachlichen Eigenart oder Stammesart übergeordnet wird. Auf der Leiter der soziologischen Begriffsbildung stellt die Nation die oberste Sprosse, den höchsten Einheitspunkt dar, dessen symbolischer Einheitsvertreter der Monarch oder der Präsident einer nationalen Republik ist. Solche oberste Einheitspunkte bilden wir in der Naturforschung vermittelst des Einheitsbegriffs Kosmos oder Natur, in der Religion und Philosophie durch den obersten Einheitsbegriff Gott oder Substanz, im Prozeß der Geschichte und ihrer soziologischen Begriffsbildung durch die vereinheitlichende Funktion des obersten Begriffs Nation, dem Volk und Rasse, Stamm und staatlicher Verband, Sprache und Religion, Recht und Sitte als Unterbegriffe gegenüberstehen.

Die Nationalidee wächst aus den weltbürgerlichen Idealen der deutschen Klassik heraus. Der deutsche Nationalgedanke, den die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung — zunächst für Preußen — vorbereitet, beginnt sich unter den Ideologen deutscher Zunge inmitten des Napoleonischen Kosmopolitismus zu entfalten. Das Weltgesetz der Entwicklung ist eben nicht minder gültig in der Welt der Lebewesen, als im Bereiche der anorganischen Natur. Überall in Natur und Geschichte finden wir den regelmäßigen Übergang von unbestimmter Gleichartigkeit zu bestimmter Ungleichartigkeit. Das Ziel des ganzen Weltprozesses ist die Erreichung eines Gleichgewichtszustandes.

Auf die menschliche Lebensgemeinschaft angewendet, besagt die soziologische Entwicklungsformel folgendes: Zuerst lebten die Menschen in chaotischem Durcheinander, in wilden Horden, Clans, Sippen, Tribus, Phratrien, Gaugenossenschaften, bis hinauf zu den Stadtstaaten. Von unbestimmter Gleichartigkeit schreitet die menschliche Gesellschaft fort zu bestimmter Ungleichartigkeit. Der kriegerische Typus, der im „Kampf ums Dasein", vollends im „Kampf um die Erde" sich herausbilden mußte, schweißt die Stämme und Sippen zu großen Verbänden und Gruppen, kurz zu staatlicher Ordnung zusammen. Die kleinen Stadtstaaten treten durch Bündnisse oder kriegerische Unterjochung zu größeren Staatengebilden zusammen, letzten Endes zu großen Staatenverbänden und ausgeprägten Kultursystemen.

Die Linie der Entwicklung führt geradeswegs von Staatenbündnissen zu Bundesstaaten. In demselben Maße aber, wie sich durch solche Machtkonzentration die Anpassung an äußere Daseinsbedingungen vervollkommnet hat, verliert der Krieg, der bisher ausschlaggebende Machtfaktor, seinen ursprünglichen Sinn. Ist

nämlich der Zweck des Krieges, die Herstellung des politischen Gleichgewichts, erreicht, so ist das Mittel überflüssig geworden. An die Stelle des Krieges tritt dermaleinst der Kampf durch planmäßigen Wettbewerb; der rote Saft der blutigen Fehde weicht dem schwarzen Saft der staatlichen Verträge. Das sind die Grundlinien des teleologischen Geschichtsoptimismus. Wir projizieren das Heil des Menschengeschlechts nicht mit Schopenhauers Buddhismus in die Längstvergangenheit, in das verlorene Paradies, in das „goldene Zeitalter", das einst w a r, kurz in das „Nirvana", sondern umgekehrt in die entfernteste Zukunft, wie sie uns die Sibyllinen und die Chiliasten, die Propheten des alten Bundes und die Millenarier des neuen Bundes künden. Eben dorthin weist auch das „Gottesreich in uns" in der dichterischen Apokalypse Tolstois, das „goldene Vließ" bei Grillparzer, das „dritte Reich" in den entscheidenden Stellen der meisten Dramen Ibsens, die „ewige Wiederkunft" im kritisch fundamentierten Prophetentum des Zarathustra-Philosophen Nietzsche. Auf „lachende Löwen" wartet der Nietzsche-Zarathustra fast mit denselben Worten wie der Prophet Jesajas, dessen universalistische Zukunftsprojektion lautet: „Gott richtet zwischen den Völkern, entscheidet unter den Nationen; sie schmieden ihre Schwerter zu Sicheln und ihre Spieße zu Winzermessern. Nicht mehr erhebt Volk gegen Volk das Schwert, und sie lernen nicht mehr den Krieg." Und an anderer Stelle: „Es weidet der Wolf mit dem Lamme, der Leopard lagert beim Böcklein sich, Kalb und Löwe und feister Stier, und ein kleiner Knabe leitet sie." Diesem universalistischen Geschichtsoptimismus gibt der Prophet Secharja den gewaltigsten Ausdruck: „Gott verkündet den Frieden den Völkern, und seine Herrschaft reicht von Meer zu Meer, von Strom zu Strom bis ans Ende der Erde", und das neue Testament sekundiert mit den Worten: „Selig sind die F r i e d f e r t i g e n, denn sie werden Gottes Kinder heißen"; endlich „Ehre sei Gott in der Höhe, F r i e d e a u f E r d e n und den Menschen ein Wohlgefallen". Die landläufige Metapher dieses kirchlichen Weltbildes ist das von der Stoa stammende Bild des e i n e n Gottes und e i n e r Herde. Dieser Gedankengang ist in das Christentum, insbesondere den Katholizismus übergegangen. Der Papst ist der Seelenhirt für die getaufte Menschheit. —

Religionsstifter, Apostel, Propheten und Dichter antizipieren die Wirklichkeit in der Form von Ahnungen, Deutungen, Visionen und instinktiv richtiger Witterung des Kommenden. Ihre Sicherheit der Voraussage ist, wie die der Nachtwandler und Somnambulen, tief im Unterbewußtsein verankert — es ist dies die Instinktsicherheit, auf welche Rousseau, Schopenhauer, Nietzsche und mit ihnen alle Romantiker und Irrationalisten pochen. Fühlen sich die rationalistischen Philosophen nur wohl und heimisch in der Welt der klaren und deutlichen Begriffe, der mathematischen Beweise, der logischen Schlüsse oder der physikalischen Experimente, so bevorzugen die religiösen Weltkonzeptionen das Zwielicht und Halbdunkel des Gefühls, und die dichterischen die Traumgebilde des „schönen Scheins", das Lichtreich der

Phantasie. Vielfach sind es dieselben Wahrheiten, welche die Religionen in der ihnen angemessenen Ausdrucksweise des Gefühls aussprechen, wie die der großen Dichtungen, deren tiefster seelischer Schacht die Einbildungskraft ist. Jenes tausendjährige Reich, das uns die Sibyllinen und die Religionsurkunden der parsischen Lichtreligion Zarathustras künden und das uns Nietzsche's Übermenschen-Religion wieder nahe bringen möchte, zittert bei den Griechen in Theopomp, Hekatäus von Abdera und Dikäarch von Messana, bei den Römern in der verzückten Schilderung des „goldenen Zeitalters" bei Ovid, Virgil und Tibull nach. Die Dichtergenien aller Zeiten und Völker haben das hohe Lied vom „Völkerfrühling und von der Menschheit letztem Glück" in Tönen ergreifender Schönheit gesungen. Man denke an Dantes „göttliche Komödie", Tassos „Aminta", Miltons „Verlorenes Paradies", Klopstocks „Messias", Goethes „Tasso". Auch in Don Quixote von Cervantes und in Silva Moral von Lope de Vega finden sich Spuren jener wundersamen Mär, die wie Veilchenduft auf Erden umgeht.

„Von goldner Zeit, die einst hienieden,
Der Traum als Wahrheit kehrt zurück."
(Gottfried Keller.)

Was Propheten verkündet und Dichter gesungen haben, das suchten die Begründer des Völkerrechts, Albericus Gentilis und Hugo Grotius, in die Wirklichkeit umzusetzen, während dichtende Politiker wie Erasmus von Rotterdam, Herzog v. Sully, William Penn und Abbé de St. Pierre in seinem dreibändigen „Entwurf zur Herstellung des ewigen Friedens" den Fluch der Lächerlichkeit nicht scheuten, dem solche Pioniere der Wahrheiten von übermorgen unfehlbar anheim zu fallen pflegen. Und so spottete denn auch der Philosoph Leibniz, den Edmund Pfleiderer in einer großen Monographie als Mitschöpfer der deutschen Nationalidee pries, der „ewige Friede" passe nur als Aufschrift auf Kirchhofspforten, denn nur die Toten schlagen sich nicht mehr, die Lebenden aber seien in anderer Stimmung.

Trotz alledem haben die religiösen Ahnungen, die uns ein „drittes Reich" kündeten, ebensowenig getäuscht, wie die Träume der Poeten, die uns das goldene Zeitalter aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüberdichteten. Denn die Philosophen sind ihnen gefolgt. Gewiß, auch die Philosophen eilen den Tatsachen voran, aber wenigstens in der Form des Begriffs, also weder wie der Poet mit seiner Phantasie, deren leichtbeschwingte Flügel Räume und Zeiten spielend überwinden, noch wie der Prophet, dessen Weissagungen in einem tropischen Siebenmeilenstiefeltempo bis „ans Ende der Tage" hasten. Die visionären Ahnungen Zarathustras und der mosaischen Propheten, die Legenden und Mythen, die Sagen und Märchen von kommender Beglückung und Vervollkommnung des Menschengeschlechts, endlich die sehnsuchtsvollen Zukunftsträume der großen Dichter, die uns das „goldene Vließ" oder das „dritte Reich" künden, finden ein lebhaftes Echo zunächst in den gewaltigen Begriffsdichtungen der Philosophen.

Deshalb sprechen die Philosophen in ihrer teleologischen Geschichtsauffassung von einem verborgenen Erziehungsplan des Menschengeschlechts, wie ihn der Apostel Paulus und der Kirchenvater Augustin schon ahnen. Darum sieht Kant in der Geschichte nur den verborgenen Plan der Natur, zu einer vollkommenen Staatsverfassung zu gelangen. Aus diesem Grunde sieht Schiller aus dem physischen und moralischen Staat den ästhetischen Staat, die „schöne Seele", die „sittliche Grazie" emporwachsen. Fichte kündet das Zeitalter der „vollendeten Vernünftigkeit". Auf französischer Seite formulieren Condorcet, Turgot, die Physiokraten, Rousseau, die Schweizer Iselin und Pestalozzi, völlig übereinstimmend: „Geschichte ist der Fortschritt zum Besseren".

Es kehrt also der „geschichtsoptimistische Gedanke" der Propheten und Dichter bei den führenden Philosophen des Aufklärungszeitalters und der Romantiker wieder. Wenn uns aber Propheten, Dichter und Philosophen eine und dieselbe Zukunftsverheißung künden, die einen als Gefühlswahrheit, die anderen als Phantasiewahrheit, die dritten endlich als Begriffswahrheit, so werden wir mit gespanntem Ohr lauschen müssen, ob und inwieweit die geschichtliche Wirklichkeit die Ahnungen der Propheten, die Träume der Poeten und die Begriffsdichtungen der Philosophen gerechtfertigt hat. Handelt es sich um Phantasmagorien und Halluzinationen? Haben uns unsere größten Genien gegängelt oder genasführt? Oder hatten sie eine inspiratorische Witterung für das Kommende, eine „intellektuelle Anschauung" für das sich Vorbereitende, eine „intuitive Erkenntnis" in ihrer Deutung der Wahrzeichen der Geschichte? —

Die Propheten, Poeten und Philosophen, welche uns seit Jahrtausenden das hohe Lied vom „dritten Reich" ins Herz geschmeichelt haben, sind von der geschichtlichen Wirklichkeit nicht Lügen gestraft worden. Das Tempo des Staatsmannes freilich, der Geschichte m a c h t, ist ein anderes, als das des Philosophen, der sie e r k l ä r t. Die geschichtliche Wirklichkeit hinkt immer den poetischen Stürmern und philosophischen Drängern, welche mit überfliegender Einbildungskraft der Wirklichkeit um Jahrhunderte vorauseilen, im Schneckenschritt nach. Poeme und Systeme brauchen Jahre, wo der Prozeß der Geschichte Jahrhunderte fordert, bis die Praxis durchsetzt, was die Theorie fordert.

Die Geschichte hat die Nationalidee aus ihrem Schoße geboren; sie fordert Differenzierung nach Klassen und Rassen, nach Stämmen und Sippen, nach Völkern und Nationen. Der Sinn der Geschichte ist das Heraustreiben des Individuums, der Einzelindividuen ebenso, wie der volklichen und nationalen Individualitäten. Ein solcher Völkerwirrwarr, wie ihn die Kosmopoliten träumen, wäre gleichbedeutend mit dem „Krieg Aller gegen Alle", mit politischer Götzendämmerung. Erst muß sich also das kosmopolitische Chaos zum nationalen Kosmos abklären. Erst differenziert sich aus dem Nebel des im Dämmer von Ahnungen schwelgenden kosmopolitischen G e f ü h l s, das alle Menschen des gesamten Erdenrundes unterschiedslos mit gleicher Liebe umfassen möchte, zu

jenem *festen* nationalen *Willen*, der diese Liebe und Solidarität zunächst auf die eigenen Stammes-, Volks-, Schicksals-, Sprach- und Nationalgenossen einschränkt. Was die Solidarität an Ausdehnung verliert, weil sie sich auf einen engeren Kreis beschränkt, gewinnt sie an Intensität und Wärme. Jedermann wird das Hemd näher liegen als der Rock, die engere Familie teurer sein als der alle Eskimos, Nigger-Indianer und Wald-Weddahs einschließende, umfassende Begriff Menschheit. Nur an der Liebe zur Familie kann sich die zur Nation und an dieser wieder die zur Menschheit entzünden. Je allgemeiner ein Begriff ist, desto blasser, lebloser, inhaltsärmer, leerer ist er, desto schwerer wird es uns, ein warmpersönliches Verhältnis zu ihm zu finden. Eine Liebe zum Abstraktum Menschheit, die nicht durch das Stadium des viel anschaulicheren, faßbareren, weil konkreteren der *Nationalität* hindurchgegangen ist, ist blutlos. Erst die nationale Willensbildung vollführt für jenen Ausschnitt, sei es unserer Volksgenossen, sei es unserer politischen Landesbrüder, jene Solidarität *sichtbar*, welche das Weltbürgertum für das ganze Menschengeschlecht *unsichtbar* gefordert hat. Jene einheitliche Willensbildung, welche die sozialpädagogische Aufgabe der Nationalidee ist, kann sich nur im engeren Rahmen einer stammverwandten Volksindividualität oder kulturverwandten politisch-nationalen Individualität verwirklichen. Die Menschheitsidee ist ein Netz mit so weiten Maschen, daß Alles durchschlüpfen kann, ohne daß es jemals zu einer einheitlichen Willensbildung des zu einer Einheit künstlich verbundenen Menschentums käme.

Der Nationalismus ist der Gegensatz zum Kosmopolitismus. Was der Kosmopolitismus gefühlsmäßig, aber utopisch-unausführbar für das *ganze* Menschengeschlecht gefordert hat, nämlich: einheitliche Willensbildung, das hat die Nationalidee im 19. Jahrh. durchgesetzt. Es haben Welf und Waiblingen, Städterepubliken und Duodezfürsten vor einander Ruhe. Die Nationalidee kommt freilich nur den eigenen Volks- und Nationalgenossen zu Gute, aber wenigstens gründlich und durchgreifend, nicht als sentimentaler Traum, wie beim Allerweltsbürgertum, sondern als greifbare geschichtliche Wirklichkeit. Vom kosmopolitischen Weltgefühl steigt man auf zum nationalen Willen. Diesen nationalen Willen hat vielleicht Herder als Erster begriffen, jedenfalls am tiefsten erfaßt. Und Herder hat mit der umfassenden Weite seines geschichtlichen Blickes diese Wendung der Dinge feinspürig vorausgeahnt und prophetisch verkündet. Diese tiefere Einsicht in das Wesen und die Berechtigung der nationalen Staaten muß Herder um so höher angerechnet werden, als sein geistiges Milieu durchweg von kosmopolitischen Überzeugungen beherrscht und getragen war. Gewiß hat auch Herder in seinen „Ideen" sowohl, als auch in seinen „Humanitätsbriefen" der weltbürgerlichen Richtung seines Zeitalters seinen Tribut gezollt. Auch ihm winkt, wie Wilson, als letztes, freilich nur in den fernsten Zeiten, wenn überhaupt jemals realisierbares Ideal eine weltumspannende Menschheitsverbrüderung, zu welcher sich die Völker in langsamer, aber stetiger Fortentwicklung emporringen. Aber

der Geschichtsphilosoph großen Stiles und intime Kenner vieler Sprachen und Literaturen gar mancher Völker konnte sich der Einsicht nicht verschließen, daß Klima, Bodenbeschaffenheit, terrestrische und somatische Bedingungen, religiöse und geschichtliche Traditionen, sprachliche und kulturliche Eigenheiten den verschiedenen Nationen ein gesondertes Gepräge verleihen und eine bestimmte Funktion im Gesamthaushalte der Kultur anweisen. Alle großen Kulturen sind bisher auf nationalem Boden erwachsen und im unermüdlichen Wettbewerb der einzelnen Klassen innerhalb ihrer Nationen, sowie der einzelnen Nationen untereinander emporgeblüht. Das Kräftespiel eines Volkstums gelangt nur dann zur vollen Entfaltung, wenn die in ihm potenziell aufgespeicherten Energien durch beharrlichen Kampf und rastlosen Wettbewerb entfesselt werden. Die hervorragendsten Veranlagungen eines Volkstums können Jahrhunderte lang im Schlummerzustande verharren, wenn sie nicht durch Kampf und Not geweckt und zu energischer Betätigung getrieben werden. Ein unausgesetztes Ringen der Kräfte innerhalb eines Volkstums ist im Kleinen ebenso unerläßlich, wie ein beharrlicher, nie erlahmender Wettbewerb der Nationen untereinander im Großen unentbehrlich ist, soll anders jede Nation an ihrer Stelle und im Rahmen ihrer von der Geschichte vorgezeichneten Mission ihr Bestes und Höchstes leisten. Es hat eben, wie Herder sinnig bemerkt, jedes Volkstum sein eigenes Kriterium des Rechts und seine eigene Formel der Glückseligkeit. Soll dereinst in einer sozialen Weltsymphonie die endlich geglückte Harmonisierung der gesamten Menschheit in mächtigen Akkorden ausklingen, so lautet das erste Erfordernis, daß jeder Mitwirkende an diesem von der Menschheit sehnsüchtig herbeigewünschten Weltkonzert ein Virtuose *seines* Instrumentes werde.

Die Polen sind nun im Begriff, ihren Nationalstaat, dank der großzügigen und weitherzigen Politik der Mittelmächte, aus den Ruinen neu erblühen zu sehen. Der Aufruf des polnischen Staatsrats an das polnische Volk beweist, daß der Staatsrat seinen hohen Aufgaben völlig gewachsen und den Sinn des Nationalstaates, dessen Rückgrat das nationale Heer ist, bis in seine Tiefen begriffen hat. Die ehemals Unterdrückten werden und dürfen ihren eigenen Minoritäten gegenüber keine Unterdrücker sein. Das polnische Staatswesen soll vielmehr vom östlichen Staatstypus, der es vampyrmäßig ausgesogen hat, ebenso entschieden abrücken, wie sich dem westlichen, dem es seit Jahrhunderten innerlich zustrebt, zielbewußt annähern. Der Aufruf des Staatsrates ist ein geschichtliches Dokument für die Einsicht in das Wesen eines wirklichen Nationalstaates, wie wir dessen Eigenart hier soziologisch zu ergründen versuchten. Er verdient daher, an dieser Stelle im Wortlaut festgehalten zu werden.

„Durch den ewig denkwürdigen Akt vom 5. November 1916 haben die Monarchen des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns die *Unabhängigkeit* des polnischen Reiches proklamiert und verbürgt.

Die *Wiederbelebung dieses Reiches*, sein wirklicher Aufbau,

die einstige Ausdehnung des in diesem Akte verkündeten unabhängigen Staatswesens auf die Rußland entrissenen, nach Polen gravitierenden Länder — dies ist die große weltgeschichtliche Aufgabe unseres Volkes.

Bevor eine nationale Vertretung aus den Wahlen hervorgehen, bevor die oberste Gewalt der polnische König übernehmen wird, ist zum Zwecke der Bildung des polnischen Reiches der provisorische Staatsrat berufen worden.

Das Bestreben des Staatsrats wird gerichtet sein auf eine wenn möglich baldige Vorbereitung eines gesetzgebenden Landtages, sowie auf Ausarbeitung einer verfassungsmäßigen Einrichtung des Reiches, die den Bedürfnissen der Neuzeit entspricht und aufgebaut ist auf der Grundlage der Gleichberechtigung aller Bürger.

Die Schaffung einer zahlreichen, schlagfertigen und wohldisziplinierten polnischen Armee, die treu unseren großen ritterlichen Traditionen den alten Ruhm des polnischen Schwertes wiedererwecken wird, ist für uns eine freudige und dringende Notwendigkeit. Wir sind uns nämlich dessen bewußt, daß eine solche Armee die erste Bedingung für ein unabhängiges Staatswesen darstellt. Sie wird zur Erlangung der dem polnischen Reiche notwendigen Grenzen beitragen und wird zur Handhabe des Ansehens dieses Reiches.

Da die Anordnung der allgemeinen Wehrpflicht gegenwärtig noch nicht getroffen werden kann, wird sich die Heeresorganisation auf freiwillige Werbung stützen, für die unsere heldenmütigen Legionen eigene, bereits fertige Kaders bilden.

Gleichzeitig wird der Staatsrat an die Arbeit der Organisierung der polnischen Verwaltung, namentlich auch des polnischen Finanzwesens herantreten und die stufenweise Ausgestaltung und Übernahme einzelner Teile des öffentlichen Dienstes erstreben.

Seine besondere bedeutsame Aufgabe erblickt der Staatsrat in der Bezeichnung und Anwendung wirksamer Mittel zur wirtschaftlichen Belebung des Landes, Hebung des Gewerbes und zum Beginne des Wiederaufbaues der vernichteten Wohn- und Arbeitsstätten, indem er vor allem die Bedürfnisse des arbeitenden Volkes, den Aufschwung seiner geistigen und materiellen Kultur berücksichtigt.

Die Erfüllung der großen Aufgaben des gegenwärtigen Augenblickes erfordert von der Volksgemeinschaft entsprechend große Opfer. Der Staatsrat wird bemüht sein, die Lasten und Unzuträglichkeiten, die der Kriegszustand zur Folge hat, nach Möglichkeit zu mildern. Immerhin muß man die Notwendigkeit voraussehen, noch weitere, hierfür unentbehrliche Opfer und Lasten zu tragen, damit der Krieg für Polen günstig verlaufe, und darauf müssen alle Bürger gefaßt sein. Mögen sie auch darauf vorbereitet sein, daß der Staatsrat bei seiner Tätigkeit mit vielen Schwierigkeiten wird zu kämpfen haben, und daß die Früchte seiner Arbeit nicht allein von ihm abhängen werden.

Die Arbeit des Staatsrats wird um so günstigere Ergebnisse erzielen, einer je größeren Unterstützung und Mitwirkung der Nation er sich erfreuen wird. Zu dieser Mitwirkung fordern wir auf, indem wir gleichzeitig feststellen, daß wir nicht eine beliebige politische Organisation sind, die dieser oder jener Lösung dient, sondern daß wir das polnische Staatswesen vertreten und eine mit Regierungsbefugnissen ausgestattete Körperschaft bilden, die alle Staatsbürger gleich behandeln und von allen auch gleiches Gehör für sich beanspruchen wird.

Aller Söhne bedarf das Vaterland heute und keinem ist es gestattet, sich dem Dienste für dasselbe zu entziehen."

Völlig anders ist jener Nationalitätenstaat geartet, dessen Eigenart und geschichtliche Struktur der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza in seiner Antwort auf den Wilson'schen Erlaß an den Senat in der Sitzung des ungarischen Abgeordnetenhauses vom 24. Januar 1917 in scharfen Umrissen gezeichnet hat.

„Meine Bemerkung bezieht sich auf das Nationalitätenprinzip. Ich vertiefe mich nicht in das dankbare Thema, welche moralische Berechtigung die Betonung des Nationalitätenprinzips seitens Englands und Rußlands, und zwar im Rahmen eines solchen Friedensprogramms hat, das die ungarische Nation vernichten und die mohammedanische Bevölkerung des Bosporusgebietes der russischen Herrschaft ausliefern würde. Aber ganz abgesehen davon bemerke ich — und ich drücke damit wohl die Ansicht unser aller ohne Parteiunterschied aus —, daß die ganze öffentliche Meinung Ungarns das Nationalitätenprinzip in Ehren hält, die ganze ungarische öffentliche Meinung die freie Entwicklung und das Blühen der Nationalitäten wünscht.

Das Nationalitätenprinzip kann indes bei der Bildung von Nationalstaaten nur dort unbeschränkt zur Geltung kommen, wo die einzelnen Nationen innerhalb scharf umrissener ethnographischer Grenzen und kompakt auf dem zur Staatenbildung geeigneten Gebiet wohnen. In solchen Gegenden, wo verschiedene Volksrassen und Nationen gemischt miteinander leben, ist es unmöglich, daß jede einzelne einen Nationalstaat bilde. Dort kann nur ein Staat ohne nationalen Charakter zustande kommen, oder aber diejenige Rasse verleiht dem Staate den nationalen Charakter, die durch ihre Zahl und ihr Gewicht dominiert. Unter solchen Verhältnissen ist aber nur eine beschränkte Geltung des nationalen Prinzips möglich, was der Präsident der Vereinigten Staaten sehr richtig zum Ausdruck bringt, indem er den Wunsch aufstellt, daß für jedes Volk Sicherheit des Lebens, des Gottesdienstes, der individuellen und sozialen Entwicklung geschaffen werden muß. Ich glaube, daß dieser Wunsch nirgends in solchem Maße verwirklicht ist, wie in den beiden Staaten der Monarchie, auch in dem einen kraftvolleren nationalen Charakter auf-

weisenden ungarischen Staate. Und ich bin der Meinung, daß auf dem von einem bunten Konglomerat von Völkern und Nationen bewohnten Gebiete, der den südöstlichen Teil Europas bildet, das Postulat der freien Entwicklung der Nationen nicht vollkommener verwirklicht werden kann, als durch den Bestand und durch die kraftvollere Wirksamkeit der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Dies wünschte ich zu bemerken. Im übrigen wiederhole ich, daß wir getreu unserer traditionellen Außenpolitik und unserem in der Friedensaktion eingenommenen Standpunkte im Einklange mit unseren Verbündeten bereit sind, alles zu tun, was den Völkern Europas die Segnungen des dauernden Friedens sichern kann."

Einen solchen Nationalitätenstaat bildet Österreich-Ungarn, das man erfinden müßte, wenn es nicht schon seit Jahrhunderten vorhanden wäre und seine Lebenskraft in diesem weltgeschichtlichen Ringen glänzend und für immer dargetan hätte. Anders das neugeschaffene, von den beiden Kaiserreichen garantierte selbständige Polen, das kein Nationalitätenstaat, sondern ein reiner Nationalstaat werden soll. Dazu gehören die Merkmale des geschlossenen Territoriums, der gemeinsamen Religion und Sprache, des gemeinsamen Blutes, vor allem aber der gemeinsamen Kultur, da Nation, wie ich am Anfang meiner Darlegungen ausführte, ein reiner Kulturbegriff ist. Der polnische Nationalstaat würde nur geschwächt werden, wenn er sich als Nationalitätenstaat auftun wollte. Er hat mit seinen Minoritäten im eigenen Hause genug zu schaffen, um sie nach den ungeschriebenen Gesetzen des westeuropäischen Kultursystems sich anzugleichen, und er wird sein Heil darin suchen, eine geschlossene territoriale Einheit nach geographischen und ethnographischen Gesichtspunkten zu bilden und allmählich auszugestalten. Dann wird es von Polen heißen: Noch ist Polen nicht verloren. Polen war nicht, sondern es wird sein. Vielleicht wird man dann wieder dem Zaren in Paris das geflügelt gewordene Wort entgegenrufen können: Vive la Pologne, Monsieur!

Herrenhausmitglied Fürst Drucki Lubecki: Die Zukunft der polnischen Landwirtschaft.

Die Wiederherstellung Polens ist ein Ereignis von ungeheurer Tragweite, herbeigeführt infolge wohlverstandener Interessen der Zentralmächte, welche in dem künftigen polnischen Reiche einen Hort für ihre eigene Sicherheit und eine Garantie für die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts nach dem Kriege erblicken.

Die Grenzen Europas nach dem Osten hin müssen möglichst weit gelegt wer-

den, denn heute ist es klar, daß von unsern westlichen Feinden uns ein Zusammenbruch, von unsern östlichen Feinden aber, das heißt von Rußland, eine vollständige Vernichtung droht.

Die Gefahr erhöht sich mit der ständig wachsenden Bevölkerung Rußlands, und ein Rußland, welches seine alten Grenzen beibehielte, würde in etwa fünfzig Jahren ungefähr 350 Millionen Einwohner zählen. Man muß also in erster Linie danach trachten, Rußland diejenigen Faktoren zu entreißen, welche eine europäische Kultur besitzen, und deren Zugehörigkeit zum Westen trotz russischer Einflüsse nicht geschwunden ist, nämlich Polen und die sogenannten Ostseeprovinzen. In zweiter Linie muß man dann aus diesen Faktoren lebensfähige Elemente schaffen, deren Kräfte gegebenenfalls gegen Rußland ausgenutzt werden können. Zu diesem Zwecke wird das Polnische Reich wieder hergestellt, und dasselbe muß auf festen Grundmauern aufgerichtet werden, damit der Bau dauerhaft und dieses Reich lebensfähig werde, denn nur dann kann es den Zentralmächten nützen. Ein Staat kann aber nur dann lebensfähig werden, wenn er entsprechende ökonomische Vorbedingungen besitzt. Infolge des kriegerischen Wirrwarrs und des dadurch herbeigeführten unnormalen Übergangsstadiums ist es schwer, sich ein genaues Bild über den eigentlichen Tatbestand zu machen, zumal kaum jemand, besonders in Deutschland, über die ökonomischen Zustände Polens vor dem Kriege genau unterrichtet war.

Wenige wissen z. B., daß das sogenannte Kongreßpolen eine dichtere Bevölkerung aufweist als Frankreich, da es durchschnittlich über hundert Einwohner auf einen Quadratkilometer zählt*).

Man glaubt auch vielfach, daß die polnische Industrie vollständig vom russischen Markte abhängig ist, und behauptet, daß die Lostrennung Polens von Rußland einen vollständigen Zusammenbruch aller polnischen Industrien nach sich ziehen muß. Diese Ansicht ist unbegründet, denn man darf sie nur auf gewisse Zweige der Industrie anwenden, während andere Zweige im Gegenteil aufblühen werden. Will man sich davon überzeugen, daß die polnische Industrie nicht nur nicht zusammenbricht, sondern im Gegenteil infolge günstigerer Bedingungen und einer staatlichen Selbständigkeit aufblühen wird, so genügt es, den Bericht über die Handelsbilanz Kongreßpolens zu studieren, welchen der polnische Handelsverein herausgegeben hat. Das einheimische ist für die Industrie das erste und wichtigste Absatzgebiet, und dieses kann sich stark entwickeln, sobald sich der allgemeine Wohlstand hebt. Und man darf nicht daran zweifeln, daß er sich wirklich heben wird.

*) Am 14. Januar 1913 zählte Kön. Polen 102,8 Einwohner auf 1 qkm., also weniger als England — 238 (ohne Schottland und Irland), Belgien — 254, Holland — 179 und Deutschland — 120; mehr als die Schweiz — 91,1, Österreich-Ungarn — 76, Frankreich 73,8, Dänemark — 71, Portugal — 65, Rumänien — 54, Spanien — 39,5, Rußland (50 europäische Gouvernements) — 26, Schweden — 12,6 und Norwegen — 8.

Das System der russischen Regierung, das Volk in unerhörter Unkenntnis und Mangel an jeglicher Entwickelung zu erhalten, hat bedauernswerte Zustände, besonders auch in der Landwirtschaft, hervorgerufen. Um außerdem auch noch die polnische Industrie lahmzulegen, wurden Tarife in den Eisenbahnen in Anwendung gebracht, auf Grund derer der Transport von Waren, z. B. von Warschau nach Moskau, doppelt soviel kostete, als umgekehrt.

Die Entwickelung der Landwirtschaft wurde überhaupt durch vollständigen Mangel an Straßen und Bahnen gehemmt. Es genügt, auf die Landkarte Polens einen flüchtigen Blick zu werfen, um sich zu überzeugen, daß ungeheuere Gebiete überhaupt keine Verkehrsmöglichkeiten besitzen. Die russische Regierung baute nur strategische Bahnen und Chausseen, und auch diese oft sinnlos; von einer Berücksichtigung ökonomischer Interessen des Landes war gar keine Rede.

Trotzdem hat der Großgrundbesitz in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht; in einigen Gegenden ist der mittlere und der größere Besitz auf eine so hohe kulturelle Stufe gebracht worden, daß er stellenweise jeden Vergleich mit den am besten bewirtschafteten Gütern in Preußen ertragen kann. Der kleine Grundbesitz dagegen befindet sich in bedauerlichem Zustande, bedingt durch die niedrige Kulturstufe der Bevölkerung, welche, wie oben gesagt, systematisch in ihrer Entwickelung gehemmt wurde. Verschiedene Bemühungen der Intelligenz und des Großgrundbesitzes, welche eine Hebung der kulturellen Stufe des Bauernstandes bezweckten, — z. B. die Errichtung und Gründung von landwirtschaftlichen und gemeinnützigen Genossenschaften — wurden ständig und systematisch von seiten der Regierung bekämpft und unterdrückt.

Die russische Regierung wandte überall dasselbe System an, um die ärmeren Klassen gegen die wohlhabenden und gegen die sogenannte Intelligenz aufzuhetzen, weil es in diesen — und zwar mit Recht — den größten Feind Rußlands erblickte. Der Patriotismus findet in der Tat nur schwer Zugang zu diesen Unentwickelten und in jeder Hinsicht Rückständigen, und es kam der Regierung darauf an, daß der polnische Bauer sich seiner polnischen Eigenart nicht bewußt werde, daß er vielmehr einen Haß gegen alle die hege, welche sich als Polen fühlten und gaben. Die Einführung und Beibehaltung der Servitude bezweckte nichts anderes, als den Großgrundbesitzer mit dem kleinen Bauern zu verfeinden; die russische Regierung hielt auch bis zum letzten Augenblick an diesem System fest.

Der leitende Gedanke in der russischen Bürokratie ist „divide et impera", und dieser Grundsatz fand auch auf religiösem Gebiete seine Anwendung, indem die Regierung den Mariavitismus unterstützte*). Der Erfolg obenerwähnten Systems war die Verarmung des Landes und eine außerordentlich schwache Produktion. Dabei muß man im Auge behalten, daß in Polen ungefähr 62 Prozent des Grund und Bodens sich in Bauernhänden befindet, und daß diese 62 Prozent eine ungeheuer niedrige Produktion liefern.

---

*) Siehe den Artikel „Der Mariavitismus" von Pater poloniensis in diesem Heft.

So war denn in den letzten Jahren dieser heimatliche Grund und Boden nicht mehr imstande, seine Bewohner zu ernähren. Man erkennt dieses aus folgender Bilanz des Getreidehandels in den Jahren 1907/1909:

Tabelle I.

Ernte 1913

	Hektar	Ernte (in Tonnen)	Zentner pro Hektar	Vergleich mit der Prov. Posen
Roggen	2,155,446	2,316,934	10,7	19,3
Sommerroggen	24,991	12,989	9,3	
Weizen	521,138	645,295	12,4	23,6
Sommerweizen	9,794	8,681	8,9	
Wintergerste	1,743	1,951	11,2	
Sommergerste	517,311	647,993	12,5	23,8
Hafer	1,169,921	1,225,227	10,5	22,4
Hartweizen	3,024	2,424	8,0	
Buchweizen	101,707	73,251	7,2	
Hirse	58,560	36,888	11,3	
Erbsen	148,676	157,234	10,6	
Linsen und Pferdebohnen	10,112	11,941	11,3	
Leinsam	35,314	43,095	11,5	
Hanf	6,101	7,486	12,3	
Kartoffeln	1,077,150	10,443,571	97,0	186,9

Tabelle II.

1907.　In Tausenden von Puds. 1 Pud = 16 Kilo.

	Export nach Ausland	Export nach Rußland	Import von Rußland	Import von Ausland	Saldo in Tausenden von Puds	Saldo in Rubeln
Roggen	610	522	2,571	2,488	— 3,927	— 3,887,000
Weizen	302	236	1,160	920	— 1,542	— 1,696,000
Hafer	323	309	1,653	604	— 1,625	— 1,414,000
Gerste	1,518	1,220	1,522	64	+ 1,152	+ 1,324,000
Hirse	—	—	1,392	—	— 1,392	— 1,024,000
Buchweizen	124	—	216	17	— 111	— 77,000
Mais	—	—	261	—	— 261	— 182,000
Erbsen	1,489	43	384	43	+ 1,105	+ 995,000
Oelsamen	1,691	28	198	36	+ 1,475	+ 2,426,000
Futtersamen	2,606	38	91	93	+ 2,460	+ 5,412,000
Roggenmehl	42	264	1,017	—	— 711	— 924,000
Weizenmehl	—	108	7,408	7	— 7,307	— 13,152,000
andere Mehle	—	10	60	—	— 50	— 50,000
Graupen	6	195	1,884	1	— 1,684	— 2,594,000
Malz	3	708	11	161	+ 538	+ 966,000
Kleie	9,639	7	679	—	+ 8,967	+ 5,380,000
Oelkuchen	4,006	2	801	—	+ 3,207	+ 2,725,000
						— 5,772,000

Tabelle III.

1909. In Tausenden von Puds. 1 Pud = 16 Kilo.

	Export nach Ausland	Export nach Rußland	Import von Ausland	Import von Rußland	Saldo in Tausenden von Puds	Saldo in Rubeln
Roggen . . .	371	254	5,514	2,241	— 7,130	— 6,774.000
Weizen	1,986	169	203	805	+ 1,047	+ 1,361,000
Hafer	33	61	622	6,510	— 4,977	— 4,480,000
Gerste	2,780	1,004	18	1,639	+ 2,127	+ 1,680,000
Hirse	20	—	—	110	— 90	— 68,000
Buchweizen . .	164	—	2	229	— 67	— 62,000
Mais	—	—	30	282	— 312	— 234,000
Erbsen	3,146	34	60	371	+ 2,749	+ 3,133,000
Oelsamen . . .	1,138	10	20	281	+ 847	+ 1,270,000
Futtersamen . .	2,939	20	16	33	+ 2,910	+ 5,820,000
Roggenmehl . .		336		312	+ 244	+ 257,000
Weizenmehl . .	220	85	4	9,344	— 9,258	— 18,518,000
andere Mehle .		32		116	— 84	— 90,000
Graupen . . .	—	220	8	3,027	— 2,815	— 4,256,000
Malz	—	430	—	10	+ 420	+ 756,000
Kleie	10,338	—	—	327	+ 10,011	+ 7,007,000
Oelkuchen . . .	3,840	—	—	234	+ 3,606	+ 3,245,000
						— 9,953,000

Das Jahr 1909 kann in jeder Hinsicht als ein Durchschnittsjahr angesehen werden. — Das Saldo erweist ein Defizit von ca. 20 Millionen Mark. Ein trauriges Bild, das aber nicht beunruhigen und entmutigen darf.

Denn der Durchschnittsertrag an Getreide in Polen in den Jahren 1911 bis 1913 zeigt uns folgendes Bild, ausgedrückt in Tausenden von Puds:

Tabelle IV.

		in Tonnen abgerundet
Winterkorn	145,200	2,000,000
Winterweizen	39,970	650,000
Sommerkorn	664	11,500
Sommerweizen	352	5,700
Gerste	38,597	650,000
Buchweizen	4,160	70,500
Hirse	2,151	32,000
Erbsen	8,925	150,000
Linsen, Pferdebohnen . . .	847	13,500
Hafer	71,771	1,200,000

Dieses stellt einen Wert von ungefähr 700 Millionen Mark dar, gegen den ein Defizit von 20 Millionen nichts aufwiegen kann.

Wenn man dagegen in Betracht zieht, daß der Ertrag von 62 Prozent Grund und Boden bei rationeller Bewirtschaftung sich wenigstens verdoppeln

muß, so wird in Zukunft das Defizit nicht nur verschwinden, sondern man kann im Gegenteil mit einem Überschuß von einigen, wenn nicht gar von hunderten von Millionen rechnen.

Oben angeführte Berechnungen beruhen auf Preisen vor dem Kriege, die wahrscheinlich nicht mehr wiederkehren werden. Ferner muß man noch die in Tabelle 2, 3 und 4 nicht angeführten Produkte in Betracht ziehen, nämlich: Rüben, Kartoffeln, Zichorien, Hopfen. Über diese lassen sich folgende Zahlen anführen:

Kartoffeln
(in Tausenden von Puds).

Die Ausfuhr betrug nach Abrechnung der Einfuhr aus Rußland und dem Auslande:

1909 : 6918,5
1910 : 7790,9 } durchschnittlich 7,577,766 Puds
1911 : 8028,9

Über die Ein- und Ausfuhr in den späteren Jahren liegen uns keine statistischen Zahlen vor. Aber mit Rücksicht auf die gesteigerte Produktion, welche von 462 400 000 Puds im Jahre 1911 auf 683 327 000 Puds im Jahre 1912 und 657 562 000 Puds im Jahre 1913 gestiegen ist, kann man schließen, daß auch die Ausfuhr sich bedeutend erhöht hat.

Rechnet man einen Pud mit 20 Kopeken — was einem Preise von 1,60 Mk. pro Zentner entspricht —, so betrug die Produktion im Jahre 1912: 13 667 400 Rubel und im Jahre 1913: 12 751 240 Rubel. Der Durchschnittspreis für die Ausfuhr in den Jahren 1909/10/11 betrug 1 515 553 Rubel.

Rüben.

Bei einem Mittelpreis von 18 Kopeken für einen Pud betrug der Wert der Ausfuhr durchschnittlich 560 000 Rubel, von denen man die Einfuhr aus Rußland im Werte von 75 000 Rubel abrechnen muß.

Die Rübenernte beträgt durchschnittlich 90 Millionen Puds, von denen ungefähr 90 Prozent in Zucker verarbeitet werden.

Zichorien.

Der Ausfuhrwert nach Rußland betrug ungefähr 200 000 Rubel.

Hopfen.

Rechnet man den Pud Hopfen mit 20 Rubel, so beträgt der Gewinn jährlich ungefähr 500 000 Rubel.

*

Die Ausfuhr von Kartoffeln, Rüben, Zichorien und Hopfen ergibt also zusammen einen jährlichen Ertrag von ungefähr zweieinhalb Millionen Rubel = fünf Millionen Mark, welche von obengenanntem Defizit von 20 Millionen Mark abzuziehen sind. Auch hier dürfte der Ertrag bei einer rationellen Bewirtschaftung ein weit höherer werden. Natürlich regt der Zustand, in dem das Land sich bis jetzt befindet, eher zum Pessimismus an, die Verwüstungen, die der Krieg verursacht, können nur langsam und allmählich wieder gut gemacht werden, obwohl die Verwaltung in den okkupierten Gebieten Polens, das heißt im Generalgouvernement Warschau, in dieser Hinsicht keine Mühen scheut, was man leider von anderen Teilen des Okkupationsgebietes nicht sagen kann. Der Grund und Boden ist von Schützengräben und Granattrichtern zerwühlt, die Wälder haben viel gelitten und leiden weiter, da sie auch jetzt in erschreckender Weise für militärische Bedürfnisse geopfert werden. Leute, die ehemals reich waren, leben heute in kümmerlichen Verhältnissen, und diejenigen, welche früher ihr tägliches Brot verdienten, sind heute an den Bettelstab gebracht worden. Darum lassen auch die Schwachen die Hände sinken, da die Hoffnung auf einen baldigen Frieden und das Ende dieser traurigen Zustände noch in die Ferne gerückt zu sein scheinen. Dies ist traurig, aber leicht zu begreifen und erklärt auch die politische Untätigkeit derjenigen, die noch nicht eingesehen haben, daß ihnen eine bessere Zukunft winkt. Und in der Tat, diese Zukunft ist wirklich schön, nicht nur politisch schön, weil den Sklaven die Fesseln gesprengt worden sind, sondern auch ökonomisches Glück verheißend, da sie dem auferstandenen Volke ein hoffnungsreiches Feld für tüchtige Mannesarbeit erschließt.

Eine traurige Folge des Krieges besteht darin, daß gerade der Großgrundbesitz am meisten leidet, und daß gerade diejenigen sich heute in der schwierigsten Lage befinden, deren Energie und Arbeit dazu beitragen sollte, den Wohlstand des Landes zu heben. Es muß aber anerkannt werden, daß stellenweise die Okkupationsbehörden sich alle erdenkliche Mühe geben, den normalen Betrieb in der Landwirtschaft wieder herzustellen, und daß andererseits ein großer Teil der Besitzer selbst freudig und mit Ausdauer an die neue Arbeit herangeht. Von solchen Leuten läßt sich manches erwarten. Es sind dies alle diejenigen, welche eingesehen haben, daß die Verantwortung für all das Unheil, welches der Krieg mit sich gebracht hat, nicht diejenigen trifft, die gezwungenermaßen den Krieg in diesem Lande führen, und die ferner durch ihr Vorgehen heute meistens dartun, daß sie die Wunden heilen und Freiheit und Entwickelung dem Lande bringen wollen. Ich stelle mit Freude fest, daß die Zahl dieser wirtschaftlichen Aktivisten von Tag zu Tag wächst.

Ein wichtiger, beinahe unumgänglich notwendiger Faktor für die künftige ökonomische und wirtschaftliche Entwickelung Polens ist die in Aussicht genommene — hoffentlich möglichst bald durchzuführende — Angliederung der polnisch-weißrussischen Gebiete, des früheren Gouvernements Grodno, Wilno und eines Teiles

von Minsk, Gebiete, die das deutsche Schwert der russischen Knechtschaft entrissen hat. Es ist dieses ein breiter Landstrich, in dem Großgrundbesitz und Intelligenz polnisch sind, während die Landbevölkerung gemischt, also teils polnisch, teils weißrussisch ist.

Die Russen haben bei ihrem Zurückweichen einen großen Teil der Einwohner in das Innere des Reiches mitgeschleppt, ein Teil, vorwiegend russenfreundlich, ist freiwillig mitgegangen, und so ist es gekommen, daß die Evakuierung des Landes, die den Siegeszug des Siegers hemmen sollte, heute diesem gerade nützlich ist. Der Grund und Boden in diesen Gebieten, der überwiegend fruchtbar ist, schon vor dem Kriege wenig bevölkert, und jetzt zum größten Teile entvölkert, bildet ein ausgezeichnetes Ansiedelungsgebiet für Polen; aus dem jährlich ca. 100 000 Einwohner nach jenseits des Ozeans auswanderten.

Dabei muß man in Betracht ziehen, daß die weißrussische Bevölkerung, die so gut wie gar keine sogenannte Intelligenz aufweist, eine besondere nationale Eigenart nicht besitzt und sie auch nicht ersehnt. Sie läßt sich genau so leicht polonisieren wie russifizieren. Von einer dritten Verwandlung kann schon der Sprachenverwandtschaft wegen nicht die Rede sein. Es liegt also im gemeinsamen Interesse Polens und der Zentralmächte, möglichst bald an diese Polonisierung heranzugehen, die innerhalb einiger Jahre vollständig bewerkstelligt und beendet sein könnte.

Dieser Schritt wäre von großer politischer Bedeutung, denn einerseits würde auf diese Weise die europäische Grenze mehr nach Osten geschoben und ein besserer Wall gegen die russische Sturmflut gebildet, und andererseits würde durch dieses Vorgehen für ewige Zeiten ein Zankapfel zwischen Rußland und Polen geschaffen werden.

Rußland wird immer bestrebt sein, diese Gebiete zurückzuerobern, Polen wird nie auf sie verzichten wollen, und da es nie imstande sein wird, sie mit eigenen Kräften zu halten und zu verteidigen, so werden diese Gebiete den Kitt bilden, der die Vereinigung Polens mit den Zentralmächten für ewige Zeiten unlösbar und unzertrennbar machen wird.

Graf Mielzynsky, Rittmeister d. Res.: Polen will unabhängig werden.

(Ein offener Brief.)

Hochverehrter Herr Professor, Sie fordern mich auf, meine Ansicht über die Verhältnisse in Polen zu äußern. Ich will es in ganz kurzen Worten tun, ohne das sehr ergiebige Material, welches ich hierher aufs Land nicht mitgenommen habe, benützen zu können. Ich möchte vor allem einen Punkt berühren, den ich für den allerwichtigsten halte, nämlich den Willen der Polen, das russische Joch abzuschütteln und ein selbständiges Königreich zu werden.

Es ist selbstverständlich, daß die Koalition und die von ihr beeinflußte Presse die Verhältnisse in Polen in ein ganz falsches Licht stellen. Sie sprechen von einer Vergewaltigung Polens durch die Zentralmächte und stellen den Akt des 5. Novembers als eine gegen den Willen der polnischen Nation, welche dem Zaren treu bleiben will, von den Zentralmächten erlassene tendenziöse Kundgebung hin, um die Polen zu betrügen und sie in den Kampf gegen Rußland zu verwickeln. Demgegenüber kann ich als geborener Pole und Kenner der Verhältnisse im Königreich Polen auf das schärfste betonen, daß gerade das Gegenteil der Fall ist. Nur ein ganz minimaler Prozentsatz der Polen ist russophil, und auch bei diesen ist eher die Angst, daß die Russen nochmals zurückkommen könnten, vorhanden, von einer wahren Sympathie für die Russen, die bei dem Polen ganz unnatürlich wäre, ist nicht die Rede. Allerdings scheint für einen oberflächlichen Beobachter die Haltung mancher Polen seit dem 5. November die Ansicht zu bekräftigen, daß die Polen sich für den Krieg gegen Rußland nicht begeistern und selbst nicht aktiv eingreifen wollen. — Viele Dinge sprechen für diese Auffassung. Für mich, der ich Gelegenheit hatte, mit meinen Landsleuten enger zu verkehren, sowohl als Verbindungsoffizier bei der Polenlegion, als auch als Kommandant in dem Stabe des Generalgouverneurs in Warschau, bedeutet diese momentane Apathie der Polen durchaus nicht eine Zuneigung für Rußland, oder eine Weigerung, mit den Zentralmächten zu gehen. Im Gegenteil, ich habe die feste Überzeugung, daß wir mehr denn je in dem von den Zentralmächten in der Zukunft unabhängigen Königreich Polen einen festen Bundesgenossen in und nach dem Kriege haben können, wenn die Zentralmächte, um mich kurz auszudrücken, die Sache richtig anfassen. Man muß vor allem mit der Psyche des polnischen Volkes rechnen. Ein Volk, welches mehr als hundert Jahre unter der vernichtenden, demoralisierenden russischen Knechtschaft gelebt hat, kann nicht normal empfinden. Nehmen Sie einen Gefangenen, der ein Lebensalter im Gefängnis gesessen hat, dessen Eltern auch schon die Fesseln getragen haben,

und bringen Sie ihn plötzlich ans Tageslicht, führen Sie ihn unvorbereitet in die menschliche Gesellschaft hinein. Er wird sich nicht wie andere freie Menschen geberden. Unwillkürlich wird er sich nach seinen bisherigen Wärtern umsehen und lange noch scheu und mißtrauisch bleiben. So geht es auch den Polen; sie können einfach den großen geschichtlichen Augenblick nicht erfassen. Darum müssen die starken Schutzmächte, welche Polen vom russischen Joche befreit haben, das wieder aufwachende Selbstbewußtsein des neuerstehenden Reiches heben und kräftigen, seinen Willen stärken und da, wo die Interessen konvergieren, diesen Willen zur Tat werden lassen. Aber je verwirrter und schwächer der vom Joche Befreite ist, desto energischer und tatkräftiger müssen wir auftreten. Große Augenblicke erfordern große Entschlüsse. Keine Halbheiten, vor allem keine übertriebenen Rücksichten auf die feindlichen Stimmen. Es heißt handeln, damit die Stunde nicht versäumt wird. — Die Polen wollen frei sein. Sie wollen ein geregeltes selbständiges Staatswesen wieder errichten. Sie haben auch durch ihren Staatsrat erklärt, daß sie ein starkes Heer aufstellen wollen. Sie können aber dieses nicht allein tun. Ihr Gemeinwesen ist noch nicht geregelt, die auf der Grundlage einer langjährigen unterirdischen Verschwörungsarbeit gegen Rußland entstandenen Parteiverhältnisse lassen eine einheitliche Handlung nicht zu. Die Führer der einzelnen Parteien haben nicht den genügenden Kontakt mit den Massen. Man kann nicht auf sie bauen. Nur wir können die Exekutive ergreifen und den von den Polen ausgesprochenen Wunsch erfüllen, indem wir diesen Wunsch in ein Dekret umwandeln und die allgemeine Wehrpflicht einführen. Werden wir uns wieder durch ewige Kompetenzfragen aufhalten lassen, in kurzer Zeit ein tüchtiges, schlagfertiges Heer aufzustellen, welches zum endgültigen Erfolg sicherlich viel beitragen wird? Denn der Pole ist der geborene Soldat; ich habe in den Reihen der Legion gekämpft und bin voll Bewunderung für den Mut und die Geschicklichkeit der polnischen Soldaten. Als Soldat empfinde ich nur das eine: wir müssen diese Leute ausrüsten und sie in den Kampf und zum Sieg führen; in dem Augenblicke, wo alle Kräfte zum endgültigen Kampfe verwendet werden, darf dieser Machtfaktor nicht fehlen. Als Politiker weiß ich, daß dies zu erreichen ist, wenn man in einem so entscheidenden Moment alle Bedenken und Rücksichten beiseite legt, welche bei dem großen Werke nicht stichhaltig sind.

M. Lempizki,

Mitglied des polnischen Staatsrates:

Die gegenwärtigen polnischen Stimmungen.

Das Manifest der Zentralmächte vom 5. November 1916, das die polnische Nation zum selbständigen staatlichen Dasein beruft, und das einen unabhängigen polnischen Staat verkündet, ist zweifellos ein historischer Akt von ungeheurer Wichtigkeit, sowohl für Polen, wie auch für Europa. Es ist darum nicht verwunderlich, wenn das Manifest die Aufmerksamkeit der ganzen zivilisierten Welt erregt hat und zu den verschiedensten Interpretationen und Kommentaren Veranlassung gab. In der Presse der gesamten Welt erschien eine ganze Reihe von Aufsätzen und Abhandlungen, referierenden oder polemischen Charakters, worin in mannigfaltiger Art die Motive und der Wortlaut des Manifestes erläutert wurden und, bezüglich seiner möglicherweise zu erwartenden Folgen, gleichfalls die verschiedensten Ansichten geäußert wurden. Ein Hauptthema dieser Diskussion ist natürlich die Stimmung der Bevölkerung in Polen selbst, sowie ferner auch die Frage, wie die Polen den Akt des 5. November aufgenommen haben, wie er auf sie eingewirkt hat, welche Hoffnungen er erweckt und welche Richtungen er dem politischen Gedanken und der politischen Tätigkeit der polnischen Gesellschaft gewiesen hat. Dieses Thema erfordert vor allen Dingen zuverlässige tatsächliche Informationen; solche können gesammelt werden entweder durch unmittelbare Beobachtung der Äußerungen des polnischen Lebens an Ort und Stelle, oder auch durch unparteiische Prüfung und Vergleichung aller polnischen Stimmen, die in dieser Frage zu Worte gekommen sind. Weil jedoch während der gegenwärtigen Kriegszeit beide soeben erwähnten Wege sehr beschwerlich sind, so kommt es oft vor, daß die Verfasser der Polenaufsätze sich darauf beschränken, ihre Informationen aus gelegentlichen Quellen zu beziehen, die nicht immer ernst und vertrauenswürdig sind. Hieraus folgt, daß manche Artikel die Stimmungen in Polen und die dort herrschenden politischen Ansichten einseitig und nicht im Einklang mit der Wirklichkeit schildern, daß sie somit die öffentliche Meinung falsch informieren. Diese Angelegenheit ist für uns Polen von großer Wichtigkeit, und sie erfordert daher unsererseits erschöpfende Klarstellung.

Es handelt sich hier hauptsächlich um zwei grundsätzliche Fragen, die übrigens miteinander in engem Zusammenhang stehen, und hinsichtlich welcher noch gewisse Zweifel bei einigen Kreisen der öffentlichen Meinung in der zivilisierten Welt vorliegen: 1. wie ist das Verhältnis des polnischen Volkes einerseits zu Rußland, andererseits zu den Zentralmächten? 2. welche Stellung nehmen die Polen einerseits zu der von Rußland versprochenen Autonomie Polens ein, und

andererseits gegenüber den von den Zentralmächten verkündeten Prinzipien der staatlichen Unabhängigkeit Polens? Ich will versuchen, auf diese beiden Fragen eine sachliche Antwort zu geben.

*

Zu Beginn unserer Zeitgeschichte, als die Kollektivseele eines jeden Volkes sich unter Einfluß der Religionslehren bildete, hat das polnische Volk aus Rom die katholische Religion übernommen und mit ihr die Elemente der lateinischen Kultur. Auf dieser Grundlage entwickelten sich in der Folge unsere Begriffe, unsere Zivilisation, unsere nationalen Ideen und unsere staatlichen Institutionen. Wir gehörten demnach zu allen Zeiten und wir gehören bis heute unserem psychischen und sozialen Wesen nach zum Westen. Mit dem byzantinisch-moskowitischen Osten hatten und haben wir nichts Gemeinsames, im Gegenteil, alles trennt uns von dort: Religion, Kultur, soziale und politische Ideale. Mit der westlich-germanischen Welt hatte Polen öfters Kämpfe zu bestehen, aber gleichzeitig erfolgte zwischen beiden Völkern, dem polnischen und dem deutschen, ein ständiger Austausch nicht allein ethischer Elemente, sondern auch philosophischer und politischer Begriffe; beide Kulturen, die polnische und die deutsche, haben gegenseitig aufeinander eingewirkt. Die Deutschen drängten nach Osten, germanisierten die Polen, während wiederum die zu den verschiedenen Zeiten in Polen angesiedelten deutschen Kolonisten im Verlauf der Jahrhunderte zu vollständigen Polen wurden.

Ganz anders war das Verhältnis zu dem östlichen Nachbar; Polen bildete nämlich die Vorhut der westlichen Kultur gegenüber der Barbarei und dem Despotismus des Ostens. Der ganze Inhalt des staatlichen Lebens Polens und unserer Geschichte war — ein unaufhörlicher Kampf, auf Tod und Leben, zuerst mit dem Großherzogtum Moskau, später mit dem russischen Kaisertum, mit der elementaren Ausdehnungsgier dieser echt asiatischen Monarchie. In diesem Kampf sind wir schließlich unterlegen, und durch die Teilungen Polens wurde das Hindernis für den russischen Expansionsdrang nach Westen aus dem Wege geräumt und Rußland ein Einfallstor nach Europa geöffnet. Die russische Staatsraison verlangte eine vollständige Vernichtung der polnischen Unabhängigkeit, und nach Vollendung dieser Tat begann Rußland mit aller Rücksichtslosigkeit die Vernichtung des polnischen Volkes, und mit ihm aller der kleineren Völker: der Litauer, der Weißrussen, der Ukrainer und anderer, die die Gebiete der früheren polnischen Republik bewohnten. Die russische Regierung erachtete die Russifizierung der unterworfenen Völker als wichtigste Aufgabe ihrer inneren Politik und als Grundbedingung ihrer internationalen Macht. So war in Wirklichkeit die slawische Politik Rußlands, und darin bestand seine Schutzrolle den slawischen Völkern gegenüber. Es klingt zwar parador, aber es ist trotzdem

vollkommene Wahrheit, daß der größte Feind des Slawentums das russische Kaiserreich war und ist.

Das polnische Volk blieb, trotzdem es seiner politischen Unabhängigkeit beraubt war, dennoch der Standarte des Kampfes mit der russischen Übermacht treu und verteidigte seine polnische Nationalität und seine westliche Kultur. Hiervon zeugt die ununterbrochene und bis zum gegenwärtigen Augenblick sich hinziehende Kette unserer blutigen Verschwörungen, Aufstände und Revolutionen, die alle gegen Rußland gerichtet waren. Seit den Teilungen Polens bis zu dem heutigen Tage blieb unsere Losung immer: „Los von Rußland!"; mit dieser Losung traten während des gegenwärtigen Krieges die freiwilligen polnischen Legionen, die aus allen Schichten der Gesellschaft bestehen und sich aus allen polnischen Provinzen rekrutieren, in den Kampf mit Rußland.

Die schwerste Bedrückung hat es nicht vermocht, in den Polen den Drang nach Befreiung von dem russischen Joch zu ersticken, jedoch zu gleicher Zeit entwickelte sich, aus Gründen des Selbsterhaltungstriebes, in der polnischen Gesellschaft eine politische Gedankenrichtung, die durch Kompromisse, sei es mit der russischen Regierung, sei es mit der russischen Gesellschaft, eine Milderung der auf nationalem, religiösem, politischem oder wirtschaftlichem Gebiet gegen Polen gerichteten Repressalien zu erreichen hoffte. Nicht der Glaube an Rußland, sondern der Zwang und die Notwendigkeit, sich zu wehren, hat diese Richtung hervorgebracht, die ungerechtfertigterweise von manchen als Anzeichen russenfreundlicher Sympathien und Gefühle angesehen wird. Diese Richtung wurde in der letzten Zeit durch zwei politische Parteien vertreten: die Partei der realen Politik und die national-demokratische Partei. Sie stellten ein minimales Programm politischer, polnischer Aspirationen auf und bemühten sich eifrig, aber fruchtlos, die russische Staatsraison zu überzeugen, daß eine barbarische Unterdrückung und rücksichtslose Verfolgung des Polentums durchaus nicht in ihrem Interesse liegt, sondern im Gegenteil, daß die Verwirklichung des eben erwähnten minimalen Programms dem russischen Staate Nutzen bringen würde. Ungeachtet aller Bemühungen der genannten Parteien hat sich die Haltung der russischen Regierung und der russischen Gesellschaft (nach der im Jahre 1906 in Rußland erfolgten Bildung einer Volksvertretung: der Duma und des Reichsrates) in nichts geändert; von irgendwelchen Konzessionen für das Polentum war im russischen Reiche überhaupt nicht die Rede. Die in Rußland herrschenden Verhältnisse werden grell illustriert durch das Schicksal der Vorlage betreffend die Selbstverwaltung der polnischen Städte. Dieses politisch sehr bescheidene Projekt, das nicht einmal den Gebrauch der polnischen Sprache bei den Beratungen voll zuließ, wurde vier Jahre hindurch wie ein Spielball zwischen der Duma und dem Reichsrate hin und her geworfen; schließlich wurde es durch den Reichsrat endgültig abgelehnt und so im Frühling 1914 begraben. Erst im April 1915, schon während des Krieges und kurz vor Räumung des Königreichs Polen

durch die russischen Heere, gewährte ein besonderer Kaiserlicher Ukas den polnischen Städten die Selbstverwaltung; natürlich konnte dieselbe nicht mehr verwirklicht werden.

Alle Illusionen, die noch von den polnischen Gemütern gehegt werden konnten, lösten sich schließlich während des Krieges auf. Gleich zu Beginn des Krieges hatten wir den pompösen Aufruf des Großfürsten; trotzdem derselbe durch die eigentliche Regierung nicht sanktioniert war, hat er dennoch in gewissen polnischen Kreisen Hoffnungen erweckt, daß die russische Regierung endlich die internationale Bedeutung der polnischen Frage erkannt hat, und daß sie jetzt all das Schlimme, das sie in ihrer Verblendung den Polen bisher zugefügt hat, wieder gutzumachen beabsichtigt. Jedoch blieben, ungeachtet des Manifestes, die Bedingungen des polnischen Lebens unter der russischen Regierung dieselben, wie früher, der Druck und die Verfolgungen wurden nicht gemildert; ja, der Minister des Inneren, Maklakow, erließ sogar ein geheimes Zirkular, in welchem er erklären ließ, daß die durch den Großfürsten gegebenen Versprechungen nur diejenigen polnischen Provinzen betreffen, die erst dem Feinde entrissen werden sollen. Die zeitweise russische Herrschaft in Galizien, die auch dort eine gewaltsame Russifikation einführte, war für die Polen ein wahres „memento mori“, das deutlich zeigte, was die durch den Großfürsten versprochene Vereinigung aller polnischen Länder unter der russischen Oberhoheit in Wirklichkeit bedeuten würde. Schritt für Schritt mit dem Mißerfolge der russischen Waffen, als die russische Herrschaft in Polen sich bereits dem Ende nahte, hatten wir, eine nach der anderen, Versicherungen der Minister Goremykin und Sasonow, daß die Regierung auf dem Standpunkt des Großfürstlichen Aufrufes steht, und daß sie Polen eine Autonomie zu verleihen beabsichtigt, wobei aber beide Minister nicht versäumt hatten, hinzuzufügen, daß die polnische Frage nur eine innerrussische Angelegenheit bildet, und daß diese Ansicht auch von den sämtlichen Ententeregierungen geteilt werde. Es ist klar, daß diese Versicherungen, abgesehen davon, daß sie zu spät kamen und der vollziehenden Gewalt entbehrten, bei den Polen kein Vertrauen erwecken konnten, weder zu Rußland, noch zu den Ententeregierungen.

Heute, nachdem die Zentralmächte durch den Akt des 5. November 1916 die Unabhängigkeit des polnischen Staatswesens verkündet haben, bricht das ganze polnische Volk, seiner geschichtlichen Tradition entsprechend, alle Verbindungen, die es mit dem russischen Staatswesen verknüpften, ab, denn dies waren nur Sklavenketten. Und was sein Verhältnis zu den Zentralmächten betrifft, so stellt sich das polnische Volk heute neben sie, zu gemeinsamer Arbeit und zu gemeinsamem Kampf bereit, und mit der festen Hoffnung, daß das nicht auf vorübergehenden Sentimenten, sondern auf wohlverstandenem, gegenseitigem Interesse beruhende Verhältnis zu den Zentralmächten zuerst eine unbedingt erforderliche Atmosphäre des gegenseitigen Vertrauens ergeben wird und später zu gerechten Grundsätzen für ein freundschaftliches, nachbarliches Zusammenleben

führen wird; diese Bedingungen sollen in Zukunft eine feste Bürgschaft für das Bestehen des polnischen Staates bilden.

Von solchen Vorsätzen und solchen Hoffnungen zeugen sehr beredt die Stimmen der ganzen polnischen Presse, mit Einschluß sogar des Organes der national-demokratischen Partei in Warschau. Auch die Resolutionen vieltausendköpfiger Bauern und Arbeiterversammlungen, die an zahlreichen Orten Polens stattgefunden haben und noch stattfinden, beweisen entschieden, daß jegliche Bande mit Rußland zerrissen sind und daß zur Festigung des polnischen Staates ein tätiges Mitwirken gegen Rußland notwendig ist. Der einzige Mißakkord, der in diesem gleichmäßig abgestimmten Chor zu hören ist, sind die Stimmen einiger, in Petersburg, der Schweiz und in den Ententehauptstädten weilender polnischer Emigranten. Es sind dies Leute, die seit Jahren von dem Vaterlande abgeschnitten sind, die kein gemeinsames Leben mit der Nation führen, und die aus verschiedenen, manchmal persönlichen, doktrinären, politischen Gründen, eine Richtung vertreten, die zum Mißerfolge geführt und im Lande ihre Anhänger verloren hat. Die Stimme dieser politischen Bankerotteure oder Kondottiere, selbst wenn sie von ehemaligen Parteiführern oder von Abkömmlingen verdienter polnischer Geschlechter kommt, kann jetzt unter keinen Umständen mehr als Ausdruck der Anschauungen und der Bestrebungen der polnischen Gesellschaft aufgefaßt werden.

*

Ich komme jetzt zur zweiten Frage. Die Wahl zwischen der von Rußland versprochenen Autonomie Polens und der von den Zentralmächten verkündeten Unabhängigkeit des polnischen Staates ist tatsächlich viel zu leicht, als daß sie zu Überlegungen über die von den Polen jetzt einzunehmende Stellung Veranlassung geben sollte. Die „Unabhängigkeit Polens“ war von Anbeginn des Weltkrieges diejenige theoretische Plattform, auf der sich alle, ohne Ausnahme, politischen Parteien Polens vereinigten; eine sich zur Unabhängigkeit bekennende Erklärung gab die Warschauer Stadtverordnetenversammlung auf ihrer ersten feierlichen Sitzung am 24. Juli 1916, im Namen sämtlicher in der Stadtverordnetenversammlung vertretenen Parteien, ab. Vom 5. November ab wurde die Unabhängigkeit Polens zur praktischen Aufgabe, zu deren Verwirklichung das polnische Volk berufen ist. Gegen die Unabhängigkeit erklärten sich nur die Stimmen einiger Emigranten, und zwar nicht gegen die Unabhängigkeit im Prinzip, sondern vielmehr gegen die Grenzen ihrer möglichen Verwirklichung, indem sie an ihre Stelle das maximale Programm der polnischen Forderungen (die Vereinigung aller polnischen Länder) stellten, im Sinne des Grundsatzes „alles oder nichts“. Im Lande selbst haben nach dem Akt des 5. November sämtliche politischen Parteien, mit Ausnahme der national-demokratischen und der Partei der realen Politik, mehr oder weniger begeisterte Aufrufe veröffentlicht und den Akt selbst als „eine Wiedererweckung Polens zur selbständigen staatlichen Existenz“ und

„ein feierliches Versprechen des Wiederaufbaus des unabhängigen polnischen Staates durch die verbündeten mitteleuropäischen Mächte" erblickt. Die Anstrengungen der vorangegangenen Generationen zur Erlangung der Unabhängigkeit aufzählend, fordern sämtliche Aufrufe das Volk zur „angestrengten und opfertätigen Arbeit mit dem Ziele der Verwirklichung unseres, politisch und wirtschaftlich starken Staates" auf, und vor allen Dingen, zur möglichst schnellen Aufstellung eines polnischen Heeres, das im Bunde mit den Zentralmächten die Grenzen des polnischen Staates gegen die Angriffsgelüste Rußlands verteidigen soll.

Ähnliche Ansichten haben auch, soweit die Zensurbedingungen dies zugelassen haben, die in Rußland zwangsweise verbleibenden polnischen Flüchtlinge veröffentlicht. Die polnischen Zeitungen („Dziennik Kijowski", „Echo Polskie" und „Glos Polskie"), die in Kijew, Moskau und Petersburg erscheinen, ziehen die trügerischen Versprechungen Rußlands einer polnischen Autonomie mit dem durch den Akt des 5. November gewährten Faustpfand der Unabhängigkeit Polens in einen Vergleich. In den Ausgaben vom 16. und 17. November dieser Zeitungen finden wir unter anderem folgende Ausführungen: „dort in Polen wird diese Unabhängigkeit schon gebaut, so oder anders, gut oder schlecht, aber sie wird gebaut; dort gibt es keine Schwankungen hinsichtlich der Rechtstitel, denn in Polen gibt es keinen Menschen, der es wagen wollte, gegen die Unabhängigkeit Polens zu protestieren . . ." „Wir müssen nun endlich aufhören, die russische und die ausländische öffentliche Meinung irrezuführen durch veraltete Autonomiekonstruktionen, wir müssen uns alle um die für uns alle gemeinsame Standarte des unabhängigen Polens scharen."

Die Polen in Amerika haben den Akt des 5. November mit Begeisterung begrüßt und entsprechende Telegramme an die Botschafter der verbündeten Mächte gerichtet. Die in Chicago erscheinende polnische Zeitung „Dziennik dla wszystkich" schreibt: „Der seit 122 Jahren herbeigesehnte Augenblick ist endlich gekommen. Die Wiederaufrichtung eines freien und unabhängigen Polen ist zur vollendeten Tatsache geworden. Wir haben heute eine Grundlage, auf der wir bauen können, wir haben eine Grundlage unserer zukünftigen politischen Existenz."

Am längsten verblieb in Reserve die national-demokratische Partei, aber auch diese hat sich in ihrem, in Warschau erscheinenden Organ (Gazeta Poranna), am 23. Dezember 1916 deutlich erklärt. „Mit voller Bestimmtheit und Zufriedenheit können wir feststellen, daß die grundsätzliche Richtung unserer nationalen Politik heute zu beiden Seiten der kämpfenden Front die gleiche ist. Die durch den Akt des 5. November gestärkte politische Konzeption der „Unabhängigkeit" ist heute gemeinschaftlicher politischer Grundsatz des ganzen Volkes."

*

Die hier angeführten Tatsachen stellen die gegenwärtigen Stimmungen der Polen in der Heimat und im Auslande dar, und sie zeigen gleichzeitig, welche

Richtung die nächsten Bestrebungen des polnischen Volkes haben werden. Das Ziel aller Anstrengungen wird die Wiederaufrichtung des unabhängigen polnischen Staates sein, und die allererste Notwendigkeit und wichtigste Aufgabe ist die Bildung der polnischen Armee.

Die Lage ist bei uns im Lande durchaus klar; trotzdem erscheinen in der ausländischen Presse, wie ich bereits am Anfange erwähnt habe, Informationen, die die polnischen Stimmungen in einem anderen Licht schildern. Zu solchen falschen Informationen gehört zweifellos der Aufsatz „Polen und Deutsche", der in der dänischen Zeitung „Köbenhava" vom 27. November v. J. veröffentlicht worden ist. Der Verfasser dieses Aufsatzes gibt zu, daß er seine Informationen aus Unterhaltungen mit polnischen Dumaabgeordneten geschöpft hat, wodurch allerdings das Einseitige und Tendenziöse der ausgesprochenen Ansichten hinreichend erklärt ist. Hier muß darauf hingewiesen werden, daß von den neun polnischen Abgeordneten der Duma nur drei in Petersburg verblieben sind, und diese drei können selbstverständlich nicht als Vertreter der Ansichten und der Gefühle des polnischen Volkes angesehen werden.

Sämtliche Gedankengänge des erwähnten Artikels gründen sich auf folgenden Thesen:

1. Die Polen haben den Gedanken der Wiederaufrichtung des polnischen Staates nie verlassen, aber sie verfolgten diese Absicht immer und ausschließlich mit Hilfe Rußlands, denn sie halten sich vor allen Dingen für Angehörige der slawischen Völkerfamilie;

2. Der Akt des 5. November bezweckte lediglich einen Konflikt zwischen Polen und Rußland und die Auffüllung der gelichteten Armeen der mitteleuropäischen Mächte.

Die von mir gegebene Aufzeichnung der politischen Lage kann als ausreichende Antwort auf die obigen Thesen angesehen werden; einige Bemerkungen können noch hinzugefügt werden. Die sogenannte slawische Welt bildet kein einheitliches Ganzes, sondern sie besteht aus einzelnen Völkern, die durch viel größere kulturelle und politische Unterschiede getrennt werden, wie die zur anglo-germanischen Gruppe gehörenden Völker (Schweden, Dänen, Engländer, Deutsche usw.), oder auch die zur romanischen Gruppe gehörenden (Franzosen, Italiener, Spanier usw.). Es gibt keine slawische Solidarität, es gibt auch keinen „Panslawismus", es gibt nur einen „Panrussizismus" oder eine russische Unersättlichkeit, die zur Unterjochung und Russifizierung aller slawischen Völker strebt. Nach der Teilung Polens waren die polnischen Aufstände in erster Linie gegen Rußland gerichtet, und Rußland wurde von den Polen stets für den größten Feind gehalten; es ist also klar, daß der Gedanke der Wiedererrichtung Polens mit Hilfe Rußlands in keinem polnischen Kopfe geboren werden konnte. Die polnisch-russischen Konflikte haben nie aufgehört; in dieser Hinsicht und zu diesem Zwecke wäre der Akt des 5. November gänzlich überflüssig. Was nun das polnische

Heer, als Reserve der Armee der Verbündeten anbetrifft, so ist zu bemerken, daß die Polen auch ohne den Akt des 5. November, gleich zu Beginn des Krieges, freiwillig polnische Legionen aufgestellt haben. Denn sie erinnerten sich sehr wohl daran, daß zwei Drittel der früheren polnischen Länder unter russischer Herrschaft sich befanden, und sie erkannten klar, daß die Befreiung dieser Länder die erste, notwendigste Bedingung der Wiedererstehung des polnischen Staates bildet.

Warschau, Dezember 1916.

Dr. Eduard Grabowski: Polen auf dem wirtschaftlichen Wendepunkt.

Polen ist den Deutschen nicht fremd. Der „Drang nach Osten" war eine Erscheinung, die in Deutschland mehrere Jahrhunderte gedauert hat. Die landwirtschaftliche Ansiedlung hat in Polen Dörfer mit deutscher Gesetzgebung ins Leben gerufen; auch die Entstehung des Bürgertums — meistens deutscher Abstammung — hat Polen dieser Erscheinung zu verdanken. Während des neunzehnten Jahrhunderts hat Deutschland eine große Anzahl der Kolonisten für Rußland geliefert. Die Ansiedlung Friedrichs des Großen, sowie die in der Zeit zwischen 1831 und 1870 hatte in Posen und Westpreußen Erfolge zu verzeichnen. Die landwirtschaftliche Kolonisation geht von den Ländern, die eine größere Dichtigkeit der landwirtschaftlichen Bevölkerung und intensivere Bodenkultur aufweisen, zu den weniger bevölkerten Ländern mit extensiver Bodenkultur über. Früher hat sich Deutschland mit seiner hauptsächlich landwirtschaftlichen Bevölkerung, die sich außerdem nur langsam in industrieller Hinsicht entwickelte, vor allen Dingen durch Ackerbau infolge des natürlichen Zuwachses vergrößert; ungeachtet dessen hat Deutschland infolge allgemein verbreiteter Aufklärung einen verhältnismäßig hohen Lebensgrad aufzuweisen; es war ein wahres Volk der landwirtschaftlichen Kolonisten gewesen. Außer dem sogenannten „Drang nach Osten" hat Deutschland eine sehr große Auswanderung in die Vereinigten Staaten geliefert. Im neunzehnten Jahrhundert hat Deutschland für die Vereinigten Staaten ca. sieben Millionen Emigranten geliefert; während jedoch in der Zeit zwischen 1851 bis 1860 im Durchschnitt jährlich 95,1 Tausend Personen auswandern, fällt diese Zahl in der Zeit zwischen 1896 bis 1900 bis zu kaum 20,3 Tausend Personen pro Jahr herunter. Gegenwärtig macht die landwirtschaftliche Auswanderung ca. 13 Prozent der Gesamtauswanderung von Deutschland aus; über 30 Prozent macht die Berufsauswanderung, die Auswanderung der Personen von sogenannten freien Berufen aus. Deutschland gibt den Vereinigten Staaten

die Chemiker ab, die die Blüte der Chemischen Industrie in Amerika bewirkt haben; auch die Ingenieure, Professoren und Ärzte wandern aus. Die deutsche Auswanderung nach der Türkei und nach Kleinasien hat denselben Charakter. Deutschland hat keinen Massendrang, sondern den Drang der einzelnen Personen nach Außen aufzuweisen. In bezug auf die politischen und Handelseinflüsse, sowie für den deutschen Export hat solche Auswanderung eine sehr große Bedeutung; sie kann Deutschland Einflußsphären verschaffen; jedoch sie vermag die ethnographischen Grenzen Deutschlands nach dem Osten nicht zu verschieben. Dies wird ja auch erklärlich sein, wenn wir uns daran erinnern, daß Deutschlands landwirtschaftliche Bevölkerung in der Zeit zwischen 1882 und 1907 von 18,8 bis 17,6 Millionen heruntergesunken ist; prozentuell aber drückt sich dieses Verhältnis mit 42,5 Proz. und 28,7 Proz. aus. Die günstigen Bedingungen für die wirtschaftliche Entwickelung Deutschlands haben den ganzen natürlichen Zuwachs dieses Landes aufgenommen und die Mitglieder der Bauernfamilien in die Stadt gezogen.

Obwohl auch im Osten Deutschlands die Industrie sich entwickelt, so wachsen doch viel schneller die industriellen und großstädtischen Mittelpunkte im Westen des Landes, was zur Folge hat, daß im gegenwärtigen Deutschland kein Drang nach Osten, sondern ein Drang nach Westen zu verzeichnen ist.

Deswegen war auch die Ansiedlungspolitik, die durch die Ansiedlungs-Kommission im Jahre 1886 begründet wurde, als eine Politik, die im Widerspruch zur wirtschaftlichen Entwickelung des Landes stand, so unverhältnismäßig zu den Erfolgen kostspielig gewesen. Die Ansiedelung hatte fortwährend Mangel an brauchbarem Ansiedelungsmaterial; dasselbe mußte aus Kongreßpolen, aus Galizien und sogar aus Rußland hinzugezogen werden, wobei die von dort eingewanderten Ansiedler nicht an die intensive Bodenkultur gewöhnt waren.

Die Deutschen haben die Ansiedelung Kongreßpolens aufgegeben; obwohl in den letzten Jahrzehnten Kongreßpolen ziemlich bedeutende industrielle Kolonisation erlebt hat, besonders aber zwischen 1878 und 1888, als der Rubelkurs nach dem Türkischen Kriege plötzlich gefallen war und die Zolleinnahmen in Goldwährung eingeführt wurden, was zur Folge hatte, daß der Zollsatz um 80 bis 90 Prozent stieg. Infolgedessen wurden mehrere deutsche Firmen gezwungen, nach Kongreßpolen über die russische Zollgrenze überzusiedeln; diese Erscheinung dauerte bis zur Einführung der gesetzlichen Einschränkungen gegen die Ausländer. Schon die Regierung des Fürstentums Warschau (1807—1815) und Kongreßpolens (1815—1830) haben es verstanden, daß es besser sei, fremde Industrielle, als fremde Waren einzuführen.

Gegenwärtig kann die deutsche industrielle Kolonisation keinen Massencharakter haben. Die Industrie bevorzugt jetzt die Form einer Großunternehmung. So ließ Lubecki (polnischer Minister aus der Zeit des verfassungsmäßigen Kon-

greß-Königreichs) tausende von Textilmeistern nach Lodz kommen; heute aber genügen für denselben Zweck einige Direktoren und Techniker. In der Zeit zwischen 1878 bis 1888 fehlten in Polen sowohl die technischen Kräfte, als auch die Industriearbeiter; das Arbeiterpersonal wurde also aus Deutschland eingeführt und erst allmählich durch das billigere Landespersonal ersetzt. Heute aber ist das zahlreiche polnische Arbeiterpersonal vorhanden. Die Arbeiterauswanderung geht in Europa von den Ländern mit weniger entwickelter Industrie zu den in dieser Beziehung mehr entwickelten Ländern über, weil die industrielle Entwickelung stets Hand in Hand mit der Erhöhung der Arbeiterlöhne geht. Die Religions- und Nationalitätenstatistik der Provinz Posen beweist die Richtigkeit dieser Behauptungen.

Die deutsche Bevölkerung in Posen ist mit kleinen Ausnahmen evangelisch; die polnische aber katholisch. Nun wächst in der Zeit zwischen 1816 und 1867 die Zahl der Protestanten prozentuell von 28,0 bis 33,1; in der nächstfolgenden Periode fällt sie herunter, und im Jahre 1905 beträgt sie nur 30,7 Prozent.

Der Drang nach Osten ist nicht nur in Deutschland seit Jahrhunderten verbreitet. Auch den Polen war der Trieb nach Osten nicht fremd. Dieser Trieb und die darauf folgende Assimilation hat den Polen eine reiche Ernte eingebracht. Die Kultur Litauens und Rutheniens sind doch die polnischen Kinder. Dort harrten der Polen die ungeheuren Aufgaben, welche sogar durch die über ein Jahrhundert dauernde politische Knechtschaft nicht zu vernichten waren.

Denn auch die Entwickelung Rußlands drängt die Ansiedler dieses Landes dem Osten zu: nach dem Ural und ferner in die sibirischen Weiten. Schon heute ist die sibirische Kultur — die russische Kultur, so gut, wie die litauisch-ruthenische Kultur eine polnische Kultur ist und sein muß.

Hier eröffnen sich für die Polen große Hoffnungen; hier harren ihrer die großen Aufgaben. Aber gerade deswegen droht vom Drucke aus dem Osten — aus Moskau und Petersburg — dieser litauisch-ruthenischen Kultur eine große Gefahr. Die Befreiung dieser Gebiete von der Vormundschaft des Ostens scheint deswegen die notwendige Bedingung der Zukunft und des D a s e i n s des polnischen Volkes zu sein.

Wie stellen sich aber diese von der russischen Übermacht befreiten Gebiete in bezug auf die Zahlen dar?

Kongreßpolen hat auf der Fläche von 123,326 Quadratkilometern 13,058,000 Einwohner (1913), d. h. 106 Einwohner pro Quadratkilometer der Fläche. Einigermaßen schwieriger ist es, eine entsprechende Rechnung für die litauisch-weißruthenischen Provinzen aufzustellen. Diese Provinzen bildeten einen Bestandteil des polnischen Reiches; die einzige Nationalität mit geschichtlicher Vergangenheit sind dort die Polen, und die dortige Kultur trägt deutlich den polnischen Charakter. Von diesen Provinzen befinden sich im Besitze der Zentralmächte: die Gouvernements Grodno und Kowno gänzlich; überdies ein bedeu-

tender Teil des Gouvernements Wilno und teilweise auch die Gouvernements Wolhynien und Minsk.

Die Fläche und Bevölkerungszahl dieser Gebiete beträgt:

	Die Fläche in km	Einwohnerzahl in Tausenden	
Kongreß-Königreich	123,326	13,058	— 1913
Gouv. Kowno	40,260	1,819	— 1912
„ Grodno	38,647	1,998 —	„
Die einzelnen Kreise des Gouv. Wilno			
Kreis Wilno	6,196	461	„
„ Lida	5,616	259	„
„ Oszmiana	6,897	287	„
„ Swienciany	5,237	215	„
„ Troki	5,872	248	„
im Ganzen der okkupierte Teil des Gouvernements Wilno	29,818	1,470	1912
Die einzelnen Kreise des Gouvernements Minsk			
Kreis Nowogródek	5,174	325	1912
„ Pińsk	11,888	321	„
im Ganzen der okkupierte Teil des Gouvernements Mińsk	17,062	646	1912
Die einzelnen Kreise des Gouvernements Wolhynien			
Kreis Kowel	7,395	280	1912
Włodzimierz Wołyński.	6,441	366	„
im Ganzen der okkupierte Teil Wolhyniens	13,836	646	„

Bei der obigen Aufzählung haben wir angenommen, daß die ganzen Kreise, deren Kreisstädte erobert worden sind, sich im Besitze der Zentralmächte befinden.

Die Gesamtfläche aller dieser Gebiete (hierzu wurde aber Kurland nicht gerechnet, weil in diesem Lande die führende Rolle nicht den Polen, sondern den Deutschen gehört) beträgt also 262 949 Quadratkilometer, und die Einwohnerzahl 19 637 000.

Das Gemeinsame dieser Gebiete ist es, daß die einzige Nationalität mit geschichtlicher Vergangenheit in denselben die Polen sind, daß Polentum und Kultur dort gleichwertig sind, obwohl nur der westliche Teil dieser Gebiete in ethnographischer Hinsicht polnisch ist; der nördliche Teil — mit einem sehr geringen natürlichen Zuwachs — ist das ethnographische Litauen (Gouvernement Kowno, zwei Kreise des Gouvernements Wilno ohne die Stadt

Wilno, die nebst ihrer Umgegend vollständig polonisiert ist, sowie der nördliche Teil des Gouvernements Suwalki, das zum Kongreßpolen gehört).

Die übrigen östlichen Teile dieser Gebiete bilden Weißruthenien, das teilweise polonisiert wurde, teilweise aber zur Zeit der russischen Regierung der Russifizierung unterliegen mußte.

Ziehen wir von der obigen Gebietsgruppe das ethnographische Litauen ab, als ein Kettenglied, das Ostpreußen mit Kurland geographisch vereinigt, und als ein dünn bevölkertes Land mit einem sehr geringen natürlichen Zuwachs, dabei als ein Land, das keinen slavischen Charakter hat, so erhalten wir zirka 250 Tausend Quadratkilometer Fläche mit 17 Millionen Einwohnern. Fügen wir hingegen Galizien hinzu — dieses polnische Piemont der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts — Galizien mit ihrer Wawel-Burg — mit den Grüften der polnischen Könige, mit ihren polnischen Universitäten in Krakau und Lemberg, Galizien, welche — so wollen wir hoffen — mit der polnischen Krone vereinigt sein wird, ohne welches das befreite Polen einfach undenkbar ist, so erhalten wir über 300 Tausend Quadratkilometer Fläche mit zirka 25 Millionen Einwohnern. Solche Ländergruppe erinnert in hohem Grade in bezug auf ihre Größe und auf die Bevölkerung an jede der beiden Hälften der Habsburgischen Monarchie und sie wäre in dieser Weise, indem sie die Vereinigung der drei wichtigsten Hauptstädte Polens: Warschaus, Krakaus und Wilnos darstellen würde, zum Symbol der wirklichen Auferstehung Polens.

In wirtschaftlicher Hinsicht sind diese Länder sehr verschieden. Während Kongreß-Polen sehr dicht bevölkert ist, eine hoch entwickelte Industrie und — besonders auf dem linken Weichselufer — einen bedeutenden Prozentsatz der städtischen Bevölkerung hat, — ist die Wirtschaftsführung in Litauen und Weißruthenien noch sehr extensiv und der Ackerbau rückständig betrieben; die Wälder in sechs litauisch-weißruthenischen Gouvernements (Gouvernements Wilno, Kowno, Grodno, Minsk, Mohylów, Witebsk) machen zirka ein Drittel der Fläche aus (32,4 Prozent, während im Kongreßpolen kaum 18,05 Prozent).

Dagegen beträgt das bestellte Ackerfeld im Kongreßpolen 56,34 Prozent der Fläche des Landes, während in den sechs erwähnten litauisch-weißruthenischen Gouvernements nur kaum 31,6 Prozent. Das Unland macht dort bis zu 16 Prozent der Fläche aus, während im Kongreßpolen nur 6,96 Prozent.

Wohl sticht überhaupt Kongreßpolen in mancher Rücksicht von den östlichen Provinzen des früheren Polnischen Reiches lebhaft ab. Die Verhältnisse im Kongreßpolen erinnern sehr an die westeuropäischen Verhältnisse, während in Litauen und Ruthenien sie noch sehr rückständig sind.

Jedoch war die Entwickelung Kongreßpolens — sowohl die wirtschaftliche als auch die soziale — unter der russischen Regierung im höchsten Grade anormal.

Desto grausamer rächen sich diese anormalen Verhältnisse, wie wir weiter

auseinandersetzen werden, in Anbetracht der gegenwärtigen politischen Umwälzung.

Ist doch stets eine jede politische Umwälzung mit schwerer, sogar sehr schwerer wirtschaftlicher Krisis, mit einer Erschütterung verbunden, die für viele sich direkt zur todbringenden Katastrophe umwandelt.

So stehen die Dinge auch jetzt im Kongreßpolen, und hier liegt die Ursache, weshalb im Lande die Anschauungen verbreitet sind, die zu Unrecht als russophile bezeichnet werden.

In Wirklichkeit entspringen diese Anschauungen den schweren Erschütterungen, die das ganze Land am tiefsten und am schmerzlichsten berührt haben.

Die neuen Anschauungen, die der zentraleuropäischen Verfassung, der zentraleuropäischen Art des Fühlens und Denkens angepaßt werden, müssen und werden in Polen gleichzeitig mit der Befestigung der neuen Wirtschafts-Ordnung, die dem neuen politischen Aufbau des Landes entspringen wird, zur Blüte gelangen.

Inzwischen erlebt das Land schwere Zeiten und hegt die Hoffnung auf bessere Zukunft. Die Gegenwart aber ist umso trauriger, als im Meer von Unglück und Elend, denen das von Rußland annektierte Polen infolge seiner Fesselung zum Osten zum Opfer gefallen war, doch einige Blumen aufblühten. Diese Blumen sind jedoch auf einem künstlichen, unbeständigen Boden aufgeblüht.

Ich denke hier an die Großindustrie im Westen Kongreßpolens. In seinem größten Teil rein landwirtschaftliches Land, mit einer höchst extensiven, rückständigen, öfters sogar gänzlich ursprünglichen Bodenkultur, hat sich plötzlich vor über 40 Jahren, als ob infolge eines Schlages der Zauberrute, — dank den hohen Zöllen, die nicht mehr Protektions-, sondern direkt Prohibitionszölle waren, in ein großindustrielles Land umgewandelt. Dank den ausländischen Kapitalien blüht aber diese Großindustrie in einem Lande der Analphabeten, das fast keine Eisenbahnen besitzt und in dem die Wege unerhört verwahrlost sind, auf!

Die östlichen Absatzgebiete, die für die ausländischen Waren durch Zölle gesperrt wurden, greifen in die Tiefe der wirtschaftlichen Verhältnisse des Westens Kongreßpolens ein. Den ausländischen Firmen, welche ihre mächtigen Filialen in Industriebezirken von Lodz und Bialystok, in Czenstochowa und im Dombrowaer Kohlenbecken gründen, folgt teilweise sowohl der jüdische als auch der christliche einheimische Kapitalismus. Es entsteht ein Industrieland ohne Verfassung, ohne Fabrikgesetzgebung, ohne Versicherungen, ohne Eisenbahnen, inmitten einer Bevölkerung von Analphabeten; es entsteht also unter gänzlich anormalen Verhältnissen. Und es entsteht nur deswegen, daß von hier aus sich ein freier Weg in die östlichen Weiten für den Absatz der Waren eröffnet.

Es entsteht eine Arbeiterklasse, welche weder Koalitions-, noch Vereins-, noch Versammlungsrecht besitzt.

Und dieses ganze riesige wirtschaftliche Gebäude gründet sich lediglich auf den Prohibitionszöllen. Die Aufhebung oder sogar nur die Herabsetzung derselben

ist imstande, diesem Kunstbau die wuchtigsten Schläge zu versetzen, ja sogar ihn gänzlich zu stürzen. Mit der Entwickelung aber der in dieser Weise künstlich entstandenen Arbeiterklasse geht Hand in Hand die Entwickelung der Arbeiterbewegung und des Sozialismus, der mit dem Kopfe in die Wand der morschen Einrichtungen des despotischen Reiches rennt.

Der Großkapitalismus entwickelt sich in Polen auf diesem künstlichen Boden während einer Reihe von Jahrzehnten, und seine Folgen — die sozialistischen Strömungen — entwickeln sich selbstverständlich auch.

Dank den modernen Formen des Kapitalismus im Kongreßpolen werden diese Strömungen auch modern.

Der polnische sozialistische Gedanke, der dem künstlichen Boden der Prohibitionszölle entsprungen ist, wird im Kongreßpolen viel reifer als in irgend einem anderen Teile des alten Polnischen Reiches. Wie sehr unterscheidet sich der Sozialismus in Galizien und in Oberschlesien von dem Sozialismus im Kongreßpolen. Während wir dort im Sozialismus die Ursprünglichkeit fühlen, ihn durchdrungen sehen mit den Verhältnissen des polnischen Dorfes, mit der Ursprünglichkeit des Landarbeiters oder des landwirtschaftlichen Gewerbefleißes, mit dem Nationalismus, welcher den Verhältnissen der relativ unbedeutenden Höhe der wirtschaftlichen Entwickelung eigen ist, finden wir im Kongreßpolen das gerade Gegenteil. Die sozialistische Bewegung weist hier auf die deutliche Spur der großen Fabrik, einer großen Proletarieransammlung, die vor allen Dingen das Zusammenhalten ihrer Klasse der nationalistischen Klassengemeinschaft entgegenstellen.

Der sozialistische Gedanke im Kongreßpolen, welcher auf dem künstlichen Boden — wie ich nochmals erinnern will, — aufgewachsen ist, wird dem sozialistischen Gedanken in Deutschland und England ähnlich. Der sozialistische Gedanke in Galizien dagegen erinnert vielmehr an die Verhältnisse bei den mehr ursprünglichen Gemeinschaften. Dafür wuchs aber der sozialistische Gedanke in Galizien und Oberschlesien auf keinem künstlichen Boden auf. Er ist aufgewachsen und wächst langsam und allmählich auf, wie allmählich und langsam sich die Wirtschaftsführung des Landes, das durch keine besondere Zoll- und Tarifspolitik begünstigt wird, umwandelt. Allmählich und langsam — im bedeutenden Grade dank der Entwickelung der Verkehrswege: der Eisenbahnen, der schmalspurigen Bahnen, der Chausseen, der Straßenbahnen, ferner dank der Erhöhung des Standes der Volksaufklärung, — wird die landwirtschaftliche Bodenkultur intensiver. Allmählich beginnen die Bauern zum landwirtschaftlichen Gewerbefleiß überzugehen; es entstehen zahlreiche Branntweinbrennereien, Brauereien, Zuckerfabriken, Ziegeleien u. a. m. Auch entsteht allmählich das die landwirtschaftlichen Geräte erzeugende Gewerbe, sowie die chemische Industrie. Die menschlichen Nachforschungen in der Erde geben den Ursprung dem Bergbau; ihm folgt das Hüttenwesen. Dies ist also die normale Entwickelung, welche die

Länder mit der weidisch-landwirtschaftlichen Kultur den Ländern mit der landwirtschaftlich-gewerblichen und schließlich den Ländern mit der auf Gewerbe und Handel beruhenden Wirtschaftsverfassung nähert.

Kongreßpolen hat diese Stufen nicht durchgemacht. In bedeutend normaler Weise entwickelt sich in dieser Beziehung die Provinz Posen, der ganze Westen des ehemaligen Polnischen Reichs und sogar Galizien, das Land, welches so sehr im Kongreßpolen wegen seiner wirtschaftlichen Rückständigkeit berüchtigt ist.

Dagegen scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß nach Abtrennung Kongreßpolens von Rußland seine Wirtschaftsverhältnisse sich gründlich umwandeln werden.

Den oben beschriebenen Entwickelungsgang der Wirtschaftsverfassung wird allem Anschein nach auch Kongreßpolen durchmachen müssen. Aus dem Lande der Analphabeten wird auch Kongreßpolen ein Land der Lesens- und Schreibkundigen werden.

In keinem der ehemaligen polnischen Gebietsteile ist das Zeitungswesen so sehr unter der polnischen Allgemeinheit verbreitet, als in den unter preußischer Herrschaft stehenden Landesteilen. Die größte Zahl der Abonnenten der polnischen Blätter zählt die in Graudenz erscheinende „Gazeta Grudziadzka", aber auch die Auflage anderer Blätter in Posen und Oberschlesien kann nicht in Vergleich mit der Auflage der polnischen Blätter in den durch Rußland annektierten Teilen Polens gestellt werden. Auf 1000 Einwohner entfallen in Kongreßpolen kaum 26,3 Schüler der Volksschulen, während in Galizien 147, in Posen aber sogar 194.

Mit der Entwickelung der Volksaufklärung wird eine höchst schnelle Entwickelung der Eisenbahnen, der schmalspurigen Bahnen, der Straßenbahnen und der Chausseen Hand in Hand gehen. Ein Kilometer Eisenbahngeleise entfällt in Kongreßpolen auf die Fläche von 36,3 Quadratkilometer, in Litauen und Weißruthenien auf 48,1 Quadratkilometer, in Ruthenien (Gouvernement Wolhynien, Podolien, Kiew) auf 42,6 Quadratkilometer, während in Galizien auf die Fläche von 19,1 Quadratkilometer, und in der Provinz Posen auf 10,9 Quadratkilometer. Eine jede europäische Regierung wird sich vor allen Dingen zur Hebung auf das europäische Niveau des durch die östlichen Barbaren vernachlässigten Eisenbahnnetzes, sowie des Netzes der schmalspurigen Bahnen, der Chausseen, Kanäle und Straßenbahnen anschicken müssen. Schon heute besitzt Polen eine ganze Reihe von neuen Eisenbahnen, die teils im Kriege durch die Russen aus strategischen Rücksichten, teils durch die Regierungen der Okkupationsmächte erbaut worden sind. Es sind mir nämlich folgende Strecken bekannt: Lublin—Rozwadów, Rejowiec—Belzec, Ostrowiec—Sandomierz—Nadbrzezie, Ostroleka—Willenberg, Suwalki wurden mit dem Eisenbahnnetz in Ostpreußen verbunden, und überdies eine große Anzahl von Zufuhrbahnen, wie: Praszka—Dzialoszyn, Thorn—Racionz

(Gouv. Plock) und andere schmalspurige Bahnen im früheren Gouvernement Kalisch.

Diese Entwickelung wird eine riesige Erhöhung der Bodenpreise zur Folge haben. Die Landwirtschaft, die Forstwirtschaft und die Weidewirtschaft werden zur Blüte gelangen. Der wirtschaftliche Fortschritt wird in Kongreßpolen sehr viel zu tun haben: während die Ernte in Posen überwiegend je 20—25 Doppelzentner aus einem Hektar des mit Getreide bestellten Feldes und ca. 150 Doppelzentner des mit Kartoffeln bestellten Feldes beträgt, so betragen diese Zahlen 10—13 Doppelzentner pro Hektar in Kongreßpolen, und in Litauen noch weniger. Ebenso stellen sich die Verhältnisse in bezug auf die Viehzucht dar: nur Pferde gibt es viele, und dies hauptsächlich wegen des Mangels an Eisenbahnen und schmalspurigen Bahnen. Dagegen sind im Jahre 1911 in Kongreßpolen auf 1000 Einwohner 182 Stück Rindvieh entfallen, in Galizien aber 312, und in Posen 437; Schweine gibt es noch weniger: es sind entfallen im Verhältnis zu 1000 Einwohnern — in Kongreßpolen nur kaum 48, in Galizien 229 und in Posen 613.

Der Ackerbau hat im ehemaligen Russisch-Polen eine große Zukunft vor sich. Wie ich weiter erwähnt habe, wird auch der landwirtschaftliche Gewerbefleiß zur Entwickelung gelangen. Der ganze Südwesten Kongreßpolens — das Dombrowaer Kohlenbecken, die Gouvernements Kielce und Radom — werden die Entwickelung des infolge der bisherigen nachteiligen Wirtschaftspolitik vernachlässigten Bergbaues aufweisen; zusammen mit dem Bergbau wird auch das Hüttenwesen zur Blüte gelangen.

Dies ganze Gebiet wird sich Oberschlesien ähnlich machen, so wie sich Österreichisch-Schlesien fortwährend das Becken Krakau—Chrzanów ähnlich macht. Auch die Chemische und die Eisenindustrie würden wohl infolge der Entwickelung der Landwirtschaft keinen Schaden erleiden.

Das größte Fragezeichen müßte vor der Textilindustrie von Lodz und Umgegend und vor der Industrie von Bialystok gestellt werden.

Nur unter Überwindung der größten Schwierigkeiten könnten die dortigen Fabriken mit dem Westen konkurrieren. Sehr große Breschen würde in dieser Industrie solche freie Konkurrenz machen müssen. Übrigens ist es nicht ausgeschlossen, daß auch die Industrie des Lodzer Bezirkes sich mit der Zeit doch emporheben wird; denn die dortigen Kapitalisten, meistens deutscher Abstammung, sind mit zu großen Kapitalien in dieser Industrie engagiert. Es ist möglich, daß die Deutschen Lodz, als einen am meisten nach dem Osten vorgeschobenen Vorposten des Deutschtums, nicht fallen lassen werden. Wenn im Osten Österreichs, auf der Grenze zwischen Galizien und Österreichisch-Schlesien, ein bedeutendes Zentrum der Textilindustrie in Bielsk-Biala unabhängig von dem Wettbewerb der mehr nach dem Westen vorgeschobenen Länder entstehen konnte, so wäre es nicht erklär-

lich, warum ein schon bestehender Industriebezirk von Lodz und Bialystok nicht fortbestehen könnte.

Wie sich aber auch die Zukunft von Lodz und der Umgegend gestalten wird, so können doch ihre Interessen über die wirtschaftliche Entwickelung des ganzen Landes nicht entscheiden. Es ist höchst wahrscheinlich, daß das ganze Land eine schwere industrielle Krisis durchleben, sowie daß die Landwirtschaft und der landwirtschaftliche Gewerbefleiß an Boden noch mehr gewinnen wird. In sozialer Hinsicht bedeutet das freilich eine gewisse Zurücksetzung des ganzen Landes; andererseits aber bedeutet es die Aufstellung seiner Wirtschaft auf gesunden, normalen Grundlagen, auf denen kein künstliches, wie bis jetzt, sondern ein natürliches Gebäude der modernen großkapitalistischen Gesellschaft zu entstehen imstande sein wird. —

Die staatliche Fesselung an Rußland bedeutete für Polen nur Barbarei; freilich ist der Fortschritt auch für Rußland nicht fremd, und, obwohl ihre heutige innere Politik am schrecklichsten sich an ihren eigenen Landesteilen rächt, wird es doch auch dort mit der Zeit besser werden; andererseits aber das Verhältnis Polens zu Rußland würde stets dasselbe bleiben: stets würde Polen in Verbindung mit Rußland die Folgen der Fesselung an ein Land, das in jeder Beziehung niedriger als Polen selbst steht, zu ertragen haben. Stets würden also die Staatseinrichtungen Russisch-Polens im Verhältnis zu den Bedürfnissen des Landes nicht genügend entwickelt sein.

Der Inhalt der Einrichtungen würde sich zweifelsohne ändern; das Verhältnis jedoch würde stets dasselbe bleiben. Das gerade Gegenteil bietet die Möglichkeit einer staatlichen Verbindung Polens mit dem Westen.

Während die Länder des Westens bei Entwickelung der Kultur und der Aufklärung in Polen mitwirken, bietet das durch Rußland annektierte Polen in dieser Beziehung etwas ganz Verschiedenes: die Wälder des östlichen Rußlands werfen ihre Schatten auf die entfernten Weichselniederungen; die Nomadenvölker der Steppen in Turkestan, sowie die Einwohner der sibirischen Wüsten üben in sehr hohem Grade ihre Wirkung auf die gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen Polens aus. Es ist nun zu schwer, in den Rahmen einer Staatseinrichtung eine so bunte Völkermischung aufzunehmen: wenn auch die Asiaten und die Russen ein wenig davon gewinnen, daß der Staatsorganismus den Bedürfnissen des reiferen Polens, Finnlands sowie der Baltischen Provinzen Rechnung tragen muß, so genügen die Staatseinrichtungen diesen Bedürfnissen in einem nur sehr unbedeutenden Grade; denn diese Bedürfnisse brechen erst aus, denn sie sind nur die lokalen Bedürfnisse und den riesigen Flächen der Urwälder und Steppen vollständig fremd.

Und dieses Verhältnis zwischen den Bedürfnissen, dieses Verhältnis der Einrichtungen der einzelnen Gebietsteile des russischen Reiches — ist keine vor-

übergehende Erscheinung — dies wäre ein Ding der Ewigkeit für den Fall der Beibehaltung der staatlichen Verbindung mit dem Osten.

Deswegen also und wegen einer Reihe von Gründen, von denen die wichtigsten oben angeführt worden sind, ist die Abtrennung Polens, sowie ihrer möglichst großen östlichen Gebietsteile, von Rußland für Polen selbst und für ganz Mitteleuropa in den Folgen als größte Wohltat zu betrachten. Diese Abtrennung — heute schmerzlich, wie eine jede Operation, wird und muß zum wirtschaftlichen Verein Polens mit Mitteleuropa führen und auf diesem Wirtschaftsverein wird die westliche Kultur, die für Polen die einzig entsprechende und so sehr unentbehrliche ist, aufblühen müssen.

Prof. Dr. Wilhelm Paszkowski: Das Hochschulwesen in Warschau.

Am 15. November 1915 wurde die Universität Warschau und gleichzeitig die Technische Hochschule ebendaselbst durch den Generalgouverneur Exzellenz von Beseler feierlich eröffnet. Ein lang gehegter Wunsch der Polen war damit wenige Monate nach dem siegreichen Einzuge der deutschen Truppen in Warschau in Erfüllung gegangen. Zwei Hochschulen mit polnischer Unterrichtssprache waren das erste hochherzige Geschenk, welches der Deutsche Kaiser dem unterdrückten Polenlande gespendet hat.

Vor genau hundert Jahren hatte Kaiser Alexander I. von Rußland als König von Polen dem Rektor die Stiftungsurkunde über die Errichtung einer polnischen Universität mit fünf Fakultäten überreicht, aber schon 1827 setzten die Versuche ein, jene Universität zu russifizieren, und nach dem polnischen Aufstande von 1831 wurde die Universität aufgehoben. Im Jahre 1862 hatte in einem Augenblicke freundlicher Annäherungsversuche unter der Ära Wielopolski die russische Regierung eine polnische Hochschule mit vier Fakultäten eingerichtet, die noch heute im Andenken der Polen als eine bedeutsame Pflanzstätte wissenschaftlicher Arbeit fortlebt. Aber von neuem setzten seit 1867 Russifizierungsversuche ein. 1869 war die Russifizierung vollendet, obschon noch polnische Professoren an der Universität lehrten. Seit 1882 waren sämtliche Professoren russisch. 1905 wurde die russische Universität geschlossen, 1908 wieder errichtet, aber diese wiedererstandene Universität, welche bis zum Einzug der deutschen Truppen bestanden hatte, war eine Lehrstätte niedrigsten Ranges. Die unbrauchbarsten Professoren aus dem russischen Reiche wurden nach Warschau versetzt. Die polnische Jugend mied naturgemäß diese Bildungsstätte und studierte

im Auslande. Selbst für russische Studenten bot die Anstalt keinerlei Anziehungskraft, und so wurden in den letzten Jahren zwangsweise Studenten — meist Söhne von Popen — an die Universität Warschau geschickt. Von einem wissenschaftlichen Geist war nichts zu spüren; davon zeugten die unerhörten Zustände in der Universität, wie sie die Deutschen vorfanden. Die Institute waren völlig vernachlässigt, zum Teil baufällig, höchst dürftig ausgerüstet. Die Professoren kümmerten sich nicht um ihre Studenten, sondern ließen im wesentlichen die Arbeit durch minderwertige Assistenten verrichten.

Im Palmenhause des Botanischen Gartens war seit Jahren nicht ordnungsmäßig mehr geheizt worden, obwohl Mittel für eine überreichliche Erwärmung ausgeworfen gewesen sein sollen. Es ist ein Zeichen für die Lebenskraft der Palmen, daß sie selbst unter der kümmerlichen Erwärmung von acht Grad noch ihr Dasein gefristet haben, wenn ihnen auch die Lust zu neuem Sprossen vergangen ist. In den anderen naturwissenschaftlichen Instituten fehlte es an den notwendigsten Apparaten und Demonstrationsgegenständen. In der Bibliothek waren die Bücher nach dem Format aufgestellt, also so unpraktisch wie nur möglich. Man könnte Seiten darüber füllen, um auch nur ein annäherndes Bild von der beispiellosen Vernachlässigung und Unordnung in den Universitätsanstalten hier zu entwerfen.

Es war also nach allem keine unerhebliche Aufgabe, die im Zeitraum von sechs Wochen (am 8. Oktober 1915 trafen die von dem preußischen Kultusministerium für die Organisation der Universität entsandten beiden Herren in Warschau ein) gelöst werden mußte. Es verdient allerdings dabei hervorgehoben zu werden, daß die intelligenten polnischen Kreise sich an dieser Arbeit in dankenswerter Weise beteiligt haben.

Die Unterrichtskommission, welche von dem Bürgerkomitee eingesetzt war, hatte bald nach dem Einzuge unserer Truppen wichtige Vorarbeiten für die Reorganisierung der Universität geleistet, und in beständiger Fühlungnahme mit Vertretern dieses Unterrichtsausschusses wurde die Organisation durchgeführt.

Es versteht sich von selbst, daß die deutschen Universitäten das Vorbild sein mußten, und so ist im großen und ganzen auch die Einrichtung nach deutschem Muster geschaffen worden. Danach ist der Universität eine doppelte Aufgabe zugefallen: Lehre und Forschung, beide im Sinne der deutschen akademischen Freiheit.

Eine besondere Schwierigkeit machte die Berufung der Dozenten, denn nach dem Gesagten waren polnische Professoren unter russischer Zeit an der Universität nicht vorhanden. Dennoch hatte, trotz aller russischer Unterdrückung, sich in Warschau ein reges wissenschaftliches Leben in den zahlreichen gelehrten polnischen Gesellschaften erhalten, und so ließ sich eine Anzahl von Herren, die bisher in jenen Gesellschaften ein stilles Gelehrtendasein geführt hatte,

gern dazu bereit finden, sich nun auch für ihre polnische Jugend an der neuen Hochschule zu betätigen. Für einige Fächer wurde der Bedarf aus den beiden Universitäten Krakau und Lemberg gedeckt, dank dem Entgegenkommen der österreichischen Regierung, welche bereitwillig einige Gelehrte nach Warschau beurlaubte. Mit deutschen Reichsangehörigen wurden besetzt die Lehrstühle für Chemie, deutsche Literatur und Sprache und klassische Philologie. Alle Lehraufträge wurden mit den Dozenten einstweilen auf ein Jahr abgeschlossen.

Der Gedanke, welcher die deutsche Verwaltung bei der Begründung der Universität und der Technischen Hochschule leitete, war der, die Jugend, welche sich der Arbeit durch die Dauer des Krieges entwöhnt hatte, wieder zur Tätigkeit zurückzuführen, und es darf hervorgehoben werden, daß die jungen Polen mit Freude und anerkennenswertem Eifer die Gelegenheit benutzt haben, sich ernster wissenschaftlicher Arbeit hinzugeben.

Die Universität zählte im ersten Semester gegen 1200 Studenten (davon 48 Prozent Juden und 52 Prozent Polen), welche von 42 Dozenten und einer entsprechenden Zahl von Assistenten unterwiesen wurden. Die Mehrzahl von ihnen studiert Jura oder Medizin, weil diese Studien naturgemäß die sicherste Aussicht bieten. Es steht jedoch zu hoffen, daß das philologische Studium in Zukunft mehr in Aufnahme kommen wird, wenn nach völliger Behebung der unerhörten russischen Zustände auf dem Gebiete des Schulwesens den Lehrern, die unter russischer Regierung eine geradezu klägliche und erbärmliche Stellung eingenommen haben (Besoldung für ältere Lehrer mit 34 Dienststunden etwa 2700 Mark) eine bessere Zukunft winkt.

Die russische Regierung — das sei hier nebenbei bemerkt — hat mit allen Mitteln versucht, den Bildungszustand Polens auf das niedrigste Niveau herabzudrücken. Wenn man bedenkt, daß im Jahre 1815 in Polen 35 Prozent Analphabeten, im Jahre 1915 jedoch 70 Prozent Analphabeten vorhanden waren, so erkennt man das System.

Die Universität hat sich in den weiteren Semestern (sie tritt April 1917 in ihr viertes Semester ein) den Hoffnungen entsprechend entwickelt. Sie zählt gegenwärtig etwa 1600 Studenten. Ihr zeitgemäßer Ausbau war eine Angelegenheit, die dem Herrn Generalgouverneur ganz besonders am Herzen gelegen hat. Das beweist auch die Satzung, welche er am ersten Jahrestage der Gründung der Universität, am 15. November 1916, an der Stelle der ursprünglichen provisorischen Satzung erließ. Nach dieser ist der Universität fast völlige Autonomie zugestanden worden. Nur der Rektor wird noch wie bisher vom Generalgouverneur ernannt, während die Dekane von den Fakultäten gewählt werden. Den Fakultäten steht auch, wie bei den deutschen und österreichischen Hochschulen, das Vorschlagsrecht bei Berufungen zu, das wichtigste Recht, welches die Freiheit der Lehre gewährleistet.

Es bestehen gegenwärtig an der Universität die Rechts- und Staatswissenschaftliche, die Medizinische und die Philosophische Fakultät mit ihren beiden Sektionen für philosophisch-historische und für mathematisch-naturwissenschaftliche Studien. Die Errichtung einer Katholisch-Theologischen Fakultät ist in Vorbereitung. Ebenso ist der Universität das Promotions- und Habilitationsrecht von dem Herrn Generalgouverneur zugesichert worden. So darf man hoffen, daß die junge Hochschule sich allmählich zu einer den westeuropäischen Schwesteranstalten ebenbürtigen Stätte freier Forschung entwickeln wird, und daß sie für das polnische Volk das langersehnte Bildungszentrum des Landes werden wird.

Die deutsche Verwaltung ist bemüht, der Leistungsfähigkeit des Landes entsprechend die Institute zeitgemäß auszugestalten und zu erweitern. Es würde zu weit führen, hier im einzelnen nachzuweisen, was in den drei Semestern in dieser Richtung geschehen ist. Bemerkt sei aber, daß ganz erhebliche Aufwendungen gemacht worden sind für die naturwissenschaftlichen und medizinischen Institute, daß die Bibliothek reorganisiert, daß der Botanische Garten teilweise umgestaltet, daß die geisteswissenschaftlichen Seminare mit Bibliotheken versorgt sind, und anderes mehr. Die Zulassungsbedingungen zur Universität sind das Reifezeugnis eines klassischen Gymnasiums mit Latein.

Günstiger lagen die Verhältnisse an der Technischen Hochschule, einer neuzeitlich eingerichteten Anstalt, welche durch private Mittel der Polen zustande gekommen ist, die sie aus Anlaß des ersten und einzigen Zarenbesuches in Warschau dem Zaren zum Geschenk überwiesen hatten. Die Technische Hochschule stellt eine großzügige Anlage dar mit ausgezeichnet und zweckmäßig gebauten Instituten.

Leider hatte auch hier die russische Zerstörungswut in unbeschreiblicher und geradezu unsinniger Weise ihr Vernichtungswerk beim Einzuge unserer Truppen vollendet. Sämtliche Akkumulatoren-Batterien waren zerstört, die Mikroskope durch Abschrauben der Objektive wertlos gemacht und dergleichen. Zum Trost fand man im Chemischen Institut etwa für zehn Jahre Glasvorräte vor, was sich daraus erklärt, daß aus Angst vor einer bevorstehenden Revision plötzlich alles, was vorher zu kaufen unterlassen war, angeschafft wurde, und daß keine Zeit blieb, es zu vernichten.

Es war im ganzen leichter, die Schäden in der Technischen Hochschule zu beheben, und sie konnte schon Anfang November 1915 mit gut ausgestatteten Instituten arbeiten. Die Organisation der Hochschule entspricht fast vollkommen dem deutschen Vorbild. Die Zahl der Studenten betrug im ersten Semester 600; im zweiten Studienjahr schnellte sie auf 1200 empor, ein Zeichen dafür, wie hoch die technischen Wissenschaften in Polen bewertet werden, und wie notwendig die Heranbildung von Ingenieuren, Bautechnikern usw. für die Zukunft des Landes ist.

Außer den beiden genannten Hochschulen sind in Warschau unter deutscher

Verwaltung auch die privaten Anstalten, welche der Pflege von Wissenschaft und Kunst dienen, zu neuem Leben erweckt und gefördert worden. So eröffneten auch die Handelshochschule, die Landwirtschaftliche Hochschule, die allgemein fortbildenden wissenschaftlichen Kurse und die Kunstschule im Laufe des Winters 1915/16 ihre Tätigkeit.

Alles in allem genommen, zeigt sich überall in Warschau ein reges geistiges und künstlerisches Leben und Streben.

Hans Wendt:
Polnische Probleme.

Durch die Schaffung des Königreiches Polen ist nach menschlicher Voraussicht die Polenfrage endgültig gelöst, wenn die polnische Nation in gerechter Würdigung der Blutopfer, welche die Zentralmächte für sie gebracht haben, ihre Hoffnungen und Erwartungen und schließlich ihre Forderungen nicht überspannt. Die politische Entwickelung des polnischen Nationalstaates braucht Zeit, sehr lange Zeit, bis sie im Interesse des Gebers und der Beschenkten ihre endgültige Lösung finden kann. Bei der augenblicklichen Lage kann es sich politisch nur um vorbereitende Schritte handeln, und zwar nur insoweit, als die notwendige Lösung der wirtschaftlichen, drängenden Probleme diese zur unbedingten Notwendigkeit machte. Die Hauptarbeit bleibt der Zeit nach dem Frieden vorbehalten. Sache des polnischen Volkes wird es sein, die von den Zentralmächten ehrlich gebotene Hand zu ergreifen und das bewiesene Wohlwollen mit Treue zu vergelten. Dann ist in der Tat die Polenfrage politisch gelöst.

Weit wichtiger sind heute die wirtschaftlichen Fragen. Sie dulden in der Tat keinen Aufschub, denn die Selbständigkeit Polens ist vorläufig nur auf dem Papier garantiert. Der Krieg wird von beiden Mächtegruppen hinsichtlich des Truppenaufgebotes, der Beschaffung von Munition, Ausrüstung und vor allen Dingen der Verpflegung die gewaltigsten Anstrengungen erfordern. Sache Polens ist es, nach besten Kräften dazu beizutragen, den Krieg zu einem für uns glücklichen Ende zu führen. Erst dann ist der reale Boden dafür vorhanden, das von den Zentralmächten redlich gemeinte Versprechen in allen Stücken einzulösen. Die polnische Freiheit ist ein Zukunftswechsel. Von der Mitarbeit der Bezogenen hängt es ab, daß er nicht dereinst zu Protest geht.

Rußland hat für die Entwickelung Polens so gut wie nichts getan. Ehe man die wirtschaftlichen Probleme behandelt, erscheint es zweckmäßig, die Vergangenheit Polens unter russischem Zepter politisch und wirtschaftlich kurz zu beleuchten.

Versprochen hat Rußland den Polen viel, gehalten nichts.

Mißtrauen und Ausbeutung sind die Leitmotive der polnischen Zarenherrschaft gewesen.

Wie wenig das Herz Rußlands für Polen schlug, hat es dadurch bewiesen, daß es das Land zu einer schutzlosen Wüste machte, welche beim Mißlingen eines Angriffes auf Deutschland einem gegnerischen Vormarsch Schwierigkeiten bereiten und alle Greuel des Krieges kosten sollte, wie es in der Folge tatsächlich geschehen ist. Der Krieg der durch Eduard VII. geschaffenen Koalition war als Vernichtungskampf gegen Deutschland gedacht und mußte offensiven Charakter haben, wenn er zum Ziele führen sollte. Das ganze, für die Verteidigung dienende russische Festungssystem war weiter nichts als eine Rückversicherung für den Fall des Mißlingens der geplanten Offensive. Bei Eintritt dieser Lage dachte man daran, Polen schutzlos den Heeren der Zentralmächte preiszugeben und durch Vernichtung des polnischen Wohlstandes eine Erschwerung des deutsch-österreichischen Vormarsches gegen das eigentliche Rußland herbeizuführen. Mit einem Wort:

Rußland sollte durch das Hinopfern Polens erhalten werden.

Die Anlage des Festungsgürtels, die Entfestigung Warschaus, die systematische Vernachlässigung der Flußregulierung, des Bahn- und Wegebaues sind ein unzweideutiger Beweis dafür, daß die russische Armeeoberleitung alles Gebiet bis zur Weichsel aufgeben wollte, wenn gegen Deutschland der Überfall nicht nach Wunsch gelang. Wie man nachher mit Feuer und Dynamit dieses Opfer Polens vollendet hat, das weiß die polnische Bevölkerung am besten. Die Erinnerung daran ist noch zu frisch, als daß die Polen den russischen Versprechungen, welche neuerdings die Zentralmächte mit einem „Allpolen" zu übertrumpfen suchen, glauben könnten.

Politisch hat Rußland den Polen eine gewisse Freiheit gelassen. Sie bestand darin, daß man das Land in der Weise regierte, daß man einen Stand gegen den andern ausspielte und die polnische Bevölkerung gegenseitig verhetzte.

Eine gewisse Geschicklichkeit ist der russischen Regierung bei diesem System nicht abzusprechen. Weite Kreise Polens haßten sich gegenseitig fast noch mehr als die Russen, und in dieser Verblendung spürte weder Bauer noch Adel die Knute, welche sie sich aus dem eigenen Leder schnitten, um sie in die Hand des Zaren zu legen. Noch während des Krieges konnte man diese Gegensätze unter den Polen feststellen. Mir sagte einmal ein polnischer Großgrundbesitzer erbittert: „Die russische Regierung? Die hält es mit den Bauern, diesen Spitzbuben und Lumpen, welche ihr Vieh auf meine Weide treiben und mich bestehlen,

wo sie können. Mache ich Anzeige, kann ich sieben Stunden zum nächsten Gericht fahren. Der russische Richter läßt den Bauern schwören, und diese Sippe leistet jeden Meineid. Ich habe den Schaden, zwei Tage Versäumnis, die Kosten und riskiere, daß man mir das Haus über dem Kopfe anzündet oder mich und meine Angehörigen aus dem Hinterhalt anschießt."

Das nur zur Charakterisierung. Die russische Regierung wechselte von Zeit zu Zeit das System. Eine Weile ließ man den Edelmann regieren, und dann rebellierte der Bauer. Hatte man die Sache weit genug getrieben, kamen plötzlich russische Beamte, welche es mit den Bauern hielten und den Adel verschnupften. Auf die Art verhinderte man den inneren Frieden der Nation und hatte den uneinigen Parteien gegenüber ein leichtes Behaupten des Oberregimentes. *Welches Übermaß von Vergewaltigung und Erpressung, welche Nichtachtung und Unterdrückung jeglicher Kultur das Russenregiment in sich schließt, das weiß der Pole so gut wie alle andern Nationalitäten, welche die Wohltat der zarischen Knute genießen.*

So sieht das Polen aus, dem heute die Bahn zur Entwickelung freigemacht wird. Schon jetzt, während des Krieges, spürt die polnische Nation den Segen, der ihm von Deutschland kommen wird. Noch ist Polen kein Jahr vom aktiven Kriegselend frei, und schon beginnt das Land aufzuatmen. Tausend Kräfte regen sich zur Entfaltung, welche über ein Jahrhundert der Russenherrschaft brachgelegen haben. Der kulturelle und wirtschaftliche Aufstieg ist unverkennbar. Schon dieses bescheidene Maß der Freiheit hat genügt, um das kerngesunde, lebenskräftige polnische Volk aus dem ärgsten Elend und Schmutz, den treuen Begleiterinnen russischer Herrschaft, herauszureißen. *Polen hat eine große Zukunft, wenn es einig ist und in friedlicher Kulturarbeit den Segen eines geordneten Rechtsstaates genießt.*

Unsere wirtschaftlichen Beziehungen zu Polen werden, entsprechend der engen politischen Verbindung, sehr rege sein, und der Export und Import dürfte nach dem Fallen der Schärfen, welche der Grenzverkehr heute noch bedingt, einen die frühere Ziffer um das Vielfache übersteigenden Umfang annehmen. Ein völliges Aufhören der Grenzschranken ist natürlich ausgeschlossen. Der neue Staat braucht Zölle zur Deckung seiner Verwaltungskosten, und sowohl die deutsche als auch die polnische Industrie und Landwirtschaft haben ein erhebliches Interesse daran, daß kein schrankenloser Warenaustausch und keine völlige Freizügigkeit eintritt.

Es ist nicht mehr als billig, daß Polen Deutschland für die in seinem Interesse gebrachten Opfer entschädigt und Deutschland seinerseits muß wieder viel daran liegen, daß das polnische Wirtschaftsleben schnell zur Blüte gelangt, damit der neue Staat seinen Verpflichtungen nach außen nachkommen kann.

Rußland hatte ein Interesse an einem schwachen Polen, wir wünschen und gebrauchen ein starkes. Das mögen die Polen bedenken, wenn Deutschland nicht immer und in allen Stücken zu hoch gespannte Erwartungen erfüllen darf. Die Gegensätze sind untergeordneter Natur. In den Hauptzielen sind Deutschland und Polen durch Nützlichkeitsgründe verbunden.

Der Frieden kostet so gut Geld wie der Krieg. Wenn Polen etwas erarbeiten soll, muß zunächst etwas ins Geschäft gesteckt werden. Es handelt sich der richtigen Zeitfolge nach um folgende drei Kulturaufgaben in dem neuen Staate:

1. Heilung der Kriegsschäden,
2. Schaffung von Verkehrswegen,
3. Erziehung der breiten Volksmassen zur Arbeit, Ordnung und höherer Bildung.

Deutschland wird den Geldgeber spielen müssen, und es kann nicht dulden, daß fremdes Kapital sich in dem durch sein Blut befreiten Polen breit macht. Da aber auch in unserm Lande große Aufgaben winken, liegt es auf der Hand, daß nach dem Kriege Geld knapp und teuer sein wird. Polen kann also nicht damit rechnen, daß sein Kapitalbedarf schnell und billig befriedigt werden wird. In der ersten Zeit wird man sich auf den Wiederaufbau der Hunderttausende von eingeäscherten Häusern und die Ergänzung der in manchen Gouvernements vernichteten Viehbestände beschränken müssen. Das Schwergewicht Polens liegt in der Landwirtschaft, und auch Deutschland hat ein größeres Interesse an der Förderung des polnischen Landbaues, als an der Wiederaufrichtung der polnischen Industrie. Diese hatte in der Hauptsache ihren Absatz in Rußland und war mehr für dieses als für Polen Lebensbedingung.

Da man nicht damit rechnen kann, daß sofort soviel Kapital für Polen frei wird, um alle Hände des Landes sofort in der Heimat lohnend zu beschäftigen, wird man vor der Hand mit einer starken Abwanderung der polnischen Land- und Industriearbeiter nach Deutschland rechnen müssen, wo beide hoch entwickelte Wirtschaftszweige unter Arbeitermangel leiden. So wie wir vor dem Kriege unsere polnischen Saisonarbeiter im Lande hatten, werden wir sie, vielleicht in verstärktem Maße, nach dem Kriege haben. Es liegt aber weder im deutschen, noch im polnischen Interesse, daß die polnische Arbeiterschaft in größerem Maße in Reichsdeutschland bodenständig wird.

Deutschland braucht die Polen solange, wie sich die Lücken des Krieges in seiner Bevölkerung bemerkbar machen. Die notwendige Schaffung von Kleinbesitz und der zu erwartende Nachwuchs werden den polnischen Landarbeiter in gleichem Maße entbehrlich machen, wie Polen selbst Beschäftigung für seine Söhne bei dem Aufblühen seiner Agrarwirtschaft zu bieten vermag. Beide Teile

müssen danach trachten, den polnischen Saisonarbeiter auf dem Lande zu einer vorübergehenden Erscheinung zu machen und allmählich abzubauen.

Ein wenig anders liegt die Sache in der Industrie. Soweit diese sich nicht auf vorhandene Bodenschätze des Landes gründet, hat diese zum großen Teil ihre Daseinsberechtigung verloren. Sie war russischerseits als Schutzmaßnahme und Selbsthilfe gegenüber der deutschen Industrie gedacht. Die polnische Textilindustrie wird zum großen Teile nach dem Kriege überflüssig. Rohstoffe werden zunächst knapp und durch hohe Frachten verteuert sein. Selbstredend steht die deutsche Handelsflotte und das deutsche Kapital gleich nach dem Kriege in erster Linie der deutschen Textilindustrie zur Verfügung, und Polen wird sich bescheiden müssen. Vorerst wird sich der polnische Spinner und Weber nach Deutschland wenden, um Arbeit zu finden. Dieser Gegensatz zwischen Polen und Deutschland ist nur scheinbar und kann höchstens für kurze Zeit aktuell sein. Sowie der Bedarf der Zentralmächte und ihrer Verbündeten ein normaler geworden ist, setzt der natürliche Rückschlag ein.

Die deutsche Textilindustrie war vor dem Kriege schon mit einem überwiegenden Teil ihrer Erzeugung auf den Weltmarkt angewiesen. Das wird nach dem Kriege nicht anders sein. Die Niedrigkeit der Produktionskosten ist für den Absatz auf dem Weltmarkt entscheidend, und nach dieser Hinsicht wird es für das reichsdeutsche Textilgewerbe in späteren Jahren sehr schwer sein. Die großen Lasten und die durch die teure Lebenshaltung im Reich bedingten hohen Löhne werden einen Teil der deutschen Textilindustrie unlohnend machen, wenn sie nicht in günstigere Produktionsgebiete abwandert. Hierfür aber kommt einzig und allein Polen in Frage.

Rußland ist ein so wichtiger Abnehmer für Textilwaren, das deutsch-polnische Interesse erfordert so dringend die Erhaltung dieses Absatzgebietes gegenüber den zweifellos einsetzenden Bemühungen Amerikas und Englands, daß es auch hier gelingen wird, den für Deutschland und Polen notwendigen Interessenausgleich zu finden. Rußland selbst kommt wegen seines chronischen Geldmangels für die Eigenindustrialisierung nicht in Frage, das hat das stark im Lande arbeitende deutsche, englische, belgische und französische Kapital bewiesen. Der Russe wird niemals ein guter Industriearbeiter werden und für die Textilindustrie eignet er sich am wenigsten. Das bewiesen die auf Polen beschränkten Spinnereien und Webereien von Lodz usw., welche obendrein stark mit deutschem Kapital aufgezogen waren. Da anderseits in der Branche mit jedem Pfennig gerechnet werden muß, drängt der russische und Weltabsatz zur polnischen Mitbetätigung.

Eine weitgehende Verschmelzung deutscher und polnischer Betriebe ist die natürliche Lösung. Eine Abwanderung der gesamten deutschen Textilindustrie nach Polen ist so wenig zu befürchten, wie ein Aussterben der polnischen. Viele Betriebe werden zur Gründung von Tochterunternehmungen in Polen schreiten müssen. Eine gründliche Spezialisierung wird

sich ergeben. Polen kommt für die billigeren Erzeugnisse sowohl als Hersteller wie als Abnehmer in Frage, Deutschland für die bessere Ware.

Für Industrie und Landwirtschaft ergibt sich nach Rückkehr geordneter Verhältnisse im Lande dringend das Bedürfnis nach besseren Verkehrsmöglichkeiten. Das ist die Vorbedingung für eine gedeihliche Entwickelung aller Wirtschaftszweige Polens. Eine größere Kredithergabe Deutschlands unter Heranziehung der Arbeitskräfte des Landes muß hier Wandel schaffen. Die Wasserstraßen müssen reguliert werden, wodurch einerseits der Verkehr mit Massengütern unterstützt wird, anderseits weite Strecken des Bodens der Kultur erschlossen werden, welche heute versumpft und versandet brach liegen. Da Polen für den deutsch-russischen Handelsverkehr als Durchgangsland eine große Rolle zu spielen berufen ist, muß der Wasserbau allen anderen Erfordernissen des Verkehrs vorangestellt werden. Der ebenfalls stark vernachlässigte Wegebau käme in zweiter Linie. Er wird heute in manchen Gegenden durch die Flußläufe, welche von Sanddünen und Morästen meilenweit umlagert sind, völlig ausgeschlossen. Verlaufen doch selbst unmittelbar in der Nähe Czenstochaus, wo deutsche Kultur und deutscher Einfluß durch die Nähe der Grenze überragend sind, manche Wege einfach im Sand der Wüste. Von den Wildnissen in der Pilicaniederung hier gar nicht zu reden.

Obgleich Polen auch an Bahnen bettelarm ist, kommt doch auf manche Fläche von weit über 1000 Quadratkilometer nicht einmal eine Schmalspurbahn, so muß dieser Teil der Erschließung des modernen Verkehrs vorläufig zurücktreten, er muß es auch schon deswegen, weil er der kostspieligste und unrentabelste ist, solange die Wege im Argen liegen. Für den Durchgangsverkehr müssen die vorhandenen Bahnen vorläufig reichen, für den Landesverkehr reichen sie, bis das Land sich selbst helfen kann. Vor einem übereilten Bahnbau in Polen, der solange unrentabel ist, bis der sonstige Verkehr nicht geregelt ist, kann nicht genug gewarnt werden. Zu einer schlechtverzinslichen Kapitalsanlage liegt solange nicht die geringste Veranlassung vor, als unserer lohnende und wichtigere Aufgaben für das flüssige Geld harren.

Zuletzt die Kulturaufgaben hinsichtlich der Bevölkerung, obgleich diese für eine richtige Entfaltung Polens als Nationalstaat fundamental sind.

Der polnische Arbeiter ist einerseits gewandt, gesund, nicht unintelligent und anspruchslos, anderseits nicht gerade zuverlässig, ordnungsliebend und ehrlich. Solange kein gelinder Zwang auf ihn ausgeübt wird, hat er einen unwiderstehlichen Hang zur Arbeitsscheu. Man soll deswegen das Tempo nicht überschätzen, in dem Polen sich als vollwertiges Gebilde den westlichen Kulturstaaten anfügen wird. In einem Jahre ist das nicht gutzumachen, was Jahrhunderte vernachlässigt haben. Der Kern des Volkes ist jedenfalls gesund und auf diesem Fundament läßt sich bauen. Der rege Arbeiteraustausch mit Deutschland wird den Sinn für Ordnung und Sauberkeit, für Schaffen und den Segen des Schaffens wecken. Wiederholt ließ sich z. B. feststellen, wenn in einem Dorfe

abseits vom Verkehr ein Haus durch Sauberkeit auffiel, daß der Besitzer als Schnitter in Deutschland gearbeitet hatte.

Schule und Militärdienst müssen das erwachende Verständnis der niederen polnischen Volksschichten bilden und erziehen. Ohne kleine Widersprüche wird das nicht immer ablaufen. Gewiß, polnische Kultur war vorhanden, aber sie hat im größten Teile der Bevölkerung einen Dornröschenschlaf gehalten, und muß wiedererweckt werden. Was nutzt es z. B., wenn in Polen der Landarbeiter den halben Tagelohn wie in Deutschland erhält und mit den Händen in den Taschen Gott den Tag abstiehlt? Ein gewisser Zwang zur Arbeit muß in Polen auf die Bevölkerung ausgeübt werden, wenn aus dem Lande etwas werden soll. Mit dem steigenden Verdienst erwacht auch die Freude an der Tätigkeit, steigen die Lebensbedürfnisse und blüht die Kultur. Das ist das Endziel, das Polen erstrebt, dem wir es entgegenführen wollen. Nicht schulmeisternd, sondern als väterlicher Freund.

Peregrinus:
Innerpolitische Strömungen in Polen vor dem Kriege.

Bei der historischen Betrachtung der innerpolitischen Lage in Russisch-Polen im letzten Jahrzehnt gewinnen wir die Überzeugung, daß die beiden von der russischen Regierung unterdrückten Nationalitäten, die polnische und die jüdische, durch planmäßiges Treiben der Petersburger Machthaber gegeneinander verhetzt wurden. Für die russische Regierung galt es vor allem, die Feindschaft und den Haß zwischen den beiden zu entfachen, damit sie, in leidenschaftlichen, erbitterten innerpolitischen Kämpfen befangen, die großen europäischen Ereignisse übersähen und beim Eintritt der Weltkrisis, deren Herannahen man in Petersburg wohl zu allererst sah, entzweit und geschwächt dastünden.

Die Petersburger Macchiavelli haben ihre Rechnung gut gemacht — hatten sie doch in dieser Richtung eine überaus reichliche Erfahrung. Seit je war die Losung der russischen inneren Politik, die vielen Nationalitäten gegeneinander aufzuhetzen, um sie alle in der Folge ungestraft unterdrücken zu können. So hatte man im Kaukasus die Tartaren gegen die Armenier gehetzt, was das furchtbare Blutbad im Jahre 1905 zur Folge hatte, die Litauer gegen die Polen, die Kleinrussen gegen die Polen, Polen gegen Juden und Deutsche; man mühte sich, eine Spaltung zwischen den baltischen Deutschen und der lettischen und esthischen Bevölkerung zu stiften, man versuchte sogar, den jugendlichen finnischen Natio-

nalismus mit dem Gespenst der schwedischen Gefahr zu schrecken und im Keime zu ersticken. Mit besonderer Befriedigung verfolgte aber die russische Regierung den sich immer mehr und mehr verschärfenden Konflikt zwischen den Polen und Juden in Russisch-Polen.

Als der russische Minister des Innern im Jahre 1913, zur Zeit der höchsten Anspannung des Nationalitätenkampfes in Russisch-Polen, der vor allem in einem rücksichtslosen wirtschaftlichen Boykott der Juden seinen Ausdruck fand, in einem Geheimzirkular die Gouverneure der polnischen Gouvernements über ihre Ansicht in dieser Angelegenheit befragte, äußerten sich diese ganz übereinstimmend dahin, daß der von den Polen proklamierte Boykott der Juden vom Standpunkte der russischen Staatsinteressen als eine überaus günstige Erscheinung zu begrüßen wäre; dieser Kampf, berichteten die russischen Vertrauensbeamten, absorbiere alle Kräfte der polnischen Gesellschaft und lenke ihre ganze Aufmerksamkeit von den herannahenden allgemein-europäischen Verwicklungen ab, indem er die ganze national-revolutionäre Energie des nach Unabhängigkeit strebenden polnischen Volkes von ihrem Ziele entferne und nach dem der Regierung erwünschten Ziele richte. Nur durch die Indiskretion eines Beamten drangen Bruchstücke dieser vertraulichen Korrespondenz in die liberale russische und polnische Presse (was für die betreffenden Zeitungen schwere administrative Strafen zur Folge hatte).

Die russische Regierung hatte es vorausgesehen, daß das polnische Land in dem zukünftigen Kriege den Kriegsschauplatz bilden würde, und sie scheute keine Mühe, die Bevölkerung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln innerlich zu desorganisieren, die bereits bestehenden Antagonismen noch mehr zu verschärfen, das Solidaritätsgefühl zu schwächen, vor allem aber den Haß gegen den „inneren Feind", den Juden, und gegen den äußeren Feind, den Deutschen, zu schüren.

Der wirtschaftliche, sowie der rassen-kulturelle polnisch-jüdische Gegensatz hatte sich im Laufe der Jahrhunderte unter der Einwirkung von verschiedenen historischen Faktoren, die meist unbeeinflußt von der jeweiligen Richtung der russischen Politik waren, entwickelt; auch die polnisch-deutsche Interessendivergenz hat ihre grundeigenen tiefen Ursachen. Die scharfen politischen Formen aber, die die Beahndlung dieser Fragen zuletzt kennzeichneten, sind unbedingt als das Resultat einer tief durchdachten Regie der russischen Regierung, die meisterhaft die Rolle eines agent provocateur gespielt hatte, zu betrachten.

Die Bedrückung des öffentlichen Wortes in Russisch-Polen durch die strengen Zensurgesetze war in den letzten Jahrzehnten so zugreifend geworden, daß die Gefahr, welche das Aussprechen politischer Wahrheit bedrohte, die liberale polnische Presse ganz schüchtern und mundtot machte. Dagegen genossen die Zeitungen volle Freiheit, wenn sie sich befleißigten, die national-polnische Politik unter dem Zeichen des Antideutschtums oder des Antisemitismus zu betreiben. Im Gegensatz

zu den üblichen Geboten der diplomatischen Courtoisie und der guten grenznachbarlichen Beziehungen hatte die russische offizielle Zensur wahre antideutsche Orgien in der polnischen Presse begünstigt und in die Wege geleitet. Jede Verleumdung der Deutschen, mag sie noch so sinnlos und albern gewesen sein, wurde von einem großen Teil der polnischen Presse aufgegriffen; die Verhöhnung des Deutschen bildete den wesentlichen Nährstoff für die Witzeleien der russisch-polnischen humoristischen Blätter.

Es ist kein Wunder, daß ein großer Teil des Lesepublikums durch die andauernde und systematische antideutsche Hetzkampagne der unter dem hohen Protektorate der russischen Preßzensur stehenden polnischen Zeitungen stark beeinflußt und irregeführt wurde; es war gegen die schweren Hiebe, die seitens der russischen Regierung dem polnischen Volke immerzu versetzt wurden, abgestumpft, pflegte aber ein Mord- und Zetergeschrei zu erheben, wenn irgendein polnisches Gut in der Provinz Posen in deutschen Besitz überging oder wenn ein in Parteipolitik verrannter preußischer Postbeamter eine Polemik in der Frage der polnischen Ortsnamen anzettelte.

Der Protest der polnischen Gesellschaft in Russisch-Polen gegen die Ausrottungspolitik des Ostmarkenvereins war an und für sich eine ganz natürliche Erscheinung. Die Anomalie bestand darin, daß der größere Teil der politisch aufgeklärten polnischen Gesellschaft infolge der schlauen Taktik der russischen Behörden den Unterschied zwischen dem verkannte, was für das nationale Leben bedeutend und ausschlaggebend war, und dem, was vielleicht für das überempfindliche nationale Selbstgefühl verletzend, im Grunde aber nebensächlich und unwesentlich war. So haben sich die Polen rasch damit zurechtgefunden, als die russische Regierung zwei Jahre vor Kriegsausbruch den Wiener Vertrag vom Jahre 1815 verletzte und gewaltsam ein Stück historisch-polnischen Bodens in ein echtrussisches Gouvernement (Cholm) verwandelte, als sie die einzige national-polnische Bildungs-Institution „Macierz Polska" auflöste und die Enteignung der polnischen Warschau—Wiener Bahn durchsetzte, als sie mitleidlos, ja zynisch, den Polen die spärlichen Überreste ihrer konstitutionellen „Freiheiten" raubte, indem das Wahlgesetz im reaktionären Sinne geändert und die Zahl der polnischen Dumaabgeordneten so von 36 auf 12 reduziert wurde, als das unglückselige Projekt der polnischen städtischen Selbstverwaltung nach dem Stolypin'schen Entwurf — an sich schon eine wahre Karikatur der kommunalen Selbstverwaltung — von der Duma in den russischen Staatsrat und zurück hin- und herwanderte, um zuletzt vom russischen Staatsrat gänzlich zu Fall gebracht zu werden usw. Alle diese Tatsachen, von denen jede einzeln genommen eine große Gefahr für die Zukunft der national-polnischen Kultur bedeutete, hatten nicht den hundertsten Teil der Entrüstung hervorgerufen, die das preußische Enteignungsgesetz oder die durch die jüdischen Wähler gegen den Willen der polnischen Wählerschaft bewirkte Ent-

sendung eines polnisch-sozialistischen Dumaabgeordneten aus Warschau zur Folge hatte. —

Übererregte Empfindsamkeit auf Dinge nebensächlicher Natur in Verbindung mit Gleichgültigkeit gegen Ereignisse von bestimmender nationaler Bedeutung, Entrüstung und Wehklagen bei leichten Nadelstichen und resigniertes Schweigen bei wuchtigen Schlägen — das waren die Hauptmerkmale der dominierenden politischen Stimmung in den letzten Jahren. Die Petersburger Regisseure hatten ihre Aufgabe glänzend gelöst. —

Nach dem Jahre 1908, als sich der österreichisch-ungarische russische Gegensatz immer mehr und mehr zuspitzte, machten sich in der polnischen Publizistik zwei entgegengesetzte politische Strömungen, die russische und die österreichisch-ungarische Orientierung, geltend. Die russische Orientierung, vertreten durch die nationaldemokratische Partei, proklamierte für den Fall eines europäischen Konfliktes bedingungslose Treue gegenüber Rußland. Die zweckbedachte Politik der russischen Regierung in Russisch-Polen hat durch geschickte Ausnützung der inneren Gegensätze der verschiedenen Bevölkerungsgruppen, der polnischen und der jüdischen, und der verschiedenen Bevölkerungsklassen bewirkt, daß ein großer Teil der polnischen Bevölkerung die Verwirklichung ihrer Ideale nur unter den Fittichen des Zaren für möglich hielt.

Die österreichisch-ungarische Orientierung, vertreten durch die revolutionäre Fraktion der polnischen sozialistischen Partei, die die Unabhängigkeit Polens anstrebt, sieht in der Loslösung vom Zarentum die einzige Möglichkeit, ihr Ziel zu erreichen. Bereits seit längerer Zeit planten die Vertreter dieser Orientierung für den Fall eines europäischen Krieges die bewaffnete Aktion im Bündnis mit den Westmächten, in erster Reihe mit Österreich-Ungarn. Die Seele aller dieser Pläne waren die polnischen politischen Emigranten in Galizien. Sie riefen erst einige Jahre vor dem Kriege die Organisation der polnischen Freischützen ins Leben, die jetzt unter dem Namen der polnischen Legionäre in den Reihen der Bundesarmeen für die Unabhängigkeit ihres Landes mitkämpfen. Die Agitation in Russisch-Polen zugunsten dieser Partei konnte während der Friedenszeiten nur durch geheime Propaganda und illegale Schriften geschehen. Es war jedoch in eingeweihten Kreisen bekannt, daß sich auch innerhalb der legalen Parteien in ihrem radikaleren Teil eifrige Verfechter der antirussischen Orientierung befanden. Die Mehrheit der polnischen Gesellschaft stand aber unter dem Bann der nationaldemokratischen Partei, der Trägerin der russischen Orientierung. Diese politische Partei war für die allgemeine Politik in Russisch-Polen tonangebend, und die Gestaltung der Verhältnisse in den letzten Jahren kann hauptsächlich als das Resultat ihrer Tätigkeit betrachtet werden. Die anderen politischen Parteien, wie die „Partei der realen Politik", die unter Bevormundung der Nationaldemokraten ihr kümmerliches Dasein fristete, und die progressiv-demokratische Partei übten auf die breiten Volksschichten einen nur ganz geringen Einfluß aus. Die Sozialisten

aller Schattierungen sind durch grausame polizeiliche Verfolgungen der letzten Jahre stark dezimiert und geschwächt worden und sind in ihrer Tätigkeit auf geheime Propaganda, die unter Aufbringung von schweren Opfern nur langsam fortschreiten kann, angewiesen. Mit nur wenigen Ausnahmen sind alle polnischen Dumaabgeordneten aus den Reihen der national-demokratischen Partei gewählt worden. Das ursprüngliche Programm dieser Partei enthielt eine ganze Reihe verlockender Versprechungen. Dazu gehörten vor allem: die Konsolidierung der zersprengten nationalen Kräfte, die weitgehendsten demokratischen Reformen, Kampf gegen den Klerikalismus, Gleichberechtigung der Juden, fortschrittliche Arbeitergesetzgebung u. a. Aber schon die ersten Schritte der national-demokratischen Partei auf dem Gebiete der praktischen Politik zeigten zur Genüge, daß sich ihre Tätigkeit in einem krassen Widerspruch zu dem eigentlichen Parteiprogramm befand, und daß die Entfachung eines zügellosen Nationalismus und Befriedigung persönlicher Ambitionen die wahren Ziele der Parteileiter bildeten.

In dieser Partei und in der Person ihres Führers Roman Dmowski hat die russische Regierung die wärmste Unterstützung gefunden. Als Entgelt hat sie keine Konzessionen zu Gunsten der polnischen Volksmassen gemacht, hat aber ihre Wachsamkeit abgelenkt, gegen Juden und Deutsche gehetzt und die polnischen Freiheitsbestrebungen im Keime erstickt.

Die leichtgläubigen polnischen Massen, durch die national-demokratischen Agitatoren irregeleitet, sind allmählich zum Werkzeug der russophilen Intrige geworden. Die antisemitische Psychose hatte auch die sonst besonneneren Elemente des polnischen Volkes derart verblendet, daß die Mehrheit in dem Kampf gegen die Juden und gegen den Hakatismus das A und O der nationalen Pflichten erblickte.

Die Anhänger der „russischen Orientierung" hatten in bezug auf die jüdische Frage noch die Möglichkeit, gegenüber den verblendeten Volksmassen den größten Trumpf auszuspielen: die russische Regierung gewährt wohl die allerbesten Garantien für die Unterdrückung der Juden, der Anschluß an die westeuropäischen Mächte könnte dagegen in der Zukunft die vom Standpunkt des polnischen Nationalismus so unerwünschte bürgerliche und politische Emanzipation der Juden zur Folge haben — ein Argument von schlagender Beweiskraft!

Zur Charakteristik der Politik der national-demokratischen Partei sei noch folgende Tatsache erwähnt. Als im Jahre 1905 nach der Proklamierung der berüchtigten „Konstitution" die mächtigen Revolutionswogen aus Rußland auch nach Polen hinüberfluteten, da klopfte der Führer der polnischen National-Demokratie Herr Dmowski an die Tür des Ministerpräsidenten Witte und bot ihm um den Preis der Selbstverwaltung zur blutigen Bekämpfung der Revolution in Russisch-Polen seine Dienste an. Um seine regierungstreue Gesinnung an den Tag zu legen, rief er die antirevolutionären Arbeiterverbände ins Leben. Von dem Grafen Witte holte sich Herr Dmowski einen Korb, doch hat ihn dieser Miß-

erfolg nicht entmutigt. Als der Vorsitzende der polnischen Dumadeputation (Kolo polskie), und später als der Hauptinspirator deren Politik liebäugelte er demütig mit der russischen Regierung, kokettierte mit den reaktionären Parteien und unterstützte die Politik der Schwarzen Hundert in Erwartung der Belohnung in Form von winzigen Begünstigungen für die Polen. Seiner Initiative war es zu verdanken, daß die Polen in der Duma die Einschränkung der Judenrechte in der projektierten städtischen Selbstverwaltung forderten. Der Kuhhandel endete damit, daß die russische Regierung den Polen für die Dienstbereitschaft des Herrn Dmowski und seiner Clique keine Konzessionen zugestanden hat. Im Gegenteil. Noch nie hatte die polenfeindliche Politik der russischen Regierung solche Triumphe gefeiert, wie zur Zeit Dmowski's. Und wenn zu Beginn des Krieges dennoch ein großer Teil der polnischen Gesellschaft die heiligsten Traditionen des polnischen Volkes verachtete, so ist dies außer der hinterlistigen Politik der russischen Regierung zum großen Teil der demoralisierenden Tätigkeit der national-demokratischen Partei zuzuschreiben.

St. A. Kempner:
Die jüdische Frage in Polen.

I.

Bei der Beurteilung der jüdischen Frage in Polen muß man vor allem in Betracht ziehen, daß sie ein Teil der polnischen Frage ist, da die Existenz und die Bedingungen der Entwickelung der Juden in diesem Lande das Produkt der polnischen Geschichte sind. Die Anschauungen, welche seinerzeit in gewissen polnischen Kreisen, sogar in solchen, die sich „fortschrittlich" nannten, geherrscht haben, daß die Gesellschaft sich von der jüdischen Frage abwenden kann und muß, da sie diese Frage nicht zu lösen vermag, und vor allem ihr eigenes Interesse im Auge behalten soll — Anschauungen, auf Grund deren der Boykott entstand (nicht nur der aktive, inmitten der sogenannten „Nationaldemokratie", sondern auch der passive, die gänzliche Gleichgültigkeit dieser Frage gegenüber), — haben jetzt, in der Zeit des polnischen Staates, jegliche Existenzberechtigung verloren. Man muß sich klar darüber sein, daß die Lösung der jüdischen Frage zu den Pflichten des freien und unabhängigen Polen gehört, und daß sie im Sinne der polnischen Interessen gelöst werden soll und kann.

Aus allen diesen Gründen muß diese Frage in den Bereich derjenigen Probleme hineingezogen werden, welche eine allseitige Betrachtung in dem Augenblick gerade, wo Probleme, die mit der künftigen Unabhängigkeit der polnischen Nation zusammenhängen, untersucht werden — fordern.

Und gleich im Anfang drängt sich die Frage auf, welche Rechte den Juden zuerkannt werden sollen?

Vor dem Entstehen des jüdischen Nationalismus waren in dieser Hinsicht keine Zweifel vorhanden. Es handelte sich um die bürgerliche, politische Gleichberechtigung, darum, den Juden die Rechte der polnischen Bürger ohne Vorbehalt zuzuerkennen. In diesem Sinne hat man, zu verschiedenen Zeiten, die jüdische Frage in Polen zu entscheiden gesucht, in diesem Sinne ist sie in vielen grundsätzlichen Punkten durch die, von Wielopolski den Juden im Königreich Polen verliehene Emanzipation entschieden worden. Überflüssig scheint es hier, daran zu erinnern, daß erst die Einschränkungen der russischen Gesetzgebung und die ausrottenden Verordnungen der russischen Verwaltung die ersten Breschen in diese Gleichberechtigung geschlagen haben. Neue Versuche wurden in dieser Hinsicht während des Boykotts (Selbstverwaltung, Kreditgesellschaft der Stadt Warschau) unter dem Einfluß von sonderbaren sozialen, durch die Reizung der jüdischen Frage hervorgerufenen Stimmungen gemacht. Es muß jedoch bemerkt werden, daß, da Polen kein autonomes Leben und sogar keine Selbstverwaltung zur Zeit des russischen Despotismus besaß, die Gleichberechtigung einen mehr zivilrechtlichen, als politischen Charakter hatte — denn die ganze polnische Bevölkerung war ja auch eigener politischer Rechte beraubt. Zwar hatte Wielopolski das jüdische Element bei den Wahlen zu den Gouvernements-, Kreis- und Stadträten berücksichtigt, diese Räte aber sind gleich eingegangen. Gewisse politische Rechte, jedoch eigentlich allgemein staatliche (russische), nicht genau polnische, hat die Bevölkerung des Königreichs Polen, und mit ihr auch die Juden, in den Wahlen zur Duma erworben. Trotz der Gleichberechtigung entstanden auf diesem Hintergrunde wieder scharfe Wahlkonflikte, unter Mitwirkung solcher Strömungen, welche zur Aussonderung der Juden aus der polnischen Gesellschaft geführt haben.

(Ganz anders wurde im allgemeinen das Ergebnis der Wahlen zum Stadtrat Warschau jetzt, wo die soziale Verständigung durchgeführt werden konnte.)

Wie dem auch sei, der Grundsatz der gleichen Rechte — die Faktoren der Stimmung und die gesetzliche Zurücksetzung infolge der allgemeinen staatlichen Verordnungen ausgenommen — hat sich dennoch in denjenigen Grenzen erhalten, in welchen die Verwirklichung des bürgerlichen Rechtes inmitten des, der Selbstverwaltung beraubten politischen Lebens in Polen unter russischer Regierung stattfinden konnte.

Im jetzigen Augenblick aber kann man schon mit den Aussichten eines unabhängigen Lebens Polens rechnen, und diese Aussichten werfen die Frage auf, wie soll die Existenz der Juden in rechtlich-politischer Hinsicht geregelt werden, indem die soziale Gerechtigkeit, die Interessen Polens, die demokratischen Forderungen und dieses ganze verwickelte Problem der Konflikte, welche aus den polnisch-jüdischen Verhältnissen hervorgegangen sind, zusammen berücksichtigt werden

müssen? Dreierlei kann hier die Lösung sein: 1. entweder die Zuerkennung der Rechte der **nationalen** Minderheit, oder 2. die Zuerkennung der vollen politischen Rechte, oder 3. auch die Einführung von allerlei Beschränkungen.

Von diesen Lösungen werden wir nur die zweite eingehend erwägen — die Zuerkennung der vollen bürgerlichen Rechte, denn nur diese erachten wir als den Interessen und den Bedürfnissen Polens und der polnischen Juden genügend. Wir werden auch durch die Begründung dieses Postulats und durch die Analyse der Assimilation und des Nationalisierungsprozesses der Juden die Grundlosigkeit der Forderung der nationalen Rechte und um so mehr der Beschränkungen beweisen.

Den Anhängern der Zuerkennung der Rechte der nationalen Minderheit kann die Verleihung lediglich der politischen Gleichberechtigung, indem man die Juden nicht als Nation betrachtet, als Beschränkung erscheinen. Es ist bekannt, daß schon zur Zeit der revolutionären Bewegung ein Teil der polnischen Juden, welcher behauptete, auf rein demokratischer Grundlage zu stehen, die damals sogenannte kulturelle Autonomie forderte, d. h. die Anerkennung der Rechte des Jargons in Gericht, Amt und Schule. Sie waren in dieser Forderung von den Elementen der äußersten Linken, und sogar von gewissen Fraktionen der polnischen Radikalen (sonderbarerweise von denjenigen, welche später, zum Teil, den Standpunkt des fortschrittlichen Antisemitismus repräsentierten) unterstützt. Nachher forderten auch die Repräsentanten der russischen Linken, insbesondere die Kadetten, die Rechte der nationalen Minderheit für die Juden.

Unnütz erscheint es, hier darzutun, daß dieser Standpunkt das Ergebnis der Ansicht ist, es lebe in Polen nicht eine Bevölkerung **jüdischen Glaubens**, sondern die **jüdische Nation**. Wir werden hier nicht eingehend das sehr verwickelte soziologische Problem, ob die Juden eine Nation oder ein Überrest, das Überbleibsel einer Nation sind, erörtern. Wir werden auch nicht tiefer die, von den russischen Liberalen als Gesetz anerkannte Doktrin erwägen; die Doktrin nämlich, daß eine jede Gruppe das unbedingte Vorrecht zur Selbstbestimmung ihrer Nationalität besitzt, woraus man folgern könnte, daß sogar eine Gruppe, jedweder nationalen Merkmale entbehrend und nur aus den z. B. demagogischen Beweggründen zur Manifestation ihrer Absonderheit strebend, das Vorrecht, besondere kulturelle Rechte für sich zu erzwingen, besitzen würde. Theoretisch könnte man sich z. B. ein solches Streben inmitten der Schlesier vorstellen, welche nationale Rechte für die Mundart der „Wasserpollaken" in Schule, Gericht und Amt fordern würden. Ohne eingehend das Problem der jüdischen Nationalität zu analysieren, müssen jedoch zwei unwiderlegbare Tatsachen, welche dieser Anschauung widersprechen, festgestellt werden:

1. Die sogenannte jüdische Jargon-Kultur ist überall lediglich das Organ der halbkulturellen, unaufgeklärten und in veralteten Sitten verstockten Masse. Die jüdische Intelligenz wirft diese Kultur überall ab, und die der Aufklärung

zustrebenden Massen tun dies um so leichter, je bedeutender und unmittelbarer der Einfluß der sie umgebenden Kultur ist. Selbstverständlich ist dieser Prozeß schwieriger, langsamer und verwickelter dort, wo eine Übervölkerung der Juden herrscht, und wo der Einfluß der einheimischen nationalen Kultur durch den Druck des russischen Systems: divide et impera gehemmt war.

2. Die zweite Tatsache beruht darauf, daß der Begriff der jüdischen nationalen Rechte in auf den hiesigen Boden verpflanzten Doktrinen etwas anders aussieht, als in der Beurteilung der hiesigen und hergeströmten (die hier in überwiegender Zahl waren) jüdischen Nationalisten. In Wirklichkeit hat sich die jüdische Intelligenz im engeren Rußland, wo die Doktrin der nationalen jüdischen Rechte gebildet wurde, mit der Umgebung kulturell assimiliert, wie sonst überall. Nur in einem Teil der Länder der früheren polnischen Republik (in Litauen und in Reußen) und in solchen kosmopolitischen Zentren, wie z. B. Odessa, pflanzt sich noch inmitten der Masse der jüdische Jargon fort. Jedoch die gesetzlichen Beschränkungen der Juden in Rußland und ihr, seit langen Jahren ganz abgesondertes Verhältnis zur russischen Gesellschaft haben bewirkt, daß sogar der kulturell assimilierte Jude sich, trotz seiner inneren Assimilation, zur jüdischen Nationalität bekannte.

Daher hat auch die Doktrin der Zuerkennung der Rechte der nationalen Minderheit für die dortigen Juden einen vorwiegend paradoxalen Charakter. Angesichts der politisch-sozialen Bedrückungen ist diese Doktrin eher aus dem Willen, das unbedingte Recht zu einer besonderen Nationalität zu manifestieren, als aus dem Bedürfnis, die Jargonabsonderheit zu pflegen, in denjenigen Kreisen der jüdisch-russischen Intelligenz entstanden, welche sogar dann als Juden gelten wollten, wenn sie schon gänzlich assimiliert waren und auch zur griechisch-orthodoxen Kirche übergetreten sind.

Die Doktrin des jüdischen Nationalismus, aus Rußland auf den hiesigen Boden vorwiegend mit Hilfe der sogenannten „Litwaken" wieder verpflanzt, hat in den Einzelheiten eine andere Gestalt angenommen und das grundsätzliche Einvernehmen der russischen Liberalen gewonnen, welche weder den historischen, noch den sozialen Zusammenhang der politischen und nationalen Fragen in unserem Lande verstanden haben.

Im folgenden werden wir erwägen, wie sich, im Lichte dieser Verwahrungen die nationalen Rechte der Juden betreffend, das Postulat der politischen Rechte darstellt.

II.

Es ist selbstverständlich, daß der Einfluß der Faktoren, welche über die Macht verfügen, welche irgendwie das Gesetz verwirklichen, einen ungewöhnlichen Zauber auf die Massen ausübt. Je mehr Freiheitselemente dieses Gesetz enthält, desto größere Anziehungskraft, Assimilationskraft besitzt es auch. Seit der Zeit, da

die Polen solch ein Staatsgesetz nicht hatten, in der Periode, in welcher sie es nicht selbst bestimmten, als Rußland ihnen Gesetze, eigentlich Gesetzlosigkeit, aufdrängte, als dies die Partei der Nationaldemokratie demoralisierte, welche den Grundsatz des Boykotts verbreitete, konnten gewisse Erscheinungen der Assimilation in Polen die Linie einer fremden und sogar feindlichen Kultur verfolgen. (Die Russifikation der Juden, welche übrigens im Königreich in geringem Umfang vorkam.) Da die ethnisch noch nicht gebildete Masse sich — zwar in sehr langsamen Phasen — trotz aller Hemmnisse assimiliert, in schwierigen Verhältnissen aber dies nur ein selbständiger, schutzloser und bisweilen von Sehnsucht nach der lediglich staatlichen Assimilation unterbrochener Prozeß ist, — würde folglich erst der Einfluß der Unabhängigkeit Polens auf die Juden bedeutend assimilatorisch wirken und diese Bewegung günstig regulieren.

Wie stark und heilsam der Einfluß der politischen Rechte und der polnischen Schule gewesen ist, hat Wielopolski's Reform bewiesen. Seine polnische Schule war eigentlich das erste Mittel zur planmäßigen Einbürgerung der Juden in Polen und die Ausdehnung ihres Einflusses hat sich bis jetzt bewährt, trotz allerlei Hindernisse und tragischer Komplikationen und trotzdem sogar, daß die Juden der Möglichkeit der Polonisierung in der Schule beraubt worden sind; in den „chedern" ist die Lehre der polnischen Sprache verboten worden, und wenn sie gelehrt wurde, dann geschah es nur heimlich.

Die politische Gleichberechtigung der Juden bei der Einführung der selbständigen polnischen Macht wird ein entscheidendes Assimilationsmittel werden, — wird mit kulturellen Mitteln in den Massen die Polonisierungspflicht erwecken.

Wenn wir also nur auf die Frage antworten, ob die Assimilation dem Nutzen Polens und dem Vorteil der Juden entspricht, wird darin auch die Antwort enthalten sein, ob die politische Gleichberechtigung der Juden für die künftigen Formen des unabhängigen Polen erwünscht sei.

Da die Komplikation eigener Verhältnisse durch Bildung unnützer Formen von neuen Nationalproblemen im Interesse keines Landes liegt, würde es scheinen, daß die Assimilation der Juden im Interesse Polens sei. Aber seitdem allerlei nationalistische Theorien im Sinne von nationalen Egoismen auf die Oberfläche gekommen sind, wird die Antwort nicht so einfach, wie sie scheinen möchte. Man muß der Wahrheit gerade ins Gesicht sehen und vor allem zwei Tatsachen feststellen:

1. Ein sehr zahlreicher Teil der polnischen Gesellschaft ist der Meinung gewesen, daß die jüdische Frage nur durch einen mächtigen Abfluß der übermäßigen Ansammlung der Juden auf polnischem Boden zu lösen sei und daß daher alles, was zu diesem Ziele nicht führt, was geradezu die Existenz der Juden in Polen nicht erschwert — vom Standpunkte der polnischen Interessen schädlich sei. Auf Grund dieser Meinung ist der Boykott entstanden.

2. Man kann in der Tat nicht leugnen, daß nach einer langen Periode kultureller Versumpfung der jüdischen Frage, nach einer ständigen Flut von neuen, verschiedenen Elementen — Juden aus Rußland —, endlich nach dem langwierigen Prozeß der einseitigen Bildung der Formen des Erwerbslebens der Juden, der in wirtschaftlicher Hinsicht veralteten Formen der Vermittelung, des Kleinhandels usw. hier nicht nur gesetzlich-politische und aufklärungs-kulturelle, sondern auch organisatorische Schwierigkeiten erwachsen im Bereiche des Umbaues der Existenz dieser Massen, sowie der wirtschaftlich-nationalen Interessen Polens und der ökonomischen Existenz der Juden, die miteinander in Einklang zu bringen sind.

Diese beiden Tatsachen sind miteinander eng verbunden. Obgleich der Nationalismus (wir sprechen hier vom polnischen Nationalismus) die Hemmnisse zu ungeheuren Dimensionen vergrößert hat und auf ihrer Basis ein scheinbar unerschütterliches soziales Programm aufgebaut hat, obgleich er seinerzeit auf dieser Grundlage allen Juden, ohne Unterschied von Kultur und ideeller Bestrebungen, den Krieg erklären wollte, muß man dennoch, wenn man diese Frage auch nur auf die eigentlichen Dimensionen zurückführt, gestehen, daß sogar in der Periode der Einwirkung des polnischen staatlichen Lebens auf die Juden ernste Aufgaben neuer Arbeit an der Basis entstehen müßten. Selbstverständlich muß man aber im voraus die Theorie verwerfen, daß, je hoffnungsloser, also ungesetzlicher, sie mehr in den Abgrund der Not und gänzlicher kultureller Vernachlässigung zurückstoßender und sie somit mehr vereinsamender, in der Richtung einer Nationalisierung sui generis durch die Atmosphäre eines verzweifelten Ghettos — der Zustand der Juden ist, desto größer die Chancen der Juden werden, daß das Land diese Last, diesen scheinbaren, den nationalen Organismus entkräftenden Parasiten los wird.

III.

Abgesehen von der ethischen Seite der Theorie, mit welcher man kein Rechtsgefühl im gesetzmäßig regierten polnischen Staate in Einklang bringen könnte, abgesehen von den, mit der vielhundertjährigen Existenz der Juden auf polnischer Erde verbundenen Argumenten der geschichtlichen Gerechtigkeit — hält das wirtschaftliche Argument des Programms, die Beschränkungen betreffend, keine Kritik aus. Zwar können schwere Lebensbedingungen einen gewissen Prozentsatz der Juden zur Auswanderung zwingen (der Auswanderungsprozeß muß sich unter allen Umständen vollziehen) —, aber der Zuwachs der Auswanderung steht immer im umgekehrten Verhältnisse zur gänzlichen Verarmung. Je armseliger, je mehr erschöpft die Elemente sind, je mehr sie aus dem Kreis der wirtschaftlichen Arbeit zurückgedrängt werden, desto weniger sind sie zur Auswanderung geneigt und mit

desto schwererer Last fallen sie auf den grundsätzlichen nationalen Organismus, sogar auf denjenigen, der sie aus seiner Mitte aussondern will.

Dagegen muß man eingestehen, daß die Verleihung der vollen bürgerlichen Rechte an die Juden die polnische Gesellschaft vor neue Aufgaben, die Einrichtung der Existenz dieser Bürger jüdischen Glaubens bezweckend, stellt. Gewisse Fortschritte in der Entwickelung werden durch die Aufklärungstätigkeit im Sinne der polnischen Kultur und der Kultur im allgemeinen verwirklicht. Wenn man diese Masse mit Hilfe der Schule, durch den Einfluß der zivilisierten Umgebung aus ihrer Verstocktheit herausreißt, wenn man die Fesseln ihres orthodoxen Glaubens bricht, werden sich auch die Wege ihrer produktiven Arbeit erweitern. Die politische Gleichberechtigung, die Abgesondertheit aufhebend, wird auch dazu beitragen, daß die Juden ihre traditionelle Tracht ablegen, die sie von dem Zusammenleben mit der Umgebung entfernenden religiösen Vorurteile los werden und den Jargon, welcher sie mit dem Merkmale der Fremdartigkeit kennzeichnet, verwerfen. Dies alles wird schon in einem gewissen Grade dazu beitragen, daß das Übermaß der Juden in den bisherigen Berufen sich verkleinert und daß der Zufluß zu den, neue Arbeitskräfte fordernden, Beschäftigungen seinen Anfang nimmt. Die Proletarisierung inmitten der Juden ist eigenlich schon geschehen; nur konnte sie ihnen die Erwerbsgebiete in der vielseitigen Tätigkeit der Arbeiterschaft noch nicht eröffnen; ein Hindernis ist hier die durch die gesetzliche und soziale Vernachlässigung unterstützte äußerliche Fremdartigkeit und die Absonderheit der Sitten gewesen. Und bei der Erwägung der wirtschaftlichen Seite der Frage, bei der Schätzung der wirtschaftlich-nationalen Interessen Polens, scheinbar durch das Übermaß der in den Handelsberufen angehäuften jüdischen Bevölkerung bedroht, kann man auch nicht die wirtschaftlichen Perspektiven des unabhängigen Staates außer Acht lassen, da dieser Staat seine sozial-wirtschaftlichen Organismen ganz anders als früher, während der gänzlichen Abhängigkeit von Rußland gestalten wird. Nämlich durch die Vergrößerung der Erwerbsmöglichkeiten, mit Hilfe der autonomen Initiative, durch die Entwickelung der produktiven Landeskräfte, durch den Bau von Eisenbahnen, die Erweiterung des öffentlichen Kredits, durch die Regelung, mit Hilfe der unabhängigen Behörden, verschiedener Wege des Handels und Industriezweige, endlich durch die Förderung der Fachschulen. Und die nationale Macht wird über den allgemeinen Wohlstand wachen.

Selbstverständlich müssen auch die Juden das Recht zur Fürsorge über ihre wirtschaftliche Entwickelung im Sinne des ökonomischen Fortschrittes haben. Und die Auswanderung selbst, welche eine entsprechende öffentliche Leitung erhalten würde, ginge regelmäßiger von statten.

Endlich muß hinzugfügt werden, daß die Gleichberechtigung in den Verhältnissen der unabhängigen polnischen Regierung nicht nur die vollen Rechte in allen Sphären des Lebens, die politische nicht ausgenommen, den Juden einräumen, sondern sie auch den bürgerlichen Pflichten unterordnen wird; diese

Gleichberechtigung wird sie sogar einigermaßen dem nötigen kulturellen Einflusse, der Pflicht der Polonisierung durch die Schule, und den andern Bürgern gleich durch die Erfüllung derselben Pflichten, unterordnen. Überflüssig fast scheint es, daran zu erinnern, daß die zwangsweise Einprägung der Rechte und Pflichten in einem gewissen Grade jeder regierenden Macht, sogar der am meisten liberalen und gerechten, zusteht. Die Freiheit besteht keineswegs darin, daß man die Bürger in kultureller und sittlicher Ohnmacht zurückläßt.

Auf dieser Entwickelungslinie müßten die Juden in den nationalen polnischen Organismus einverleibt werden. Auf diesem Wege sollten die noch national unaufgeklärten Massen für die polnische Idee und Politik gewonnen werden.

Die liberalsten und die größte Toleranz ausübenden Regierungen wenden kulturelle Mittel des öffentlichen Rechtes an, um die ihrer staatlichen Gewalt unterliegende Bevölkerung in sozialer und bürgerlicher Hinsicht zu bilden. Die Erhaltung einer besonderen sozialen Gruppe auf der niedrigen Stufe ihrer Orthodoxie und Halbkultur ist, wenn sie auch Merkmale nationaler Überreste besitzt, kein Demokratismus, sondern Mangel an öffentlichem Schutz.

Die Frage der Judenassimilation in Polen so begreifend, verstehen wir jedoch vollkommen, daß dieser Prozeß allmählich vor sich gehen muß, daß die ganze, zwei Millionen zählende Masse hiesiger Juden nicht auf einmal durch den polnischen nationalen Organismus absorbiert werden kann. Diese ganze Masse muß aber gleich für die Pflichten gegen die polnische Unabhängigkeit gewonnen werden und selbst dann, wenn ihre individuelle Verschiedenheit erhalten bleibt, kann sie keinen Staat im Staate bilden, demgemäß kann sie auch nicht über die religiöse Sphäre hinaus nach gemeinsamen, ihre Aussonderung sichernden Rechten streben. —

IV.

Der jüdische Nationalismus und seine Verteidiger stellen gewöhnlich diesen Ansichten die Behauptung gegenüber, daß der Jargon dennoch das tatsächliche Organ der Sprache von mindestens einigen Millionen Menschen ist, daß er also ihr kulturelles Merkmal ist, und daß das zwangsweise Herausreißen dieses vielhundertjährigen Instrumentes seiner eigenen Kultur und Sprache aus der Seele des Juden allen Grundsätzen, sowohl des Demokratismus, wie der sozialen Pädagogie zuwider wäre. Die Erfahrung überzeugt aber, trotz dieser Behauptung, daß die Juden in den Ländern der westlichen Zivilisation sehr leicht und verhältnismäßig schnell dem Jargon entsagen, und dies ohne das Gefühl zu haben, daß ihnen damit ein Unrecht geschieht. Und so geschah es auch in Polen — ganze Generationen, welche die polnische und sogar zum Teil die russische Schule besuchten, haben leichten Herzens und ohne Sehnsucht dem Jargon zu Gunsten der polnischen Sprache entsagt. Diese Erscheinungen sind so allgemein und klar,

daß es unnötig wäre, sie in Erinnerung zu bringen, wenn nicht mittlerweile pseudodemokratische Doktrinen zu Gunsten des Jargons entstanden wären, wenn nicht der jüdische Nationalismus aus Beweggründen des geschichtlichen Unrechts, das den Juden in einer anderen Plattform zugefügt wurde — den Schluß ziehen wollte, daß ihre kulturelle Vernachlässigung schon ein soziologischer Prozeß geworden ist, welcher aus der verdorbenen, während der langjährigen Wanderung erworbenen, Volkssprache die nationale Mundart schuf.

Es ist selbstverständlich, daß, indem der Brauch diese Mundart gefestigt hatte, indem man sich ihrer sogar auf gewissen, etwas höheren kulturellen Stufen bediente, und sie schon in Presse und Literatur Anwendung fand, sie sich tiefer in die Volksseele eingeprägt hat. Das ändert jedoch die Tatsache nicht, daß alle Aufklärungsfaktoren und gesetzliche Regeln, welche auf Solidarisierung der jüdischen Masse mit der Kultur der Umgebung hinzielen, diese harte Jargonkruste beständig zerbröckeln werden. Es kann hier die Notwendigkeit gewisser Abstufungen in der Anwendung der pädagogischen Mittel eintreten, auch provisorische Momente auf den Stufen des elementaren Unterrichts angezeigt werden, aber die öffentliche polnische Schule und die verschiedenen Formen der Verwirklichung des polnischen politischen Rechtes würden entschiedene Breschen in die sogenannte Jargonkultur schlagen. Und damit würde der jüdischen Masse kein Unrecht geschehen; sie würde dadurch aus dem Verfall und der Vernachlässigung und Aussonderung emporgehoben, die bei den Existenzverhältnissen, in welchen die Jargonmasse lebt, sie nie und nirgends auf die Höhen einer normalen Nationalität erheben konnten.

Es gibt jedoch Theorien, die besagen, daß der schöpferische Prozeß der Völker nicht aufgehört hat. Und eben ein solcher Überrest einer Nationalität, wie ihn die nicht assimilierten Juden bilden, in einzelnen Territorien, in welchen sie seit jeher angesiedelt sind, oder zu denen sie ständig in ihren Wanderungen streben, in großen Massen angesammelt, durch ihre Sitten, ihre Sprache, ihre traditionellen Berufe usw. von den Hauptnationen dieses Territoriums sich unterscheidend, — also vor allem die nicht polonisierten Juden in Polen — solch ein Überrest einer Nationalität ist schon gleichsam die Brut eines neuen, alle Rechte zur Entwickelung seiner eigenen Kultur besitzenden Volkes geworden. In Rücksicht auf seine Zahl und seine ausgebildeten eigenen Merkmale kann es nicht durch den nationalen Hauptorganismus im Lande verschlungen werden, und die Verweigerung der Rechte der Selbstentwickelung und „Selbstbestimmung" würde seine soziale und politische Zurücksetzung nur befestigen.

Diese Theorien haben jedoch nur den Schein der Richtigkeit. Wenn solch ein Überrest eines Volkes wie die Juden durch die Unmöglichkeit der selbständigen nationalen Existenz und zugleich durch die Schwierigkeit in der Vereinigung mit der Umgebung sich tatsächlich in der Phase des ethnischen Prozesses, welcher mit der Zeit aus ihm eine neue Nationalität herausbilden könnte, befindet, so muß

vor allem gefragt werden, welche, in seinem eigenen Interesse, die Linie der größeren und welche die der kleineren Entwickelungsanstrengung wäre. Die objektive Bildung eines Volkes aus der Jargonmasse heraus kann man sich nur vorstellen als das Erzeugnis der Notwendigkeit, unter dem Einfluß einer ganzen Reihe negativer Faktoren, welche seine Einbürgerung in mit den Völkern der Umgebung solidarischen Formen hemmen. Solch eine Entwickelung würde also weiter denselben Wegen folgen, welche die alte Geschichte der Juden gegangen ist, den Wegen der Verfolgung, der Bedrückung und der Existenz im Ghetto. Eine solche Entwickelung würde natürlich in Schmerz und Qual vor sich gehen. Es würde dies also nicht nur die Linie einer größeren Anstrengung als die, sich den gesetzlichen und moralischen Einflüssen einer fertigen und höheren Kultur zu unterwerfen, sondern auch der Dornenweg des historischen Prozesses sein.

V.

Die Anhänger der jüdischen Nationalisierung fordern ein bewußtes, durch Rechtschutz reguliertes Ausbildungssystem der Nation, welche aus der bis jetzt ungeformten Masse entstehen soll; denn sie fordern eine Bürgschaft der nationalen Gleichberechtigung. Da aber diese Masse keine Nation, sondern ein unaufgeklärtes, entstelltes Volk ist, im besten Falle ein Volk in statu nascendi, müßte folglich solche Gleichberechtigung zuerst besondere Arten des Staatsschutzes über die Probe der Bildung einer kulturellen Nation annehmen. Die Anstrengung wäre ungemein beschwerlich für diejenigen Faktoren der regierenden Macht, welcher die Pflicht der Mitwirkung in diesem Prozesse zufallen würde, aber nicht minder große Schwierigkeiten hätte das zum Gegenstand eines solchen Versuches benutzte Element zu bekämpfen. Es ist wahr, daß das Versumpfen in den halbdunklen Tiefen des Jargons die Linie des kleinsten Widerstandes ist. Anders aber das Streben, dieses Volk aus dieser Dunkelheit herauszuziehen, und zwar durch die Vervollkommnung der Bedingungen seines Lebens, die bis jetzt alles, was einen Zusammenhang mit der modernen Kultur hat, entbehren. Ein solcher Versuch der Nationalisierung würde einerseits nicht erlauben, seine tatsächliche Wirksamkeit vorauszusehen, und andererseits der kulturellen Aktion selbst unzählige Hindernisse stellen.

Und schließlich wären dies keine Juden als Nation im geschichtlichen Sinne oder im Sinne ihrer geistigen Selbstentwickelung, sondern eine künstlich gezüchtete Schöpfung. Es würden also dafür keine dieser ethischen und demokratischen Gesetze, welche mit Recht die Existenz und die Entwickelung einer jeden selbständigen Kultur verteidigen heißen, sprechen.

Natürlich bedeutet dies nicht, daß der Pietismus der Juden, den sie für ihre, übrigens sehr eng mit der Religion verbundene, Geschichte hegen, und somit auch die Anhänglichkeit an gewisse Werte ihrer historischen Kultur und die Pflege

dieser Werte nicht in Einklang mit dem Postulat der Assimilation zu bringen ist. Eine gewisse Beimischung besonderer geistiger Faktoren ist keineswegs in Mißklang mit dem Assimilationsprozeß. Es soll nur kein Gegensatz zwischen dem jüdischen Glauben, der jüdischen Herkunft und der polnischen Nationalidee bestehen.

Dieser Idee widersetzt sich auch die Proportionalität der Rechte, deren Anhänger die russischen Juden gewesen sind, welche auf diesem Wege den Juden eine verhältnismäßige Repräsentation in allen politischen Organisationen sichern wollten. Eine solche Proportionalität, besondere Kurien bedingend, vertieft den Separatismus und führt in der Folge zu Anmaßungen, welche die Experimente des neuen Nationalprozesses berechtigen sollen. Dagegen für die gebührende Repräsentation der jüdischen Bevölkerung im sozialen und politischen Leben — eine Repräsentation, durch keine Vorurteile gehemmt, wenn auch mit der Befestigung der Wahlrechte nicht verbürgt — spricht nicht nur der Grundsatz der Gleichberechtigung und der Gerechtigkeit, sondern auch die öffentliche Pflicht, die Juden im nationalen Geiste zu erziehen.

Man muß hier noch mit einer sehr bedeutsamen Tatsache rechnen. Das unabhängige Polen muß und kann die vollen bürgerlichen Rechte dem jüdischen Element, welches kraft vielhundertjähriger Traditionen einen Teil seiner Bevölkerung bildet, zuerkennen. Aber Polen hat keine Pflicht, sich damit einverstanden zu erklären, daß auf ihrem lebenden Organismus ein Versuch der Nationalisierung der Juden — der erste in der ganzen Welt, durchgeführt werde; ein Versuch, welcher im äußersten Ergebnis sicher verfehlt wäre, welcher aber in den langen geschichtlichen Zwischenakten zu einem ständigen schmerzlichen Kampfe um diese Erde, ob sie polnisch oder polnisch-jüdisch sei, führen würde, ob also hier irgendeine Teilung der Macht und des nationalen Besitzes vorkommen soll. Ein Kampf auf diesem Grunde kann den zur Nationalisierung strebenden Juden nie einen Sieg sichern. Dem widersetzt sich nicht nur die Psychologie des polnischen Volkes, dessen Seele das patriotische Gefühl durchdringt, das Gefühl, welches so lange von Moskowitern gekränkt, verunglimpft und geknechtet war, sondern es widersetzt sich dem auch die Staatsraison, da sie nicht einen angemessenen Grundsatz zur Durchführung eines zweifelhaften Experimentes finden könnte, welches ständig die inneren Reibungen steigern und das Zusammenleben der Bürger stören würde. Wenn man sich auch für einen Moment vorstellen könnte, daß bei dem künftigen unabhängigen Organismus die Juden nationale Rechte im Sinne des Jargons in Schule, Gericht und Amt erkämpft hätten, so würde in der Praxis die Verwirklichung dieses Rechtes ständig den polnisch-jüdischen Konflikt in einer viel drohenderen Gestalt, als die jetzigen Kämpfe und Streitigkeiten, zuspitzen, und natürlich würde von den Folgen dieser Zuspitzung hauptsächlich die jüdische Masse betroffen werden, welche man im Namen einer von

außen aufgedrungenen Doktrin, mit dieser angeblichen Wohltat eines nationalen Gesetzes beglücken wollte*).

In einigen Worten wollen wir die aus den obigen Erwägungen sich ergebenden Schlüsse zusammenfassen:

Den Juden kommt in Polen die vollständige politische Gleichberechtigung zu. Aus diesem Rechte wird die Pflicht, sich die polnische Kultur anzueignen, folgen. Mit Hilfe der Schule und der allgemeinen gesetzlichen Regeln, für alle Bürger des Landes angewendet, kann ein gewisser moralischer Zwang ausgeübt werden. Für die Massen, in denen der Jargon ziemlich tiefe Wurzeln geschlagen hat, sollte man auf den niedrigeren Unterrichtsstufen die polnische Lehre erleichternde Übergangsformen anwenden.

Das Recht der nationalen Minderheit, auf die Juden angewendet, wäre sowohl für das Land, als für sie ein schädliches, die sozialen Streitigkeiten verschärfendes Experiment der Nationalisierung.

Endlich fügen wir noch hinzu, daß eine völlige religiöse Toleranz, die wir in unseren Ausführungen nicht berührt haben, selbstverständlich ist.

W. Feldman: Polnische Kriegsliteratur.

(Dr. Oswald Balzer, o. ö. Professor an der Universität Lemberg: „Aus Problemen der Verfassungsgeschichte Polens." Krakau. Zentral-Verlagsbureau des Obersten polnischen Nationalkomitees. — Prof. Dr. A. Sokolowski: „Geschichte Polens in allgemeinen Umrissen." Krakau. Zentral-Verlag des Polnischen Nationalkomitees. — Prof. Dr. A. Brückner: „Die leitenden Ideen der polnischen Politik in den Jahren 1795—1863", Sonderdruck aus der „Zeitschrift für Politik". — Dr. A. v. Guttry: „Die Polen und der Weltkrieg." — Derselbe: „Galizien, Land und Leute." München, Verlag Georg Müller. — Prof. R. F. Kaindl: „Polen." Mit einem geschichtlichen Überblick über die polnisch-ruthenische Frage. Leipzig, B. G. Teubner. — Dr. Miecz.

*) Wir erwägen hier nicht mehr besonders die Frage der Nationalisierung der Juden durch die alt-hebräische Sprache, was die Zionisten anstreben. Dieses Experiment ist ebenso illusorisch wie die Nationalisierung der Juden durch den Jargon; es sprechen auch dagegen solche greifbare Tatsachen wie die gänzliche Unkenntnis dieser Sprache bei den meisten Juden und die außerordentliche Schwierigkeit, eine tote Sprache wieder ins Leben zu rufen und sie auf das Niveau einer modernen zu stellen. Zugleich aber überzeugt die sprachliche Entzweiung inmitten der jüdischen Nationalisten, wie viele Illusionen diese Postulate des Wiederaufbaues einer Nation enthalten.

Szerer: „Studien zur Bevölkerungslehre Polens." Wien. Verlag H. Goldschmidt. —

Dr. Erich Zechlin: „Die Bevölkerungs- und Grundbesitzverteilung im Zartum Polen." Berlin, Georg Reimer. — L. K. Fiedler: „Polen als Absatzgebiet für die mitteleuropäischen Maschinen- und Bauindustrie." Berlin. Selbstverlag des Verfassers. — J. St. Lewinski: „Polens Handelsbilanz." Separatabdruck aus den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik." — Otto Keßler: „Das deutsche Polen." Berlin, Puttkamer und Mühlbrecht. — Dr. Z. Daszynska-Golinska: „Die wirtschaftliche und politische Lage Polens." München. Separatabdruck aus „Archiv für Sozialwissenschaft". — W. Feldman: „Zur Lösung der polnischen Frage. Offenes Schreiben an Herrn M. Harden und Georg Cleinow." Derselbe: „Deutschland, Polen und die russische Gefahr." Derselbe: „Die Zukunft Polens und der deutsch-polnische Ausgleich." Sämtlich bei Karl Curtius, Berlin. — Dr. W. Jodko: „Deutschland und Polen." Zürich. — St. Przybyszewski: „Polen und der heilige Krieg." München, Georg Müller. — Dr. P. Rohrbach: „Bismarck und wir." München, F. Bruckmann. — W. v. Gizbert-Studnicki: „Die Umgestaltung Mitteleuropas durch den gegenwärtigen Krieg." Wien, H. Goldschmidt. — Prof. Dr. M. v. Straszewski: „Die polnische Frage." Wien, H. Goldschmidt. — Dr. Richard Bahr: „Im besetzten Polen." Berlin, Karl Curtius. — Eugen Benzion: „Polen unter Habsburgs Fahnen." Wien, H. Goldschmidt. — Franz Graf v. Kwilecki: „Polen und Deutsche gegen Rußland." Berlin, Verlag „Germania". — Prinz Olgierd Czartoryski: „Müssen Deutsche und Polen sich immer befehden?" Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — „Der Panther", August 1915.

W. v. Massow: „Wie steht es mit Polen?" Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Prof. M. Kranz: „Neu-Polen." München, J. F. Lehmann. — Dietrich Schäfer: „Das deutsche Volk und der Osten." Leipzig, B. G. Teubner. — „Ostmarkenpolitik und polnische Frage." Der Panther, August 1916. — Dr. A. Grabowsky: „Die polnische Frage." Berlin, Karl Heymann. — Austriacus: „Polnische Russophilen." — Dr. M. Lozynski: „Dokumente des polnischen Russophilismus." — Dmytro Donzow: „Groß-Polen und die Zentralmächte." — Dr. Michael Lozynski: „Wie die Polen ihre Freiheit verstehen." Berlin, Kroll. — Dr. Gaigalat: „Die litauisch-baltische Frage." Berlin, Verlag der Grenzboten. — Leon Wasilewski: „Die nationalen und kulturellen Verhältnisse im sogenannten Westrußland." Wien, Goldschmidt. — Prof. Dr. Stanislaus von Smolka: „Die reussische Welt." Historisch-politische Studien. Vergangenheit und Gegenwart. Wien, Gerold & Cie. — Prof. Dr. Alexander Brückner: „Die Slawen und der Weltkrieg." Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).) —

Nicht nur die Operation, sondern auch die Studien zu derselben mußten im akuten Zustande der Krankheit in Angriff genommen werden. Es mußte ein Weltkrieg kommen, damit das deutsche Volk sich erinnern konnte, daß die Polenfrage — nicht etwa eine Posener oder oberschlesische Polenfrage — existiert, und da begann man eiligst Materialien zu sammeln, Handbücher und Monographien zu schreiben und in der Hitze des Gefechts eine Lösung, richtiger: eine Reihe von Lösungen vorzuschlagen.

Vom bleibenden wissenschaftlichen Wert können die unter solchen Umständen improvisierten Bücher und Broschüren gewiß nicht sein, und kaum einigen von ihnen wird nach dem Kriege eine Bedeutung zukommen; höchstens wird der Geschichtsschreiber manche Tendenzen, Dokumente und Polemiken zur Charakterisierung des historischen Augenblickes benutzen können. So besitzt das deutsche Publikum bis nun kein Buch über die letzten Jahrhunderte der polnischen Geschichte; das großartige Werk von Röpell, von Caro fortgeführt, neulich um einen großangelegten Band von Zivier bereichert, behandelt die Geschichte Polens kaum bis Ende des sechzehnten Jahrhunderts, und auch diese Werke, die der deutschen Geschichtsschreibung alle Ehre machen, sind nur für Fachleute bestimmt. Sonst bestehen bloß einige kleinere Handbücher, von einer Tendenz getragen, die heutzutage geradezu anachronistisch wirkt. Das interessanteste Kapitel: die Teilung Polens, ist in Deutschland bei der Auffassung von Sybels stehen geblieben. Nur die Arbeiten des Göttinger Professors Max Lehmann streben eine unparteiische, auf Quellen begründete neue Auffassung an. Die polnische Gelehrtenwelt hat zu dieser Frage eine Menge von Materialien und Monographien beigetragen, eine der letzteren — von dem berühmten Lemberger Hochschullehrer Oswald Balzer, der vor Jahren das bekannte Offene Schreiben an Theodor Mommsen gerichtet hatte, liegt nun in deutscher Ausgabe vor. Der Verfasser bekämpft, an der Hand eines reichen Materials aus dem Gebiete der vergleichenden Rechtslehre, die Anschauung, daß der Hauptgrund des Unterganges Polens die von Polen selbst verschuldeten Verfassungszustände der Republik, Anachronismen einzig in ihrer Art („liberum veto", die Möglichkeit der Sprengung des Reichstags durch einzelne Abgeordneten) waren, und gelangt zur Überzeugung, „daß die eigentliche entscheidende Ursache des Unterganges der polnischen Staatlichkeit, daß die causa officiens dieses Ereignisses die Eroberungssucht der vereinigten und daher überstarken, zum Verderben Polens verbündeten Nachbarn gewesen sei". — Wie hat sich seit dieser unglückseligen Teilungsepoche das politische Leben der Polen gestaltet? In diese, dem deutschen Leser fast unbekannte Welt führt die Abhandlung des Berliner Slawisten Prof. Brückner ein (Zeitschr. f. Politik. VIII. Bd. Heft 3/4). An der Hand eines polnischen Geschichtswerkes von W. Feldman schildert Prof. Brückner „die leitenden Ideen der polnischen Politik in den Jahren 1795—1863", in der schon damals zwei Hauptströmungen sich kreuzen: eine schwache, die die Aussöhnung

mit Rußland anstrebt (Staszic, Lubecki, Wielopolski), und eine starke, die in drei Aufständen, in der Emigration, in der nationalen Dichtung, in den Hauptvertretern der Publizistik, ihren Ausdruck findet.

Die darauf folgende Epoche wird nur in parteipolitischen Schriften behandelt. Die schematische „Geschichte" des Krakauer Publizisten Dr. Sokolowski erfüllt leider ihren Popularisierungszweck nicht. Selbst das geistige Leben der polnischen Nachbarn ist in Deutschland wenig bekannt; einen guten Grundriß der polnischen Literatur hat vor einigen Jahren Prof. Brückner geliefert (Leipzig, Amelang'scher Verlag, in der Serie: Literaturen des Ostens); in einer Skizze: „Die polnische Literatur der Gegenwart" versucht W. Feldman (Berlin, Verlag Curtius) den Leser in die neuesten Strömungen der polnischen Ideenwelt einzuführen. Sonst bot uns die Zeit, was vonnöten war: Publikationen politischen und ökonomischen Inhalts.

Ein solches Kompendium, vom polnischen Standpunkte aus geschrieben, ist das Buch v. Guttrys. In einem 304 Seiten starken Band erteilt der Verfasser Bescheid über Land und Leute, Geschichte, besonders seit der Teilungsperiode, und gegenwärtige Bestrebungen, Wirtschaft und soziale Organisationen. Dr. Guttry, Sohn eines polnischen Emigranten, der sich in den nationalen Bewegungen 1846, 1863 hervorgetan, ist bis nun publizistisch wenig hervorgetreten, in Polen nicht bekannt; ohne sein Polentum besonders zu betonen, tritt er entschlossen gegen manche antipolnischen Tendenzen auf, ist aber ehrlich bestrebt, belehrend zu wirken; das wurde auch von der deutschen Leserwelt anerkannt, da sein Buch bereits in der sechsten Auflage vorliegt. Denselben Eindruck wird das Buch desselben Verfassers über Galizien hervorrufen. Geschichte des Landes — dessen Verfassung und Verwaltung — die geographische Lage (wären diese Kapitel nicht richtiger an die Spitze zu setzen?) — das Volk — die Wirtschaft — werden liebevoll und knapp geschildert; hierzu kommen reich illustrierte Schilderungen einzelner Städte, Dörfer und Burgen. Angesichts der Nationalitätenfrage vertritt Dr. Guttry den Standpunkt, daß die Polen in Galizien seit Jahrhunderten eine Mission erfüllen, als Träger der Kultur des Westens nach dem Osten; ist doch das Land der Knotenpunkt, wo die lateinische und byzantinische Kultur zusammenprallen. Auf streng wissenschaftlichen Wert erheben die Arbeiten v. Guttrys keinen Anspruch. — Einen kühnen Versuch, auf 105 Seiten alles Wissenswerte über Polen mitzuteilen, hat der bekannte Monograph der Deutschen in den Karpathenländern, Prof. Kaindl, gemacht; sogar die polnisch-ruthenische Frage und die deutsche Frage in Polen werden hier mit drei besonderen Kapiteln bedacht. Die ganze polnische Presse hat dies Büchlein energisch zurückgewiesen. Der Verfasser wälzt alle mögliche Schuld auf die Polen, obwohl er (S. 45) das Gebaren der Russen und der Preußen mit einem kräftigen Wort kennzeichnet; die politischen Zustände der Gegenwart sind ihm sehr oberflächlich bekannt (S. 58 ff.). Wie mangelhaft er sein Material behandelt, beweisen schon die Schnitzer in der

Anführung polnischer Zeitungstitel. Seite 97 gipfelt in einigen Sätzen über „verräterische Handlungen, die unseren Armeen unendlichen Schaden brachten" beim Einmarsch der Russen in Galizien; Beweise und Namen fehlen.

Über die Bevölkerung Polens unterrichtet Dr. Szerer; sein Büchlein bietet in mancher Beziehung mehr, als der Titel verspricht (Kap. V: Volkswirtschaft, viel Beachtenswertes!), in anderer — weniger, da die polnischen Bevölkerungszustände des preußischen Anteils nicht berücksichtigt werden. Sonst weisen seine Ziffern pro 1910 auf: Polen in Westgalizien 2 560 820, in Ostgalizien 2 114 790, im Königreich Polen 8 908 900, in Litauen und Westrußland 1 476 060, in Kleinrußland 807 030, in Kurland 21 495, zusammen 15 899 095. Dazu kommen vier Millionen Preußens und gegen zwei Millionen, die in Amerika leben. Seit 1910 sind diese Zahlen natürlich gestiegen. Diese Ziffern erfahren eine Vervollständigung und Beleuchtung in der ausgezeichneten Arbeit der Frau Dr. Daszynska-Golinska. Die gutgeschulte Verfasserin beschränkt ihr Thema auf Kongreßpolen, entwirft dafür ein genaues Bild von dessen Bevölkerungsverhältnissen, Mineralschätzen, Bodenbeschaffenheit, Industrie und Finanzen; der Leser wird hier alles finden, was von einer kurzen Einführung verlangt werden kann. Politisch ist sie gegen eine neue Teilung und für ein Desinteressement Deutschlands. — Dr. Zechlins statistische Studie erörtert die Bevölkerungsfragen (Verteilung, Konfession, Nationalität, Bevölkerungsdichte) und die Grundbesitzverteilung des Zartums (wozu dieser Russizismus? Polen ist Königreich!); die russischen Quellen, die der Arbeit zugrunde liegen, sind nicht immer zuverlässig. Ing. Fiedler bietet eine plastische Vorstellung von der gegenwärtigen Lage der Landwirtschaft und der einzelnen Industriearten, besonders der Schwer-, Textil- und Bauindustrie; seine Ausführungen laufen auf den praktischen Zweck hinaus, die Frage zu beantworten, welche Aussichten Polen der Bauindustrie bietet. Von allgemeiner Bedeutung ist die kurze Abhandlung Dr. Lewinskis; an der Hand eines großen Werkes des Warschauer Statistikers Tenenbaum wird hier eine Handelsbilanz Polens konstruiert, die zu ganz überraschenden Ergebnissen führt: wir sehen z. B., daß Polen sechzig Prozent seiner Rohstoffe aus dem Auslande einführte, was das Land an die Ostsee und die deutschen Eisenbahnen knüpft, dagegen ist Rußland bei verschiedenen Waren so sehr von der polnischen Einfuhr abhängig, daß es sofort nach dem Kriege den Ausfall durch eigene Produktion kaum wird decken können. Keßler bietet eine Zusammenstellung der wichtigsten Ziffern und — was wertvoll ist — der amtlichen Verordnungen der deutschen Okkupationsbehörden bis Ende 1915; manche werden durch entsprechende Zeitungsstimmen beleuchtet.

Die reinpolitischen Zukunftsfragen betreffs Polens werden in einer Reihe von Publikationen behandelt, die nach ihren Haupttendenzen in drei Gruppen zerfallen: die eine verlangt die Unabhängigkeit Polens, die zweite — die Angliederung

an Österreich-Ungarn, die dritte — in irgendeiner Form Angliederung an Deutschland. —

Die erste Broschüre, die nach Ausbruch des Krieges in Deutschland über Polen aus dem polnischen Lager erschien, war die Polemik Feldmans gegen Cleinow und Harden; sie entkräftet die einseitigen Vorwürfe wegen des polnischen Russophilismus, erinnert an die preußischen Versuche zur Herstellung Polens, denen auch Bismarck nicht immer feindlich gegenüberstand, und spricht zum ersten Mal laut das Wort von der Notwendigkeit eines polnischen Pufferstaates aus. Derselbe Verfasser entwirft in der zweiten Broschüre ein Bild der russischen Gefahr (enormer Menschenzuwachs, Panslawismus, Drang nach dem Westen) und fordert die Unabhängigkeit Polens, das sich gegen den Osten erweitern könnte, gegen Militär- und Eisenbahnkonventionen mit Deutschland; die etwaigen Vorwürfe gegen dieses Programm werden widerlegt, der Ideengang auf Zitate von Frhrn. v. Stein und Arndt gestützt. „Die Zukunft Polens" war bereits nach Einnahme Warschaus geschrieben; sie fordert positive, staatsschöpferische Politik, erhebt energischen Protest gegen etwaige Teilung des Landes, und betreffs der Provinz Posen vertritt sie die Meinung, daß der deutsch-polnische Ausgleich in Warschau, nicht in Posen gemacht werden wird; sobald die Polen sehen, daß Preußen ihnen nicht mit Ausrottung droht (die Herstellung Polens wäre der beste Beweis!), wird der Ausgleich nur zu einer taktischen Angelegenheit; schließlich wird die Juden- und Ukrainerfrage erörtert. Die Idee eines selbständigen polnischen Staatswesens vertritt auch Dr. Jodko; vom Standpunkte der deutschen Interessen betont er die Wichtigkeit der polnischen Armee und die Bundesfähigkeit Polens. Diese Ideen versucht Przybyszewski als Dichter den Herzen und der Phantasie des Volkes nahezubringen. Unter den deutschen Politikern hat die Freiheit Polens unermüdlich in seinen älteren Arbeiten Hans Delbrück, nun Rohrbach verlangt; in seinem Bismarck-Buch tritt letzterer der Einseitigkeit des ersten Reichskanzlers entgegen und ist überzeugt, daß derselbe in unserer Zeit gewiß nicht dem doktrinären Polenhaß gehuldigt hätte.

Einen andern Standpunkt nahmen die polnischen Politiker Galiziens ein. Um das Krakauer Nationalkomitee, das sich bei Organisierung der Legionen große Verdienste erworben hat, gruppiert, verlangten sie mit der ersten Gruppe zusammen die Herstellung eines polnischen Staates, aber in dem Verbande der österreichisch-ungarischen Monarchie. Am eindringlichsten werden diese Ideen in dem Werkchen des Krakauer Professors v. Straszewski verfochten; interessant ist seinerseits, d. i. seitens seiner Partei, die entschlossene Verzichtleistung auf jedwede Ansprüche betreffs der Provinz Posen. Das durchaus austrophile Buch, in Wien gedruckt, weist mehrere Zensurlücken auf. Die Real-Union mit Österreich-Ungarn verlangt auch v. Studnicki, er glaubt sogar an die Assimilierung der polnischen Bevölkerung in Preußen durch die Deutschen; der sehr begabte Verfasser hat seither sein Programm geändert und verficht nun in Warschau die

polnische Selbständigkeitsidee. Die Broschüre des hervorragenden Berliner Publizisten Dr. Bahr ist aus Reiseeindrücken entstanden; die Zustände in Warschau, besonders während der Eröffnung der polnischen Hochschulen, werden geistvoll geschildert; der Verfasser — Anhänger eines national reinen Deutschlands — spricht sich auch für ein Polen im Sinne der Wünsche des Krakauer Nationalkomitees aus. Der Wiener Ökonomist Benzion verlangt die Lostrennung Polens von Rußland, um die Grenzen Österreichs gegenüber Rußland von deren Mittelpunkt weiter hinauszuschieben und dem Zarat ein Gebiet zu entziehen, das den Nahrungsmittelbedarf der Donaumonarchie reichlicher befriedigen und deren Schwerindustrie eine breitere Grundlage zu verleihen vermag. Im Sinne der sogenannten polnisch-österreichischen Orientierung ist auch der Artikel gehalten, mit dem der Obmann des Krakauer Nationalkomitees, Prof. v. Jaworski, das „Panther-Heft" pro August 1915 eröffnet; eine Reihe von polnischen Politikern und Schriftstellern entwirft hier ein Bild des gegenwärtigen Polens. Mit besonderer Rücksichtnahme auf die Verhältnisse der Provinz Posen ergreifen das Wort zwei dortige Vertreter der konservativen Magnatenpartei: Prinz Czartoryski und Graf Kwilecki. Ersterer spricht der deutsch-polnischen Annäherung das Wort und zieht gegen den Ostmarkenverein los; der zweitgenannte Verfasser betont mit großer Wärme die gemeinsamen Kulturinteressen, die Deutschland und Polen dem orthodox-byzantinischen Russentum gegenüber verbinden; von dieser Interessengemeinschaft erhofft er nicht nur die Befreiung Polens, sondern auch des Heiligen Stuhls.

Im schroffen Gegensatz zu dieser Idee stehen die Tendenzen derjenigen deutschen Politiker, die sich bis zum Ausbruch des Krieges um den Ostmarkenverein geschart haben. Zu ihrem publizistischen Hauptführer hat sich Prof. Dietrich Schäfer emporgeschwungen, dessen für die größere Öffentlichkeit bestimmte Broschüre ein Programm darstellt, das nachher in einer Reihe von Denkschriften und Privatdrucken entwickelt wurde. Hier sein Ideengang: Nicht weniger als zwei Fünftel Einwohner des Deutschen Reiches wohnen jetzt auf Boden, der vor tausend Jahren von Fremden besetzt war; Preußen und Österreich, Berlin und Wien liegen auf einst slawischem Boden; die Deutschen sind hierher als Siedler gekommen, haben durch ihre überlegene Kultur gesiegt, und dieses friedliche Vordringen dauert fort bis in die Gegenwart. Als Reaktion dagegen ist es nachdrücklich in Böhmen und in Polen zu einer Periode ausgesprochener Deutschfeindlichkeit gekommen — Friedrich II. hat durch Besitzergreifung polnischen Gebietes für Preußen eine Pflicht der Selbsterhaltung erfüllt, da er dadurch die Beherrschung ganz Polens durch Rußland verhinderte. Daß die Polen, auch diejenigen Preußens, den Gedanken an Wiederherstellung eines selbständigen Staates nicht aufgeben wollen, ist begreiflich, aber auch, daß solche Bestrebungen energisch niederzuhalten sind; Meinungsverschiedenheiten können unter Deutschen höchstens darüber bestehen, o b solche Bestrebungen vorhanden seien. Damit aber

ist zu rechnen, daß in Polen Sympathien für Rußland bestehen; „wenn nicht alle Anzeichen trügen, so befleißigen sich galizische Polen einer Haltung, die gestattet, sich auch nötigenfalls mit russischer Herrschaft abzufinden" (?!). Die heutige geographische Linie belastet somit den deutschen Staat mit der Möglichkeit einer polnisch-russischen Verständigung und mit dem Haß, der auch nach dem Kriege zurückbleiben wird. Dazu kommt noch die wirtschaftliche Not Deutschlands; dessen anbaufähiger Boden genügt nicht mehr. Im Osten muß daher erweitertes Herrschafts- und gesichertes Wirtschaftsgebiet gesucht und gefunden werden. Über See ist er nicht mehr zu haben. Das Werk des zwölften, dreizehnten, vierzehnten Jahrhunderts muß fortgesetzt werden. „Die Lande, die das alte Königreich Polen bildeten, bieten noch reichlich Raum für neue Siedler."

So einfach, wie für den kühnen Berliner Professor, liegt die Frage für andere Mitglieder des Ostmarkenvereins nicht. Einer ihrer hervorragendsten Wortführer, Wilhelm v. Massow, bleibt in seiner Broschüre treu der Bismarck-Bülow'schen Polenpolitik in den preußischen Landen, verhält sich aber nicht negativ betreffs der polnischen Unabhängigkeitsbestrebungen in dem bisher russischen Anteile. Eine Gefahr für Deutschland stellen sie nicht dar, denn Polen wäre lebensfähig auch ohne freien Zugang zur Ostsee; Deutschland kann dabei der Frage der polnischen Zukunft gelassen mit voller Entschlußfreiheit gegenübertreten. Ob dieses laissez faire für einen praktischen Politiker noch heute haltbar ist — ist eine andere Frage. — Prof. Kranz bietet in seiner Arbeit viel Dichtung, aber auch manche Wahrheit über die Zustände des Posener Polentums, ist jedoch Anhänger eines selbständigen Polenstaates; einen Nachweis ihrer Regierungsfähigkeit haben die Polen mehrmals geliefert, um aber der Gefahr einer Irredenta in Preußen vorzubeugen, muß eine Austausch-Siedelung planmäßig durchgeführt werden; die Germanisierung ist unmöglich, und das Verbleiben der Polen in der preußischen Ostmark ist schädlich. Ein anderer Konservativer, eigentlich Freikonservativer, Dr. Grabowsky, betrachtet auch diese Furcht vor dem Polentum in Preußen als übertrieben; indem sie ihren eigenen Staat erhalten, werden die Polen sich gewöhnen, staatliches und nationales Leben zu unterscheiden. Der eigene Staat soll ihnen daher gegründet werden, nicht aber zu schnell: vorläufig empfiehlt der Verfasser ein deutsch-österreichisches Kondominium, wie es seinerzeit in Schleswig-Holstein bestand. — Haben hier nur Theoretiker gesprochen, so ergreifen im „Panther-Heft" pro August 1916 die Praktiker des Ostmarkenvereins das Wort, um zu beweisen, daß sie trotz der bitteren Erfahrungen der letzten zwei Jahre nichts gelernt und nichts vergessen haben. Da die bisherige Ostgrenze Preußens ungenügend war, — so lautet hier das Zukunftsprogramm — so wäre die beste Lösung, das eroberte Polenland fest in der Hand zu behalten, oder — wenn Österreich nicht einwilligt — eine Teilung (S. 1012).

Den famosen Ideen des Ostmarkenvereins gesellt sich ein Häuflein sogen. Ukrainer bei, die im Laufe des Jahres 1915 Deutschland mit einer Flut von

Broschüren und Artikeln beglückt haben. Das Interessante in ihnen war, daß sie über eine politische Los-von-Rußland-Bewegung in der eigentlichen Ukraine nichts zu berichten wußten; dagegen viel Eifer und eigens fabrizierte Gelehrsamkeit verschwendeten, um zu beweisen, daß das Polentum durchaus russophil und ein polnischer Staat eine Lebensgefahr für Deutschland wäre. Vom litauischen Standpunkt wendet sich gegen die Polen der als nationaler Politiker den Litauern eigentlich ganz fremde preußische Abgeordnete Pastor Gaigalath; interessant in seinen Ausführungen sind die statistischen Ziffern. Mehr statistisches und ethnographisches Material über Litauen und Westrußland bietet Wasilewski. Den ruthenischen Angriffen gegenüber verhielten sich die führenden polnischen Politiker mit verächtlichem Schweigen; wußten sie doch, daß das Leben richten wird — und wirklich hatten sowohl die österreichische Regierung, wie die deutsche Öffentlichkeit die ganze Nichtigkeit der ukrainischen Agitation bereits erkannt. Professor Smolka gab sich endlich die Mühe, den Ukrainismus einer gründlichen Prüfung zu unterziehen; sein großes Werk über diesen Gegenstand empfiehlt sich jedem Liebhaber einer quellenmäßigen, breit ausholenden Darstellung. Tiefes Wissen, aber auch ein starkes polnisches Temperament liegt den Skizzen zugrunde, die über das Thema: Polen — Litauen — Ukraine der Berliner Slawist Brückner veröffentlicht hat. Er glaubt an den Ukrainismus nur in Galizien, für die Litauer sieht er die einzige Lebensmöglichkeit nur in der Aussöhnung mit Polen; was Brückner über Polen sagt, ist ungemein instruktiv; auch dem Fachmann wird hier viel Neues geboten; seine Synthese der Polenfrage faßt der Verfasser zusammen in einer Reihe von Abhandlungen, die in der „Deutschen Rundschau" erscheinen.

Wenn wir das Leben als Richter im Kampf der Meinungen anrufen, so beweist die Entscheidung, die die Zentralmächte in der Polenfrage am 5. November v. J. getroffen haben, daß jene Lösung den Sieg davongetragen hat, die in der deutsch geschriebenen Publizistik der Schreiber dieser Zeilen vertreten hat. Es war ein Sieg der Logik der Wirklichkeit; unter deren Strahlen werden auch ferner selbst die starrsten Doktrinen wie Schnee zerrinnen.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß in deutscher Sprache zwei Zeitschriften, der Polenfrage gewidmet, erscheinen: Die Wochenschrift „Polen" in Wien, vom Abg. Prof v. Jaworski redigiert, und in Berlin „Polnische Blätter", dreimal monatlich, unter Leitung des Gefertigten. Prof. v. Schmoller charakterisiert beide Organe (Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung usw. Bd. 40, Heft 2) folgendermaßen: (P o l e n) „geht von den politisch herrschenden Kreisen Galiziens aus, ist österreichisch-patriotisch und loyal, betrachtet es als ganz selbstverständlich, daß das eroberte Königreich Polen mit Galizien vereinigt und der österreichisch-ungarischen Monarchie einverleibt werde. Die Polnischen Blätter kämpfen mehr für ein großes selbständiges Polen, als für die Vereinigung mit Galizien. Sie betonen mit Eifer den Satz, daß ein kleines, schwaches Polen

leichter wieder eventuell russophil werden könne, als ein großes, und sind daher geneigt, alle möglichen Grenzgebiete, in denen nur fünf bis vierzig Prozent Polen leben, in das neue Königreich einzubeziehen." Der Genauigkeit halber sei hier gesagt, daß diese Expansion nur gegen den Osten, nach Wilno, Grodno, Westrußland gerichtet ist.

Ludwig Stein.

Pater poloniensis: Der Mariavitismus.*)

Über das Verhältnis des russischen Staates zur katholischen Kirche erhielt ich von einer angesehenen geistlichen Persönlichkeit in Warschau nachstehende Bemerkungen:

Das Verhältnis des russischen Staates zur katholischen Kirche war niemals ein friedliches, und es kann kein Zeitraum festgestellt werden, wo die russische Regierung es unterlassen hätte, eine aggressive Politik der katholischen Kirche gegenüber zu führen, und das nicht nur im Innern des russischen Reiches und in den sogenannten westlichen Provinzen, wo der Katholizismus ziemlich zahlreich vertreten ist (Litauen, Weißrußland, Podolien, Wolhynien), sondern auch im Königreich Polen, wo 85 Prozent der Gesamtbevölkerung katholisch ist. Das Motiv dazu war einerseits die orthodoxe Propaganda, andererseits russifikatorische Absichten, die immer stärker und rücksichtsloser auftraten und jedes Hindernis zu überwältigen trachteten. In der letzten Hinsicht stand die Kirche wohl am schwersten im Wege, weshalb man auch mit allen Mitteln sie zu überwältigen trachtete, um das ersehnte Ziel zu erreichen. Es wurden zwar Konkordate und Vereinbarungen mit dem Heiligen Stuhle geschlossen, aber sie wurden entweder gänzlich mißachtet oder teilweise und verstümmelt in Anwendung gebracht. Das sprechendste Beispiel für die Treulosigkeit der russischen Regierung bildet der Toleranzakt vom Jahre 1904, der durch ministerielle Erlasse und Erklärungen, ja sogar durch Verordnungen untergeordneter Beamten in der Weise verstümmelt wurde, daß nicht einmal die Spur von einer religiösen Freiheit zurückblieb. So waren im Jahre 1910 in der Diözese Wilna über sechzig Pfarreien hirtenlos, weil die betreffenden Pfarrer entweder abgesetzt waren oder schwere Kerkerstrafen verbüßten wegen sogenannter katholischer Propaganda, die darin bestand, daß sie kraft des Toleranzediktes zur katholischen Kirche zurückkehrenden Uniaten die heiligen Sakramente spendeten. Von dieser unerhörten Willkür können unzählige Beispiele aufgeführt werden.

*) Siehe den vorstehenden Aufsatz des Fürsten Drucki Lubecki S. 254.

Die russische Regierung unterließ auch nicht, bei jeder Gelegenheit einen Keil in die Einigkeit der katholischen Kirche zu schlagen, indem sie schlechte, auch gar abtrünnige Priester protegierte und auszeichnete, z. B. wie seinerzeit in Wilna, Grodno, Minsk und an anderen Orten, oder auch den geringsten Schein einer Spaltung in der Kirche auszunutzen suchte und mit allen Kräften unterstützte. So war es neuerlich in der Sekte der Mariawiten. Die Geschichte dieser Sekte ist in dem Maße charakteristisch, daß sie einer näheren, wenn auch kurzen Erläuterung verdient, da sie so bildreich das Verfahren der russischen Regierung ins Licht stellt.

Die Gründerin dieser Sekte, eine arme, ungebildete Näherin, Felicja Kozlowska, unter dem Vorwande, himmlische Offenbarungen erhalten zu haben, scharte um sich eine Anzahl Weltpriester, die sich gänzlich ihrer Leitung unterstellten. Mit der Zeit wuchs ihr Ansehen in dem Maße, daß die Anhänger ihr eine gewisse Anbetung zusprachen, sie der hl. Muttergottes gleichstellten und als die in der Offenbarung des hl. Johannes angesagte Braut Christi erklärten. Zugleich suchten diese Priester durch exzentrische Übungen, wie eine stundenlange Anbetung des Allerheiligsten Sakramentes, Beten der speziellen Litanei zum „Mütterchen" (Kozlowska), verschiedene Prophezeiungen und Versprechen, Nachlassung der Sünden durch den Glauben an das Mütterchen, Tragen ihrer Haare in Skapulieren, um dadurch einen glücklichen Tod zu erbitten, Verschlucken ihrer Bildnisse nach der Art der hl. Kommunion und allerlei blödsinnige Kunstgriffe unter den am wenigsten aufgeklärten Schichten des Volkes Anhänger zu gewinnen. Als sie oftmals von der Kirchenobrigkeit gewarnt, sich zwar äußerlich den Weisungen der Bischöfe unterwarfen, wirklich aber ihr weiteres Treiben fortsetzten, wurden sie endlich durch ein Dekret des Heiligen Stuhles mit der Exkommunikation bedroht. Viele erkannten ihren Fehler und standen von der Kozlowska ab, die Mehrzahl aber, von dem „Mütterchen" auf Grund ihrer göttlichen Offenbarung versichert, beschlossen, mit der Kirche zu brechen, um so mehr, da zurzeit die revolutionären Wirren überhaupt viele schwachen Gemüter aus dem Geleise brachten. So entstand ihre öffentliche Apostasie im Jahre 1905. Sie suchten bald eine Verständigung mit der russischen Regierung, die mit aller Bereitwilligkeit sie gegen die Einigkeit der katholischen Kirche auszunutzen beschloß. So wurden die Mariawiten unter Beistand und Protektion aller Regierungsorgane anempfohlen und ihnen nicht nur die Freiheit gewährt, zu handeln und walten, wie sie es für wünschenswert erachteten, sondern auch reichliche Geldmittel zur Verfügung gestellt. Dank dieser Fürsorge mehrte sich die Zahl der Mariawiten rasch. Nach Reinke, dem bekannten Beschützer und Protektor der Mariawiten, betrug ihre Zahl im Jahre 1909 162 280 Seelen. Obgleich diese Zahl stark übertrieben war, betrug sie doch nach der offiziellen Statistik in diesem Jahre 73 033 Sektanten mit 23 Pfarreien, 30 Pfarrern, drei Bischöfen, 120 Nonnen, 44 Bethäusern und 166 Kapellen. Dabei wurde ihnen gestattet, ohne jegliche Schwierigkeit

Schulen, Asyle, Kooperativen, Kassen, Werkstätten und dergleichen andere Institutionen zu gründen, und das ohne jegliche staatliche Kontrolle, wie auch verschiedene finanzielle und agrarische Unternehmungen ins Leben zu rufen. Gleichzeitig wurde jedes Gegenwirken den Katholiken strengstens untersagt, ja mit schweren Strafen verfolgt.

Der Warschauer Weihbischof Ruszkiewicz wurde in zwei Instanzen zum Absitzen verurteilt, weil er wagte, eine mariawitische Ehe für nichtig zu erklären, drei Priester und das Ehepaar zur Kerkerstrafe. Die Protektion der Regierung wurde aber zu öffentlich und provokatorisch betrieben, und als noch den Mariawiten gestattet wurde, die römische durch eine polnische Liturgie zu ersetzen, und ihre Verbrüderung mit der orthodoxen Geistlichkeit bei jeder Gelegenheit immer deutlicher an den Tag trat, da auch alle Verheißungen und Prophezeiungen der mariawitischen Priester sich als lügnerisch erwiesen, faßte das Volk ernste Bedenken gegen die Rechtgläubigkeit und Ehrlichkeit der mariawitischen Priester. Es zeigten sich auch unehrliche Verfahren mit den von verschiedenen Mariawiten ihren Priestern anvertrauten Geldern. Von der Zeit an beginnt eine rapide Abnahme der Sekte in dem Maße, daß z. B. in Warschau binnen eines Jahres (1910 bis 1911) die Zahl von 7002 auf 2304 sank. In dieser Proportion äußerte sich der Rückgang der Sekte auch in anderen Ortschaften, so daß jetzt noch kaum die allgemeine Zahl der Mariawiten 12—15 000 beträgt. So blieb nun noch das mariawitische Schisma als ein trauriges Beispiel eines der vielen hinterlistigen Mittel, zu denen die russische Regierung bereit war, zu greifen, um nur die katholische Kirche zu bekämpfen. Man muß noch hinzufügen, daß dies den russischen Schatz viele Hunderttausend Rubel kostete.

Professor Dr. Alexander Brückner: Neupolens Literatur.

Eine große Literatur auf kleinstem Raume charakterisieren zu wollen, ist vermessenes Beginnen, auch wenn deren Hauptwerke und Hauptrichtungen als halbwegs bekannt vorausgesetzt werden. Doppelt vermessen wird dies, falls es sich um eine Literatur handelt, die infolge ihrer Sprache der weiten Welt verschlossen bleibt; — nennt man zu viele Namen und Titel, verwirrt man den fremden Leser; scheut man davor zurück, verwirrt man das fremde Urteil; man verzichtet entweder auf Klarheit oder auf Fülle.

Dies zielt vor allem auf polnische Literatur. Um völlige Unvertrautheit mit ihr zu erklären oder zu entschuldigen, wirft man ihr vor, außer der leidigen

Isolierung der Sprache, noch leidigere Isolierung von Stoffen und Ideen. Sie wäre, heißt es, ausschließlich national, diente weniger künstlerischen, als patriotischen und politischen Zielen ihrer Irredenta, spielte nur den Anwalt eines unterdrückten Volkes von großer Tradition in der Vergangenheit und eitler Anmaßung in der Gegenwart; statt auf den weiten Boden von allem Schönen, Guten und Wahren stelle sie sich nur auf den beschränkten der eigenen Heimat und ihres Tuns und Treibens einst und jetzt. Als wenn Antäus seine Kraft verlöre, wenn er den Mutterboden berührte — hebet ihn weg, und ihr könnt ihn erwürgen.

Ist's erste Aufgabe jeder Literatur, Hüterin des nationalen Feuers zu sein, so wurde der polnischen diese Aufgabe, abgesehen von allen materiellen und moralischen, mehr oder minder gewaltsamen Hemmungen von außen, durch eine tragische Verkettung von innen, wie sie keinem andern Volke widerfuhr, erschwert. Ein Jahrhundert lang hat nämlich in Polen Auslese und Zuchtwahl nur Mittelmäßigkeit, Gleichgültigkeit, Ideen- und Gefühlslosigkeit gefördert — mußte doch alles, was für Ideale und Größe stritt, den Weg ins Ausland, nach Sibirien oder zum Galgen antreten. Die besten und kräftigsten Elemente der Nation blieben wie zur Unfruchtbarkeit, weil zu frühem Tode, oder zum Verlassen der Heimat verurteilt. Diesem planmäßigen Ausmerzen von allem Energischen, Selbst- und Furchtlosen, dieser systematischen Inzucht von allem Schwächlichen, Eigensüchtigen und Furchtsamen, dieser Reinkultur von Entsagen, Vergessen und Verzagen, dieser das Lebensmark der Nation bedrohenden Untätigkeit und Haltlosigkeit mußte die Literatur entgegenwirken. Sie hatte ihr Volk vor Mut- und Hoffnungslosigkeit zu schützen, es zu stärken für den Tageskampf: im Namen seiner Ideale der Zukunft, wegen seiner Größe der Vergangenheit, trotz der Zwangslage der Gegenwart, die sich ins Unendliche dehnen zu sollen schien.

Der tatkräftigste Wecker und Rufer in diesem Streite ist seinem Volke in dem Augenblicke entrissen worden — und dies beklagte er in seinen letzten Zügen am meisten, als Ungeahntes sich verwirklichte, als russischen frechen Taschenspielerstücken und französisch-englischen heuchlerischen Vertröstungen zum Trotz die Mittelmächte Polen die Unabhängigkeit schufen, die es so lange, so vergeblich, unter so unsäglichen Opfern ersehnt hatte. Der letzte Gruß von Henryk Sienkiewicz galt aus der schweizerischen Ferne seinem gelobten Lande, in dessen Diensten der einstige Realist und Pessimist, schließlich angeekelt von der schalen Werktäglichkeit, eine merkwürdige Wandlung erfahren hatte.

Der Aufstand von 1863 hatte den nationalen Organismus bis zur Blutleere erschöpft. Der heranwachsenden Jugend schien nun nächstes, ja einzig mögliches Ziel, das im ungleichen, aussichtslosen Kampf Verlorene in friedlicher, „organischer Arbeit an den Fundamenten des Volkes" wiederzuschaffen, alles andere zurückzustellen, materielle und geistige Wohlfahrt allein gegen die Bedrücker zu fördern und zu sichern, das Schlagen der Herzen, den Flug der Phantasie, die

Kombinationen des wägenden Verstandes diesem einzigen, positiven Ziel einzuordnen. Und bald schien Polen ein Ameisenhaufen, in dem sich alles geschäftig rührte, aber nur für das Nächste und Engste, für den Schornstein an der Fabrik, für den Hof auf dem Dorfe, für den Kram in der Stadt. In dieses Summen der Räder und Federn, in dieses Feilschen auf Märkten und Straßen, in dieses Bepflügen der Äcker und Köpfe hinein erdröhnten auf einmal mächtige Fanfaren, als in einer händereichen Trilogie Sienkiewicz zeigte, wie das von jähem Untergang bedrohte, von allen Seiten umstellte alte Polen nicht verzagte, der Gegenwart ein unerreichtes Muster, sich der Feinde erwehrte, wie sein weißer Adler mit den Netzen drohenden Unterganges in die Höhe stieg, sie sieghaft abwarf, den Feinden seine Fänge einkrallte. Noch hatte die Nation nicht den Glauben an sich verloren und darin die Kraft gefunden, die allen Widerstand zerschmetterte. „Zur Erquickung der Herzen" ward diese Trilogie geschaffen und bahnte sich ihren Weg, wie kein anderes Buch, von den Höhen der Gesellschaft bis in die Werkstätte des Arbeiters und an den Pflug des Bauern, als folgenreichste literarische Tat der neuen Zeit, als siegreiche Abwehr jeglicher Niedergeschlagenheit, als trotzige Bekundung nationalen Fühlens. Und ebenso laute und nachhaltende Triumphe errang, auch außerhalb Polens, das epische Talent des großen Sprachkünstlers und tiefen Menschenkenners in seinem „Quo Vadis" und in den „Kreuzrittern": auch hier feierte es, in wohldurchdachter Absicht, den Sieg der Idee über die Materie, des Geistes über rohe Kraft, der römischen Katakomben über das römische Weltreich, des natürlichen Rechtes über fremde Vergewaltigung. Sein Volk mit sich fortgerissen, Europas Augen auf sich gelenkt zu haben, in diesem stolzen Bewußtsein ist der Siebzigjährige von uns geschieden, aber noch viele Geschlechter werden aus seinem Werke opferwilliges Tun und Zurückdrängung jeglicher Selbstsucht, wie sie allen Hindernissen zum Trotz schließlich siegen müssen, preisen und nachahmen lernen. Der wunderbaren Virtuosität des Erzählers, der unerschöpflichen Lebhaftigkeit seiner Phantasie, seinem nur für das Große schlagenden Herzen entsprachen mächtige Vorwürfe aus näherer und fernerer Vergangenheit, in die er sich hineinfühlte und hineinlebte, wie kaum ein anderer Künstler, und er erinnerte stark an seinen Vorgänger Matejko, dessen Pinsel nur großen Historienbildern gewachsen und für sie berufen schien.

Ihn ergänzte, die schon vor ihm aufgetreten war, Elisa Orzeschko, die sich nie aufs historische Gebiet verirrte, die Altruismus in allen Formen und gegen jedermann predigte, der die Feder in die nimmermüde Hand gedrückt hatten der Frauen Knechtung und Rechtlosigkeit als eines Spielzeuges, nicht einer Gefährtin des Mannes; das finstere Elend des kleinen Juden in seinem moralischen Ghetto; die dumpfe Zurückgebliebenheit des Bauern und Bauernadels in Litauen; die Verirrungen der sich selbst überlassenen und von vaterlandslosen Lockungen betörten Jugend; die müde Verzagtheit und stumpfe Entsagung der Älteren. Sicherer Untergang schien allem Polnischen beschieden, zumal in

ihrem Wilno und Grodno, und da raffte sich die kleine Frau zu dem mächtigen Tun auf, zu einer zwar nur literarischen (äußere Umstände versagten jede andere), aber dafür desto wirksameren Propaganda: die Erziehung des Weibes in passendere Bahnen zu lenken; im Juden und Bauern den Menschen wecken und schätzen zu lernen; die tiefste Verankerung im heimischen Boden und unverzagte Arbeit als einzige Rüstung in dem ungleichen Kampfe auszuloben; die unter der Asche der Hoffnungslosigkeit noch glimmenden Funken nationalen Wesens zu weithin leuchtendem Feuer anzufachen; die für das allgemeine Wohl verblutet hatten, trotz ihres Unterliegens als Sieger wieder erstehen zu lassen, weil sie die selbstlosen Träger der großen Ideen gewesen — das wurde Losung der Edeldame. Langsam, aber in stetigem Fortschritt, wuchs die Kluge und Gütige in diese bedeutende Rolle herein. Tiefstes Naturgefühl, scharfes Sehen, wärmste Sympathie für Entrechtete und Enterbte, lebhaftes Verständnis für alle Not der Zeit, große Gestaltungskraft und sinniges Eindringen in fremdes Herz und Gemüt, haben ihr Gunst der Leser auch außerhalb Polens und ihres einzig geliebten Litauens gesichert; in Rußland fand sie dankbarstes Publikum; in Deutschland förderten einst ihre Schilderungen von Frauenschicksalen die Emanzipation, und ihre Juden- und Bauerngeschichten galten als psychologische Kabinettstücke, nur ihre Hauptwerke sind hier weder gekannt noch gewürdigt. Den Fesseln der Zensur entrann Sienkiewicz durch Verlegung seiner Bilder in ferne Zeiten, Orzeschko durch eine verblümte Sprache, die dem Fremden gesucht und undeutlich, dem Einheimischen natürlich erscheint. Sie rang sich zu einem sich stets steigernden Optimismus durch, dem die Zeit hohnzusprechen schien, dem kurz nach ihrem Tode Sieg beschieden werden sollte; für die langsame Wandlung der Geister legte sie beredtes Zeugnis ab; sie hatte sie stark zu fördern gewußt.

Aus der Plejade der übrigen Zeitgenossen, von denen nur noch einer (Swientochowski) überlebt, ragte hervor Alexander Glowacki oder Boleslaw Prus (sein Pseudonym), ein polnischer Dickens in seinen früheren Novellen, in seinen breit angelegten Romanen ein philosophierender Kopf, ein überzeugter Prediger jeglichen Fortschrittes, ein großer Realist, nur kein gleichgültiger Beobachter, noch kühler Darsteller; tiefstes Mitgefühl umzittert seine Gestalten aus dem Warschauer Leben und Treiben; unübertroffen bleibt die Feinheit und Zartheit seiner Frauenbilder, köstlich sind einzelne Komparsen, die unter unscheinbarem Äußern Schätze von Gemüt verbergen. In dem Erfassen der die Neuzeit bewegenden geistigen und materiellen Kämpfe, in der Höhe seines in wissenschaftlicher Arbeit des Soziologen und Naturforschers gewonnenen Standpunktes ist er seinen Vorgängern weit überlegen. In scharfen Gegensatz zu ihm trat der reine Verstandesmensch Alexander Swientochowski, der Dialektiker und Raisonneur, der eine haarscharfe Klinge führt und sich an dem Aufeinanderplatzen der Gegensätze, an dem Herabreißen der Masken, an dem siegreichen Spiel roher Instinkte und gewandten Egoismus mit Vorliebe weidet.

Seine Rededuelle verlegt er auch in perikleische und griechische Zeiten; die Entwickelung der Menschheit von der primitiven Horde an bis zur endgültigen Befreiung durch die französische Revolution schilderte er in dem Dramenzyklus „Geister"; als Stilist erinnert er an Voltaire und Herzen, ein unversöhnlicher Feind jeglichen Klerikalismus und jeglicher Reaktion. Diesen beiden Warschauer Positivisten trat A. Dygasinski als dritter würdig zur Seite, der, ohne einen Vorgänger gehabt zu haben, aus seiner Naturbeobachtung heraus, die Tiernovelle schuf, freilich nicht aus den Dschungeln Ostindiens, sondern aus den heimischen Wäldern und Feldern, in unverwüstlichem Optimismus sieghafter Lebensfreude das Wort führend, trotz aller eigenen, schwersten Bedrängnis.

Abseits von ihnen, jünger als sie, von der Kritik oft scheel angesehen, ging die Schauspielerin G. Zapolska ihren eigenen Weg im Sittenroman und Sittendrama, mit starkem Sinn für das Effektvolle, flüchtig in der Arbeit, allzu persönlich und indiskret, dafür mit der größten Schärfe gesellschaftliche Schäden aufdeckend, mit erbarmungslosem Hohn bourgeoise Pseudomoral an den Pranger stellend, die gewagtesten geschlechtlichen Probleme aufnehmend, der liebessatten Männerwelt die liebeshungrige und daher von vornherein im Kampfe arg benachteiligte Frau entgegenstellend. Sie wandelte einst in Zolas Spuren, freilich ohne dessen epische Wucht, aber mit seinem Zynismus, nur mit mehr Feinheit und Geist die Männlein von heute (ihre geschworene Feindin) und Weiblein (ohne sie zu schonen) oft mehr karikierend, als zeichnend, ein polnischer Hans von Kahlenberg zugleich. Ihr Warschauer Gendarmendrama füllt jetzt das Berliner Residenz-Theater und dürfte ihren besseren Sachen den Weg freimachen.

Die Luft des Warschauer Positivismus war lyrischer Poesie, ja Poesie überhaupt direkt tödlich, trotzdem bestand in Ehren der formvollendete Asnyk (El ... y) in gedankenreichen Naturbildern und philosophierender Lyrik, während seine erotische vielfach noch an Heine erinnerte. Erheblich weiter wirkte M. Konopnicka, bei der jeder erotische Ton ausgeschaltet ist, die als Dichterin in demokratischer Propaganda begann, um den Weg zu wahrer Kunst zu finden, auf dem sie schließlich zu ihrem größten Werk, dem Bauern- oder richtiger Emigrantenepos: „Herr Balzer in Brasilien" aufgestiegen ist. Die einfachen Landleute ihrer Heimat lagen ihr stets in Herz und Sinn, auch wenn sie, für Natur- wie Kunstschönheit außerordentlich empfindlich, an den Ufern des Rheins oder in Ausoniens Gefilden sich erging. Und als sie nun diese Leute vom Emigrationsfieber ergriffen sah, von den Verheerungen hörte, die Südamerikas mörderisches Klima und die Gewissenlosigkeit von Agenten und Regierung in ihren Reihen anrichteten, legte sie dem Dorfschmied den erschütternden Bericht in den Mund, wie von bangen Erwartungen an bis zur grausen Wirklichkeit diese bunt zusammengewürfelte Bauernschar alle Hemmnisse von Natur und Menschen in unsäglicher Anstrengung überwindet, um wenigstens auf geweihtem, heimischen Boden sterben zu können.

Der Einheitlichkeit und Geschlossenheit dieser Werke und Künstler, ihrer konsequent durchgeführten Auffassung von Menschen und Dingen der Gegenwart oder Vergangenheit, den festen Umrissen ihres Schaffens und der Gediegenheit ihrer Form und Sprache trat seit 1890 das junge und jüngste Polen entgegen, unruhig, widerspruchsvoll, gequält, von einem Extrem zum andern hastend, neue Wege suchend, alte Formen auflösend, sich auflehnend gegen alles Überlieferte, Satzungen wie Einrichtungen, dem Sinn des Lebens nachforschend, die bangen Fragen des Warum? Wozu? aufwerfend und gegenüber der positivistischen und materialistischen Herabsetzung aller Kunst um der Kunst willen diese über alles stellend. Sie war in den Bann des Auslands geraten, hatte Einflüssen von Ost und West nachgegeben. Auf der einen Seite der Realismus, die Mystik und Askese eines Tolstoj, Dostojewskij, des Nihilismus, die man alle als Feinde des offiziellen Rußlands, daher als Bundesgenossen in dessen Bekämpfung kurzsichtigerweise feierte, ohne zu ahnen, wie dies nur „Beerlein derselben Flur" waren; auf der anderen Seite die Dekadenz der Nerven, der Kultus des Übermenschen, die ästhetische Feinschmeckerei in Frankreich und Belgien, in Deutschland und Italien; dies alles stürmte lockend und vielverheißend auf die Jugend ein; nur wenige widerstanden, gingen eigene Wege oder folgten alter Tradition. Es wechselte auch der Schauplatz der literarischen Ereignisse, verzog sich aus dem großen, unruhigen Warschau nach dem stilleren, gesammelteren Krakau mit seinen ehrwürdigen Denkmälern alter Pracht und Kraft, und zugleich wurden die Reihen der bisherigen Masowier-Warschauer (mit ihrem Einschuß aus westrussischpolnischen Gegenden) verstärkt durch Klein- und Großpolen, aus dem Krakauischen und Posenschen; Literatur vereinte, was Grenzen trennten.

Die merkwürdigste Erscheinung, das eigenartigste Talent, verehrte man in dem Krakauer Maler, Dichter und Dramaturgen S t a n i s l a w W y s p i a n s k i. In Matejkos Schule aufgewachsen, von Krakauer Traditionen vollgesogen, hat dieser Maler und Dichter, Grübler und Enthusiast, Satiriker und Idealist in der Verschmelzung von Antike und Moderne, von Poesie und Malerei, Volkstümlichkeit und großer Kunst, Christen- und Heidentum, Symbol und Allegorie neue Wege der Kunst gewiesen. An seinen Land und Leuten leidenschaftlich hängend, ihr tief besorgter Berater und grimmer Spötter, ihrer heutigen Erniedrigung bitter trotzend, nach Auswegen ängstlich forschend, hat er seiner Nation, wie kein Fremder, ja kein Feind dies vermöchte, die schlimmsten Wahrheiten ins Gesicht geschleudert, aber sie kamen aus dem liebendsten und größten Herzen. Seine „Hochzeit", in den losesten Formen eines Krakauer Krippenspieles gehalten, ist schärfste Satire auf das zeitgenössische Polen: die Anbahnung eines Verkehrs und Austausches zwischen Herr und Bauer, aus realer in phantastische Welt hinübergeleitet, mit den Randglossen des Dichters versehen, hat trotz Fehlens jeglicher Handlung beispiellose Wirkung geübt. Anderes, was vorging und folgte, allzu ausschließlich Allegorie und Symbol, befremdend in Einzelheiten, unklar im ganzen,

blieb weit hinter „Hochzeit" zurück. Es entschädigten reichlich die Tragödien aus der Tragödie von 1831, der unselige Kampf der Anschauungen und Gesinnungen, die mangelnde Siegeszuversicht, die kein Pflichtgefühl zu ersetzen vermag, die Kassandrarufe der mit dem zweiten Gesicht bedachten, endlich die Verscharrung des lebensfähigen Korns und Keims den Winter über für eine spätere Reife. Dann erschütternde Tragödien aus dem Volksleben, in antikem Stile gehalten, des Fatums Walten, die Folgen der bösen Tat. Endlich eine Reihe romantischer Tragödien aus heroischer Zeit, urpolnischer oder homerischer, mit willkürlicher, hoch interessanter eigener Umprägung des überlieferten Stoffes. Ein vorzeitiger Tod unterbrach fruchtbarstes Schaffen, Krakaus bedeutendsten Einschuß in Polens Literatur. Zwei Söhne desselben kujavischen bisher ganz unpoetischen Bodens schlugen die entgegengesetzteste Richtung ein. Stanislaw Przybyszewski, der von deutscher Belletristik zur polnischen sich zurechtfand, in Strindbergs Berliner Zirkel eine führende Rolle spielte, dann in Krakau Schule machte, hat in seiner Trilogie vom „Homo sapiens" (gemeint ist allerdings nur der „insipiens") und in seinen Dramen die „nackte Seele", die Macht der Instinkte und der Vorstellungen an der Schwelle des Bewußtseins in dem erotischen Anziehen und Abstoßen, wie die Schwäche des Menschen die Schuld auf sich laden muß und darüber wieder zugrunde geht, in den verschiedensten Nuancen ausgeführt; ein bei Polen, ja Slaven überhaupt, ungewöhnlicher Kern dramatischen Empfindens zeichnet ihn aus. Sein Landsmann dagegen, Jan Kasprowicz, bleibt ausgesprochenster Lyriker; er hatte mit volkstümlicher Tendenziosität eingesetzt, langsam sich vom Sozialismus frei gemacht und individuelles Sein und Leiden, die Qualen der sündigen schwachen Menschheit, in ausgesprochen religiöser Stimmung, die immer in antireligiöse umspringt, in herzzerreißenden Tönen, in wunderbar gequälter Form, die der Disharmonie des Themas wie angeboren scheint, ausgesungen; die leidenschaftlichsten Vorwürfe und Klagen finden allmählige Beruhigung, klingen in friedlicher Naturbetrachtung und altruistischer Pose aus.

Das masovische Kernland steuerte jedoch weiter die zahlreichsten Talente bei, seine einstige literarische Unfruchtbarkeit doppelt und dreifach ersetzend. So in dem älteren, in Jos. Weyssenhof, dessen erstes auch sein bedeutendstes Werk geblieben ist; „Leben und Taten des Herrn von Podfilipski" sind ein Kabinettstück von Ironie, geißeln in der unauffälligsten, daher wirksamsten Weise den Kosmopoliten, der sich seiner Heimat schämt, weil sie sich noch viel mehr seiner schämen müßte; die anderen zeitgenössischen Romane — er schrieb nur solche, halten sich nicht mehr auf gleicher Höhe. Völlig bodenständig ist das ausgesprochen epische Talent von W. Reymont, des Verfassers des vierbändigen Sittenromans „Bauern" — nach den vier Jahreszeiten und ihrer Wechselwirkung auf Land und Leute, die ganz noch im Banne ihrer Scholle stehen, eine Offenbarung des Bauern, wie sie keine andere Literatur ihr eigen nennen kann. Aber er ist ebenso in der

großen Fabrikstadt zu Hause, kennt die „Lodzer Leute" und Macher, die viele Not und das große Elend, das dort zu Hause ist neben dem Prunk und Protzentum der wenigen. Und mit demselben durchdringenden Auge, das jeden Zug auffängt, hat er auch andere Gebiete (des Komödiantentums in der Provinz und dergl.) beobachtet, sich zuletzt dem großen historischen Genre zugewandt, Polens Untergang 1794, die Leichtfertigkeit der einen, die Aufopferungsfähigkeit der anderen zu schildern begonnen.

Sein mächtiger epischer Schwung fehlt dem äußerst langsam schaffenden W. Berent. Von seinen beiden Hauptwerken schildert das eine polnische Künstler- und Literatenbohême im Ausland, aber wie weit sind wir entfernt von den humoristischen und sentimentalen Pastellbildchen Murgers! „Moder" und Zunder, kein Kern — diese Dilettanten des Lebens und der Kunst, mit ihren Rasseneigenheiten dem zersetzenden Einfluß der Großstadt preisgegeben, Opfer ihrer eigenen Schwäche. Das andere, „Wintersaat", übt vernichtende Kritik an der Warschauer Gesellschaft; um das Warschau von 1916 zu erkennen und manches Befremdende zu erklären, kein Werk schiene hierzu geeigneter; es ist, wie das erste, eine tief angelegte Psychologie und Physiologie gebildeter Kreise. Auch die sprachliche Durcharbeitung hält sich auf der Höhe ihrer Aufgabe, keine Nachlässigkeiten, keine Banalitäten stören den anspruchsvollen Leser. Gibt hier die Revolution von 1905 nur den stimmungsvollen Hintergrund, so führen mitten in sie, in die Bombenattentate und unter die Expropriateure die Novellen und Erzählungen von A. Strug (Pseudonym); es sind dies äußerst interessante, wenn auch mitunter etwas kunstlose, mehr nur feuilletonistische Beiträge zur Psychologie dieser Tage und Menschen; sie greifen zuletzt auch in die Katastrophe von 1863 zurück. Aus der Leidenschronik polnischer Familien schöpfte auch G. Danilowski sein rührendstes Buch, das künstlerisch und menschlich ungleich höher steht als seine folgenden Beiträge.

Den Leidensgang nach Sibirien haben A. Szymanski und W. Sieroszewski einst selbst betreten und der polnischen Sibirienliteratur das wertvollste beigesteuert. Szymanski bleibt auf dem Standpunkte des Verbannten, mit dem einzigen bohrenden Gedanken im Kopfe, der einzigen zehrenden Sehnsucht im Herzen, die Heimat wiederzusehen, zu fliehen, und sollte er darüber zugrunde gehen. Sieroszewski ist der erotischeste Schriftsteller unter den sonst so bodenständigen Polen; von seinen Jakuten hat er dann den Weg nach China und Korea, zu den Ainos auf Sachalin und zu Japanern gefunden und in einer Reihe wertvoller ethnographischer Skizzen und Werke sogar die russische wissenschaftliche Literatur bereichert; den Belletristen interessierten ebenso die fremden Völker (die für Szymanski gar nicht existierten), doch wählte er seine Themen so, daß er stets Altruismus, Opferfreudigkeit, Selbstlosigkeit feierte und lehrte, Vertreter abgeklärter Humanität, was ihn nicht abhielt, 1914 zu den Waffen gegen dieselben Russen zu greifen, die die dankbarsten Kenner und Schätzer seines Schaffens

waren. Sein letztes und umfangreichstes Werk ist dem Abenteurer Beniowski von 1780 gewidmet, der von Kamtschatka geflohen, Madagaskar den Franzosen gesichert hat.

Über ihnen allen steht Zeromski, der Zych früherer Tage, der in seinem großen historischen Gemälde („Asche", 1796—1812) wie in seinen zeitgenössischen Romanen im Grunde Lyriker bleibt, dem das eigentliche Erzählertalent nicht beschieden ist, dessen Romane in Einzelschilderungen zerflattern, die, was Weckung und Erhaltung von Stimmung betrifft, nicht übertroffen werden können. Die wunderbare Anschaulichkeit seiner Bilder, der lyrische Schwung, der sie durchglüht, der konzentrierte Ausdruck, gegen den die Sprache anderer wie farblos erscheint, alles wird in den Dienst der einen Sache gestellt, des moralischen Imperativs, der energischen Vaterlands- und Gerechtigkeitsliebe. Seine Helden erfüllen ihre Pflichten, ohne Kompromisse zu kennen; sie opfern ihr Lebensglück, wenn es sie beim Erreichen höher gesteckter Ziele behindern sollte; sie rufen nicht, wie der Ibsensche „Volksfeind", erst am Abend ihres Lebens, daß Alleinsein stark macht, sondern sie handeln danach in dessen Morgen. Und immer drängt sich in den Vordergrund die Frage, wie diene ich meinen Nächsten, um meinem Vaterlande zu dienen? Dieses Gefühl überwindet Erziehung und Anziehung jeglicher Art; in dem russischen Offizier erwacht der patriotische Pole. Glühender Russenhaß ist ihm angeboren; er martert seine Phantasie ab, um auszuhecken, wie er diesem Feinde beikommen könnte; er verachtet die Lauen oder gar Feigen, höhnt die Zufriedenen, feiert die Aufsässigen, daß jeder seine vaterländische Pflicht an seinem Ort erfülle. Von dieser unbequemen Forderung läßt er nie ab, sucht ihre rücksichtslosen Erfüller auch in ferner Vergangenheit: unter den Lebenden das stärkste Talent.

Warschaus Pflaster ist allerdings sonst kein günstiger Boden für Poesie und Lyrik zumal; neben dem Großpolen Kasprowicz ist der Krakauer K. Tetmajer Chorführer einer langen Reihe von Dichtern, die nach der positivistischen Öde wie Pilze nach dem Regen aufsprossen. Der Lyriker Tetmajer, der viele und starke Wandlungen seines Talentes durchmachte, ist auch der Schilderer in Versen und namentlich in markiger, volkstümlich-dialektischer Prosa der polnischen Gebirgsleute, in den Vorbergen der Tatra (Zakopane) und in der Tatra selbst, dieses kräftigen Menschenschlages mit den Traditionen ungezwungenen Jagd-, ja Räuberlebens im Blut, und auch hier ist er Vorläufer einer stattlichen Reihe von Schilderern ihrer heimischen kargen Scholle, der Freiheit und Schönheit ihrer Berge, geworden.

Nur im Drama gibt es noch immer starke Lücken; trefflichen Schauspielern (der Pole verfügt über das nötige Temperament vollauf) werden nur selten von der heimischen Literatur dankbare Aufgaben gestellt. Fast jeder von den oben Genannten hat sich hier versucht, keiner, außer Przybyszewski und Zapolska, sich behauptet, denn Wyspianski ist für das tägliche Kassenrepertoir zu groß und

unbequem. Nowaczynski hat eine Reihe wirkungsvoller historischer Lust- und Trauerspiele geschaffen, namentlich eine wohl dokumentierte Chronik vom falschen Demetrius, die reale, nicht die phantastischen Wege Schillers betritt; ein Gotzkowski-Drama mit der schärfsten Charakteristik des Großen Fritz; auch einen sanglanten Angriff auf das modernste Krakau, dem er doch nach Geburt und literarischer Erziehung angehört.

Wir haben nur die Hervorragendsten genannt, viele und vieles, unter den Jüngeren und Jüngsten zumal, übergangen. Der Krieg hat bisher in der polnischen wie in der russischen Literatur weder neue Richtungen noch neue Talente großgezogen. Aber eines hat er bereits zuwege gebracht, der Literatur volle Freiheit wiedergegeben. Das durch ihn bewirkte Schaffen eines selbständigen Polen, die Verwirklichung der patriotischen Träume seit bald hundert Jahren enthebt die Literatur endlich ihrer bisherigen Rolle: die einzige legitime Vertreterin des Volksganzen zu sein, immer nur ihre Stimme dafür erschallen zu lassen, immer darauf bedacht zu sein, wie sie ihrer patriotischen Aufgabe gerecht werden könnte, Ruferin in dem nationalen Kampfe zu bleiben. Hat auch das neue Königreich nicht alle Polen vereinigt, so hat es doch dem Kern der Nation die Möglichkeit allseitigen Auslebens gewährleistet. Und nun wird endlich Literatur, zumal schöne, aufhören, als einziges Lebensorgan zu funktionieren; sie kann jetzt ruhig von sich sagen: Herr, entlasse mich in Frieden; sie hat ihre vaterländische Aufgabe nach bestem Wissen und Gewissen erfüllt, nicht verzagt, noch verzagen lassen. Wir ernten, was sie säete; fortan wird ihre Aufgabe bescheidener, aber nicht minder dankbar bleiben.

Universitäts-Dozent Dr. Jonas Fränkel: Henryk Sienkiewicz. († 16. November 1916).

Es ist wie in einer Tragödie: im Augenblick, da der Held sein Schicksal sich erfüllen sieht, bricht er zusammen. Ein Mose, der ins gelobte Land hinüberschaut, das er nicht betreten wird. Das Leben dieses Dichters war der Verherrlichung der Geschichte des alten Polen gewidmet; aus den glanzvollen Bildern der Vergangenheit sollte sein Volk die Hoffnung schöpfen auf einstige Wiedergeburt. Und nun, da die Sehnsucht und die Träume eines ganzen Jahrhunderts in Erfüllung gehen, da aus nebelhaften Fernen mit einem Mal die greifbaren Umrisse eines neuen Polen auftauchen und das polnische Volk nach endlosen Leiden unter der zarischen Knute wie aus einem schweren Traum erwacht, den Sargdeckel, unter dem es für alle Zeiten begraben schien, krampf-

haft aufstößt und an die Tür Europas klopft: „Ich bin!" — sinkt sein Dichter hin. Der einzige Pole von europäischem Namen verläßt die Seinen im Augenblick, da das totgesagte polnische Volk sich anschickt, in die europäische Staatenfamilie (ach, die zerrissene, verfeindete, sich zerfleischende Familie!) wieder einzutreten, und die Autorität dieses einen Mannes ihm mehr sein könnte als je vorher.

Sienkiewicz war der erste polnische Dichter, der sich außerhalb seines Landes Gehör zu verschaffen gewußt hat — aber er ist nicht der größte polnische Dichter. Und er wurde weltbekannt nicht durch seine sympathischsten, reinsten Bücher, sondern durch den Cäsarenroman „Quo vadis?", aus dem der Ruhm der Kirche in strahlendem Glanze leuchtete. Es war kein Zufall, daß dieses Buch in Frankreich, wo der Katholizismus gegen Ende des letzten Jahrhunderts in kaum glaublichem Maße erstarkte, selbst die Auflagezahlen der Zola'schen Romane in den Schatten gestellt hat.

In dem Briefwechsel zwischen Nietzsche und Overbeck, der, lange erwartet, neulich erschienen ist, findet sich die folgende Stelle: „Kennst du den ‚Herrn Thaddäus' von Mizkiewicz in der Übersetzung von Lipiner? Ich gestehe, daß ich voll Staunen bin über die Entstehung eines solchen Gedichts in unserer Zeit. Ich wüßte ihm nichts an Reichtum, Innigkeit und Schlichtheit der Stimmungen und an eigentlich dichterischem Zauber in der Literatur unseres Jahrhunderts gleichzusetzen, und die Übersetzung scheint mir auch prachtvoll." Wer je die Lipinersche Übersetzung der schönsten polnischen Dichtung in den Händen gehabt, wird sicher gleich den beiden Freunden erstaunt gewesen sein über die Meisterkunst, mit der hier ein fremdsprachiges Werk der deutschen Literatur einverleibt worden ist. Doch wer, selbst unter den Zünftigen, außerhalb Polens kennt den großen Mizkiewicz? Wer kennt Lipiners Übertragung des „Herrn Thaddäus"? Wer kennt gar die eigenen Dichtungen Siegfried Lipiners, von dem Nietzsche einst an Rohde schrieb: „Wenn der Dichter nicht ein veritables Genie ist, so weiß ich nicht mehr, was eins ist" —?

Die beiden großen Dichter der polnischen Romantik, Mizkiewicz und Slowazki, der erst vor einigen Jahren verstorbene geniale Maler und Dichter Stanislaw Wyspianski, der gleich einem herrlichen, die Seelen erschütternden Meteor aufging und schnell dahinschwand, unendliche Trauer unter seinen Landsleuten zurücklassend — sie alle sind im Ausland kaum ihrem Namen nach bekannt geworden, indessen Sienkiewicz vor einem Jahrzehnt der meistgelesene Autor diesseits und jenseits des Ozeans war — dank „Quo vadis".

Seltsames Walten des Schicksals! Blind hebt die Welle den Einen in die Höhe und vergräbt die Anderen, Würdigeren, in ewiges Schweigen und Vergessen . . .

Doch Sienkiewicz' Bedeutung in der Literatur seines Volkes ruht nicht auf „Quo vadis". Diesem Roman aus der Zeit der ersten Christenverfolgungen war

eine lange Reihe von Werken vorangegangen, die ihren Verfasser zum populärsten Schriftsteller in seiner Heimat machten und ihn bis an sein Lebensende auf der breiten Welle der Liebe des Volkes trugen.

*

Sienkiewicz' Talent blitzte gleich in seinen ersten Publikationen auf. Im Jahre 1846 in dem nunmehr glücklich der Vergangenheit angehörenden „Kongreßpolen" geboren, war er kaum einige zwanzig Jahre alt, als er über den Ozean ging und sich dort den Stoff zu seinen „Skizzen aus Amerika" holte. Schon mit diesem Erstlingsbuch eroberte er sich die Beachtung der Öffentlichkeit in seiner Heimat. Mit einem scharfen Beobachtungssinn begabt, mit einem Auge, das überall das Besondere herausfand, entwarf er packende Bilder aus dem geschäftigen Lande des allgemeinen „business" — Bilder, die sich durch die Lebendigkeit, Knappheit, Frische und Ursprünglichkeit den besten Erzeugnissen der journalistischen Momentkunst an die Seite stellten. Sienkiewicz fühlte sich aber vor allem zu seiner Heimat hingezogen, der er sich denn auch gleich nach dem Erscheinen der „Amerikaskizzen" mit ihren erotischen Motiven zuwandte. Hier fand seine Begabung den eigentlichen Boden, auf dem sie sich fortan in raschem Tempo entwickelte. Mit jedem Werke stieg der junge Schriftsteller höher, stellte sich immer schwierigere, kühnere Aufgaben, um an ihnen die Intensität seines Könnens zu erproben.

Die erste Frucht auf dem Wege, den Sienkiewicz jetzt betrat, war eine Reihe von Bildern aus dem Leben des Bauernvolkes, vor allem „Die Kohlenskizzen". Das Buch erregte ungewöhnliches Aufsehen bei den Zeitgenossen: es war das erste Produkt des polnischen Realismus mit ausgesprochen sozialen Tendenzen. Die junge Generation der polnischen Schriftsteller erblickte nach der blutigen Unterdrückung des Aufstandes vom Jahre 1863 ihre Aufgabe in der inneren Erneuerung des polnischen Volkes. Das Trachten nach politischer Wiedergeburt sollte nicht mehr alle Kräfte der Nation lähmen. Der Gedanke einer organischen Wiedergeburt bemächtigte sich aller denkenden Kreise in dem nunmehr der schrankenlosesten Willkür der zarischen Beamten ausgelieferten Teile Polens. Alle Arbeit sollte ausschließlich auf dieses eine Ziel gerichtet sein. Aus den Fehlern der Vergangenheit wollte man für die Zukunft lernen. Arbeit! Ausnutzung der vorhandenen nationalen Kräfte! wurde jetzt die Losung. Mit kritischen Blicken begann man nun die inneren Verhältnisse zu betrachten. Diese neue, kritische Einstellung kam in den Erzählungen von Sienkiewicz zum Ausdruck. Ein heftiges Für und Wider entspann sich in der polnischen Kritik. Die konservative Partei hätte das Buch am liebsten auf den Index setzen mögen. Allein das ging ja nun nicht an. Auch der heftigste Gegner konnte nicht die Augen verschließen vor dem künstlerischen Reiz, der diesen dem Leben abgelauschten, das Leben rücksichtslos zeichnenden „Kohlenskizzen" lag. Es waren darunter solche

feine Sachen wie jene lyrisch-zarte, dabei tief erschütternde Erzählung von dem kleinen Dorfjungen „Janko", dem sein sehnsüchtiges Verlangen nach Musik den Tod bringt. Diesen kleineren Skizzen gesellten sich mit der Zeit mehrere längere Novellen aus derselben Lebenssphäre, vor allem „Ums liebe Brot", die traurige Geschichte einer Bauernfamilie, die den drückenden Verhältnissen daheim den Rücken kehrt, einem Auswanderungsagenten in die Hände fällt und aufs Geratewohl nach Amerika hinüberwandert, wo sie elend zugrunde geht. Eine einfache, schlicht erzählte Geschichte, aber gerade durch ihre Schlichtheit mächtig ergreifend und wie die Mollmelodie eines hergewehten slawischen Volksliedes wirkend. Einem Kenner wie J. V. Widmann hat sie, nachdem er sie in einer deutschen Übersetzung gelesen, das Lob entlockt, der Dichter hätte hier „eine köstliche, aus Tränen gewordene Perle des Menschenherzens künstlerisch in Gold gefaßt".

Sienkiewicz hatte sich durch diese Erzählungen aus der Gegenwart eine selbständige, geachtete Stellung in der Literatur seines Volkes erobert. Man schien nunmehr über den weiteren Weg, den sein auf künstlerische Ausmalung sozialer Zustände der Heimat gerichtetes Talent nehmen würde, klar zu sein. Doch es vergingen einige Jahre, und Sienkiewicz überraschte mit einem Sprung, der, so sehr er auch für sein ferneres Schaffen ausschlaggebend wurde, doch immerhin sehr gewagt, wenn nicht gefahrvoll war. Es gehört wenigstens zu den Seltenheiten in der Geschichte der Literatur, daß einem glücklichen Gegenwartsschilderer eine gleich glückliche Schilderung der Vergangenheit gelänge. Einem in der Gegenwart wurzelnden Geiste geht in der Regel der naiv-historische Sinn ab, der sich durch kein noch so eingehendes Studium erwerben läßt — jene seltene Gabe, sich in die fernen Zeiten hineinzuleben und sie dem Leser ohne irgendwelche Wichtigtuerei, ohne jeden gelehrten Kram, als etwas Selbstverständliches vorzuführen. Sienkiewicz jedoch, der glänzende Realist, verdankte dieser vorläufigen Abkehr vom modernen Leben und der Zuwendung zur Historie nicht nur entscheidenden Erfolg, Ruhm und Popularität, sondern auch, was für ihn das weit Wichtigere war, eine gewaltige Steigerung seines Könnens, ein Hinauswachsen über die ursprünglich engen Grenzen seines Talentes. Es war eine künstlerische Selbstbefreiung. Denn heute wissen wir ja, daß sein eigentlichstes Gebiet der geschichtliche Roman war.

Sienkiewicz' Talent ist in erster Linie ein malerisches. Was ihn an den Gegenständen, die er vorführt, interessiert, das ist ihre Farbe. Die Farbe fesselt seinen Sinn, an der Farbe weidet sich sein entzücktes Auge. Ein solcher Künstler wird nie neue Welten schaffen, aber die alten, vom Staub der Jahrhunderte verblaßten, die wird er zu neuem Leben erwecken, voll Pracht und Herrlichkeit. Er wird sich von der ihn umgebenden Welt, der er allzu nahe steht, um in ihr etwas anderes zu erblicken, als ein Chaos von grauem Durcheinander, abwenden und sich in die Vergangenheit flüchten, die ihm infolge der Entfernung und des

dadurch ermöglichten großzügigeren, vielleicht auch oberflächlicheren Auffassungsart in reicheren, satteren Farben erscheinen wird.

Sienkiewicz gleicht darin seinem malenden Landsmann, dem Piloty-Schüler Siemiradzki, der in den achtziger und neunziger Jahren in Deutschland, Frankreich und Italien gleicherweise Aufsehen erregte. Auch dieser war ein glänzender Kolorist, auch seine Kunst wühlte in den Ruinen der Vergangenheit und belebte sie mit berauschender Farbenglut. Beide waren auch schwärmerische Bewunderer antiker Kultur, besonders der Epoche der römischen Dekadenz mit ihrem raffinierten Schönheitssinn. Bei Sienkiewicz jedoch finden wir diesen letzteren Zug erst in „Quo vadis“. Jenes Werk aber, dem er die schönsten Blätter seines Lorbeers verdankt, ist viel früher entstanden. Ich meine die große dreizehnbändige Trilogie: „Mit Feuer und Schwert“, „Die Sintflut“ und „Pan Wolodyjowski“.

Auf diesem dreiteiligen Werke, das ja heute auch in verschiedenen deutschen Übersetzungen vorliegt, beruht Sienkiewicz' Bedeutung in der Literatur seines Volkes. Der Romanzyklus spielt im siebzehnten Jahrhundert, also zur Zeit, da die polnische Republik — so hieß ja dieses ganz auf den Vorrechten des Adels aufgebaute Königreich — zwar noch auf der Höhe ihrer Macht stand, im Innern aber bereits das Gift der Zersetzung trug. Solche Augenblicke werden immer aufgesucht, wenn es sich darum handelt, eine längst verschwundene Zeit in der Kunst auferstehen zu lassen. Denn gerade in solchen Übergangsperioden blitzen all die Eigenschaften einer früheren Epoche in ihrer ganzen Herrlichkeit noch einmal auf, ehe sie, von dem gewaltigen Ansturm eines neuen Zeitalters verdrängt, für immer verlöschen. Das sah Sienkiewicz ein und wählte einen geschichtlichen Moment, da das alte polnische Rittertum seine letzten großen Tage erlebte. Und in den Geist dieser Zeit mit ihrer verschwenderischen Pracht, mit ihrem starken Lebensatem und verwegenen Tatensinn versenkte er sich mit Liebe und künstlerischer Hingerissenheit. Er schwelgt geradezu im Ausmalen all der Tugenden und Verbrechen jener Zeit. Weite Kreise umgreift er mit seinem Blick, und seine Hand erweist sich gleich sicher, ob er in Bildern voll packender Kraft das erregte Leben und Treiben des Adels zeichnet, der ja in dieser „adeligen Republik“ das eigentliche Volk ausmachte, oder ob er die wilden Kosaken- und Tatarenhorden und ihren Führer, den dämonischen Chmielnizki, vorführt, unter dessen Schritten Blut aus der Erde hervorzuquellen, dessen Hauch überall Flammen zu entzünden scheint.

Der Glanz ferner, entschwundener Romantik liegt auf diesen Bänden. Im Gegensatz zu Walter Scott, der in seinen Schilderungen aus der Vergangenheit die verwandtschaftlichen Züge mit der Gegenwart aufsucht, betont Sienkiewicz in seinen historischen Romanen gerade die unermeßliche Kluft, die das Einst von dem Heute trennt. Ebenso verfährt ja auch Flaubert in seiner „Salammbô“, und auch in Conrad Ferdinand Meyers Novellen wird die Distanz vom Gegen-

stande gefühlt — ohne daß ich freilich auch nur im entferntesten die nicht selten konventionelle und auf die Gefühle der Leser rechnende Art des Polen mit der strengen, edlen Kunst des Schweizers vergleichen möchte. Während Meyer in die Tiefen der Seele seiner Gestalten hineinleuchtet, begnügt sich Sienkiewicz mit freskoartigen Gemälden, die durch ihr figurenreiches Durcheinander wirken.

Nach der Vollendung der „Trilogie" ließ Sienkiewicz das Gebiet der polnischen Geschichte eine Zeitlang ruhen, um erst nach einem längeren Zwischenraum wieder zu ihr zurückzukehren. Doch wenn er in den früheren Romanen die Zeit des beginnenden Verfalles geschildert hatte, so wandte er sich nunmehr der Blütezeit des polnischen Königreichs zu, als es in der Fülle seiner Macht den Nachbarn ein Schrecken war. In den „Kreuzrittern" wählte er jene bewegte tatenreiche Epoche, die auch einem andern großen Verherrlicher der polnischen Vergangenheit, Jan Matejko, zu seinem gewaltigen Bilde im Krakauer Nationalmuseum, „Die Schlacht bei Tannenberg", den Stoff lieferte: das Zeitalter der blutigen Kämpfe zwischen dem verbündeten polnisch-litauischen Heere und dem deutschen Ritterorden. Sein letzter Roman aber, „Auf dem Felde des Ruhms", galt der Befreiung des von den Türken belagerten Wien durch den Polenkönig Jan Sobieski.

*

Man weiß, wieviel mühsames, oft bis auf die kleinsten Einzelheiten sich erstreckendes Studium ein halbwegs guter historischer Roman erfordert. Und erst ein Werk wie die „Trilogie", die die geschichtlichen Tatsachen mit gewissenhafter Treue herübernimmt und das zeitliche Kolorit mit allen seinen Schattierungen wahrt! Ein anderer an Sienkiewicz' Stelle hätte sich, nachdem er so tief und mit solchem Eifer in eine geschichtliche Zeit eingedrungen, nicht so rasch von ihr getrennt. Er würde sie wohl dauernd zum Schauplatz seiner Romane gemacht haben. Bei Sienkiewicz dagegen sehen wir nach der Vollendung der Trilogie einen plötzlichen Umschwung sich vollziehen. Er wendet sich von der Historie ab und bemächtigt sich mit kühnem Griff des psychologischen und des sozialen Romans. Allerdings nimmt der soziale Roman — wenn wir „Die Familie Polaniezki" so nennen dürfen — unter Sienkiewicz' Werken eine der untergeordneten Stellen ein, doch vom Standpunkt des „bürgerlichen Romans" bedeutet „Die Familie Polaniezki" immerhin eine achtunggebietende Leistung. Was die Anlage, inneren Gehalt und Kunstwert betrifft, so fordert der Roman einen Vergleich mit Freytags „Soll und Haben" heraus und dürfte ihn auch aushalten. Hauptsächlich berührt sich Sienkiewicz mit Freytag in der Tendenz seines Romanes. Aber auch mit dem französischen Naturalismus, mit dem er sich in den „Briefen über Zola" auseinandergesetzt hat und als dessen Nachahmer er eine Zeitlang von den Orthodoxen seines Landes hingestellt wurde. Die ernste Mahnung, die durch Zolas Schaffen geht und die er in seinen letzten Romanen so energisch aufstellt:

die Arbeit ist die Seele der Welt, das Glück und die Ehre — diese Mahnung könnte man dem Roman von Sienkiewicz als Motto vorsetzen. Er nahm so, von dem Ausflug in die romantische Vergangenheit heimgekehrt, die Tendenzen seiner frühesten Erzählungen wieder auf. Bei dem polnischen Schriftsteller wird freilich neben dem Labora! des Franzosen — nicht gerade zum Vorteil seines Werkes — auch das Ora! stark betont.

Einen der Gipfelpunkte in Sienkiewicz' Schaffen bildet sein psychologischer Roman „Ohne Dogma". Die Behendigkeit und Leichtigkeit, mit der er heute dies, morgen das ergriff und durchführte, war bei diesem Schriftsteller erstaunlich. In der „Trilogie" beschwor er neben gewaltigen Schlachtenbildern das bunte Treiben der „adeligen Republik", in „Familie Polaniezki" malte er das beschränkte Alltagsleben einer bürgerlichen Familie, und endlich in „Ohne Dogma" bot er das Seelenbild eines fin-de-siècle-Menschen. Und sicher ist Sienkiewicz noch nie so tief, so hellsichtig analysierend gewesen wie hier. Ploszowski, der Held, ist ein feinsinniger Ästhet, der, nachdem er sich aller Dogmen entledigt hat, nun ausschließlich einem dilettantischen Kunstgenuß lebt. Eine ihr Inneres zerfasernde Natur, ein Hamlet, der nie etwas im Leben erreicht, weil ihm das Leben davonläuft, während er noch mit Philosophieren beschäftigt ist. Eine tragische Individualität, die sich ihrer Tragik voll bewußt ist und sie durch die zersetzende Reflexion in immer erschreckenderem Bilde erblickt. Eine Gestalt, wie sie einem in der höheren Gesellschaft des alten „Kongreßpolen" sehr oft begegnete: von der Mitwirkung am staatlichen Leben ausgeschlossen, kehrten gerade die feineren Naturen in tatenlosem Dasein ihre Kräfte gegen sich selber. In der polnischen Literatur der letzten Jahrzehnte ist dieser Typus vielfach vertreten: man kann seine Bekanntschaft auch in dem Roman des Barons Weyßenhoff „Leben und Gedanken des Herrn von Podfilipski" machen, der neulich in Fischers Romanbibliothek herausgekommen ist.

Nach den beiden Gegenwartsromanen flüchtete sich Sienkiewicz wieder in die Historie. Doch hier lockte ihn zunächst jene Zeit, die den Stoff für „Quo vadis" hergeben sollte: der weltgeschichtliche Moment, da die beiden Gewalten: das in seinen Grundfesten bereits erschütterte Imperium romanum und das junge, still aufstrebende Christentum plötzlich aufeinanderprallen und einen Kampf auf Leben und Tod aufnehmen. Allein gerade hier, angesichts eines Vorwurfs von weittragender Bedeutung, zeigte es sich besonders deutlich, wie äußerlich und konventionell im Grunde die Kunst Sienkiewicz' ist. Aber vielleicht war es gerade diese Eigenschaft, auf einen außerordentlichen Stoff angewendet, die „Quo vadis" die Wege des Erfolges über die ganze Erde bahnte?

Johannes Schlaf hat einmal „Quo vadis" mit Flauberts „Salammbô" verglichen. Er schrieb: „Die Salammbô ist eine gewaltige düstere Tragödie mit einem pessimistischen Untergrund, der der Wirkung an vielen Stellen geradezu etwas Grausiges gibt. Der Salammbô gegenüber verzweifelt man an der Ge-

schichte und der Menschheit; das ist großartig, ist Dämonik und Temperament, aber nicht eben gerecht. Den Greueln und wüsten Orgien der römischen Kaiserzeit, die Sienkiewicz mit großer Meisterschaft darstellt, ist in erlösender Kontrastwirkung der ganze Idealismus und der bewunderungswürdige, hinreißende Elan der jungen christlichen Idee entgegengesetzt. Sienkiewicz ist gerechter als Flaubert. Es ist so groß, so schön, so befreiend zu sehen, wie aus der letzten tollen Orgie einer abgelebten Kultur ein neues Leben mit gewaltiger Inbrunst sich emporringt. Die jauchzende, triumphierende Unsterblichkeit der Lebensgewalten strahlt wie eine junge Sonne über all den tollen Hexensabbath jener Dekadenzzeit der alten Welt . . ."

Ich habe mit Bedacht dieses Urteil eines bekannten Schriftstellers hierhergesetzt, weil es sich mit dem allgemeinen Urteil über „Quo vadis" decken dürfte. Doch wo es sich um Kunst handelt, wird eine strenge Kritik kaum geneigt sein, ihr Urteil durch Sentimentalitäten bestimmen zu lassen. Einer späteren Zeit wird es unbegreiflich erscheinen, daß man einst „Quo vadis" in einem Atem mit einem so reinen Kunstwerk wie „Salammbô" nennen konnte. Voltaire hat das Motiv des „Quo vadis" in einem kurzen Dialog verarbeitet, doch aus den wenigen Seiten des Mannes von Ferney vernehmen wir die Stimme eines Bürgers künftiger Jahrhunderte.

Ein Bürger künftiger Jahrhunderte war der gefeiertste polnische Schriftsteller nicht. Doch in der Literatur seines Volkes wird er fortleben als der farbenreichste Wiedererwecker alter polnischer Herrlichkeit in trüben Tagen.

Dr. phil. et ing. Eugen Meller: Polens Schicksal in deutschem Liede.

Die unerbittliche Logik der Geschichte hat es mit sich gebracht, daß an jener Liquidation des polnischen Staates, die durch die jahrhundertealten Fehler und Sünden des polnischen Volkes unvermeidlich geworden war, auch Deutschland sich beteiligen mußte. Daß aber das deutsche Volk trotz der großen politischen Schwierigkeiten, über die es sich mit seinem östlichen Nachbarvolke auseinanderzusetzen hatte, vom Geiste der Feindschaft gegen das Polenvolk weit entfernt war, dafür haben wir das unwiderlegbare Zeugnis unserer Dichtung. —

Die Polendichtung bildet ein eigenes Kapitel unserer Literaturgeschichte; und zwar verstehen wir darunter nicht alle diejenigen Werke, die sich stofflich irgendwie mit Polen und seiner Geschichte beschäftigen, sondern es sind ganz in besonderem jene Erzeugnisse, in denen sich deutsche Teilnahme an dem „messia-

nistischen Polenschmerze", an Polens Schicksal ausspricht, die man der Gruppe der deutschen Polenliteratur zuzurechnen pflegt.

Das älteste deutsche Polengedicht in diesem Sinne entstammt dem leidenschaftlichen Geiste Schubart's. Ein gewaltiges Bild bekundet seine erschütterte Teilnahme an Polens Schicksal in der ersten Teilung:

„Da irrt Polonia
Mit fliegendem Haare,
Mit jammerbleichem Gesichte,
Ringt über dem Haupte die Hände ...
Große Tropfen
Hangen am Aug',
Das bricht,
Und langsam starrt und stirbt,
Doch sie stirbt nicht ..."

Nein, noch starb Polonia nicht, noch dauerte ihr Todeskampf volle zwanzig Jahre. Als sich aber dann Polens Untergang vollendete, da gesellten sich auch zu Schubart's einsamem Gesange zahlreiche neue deutsche Dichterstimmen voller Verständnis und Mitgefühl für die Tragödie des unglücklichen polnischen Volkes. Im Jahre 1797 erschien der erste Polenroman unter dem Titel: „Szenen aus der polnischen Revolution", allein schon 1795 hatte ein Volkslied: „Gespräch über die letzte Teilung Polens" sehr entschieden den Ton der Polenfreundschaft angeschlagen. Zwei deutsche Dichter aber sind es vor allem gewesen, die in den Zeiten der letzten Tage Polens dichterisch für dessen Sache eingetreten sind. Das waren Zacharias Werner und Gottfried Seume. Von Zacharias Werner stammt der feurige „Schlachtgesang der Polen unter Kosciuszko" aus dem Sommer 1794: „Brüder auf zum Sieg, zum Kampf fürs Vaterland". Das Lied schließt mit dem begeisterten Wunsche:

„Flammenstern, erscheine
Über Polens Haine,
Engel jauchzen deiner Stunde,
Und vereint zum neuen heil'gen Bunde
Walte Himmelsklarheit,
Glaube, Recht und Wahrheit,
In des Weltbefreiers Heiligtum ..."

Seume ist selbst Zeuge der letzten Kämpfe für Polens Freiheit gewesen, und er hat ihre Phasen in seiner Dichtung verfolgt. Kurz nach den Schreckenstagen von Warschau gab er in einer Totenklage ein lebendiges Bild von der dortigen Volksstimmung, wie vom alten Königsschlosse herab der „Grimm der Namenlosen" die Freiheitskämpfer tausendarmig niederschlug. Auch sonst hat Seume den „großen, polnischen Mord" mehrfach berührt und geschildert. „.... Dort

liegt noch Praga in schrecklichen Ruinen am Flusse, der mit Majestät ernst, groß und schauerlich vorübergeht. Wer wird uns je mit diesem Tag versöhnen? . . ."

Es war vor allem die Gestalt Kosciuszkos, an die sich die Sympathien knüpften. Selbst Heine's boshafter Spott hat vor dieser Gestalt Halt gemacht. Grabbe hat Kosciuszko zum Helden eines leider unvollendeten Dramas gemacht, und im Jahre 1825 fand in Berlin am Königsstädter Theater die Erstaufführung jenes leicht gemachten Schau- und Singspieles: „Der alte Feldherr" von Karl von Holtei statt, das mit geschickt berechneter Wirkung eine Kosciuszko-Episode auf die Bühne brachte. Der Erfolg war ungeheuer, und Lieder, wie: „Fordere niemand, mein Schicksal zu hören", vor allem aber: „Denkst du daran, mein tapferer Lagienka", errangen eine Verbreitung und Volkstümlichkeit, die selbst bis zum heutigen Tage noch nicht ganz erloschen ist. —

Von neuem flammte die deutsche Polendichtung hoch empor, als das polnische Volk im Anfange der dreißiger Jahre heldenhaft, jedoch vergeblich an den Gittern seines russischen Käfigs rüttelte. Höhepunkte dieser neuen Polenlyrik bilden die Gedichte Platen's und Lenau's. Aus Platen's Polenliedern spricht der deutsche Idealist und der eingefleischte Russenhasser, der zudem mit dem polnischen Adel vielfache Beziehungen hatte. Ihre Stärke liegt freilich mehr in Haß und Hohn, als in jenen Tönen begeisterter Zuversicht, die die deutsche Griechenlyrik kennzeichnen. Aber sie sind durchströmt vom Blute echter Leidenschaft. Ganz anders sind die Töne, die Lenau anschlägt. Seine stimmungsvollen Gedichte: „In der Schenke", „Der Maskenball", der „Polenflüchtling" sind ja noch heute wohlbekannt. Sie sind unendlich malerischer als die Lieder Platen's. Eine tiefe Wehmut erfüllt sie, und Zeilen, wie die von jenen Gräbern edler Polen:

„. . . wo verscharrt in Eis und Frost
Liegt der Freiheit letzter Trost."

„Um die Heldenleichen dort, rauft der Schnee sich mit den Raben", hat wohl niemand ohne Ergriffenheit gelesen.

Unter den deutschen Polendichtern darf aber schließlich Friedrich Hebbel nicht ungenannt bleiben. Von ihm stammt jenes ergreifende Neujahrsgedicht von 1835: „Die Polen sollen leben", das von jenem inmitten des Lichterglanzes stummen Gaste erzählt, dem all die Neujahrsfreude gespensterhaft dünkt, und den nur eine Frage bewegt: „Ob Polen steht, ob fällt". Zur Mitternachtsstunde erhebt er sein Glas, indem er mit lautem Munde ruft: „Die Polen sollen leben", und kaum ist der Ruf ihm entflohen, so sinkt er tot zurück . . .

Das ist die düstere Weissagung der Neujahrsnacht von 1835.

Heut, achtzig Jahre später, dürfen wir mit frohem und hoffnungsreichem Herzen rufen: „Lebe, Polonia, und bleibe treu deinen Beschützern! . . ."

Dr. jur. Hoelscher: Die Bedeutung der Kohle für Englands Weltstellung.

Durch die englische Kriegshetzpresse zieht sich wie ein roter Faden von Monat zu Monat klarer ausgesprochen die Forderung, bei den dereinstigen Friedensverhandlungen Deutschland seiner Kohlenschätze zu berauben. Die Gründe hierfür sind einleuchtend: auf diese Weise nicht nur die ungeheuren Kriegskosten wieder einzubringen, wichtiger noch: dem verhaßten und gefürchteten Gegner die Grundlagen seiner eigenen wirtschaftlichen Größe zu nehmen und ihn damit auf Jahrzehnte hinaus, wenn nicht auf immer als lästigen Konkurrenten auszuschalten, vor allem aber: dadurch das graue Gespenst der Erschöpfung des eigenen Kohlenreichtums zu bannen und die Weltstellung der eigenen Wirtschaft zu erhalten, die, auf dem Kohlenreichtum aufgebaut, mit seiner Erschöpfung absterben muß, wie die Pflanze, der das fruchtbringende Erdreich genommen. Noch mag das übermütige Wort Greys aus der ersten Kriegszeit: business as usual in gewisser Hinsicht für England zutreffen. Zwar leidet auch England unter dem Krieg und unter dessen Einwirkungen auf Industrie, Handel und Gewerbe. Aber so lange nicht die „U-Boot-Pest" eine wirksame Blockade ausübt, steht das ganze englische Imperium dem Mutterlande offen, fahren seine Schiffe um die Welt und befruchten nach wie vor die Heimat mit allen Bedürfnissen. England ist ja der einzige Staat der Welt, der die Aristotelische Forderung eines vollkommenen Staatswesens, daß es autarkos sei, sich selbst genüge, d. h. alle Bedürfnisse und Genüsse aus seinen eigenen Grenzen befriedigen könne, zum ersten Mal in der Geschichte voll erfüllt hat. Dieser Vorzugsstellung gegenüber treten die Nachteile des Krieges — verglichen mit denen der Mittelmächte — erheblich zurück. Handel und Industrie blühen in England weiter, und wo sie leiden, da haben es die Engländer — das müssen wir auch als Feinde rückhaltlos anerkennen — in bewunderungswürdiger Weise verstanden, ihre Wirtschaft auf den Krieg umzustellen und daraus neue Gewinne für sich zu erzielen. Englands Munitionsfabriken erreichen fast die Größe und Leistungsfähigkeit der deutschen Werke. Und sein Kohlenhandel — vor allem mit den eigenen Verbündeten — gewährt England eine Steuer, die ein gut Teil der Kriegskosten schon während des Krieges wieder einbringt. So ist z. B. heute in Genua der Preis für die Tonne Kohle um fast 1000 Prozent gestiegen. Den Nutzen hat natürlich England als der Kohlenlieferant, der allein schon mit diesem Handel seine Verbündeten so fest an sich kettet, daß diese freiwillig oder unfreiwillig den Befehlen folgen müssen, die ihnen Downing Street gibt.

Dieses Abhängigkeitsverhältnis eines großen Teiles der Welt bestand schon vor dem Kriege, zwar nicht so unbeschränkt wie heute, weil die deutsche Konkurrenz vorhanden war, aber doch so stark, daß ein großer Teil der fremden Staaten auf Englands Wohlwollen angewiesen war und heute mehr denn je darauf angewiesen ist. Denn ohne die englische Kohle ist die Wirtschaft zahlreicher Staaten so gut wie lahmgelegt. Und daß England heute mehr denn je von dieser Macht Gebrauch macht, beweisen offensichtlich seine brutalen Pressionen auf die Neutralen, vor allem jetzt auf Skandinavien und Holland.

Das Absatzgebiet des englischen Kohlenhandels erstreckt sich über fast die ganze Erde, bis weit nach Amerika, Asien und Afrika hinein. Ja, selbst die größten Kohlenkonkurrenten Englands: Deutschland und Nordamerika, haben bis zum Kriegsausbruch sich an den Küsten und bis weit ins Innere hinein nur mit großer Mühe des englischen Wettbewerbs erwehren können, weil die eigenen Kohlenfelder — in Deutschland vor allem die oberschlesischen — weit von der Küste entfernt liegen, und infolgedessen die hohen Eisenbahnfrachten bis zur See allzu sehr verteuernd wirken. Gerade die deutsche Statistik ist hier überaus lehrreich: die Einfuhr englischer Steinkohle in Deutschland betrug von 1899 bis 1909:

1899	4 873 555	Tonnen
1900	6 033 316	"
1901	5 205 664	"
1902	5 192 147	"
1903	5 393 828	"
1904	5 808 032	"
1905	7 483 421	"
1906	7 601 163	"
1907	11 952 283	"
1908	10 057 125	"
1909	10 498 118	"

Die englische Kohleneinfuhr nach Deutschland nahm also in 10 Jahren um 5 624 563 Tonnen gleich 115,4 Prozent zu (wegen des Rückschlags nach 1907 vergleiche weiter unten).

Noch auffälliger lagen die Verhältnisse in der Reichshauptstadt Berlin, deren Kohlenbedarf sich vor dem Kriege auf rund 5 Mill. Tonnen im Jahre stellte. Hier stieg die Einfuhr englischer Kohle von 1899 bis 1909 um 793,4 Prozent. Ihr Anteil an der Versorgung Berlins nahm zu von 7,53 Prozent auf 39,88 Prozent, also auf mehr als ein Drittel. Und dies in Deutschland, dem drittgrößten Kohlenproduzenten der Erde! Kein Wunder, daß in den kohlenarmen Ländern wie Skandinavien, Frankreich, Spanien, Italien, Rußland und dem Balkan die englische Kohle fast unbeschränkt herrschte und auch heute noch herrscht, soweit nicht der Krieg eine Zufuhr unterbindet wie z. B. nach Rußland.

Alle diese Länder zahlen naturgemäß für diesen Kohlenhandel jahraus jahrein ungeheure Tribute an England, direkte für die Kohle selbst, und indirekte außerdem für die dafür erforderlichen Schiffsfrachten. Beträgt doch der Anteil der für Kohlenfrachten in der englischen Handelsmarine bestimmten Schiffe 90 Prozent! Infolgedessen leuchtet es ohne weiteres ein, daß der Kohlenreichtum Englands eine Handelsmacht und demzufolge eine Reichtumsquelle schafft, die England von vornherein einen weiten Vorsprung vor den übrigen Völkern gewährt.

Aber neben dieser Handelsmacht ruht auf dem Kohlenreichtum auch Englands Industriemacht selbst. Industrieen mit starkem Kohlenbedarf wie vor allem die Schwerindustrie können nur dort gedeihen, wo von Natur aus Kohle vorhanden ist. Fehlt diese, so nützt alle Intelligenz und Tüchtigkeit der Bewohner nichts. Die Industrien können dann nur künstliche Zuchtpflanzen sein, denen die innere Lebensfähigkeit abgeht. Englands Industrie aber ist bodenständig und deshalb lebenskräftig, weil sie eigene Kohle hat und solange sie eigene Kohle hat.

Ist es ein Wunder, daß England mit aller Macht bestrebt ist, diese ihm durch ein glückliches Geschick in die Hand gegebene Vormachtstellung in der Welt zu behaupten? Es ist natürlich ein mißliches Unterfangen, die Ursachen eines Weltenbrandes auf eine einzige Formel zu bringen. Aber ich glaube, daß letzten Endes — wenigstens für England — in der Kohlenfrage der Schlüssel zu dem jetzt tobenden Weltkrieg liegt: die Sorge um den drohenden Verlust seiner Weltvormachtstellung hat England zu dem Riesenkampf veranlaßt, bei dem es sich um Sein oder Nichtsein aller Kriegführenden, auch Englands selbst, handelt. Es muß schlecht um Englands Zukunft stehen, und schlecht müssen seine verantwortlichen Leiter diese beurteilen, sonst würden sie sich nicht auf das gefährliche Unternehmen des eigenen Krieges eingelassen, nicht die ganze Zukunft des Weltreichs auf eine Karte gesetzt haben, sondern hätten lieber nach früherer und gutbewährter Praxis zugesehen, wie sich die andern zerfleischen, um dann von beiden Parteien als Lohn für nützliche und gewinnbringende Neutralität die besten Werte einzuheimsen, vergleiche Siebenjährigen Krieg und Napoleonische Kriege und auch den gelehrigen Schüler Englands: die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Daß England gleich vom ersten Tage des Krieges an selbst mit aktiv eingriff und mit einer Zähigkeit und Erbitterung kämpft, die so vielen Nichtkennern der englischen Psyche ganz unerwartet und unverständlich kam, beweist gerade, wie gefahrvoll es seine Weltstellung bedroht sieht und wie es klar erkannt hat, daß nur ein Kampf auf Leben und Tod den bevorstehenden Untergang abwenden kann.

Sein Kohlenreichtum, der Nerv seiner Weltwirtschaft, geht unaufhaltsam dem sicheren Ende entgegen. Deutschland mit seinen ungeheuren und auf absehbare Zeit unerschöpflichen Kohlenschätzen tritt heute als lästiger Konkurrent, morgen als Erbe Englands auf, hinter ihm drohen Amerika und Ost-Asien. Das prophetische Wort Palmerstons fängt an sich zu erfüllen, „daß es Englands größte

politische Dummheit war, Deutschlands Einigung zugelassen zu haben, und daß diese Dummheit einst Englands oder Deutschlands Untergang herbeiführen würde." Mit unerbittlicher Logik hat die Weltgeschichte diesen Ausspruch bewahrheitet, und mit klarem, kalten Verstande haben Englands Leiter bei Ausbruch des Krieges erkannt, daß die letzte Stunde geschlagen hatte, wo vielleicht noch der eigene Untergang zu vermeiden und durch die Niederringung des gefährlichen Gegners zu ersetzen war. Denn ist Deutschland niedergerungen, ist seine Industrie, sein Handel vernichtet, sind seine Kohlenschätze an England ausgeliefert, dann steht Englands Weltstellung für Jahrhunderte neu gefestigt da. Dann ist das verarmte Europa eine englische Wirtschafts-Provinz, Amerika in seiner Angst vor der japanischen Invasion noch mehr als heute Englands Schleppenträger, und der einzige ernstliche Weltgegner Japan, das aber nun, wenn es überhaupt den Waffengang mit England riskiert, gleichfalls in rücksichtslosem Kampfe niedergerungen wird, damit alsdann die ganze Welt angelsächsisch ist. Dann ist das erfüllt, was schon Napoleon befürchtete, und wogegen anzukämpfen selbst seine Titanenkraft erlahmte: daß nach 100 Jahren die Welt entweder kosakisch oder englisch sein würde. Betrachtet man aber von diesen Gesichtspunkten aus Ursache, Zweck und Durchführung des Krieges bei England, dann leuchtet es ein, daß gegenüber solchen Zukunftsaussichten alle riesigen Unkosten dieses Krieges eben Spesen auf ein Vabanque-Geschäft sind, das aber bei Gelingen unerhört glänzende Gewinne verspricht.

Die Frage ist nur, ob wirklich Englands Kohlenschätze sich so bedenklich vermindern, daß die Engländer deswegen schon für absehbare Zeit eine Gefährdung ihrer Weltstellung befürchten müssen. Ich werde weiter unten darauf einzugehen haben, wie seit 1907 der deutlich erkennbare Rückschlag in der englischen Kohlenproduktion bemerkbar wird. Gleichzeitig beginnt aber die den heutigen Krieg vorbereitende Einkreisungspolitik, insbesondere die Annäherung Englands an Rußland. Es galt seit Jahrzehnten als ein unerschütterliches Dogma der deutschen Politik, daß England und Rußland natürliche und ewige Gegner seien. Und diesen Gegensatz für Deutschland geschickt auszunutzen, war eine Hauptaufgabe unserer Diplomaten. Die Gegensätze zwischen England und Rußland waren ja auch so tiefgründig, weil tatsächlich in der ganzen Welt vorhanden — Dardanellen, Balkan, Türkei, Persien, Indien, China, um bloß einige ganz offensichtliche Reibungsflächen zu nennen — daß es nur allerwichtigste Gründe für England sein konnten, aus seiner bisherigen Politik der splendid isolation herauszutreten, die Feindschaft mit Rußland zu vergessen und Kriegsbündnisse abzuschließen. Diese Gründe aber sehe ich eben in der drohenden Kohlennot und der dadurch bevorstehenden Überflügelung durch Deutschland.

Der erste, der meines Wissens auf die mögliche und in absehbarer Zeit drohende Erschöpfung der englischen Kohlenlager hingewiesen hat, ist Jevons in seinem 1866 erschienen Werke: The coal question. Mit fachmännischer Gründ-

lichkeit und bemerkenswerter Weise zu einer Zeit, wo die englische Kohlenproduktion gegenüber der heutigen noch als ziemlich unbedeutend bezeichnet werden kann, beweist er, wie in verhältnismäßig kurzer Zeit Englands Kohlenförderung dem Niedergang entgegengehen müsse. Das Buch erregte bei seinem Erscheinen einen Sturm der Erregung in der ganzen englischen Welt. Und seitdem ist die Literatur über dies Thema ins Unübersehbare gestiegen, bald optimistischer wie bei Mac Aulister, bald pessimistischer wie bei Lawson, in den Endergebnissen aber stets gleich, daß die jetzige Höhe der Kohlenproduktion bereits den Anfang eines mehr oder weniger fernen Endes bedeute.

Eines Endes — nicht nur der Kohlenproduktion und des Kohlenhandels, sondern mehr noch: der englischen Industrie und damit zugleich seiner Weltstellung. Dies spricht ganz unzweideutig ein englischer Fachmann Robert Morfield in seinen 1903/5 erschienenen Aufsätzen aus: auf seinem Kohlenreichtum beruht Englands Weltstellung, mit der Erschöpfung dieses Reichtums muß sie automatisch zusammenbrechen; Englands Handel und Industrie ruht auf diesem Schatze; ohne ihn sinkt England in die wirtschaftliche Stellung einer mittleren Macht zurück. Alle diese Sätze sind unzweifelhaft richtig: Kohlenbesitz ist die Ursache für gute Wirtschaft, Industrieentwicklung die Folge. Jedes andere Naturprodukt tritt gegenüber der Kohle an Bedeutung zurück, selbst das Eisen. Man denke nur z. B. an Spanien mit seinen ungeheueren Eisengruben von Bilbao, an Schweden mit seinen unerschöpflichen Minen von Luleå und Gellivare: eigene Industrie entwickelt sich hier nicht und kann sich hier nicht entwickeln, trotz unleugbarer Intelligenz und Tüchtigkeit der Bevölkerung, weil die Kohle fehlt. Die reichen Erzschätze müssen in die Kohlenländer Deutschland und England ausgeführt werden. Umgedreht Rußland: nur an seinen beiden Kohlenzentren, dem polnischen Revier von Dabrowa-Bendzin und dem Donez-Revier, gedeiht eine namhafte Industrie. (Für den gegenwärtigen Krieg übrigens eine Tatsache von weittragender Bedeutung: wegen des Mangels an Kohle können auch Munitionsfabriken in Rußland nur in beschränktem Umfange errichtet werden; der Hauptbedarf muß aus dem Auslande eingeführt werden.) Ähnlich liegen auch in Frankreich die Verhältnisse: nur die nördlichen Departements haben Weltindustrien hervorbringen können.

Ganz anders in den drei hauptsächlichsten Kohlenländern der Erde: Deutschland, England und Nordamerika. Sie zusammen liefern über 80 Prozent der Weltproduktion an Kohle und stehen zugleich in der Weltwirtschaft an weitaus erster Stelle. Dabei ist es von grundlegender Bedeutung für das Verständnis der vorliegenden Ausführungen zu vergleichen, in welcher Weise die Steinkohlenproduktion — ich lasse die Braunkohlenförderung beiseite, weil sie für die Weltwirtschaft von minderer Bedeutung ist — in den drei genannten Ländern innerhalb der letzten Jahrzehnte sich entwickelt hat, weil sich daraus von selbst die Zukunft der betreffenden Weltwirtschaft ableiten läßt:

	1892	1902	1912	
England	180	220	260	Mill. Tonnen.
Amerika	160	280	450	" "
Deutschland	80	110	180	" "

Innerhalb von zwanzig Jahren ist mithin England von seiner ersten Stelle absolut auf die zweite gerückt und hat gleichzeitig relativ die geringste Produktionssteigerung erfahren.

Aber nicht nur das. Wichtiger ist noch: während seine beiden Hauptkonkurrenten dauernd emporstiegen, ist Englands Produktion von 1907 bis 1912 um etwa 10 Mill. Tonnen im Jahre gesunken. Die Höhe seiner Leistungsfähigkeit ist mithin offenbar überschritten. Der Niedergang würde vielleicht sogar noch mehr in die Augen springen, wollte man auch die Statistik der Kriegsjahre mit heranziehen. Ich will das jedoch vermeiden, einmal, weil die Zeiten anormal sind, und ich dann auch die deutschen Kriegsziffern zum Vergleich heranziehen müßte, andererseits, weil ich auch im Zweifel bin, ob die mir vorliegenden englischen Veröffentlichungen aus dieser Zeit Anspruch auf Richtigkeit machen können. Für unsere Betrachtungen genügt auch schon das letzte Ergebnis der Friedensjahre, aus denen deutlich Stillstand und Rückgang der Kohlenproduktion erhellt. Denn kaum in einer anderen Wirtschaft ist Stillstand oder gar Rückschritt infolge Erschöpfung der Mittel so gleichbedeutend mit dem Anfang vom baldigen Ende wie beim Bergbau. Man muß sich ja nur vergegenwärtigen, daß der Bergbau, und besonders der Kohlenbergbau, ein Raubbau schlimmster Art ist. Die guten Flöze und die gute Kohle werden abgebaut, das minderwertige Material wird weggeworfen, und zwar weggeworfen nicht etwa, wie beim Erzbergbau, zur eventuellen späteren Verwertung durch nochmaliges Aufarbeiten der Halden, sondern wird tatsächlich vernichtet und höchstens zu Versatzarbeiten, zu Wege- und Dammschüttungen und dergleichen verwendet. Sind somit die guten Flöze abgebaut, so bleiben nur noch die noch intakten minderwertigen Lager für die Förderung übrig. Bei diesen aber werden die Erträgnisse sowohl absolut infolge der schlechteren Qualität, als auch relativ wegen der progressiv starksteigenden Selbstkosten immer geringer, bis zu dem Zeitpunkte, in welchem die Selbstkosten die Gewinne übersteigen und damit den Weiterbetrieb unmöglich machen.

Auf diesem Wege befindet sich der englische Kohlenbergbau. Die guten Flöze — besonders in Südwales —, deren Qualität in der ganzen Welt unerreicht ist, vor allem wegen der teilweise fast völligen Rauchlosigkeit bei der Verbrennung, gehen ihrem Ende entgegen. Natürlich nicht von heute zu morgen, aber doch in absehbarer Zeit. Und die dann zum Abbau gelangenden Flöze sind im Verhältnis so minderwertig, ihre Abbaukosten — vor allem wegen der Wassereinbruchsgefahr — so erhöht, daß die Abbauwürdigkeit, zum mindesten aber

die Konkurrenzfähigkeit gegenüber der deutschen Kohle sehr in Frage gestellt ist, zumal die jetzigen Preise für die beste Qualität dann keineswegs mehr, angesichts der geringeren Güte, gehalten werden könnten.

Was das aber bedeutet, leuchtet ein, wenn man sich vergegenwärtigt, welches die Hauptverwendungsgebiete der englischen Kohle heute sind:

1. für den eigenen Bedarf verwendet England von seiner Produktion von heute rund 260 Mill. Tonnen rund drei Viertel gleich 185 Mill. Tonnen. Hiervon gehen

auf Hausbedarf	17,4 % ,
auf Industrie	65,2 % ,
auf Verkehr	17,4 % .

Läßt man von diesen Zahlen die für Hausbedarf und Verkehr beiseite als gewissermaßen nicht unmittelbar werbende Posten, so bleibt als Hauptposten der von 65,2 Prozent für Industriebedarf. Die Hauptindustrien Englands sind die Metallindustrie, Baumwollspinnerei, Glas- und Tonwarenindustrie und der Schiffsbau. Alle diese Industrien leben und sterben mit der eigenen Kohle. Jedes Kilometer, welches ihre Fabrikationsstätten näher zu den Kohlenzechen liegen, bedeutet Kostenersparnis und damit erhöhte Rentabilität. Deshalb haben sich alle diese Industrien unmittelbar auf und neben den Kohlenrevieren angesiedelt: Südwales, Mittelengland, Nordostengland und Mittelschottland. Umgekehrt aber: fällt die Nähe der Kohlenzeche fort, so erhöhen sich die Betriebskosten progressiv immer mehr bis zu dem Ende, daß die Rentabilität des Unternehmens gegenüber der günstiger gelegenen Konkurrenz aufhört. Dann läßt sich wohl mit künstlichen Mitteln, wie Zollschutz und dergleichen, ein Weitervegetieren ermöglichen. Aber es bleibt dann eben nur ein Vegetieren, eine Treibhauskultur, keine bodenständige Pflanze mehr. Gerade dieser Gesichtspunkt hat bekanntlich in den letzten Jahren die englische Politik und Wirtschaft dauernd in Erregung gehalten. Denn ohne Zweifel beruht Englands hohe Wirtschaftsentwicklung auf dem Freihandel, auf dem Mangel an Zollbeschränkungen. Mit Aufgabe dieses Wirtschaftsprinzips muß von selbst ein gut Teil der englischen Wirtschaft selbst untergehen.

Darüber sind sich auch die einsichtsvollen englischen Politiker seit Jahren im Reinen. Sie wissen ganz genau, daß England so sein muß, wie es ist, oder daß es nicht sein kann, daß die Voraussetzungen für die Schutzzollpolitik der Festlandsmächte für England nicht zutreffen, sondern, daß die englische Wirtschaft eben auf dem freien, unbeschränkten Verkehr mit der ganzen Welt aufgebaut ist, weil seine Industrie den natürlichen Vorzug der an den Besitz eigener Kohle geknüpften Bodenständigkeit hat, und diese Vorzugsstellung nicht durch Zollbelastungen aufgeben kann, ohne damit in der ganzen Volkswirtschaft gegenüber dem Ausland ins Hintertreffen zu geraten. Geht aber die Industrie aus irgend

welchem Grunde, vor allem natürlich infolge Erschöpfung der eigenen Kohlenschätze, dem Niedergang und Untergang entgegen, dann tritt der Zustand ein, vor dem jeder weitblickende Engländer graue Furcht empfindet: das übervölkerte Land, das jahrhundertelang die Landwirtschaft vernachlässigt hat, muß wirtschaftlich zusammenbrechen. Denn wohin mit all den Industriearbeitern aus den stillgelegten Hütten, Zechen und Fabriken? Weder die Landwirtschaft noch die von der eigenen Kohle unabhängige Verfeinerungs- und Luxusindustrie können sie aufnehmen. Hungersnot oder Auswanderung muß die Folge sein. Beides aber bedeutet gleichermaßen den Untergang des heutigen England und seiner Weltstellung.

Eben so ungünstig aber liegen die Zukunftsaussichten beim Kohlen h a n d e l mit dem Auslande. Von der gesamten englichen Kohlenproduktion werden, wie erwähnt, rund ein Viertel gleich etwa 65 Mill. Tonnen an das Ausland verkauft. Das Absatzgebiet umfaßt, wie gleichfalls erwähnt, alle Erdteile, soweit sie mit Schiffsfrachten zu erreichen sind. Infolgedessen herrschte bis in die ersten Jahre dieses Jahrhunderts die englische Kohle sogar an den Küsten des kohlenreichen Deutschlands bis weit nach Berlin hinein, ferner in den baltischen Provinzen, Skandinavien, Holland und Belgien, Frankreich, Italien, den Mittelmeerländern, Afrika, sogar noch an der Küste von Amerika, trotz der dortigen eigenen großen Kohlenschätze, und in Asien, obwohl auch dort große Kohlenlager in Bengalen, China und Australien vorhanden sind.

Der Grund für diese Vorzugsstellung vor allen andern Kohlenländern, vor allem vor Deutschland, ist der, daß in England die Kohle in fast unmittelbarer Nähe des Meeres vorkommt und infolgedessen fast direkt von den Zechen auf die Schiffe verladen werden kann, so daß in England die großen Eisenbahntransportkosten nach der See, die z. B. in Deutschland die oberschlesische Kohle schon an der Ostseeküste um 100 Prozent verteuern, wegfallen, und deshalb die englische Kohle auch noch in Gegenden den deutschen Wettbewerb aushalten kann, die räumlich weit mehr von England als von Deutschland entfernt liegen, z. B. Schweden, das Baltikum, Italien, Türkei; dazu kommt ferner die schon oben erwähnte ausgezeichnete Qualität eines Teiles der englischen Kohle, besonders der von Südwales, die sie besonders für die Dampfschiffahrt geeignet macht.

Bei dieser Lage ist England für einen großen Teil der Erde der einzigste Kohlenlieferant und verdient natürlich aus dieser Monopolstellung enorme Reichtümer.

Und nicht nur das: die entladenen Kohlenschiffe bringen zu äußerst niedrigen Frachtsätzen die in der Heimat nicht erzeugten Lebens- und Genußmittel wieder heim, besonders aus den eigenen Kolonien. Ich habe schon oben darauf hingewiesen, daß England das einzige Staatswesen ist, welches alle seine Bedürfnisse und Genüsse aus den eigenen Grenzen befriedigen kann. Das britische Reich umfaßt heute (mit Ägypten und Sudan) einen Flächeninhalt von rund

32 500 000 Quadratkilometern, das ist ungefähr ein Viertel der festen Erde. Es hat jetzt etwa 450 Millionen Einwohner, also auch rund ein Viertel aller Erdbewohner, ungefähr dreimal soviel als Rußland, fünfeinhalbmal soviel als Deutschland (mit seinen Kolonien). Englands Kolonien liefern alle Produkte, deren das Mutterland entbehrt: Kanada Weizen, Hölzer, Felle, die arktische Welt Tran und Fischbein, Zentralafrika Elfenbein, Südafrika Gold und Edelsteine, Straußenfedern und Angoragarn, Wolle und Weine, Westafrika Gummi und Gold, Ägypten Baumwolle und Weizen, Australien Fleisch, Wolle, Getreide und Weine, Indien Jute, Baumwolle, Reis, Indigo, Weizen und Gewürze, Ceylon Tee, Kaffee, Kakao und Vanille usw. usw. Aber das Mutterland England ist das große Herz des Reiches, das alle diese Erzeugnisse herbeischafft, verarbeitet und wieder ausführt. Infolgedessen lebt das englische Volk, unabhängig von fremden Wirtschaftskörpern, bei niedrigen Lebensmittelpreisen im Überfluß und streicht noch dazu von allen nicht selbst verbrauchten Produkten den Zins der übrigen Erdbewohner ein, die bei ihm zu Gaste gehen müssen.

Dieser glückliche Zustand, der noch dadurch vermehrt wird, daß auch der größte Teil der Handelsflotte der Welt wieder England gehört, so daß auch deren Gewinne immer wieder England zugute kommen, muß aufhören, wenn Englands Kohlenreichtum nachläßt, oder wenn ein Konkurrent auf dem Weltmarkte auftritt, der die englische Kohle aus ihrer Vormachtstellung verdrängen kann.

Beide Gefahren lagen vor Kriegsausbruch klar zu Tage und blieben keinem einsichtigen Engländer verborgen. Er brauchte ja nur die eigene Handelsstatistik anzusehen, wie mit dem Nachlassen der eigenen Förderung gleichzeitig der Absatz im Auslande zurückging. Deutschland eroberte von Jahr zu Jahr mehr alte englische Kohlendomänen, vor allem Frankreich, Belgien und Holland. Gleichzeitig wurde Deutschlands Verlangen nach eigenen und von Englands Gnade unabhängigen Kohlenstationen in Übersee immer dringender, zum Teil schon erfüllt, wie z. B. in Kiautschou. Überall traten neben den englischen Kohlenfirmen deutsche Konkurrenten auf, selbst im eigenen Lande und in den eigenen Kolonien, z. B. in Cardiff, Aden, Singapore u. a.

So kam es, daß Deutschland schon 1913 rund 35 Millionen Tonnen exportierte, d. h. schon mehr als die Hälfte des englischen Exports. Und dieses Verhältnis mußte sich bei natürlicher Entwickelung immer mehr zu Ungunsten Englands verschieben, je mehr dessen Kohlenreichtum eben qualitativ und quantitativ zurückgeht.

Daß diese Aussicht für Englands Weltstellung eine Katastrophe bedeutet, brauche ich nicht zu wiederholen, auch nicht, daß die Leiter der englischen Politik sich seit Jahren hierüber im Klaren sind und deswegen notgedrungen auf Mittel und Wege sinnen mußten, das drohende Unheil abzuwenden oder wenigstens hinauszuschieben. Der erste Versuch in dieser Richtung war der, durch den seit 1902

eingeführten Kohlenausfuhrzoll wenigstens den heimischen Bedarf zu sichern. Doch wurde hierdurch der gesamte Auslandshandel, vor allem natürlich der mit der Kohle selbst, so geschädigt, daß bereits 1906 der Zoll wieder abgeschafft werden mußte. Inzwischen aber hatte Deutschland schon einen großen Teil des französischen, belgischen und holländischen Marktes an sich gerissen, so daß England, um die verlorenen Gebiete zurückzuerobern, in den Kohlenpreisen um dreißig bis vierzig Prozent heruntergehen mußte. Die Folge: schlechtere Löhne der Grubenarbeiter, geringere Dividenden der Zechenbesitzer, verminderte Einnahmen der Schiffsreeder; mittelbar aber weiter: Verteuerung der Lebenshaltung des ganzen Volkes.

Und endlich: neben der unmittelbar drohenden Konkurrenz Deutschlands stand im Hintergrunde der Wettbewerb Amerikas und Ostasiens, die beide mit ihren ungeheueren Kohlenschätzen und den geringen Arbeiterlöhnen drohten, einen großen Teil der bisher von England versorgten überseeischen Gebiete an sich zu reißen. Die Folge davon: Zerstörung des englischen Kohlenhandels und mittelbar weiter auch seines ganzen oben geschilderten Importhandels.

So sah die wirtschaftliche Zukunft Englands vor dem Kriege überaus gefährdet aus. Zwar stand das stolze Gebäude seiner Macht äußerlich so fest und unerschüttert da wie nie zuvor, aber die Fundamente hatten Risse, und der Tag erschien nicht allzu fern, wo es zusammenbrechen mußte. Es schien infolgedessen seinen Leitern nur das eine Mittel zu geben, den Staat vor dem drohenden Untergang zu bewahren: die Zertrümmerung Deutschlands, die Vernichtung der deutschen Wirtschaft, die Aneignung der deutschen Kohlenschätze. Gelang dieses, dann war die englische Weltstellung auf Jahrzehnte hinaus gesichert, dann war der deutsche Kohlenkonkurrent und die deutsche Industrie nicht mehr zu fürchten, dann herrschte auf lange Zeit hinaus Englands Handel und Englands Industrie wieder dominierend auf dem Weltmarkte. Diesem Ziele Milliarden an Gold und Millionen an Menschenleben zu opfern, schien den um Englands Weltherrschaft besorgten Politikern des Einsatzes wert. Erreichen sie aber dieses Ziel nicht, kommt Deutschland aus dem Weltenbrand zwar geschwächt, aber nicht gebrochen heraus, dann ist die englische Weltstellung in ihren Grundfesten erschüttert. Dann wird die Zeit von selbst vollenden, was der Krieg dem auf seiner Insel in natürlicher Sicherheit wohnenden Gegner nicht restlos geben kann: den Todesstoß, herbeigeführt durch den Untergang seiner schon durch die Kriegslasten schwer erschütterten Wirtschaft infolge allmählicher Erschöpfung seiner Kohlenschätze, des Fundamentes seiner Weltstellung.

Dr. Adolf Bischlager: Die Botschaft Wilsons und Amerikas Sendung.

Mit der feierlichen Miene des Apostels hat Präsident Wilson verkündet, daß er der Welt den Frieden bringen wolle. Nicht allein aus Menschlichkeit spricht er, sondern auch im vitalen Interesse aller neutralen Staaten, die fortwährend durch den Krieg gefährdet werden. Die Bedingungen, unter denen der Frieden geschlossen werden soll, müssen seine Billigung finden. Um dieses Ziel zu erreichen, will er sogar das Gewicht der amerikanischen Macht in die Wagschale werfen. Mit anderen Worten: Präsident Wilson setzt sich mit kräftigem Stoß der amerikanischen Ellenbogen auf den Stuhl des Präsidenten bei den Friedensverhandlungen. Es soll ein Friede werden ohne Sieger und Besiegte, ein Friede, dessen Bedingungen das zerfleischte Europa im Gleichgewicht der Schwäche hält, während Amerika als Zünglein an der Wage den arbiter mundi spielt. —

Präsident Wilson hat es vollkommen überhört, daß große Parteien des deutschen Volkes in instinktivem Mißtrauen ihm sogar als Gast den Zutritt zu den Friedensverhandlungen verweigert haben. Mit der Drohung der bewaffneten Intervention will er Europa seinen Frieden aufzwingen. Er beruft sich dabei auf die Makellosigkeit und den Idealismus, der die Politik der Vereinigten Staaten stets geleitet habe.

Es soll Herrn Wilson zugegeben werden, daß er selbst an die Sendung Amerikas, die Ideale der Menschheit zu verwirklichen, glaubt. Es ist der alte doktrinäre Geist der religiösen Sektierer, die für ihre Überzeugung die Fahrt über den Ozean antraten, der in Wilson lebendig ist. Wie diese in Europa dem Glaubenszwang entwichen, aber in der neuen Heimat ihre eigene Doktrin rücksichtslos jedem Fremdgläubigen aufzwängten, weil sie sie für die allein wahre hielten, so glaubt Wilson scheinbar, daß jede Gewalttat, wenn sie von der ihm selbst ideal dünkenden Staatsgewalt der Vereinigten Staaten begangen wird, durch deren hohe Ideale geheiligt wird; denn sonst kann, wer die Politik der Vereinigten Staaten und die Wilsons genau betrachtet, nicht an die Aufrichtigkeit des Präsidenten glauben.

Eine Kernfrage ist für Wilson die Selbständigkeit der kleinen Völker. Sein Vorgänger Roosevelt verlangt stürmisch, daß Belgien gerächt und die barbarischen Missetäter gestraft werden. Er hätte Amerika schon längst in den Krieg gestürzt.

Wie aber benehmen sich diese von Entrüstung triefenden amerikanischen Vorkämpfer für die Menschheitsideale gegenüber den kleinen amerikanischen Völkern? Gerade Roosevelt sollte daran denken, wie er als Präsident das schwache Columbien vergewaltigte. Mit zynischer Offenheit hat er sich über alle Verträge, die

die Vereinigten Staaten unterzeichnet hatten, hinweggesetzt, weil sie deren Interessen entgegenstanden.

Im Jahre 1846 schlossen die Vereinigten Staaten mit Columbien, in dessen nördlichster Provinz Panama der jetzige Kanal liegt, einen Vertrag, in dem Columbien die Oberhoheit (Souveränität) über die Landenge ausdrücklich verbürgt wurde. Die Vereinigten Staaten befanden sich genau in der gleichen Lage, wie Preußen Belgien gegenüber.

Dies hinderte die Nordamerikaner nicht, im Jahre 1902 in der Provinz Panama eine bezahlte Revolution in Szene zu setzen, und als das Mutterland Ruhe stiften wollte, Truppen zu landen und der columbianischen Regierung das hands-off der Cowboys zuzurufen.

Roosevelt rechtfertigte diesen Raub mit den Worten: „Ich nahm die Kanalzone, ließ den Kongreß debattieren, und während die Debatten fortschreiten, tut es der Kanal auch. Ich habe die Entscheidung in die Hände des Volkes der Vereinigten Staaten gelegt, und nicht in die einer Gruppe von fremden oder einheimischen Banditen, deren Interessen zufällig denen des Volkes der Vereinigten Staaten entgegenstehen. Nach meiner Ansicht hat die Geschichte gelehrt, daß der Präsident eine sehr große Macht hat, wenn es ihm darauf ankommt, diese Macht auszunützen*)."

Und dieser Mann, der so dem Völkerrecht ins Gesicht geschlagen hat, trieft vor Entrüstung darüber, daß Deutschland ein Wegerecht durch Belgien verlangte unter gleichzeitiger Garantie seiner Unabhängigkeit.

Die Vereinigten Staaten haben Columbien eine Entschädigung von 20 Millionen Mark angeboten. Die Verhandlungen scheitern jedoch daran, daß die Nordamerikaner der Regierung von Columbien einen Passus zumuten, in dem diese Regierung noch ihr Bedauern über die vorgekommenen Mißhelligkeiten aussprechen soll! Columbien denkt begreiflicherweise nicht daran, diese Schmach auch noch auf sich zu nehmen, so daß der Konflikt zwischen beiden Ländern noch besteht. Seine Beilegung würde sich ausgezeichnet für den Wilsonschen Friedenskongreß eignen als Probe auf die Aufrichtigkeit der nordamerikanischen Ideale.

Auf die Losreißung Kaliforniens und Texas' von Mexiko will ich gar nicht zu sprechen kommen, sondern nur eine Vergewaltigung eines anderen kleinen Volkes heranziehen, die sich augenblicklich unter Wilsons Präsidentschaft vollzieht.

Außer bei Panama ist es möglich, die Landenge an der Grenze von Nikaragua, Costarica, Honduras und San Salvador mit einem Kanal zu durchstechen.

Gelegentlich innerer Unruhen in Nikaragua wurden zwei Nordamerikaner beim Bombenlegen gegen Regierungsgebäude betroffen, vors Gericht gestellt und dem Spruch gemäß erschossen. Als die konservative Partei in Nikaragua, für

*) South American Yearbook, London 1915: The Case for Colombia.

die die Nordamerikaner kämpften, unterlag, landeten die Vereinigten Staaten Marinesoldaten, beschlagnahmten die Zölle, für die sie eine Anleihe versprachen, die heute noch nicht gewährt ist, und setzten einen konservativen Präsidenten ein, obgleich nach dem Zeugnis des Obersten Long, des Führers der Marinetruppen, diese Partei nur über ein Fünftel bis ein Viertel der Wahlstimmen verfügt. Seit dem Jahre 1912 halten nordamerikanische Truppen die kleine Republik besetzt.

Bei den Wahlen stehen Marinetruppen neben den Urnen und verhindern jeden Liberalen an der Abstimmung. Im Palast des Präsidenten sind Truppen einquartiert. Diese „Regierung" von Nikaragua hat das Kanalbaurecht für die lächerliche Summe von drei Millionen Dollars an die Vereinigten Staaten verkauft.

Mit diesem Vertrage kränkte Nikaragua die Interessen von Costarica, Honduras und San Salvador, da die Kanallinie und die von den Vereinigten Staaten als Flottenstützpunkt in Anspruch genommene Fonseca Bucht das Gebiet der genannten Republiken berührt. Diese erhoben Einspruch und riefen, einem zwischen den sämtlichen mittelamerikanischen Staaten bestehenden Vertrage gemäß, nach dem alle Zwistigkeiten zwischen ihnen auf friedlichem Wege vor einen in San José (Costarica) tagenden Gerichtshof erledigt werden sollen, den Spruch dieses Gerichtes an. Dieser Gerichtshof wurde auf Anregung der Vereinigten Staaten ins Leben gerufen. In Ansehung des edlen Zweckes sind die Kosten für den Bau dieses Friedenspalastes von Andrew Carnegie gestiftet worden.

Vor Eintritt in die Verhandlungen unterwarfen sich die vier Republiken nochmals ausdrücklich dem Spruche des Schiedsgerichts. Auch Guatemala, das an der Frage nicht unmittelbar beteiligt ist, nahm als Mitglied des mittelamerikanischen Staatenbundes an der Verhandlung teil.

Der Vertrag wurde für hinfällig erklärt, da Nikaragua nicht die Rechte der anderen Republiken veräußern könne. Nunmehr traten die Vereinigten Staaten in die Erscheinung. Sie, die jetzt Europa vor ihr Schiedsgericht laden wollen und ständig den Wert internationaler Schiedsgerichte im Munde führen, erklärten, daß sie sich an den Spruch des Gerichts nicht zu halten brauchten, da sie den Vertrag der fünf Republiken nicht unterzeichnet hätten. Nicht allein für sich erkennen sie den Spruch nicht an, sondern sie haben auch noch die Geschöpfe, die jetzt ihren Namen dafür hergeben, um den Willen Herrn Wilsons in Nikaragua auszuführen, gezwungen, vertragsbrüchig zu werden und die Annahme des Schiedsspruches von seiten Nikaraguas zu verweigern.

So also sieht die nordamerikanische Auffassung des Völkerrechts, so sehen die nordamerikanischen Schiedsgerichte aus. Über ein von ihnen begründetes Schiedsgericht gehen sie ohne weiteres weg, wenn es ihrem Nutzen schadet. Die amerikanische Friedensgesellschaft vom Jahre 1828 sagt zu diesen Vorgängen:

„Wenn wir den großen Nationen der Erde die Grundsätze des Rechts vorhalten, sollten wir beweisen, daß unsere Worte auch ehrlich gemeint sind."

Völkerrechtsideale dürften daher die Politiker Nordamerikas kaum leiten, wenn sie jetzt in die Geschicke Europas eingreifen wollen.

Sehen wir uns nunmehr an, wer — nach der Ansicht der Nordamerikaner — deren vitale Interessen zu bedrohen scheint.

Im November 1916 brachten die „Newyork Times", eines der führenden Wilson-Blätter, die Erzählung eines törichten Schwätzers, in der er berichtete, ein deutscher Reservehauptmann habe ihm mitgeteilt, daß Deutschland am 2. August 1914 Amerika habe den Krieg erklären wollen. Deshalb sei es auch so gut vorbereitet gewesen. Jeder Amerikaner müsse daher im innersten Herzen bei jedem Siege der Entente aufjauchzen. In Deutschland würde man einen derartigen Unsinn keinem Leser vorsetzen können. Auch in Amerika gibt es Leute, die solche Märchen mit einem Achselzucken abtun. Der weniger urteilsfähige Mann, der in den gleichen Spalten die Aufsätze führender Politiker liest, glaubt jedoch, daß ein Körnchen Wahrheit daran sei.

Eine gleiche Unbefangenheit des moralischen Urteils bezeugt das „Pan-American Magazine", das in seiner Dezembernummer das Schicksal Griechenlands „curious" nennt und die Behandlung des Königs Konstantin, der unter den Augen der alliierten Streitkräfte Komplotte geschmiedet und Waffen an Deutschland ausgeliefert habe, sehr zartfühlend findet.

Eine derartige Auffassung der Ereignisse hat sich nur unter dem vollständigen Einflusse der Entente-Kabelmeldungen bilden können. Amerika war überzeugt, daß in Europa das Recht und das Unrecht kämpfte, und daß das Recht endlich siegen würde. Es hat sich nunmehr seit unseren Erfolgen in Rumänien über den Ausgang des Krieges ein gewaltiger Umschwung in der Meinung Amerikas vollzogen. Der in Philadelphia erscheinende „Public-Ledger", eine Zeitung, die man der großen Handelsinteressen wegen, die sie vertritt, etwa mit der „Frankfurter Zeitung" vergleichen kann, gibt darüber einen wertvollen Aufschluß. Es sei nochmals betont, daß der „Public-Ledger" sich bemüht, möglichst vorurteilslos zu sehen.

Er führt am 12. Dezember aus, daß, je weiter man sich von den Bureaus der Firma Morgan entfernt, man auf die Überzeugung stößt, daß die Deutschen den Krieg gewinnen. Früher habe man in Anbetracht der furchtbaren Koalition, die gegen uns kämpft, den englischen Versicherungen, daß alles gutgehen würde, geglaubt. Ein Staatsbeamter, der noch vor Monaten sagte: „Ich würde es hassen, wenn die Deutschen siegten. Es würde nicht möglich sein, mit ihnen zu leben", äußert jetzt als seine Überzeugung, daß, wenn auch der Krieg noch viele Monate dauern würde, der Sieg im wesentlichen schon bei den teutonischen Streitkräften ist.

„Mit ihnen zu leben," fährt der „Public-Ledger" fort, „ist das Bedeutsamste der ganzen Frage für Amerika. Denn wenn die Deutschen, den Schmuck des Siegers an ihren Helmen, eine offene See besitzen, könnten sie uns doch ohne freundliche Absicht sehr nahe treten. Mit Ausnahme der großen Finanzierungen ist den Engländern bisher alles mißglückt." Die Warnung des „Federal Reserve Board", englische Schatzanweisungen anzunehmen, wird gleichfalls als der militärischen Lage Rechnung tragend aufgefaßt.

„Die Frage, mit der der amerikanische Kaufmann sich jetzt zu befassen hat, ist die wachsende Furcht vor einem deutschen Siege. Dieser würde ein einziger großer Kehraus für unser Geschäft werden, wenn nicht bald eine scharfe Wendung zugunsten Englands eintritt, so wird Rußland aus dem Kampfe ausscheiden, der Balkan von den Ententestreitkräften gereinigt werden, Italien des Kampfes müde werden und England Tränen vergießen, weil niemand kam, um es zu retten." Soweit der „Public Ledger".

Es wäre kurzsichtig, wenn man sich angesichts der Note Wilsons die Tatsache, daß Amerika aus seinem Traum an den Sieg der Entente aufgerüttelt ist und sich in der Furcht vor dem Unbekannten befindet, verhehlen wollte. Hier liegen die vitalen Interessen, die Wilson meint. Deshalb will er einen Frieden ohne Sieger, weil Amerika an den Sieg der Entente nicht mehr glaubt, und ein siegreiches Deutschland, das nicht nur der ganzen Welt getrotzt, sondern sie niedergeworfen hat, dem stillen Geschäftsteilhaber unsrer Gegner „unfreundlich sehr nahe treten könnte".

Ein Europa ohne Sieger und Amerika als Gesetzgeber der Welt wäre da natürlich bequemer. Deshalb wollen wir uns die von Wilson empfohlene Monroe-Doktrin in ihrer alten reinen Form, die nur für die Abwehr bestimmt war, für die Friedensverhandlungen zu eigen machen und ihm zurufen: Hände weg von Europa! Das moralische Recht, als Schiedsrichter aufzutreten, fehlt Wilson und den Amerikanern seit Panama und Nikaragua.

Nur die Furcht, daß wir in unserem Daseinskampfe trotz aller amerikanischen Lieferungen uns durchsetzen, die Sorge vor einer deutschen Weltmacht, treibt Herrn Wilson zu seiner Friedensnote und der Drohung mit der Intervention. Durch das Verbot des U-Boot-Krieges glaubte er Englands Sieg zu sichern und sieht sich nun getäuscht. Nicht der siegreichen Entente, dem siegreichen Deutschland will Wilson in den Arm fallen. Deshalb sei man bei seinen Worten des „Timeo Danaos" eingedenk!

Franz Adam Beyerlein: Der lächelnde Wirt.

1.

Mitten in der Nacht fuhr Inken Lorenzen jäh aus dem Schlaf empor. Sie hatte sich früh, kurz nach dem neunten Stundenschlag, hingelegt, aber auf Lorenz', ihres Mannes Heimkehr wartend, war sie lange hell und wach geblieben. Allmählich nur hatte es der Schlaf versuchen dürfen, ihr sanft die gespannten und verwirrten Gedanken zu lösen, immer wieder hatte sie sich seiner gewaltsam, wie einer Pflichtvergessenheit erwehrt, schließlich war sie ihm aber doch mit einem Male erleichtert, fast lächelnd in die Arme gesunken. Im Dämmer des Einschlummerns hatte sie gewähnt, nicht der Schlaf, sondern sein strengerer Bruder, der Tod, heiße sie willkommen, und ihm hatte sie sich beglückt hingegeben.

Nach einer schönen Ewigkeit gänzlichen Entrücktseins war dann ein garstiger Traumalp über sie hergefallen. Ein angstvolles Mißbehagen hatte sie plötzlich ergriffen und sich vom Lager aufrichten geheißen. Langsam war es ihr zur Gewißheit geworden, daß nicht sie allein die Luft des Zimmers atme, sondern daß ein Dritter darin gegenwärtig sei, einer, der sich eingeschlichen haben mußte. Wie sie den Blick gegen die Tür wandte, sah sie ihn auch stehen, — Klas Schmitt, den Nachbar, den Wirt zur „Seemannsbraut". Er hielt sich nach seiner Gewohnheit bescheiden im Winkel und hatte sein immerwährendes betulich-schmieriges Lächeln auf dem blassen, bartlosen Gesicht. Verstohlen — denn er wollte sie nicht aufstören, — führte er, wie er es wirklich in der Gepflogenheit hatte, die Hand zum Mund und ließ sein trockenes, mehliges Räuspern hören. Dann schob er sich, auf eine besondere Weise, wie mit geschlossenen Füßen gehend, näher und näher heran, und sie — sie vermochte sich nicht zu rühren. Der Hilfeschrei stockte ihr in der Brust, und ihr Herz jagte und jappte erbärmlich. Und immer näher rückte der lächelnde Wirt an sie heran. — —.

Darüber war sie aufgewacht. Mühevoll suchte sie im nächtlichen Dunkel ihre versprengten Sinne zusammen und fand sich zuletzt aus Nebel und Not wie bereits manch ein wrackes Schiff am Feuer des Binnenleuchtturmes zurecht. Gelassen und gleichmäßig warf es seinen wechselnden Schein auf den gestreiften Fenstervorhang, — von fünfzehn Sekunden stets zwölf hell, drei dunkel, zwölf hell, drei dunkel. Sie lauschte nach dem Bett zu ihren Häupten, — nichts regte sich dort. Der Wind war nach Norden gegangen, er seufzte sogar schon ein wenig um die Ecke nach der schönen Morgensonnenseite. Das gab klares trockenes Wetter, endlich gute Zeit für das Vieh, das nach der langen winterlichen Stallhaft ungestüm zur Weide begehrte. Als erfülle ihr ein freundlicher Geist einen unausgesprochenen Wunsch, hatte sie sogleich eine Vision der Landschaft. In

einem hellen Viereck, genau wie jüngst bei den Lichtbildern des Wanderredners, der im großen Schulzimmer über die deutschen Kolonien gesprochen hatte, sah sie die sonnenbeglänzte Heide vor sich. Nah und fern zeichneten sich zwischen den begrasten Grenzwällen die Umrisse der Rinder und Pferde in den blauen Himmel hinein, und ganz weithin ragte das Gotteshaus des Kirchdorfes mit seinem weißen Turm. All das entrollte sich tröstend vor ihren Augen, die unter schweren Lidern ins Ungewisse starrten; sobald sie sich aber der Vorstellung bewußt wurde, reckte sich auch das Leid empor und verhüllte mit seinen grauen Falten das friedliche Bild.

Inken hätte sich gern unterrichtet, welche Stunde es sei, aber sie ließ die Hand, die sie schon nach dem Feuerzeug ausgestreckt hatte, wieder sinken. Denn eine Hoffnung lag nicht in der früheren oder späteren Zeit. Mochte der Zeiger elf Uhr weisen oder vier Uhr, das galt gleich wenig. Das Lager zu ihren Häupten war leer, und das bedeutete: Lorenz, ihr Gatte, saß drüben beim Nachbar Schmitt in der „Seemannsbraut" und trank, trank ohne Maß und ohne Sinn, trank, wie Trinker trinken. Wann er aufhörte mit dem Greuel, ob spät oder früh, das kam auf einen Zufall hinaus. Eine Rettung aber gab es nicht.

Inken spürte wieder einmal den Jammer nach seinem vollen Gewicht. Er legte sich auf sie wie ein Deckbett von Blei und erdrückte sie ganz und gar. In der hilflosen nächtlichen Erwartung, nach der Erschöpfung des Traumes, fand sie keinen Widerstand gegen ihn. Ein lähmender starrkrampfähnlicher Zustand befiel sie, und schließlich stürzte sie jäh in den grauenhaften Abgrund eines betäubenden Schlafes.

Als sie angerührt vom erstehenden Tage erwachte, war ihr schwer und übel wie nach einem heftigen Fieber. Lorenz schlief in der Benommenheit des Rausches auf seinem Bett. Er war wohl während des Auskleidens zurückgesunken; wirr war sein Zeug auf den Boden gestreut, aber die Mütze hatte er auf dem Kopf behalten. Wie er dalag, glich er einem der unsauberen Tiere draußen im Koben. Inken legte die Kleider an ihren Ort und deckte die Decke über ihn. Hernach wusch sie sich in der Küche derb und gewaltsam. Besonders rieb sie die Hände, ganz unwillkürlich, als habe sie Schmutz angegriffen.

Sine, die Magd, war längst am Werk gewesen. Die Kühe standen gemolken und mit glattem, blanken Fell am Balken beim Göpel. Vergnüglich witterten sie mit den nassen Schnauzen in den sonnigkühlen Morgen hinein. Just schritt der Zollwächter Strack, dessen kleines Haus seitab nach dem Dorfe zu lag, bei ihnen vorüber. Er hatte die Mütze gelüftet und wischte sich den Schweiß von der Stirn, als sei es wunder wie schwül. Verlegen grüßte er herüber. Inken dankte finster. Er war einer der Saufkumpane ihres Mannes; allerdings konnte er seinen Rausch nicht ausschlafen, wie der Bauer vom Süderenderhof, sondern er mußte früh hinaus auf seine Dienstgänge längs des Strandes. Mit gesenktem Haupte schlich er von dannen; im Laufe seines Gewehres spiegelte sich die Sonne.

Inken wandte sich ins Haus zurück. Dielen und Fliesen waren noch feucht vom Scheuern. In der Küche glimmte das Feuer unterm Herd und hielt das Wasser am Kochen. Dergestalt blieb ihr nur der Kleinkram, das Staubwischen und Blankputzen, übrig. Lässig genug handhabte sie Wedel und Lappen. Was kam auf einen blinden Flecken an, da alles in Trümmer fiel? Aber allgemach fuhr der frauliche Eifer in sie, und zum endlosesten Male bewährte sich an ihr der Heilsegen der Arbeit.

Auf ihrem Rundgang geriet sie schließlich an die Schreibkommode, die in das Licht des Fensters gestellt war. Er war ein schönes altes Stück aus Mahagoni, mit Messingbeschlägen reich geschmückt und von altersher in Ehren gehalten. Über der Platte, die mit einer eingelegten Kante aus Zitronenholz sauber verziert war, baute sich ein niedriger Aufsatz auf, dessen zahlreiche Kästen und Schubladen durch eine Rollwand verschlossen wurden. Urkunden und Briefe von Wichtigkeit, auch die Rechnungsbücher des Hofes, wurden darunter aufbewahrt. Inken polierte mit einem weichen Leder die glänzenden Flächen. Darüber verfiel sie ins Sinnieren und verlor langsam den Zusammenhang mit der gegenwärtigen Stunde. Es geschah ihr übrigens nicht zum ersten Male so. Ihrer kaum mehr bewußt, ließ sie sich in dem hochlehnigen Korbstuhl vor der Kommode nieder und putzte immerfort an einem Knopf mit gereifeltem Rande herum. Dabei blickte sie unverwandt durch das Fenster auf den Grasfleck, in dessen Mitte der weißgetünchte Mast des Windweisers ragte. Zwei Schafe weideten gemächlich am Tüder, beide hochtragend, sie mußten binnen kurzem lämmern. Weiterhin führte, tief eingeschnitten in den lockeren Boden, der Fahrweg nach dem Kirchdorf vorüber.

Unverändert war diese Aussicht, soweit Inken zurückzudenken vermochte. In diesem Augenblick aber erinnerte sie sich plötzlich einer besonderen Gelegenheit, einer Entscheidungsstunde, in der sie bang und erwartungsvoll auf den gleichen Wiesenfleck, den Mast und den Weg, auch auf grasendes Vieh hinausgeschaut hatte.

Brahm Brahmsen, ihr Vater, saß damals vor der Kommode im Lehnstuhl. „So?" fragte er, „den Lorenz Lorenzen willst du nehmen? Sieh mal an!"

„Ja, Vater," antwortete sie.

„Hast du dir das auch wohl überlegt?"

„Ja, Vater, ich mag ihn gern und er mich. Und ist er nicht ein lieber, guter Mensch?"

„Alles wahr. Mir sogar ist er viel zu lieb und gut. Härter ist besser. Zur See gefahren ist er auch nicht."

Das war die altmodische Lebensregel Brahm Brahmsens: jeder junge Mann der Insel mußte seine acht oder zehn Jahre zur See gehen. Mindestens je einmal mußte er, am liebsten auf einem guten Segelschiff, um Kap Horn und um das Kap der guten Hoffnung gefahren sein. Dann, wenn er ein Stück Welt

gesehen, wenn ihm der Sturm derb um die Nase geweht hatte, war es allenfalls Zeit, daß er heimkehrte, sich vom Vater im heimatlichen Ackerbau unterweisen ließ und ein Weib nahm.

„Manch einem hat die See nicht wohlgetan," erwiderte Inken.

Der Vater nickte. Das hatte seine Richtigkeit; mancher war gar nicht heimgekehrt, mancher siech und verdorben an Geist und Körper.

Darauf herrschte eine Zeitlang Schweigen. Brahm Brahmsen sah hinaus zum Fenster, und die Tochter folgte seinen Blicken. Es war herbstlich-ungewisses Wetter draußen, Wolken zogen, und der Pfeil des Windweisers tanzte unruhig, heftig blies es den Schafen in das dicke Vließ bis auf den gelblichweißen Wollgrund.

Mit einem Male entschied der Vater: „So nimm ihn denn! Gottes Segen dazu!"

Das kam Inken fast zu schnell. Sie hätte gern um den Geliebten gerungen; aber natürlich war sie es auch so zufrieden.

Die Ehe wurde geschlossen und stellte eine Verbindung dar, die vom ganzen Kirchspiel für gut und richtig befunden wurde. Inken Brahmsen, die Erbtochter vom Süderenderhof, und Lorenz, der zweite Sohn des reichen Matz Lorenzen vom Mühlenhof, gaben einander nichts nach. Es war, als hätten zwei ebenbürtige Fürstenhäuser wohlbedacht und zweckvoll ihre Kinder für einander bestimmt, und nun wollte es das Glück, daß die jungen Leutchen sich zu allem andern noch herzlich liebten.

„Das ist einmal vernünftig," lobten die Hochzeitsgäste, „und deshalb muß es auch gut geraten." Es war nicht nach dem Munde geredet, sondern eine ehrliche Meinung. Denn in der Tat, von Rechts wegen hätte es gut geraten müssen.

2.

Inken betrachtete noch einmal prüfend den längst blinkblankgeputzten Knopf der Schreibkommode und ließ dann endlich von dem Zierat ab. Während sie die Hände im Schoß faltete, schaute sie grübelnd in sich hinein.

Ganz lebendig hatte sie soeben den Vater gesehen, der doch schon lange Jahre tot war. Aber das war nur natürlich. Denn sie spürte sehr deutlich, sein Wesen und Willen beherrschten noch immer das Haus. Deshalb vertauschten sich in ihrem geistigen Erleben so oft Vergangenheit und Gegenwart, nicht etwa weil sie sich glichen.

Und seltsam war es, wie eng alle Ereignisse auf dem Hofe sich ineinander fügten. Wie die Maschen eines Netzes oder dichter noch wie das feine, zähe Geflecht eines Korbes schlangen sie sich ohne sichtbaren Anfang und Ende ineinander und ließen nicht frei, was loskommen wollte. Alles aber ging von dem Vater aus und strebte nach ihm zurück.

Eine übermächtige Gewalt hatte Brahm Brahmsen über alles, was in seinen Bereich gelangte, ausgeübt. Unbedingte Unterwerfung wurde ihm, wie von allen, so auch von seinen Kindern dargebracht, aber nicht in freudiger Überzeugung, sondern als ein schuldiger Tribut an seine Überlegenheit, und weil es lächerlich gewesen wäre, an einem so klaren, festen, starken und vernünftigen Willen zu zweifeln, geschweige denn ihm zu trotzen. Etwas Fremdartiges, ja, fast etwas Geheimnisvolles haftete ihm an. An die fünfzehn Jahre war er der Insel ferngeblieben. Es verlautete, er habe währenddem in Kalifornien Gold gegraben, aber er selber erzählte nie aus dieser Zeit. Verhielt es sich so, dann hatte er jedenfalls Glück gehabt. Denn nach seiner Rückkunft bezahlte er alle Schulden des Süderenderhofes, den Broder Brahmsen, sein Vater, in Grund und Boden gewirtschaftet hatte, bei Heller und Pfennig und saß danach immer noch, zum Neide der Nachbarn, auf Talersäcken, wie die Henne auf den Bruteiern.

Das Bewußtsein des eigenen Wertes hinderte ihn, sich gemein zu machen, aber er verhärtete sich nicht und ließ sich nicht blenden. Rechtlichen Sinn und Tüchtigkeit schätzte er höher ein als Reichtum. Darum wählte er Anna Matzen, die flinke Tochter eines kleinen Bauern, zur Frau und lebte mit ihr eine lange Zeit still und zufrieden. Sie schenkte ihm zwei Kinder, einen Sohn, Broder, und eine Tochter, Inken. Als sie auf ihrem letzten Krankenbett lag, hingestreckt von dem Leiden, das viele Frauen der Insel auf der Höhe des Lebens abrief, und ihm danken wollte für die Jahre des Glücks, sprach er: „Nein, ich habe dir zu danken, Anna. Wenn du in die Stube tratest, war es sogleich hell und warm. Wenn du mich aber verlassen willst, wird es Winter für mich werden.“

Bald nach dem Heimgang seiner Gattin verlor Brahm Brahmsen auch seinen Sohn. Es ging wundersam traurig dabei her, wie in einem Volksliede. Broder Brahmsen, der Sohn, und Gesine Jensen, das Kind des Wärters vom Ostfeuer, waren die schönsten Menschen auf der ganzen Insel. Sie gehörten gleichsam von Natur zueinander, und weil dies jedermann einleuchtete, fand selbst der Bauernhochmut kein Hindernis darin, daß Gesine auf dem Süderenderhof als Magd diente, Broder aber der zukünftige Herr war. Nur Brahm Brahmsen, so munkelten die Klatschmäuler, verschloß Augen und Herz und sagte „nein“. Darauf ging Broder im Liebesschmerz zur See und kehrte nicht wieder. Sine Jensen aber blieb Magd auf dem alten Fleck und blieb es Jahr um Jahr. Das schöne Mädchen mied von Stund an die Menschen und schaffte einsam und still vor sich hin, demjenigen zum Nutzen, der ihr das Leben verdorben hatte. Wenn es ihr verdacht wurde, lächelte sie geringschätzig. Sie allein hätte den Leuten sagen können, daß Brahm den Sohn keineswegs von ihr hatte trennen wollen. Nicht „nein“, sondern „noch nicht“ hatte er entschieden, er, dem es gleichfalls die Schönheit des jungen Weibes angetan hatte, der ihren Fleiß, ihren redlichen Sinn und ihre Umsicht erprobt hatte, und der sich kraftvolle Enkel aus der Ehe der zwei erhoffte, „noch nicht“, — darauf hatte sich Broder noch einmal ver-

heuert als Steuermann und war in der Südsee verschollen mit dem feinen Vollschiff „Senator Möller" von Bremen. Die beiden, Sine und der Alte, wußten wahrlich, von wem sie schwiegen, wenn sie nach der Tagesarbeit beisammen saßen.

Mit dem Tode des Sohnes floh die Freude aus Brahm Brahmsens Leben. Sie hatte ohnehin nur ganz zu innerst in seinem Herzen und ganz verschwiegen geblüht. Jetzt regierte ihn allein die nüchterne, zähe Pflicht. Auch Inkens Heirat änderte nicht viel. Brahm hatte sie zugegeben mit schlechtem Gewissen, eher weil er nichts rechtes gegen die Wahl der Tochter einzuwenden vermochte, als weil sie ihn gut dünkte. Mit einer auferlegten Frist war es ihm kurz zuvor übel ausgeschlagen, darum gab er Inken und Lorenz rasch zusammen, damit sie ihr Glück auf ihre Art auskosteten. Aber er entschloß sich, zuzuwarten nach seiner Art und jedenfalls die Macht nicht eher aus den Händen zu geben, bevor er den von Grund aus kannte, der sie nach ihm haben sollte. Deshalb bezog nicht er das Altenteil, die Norderstube, sondern er wies das junge Paar hinein, wirtschaftete weiter als Bauer und Herr und war der rührigste von allen. Lorenz mußte ihm zur Hand gehen wie ein Knecht, und siehe da, er weigerte sich nicht.

Der junge Bauer hatte kein rechtes festes Fleisch; er war quabbelig an Leib und Seele. Widerstreben und Streiten war gar nicht nach seinem Geschmack. Er stand, wo er hingestellt wurde, und tat, was er geheißen wurde, nicht gerade unwillig, aber ebenso gern hätte er den Tag verträumt. Sonst war er wohl zu leiden. Besonders nach Feierabend und in der müssigeren Winterzeit hatte er Verdienste. Er sang, spielte artig die Harmonika und wußte allerlei Liedchen und Reime, wie sie gerade im Schwange waren. Dazu verstand er es, heimlich und einschmeichelnd daherzureden, und das hatte ihm auch Inkens Zuneigung gewonnen. Er lebte gut mit ihr. In all der nüchternen Derbheit des ländlichen Lebens umsorgte er sie mit einer beständigen zärtlichen Aufmerksamkeit und erwies ihr kleine Dienste, die zuweilen ganz unbäuerisch empfindsam ausfielen. Der Schwiegervater schaute ein wenig spöttisch drein zu solchem Schauspiel, aber im ganzen freute er sich am Glück und Behagen seiner Tochter.

Auf diese Art war auf dem Süderenderhof kein schlechtes Auskommen miteinander. Ein Einziges nur geschah Lorenz heftig zu leide: Brahm hielt ihn knapp mit Geld. Bald nach der Heirat war nämlich in der großen Krisis um die Jahrhundertwende das stattliche Vermögen der Lorenzen verloren gegangen, und so hatte der junge Bauer bisweilen kaum Bares genug in der Tasche, um im Krug eine Runde auszugeben. Das tat ihm weh, denn er liebte einen guten Trunk, und wie das sein Wesen verlangte, bedurfte er des Beifalls einer lustigen Gesellschaft. Aber der Alte blieb hart, auch gegen Inkens Bitten und Vorwürfe. Freilich hatte es die junge Frau im Grunde nicht allzu dringlich damit; der Mann war ihr auch

lieber daheim als im Kruge. Zuletzt fügte sich Lorenz ins Unvermeidliche, grollend zwar, aber mindestens bekam Inken seinen Zorn nicht zu entgelten.

Kinder waren den jungen Leuten versagt. Inken hatte Unglück bei der ersten Schwangerschaft, und nach einem langen Krankenlager mußte sie die Hoffnung aufgeben, jemals Mutter zu werden. Anfangs war es ihr gewesen, als trüge sie den Schmerz wie eine immer offene brennende Wunde, aber die Zeit strich ihren linden Balsam darüber, und schließlich hatte sie sich in das kinderlose Dasein sehr gut gefunden. Ein wenig Wehleidigkeit war an ihr haften geblieben, und so geschah es nicht wider ihren Willen, daß die schwerere Arbeit in Stall und Feld auf Sine und die beiden Männer entfiel und sie selber nur in den Wohnstuben und allenfalls in der Küche zu walten hatte. Erst als das siebzigste Jahr schon weit hinter dem Vater lag, wurde noch ein Jungknecht angenommen. Brahm Brahmsen aber blieb der Herr. Er wurde achtzig und fünfundachtzig und übergab den Hof nicht. Die Nachbarn zeterten über den Eigensinn, überdies war es wider allen Brauch und alles Herkommen. „Aber nicht wider die Vernunft!" lachte Brahm in sich hinein. Unter seinen knochigen gichtigen Händen blühte der Wohlstand sichtlich empor. „Weshalb soll ich das ändern?" fragte er. „Ja! Wenn er mir einmal mit dem Knüppel den Weg in die Norderstube gewiesen hätte! Aber nichts! Matschpappig, quabbelig!" Zuletzt standen sich der Alte und sein Schwiegersohn spinnefeind gegenüber, Brahm wie vordem hart und gewaltsam, Lorenz tückisch und voll Wut und Haß, aber immer unterwürfig, im Großen und im Kleinen.

Es war allmählich ein recht unhandliches Hausen auf dem Hof geworden, als schließlich mit 88 Jahren Brahm Brahmsen das Feld räumte. Eines Abends schob er unvermutet die Schale saurer Milch mit einer Gebärde des Ekels von sich und ging stumm in seine Kammer. Den Mittag nach diesem Abend war er tot; er hatte mit vollen Sinnen fast bis zum letzten Atemzuge gelegen, aber kein Wort war über seine Lippen gedrungen. Sine, die Magd, war bei ihm, bis er starb.

Fünf Tage lang, bis zur Eröffnung des Testaments, lief Lorenz herum wie ein wasserscheuer Hund, unsicher, mürrisch, mit scheelen, schielenden Augen, die Menschen meidend und bissiger Laune. Aber seine Beklemmungen waren nur die Einleitung zu einem Triumph. Bedingungslos überantwortete Brahm Brahmsen sein Bargeld und alles Land, das er im Laufe der Jahre zum Hofe hinzuerworben hatte, seiner Tochter und also — schmunzelte Lorenz — ihm. Nur für den Süderenderhof selbst setzte der Alte Gesine Jensen, die Magd und ehemalige Braut seines verschollenen Sohnes Broder, als Nacherbin ein und verordnete, es dürfe von dem Anwesen, wie er es dereinst vom Vater übernommen habe, kein Fußbreit Landes abgetrennt, noch auch der Besitz hypothekarisch belastet werden; sollte Inken oder Lorenz einen Versuch hierzu unternehmen, so fiel der Süderenderhof sogleich an Gesine oder ihre gesetzlichen Erben. Im übrigen war

der Magd für ihre Lebzeiten eine anständige Behausung und Beköstigung auf dem Hofe zu gewähren.

Alles dies schreckte Lorenz wenig; was kümmerte ihn eine so ferne Zukunft? Endlich war er frei von der Bevormundung des alten Starrkopfes, endlich war er der Herr. Mit vierzig Jahren, nach fünfzehnjähriger Ehe, nahm er die Zügel in die Hand auf dem Süderenderhof. Unaufgefordert übertrug ihm Inken alle Rechte an ihrem Erbe und entäußerte sich freudig jeden Einspruchs in seine Maßnahmen.

Das Gespann trottete eine kleine Weile noch den alten, gewohnten Weg, dann aber ging es unaufhaltsam bergab.

Nun waren es acht Jahre her, daß Brahm Brahmsen den Kampf aufgegeben hatte. Jetzt waren sich alle Nachbarn eins darüber, daß er ein scharfer Menschenkenner gewesen sein müsse und daß er recht gehabt habe, Lorenz Lorenzen kurz zu halten. Und manch einer blieb wohl nach dem Kirchgang an seinem Grabe stehen und sprach: „Gottlob! Er sieht nichts mehr und hört nichts mehr. Er hat den Frieden." — — —

Inken nickte trübe vor sich hin. Jawohl, er hatte den Frieden; er schlief den langen Todesschlaf, wohlgebettet unter der schönen Sandsteinplatte, in die ein Schiff mit geblähten Segeln eingemeißelt war, und auf der nach der Sitte der Insel geschrieben stand, daß Brahm Brahmsen als ein guter Steuermann vielemale das Weltmeer durchkreuzt habe, bis er endlich vom himmlischen Steuermann in den Hafen der Ewigkeit bugsiert worden sei. Ihr aber war die Bitternis geblieben.

Draußen im Flur ging Sine, die Magd, nach der Küche. Sie hatte vor der Haustür gefegt. Ihr Schritt war flink und straff, und hell klarrten ihre Holzschuhe auf den Fliesen. Da richtete sich das betrübte Herz auf. Es kam wie eine Erleuchtung und eine starke Zuversicht über Inken, und sie wußte mit einem Male, solange Sine im Hause waltete, war ihr der Beistand des Vaters unverloren. Sie schwankte hin und her, ob sie froh oder traurig darüber sein sollte. Es wäre ihr schon recht gewesen, wenn alles ein Ende gehabt hätte, aber schließlich, wenn draußen nach dem harten Winter die Sonne abermals schien und selbst der kargste Boden sich aufs neue begrünte, — dann war es wohl auch ihr in ihrer Kümmernis erlaubt, weiter zu leben, — zu leben und zu hoffen.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Rundschau für Kriegsfürsorge.

Von Dr. Alfred Peter.

Deutscher Studentendienst von 1914.

Unter den vielen Strapazen und Entbehrungen, welche unsere tapferen Truppen, besonders die Akademiker, jetzt in den Fronten in Ost und West auszustehen haben, ist wohl eine der schwersten der Mangel an geistiger Kost. Ihm abzuhelfen hat sich seit den ersten Monaten des Weltkrieges der deutsche Studentendienst zur Aufgabe gestellt. Die Liebesgaben deutscher Hochschüler, von welchen im Laufe des Krieges schon 7 literarische und 3 künstlerische hinausgegangen sind, haben einen Teil dieser Aufgabe zu lösen versucht. In unserer Kartothek befinden sich über 38 000 Feldanschriften deutscher Akademiker, welchen regelmäßig literarische Liebesgaben zugesandt werden. Daneben gehen größere und kleinere Liebesgaben an Offiziere und Mannschaften hinaus, die eine ungeheure geistige Stärkung für unsere Truppen bilden. Vom 1. August 1914 bis 1. Oktober 1916 wurden allein 8 898 890 Bücher und Schriften versandt; darunter befinden sich 135 000 Zeitschriften, 519 250 Volksbücher und Predigten, 215 300 Liebesgaben deutscher Hochschüler. Seit Anfang vorigen Jahres wurden für Schützengräben, Lesehallen und Kompagnien 29 340 Bücher versandt. An den gesicherten Stellen hinter der Front und in der Etappe bringen die fahrbaren Kriegsbüchereien unseren Truppen wertvollsten Lesestoff aus allen Wissensgebieten. Mehr als 200 solcher Büchereien zu je 1000 Bänden sind jetzt in eigens dazu hergerichteten Wagen mit Bücherkoffern hinausgegangen und alle Divisionen sind vorläufig versorgt. Unsere Soldatenheime an der Ostfront gewähren unseren Soldaten fern von der Heimat traute Plätze zur Erholung und Erfrischung. Für das leibliche Wohl arbeiten die vorzüglich funktionierenden Marketendereien, von welchen aus die einzelnen Heime, jetzt 67 Soldaten- und Eisenbahnerheime und 5 Frontenheime versorgt werden. In den Lesezimmern der Heime ist unsern Krieger-Akademikern wie Nicht-Akademikern Gelegenheit geboten, sich an den Schätzen deutscher Literatur und Kunst zu stärken und zu erquicken. Auch unseren kriegsgefangenen Akademikern in England und Rußland bringen unsere Sendungen Freude und Belehrung in ihren einsamen Stunden fern von der Heimat. Seit 1. Januar 1916 sind an sie 3343 Einzelsendungen hinausgegangen, und die meisten Lager sind mit größeren und kleineren Lagerbüchereien versehen. Aus den vielen Dank- und Anerkennungsschreiben, welche täglich bei den verschiedenen Zweigen des Studentendienstes einlaufen, gewinnt man einen Einblick in den reichen Segen, welcher von dieser Arbeit ausgeht. Aber immer neue Bitten um Lesestoff treten an uns heran, und der geistige Hunger steigert sich, je länger der Krieg dauert, von Tag zu Tag. Wir richten daher an alle Freunde unserer Arbeit, an alle Freunde der deutschen akademischen Jugend, die herzliche Bitte, unsere Arbeit nach Vermögen zu fördern und ihr

Scherflein zu senden an: die Königl. Seehandlung (Preußische Staatsbank) Berlin W 56, Markgrafenstraße, Konto D 17 164, für den deutschen Studentendienst.

Rundschau der Kriegsliteratur XIX.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Einen am 18. Dezember 1916 in der „Deutschen Gesellschaft 1914" gehaltenen Vortrag über „Probleme der Friedenswirtschaft" hat Walther Rathenau soeben dankenswerterweise einem größeren Publikum zugänglich gemacht, indem er den Vortrag beim Verlage von S. Fischer in Berlin als Broschüre erscheinen ließ. Indem er absichtlich von wenig günstigen Voraussetzungen ausgeht, „von einer gewaltigen Verringerung unseres nationalen Vermögens, von einer umfassenden Verschiebung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Schichtung, von einer erheblichen Störung unserer Wirtschaft durch Beschränkung unseres Verkehrs, unseres Handels mit dem Auslande", kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß uns nach dem Kriege eine dreifache Aufgabe bevorsteht, um diese Gefahren zu überwinden. „Sie besteht in der Wiederherstellung unseres Vermögens, in der Wiederherstellung unserer Ordnung und in der Wiedergewinnung derjenigen wirtschaftlichen Bewegungsfreiheit — sei es im Verkehr mit dem Ausland, sei es auf uns selbst gestellt —, deren wir bedürfen." Das Ziel, das wir in Zukunft stets im Auge behalten müssen, ist der Aufbau und die Unabhängigkeit unserer Wirtschaft. Diese jedoch „bleibt nicht länger Privatsache, sie wird Res publica, die Sache aller". Es scheint, daß der Verfasser für eine Art Staatssozialismus sprechen will. Wir wollen hier nicht näher auf diese höchst interessante Frage eingehen, die zweifellos sehr viel für sich hat, die jedoch auf der anderen Seite große Gefahren in sich trägt, die man nicht außer Rechnung stellen sollte.

Der Vortrag Rathenaus bietet manche höchst interessante Punkte, die außerordentlich lesenswert sind, und wir können die kleine Schrift, die von neuem Zeugnis ablegt von den großen Kenntnissen und der Weitsichtigkeit des Verfassers, dem wir ein gut Teil der guten Organisation unserer Kriegswirtschaft verdanken, warm empfehlen. —

Über das bereits viel besprochene Thema „England und wir" handelt ein Vortrag, den der Geschäftsinhaber der Diskonto-Gesellschaft Dr. Georg Solmssen im November vergangenen Jahres in Köln gehalten hat, und den er nunmehr in A. Marcus & E. Webers Verlag (Bonn) veröffentlicht. Trotzdem diese Frage schon reichlich oft von den verschiedensten Seiten, von berufenen und unberufenen Federn behandelt worden ist, hat es Solmssen verstanden, dem Thema überraschende, neue Seiten abzugewinnen. Das dem Heftchen beigefügte, reiche Zahlenmaterial ist übersichtlich geordnet und gibt ein festes Gerippe für die Schlußfolgerungen, die der Verfasser aus seinen Ausführungen zieht, und die in dem Nachweise gipfeln, daß Deutschland sich die Ebenbürtigkeit mit England erstritten habe. —

Im Verlage von Reimar Hobbing in Berlin läßt der Bund Deutscher Gelehrter und Künstler eine Schriftensammlung „Um Deutschlands Zukunft" erscheinen, als deren erstes Heft soeben eine Schrift „Das Volk und der Krieg" aus der Feder des Reichstagsabgeordneten Max Cohen (Reuß) herausgekommen ist, in der den Massen des Volkes in kurzen Umrissen gezeigt wird, wie dieser Weltkrieg entstand, und daß

er ein Kampf ist, bei dem die Massen des Volkes, im Falle einer Niederlage, Außerordentliches zu verlieren haben. Die Schrift klingt daher in die Mahnung aus, standzuhalten bis zu einem ehrenvollen Frieden und vor allem, wie bisher, unter sich einig zu bleiben. Denn solange das deutsche Volk einig bleibt, ist es unbezwingbar.

*

Ein ganz ausgezeichnetes Buch hat der schwedische Schriftsteller Fredrik Böök über „Deutschland und Polen" im Münchener Verlage von F. Bruckmann veröffentlicht. Die Übersetzung stammt aus der Feder von Friedrich Stieve, der uns in dankenswerter Weise bereits eine ganze Reihe von Werken der schwedischen Literatur zugänglich gemacht hat. In geradezu meisterhafter Form hat es Böök verstanden, seine reichen Erlebnisse und Eindrücke, die er während seines wiederholten Aufenthalts in Polen zu sammeln Gelegenheit hatte, dem Leser wiederzuerzählen, und doppelt interessant wird das Buch für den sein, der die polnischen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt.

Mit großer Schärfe behandelt Böök zunächst einen der wichtigsten Punkte des ganzen polnischen Problems: die Judenfrage. Er schildert das Elend der polnischen Juden, das Ghetto mit seiner dem Fremden oft komisch vorkommenden Stimmung, „die zu Schrecken und Mitleid erstarrt", und er geißelt die „schändliche russische Judenpolitik", die die Juden von den östlichen Bezirken des russischen Reiches vertrieb und sie zusammenpferchte in den westlichen polnischen Distrikten, wodurch sie in die bitterste Notlage versetzt wurden. Denn „als eine relativ dünne Bevölkerungsschicht könnten sie existieren, wenn aber ihre Zahl auf 50 Prozent steigt, so konkurrieren sie einander zu Tode und werden in immer tieferes Elend hinabgedrückt. Wie wird sich nun die Zukunft dieser Ostjuden gestalten? Daß sie unter keinen Umständen Deutschland überschwemmen dürfen, darin stimmt der Verfasser mit den meisten Schriftstellern, die diese Frage behandelt haben, vollkommen überein. Er hält es aber nicht für unmöglich, daß sie in dieser oder jener Form eine Art Autonomie erreichen könnten. In jedem Falle hängt die Entscheidung über die Ostjudenfrage von den siegreichen Waffen der Zentralmächte ab. „Politische Probleme werden nicht von Kongressen und Vereinen gelöst, sondern wie in früheren Zeiten durch Eisen und Blut. Deutschland hat nicht die Befreiung der Ostjuden angestrebt, eben so wenig wie die der Polen, Balten und Litauer; jetzt aber fallen den Mittelmächten die großen und verantwortungsvollen historischen Aufgaben zu, gesunde und entwickelungsfähige politische Verhältnisse in diesen Ostmarken zu schaffen, die dem russischen Eroberer entrissen sind."

Alsdann gibt Böök eine anschauliche Schilderung des polnischen Landes mit seiner nackten, wüstenähnlichen Eintönigkeit, die dem durch Polen Reisenden bei Überschreitung der Grenze sogleich ins Auge fällt und ihn während der ganzen Reise bis an die Ostgrenze Polens begleitet, und von den russischen „Chausseen" — wenn man dieses Wort überhaupt gebrauchen darf —, für die Millionen von Rubeln ausgegeben sein sollen — wenigstens nach dem russischen Budget —, die von den Deutschen nach der Besetzung zu richtigen gangbaren Chausseen umgewandelt worden sind und „ein bedeutungsvolles Zeichen für die Minderwertigkeit der preußischen Kultur" darstellen, wie der Verfasser scherzweise sagt. Den deutschen Ansiedlern in Polen, deren Niederlassungen bis in die Zeit Friedrichs des Großen zurückreichen, und deren Wirtschaften als leuchtende Vorbilder für die polnischen

Gutsbesitzer und Bauern dienen könnten, widmet Böök warme Worte der Anerkennung. Nur bedauert er, daß dem auswandernden Deutschen, ebenso wie dem Schweden, der nationale Selbsterhaltungsinstinkt fehle: „Er besitzt nicht das instinktive Selbstbewußtsein, die defensive Haltung, die ihn von seiner Umgebung unabhängig machen könnte." Dieser Mangel habe leider, wie in anderen Ländern, auch in Polen eine allmähliche, aber stetige Schwächung des vortrefflichen deutschen Elementes zur Folge gehabt. Volles Lob spendet der Verfasser auch der deutschen Verwaltung im besetzten Polen, die es unter unsäglichen Mühen und Kosten, unter Überwindung ungeheurer Hindernisse verstanden hat, in vielen Punkten mit der „polnischen Wirtschaft" aufzuräumen, die größtenteils nur eine Folge der russischen Herrschaft und Verwaltung war, die selbstverständlich an diesen elenden Zuständen eine tatkräftige Hilfe hatte zur Beherrschung und Niederhaltung des polnischen Volkes.

Polen steht jetzt — wie der Verfasser zum Schluß ausführt — vor der Frage, ob es mit oder gegen Rußland gehen will, ob es den Worten seines bedeutenden Geschichtsschreibers Szuski folgen will: „Mit dem Westen gegen den Osten!" „Ein Polen, das unempfänglich für die Versprechungen und Lockungen des Panslawismus wird ..., kann ohne Zweifel einer Entwicklung entgegensehen, die die Schmach eines Jahrhunderts beendet und zu nationaler Selbständigkeit und Unabhängigkeit führt." Die ersten Schritte zu diesem Ziele sind durch die inzwischen erfolgte Unabhängigkeitserklärung seitens der Mittelmächte und durch den Zusammentritt des polnischen Staatsrates getan, und es ist zu hoffen, daß bald weitere Schritte folgen werden. —

Wir können dieses ausgezeichnete Buch aufs wärmste empfehlen und ihm eine recht weite Verbreitung bei uns und im Auslande wünschen. Es wird sicherlich viel dazu beitragen, bei vielen uns nicht freundlich Gesinnten ein besseres Verständnis für uns und unsere Sache zu wecken. —

Als erster Band der „Schriften des Volkswirtschaftlichen Institutes des Obersten polnischen Nationalkomitees", die im Verlage von Wilhelm Braumüller in Wien veröffentlicht werden, erschien der erste Band eines großzügig angelegten Werkes aus der Feder Dr. Roger Freiherrn von Battaglia, das den Titel „Die wirtschaftliche Annäherung zwischen den Zentralmächten und die wirtschaftliche Zukunft Polens" führt. Der vorliegende Band behandelt die Frage eines „Zoll- und Wirtschaftsbündnisses zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland" und befaßt sich zunächst mit der Geschichte des Problems der wirtschaftlichen Annäherung zwischen den beiden Monarchien, sowie mit der völkerrechtlichen Theorie engerer wirtschaftspolitischer Zusammenschlüsse von souveränen Staaten. Alsdann prüft der Verfasser die volkswirtschaftliche, handelspolitische und machtpolitische Zweckmäßigkeit und Möglichkeit und die organisationstechnische Durchführbarkeit aller Formen eines solchen Zusammenschlusses, unter Anwendung auf die zukünftigen wechselseitigen Beziehungen der Zentralmächte. Die beste dieser Formen ist nach der Ansicht des Verfassers ein Zoll- und Wirtschaftsbündnis, dem denn auch eine längere, ausführlichere Darstellung gewidmet ist, in der Battaglia seine Ansicht an Hand der Statistik und seiner reichen praktischen Kenntnisse begründet. Auch die gegen diese Form des Zusammenschlusses bereits erhobenen und möglichen Einwendungen machtpolitischer, organisationstechnischer, volkswirtschaftlicher und handelspolitischer Natur werden einer sorgfältigen Prüfung unterzogen, wobei

der Verfasser keineswegs die Nachteile und Gefahren übersieht, die eventuell aus der von ihm befürworteten Form entstehen können.

Wenn wir auch der Ansicht des Verfassers, daß ein Zoll- und Wirtschaftsbündnis die beste Lösung dieser äußerst wichtigen Frage sei, nicht beipflichten können — es würde zu weit führen, diese Ansicht hier näher zu beleuchten —, so muß man doch der ungeheuren Arbeit, der sich Battaglia in dem vorliegenden Werke unterzogen hat, seine volle Anerkennung aussprechen. Schon das außerordentlich reiche Material, das der Verfasser sorgfältig zusammengetragen und in geschickter Weise verarbeitet hat, geben dem Buche einen großen wissenschaftlichen Wert. Wenn es auch wegen seiner Gründlichkeit und Ausführlichkeit, mit der der reiche Stoff auf den 800 Seiten des Buches behandelt wird, nicht für Kreise, die sich nur kurz über das Problem orientieren wollen, geeignet ist, so wird doch jeder, der sich für die Frage der Gestaltung unserer wirtschaftlichen Beziehungen zu unserem Verbündeten nach dem Kriege interessiert und die Zeit zum wirklichen Studium dieser Frage hat, das Werk Battaglia's zur Hand nehmen und durcharbeiten müssen. Er wird sehr vieles für ihn Wertvolle und viel Anregung für seine eigene Arbeit in diesem Buche finden.

Eine kürzere Darstellung desselben Themas bietet die Schrift von einem deutschen Industriellen „Zur Frage eines Zoll- und Wirtschaftsbündnisses zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn", die im Verlage von J. Guttentag in Berlin erschienen ist. Der Verfasser stellt hier Betrachtungen an über die Durchführbarkeit der Vorschläge, die bisher zu diesem Probleme gemacht sind, das jedoch noch lange nicht genügend geprüft worden ist, wenn man bedenkt, daß wir „vor einem bedeutungsvollen Wendepunkte in der gesamten Wirtschaftspolitik" stehen und daß die Regelung unserer zukünftigen wirtschaftlichen Beziehungen zur Donaumonarchie hierbei von größter Bedeutung sein werden. Es fehlt, wie der Verfasser hervorhebt, bisher „die gewissermaßen kontradiktorische Auseinandersetzung des Standpunktes der verschiedenen Interessentengruppen."

Als unerläßliche Vorbedingung für das Zustandekommen eines Wirtschaftsbündnisses bezeichnet die Schrift mit Recht den Abschluß eines neuen, längere Zeit gültigen Zollvertrages zwischen Österreich und Ungarn. Man kann den Ausführungen des ungenannten Verfassers fast ausnahmslos beipflichten; er verschweigt auch nicht die zweifellos bestehenden Gefahren, die ein allzu enges wirtschaftliches Bündnis in sich birgt, und die leicht auf die politischen Beziehungen ungünstig einwirken können. Die kleine Schrift bildet einen wertvollen Beitrag zu der immer mehr anwachsenden Literatur über die Gestaltung der deutsch-österreichisch-ungarischen wirtschaftlichen Beziehungen.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-uteza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Januar 1917.

Inhalt.

Nildnis und eigenhändige Unterschrift
SchülriBeys. Generalsekretär« des
Komitees «Einheit und Fortschritt' in
Konstantinopel 2
Prof. Dt Ludwig Stein
Wem sollen wir vertrauen? 5
Graf AlbertApponyi. Wirtlicher
Geheimer Rat, Wnister a. D.
Bilder au» der ungarischen Verfassungs-
geschichte. Die habsburgische Epoche . 10
Arthur Dix, Sofia
Der Balkan in der Weltgeschichte unserer
Tage 22
vi Adolf Friedemann
Wofür sie sterben 35
Legationsrat vi Ientzsch, Kais. General»
lonsul a. D.
Einiges über Rumänien 40
Eon sinnt in Brunn er
Teutschenhech, Indeuhah >md die Ursache
des Krieges 4s
vi Bernhard Münz
Spinoza und der Krieg 65
Hans Prutz
Iugenderinncrungen eines Tanrbaren.
V. Tanzig 1863—72. VI. Lehren und
Lernen ... 1 67
vr Israel Auerbach lKlmswntinopel)
Das Problem des türkischen Fortschritt» 85
Arthur Silbergleit
Kameraden. — Massengrab (ln Ethe) . 91
Hans Franle
Caritas! 92
Hans von Hülsen
Ein S>,» Novelle. (Fortsetzung) . . 93
Rundschau:
IN!
Politische Rundschau (P. Hoche> . .
Naturwissenschaftliche Rundschau (August
Friedrich Krause) 10?
Rundschau derKriegsliteratm X Vl I. (vi jur.
Kurt Ed. Imberg) 108
Literaturgeschichtliche Rundschau (Hans Zeeck) 111
Literarische Rundschau (vi Eduard Metis). 114
Theater.MndschllU (Assaf Ciffrin) 116

«« Mo««oIchrlI» »>»<>r> onl» SO»» «rlchlixl <n» l. >«»» N««ot».
Vnlo ^o Q«on«l lL tz«lt«> « Nor». «i,,elh«fte 2 M«».
«N« »uchhond!u>^«n und Pollonllllll«n nrhmn, >«»«rz«« 2«lt«ll>«g«n an.

Eine öe<cheMmatWrft
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Hundertsechzigster Band
41. Jahrgang : 1917 . Januar - März
Schlestsche Buchdruckerei, ^^^ Kunst- und Verlaasanstalt
v. S. Schott laender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin >V.io Budapest .stopenl,ciqen
<. F. Lt»l!uul>«. Vnlholü Lutt«. »rM'I<h«l>,».f>llfl>u<l>l>«n»l, <l«l« H HoN«W»IH
Stockholm C^nNiania Klxist.nnniorel
>. l. Fritz«. I,,b5»,s>« llo7oI«. Iocol> Dol>wo» Nuchhdlg, Inierno, Nu<tilx»!», Q»o Ü«U.
lllr dl« Proi»Ini«!> l» schn»««n u»l »n DHn«marl>: »eor« «l»r. UrNn» ««<l>lol«»r. »o»»»l>«««».
ftIr »l« Lchnxlz: «l«»nn. Umlo«. ». vu<l»No»»lun« H«rm. l»>»>«. Hur»»» l.
«n»r«lo«rl«luno fill Holland: W. M. »«n «>o«»« «»» «ol,», Ho«o, Vu>unhoI ÄL.

Inhalt des 160. Bandes:

Januar/Februar/März 1917

Apponhl. Graf Albert. Wirkl. Geheim. Rat, Minister a. D.: Nilder aus der ungarischen Verfassungsssgeschichte. Die habsburaische Epoche 10
Auerbach, vi Israel lKonstantinopel»: Das Problem des türkischen Fortschritts 85
Nenerlein, Franz Adam: Der lächelndt Wirt . . . 352
Nischlllgti, vi Adolf: Die Votschaft Wilsons und Amerikas Sendung 3<?
Brückner, Prof. vi Alexander: Neupolens Literatur 318
Brunn er, Constantin: Der Denkfehler unserer Feinde 159
- » Deutschenhaß, Iudenhaß und die Ursache des Krieges 46
Dix, Arthur (Sofia): Der Balkan in der Weltgeschichte «»fern Tage 22
Eich, Nieolaus, Kommerzienrat, Generaldirektor der Mannesmamrröhren-Werke: Kriegswohlfahrt. Ein offener Brief 128
Feldman, W.: Polnische KrieaMteratur 307
Fränkel, vi Ionas, Uniuers.» Dozent: Henryk Sienkiewicz l,f 16. November 1916). . . .32?
Freudenthlll, Felix: Zur Philosophie des Magens 207
Friedemann, Kr Adolf: Wofür sie sterben ....:,.! -, ' . 35
Friedemann, vi Käte: Der Tod in der romantischen Weltanschauung 190
Grabowski, vi Eduard: Polen auf dem wirtschaftlichen Wendepunkt . . . 271
Hinsberg, Theodor, Kommerzienrat, Direktor des Barmer Banlvcre:.is: Die Banken im Weltkriege 149
Hoelscher, vi jur.: Die Bedeutung der Kohle für Englands Weltstellung 33?
Hülsen, Hans von: Ein Solo. Novelle ^Fortsetzung und Schluß) 93, 212
Ientzsch, Lcgationsrat vr, Kais. Generalkonsul a. D.: Einiges über Rumänien 40
Kempner, St. A.: Die jüdische Frage in Polen 296
Lempizki, M., Mitglied des pol,nsch:n Staatsrates: Die geginwictiaen polnischen Stimmungen 264
Lohmeyer, Elfriede: Irische Sänger und Helden 199
Lubecli, Fürst Drueki, .Herrenhausmitglied: Die Zukunft der polnischen Landwirtschaft . . 254
Meiler, vr pkil. «t. in?. Eugen: Polens Schicksal in deutschem Liede 334
Miel, yns! n. Graf, Rittmeister d. Res.: Polen will unabhängig werden. (Ein offener Brief» 262
Münz, vi Bernhard: Spinoza und der Krieg 65
Neumann, Arthur: Der neue Weg in der EruHhrungsoolitik 161
New man, Henry P.: Das Friedensbedürfnis Englands — die Folge seiner Getreide- und Frachtrllumnot 143
Paszkowski. Prof. vi Wilhelm: Das Hochschulwesen in Warschau 281
? ot 0 r r>olouienoi5: Der Mariavitismus 316
Peregrlnus: Inncrpolitische Strömungen in Polen vor dem Kriege 291
^»_t^ < ,^»^

Seite
Prutz, Hans: Iugenderinnerungen eines Dankbaren. V. Tanzin 1863—72. VI. Lebren und
Lernm 67. VII. Wissenschaftliches Weiterstreben u. literarische Tätigkeit. VIII. Reia>
Jahre 67, 168
Reckenbcrg, Freiherr Albrecht von. Erzellenz, WirN. Geh. Nat: Kriegs« und ssriedcnsziele. 131
Schmidt-Gründler, vi m«6., Oberlehrer a. D. in Halle a. d. S.: Wie beha»deln wir
nnsre Kriegspnmaner gerecht und richtig? Ein neuer Vorschlag 182
Stein, Prof. vi Ludwig: Das Zeitalter der vollendeten Vernünftigkeit 123
» » » - Die nationale Wiedergeburt Polens. Eine Untersuchung über
Nationalstaat u. Nationalitatenstaat 245
» - » . Wem sollen wir vertraum? 5
Weih-Nartenstein. vi W. K.: Bulgarische Kunst und Volksseele 154
Wendt, Hans: Polnische Probleme 285
Selllckte:
Franke, Hans: Angriff 211
» Caritas! 92
Licht, Stefan von: Gedicht 198
Silbergleit, Arthur: Kameraden. — Massengrab (in Ethe) 91
llunlllctiau:
Kriegs-Frauen-Rundschau (Ma Wolff«Frank) 23?
Literarische Rundschau (vi Eduard Metis) 114
(Hanna Gräfin von Pestalozza) 235
Litemturgeschichtliche Rundschau (Hans Zeecl) 111
Naturwissenschaftliche Rundschau (August Friedrich Krause) 107
Politische Rundschau (P. H°che> 104
Rundschau über bildende Kunst (vi Arthur Neisser) 228
Rundschau für Kriegsfürsorge (vr Alfred Peter) « 360
Rundschau der Kriegsliteratur. XVII. XVIII. XIX. (Dr. ^ur. Kurt Ed. Imberg) 108, 231.361
Schlesische Rundschau <vr Waller Meckcmer) 222
Theater-Rundschau (Assaf Ciffrin) 116
Lllclbelgllben:
Exzellenz vonBeseler, Generalgouverneur 242
Exzellenz Wirkl. Geh.«Äat Frei^rr Albx.echt von Rechenberg 122
Schülri Bey, ^in.«r^lsetretHr.des Momitecs .Einheit und Fortschritt" in Kmstantinovel. . 2
Schlesische Buchdruckerei u. S. Schottlaendtr, Ä««lau.

Bildnis und eigmhÃ¤ndine Unterschrift ZchÃ¼lri Beys, GeneralsekretÃ¤rs des Komitees â€žEinheit und Fortschritt" in Konstantinoftel.

Professor Dr. Ludwig Stein:
Wem sollen wir vertrauen?
Die allgemeine Arbeitspflicht, die als Zeichen des Vertrauens in die Geschicke
des Reiches und die Zuverlässigkeit seiner Führer der allgemeinen Dienstpflicht
an die Seite tritt, ist das höchste Zeichen der freiwilligen Pflichten einer
Nation. Wie man in heidnischer Vorzeit seine Kinder den Göttern weihte,
weil man ihrer Beihilfe vertraute, so vertritt jetzt der Vaterlandsbegriff die
Stelle des Vertrauensmittelpunktes. Die Bereitschaft einer großen Nation, das
Blut ihrer Iungen und das Gut ihrer Alten restlos zu opfern, damit das Reich
seinen Platz an der Sonne behaupten kann, hat etwas von religiöser Stimmung
an sich. Das Staatsgefühl löst heute Opferwilligkeiten aus, wie sie früher reli»
giösen Überzeugungen innezuwohnen pflegten. Ietzt erst verstehen wir Kant in
seiner sittlichen Erhabenheit: der Mensch ist nicht geboren, glücklich zu sein,
sondern seine Pflicht zu erfüllen. Dieser Pflicht unterzieht sich ein großes Kultur»
volk ohne Ansehen von Partei, Rasse oder Religion, weil es seiner guten Sache
und seinen Führern vertraut. Dem religiösen und metaphysischen Bedürfnis des
Menschen könnte man als dritte Grundeigenschaft der menschlichen Stammesnatur
mit ihrer Gattungserfahrung (Mneme) das Autoritätsbedürfnis an die Seite
stellen. Hat man das religiöse Bedürfnis mit Schleiermacher, Goethe und Feuer»
bach auf eine Gefühlsnotwendigkeit, das metaphysische Bedürfnis mit Kant auf
eine Denknotwendigkeit zurückgeführt, so möchte ich das Vertrauensbedürfnis,
wie dies an anderer Stelle geschehen ist, der menschlichen Stammesnatur als
Zwecknotwendigkeit, als Willensökonomie, als Ausfluß des
Gesetzes vom kleinsten Kraftmaß, erweisen. Was an den Religionen zeitlich und
örtlich ist, das ist, wie wir wissen, nur das Konfessionelle. Was aber in allen
Religionen überzeitlich und überräumlich ist, also ihr Ewiges darstellt, das ist
der unaufhebbare Zwang der Menschenuatur, sich Götter zu schaffen, alte nur zu
stürzen, um neue an deren Stelle zu setzen. Ganz parallel verhält es sich mit
der Entwicklung der zahllosen Sprachen, Dialekte und Idiome zu der einen, sie
bannenden Logik. Es beruhen die Gesetze der Logik, die allen Menschen und sogar
Tieren gemeinsam sind, auf ebensolchem seelischen Zwang, wie der Ausbau der

religiösen Idee. Diesen seelischen Zwang nennen wir psychologische Kategorie
im Gegensatze zu den einzelnen historischen Konfessionen oder den verschiedenen
Fassungen der formalen Logik, denen wir nur zeitlich»örtlichen Charakter zu-
billigen.
Was zeitlich»örtlich bedingt ist, nennen wir geschichtliche, was aber über»
zeitlich und überörtlich, als ständig sich einstellender Seelenzwang der identisch
organisierten menschlichen Gattungsnatur mit ihren identischen Erfahrungen offen»
bart, das heißen wir psychologische Kategorie. Und eine solche psychologische
Kategorie sehen wir in dem unaufhebbaren Vertrauensbedürfnis der menschlichen
Stammesnatur. Historisch notwendig sind nur die Formen, psychologisch
notwendig aber ist das Prinzip der Autorität. Der Arterhaltungstrieb des
Menschengeschlechts fordert gebieterisch, daß man überhaupt Vertrauenszentren
setze. Welche Art von Autoritäten aber man einzusetzen oder anzuerkennen habe,
das ist zeitlich»örtlich bedingt; denn das hängt von Boden und Klima, von Flora
und Fauna, von Bewässerung und Höhenzügen, von körperlichen und tellurischen,
endlich von geschichtlichen Bedingungen ab. Die Formen des Vertrauens sind
als historische Kategorien genau so verschieden, wie die Formen der göttlichen
Anbetung oder die grammatischen Formen und Lautsymbole der verschiedenen
Sprachen, aber derselbe unaufhebbare Trieb der Menschennatur, der als psycho»
logische Notwendigkeit zur Bildung der Sprache und Gestaltung der Religion
überhaupt geführt hat, war auch am Werke, das Autoritätsprinzip als sozialen
Regulator mit innerer Notwendigkeit zu zeitigen.
In meinem „Sinn des Daseins" (Tübingen, Mohr, 1914, S. 240 bis 271)
habe ich versucht, eine psychogenetische Ableitung des Autoritätsprinzips zu geben,
indem ich Furcht, Nachahmung und Einsicht als die drei aufsteigenden Offen»
barungsformen des Autoritätsprinzips in der Geschichte aufgezeigt habe. Hier
ist es mir darum zu tun, eine noch tiefere seelische Schicht des Autoritätsprinzips
bloßzulegen, indem ich zunächst geflissentlich davon absehe, wie sich das Autoritäts»
prinzip in der Geschichte manifestiert, vielmehr die ganze Frage darauf abstelle:
wie ist das Problem der Autorität soziologisch zu packen? Lassen sich die histori»
schen Erscheinungsformen der Autorität auf einen Generalnenner bringen, so daß
letzten Endes die historischen Erscheinungen der Autorität auf einem ebensolchen
inneren Seelenzwang, also einer psychologischen Kategorie ruhen, wie das meta-
physische und religiöse Bedürfnis? Warum verzichten die Menschen auf ihre
Urfreiheit und Ungebundenheit in Sprechen und Denken, in Fühlen und Handeln,
indem sie sich im Sprechen den Regeln der Grammatik, im Denken den Gesetzen
der Logik, im Handeln endlich entweder dem Rechtsgesetz oder der Moralnorm
freiwillig unterwerfen? Die vorschreitende Gebundenheit des Individuums seitens
des Kollektivums, dem sich das betreffende Individuum entweder selbst zuzählt
oder vom Staat zwangsweise zugeordnet wird, ist ein hervorstechendes Kennzeichen
eines jeden entwickelten Kultursystems. Diese freiwillige Bindung des modernen

Menschen, der sich politische und religiöse Freiheit, Preß» und Redefreiheit in gewaltigen revolutionären Zuckungen nach mehrhundertjährigem Ringen ertrotzt hat, aber gleichwohl in seinem Sprechen, Denken, Fühlen und Handeln den tausendfachen Vorschriften der Grammatik und Logik, den Bevormundungen von Brauch und Sitte, von Recht und Gesetz, von Konvention und Legalität, von Etikette und Mode ohne Murren fügt, ansonst er als Ausgestoßener gilt, das alles bedarf einer soziologischen Erklärung. Wenn die Menschen den anarchischen Zustand der autoritätslosen Ungebundenheit in der Wildnis oder Wüste mit vor» schreitender Zivilisation allesamt verlassen haben, um sich im staatlich geordneten Zustande zahllose Bindungen und Bevormundungen selbst aufzuerlegen, so müssen für diesen Verzicht auf die Freiheit des Urzustandes zu Gunsten einer tausend» fältigen Bindung des Menschen innerhalb eines geschlossenen Kultursystems tieferliegende Beweggründe maßgebend gewesen sein. Die historische Kategorie der Autorität, die sich bisher auf den „coiuluou »en»«" insofern berief und ihr soziologisches Daseinsrecht damit begründete, daß alle uns bekannt gewordenen zivilisierten Völker irgendeine Art von Autorität eingesetzt und respektiert haben, muß in letzter Instanz auf eine psychologische Kategorie, auf einen unaufhebbaren Seelenzwang zurückgeführt werden, der sich darin kundgibt, daß das Autoritäts» bedürfnis ein unaufgebbares Merkmal der menschlichen Stammesnatur darstellt. Es handelt sich also nach alledem nm das psychologische, weiterhin um das bio-logische und soziologische Fundament des Autoritätsprinzips.

Hier hilft uns nun folgende Erwägung: Herbert Spencer stellt, soweit ich weiß, zum ersten Male, den Begriff der „repräsentativen Gefühle" auf. Unter solchen „repräsentativen Gefühlen" versteht Speneer die organisierten Resultate von Erfahrungen, welche das Menschengeschlecht im Laufe der Iahrtausende gesammelt hat. Solche aufgehäufte Gattungserfahrungen, die sich zum vererb» baren Instinkt verdichten, sind für die Gattung erworbene, für das Individuum ererbte Eigenschaft. Die menschliche Gattung hat ihre aufgespeicherten Ersah» rungen in den Assoziationsbahnen und ihren Funktionen niedergelegt und in ihren abstrakten logischen Begriffen organisiert. Iede solche Gattungserfahruny oder Abstraktion stellt ein in der Vorzeit bereits durchdachtes Problem dar, das uns erspart, dieselbe Arbeit noch einmal zu vollziehen, welche unsere Vorfahren für uns schon verrichtet haben. Kein Individuum ist gescheit genug, alle näheren oder entfernteren Folgen seiner Handlungen selbst zu übersehen, also sieht es sich genötigt, sich durch Begriffe oder Gefühle, Normen und Gesetze leiten zu lassen, welche seine Vorfahren auf Grund mehrtausendjähriger Erfahrungen über das Artschädliche und Artnützliche ihm als fertige Erbschaft hinterlassen haben. Dies« Gattungserfahrungen („Gattungsgedächtnis" bei Hering, Mneme bei Semon) beanspruchen autoritative Geltung, weil sie das Individuum entlasten, ihm die Mühe abnehmen, Erfahrungen noch einmal zu machen, die Hunderte von Gene» rationen schon vor ihm gemacht haben. Darin liegt z. B. der Wert der Spruch»

weisheit, der Überlieferung, der goldenen Lebensregeln, die wie feste Münzen ungeprüft von Hand zu Hand gehen. Sprichwörter sind solchergestalt marktgängige Werturteile, auf welche die Gattungserfahrung ihren Eichstempel gedrückt hat. Solche Gattungserfahrungen werden durch tausendjährige Übung und Ge» wohnung automatisch, von den Vorfahren auf die Nachkommen genau so vererbt, wie die Raschheit der Funktionen ihrer Assoziationsbahnen. Iedes Individuum, das in ein Kultursystem hineingeboren wird, findet die Erbschaft dieser Gattungs» erfahrungen in seinen sozialen Instinkten schon als feste Disposition vor. Diese Disposition ist kein unbedingter seelischer Zwang, von dem es kein Entrinnen gäbe, wohl aber eine Hinneigung, eine Tendenz, eine Willensinklination zur Verrichtung solcher Handlungen, wie diese zu Instinkten geronnenen, automatisch gewordenen ehemaligen Willenshandlungen seiner Vorfahren dem Individuum im Interesse seiner Selbsterhaltung sie vorschreiben.

Für die Selbsterhaltung des Individuums aber sind solche repräsentative Gefühle soziale Regulatoren ohne gleichen. Denn sie gewähren dem Menschen eine Kraftersparnis, wie er sie, nach dem Gesetze des kleinsten Kraftmaßes, schon als Naturwesen, vollends als Vernunftwesen vollziehen muß. Kann ich mich auf die Erfahrungen anderer verlassen, so daß ich sie nicht selbst zu machen brauche, so werde ich in meiner Zeit und Arbeitskraft dermaßen entlastet, daß ich sie anderen Aufgaben, für welche noch keine Erfahrungen der Vorfahren vorliegen, verwenden kann. Das Kraftersparnisprinzip, dem Avenarius und Mach eine denkökonomische Deutung und Biegung gegeben haben, befiehlt uns nur im Interesse unserer Art» und Selbsterhaltung, mit einem Minimum von Aufwand und Leistung ein Mari» mum an Ertrag zu gewinnen. Haben also unsere Vorfahren gewaltige Erfahrungsschätze über Artnützliches und Artschädliches angehäuft und diese organi» sierten Erfahrungen uns in allgemeinen „abstrakten" Begriffen als Logik und Wissenschaft und in repräsentativen Gefühlen als Religion und Autorität hinter» lassen, so haben wir diese Erbschaft — natürlich cum benekicin inveutarii — im Interesse unserer Selbsterhaltung anzutreten.

Eine dieser Erbschaften der Gattung an das Individuum ist nun der soziale Regulator des Autoritätsprinzips, dem ich eine willensökonomische Interpretation geben möchte. Wie Mach alle Wissenschaft und alle Logik denkökonomisch abge» leitet hat, so möchte ich das Autoritätsprinzip willensökonomisch rechtfertigen, eben damit aber dieses Prinzip zu einer psychologischen Kategorie in demselben Sinne erheben, wie es Hnme für das religiöse Problem vollbracht hat. Nietzsche sagt einmal, den Iames'schen „Pragmatismus" vorwegnehmend: wabr heißt, für die Eristenz des Menschen zweckmäßig. Der Glaube an Autoritäten ist in diesem Sinne, wie jeder Glaube, Ausdruck des Vertrauens, das wir dem Träger der Autorität, einem Menschen, einer Überlieferung, einer Einrichtung, einer Satzung oder einem Gebot entgegenbringen. Aller Autoritätsglauben hängt unzertrennlich mit dem Wesen des Glaubens oder Fürwahrhaltens fremder Meinungen oder

Überlieferungen zusammen. Ohne Vertrauen zu jenen Wahrheiten, welche das vorangegangene Geschlecht dem nachfolgenden in der Form fester Überzeugungen und unumstößlicher Lehrsätze hinterläßt, müßte jede Generation immer wieder von neuem anfangen. Das verstieße aber als unnützer Kraftverbrauch gegen das Sparsamkeitsgesey in der Natur. Ist eine Überlieferung unserer Vorfahren erprobt, oder haben sich die von autoritativen Instanzen gegebenen Ratschläge oder auch direkten Befehle im Interesse des Gattungswohles bewährt, so haben sie Anspruch auf Glaubwürdigkeit und Vertrauen. Was sich in der Vergangen» yeit hundertfach als nützlich erwiesen hat, läßt den Schluß zu, daß die Zukunft der Vergangenheit darin gleichen werde, und so ist es zu begreifen, daß Herbert Spencer z. B. in der Ahnenverehrung den Ursprung aller religiösen Gefühle sah. Ahnenkultus, Verehrung Verstorbeuer, der abgeschiedenen Seelen der eige» neu Vorfahren und Heroenkultus hängen psychologisch aufs engste zusammen. Die abgeschiedenen Seelen hinterlassen uns ihre mündlichen Befehle oder schrift» lichen Testamente und wirken mit autoritativer Macht auf die Willensbildung der Hinterbliebenen ein. Die verstorbenen Ahnen oder Heroen sind nicht bloß die zeitlich ersten Vertreter des Autoritätsprinzips, sondern auch die gegenwärtig wirksamsten Autoritätsquellen. Wem das Andenken seiner Väter oder National-hclden heilig ist, der richtet sich in seinen eigenen Handlungen mit Vorliebe nach den Idealen, denen jene zustrebten. Autoritäten sind solchergestalt förmliche Wil» lensschablonen. Der Ahnenkultus ist wohl die starrste Form der Autorität. Denn die Willensmeinung eines Toten ist eine unwiderrufliche Instanz. Ein Appell ist nicht möglich. Der Verstorbene ist nicht widerlegbar. So bilden sich, in feudalen Geschlechtern zumal, die große Familienüberlieferungen haben, ganze Traditionsketten heraus, die als Autoritätsmotive so nachhaltig wirken, daß sie die einzelnen Persönlichkeiten durch das Übermaß an Familienautorität vielfach erdriicken. Was die Kontinuität der Familienüberlieferung und Ahnenverehrung für dos einzelne Individuum ist, das bedeuten die drei Testamente als Kund» gebungen der höchsten Autorität oder Gottes für die drei monotheistischen Reli» gionen, endlich Verfassung und Gesetzgebung für die politischen Gebilde. Alle diese Autoritätszentren stellen gleichsam lauterAbbreviaturen vonWillensmotiven dar. Iede Autorität ist ein Hemmungs» oder Beschleunigungsapparat des Willens — eine Formel für abgekürztes Vertrauen. Es ist dem Individuum schlechterdings unmöglich, jede seiner Handlungen ganz selbständig, nur aus eigener Willens-entschließunq heraus, zu vollziehen. Schon seinem Trägheitsbedürfnis, einem Parallelvorgang des Trägheitsgesetzes in der Natur, sagt es zu, statt jedesmal selber zu überlegen und mit seiner Wahl auch die unerläßlich daran geknüpfte Qual mit in den Kauf zu nehmen, so zu handeln, wie seine Autoritäten ihm raten oder befehlen.

Wem sollen wir also in diesen schwer auf uns wuchtenden Zeiten vertrauen? Ienen Einsichtigen, denen das Wohl des Ganzen Nberbunden ist, und die durch

die Größe ihrer Taten der Nation bewiesen haben, daß sie dieses Vertrauen ohne Vorbehalt verdienen. Es liegt im wohlverstandenen Interesse der nationalen Selbsterhaltung, daß die Führer der Nation das persönliche Belieben des Einzel» nen ausschalten, um das Ganze nach bestem Wissen und Gewissen zu erhalten und dadurch den endgültigen Sieg der gerechten Sache herbeizuführen.

Graf Albert Apponvi,
Wirklicher Geheimer Rat, Minister a. D.*):

Bilder aus der ungarischenVersassungsgeschichte.

Die habsburgische Epoche.

In der Zeit, welche vom Ende des vierzehnten bis zum Anfang des sechzehnten Iahrhunderts verfließt, zeigt sich nun ein« langsam fortschreitende Desorganisation des so glücklichen Verfassungsaufbaues. Insbesondere wird die königliche Gewalt, die beinahe immer in den Händen fremder, des Landes unkundiger Für» sten liegt, in ihrer Wirksamkeit vielfach geschwächt. Die glänzende Regierungs» zeit des Matthias Corvinus ist nur eine Episode in diesem Prozeß, den sie nicht aufzuhalten vermag, und der unter den Iagellonen am Anfang des sechzehnten Iahrhunderts seinen Höhepunkt erreicht. Hand in Hand mit diesem Verfall des Königtums schreitet die Entzweiung des Adels, die Entwicklung des Gegensatzes der Großbesitzaristokratie und der Masse des kleinen Adels fort. Ein furchtbarer Bauernaufstand, dessen grausame Ausschreitungen und ebenso grausame Unter» drückung zerrütten das ganze soziale Gebäude des Landes, welches in dieser Ver-fassung in der Katastrophe von Mohäcs vor dem Einstürmen des letzten großen türkischen Sultans Soliman des Prächtigen zusammenbricht. In der Schlacht von MolKcs fällt auch der letzte Iagellone König Ludwig II. In der Stund« der Gefahr ist der Königsthron vakant.

Da spaltet sich die Nation bei der notwendig gewordenen Königswahl in zwei Lager. Der größere Teil des Kleinadels will früheren Reichstagsbeschlüssen gemäß nur einen nationalen König haben und wählt dazu auf einem zahlreich besuchten Reichstag Iohann Züpolnä, den Wojwoden von Siebenbürgen. Dem gegenüber macht der Habsburger Ferdinand, Bruder Karls V., Ansprüche auf den ungarischen Thron geltend, die auf einem mit König Wladislaw II. im Iahre 1491 abgeschlossenen Erbvertrag beruhten. Die Gültigkeit dieses Erb» vertrages wollen auch diejenigen Mitglieder des Hochadels, die sonst zu Ferdinand neigen, nicht anerkennen. An der Spitze der Ferdinandeischen Partei steht der

*) Graf Nppoiwi hat in Berlin im Reichstag und in Dresden Vorträge über ungarische Ver» fassungSgeschichte gehalten, die im Reiche ungewöhnliches Aufsehen erregt haben. Wir geben hier den Dresdener Vortrag nebst Ergänzungen des Grafen Apponyi wieder. Die Redaktion.

Palatin Stefan Bä,thory, welcher denn auch, wie es übrigens auch bei Vakanz
des Thrones sein Amt ist, einen Reichstag einberuft, auf welchem nur die An»
hänger Ferdinands erscheinen. Ferdinand bequemt sich, den ungarischen Thron
auf Grund der Wahl seiner Getreuen anzunehmen. Ungarn hat nun zwei Könige,
die einander befehden. Die Türken brechen abermals ins Land herein, nehmen
Partei für den nationalen König, bemächtigen sich aber der Hauptstadt Ofen
und ungefähr des dritten Teiles des ganzen Landes. Das nationale Königtum
zieht sich allmählich auf das von Ungarn losgelöste Fürstentum Siebenbürgen
zurück, dessen Fürsten jedoch in der ganzen kommenden Epoche großen Einfluß
auf die ungarischen Angelegenheiten nehmen. Die Habsburger bleiben im alleini»
gen Besitz des ungarischen Königstitels und des Westens, sowie auch des größten
Teiles des Nordens von Ungarn. Ihre ehrlichen Anhänger hatten ihre Berufung
auf den ungarischen Thron hauptsächlich von dem Gedanken geleitet herbeigeführt,
daß die ungeheure Macht dieser Dynastie zur Abwendung der Türkengefahr dienen
würde. Diese Hoffnung erfüllt sich nicht. In der Weltpolitik der Habsburger,
die überdies durch die Religionskämpfe in Deutschland in Anspruch genommen
sind, spielt das Stückchen Ungarn, welches sie besitzen, eine sehr untergeordnete
Rolle; es genügt der schmale westliche Streifen dieses Landes, über welchen sie
herrschen, um ihr Erbland vor der türkischen Invasion zu bewahren. Durch mehr
als anderthalb Iahrhunderte geschieht auch kein ernstlicher Versuch, die Türken
aus dem Lande zu vertreiben. Die alte ungarische Heeresverfassung war in
Trümmer gegangen, die Könige der neuen Dynastie tun nichts, um sie zu beleben.
Sie verlassen sich lieber auf die eigenen Söldnerheere. Ia sogar die letzten Reste
ungarischer Heeresverfassung, jene Burgbesatzungen, welche unter einem Zrilryi
in Szigetvär, unter einem Dobü in Eger, unter einem Szondy in Drsgely unsterb»
lichen Ruhm erwarben, werden allmählich dem Verfalle preisgegeben und durch
kaiserliche Besatzungen abgelöst. Ungarn muß lange warten, bis die Hoffnung,
welche es auf die neue Dynastie gesetzt hat, in Erfüllung geht. Wir werden später
sehen, unter welchen Umständen dies geschah.

Im Innern des Landes, beziehungsweise jenes Landesteiles, über den die
Habsburger herrschen, sieht es ebenso traurig aus wie in den auswärtigen Be-
ziehungen desselben. Noch dauern die Zuckungen des kaum ausgekämpften sozialen
Krieges an und lähmen die Fähigkeit des ungarischen Adels, Kriegstätigkeit zu
entfalten, weil sich dieser nicht traut, seine Untertanen zu belvaffnen oder selbst,
Haus und Hof verlassend, in den Krieg zu ziehen. Dazu kommen, da die Lehren
der Reformation in Ungarn bald große Verbreitung finden, Religionsstreitig»
keiten, die innerhalb eines Iahrhunderts zu zwei großen Bürgerkriegen führen.
Die politische Demoralisation erreicht eine selten gesehene Stufe.

Woher soll unter solchen verzweifelten Umständen die Hilfe kommen, wo soll
die Regeneration einsetzen? Etwa beim Königtum? Dieses ist dem Lande voll»
kommen fremd geworden. Die Könige aus der nenen Dynastie lassen sich wohl in

althergebrachter Weise krönen und leisten dabei den gewohnten Verfassungseid.
Sie'haben auch nicht den ausgesprochenen Willen, die Verfassung zu beseitigen,
aber Sinn und Inhalt derselben sind und bleiben ihnen, die stets außer Landes
wohnen und beinahe ausschließlich nichtungarischen Ratgebern Gehör schenken,
vollkommen fremd. Sie sind eingesponnen in die privatrechtliche Auffassung der
Königsgewalt, wie sie dem ständischen Staate des Westens eigen ist. Wohl an»
erkennen sie meist das Recht der Stände, am Werke der Gesetzgebung teilzunehmen,
aber sie begreifen nicht ihren Anspruch, die königlichen Behörden zu kontrollieren.
Sie fühlen sich an das Behördensystem, welches die öffentlich»rechtliche Auf-
fassung der ungarischen Verfassungsentwicklung geschaffen hatte, nicht gebunden,
sondern üben ihre Fürstengewalt in allen ihren Ländern durch dieselben höchst-
persönlichen Organe aus. Staatsrechtlich haben diese Organe gar keine Bedeu»
tung, weil sie eben höchstpersönlicher Natur und eigentlich auch keine Behörden,
sondern nur Räte sind; tatsächlich isolieren sie die königliche Gewalt von allen
anderen Faktoren des öffentlichen Lebens, mit welchen sie nur in der Form von
Kompetenzkonflikten in Berührung treten: für die innere Entwicklung Ungarns
ist die königliche Gewalt so gut wie ausgeschaltet.
Wenn man bedenkt, was diese Gewalt in der ungarischen Verfassung bedeu»
tete, so kann man die Tragweite dieses Ausfalles ermessen. Wenn man weiter
bedenkt, welche Macht dieses fremdgewordene Königtum durch die übrigen Länder,
in deinm es herrschte, besaß und wie ohnmächtig der blutende Torso Ungarns
war, dessen Volkskräfte ihr gegenüberstanden, so müßte man meinen, es wäre um
den Bestand Ungarns, oder doch sicher um seine Verfassung getan gewesen. Und
dennoch ist dem nicht so. Zerklüftet durch religiöse und soziale Streitigkeiten,
auf ein kleines Gebiet zusammengeschrumpft, ohne eigentliche Leitung von selten
seines natürlichen Hauptes, des Königs, führt dieser Torso doch ein gewisses
Verfassungsleben weiter, welches zu einer Zeit, wo in glücklicher gelegenen Ländern
die hereinströmenden Einflüsse justinianischen öffentlichen Rechtes zur absoluten
Fürstengewalt führen, ganz erstaunlich energisch genannt werden muß. Neben
und trotz dem fremdgewordenen Königtum entwickelt sich die Ausgestaltung der
Reichstage weiter, bis sie im Iahre 1608 zur Legalisierung des Zweikammersystems
gelangt, wie es vorher nur tatsächlich bestanden hatte, und jene Form annimmt,
die bis zum Iahre 1848 angedauert hat. Die Komitatsautonomie, die Selbst-
verwaltung des Adels in den Komitaten und der Bürgerschaft in den Städten
nimmt festere Formen an; sie wird zum Hemmschuh jenen Übergriffen der könig»
lichen Gewalt gegenüber, welche die Reichstage nicht zu hindern wissen. Auch
die avitischen Behörden und die alte Gerichtsorganisation bleiben im wesentlichen
bestehen, bis zu jener Grenze, wo die königliche Gewalt selbst eingreifen müßte:
denn an diesem Punkte finden wir beinahe immer nur die in ihrer Form wechseln»
den persönlichen Organe des Herrschers in Tätigkeit. Kurz, es geht ein ver»
krüppeltes, oft unterbrochenes, unsymmetrisches, aber immerhin im Vergleiche

zum herrschenden Charakter jener ganzen europäischen Epoche energisches Ver»
fassungsleben weiter.
Wie ist dieses Phänomen zu erklären? Wie konnte es geschehen, daß, wäh-
rend das Königtum als konstruktives Element aus der Verfassung nicht nur aus»
geschaltet ist, sondern sogar als Hemmung wirkt, die Entwicklung außer derselben
dennoch fortschreitet: einseitig zwar, aber teilweise recht energisch? Es ist zu
erklären durch die eigentümliche Veranlagung des ungarischen Geistes, die an
der Kontinuität eines Rechtszustandes festzuhalten weiß, auch wenn er tatsächlich
außer Kraft gesetzt ist und dem Lande zurzeit die Macht fehlt, ihn zur Geltung
zu bringen. Man wartet da eben, bis sich die Machtverhältnisse günstiger gestal»
ten, und bekennt sich unentwegt dem gegenüber, was ist, zu dem, was sein sollte.
In dieser Weise haben wir lange währende Verfassungskrisen durchgemacht, Iahr»
zehnte ungesetzliche Willkürherrschaft ertragen, ohne in unserem Rechtsbewußtsein
erschüttert zu sein, und schließlich kommt, dank dieser Beharrlichkeit, immer
wieder unser Recht zur Geltung. In dieser Weise besteht das alte ungarische
Königtum juristisch fort, wenn auch der ständische Zustand dem nicht entspricht;
als Idee bleibt es moralisch wirksam, — so unvollkommen es auch seine Funktionen
erfüllt. Stets sucht die Nation nach ihrem König; Gesetze nach Gesetzen werden
gebracht, in denen die Reichstage die Wiederherstellung der verfassungsmäßigen
königlichen Hinter, die Anwesenheit des Königs im Lande, der Einfluß ungarischer
Räte in auswärtigen Angelegenheiten, die Ungarn betreffen, die Unabhängigkeit
und selbständige Kontrolle der königlichen Finanzen etc. verlangt wird. Das alles
ist praktisch meist unwirksam, denn, wie ein unserer Rechtsauffassung durchaus
nicht freundlich gesinnter österreichischer Forscher schreibt: „Dem Fürsten fehlt
in seiner Epoche das Gefühl der Unverbrüchlichkeit ihrer den Ständen gegebenen
Zusicherungen." Aber es rettet den Rechtszustand in die spätere Zeit hinüber
und es erhält, wie bereits bemerkt wurde, die Gefühlswelt lebendig, die sich an
das ungarische Königtum knüpft.
Die Frage aber, welche in dieser Epoche dominiert, nämlich die Frage, wie
Ungarn als selbständiges Staatswesen die zur äußeren Verteidigung notwendigen
Verbindungen mit dem Westen eingehen könne, ist durch dieses Nebeneinandersein
fremder Gewalten in keiner Weise gelöst. Eine wirkliche Verbindung Ungarns
mit den übrigen Ländern der habsburgischen Dynastie besteht trotz der Gemein-
samkeit höchstpersönlicher Hofstellen in keiner Weise. Ist doch Ungarn, wenn dies
auch von der Dynastie bestritten wird, staatsrechtlich noch immer ein Wahlkönig«
tum, freilich mit Beschränkung des Wahlrechts auf die Mitglieder des Herrscher»
hauses; mit jedem Thronwechsel ist daher die juristische Möglichkeit des Zerfalls
für den Lünderbesitz der Habsburger gegeben. Auch finden, wie bekannt, unter
ihnen häufig Teilungen der Herrschaft über ihre verschiedenen Erbländer statt.
Das Bild ändert sich, als nach der zweiten Belagerung Wiens im Iahre 1683
die Dynastie zur Besinnung kommt, daß jener schmale Streifen Ungarns, mit

besten Besitz sie sich begnügt hatte, denn doch kein hinreickfender Schutzwall für ihre Erblande sei. Es geht nun ernsthaft an die Vertreibung der Türken aus Ungarn; der Herrscher verfügt über befähigte Führer und mächtige Bundes» genossen. Innerhalb zweier Iahre ist die Wiedererreberung Ungarns großenteils gelungen und auch Siebenbürgen anerkennt die Herrschaft der Habsburger, wen« es auch ein getrennt autonomes Land der heiligen ungarischen Krone bildet.
Nun tritt das ungarische Problem an die Dynastie und das dynastische Pro» blem an die Ungarn heran. Der Standpunkt Ungarns ist natürlich der, an welchem es bei Berufung der Habsburger auf seinen Königsthron festgehalten hatte, nämlich die Unantastbarkeit seiner Verfassung und seiner Freiheit, nach der heutigen Sprechweise: seiner Unabhängigkeit. Der Kaiser»König hingegen und seine außerungarischen Ratgeber machen zu jener Zeit den ersten Versuch, Ungarn nach Art und den Gesetzen der Erbländer zu regieren, mit diesen zu einem Ganzen zu verschmelzen, soweit die Idee irgendeines Ganzen dem Bewußtsein des ständischen Staates überhaupt zugänglich war. Zuerst erreicht Leopold 7. von einem eingeschüchterten Reichstag die Anerkennung des Erbrechtes der Dynastie in männlicher Erbfolge auf Grund des Erstgeburtsprinzips, sowie die Abschwächung mancher bisher bestandenen Verfassungsgarantien. Als dies geschehen war, folgte der Versuch der Neuorientierung des Landes auf oben angedeuteter Grundlage.
Die Antwort darauf war der von Franz Rüküezi H. geleitete großartige Auf» stand, der erste, in welchen sich kein Element des Religionskrleges mischte, der reiner Verfassungskampf war und zehn Iahre des inneren Krieges herbeiführte, während deren Leopold I. starb. Das Ende war die militärische Niederlage und der politische Sieg des Aufstandes. Im Szatmürer Frieden, der ihn zum Abschluß brachte, wurde das vom Reichstage 1687 eingeführte Erbrecht der Dynastie vom ganzen Lande anerkannt, dafür aber die Unantastbarkeit der ungarischen Ver- fassung und der Freiheiten des Königreiches von dieser abermals gewährleistet. Der Reichstag 1715 stellte die unter Leopold I. verlorengegangenen Verfassungs» garantien größtenteils wieder her, die Versöhnung zwischen Ungarn und der Dynastie schien gesichert zu sein.
In dieser Situation kommt die erste wirkliche und zugleich die bis auf den heutigen Tag grundlegende Lösung der oft erwähnten Frage zustande, nämlich der Frage, wie ein unabhängiges Ungarn in die durch äußere Verhältnisse dringend gebotenen Verbindungen einzufügen sei. Es kommt die Pragmatische Sanktion Karls VI. (in Ungarn III.) zustande, durch welche die Thronvererbung auch in der weiblichen Linie nach derselben Erbfolgeordnung angenommen wird, welche in den Erbländern festgesetzt war, mit der Erbberechtigung aber die Pflicht ver» bunden wird, die der jeweilige König mit Antritt der Kronerbschaft übernimmt, die Verfassung und die Freiheit des Landes unversehrt zu erhalten.
Das, was man unter dem Namen der Pragmatischen Sanktion zusammen» faßt, ist ein vollkommen gesonderter Rechtsvorgang einerseits in den früheren

Erbländern der habsburgischen Dynastie, andererseits in Ungarn. Ieder Versuch, dieselbe als den einheitlichen Akt irgendeines Gesamtstaatorganismus darzustellen, scheitert an den offenkundigen Tatsachen. Wir müssen diesem Gedanken einige Augenblicke widmen, weil er von ausschlaggebender Bedeutung für das Weitere ist.

Die Pragmatische Sanktion in den Erblanden, die wir der Kürze halber, späteren Entwicklungen vorgreifend, von hier ab schon Österreich nennen wollen, bestand in der Erklärung, welche Karl VI. vor einer Versammlung der höchsten Würdenträger jener Erbländer abgab, in welcher er kraft eigener Machtvollkommenheit die weibliche Erbfolge aussprach, ihre Ordnung festsetzte und zugleich das Prinzip der Untrennbarkeit des Besitzes dieser Erbländer verkündigte. Zum Überfluß, wie es in der betreffenden kaiserlichen Erklärung heißt, und ohne damit der selbstherrlichen Geltung jenes Aktes nähertreten zu wollen, wird derselbe den Ständen der Erbländer mitgeteilt, welche ein selten bemerktes Schattendasein fortfristen. Er wird auch von ihnen zur Kenntnis genommen, ein Prozeß, der bis zum Iahre 1720 vollendet ist.

Ganz anders in Ungarn. Dort hatten die Stände — denn in solche hatte die Neuordnung des Iahres 1608 den früher juristisch einheitlichen Reichstag gespalten — eine wirkliche Bedeutung und eine unangefochtene gesetzgeberische Kompetenz sich bewahrt. Karl wußte so sehr, daß er ohne ihre Zustimmung be» züglich der Erbfolge nichts Rechtsgültiges verfügen könne, daß er den Plan faßte, die weibliche Erbfolge in Ungarn durch Initiative der Stände beschließen zu lassen, ohne ihnen diesbezüglich irgendeine Eröffnung zu machen. Die Folge dieses Ent« schlusses war, daß, während für die Erbländer bereits im Iahre 1713 die weibliche Erbfolge feststand, der ungarische Reichstag mit königlicher Sanktion noch im Iahre 1715, also zwei Iahre später, wiederholt aussprach, daß nach Aussterben der männlichen Deszendenz des Königs und gewisser Seitenlinien das freie Wahl» recht des Königreichs Ungarn wieder auflebte. Erst im Iahre 1723, also drei Iabre nach der Kenntnisnahme der Pragmatischen Sanktion durch sämtliche Ständeversammlungen der Erblande, kam das entsprechende ungarische Gesetz zustande. Wäre also in dem Zeitraume zwischen 1713, im besten Falle 1720, und 1730 Karl VI. (III.) ohne männlichen Erben gestorben, so hätte seine Tochter die Regierung in den österreichischen Erblanden auf Grund der österreichischen Prag» matischen Sanktion angetreten, während der ungarische Reichstag das Recht der freien Königswahl ausgeübt hätte. Diese einfache Zusammenstellung der Tat» fachen beweist, wie völlig unabhängig voneinander die beiden Rechtsakte waren, die man in Österreich sowohl als in Ungarn mit dem Namen der Pragmatischen Sanktion bezeichnete.

Sie waren auch inhaltlich grundverschieden.

Während die österreichische Pragmatische Sanktion nichts anderes enthielt, als die Feststellung der neuen Erbfolgeordnung, enthalten die ungarischen Gesetz»

1-,

artikel I, II und III vom Iahre 1723, welche wir als ungarische Pragmatische
Sanktion bezeichnen können, nebst der Annahme dieser Erbfolgeordnung auch die
ausdrückliche Verpflichtung der Könige, welche auf Grund derselben den unga»
rischen Thron besteigen, die Verfassung und die Freiheiten des Landes in Ehren zu
halten, Ungarn nur nach den eigenen Gesetzen zu regieren. Es ist viel darüber
gestritten worden, ob diese Garantiebestimmungen als Bedingungen der Annahme
der Erbfolgeordnung von seiten Ungarns zu betrachten sind; König Karl legte
Gewicht darauf, daß sie es nicht seien. Es gelang ihm auch, die Form einer Be-
dingung zu beseitigen und die Zusicherungen, auf welche die Stände Gewicht legten,
als Ausfluß spontaner königlicher Entschließung hinzustellen. Im Wesen ver Sache
ändert das nichts. Es verhält sich damit ungefähr wie in Molares Posse „Der
Bürger als Edelmann", wo der ehrsame Tuchmacher mit Entrustung dagegen
protestiert, Kaufmann zu sein; er habe bloß, so meint er, Freunde, welche gelegent»
lich Tuch brauchen, und er brauche gelegentlich Geld, und da leisteten sie sich denn
gegenseitig den Freundschaftsdienst, daß jeder dem anderen dasjenige gebe, was er
brauche, aber von einem Handel könne dabei keine Rede sein.
So ungefähr steht es auch mit der Wechselbeziehung von Erbfolgeordnung und
Verfassungsgarantie in der Pragmatischen Sanktion. Die Form von Aufstellung
von Bedingungen wurde vermieden, tatsächlich aber wurden die gewünschten Ver»
fassungsgarantien in das neue Erbfolge»Gesetz aufgenommen und erbt jeder neue
König das Recht, zu herrschen, nur belastet mit der Verflichtung, die Verfassung
und die Unabhängigkeit des Landes einzuhalten; das eine geht ohne das andere
nicht. Es ist ein Irrtum, diese Verpflichtung des Königs aus dem Krönungseid ab»
zuleiten und zu glauben, der neue König wäre, ehe er diesen Eid geleistet hätte,
frei, nach Belieben zu handeln. Nein, der Eid ist bloß eine Bekräftigung der Ver-
pflichtung, wie sie aus der Tatsache der Thronbesteigung von selbst erfolgt, denn
das Recht auf den Thron beruht auf demselben Instrument, in welchem auch jene
Pflicht ausgesprochen ist. Ist das Instrument rechtsgültig, so ist alles darin Ent»
haltene rechtsverbindlich; ist es nicht rechtsgültig, dann bietet es auch keine sichere
Grundlage für das Anrecht auf den Thron.
Durch die Pragmatische Sanktion waren also erst die Prinzipien festgestellt,
auf welchen die Verbindung eines unabhängigen Königreiches Ungarn mit den
übrigen Ländern Sr. Majestät beruhen konnte. Diese Prinzipien sind, solange die
Dynastie andauert, unvergänglicher Natur und sie sind, wie schon hervorgehoben,
als der gleichen Rechtsgrundlage entspringend, untrennbar miteinander verwoben.
Sie bestehen im wesentlichen in folgendem: Erstens: Gleiche Erbfolgeordnung in
Ungarn und in Österreich, daher Untrennbarkeit des Rechtes, hüben und drüben zu
herrschen; jedoch ist die Erbberechtigung in Ungarn auf weniger Linien des
Herrscherhauses ausgedehnt als in Österreich, was nur prinzipiell charakteristisch,
aber heute von keiner praktischen Bedeutung mehr ist. Zweitens: Unabhängigkeit
der ungarischen Krone, Unverletzlichkeit der ungarischen Verfassung. Drittens:

Pflicht gegenseitiger Verteidigung gegen inner« Bewegungen und äußere
Gewalt.
Der Sinn dieser Bestimmungen und die Tragweite dieser Grundprinzipien
wurden mit wachsender Deutlichkeit in dem Maße erkannt, als sich das moderne
Staatsbewußtsein im Gegensatz der Gedankenwelt des ständischen Staates ent»
wickelte. In beinahe moderner Fassung wurde er in dem berühmten Gesetzartikel X
von 1790/91 festgelegt, durch welchen nach dem Versuche Kaiser Iosephs IL, die
ungarische Verfassung zu beseitigen, diese wieder ins volle Leben zurückgerufen
ward. Statt jeder weiteren Erklärung gestatten Sie mir, eben den Tert dieses
Gesetzartikels vorzulegen.
„Infolge untertänigster Unterbreitung der Stände des Landes geruhte auch
Se. geheiligte Majestät gnädig anzuerkennen, daß obgleich das durch Artikel I
und II vom Iahre 1723 im ungarischen Königreiche und den angegliederten Teilen
festgesetzte Erbrecht der weiblichen Linie des durchlauchtigsten Hauses Österreich
demselben Fürsten zukommt,, dem es in Gemäßheit der festgesetzten Erbfolgeord-
nung in Deutschland und den außerhalb desselben liegenden, untrennbar und un-
teilbar zu besitzenden übrigen Ländern und Provinzen zukommt: ist nichtsdesto-
weniger Ungarn im Verein mit den angegliederten Teilen ein freies und in Hinsicht
der gesetzlichen Art seiner ganzen Regierung (alle Arten seiner Regierungsstühle
inbegriffen) unabhängiges, das heißt keinem anderen Lande oder Gemeinwesen
unterworfenes, sondern sein eigenes staatliches Leben und seine eigene Verfassung
besitzendes und darum entsprechend den Anordnungen des Artikel III vom Iahre
1715 sowie VIII und IX vom Iahre 1741 ein von seinem gesetzlichen gekrönten
erblichen König und daher von Sr. geheiligten Majestät und seinen Erben, den
Königen Ungarns, nach eigenen Gesetzen und Gebräuchen, nicht aber nach Art
anderer Provinzen zu regierendes und verwaltendes Königreich."
Prinzipiell war demnach das Problem gelöst, und zwar auf jener Grundlage,
von der es sich nicht entfernen kann, weil sie allein der Natur der Dinge entspricht.
Aber praktisch war weder für die tatsächliche Unabhängigkeit der ungarischen
Krone gesorgt, noch für die Sicherung jener Pflicht gegenseitiger Verteidigung,
di? als Korollar der gleichen Erbfolgeordnung erscheint. Das ungarische König»
tum bediente sich noch immer im höchsten Rate der Krone gewisser Organe, die
eben auch für die Regierung der Erbländer dienten. Es entstand dadurch der
Schein einer Vermischung der verschiedenen Herrschergewalten, welche sich in einer
physischen Person begegneten. Im Sinne der gewährleisteten Unabhängigkeit der
ungarischen Krone muß nämlich das juristische Verhältnis dieser Herrscher»
gewalten so aufgefaßt werden, daß sie zwar einer und derselben physischen Person
angehören, staatsrechtlich aber ebenso scharf voneinander zu scheiden sind, als ob
sie in verschiedenen Personen wohnen würden. Der König von Ungarn und der
Herrscher der österreichischen Erblande (der sich später Kaiser von Österreich nennt)
sind zwei verschiedene Herrscherpersönlichkeiten, mit verschiedenen Herrscher»

Prärogativen ausgestattet. Das tritt zu jener Zeit in der äußeren Erscheinung des Königtums, außer beim Akte der Krönung, kaum zutage. Daher auch die Leichtigkeit, mit welcher es aus dem Bewußtsein der Herrscher und ihrer nächsten Um» gebung verschwindet, und die niemals ganz aufhörenden Verfassungskonflikte.
Andererseits blieben die Beziehungen Ungarns und der österreichischen Erblande zueinander vollkommen ungeregelt; der Reichstag von 1723 wollte diesbezüglich Lorsorge treffen, wurde aber von König Karl mit dem Bemerken abgewiesen, das sei seine, des Kaisers und Königs, Sorge. Tatsächlich ist auch jene noch immer fortdauernde privatrechtliche Ausübung der Herrschergewalt, auf die ich früher hindeutete, das einzige Band zwischen Österreich und Ungarn.
.Daran ändert auch die Annahme des österreichischen Kaisertitels im Iahre 1804 nichts, da dieser Titel, wie es die Reichstage ausdrücklich erklärten, auf Ungarn gar keine Beziehung hat und nur jene Souveränität des Herrschers be» zeichnet, welche er in den österreichischen Ländern ausübt; in Ungarn herrscht nach wie vor ausschließlich der König von Ungarn, dessen hohe, neunhundert Iahre alte, erhabene Würde weder juristisch noch dem Gefühl nach durch den neuen Titel mediatisiert werden kann, so sehr und mit welcher Hartnäckigkeit auch der Versuch nach dieser Richtung gemacht wurde, bis er durch die neueste Lösung der Wappen« frage als definitiv beseitigt erscheinen kann.
Da tritt die große Bewegung im Lande ein, welche zur Schaffung der 1848er Gesetze geführt hat. Ich war früher genötigt, in dunklen Farben die Zustände des Landes zu schildern, welche zur tiefsten Verfallzeit, der Zeit vor und nach der Schlacht von Mohü,cs, eintraten; mit um so größerer Freude weilt nun mein Blick auf der großen Epoche des zweiten Viertels des neunzehnten Iahrhunderts.
Es war die Zeit des gleichzeitigen Aufschwunges der ungarischen Literatur und der großen reformatorischen Ideen. Geistesriesen wie Stefan Szschenyi, Franz Deük und Ludwig Kossuth ragen auch aus der Reihe der Großen hervor, sowie das Dichtertrio Vörösmartn, Petöfi und Arany aus dem Garten blühender literarischen Entwicklung jener Zeit. Der noch immer bevorrechtete ungarische Adel sühnt die Unterlassungen und sühnt den Klassenegoismus früherer Iahrhunderte, indem er, ohne durch irgendein« Bewegung von unten dazu gezwungen zu sein, aus eigener freier Entschließung den eigenen Vorrechten entsagt, die Grundentlastung durchführt und dadurch die Grundlagen sozialer Gleichheit und demokratischer Verfassungsreform schafft. Zugleich erhält durch die vorerwähnten Gesetze das Königtum eine völlig neue Gestalt. Es streift die letzten Reste patrimonialer Einrichtungen ab und kann fürderhin nur durch ein der Volksvertretung gegenüber verantwortliches, parlamentarisches unabhängiges ungarisches Ministerium ausgeübt werden. Damit bekommt die ungarische Königsgewalt ihre getrennte, von der österreichischen Kaiser» gewalt auch in der äußeren Erscheinung vollkommen geschiedene Ausgestaltung.
So weit war die Reform gediehen, als jener neue Konflikt zwischen dem Lande und dem König ausbrach, auf welchen näher einzugehen, so sehr er bereits

der Geschichte angehört, ich keine Veranlassung habe. Es genüge, zu erwähnen, daß die Gesetzgeber des Iahres 1848 bereits den Entschluß kundgaben, ihr Werk durch eine gesetzliche Regelung der Art und Weise zu vollenden, wie die Ver» pflichtung gegenseitiger Verteidigung zwischen Osterreich und Ungarn zu erfüllen wäre. Der ausgebrochene Konflikt verhinderte sie daran. Es blieb dem Aus» söhnungswerke des Iahres 1867 vorbehalten, diesen Teil der Aufgabe zu lösen. Ich habe hier dieses Werk nicht vom politischen Standpunkte zu kritisieren. Darüber gehen die Parteistandpunkte auch heute noch auseinander, und vom Parteistandpunkte zu reden, liegt gänzlich außerhalb meiner heutigen Aufgabe. Ich habe hingegen das große historische Verdienst der Regierung unseres jetzigen greisen und weisen Königs hervorzuheben, die größte Tat seiner langen Regie» rungszeit, durch welche er in dem jahrhundertelangen Ringen der beiden Grund-prinzipien unserer neueren Entwicklung, nämlich der Unabhängigkeit des ungari» schen Staates und der Festigung seiner Verbindung mit dem anderen Staate Seiner Majestät, einen vielleicht nicht idealen, aber gewiß für lange Zeit her» haltenden Gleichgewichtszustand gebracht hat. Ich habe ferner vom verfassungs» theoretischen Standpunkte aus hervorzuheben, daß es an den Grundprinzipien unentwegt festhielt, auf welchen die Verbindung zwischen Österreich und Ungarn allein beruhen kann: Pflicht gegenseitiger Verteidigung, also Solidarität nach außen in allen auf die Verteidigung bezüglichen Fragen einerseits, vollständige juristische Unabhängigkeit der ungarischen Krone und des ungarischen Staates andererseits. Eine dem österreichischen und dem ungarischen Staate übergeordnete höhere staatsrechtliche Organisation ist darin nirgends zu finden, schon darum nicht, weil die höchste Gewalt im Staate, die gesetzgebende Gewalt, in beiden Staaten absolut selbständig und niemals vermengt ausgeübt wird, auch gar kein gemeinsames Organ besitzt. Gemeinsam sind die Organe der Erekutive für aus» wärtige Angelegenheiten und für einen großen Teil des Militärwesens. Aber auch diese Organe sind in ihrer ganzen Wirksamkeit von den österreichischen und den ungarischen Gesetzen beherrscht und in allem wesentlich an die Mitwirkung der unabhängigen österreichischen und ungarischen Regierungen gebunden. Auch ihr Bestand hängt in jedem Augenblick von dem Willen der österreichischen oder der ungarischen Gesetzgebung ab. Ihre Regierungsgewalt ist eine höchst unvollständige: ein Verordnungsrecht steht ihnen überhaupt nicht zu, noch irgendeine direkte Iurisdiktion über ungarische oder österreichische Staatsbürger, es sei denn, diese wären in die amtlichen Organismen eingeteilt, welche den gemeinsamen Ministern unterstehen. So wenig nun in den gemeinsamen Ministern (welche eben gemein-sam sind, wozu doch wenigstens zwei gehören, da einer nichts mit sich gemeinsam haben kann) eine höhere „Reichs"»Erekutive dargestellt wird, ebensowenig können die Delegationen als „Reichs"»Vertretungen angesehen werden; sie sind einfach Kommissionen der beiden Parlamente zur Feststellung der Ziffern der gemeinsamen Ausgaben, von denen aber in Ungarn nicht ein Heller verausgabt werden darf,

ehe er nicht durch den Reichstag in das ungarische Budget eingestellt ist, und zur direkten Kontrolle der gemeinsamen Minister. Die beiden Parlamente wählen zu diesen Funktionen, welche sie prinzipiell ja auch direkt ausüben könnten, Ausschüsse, um die gegenseitige Verständigung zu erleichtern.

Ich habe mich bemüht, die Eigenart der ungarischen Verfassungsentwicklung und aller Organe des ungarischen öffentlichen Lebens darzustellen, weil sich daraus auch das Naturgesetz der Verbindung dieses Landes, die einzig mögliche Art seiner Verbindung mit anderen Landern, also insbesondere mit Österreich, ableiten läßt. Dieses Naturgesetz besteht eben in seiner juristischen Unabhängigkeit. Es sind nicht nur verbriefte Rechte und Verträge, auf denen diese Unabhängigkeit beruht, es ist die Natur der Sache selbst, ein großes organisches Wachstum, eine mächtige, durch jahrhundertealte, niemals unterbrochene Tradition genährte Gefühlswelt, mit einem Wort ein Leben, welches nicht vernichtet werden kann, ohne daß das in solcher Weise Entseelte seinen ganzen Wert verliert, und nicht verletzt werden kann, ohne daß dieser Wert Verminderung erleide. Es ist für jedes Lebewesen in der Natur unmöglich, etwas anderes sein zu wollen, als es eben dem Gesetze seines Entstehens nach ist; jeder Versuch, es zu etwas anderem zu machen, kann nur mit Zurückweisung oder mit dem Tode des Lebewesens enden. Die Tötung kann ja unter Umständen erreicht werden, die Neubeseelung nicht.

Wenn Sie mich demnach fragen — und diese Frage dürfte für unsere Ver» bündeten von größtem Interesse sein —, welche Beziehung diese ungarische Eigenart und ihre intransigente Behauptung unsererseits für die Großmacht Österreich» Ungarn hat, wenn Sie mich fragen, ob darin nicht eine Gefahr des Zerfalles, ein Element der Schwäche dieser Großmacht liege: so antworte ich auf diese letztere Frage mit einem entschiedenen Nein. Es ist ein ganz unfruchtbares Beginnen, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, ob es nicht besser wäre und nicht leichter ginge, wenn man es statt des österreichisch-ungarischen Dualismus mit einem geeinigten Reich zu tun hätte; das ist eben unmöglich, nicht nur von Rechts wegen unmöglich, sondern biologisch, dem Lebensgesetz aller Lebewesen gemäß. Dagegen liegt in dieser ganzen Menge aufgehäufter Traditionen, in dieser durch Iahrhunderte genährten Gefühlswelt, die sich um das imposante Gebäude der heiligen ungarischen Krone schart, in dieser spezifischen Gesinnungsweise, die den Geist der Tradition mit dem der Reform stets zu einen wußte und dies in immer kühnerer Weise weiterzuführen berufen ist, es liegt, sage ich, in diesem ganzen wetterstarken, durch furchtbare Stürme und Prüfungen erprobten organischen Wachstum ein« solche Fülle von Kraft, Widerstand und Entwicklungsfähigkeit und, ich darf wohl hinzusetzen, sofern man ihm Treue hält, von Treue, daß es wahrhaft geringe Staatsweisheit wäre, welche immer wieder an diesen Felsen anrennen wollte, statt auf ihm zu bauen. Nichts ist absolut sicherer, als die vollständige Hingebung Ungarns an die Pflichten, die es dem freigewählten Herr» scherhaus uud der frei eingegangenen Verbindung mit den anderen Ländern dieses

Herrscherhauses gegenüber auf sich genommen hat: die zähe Anhänglichkeit an
die Rechte, die mit diesen Pflichten verbunden sind, ist nicht eine Schwächung,
sondern eine Gewähr jenes Pflichtbewußtseins. Denn auch diese Rechte sind für eine
jede Generation Pflichten, Pflichten den Vorfahren, Pflichten der Nachwelt gegen»
über; erfüllte eine Nation diese ihr näherliegenden Pflichten nicht, wer könnte
sonst auf Pflichterfüllung von ihrer Seite rechnen?
Was ich Ihnen also, meine geehrten Zuhörer, hier vortrug, hat die Eignung,
Ihr Vertrauen zum österreichisch»ungarischen Bundesgenossen zu steigern, weil
es Ihnen in der Zweiheit, mit der Sie es zu tun haben, einen Partner — und ich
sage dies ohne die geringste Tendenz, den anderen Partner herabzusetzen — als
eine harte, gefestigte Einheit erscheinen läßt, welche Proben ihrer Vitalität sowohl
als ihrer Verläßlichkeit geliefert hat.
Und lassen Sie mich zum Schluß Ihnen noch eines sagen. So parador
es klingen möge, so gibt es tatsächlich kaum ein Land in der Welt, wo deutsches
Wesen so verstanden und so gewürdigt, ja ich darf es sagen, so sehr geliebt wird,
als in Ungarn. Wir bewundern nicht bloß seine staunenswerte Machtentfaltung;
wir kennen auch und würdigen die Grundlage dieser Macht in der riesigen Kultur-
arbeit, im hohen sittlichen Ernste und in der Gemütstiefe des Deutschtums. Was
als Symptom des Gegenteils mitunter hervorgehoben wird, sind nur Erschei»
nungen des Widerstrebens gegen Angriffe, die auf unsere Unabhängigkeit verübt
wurden. Wenn ich den Deutschen Geist vor mir erscheinen lasse, so laufe ich
nicht Gefahr, von ihm die Antwort zu erhalten, die der Erdgeist dem Doktor
Faust zuruft: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir", was wohl
auch umgekehrt werden kann: Du begreifst den Geist, dem du gleichst, nicht mich.
Ia, gleichen wir denn dem deutschen Geist mit unserer so gründlich verschiedenen
Abstammung, mit unserem so gründlich verschiedenen Werdegang, mit unserer
ziffernmäßigen Kleinheit dem Großen, dem Mächtigen gegenüber?
Meine geehrten Herren! In den Gebieten der Psyche, sei es des einzelnen,
sei es der Völker, gibt es nicht groß und gibt es nicht klein; da gibt es nur
wahr oder unwahr, da gibt es nur treu oder untreu, da gibt es nur edel oder
niedrig. Und wenn wir uns auf dem Gebiete der psychischen Gleichheit von groß
und Nein dem deutschen Volke gegenüberstellen, wenn wir jenen hervorstechenden
Charakterzug dieses großen Volkes uns vergegenwärtigen, der uns zum Heile
gereicht, der uns in schwerer Not beisteht, seine goldige unerschütterliche Treue,
dann können wir kleines Volk uns sagen: Du begreifst den Geist, dem du gleichst.
Denn auch uns hat Gott als treue Menschen, als ein treues Volk erschaffen,
und zum treuen Volke hat unsere Geschichte uns erzogen, und auf diese unsere
Treue hat sich das deutsche Volk in diesem Weltkriege einen unvergänglichen
Anspruch erworben. '

Arthur Dix, Sofia:

Der Balkan in der Weltgeschichte unserer Tage.

Die Geschichte des abendländischen Kulturkreises unseres Erdteils findet auf dem Balkan, der durch lange Iahrhunderte unter morgenländischem Einfluß gestanden, eine späte Wiederholung. Als im übrigen Europa die nationale Bewegung bereits abgelöst war durch eine mehr oder weniger scharf ausgeprägt imperialistische, harrten auf dem Balkan noch die Ideale des Nationalstaats ihrer Erfüllung.

Über Trümmer zum Einheitsbau — der Weg, der 1866/71 von Dentsch» land genommen wurde, ist in unseren Tagen auf dem Balkan beschritten worden. Die alte europäische Türkei zerbröckelte in einem geschichtlichen Prozeß, der sich in seinen einzelnen Stadien durch ein volles Iahrhundert hindurchzog; an die Stelle der verfallenden Herrschaft aber trat zunächst nur eine eifersüchtige Kleinstaaterei, ein von hohen Zielen abführendes Ringen um das Gleichgewicht einer Vielheit geringerer Mächte, bis endlich entschlossener Kampf um die Vormachtstellung einsetzte und dem Balkan ein ganz neues Gesicht gab.

Ohne daß Klio ihre alten Bände pedantisch abschriebe, finden sich in Fülle Vergleichspunkte der deutschen und der balkanifchen Geschichte, bis beider Werdegang zusammenfloß in den neuen breiten Strom mitteleuropäischer Geschichte: Die Zertrümmerung alter Formen, die Ohnmacht der Kleinstaaterei, die nationale Bewegung, neues Streben nach Hegemonie und die Schaffung neuer großer Gebilde, die ein Wort mitzusprechen haben im weltgeschichtlichen Werden.

Als im Iahre 1866 der deutsche Hegemoniekampf ausgefochten wurde, der den Norden Mitteleuropas vereinheitlichte und die Reichsgründung vorbereitete, befand der Balkan sich noch in einem frühen Anfangsstadium neuen Werdens, waren die alten Formen noch nicht zerbrochen. Damals waren in recht beschei» denem Umfang Serbien, Montenegro und Griechenland zu einer selbständigen Stellung gelangt. Die Fürstentümer nördlich der unteren Donau waren erst vor kurzem vereinheitlicht, nachdem sie abwechselnd unter türkischem, russischem und österreichischem Einfluß gestanden. Ihr erster Fürst, der die Durchführuug einer umfassenden Agrarreform angestrebt, mußte den allmächtigen Grundherren weichen, die 1866 Karl I. von Hohenzollern wählten. Diese Vorgeschichte seiner Berufung lehrt, daß ihm innerpolitisch die Hände gebunden waren. Die Macht blieb bei den Feudalen, die das Land in seiner fragwürdigen sozialen Verfassung erhielten, trotz aller edlen Bestrebungen des enropäischen Herrschers ein« tiefgreifende Wieder» geburt nicht aufkommen ließen, sondern es nur an der Oberfläche mit dem Firnis der Zivilisation bedeckten. Diese äußere Zivilisation ohne tiefere Kultivierung ward in großer Entscheidungsstunde Rumäniens Fluch und Verderb — ein warnendes Beispiel für jede Balkanmacht!

Die Bulgaren, das stärkste Volkstum auf dem eigentlichen Balkan, waren
noch unfrei. Seit 1835 aber hatten sie begonnen, an ihrer geistigen Befreiung
wirksam zu arbeiten. Ienes Iahr hatte in dem betriebsamen Iantra»Städtchen
Gabrovo, dem Sitz blühenden bulgarischen Gewerbefleißes, reicher Zünfte und
einer intelligenten Kaufmannschaft, die erste bulgarische Schule entstehen sehen,
mit deren Errichtung eine nationale Erziehung unter Lockerung des Einflusses
der verrotteten griechischen Priesterschaft einsetzte. Bis zum Iahre 1866, mit
dem wir unsere Betrachtungen begannen, war die Zahl der nationalbulgarischen
Privatschulen auf nahezu 1000 gestiegen, das Volk bereits in großem Umfange
für die nationale Freiheitsbewegung erzogen. Die Frucht reifte langsam heran:
Auf Grund der Tatsache, daß Bulgarien seine geistige Befreiung von griechischer
Priesterherrschaft so weit gefördert hatte, gestand der Sultan den Bulgaren im
Jahre 1872 ein eigenes Erarchat zu. Damit aber war die Bewegung nicht etwa
zum Abschluß gekommen, sondern vielmehr auf einen selbständigen Boden gehoben
und führte nun mit beschleunigten Schritten weiter vorwärts, dem Endziel auch
politischer Selbständigkeit entgegen.
Eine neue Zeitspanne des Abbröckelungsprozesses der alten europäischen Tür»
kei setzte 1875 ei n mit dem bosnisch»herzegowinischen Aufstand, dem sich auch die
Bulgaren anschlossen. In der Folgezeit kam es zu gewaltsamen Unterdrückungs-
versuchen und Metzeleien in Bulgarien und Mazedonien, die den Anstoß gaben
zu dem großen Balkankrieg von 1877/78. In erster Linie brachte er Rumänien
die volle Unabhängigkeit. Das große Bulgarien aber, das Rußland — in der
Hoffnung auf seine Unterwürfigkeit — durch den Frieden von San Stefano
entstehen lassen wollte, wurde durch den Berliner Kongreß in seinem Umfang und
seiner Selbständigkeit ganz wesentlich verkürzt.
Rußland hatte den Balkankrieg mit Unterstützung Rumäniens und Bul»
gariens geführt, aber nicht um der Balkanvolker willen, sondern um seinerseits
dem alten Ziele der Meerengenherrschaft näherzukommen. Rumänien wurde zum
Lohn für die Hilfe seines Heeres der Herrschaft über Bessarabien beraubt nnd
durch den Hauptteil der bulgarischen Dobrudja notdürftig schadlos gehalten.
Bulgarien sollte als Vasall Rußlands diesem den Boden zu künftigem Vormarsch
nach Konstantinopel bereiten.
Damit aber hatten die Balkanangelegenheiten aufgehört, Balkanangelegen»
heiten zu sein. Sie waren zu einem ernsten Gegenstand der großen Weltpolitik
geworden und kamen als solche vor den Berliner Kongreß.
Die alte, vielumkämpfte Völkerbrücke des Balkan wurde zum Gegenstand des
Streites vornehmlich zwischen Rußland und England. England sah sich als
Mittelmeermacht bedroht, wenn die russische Flotte aus dem Schwarzen Meer
ungehemmten Zutritt ins Mittelmeer fand. Ganz besonders scheute es diese
Aussicht zu einer Zeit, zu der es daran arbeitete, nicht nur den einst heftig bekämpf»
ten Suezkanal ganz an sich zu reißen, sondern den Weg nach Indien auch durch

Aufrichtung britischer Herrschaft über Ägypten zu sichern. Ein starkes Bulgarien unter russischer Vormundschaft als Vorstufe der Eroberung von Konstantinopel durch die Russen war England demgemäß höchst unerwünscht. Bismarck für sein Teil, der „ehrliche Makler" des Berliner Kongresses, hatte zwar schon 1877 im Reichstag die ethnographischen Vorrechte der Bulgaren auf dem Balkan theo-retisch anerkannt, praktisch aber kein Interesse an fortgesetzter Schwächung der Türkei oder an einer Umklammerung des verbündeten Österreich»Ungarn durch russische Vormacht auf dem Balkan, sondern war zu Gunsten einer möglichst unbeeinflußten deutschen Politik bedacht auf das Ausbalancieren der russischen und der englischen Macht in der Weltpolitik. Diesem Ausbalaneieren, das ibm wenige Iahre später den ungestörten Übergang zu deutscher Kolonialpolitik ermög» lichte, diente vornehmlich auch seine Haltung auf dem Berliner Kongreß.

Suchen wir zunächst noch einmal das Bild möglichst scharf zu umreißen, das die Haltung der Machte zum Balkanproblem in jenem Zeitpunkt gewährt, um dann später um so klarer die nach dreißig Iahren vollzogene Wandlung zu erkennen:

Für Rußland ist der Balkan jederzeit eine Frage des Mittelmeerzugangs, für England eine Frage des Zugangs nach Indien bezw. der Möglichkeit seiner Versperrung. Aus diesem Grunde war auf dem Berliner Kongreß Rußland für eine möglichst vollständige Auflösung der europäischen Türkei und für ein großes Bulgarien, das in Rußlands Gefolgschaft zum Wegbahner nach den Dar» danellen werden sollte. Eben deshalb aber war England gegen dieses große Bul-garien, in dem es den Anfang einer Ausbreitung der russischen Herrschaft über die östlichen Ränder des Mittelmeeres, damit also auch über die Wege nach Indien sah. Österreich»Ungarn betrachtete den Balkan wesentlich als einen benach» barten Markt, den es seiner Industrie offengehalten sehen wollte, und Deutsch» land erblickte in ihm kein Gebiet unmittelbarer, eigener Interessen, sondern nur ein Streitobjekt zwischen Rußland und England, das genutzt werden mußte, um Deutschland die Rolle des Züngleins an der Wage dieser beiden Mächte zu sichern.

So kam es also zu dem Berliner Kompromiß, das nur ein begrenztes und nicht ganz unabhängiges Fürstentum Bulgarien entstehen ließ. Zwei stritten sich, ein Dritter vermittelte , und das Streitobjekt — die europäische Türkei — freute sich eines verlängerten Daseins. Der Vermittler aber erntete wenig Dank, sondern von seiten der geschlagenen russischen Diplomatie bittere Feindschaft. Seither ward Berlin als Hindernis auf dem Wege von Petersburg nach Kon-stantinopel empfunden. Wenn es Bismarck gleichwohl gelang, wieder gute Be-ziehungen zu Rußland zu pflegen — als er die deutsche Kolonialpolitik inszenierte und England beschäftigt wissen mußte, bot er Rußland sogar deutsche Finanz» Unterstützung für einen Zug gegen Indien an —, so blieb doch der Stachel im russischen Empfinden zurück und führende Geister des Zarenreiches lebten sich

wegen des erschwerten Weges nach Konstantinopel immer stärker in den Deut»
schenhaß ein, je mehr sich später die deutsch»türkischen Beziehungen verengerten. —
Rußland fand auch in dem kleineren Bulgarien nicht, was es gesucht. Der
Battenberger, Bulgariens erster Fürst, trieb keine rundweg russische Politik, ob-
wohl Rußland alles getan, ihm ein selbständiges Regieren zu erschweren. Die
Verfassung und das Parteiwesen, das russischer Einfluß geschaffen, waren für
ein Analphabetenland — als solches kam Bulgarien ja doch schließlich aus der
türkischen Herrschaft heraus — in höchstem Grade gefährlich und so gestaltet, daß
die inneren Schwierigkeiten immer für ein starkes Anlehnungsbedürfnis des
Fürsten sorgen sollten. Tatsächlich kam es denn auch dazu, daß im Wechsel der
bulgarischen Staatsstreiche Rußland 1882 zahlreiche Offiziere nach Bulgarien
entsenden konnte, die Hand auf die Verwaltung des Landes legten. Als die Ver-
fassung jedoch abermals umgestoßen wurde, glaubte Rußland den jungen Fürsten
für seine Selbständigkeitsregungen strafen zu können, indem es die Offiziere ab»
berief und das Land damit vermeintlich hilfloser Anarchie anheimgab, die den
Vorwand bieten sollte, es ganz zu einer russischen Provinz zu machen. Fürst
Aleiander aber ging weiter seine eigenen Wege, und als 1885 in dem türkisch
gebliebenen Nachbarstaat Ostrumelien oder Südbulgarien aufs neue die bul»
garische Freiheitsbewegung ausbrach, zog er sogar gegen Rußlands Willen über
die Grenze, um das Land mit seinem Fürstentum zu vereinigen.

Damals begann in der balkanischen Kleinstaaterei bereits der Ruf nach
„Kompensationen" zur Erhaltung des Gleichgewichts. Griechenland harte schon
1881 beträchtliche Gebietserweiterungen durchführen könuen, und Rumänien
batte sich damals zum Königreich gemacht. Nun wollte Serbien die bulgarische
Ausdehnung über Ostrumelien nicht ruhig mit ansehen, ohne auch seinerseits Macht-
zuwachs davonzutragen. Alerander aber holte nicht nur die Südprovinz heim,
sondern wies auch die Serben mit blutigen Köpfen ab. Gerade die selbständige
politische Betätigung Bulgariens ließ die politische Rolle der Mächte vertauscht
erscheinen. Die schwache Türkei erblickte in einem gegen Rußland selbständigen
Bulgarien ein Bollwerk gegen den fortgesetzt drohenden russischen Vormarsch
nach Konstantinopel und ließ ohne großen Widerstand die Angliederung Ost»
rumeliens an den Balkanstaat geschehen. Rußland dagegen, das sich noch sieben
Iahre zuvor so lebhaft für ein großes Bulgarien eingesetzt, wollte nun, nach
den selbständigen Regungen dieses jungen Staatsgebildes, von seiner weiteren
Stärkung durchaus nichts wissen. Unermüdlich intrigierte es gegen den Balten»
berger und erreichte im Iahre 1886, nach einer Kette von Irrungen und Wir»
rungen, auch dessen Abdankung, ohne deshalb jedoch zur Ausübung einer russischen
Vormundschaft gelangen zu können. Des Fürsten Alerander letzte Tat war viel
mehr, daß er in Stambulow einen starknervigen Bulgaren zur Regentschaft
brachte, der entschlossen war, die volle Unabhängigkeit des Landes nach der
russischen Seite hin zu wahren. —

Trotz der Fortdauer innerer Wirrnisse in den jungen, unfertigen Gebilden der Balkanstaaten kam nun auch für sie eine Zeit des inneren Ausbaues, des kulturellen und wirtschaftlichen Erstarkens. Bulgarien zumal fand in dem Fürsten Ferdinand, den die Sobranje unter dem Zeichen der Regentschaft Stambulows und seiner politischen Unabhängigkeit nach außen hin gewählt hatte, einen Herrscher, der mit koburgischer Zähigkeit an die Kulturförderung ging. Das Verkehrsnetz wurde entwickelt, die Volksbildung von Stufe zu Stufe gehoben und immer allgemeiner verbreitet, den orientalischen Waldverwüstnngen begegnet, ein achtbares Heer ausgebildet — das Sehnen nach dem größeren, völlig freien Bulgarien weiter genährt.

Nicht leicht war die Arbeit an der volkswirtschaftlichen Erstarrung. Das Hineinrücken in den Weltmarkt durch Erschließung der Verkehrsbeziehungen hatte das Land zunächst mit einer nationalökonomischen Umwälzung schwerwiegender Art zu bezahlen. Dem blühenden Handwerk der bulgarischen Städte war der einst ganz von ihm versorgte türkische Markt durch die politische Trennung und die spätere handelspolitische Verselbständigung entrückt. Sowohl die bis dahin durch Bulgarien versorgte Türkei wie Bulgarien selbst wurden überschwemmt mit billigen Massenerzeugnissen europäischer Industrie. Den einst blühenden bulgarischen Zünften wurde der Nachwuchs an geistigen Führern entzogen durch den Bedarf des selbständig gewordenen Staatswesens an Beamten und Offizieren. Kurzum, mit der Blüte des bulgarischen Handwerks ging es zu Ende. Dafür aber öffnete sich den Erzeugnissen der bulgarischen Landwirtschaft der Weltmarkt, und der Balkanbauer begann es zu Wohlstand, ja zu Reichtum zu bringen.

Auch die Städte begannen sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Zumal das geistig besonders regsame Gabrovo, das 1835 die erste bulgarische Schule geschaffen hatte, begann 1882 bereits mit der ersten Umwandlung seiner alten Hausindustrie in Fabrikindustrie, und andere Stätten bulgarischen Gewerbe» fleißes folgten seinem Beispiel. Später nahm sich auch der Staat tatkräftig der Industrieförderung an und ermunterte auch ausländisches Kapital, sich an diesem Werke zu beteiligen. Besonderen Stolz aber setzten die Bulgaren darein, aus eigenen Mitteln vornehmlich die landwirtschaftliche Industrie zu pflegen, wie es namentlich durch die am frühesten dem Weltmarkt nahe gebrachten Millionenbauern in der bulgarischen Steppe, dem Hinterland der ersten Eisenbahn Rustschuk—Varna, geschah. —

Auch in den Zeiten verhältnismäßiger äußerer Ruhe und nicht immer ungestörter innerer Konsolidierung hörte der Balkan nicht auf, Objekt der Weltpolitik zu sein. Rußlands Auge blieb auf Konstantinopel gerichtet. Englands eifersüchtiges Wachen über die Wege nach Indien aber erspähte neben der russischen eine mitteleuropäische Gefahr. Das Deutsche Reich war mächtig erstarkt und hatte begonnen, die türkisch»vorderasiatischen Beziehungen nachhaltig zu pflegen. Auch die Politik der Donaumonarchie entfaltete wieder eine größere Aktivität und

schien insbesondere dahin zu streben, einen Ausgang von Mitteleuropa durch
das Gebiet der Balkanhalbinsel unmittelbar an das Agäische Meer zu bahnen.
England begann die unter deutscher Führung entstehende Bagdadbahn und den
Plan einer österreichischen Bahn Sarajevo—Novibazar—Amselfeld—Skopje—
Saloniki ernstlich zu fürchten, da es in beiden Plänen vereint eine künftige Be-
drohung seiner Suez-Sicherheit und Indiens erblieken zu müssen vermeinte.
Da nun aber auch Rußland eine aktive Balkanpolitik Österreich-Ungarns
höchst verdächtig und jede Arbeit an der Stärkung der Türkei, wie Deutschland
sie sichtbar betrieb, höchst ungelegen war, so begann die englisch»russische Rivalität
sich zu verwischen und Rußland wie England einen gemeinsamen Feind in Mittel-
europa und seiner Orientpolitik zu sehen.
Zusehends mehrten sich unter der Regierung Eduards VII. von England die
Anzeichen dieses Umschwunges. Die beiden oben festgestellten Grundtatsachen
blieben bestehen: Für Rußland blieb der Balkan eine Frage des Mittelmeer«
zugangs, für England eine Frage des Indienzugangs. Aber seitdem die Mittel-
mächte ihrerseits eine aktive Orientpolitik zu treiben begonnen, sah England eine
Bedrohung mehr von ihrer als von der russischen Seite, zumal die persönliche Politik
des Britenkönigs stark beeinflußt war durch seine säfarfe Abneigung gegen
Deutschland. Mochte aber er für sein Teil auch tatsächlich vor allen anderen
Gedanken den der Züchtigung oder Zerschmetterung Deutschlands betreiben —
für eine weniger persönlich zugespitzte, sachlichere Politik Englands konnte es sich
letzten Endes doch im wesentlichen wohl nur um den Wunsch handeln, die früher
beobachteten Zustände dahin umzuwandeln, daß nicht mehr Deutschland das Züng-
lein an der russisch»englischen Wage, senderi, England das Zünglein an der
russisch»deutschen Wage werden sollte. Schwerlich kann es im dauernden Inter-
esse Englands liegen, Deutschland zu dem Ende zu zerschmettern, damit Rußland
über den Balkan und den Kaukasus freien Weg finde zur Ausbreitung seiner
Macht bis an das Ostmittelmeer! Vielmehr gebieten ihm seine Interessen, die
Mittelmächte und Rußland fortgesetzt so weit gegeneinander auszuspielen und
in Schach zu halten, daß beide zu keiner aktiven, erfolgreichen Orientpolitik
kommen, sondern einander wechselseitig von Konstantinopel und den Wegen nach
Ägypten und Indien fernhalten.
Um Rußland für die Fernhaltung der Mittelmächte vom Bagdadwege zu
gewinnen, mußte England ihm Konstantinopel verheißen. Ob es ihm deshalb
den Dardanellenweg wirklich freigeben wollte, ist eine andere Frage. England«
emsige Versuche, sich am Ausgang der Dardanellen fest einzunisten, bevor Ruß-
land Konstantinopel wirklich erreichen konnte, scheinen nicht gerade für ihre
Bejahung zu sprechen.
Immerhin — die russisch»englische Annäherung vollzog sich noch unter König
Eduard VII. unter dem Zeichen einer Verständigung über die Fragen des nahen
Orient, vornehmlich des Balkan, der damit ganz und gar zum Objekt der Welt»

politik gemacht werden sollte. Der Balkan aber wollte nicht Objekt, sondern
Subjekt weltpolitischer Gesetzgebung sein. Die Weltmächte, die ihn zu schieben
glaubten, mußten zu gegebener Zeit erkennen, daß sie die Geschobenen waren.
Seit einem runden Iahrzehnt sehen wir den Balkan wieder im Brennpunkt
weltpolitischer Probleme, die sich zusehends schärfer zuspitzten. Mit Balkan»
ködern suchte man Italien vom Dreibund fortzulocken, Italiens Adriawünsche
belebend und dem österreichischen Gedanken der Sandschakbahn zur Agäis den
russisch»italienischen Gedanken einer Adriabahn quer über die Halbinsel entgegen-
stellend. Der Balkan ward schließlich auch der Angelpunkt der russisch»englischen
Verständigung.
Ihren Höhepunkt fand diese Verständigungsarbeit in jenen Iunitagen 1903,
da König Eduard VII. und Zar Nikolaus II. sich vor Reval begegneten. Die
Verkündigung der dort gehaltenen Trinksprüche und besiegelten Vereinbarungen
gab das Signal für all die Wirren, die dann über den Balkan und schließlich
über ganz Europa hereinbrachen. Die Losung ging von Reval aus: Rußland
und England werden nach gemeinsamem Plan „die mazedonische Frage lösen".
Wie ein Feuerzeichen flammte sie in die Welt des Balkans.
Was besagte das Stichwort: „Lösung der mazedonischen Frage"? Was
mußte seine Ausgabe in dieser Form besagen? Für die Türkei enthielt es die
Bedrohung mit Aufteilung ihres Gebietes, für die Balkanstaaten die Auffor»
derung zu raschem Zugreifen.
In Konstantinopel schlug die Kunde von Reval wie eine Bombe ein. Sie
gab den eigentlichen Anstoß zur türkischen Revolution. Widerspruchsvolle Auf»
fassungen und Stimmungen kreuzten sich. Türkische Patrioten fragten sich, wie
der drohenden Gefahr zu begegnen, wie die Türkei stark zu machen sei gegen die
Willkür von Mächten, die ihr Fell beliebig verteilten. Trotzdem England im Ver-
ein mit Rußland das Signal gegeben, war es aber doch zugleich den englischen
Einflüssen gelungen, vielfach den Gedanken zu verbreiten, daß die Türkei nur
in Freundschaft mit England der Gefahr begegnen könne. Die Engländer ver»
standen es, die Freundschaft mit Deutschland zur Hauptgefahr für die Türkei
umzudeuten und jene Kreise, die eine Rettung und Erstarkung der Türkei nur im
Umsturz des herrschenden Systems erblicken konnten, darauf zu verweisen, daß
Deutschland es sei, das dieses System halte. In Wahrheit hatte Deutschland
ja nicht die Freundschaft des herrschenden Systems gesucht, sondern die Freund-
schaft der Türkei, an deren Erstarrung es mitarbeiten wollte.
Sicher war den sorgenden türkischen Patrioten, daß ihr Vaterland dringend
der Kräftigung bedürfe. Diese Kräftigung erhofften sie nur von politischer
Erneuerung. Die Anschauungen darüber, mit welchen Machten die Türkei
Freundschaft halten müsse, um die Erneuerung und Erstarkung gesichert durch-
führen zu können, waren geteilt. Die Einen erkannten, daß ja doch eben die
Verständigung Englands mit Rußland die Gefahr brennend gemacht, die anderen

sahen in dem „freien, parlamentarisch regierten" England die einzig passende
Anlehnung für eine freie, zur parlamentarischen Regierung übergehende Türkei,
die sich vom „reaktionären" Deutschland abkehren müsse. England für sein Teil
förderte die Revolution in der doppelten Hoffnung, daß sie nur zu weiterer
Schwächung der Türkei führen und daß sie die neuen Leiter des Landes an das
„liberale" England sich anschmiegen lassen würde. Wo die wahren und wo die
falschen Freunde der Türkei zu suchen waren, darüber wurden die neuen türkischen
Führer dann später endgültig belehrt durch die Sabotage, die von den englischen
Marine»Machthabern an den ihrer Führung anvertrauten türkischen Kriegs-
schiffen getrieben wurde!
Die Balkansteine waren von Reval aus einmal ins Rollen gebracht, und
nun gab es kein Halten mehr. Die ersten äußerpolitischen Folgerungen wurden
gezogen durch die endgültige Einverleibung Bosniens und der Herzegowina in
die Donaumonarchie und die Unabhängigkeitserklärung des zugleich zum Zar»
tum erhobenen Bulgarien durch Ferdinand I. Eine weitere, mittelbare Folge
war der italienische Tripoliskrieg, in dem Italien sich ein Stück der von Eduard
und Nikolaus ausgebotenen türkischen Beute sichern zu müssen meinte. In»
zwischen bereiteten die Balkan»Fürstentümer den großen Schlag vor, zu dem sie
von Reval aus eine so deutliche Ermunterung erfahren hatten. Der Stein
ward zur Lawine ....
Ia — war denn nun in Reval wirklich „die Lösung der mazedonischen
Frage" gefunden? Auf zwei Arten wäre sie wohl theoretisch denkbar gewesen:
Entweder, indem die Mächte die Herr Mazedoniens bleibende Türkei zu solchen
Reformen zu veranlassen wußten, die tatsächlich Ruhe und Ordnung hätten
gewährleisten können. Diese Lösung erschien unglaubhaft, nachdem England und
Rußland ganz unter sich, ohne jede Fühlungnahme mit der Türkei, das Problem
in Angriff genommen hatten. Sie hätte aber auch praktisch wenig Erfolg und
Dauer verheißen, da Mazedonien schwerlich aufgehört haben würde, nach voller
politischer Freiheit zu streben. Blieb also nur der andere Weg der „Lösung": Die
politische Lostrennung Mazedoniens von der Türkei in einer Form, die in erster
Linie den gegebenen nationalen Verhältnissen Rechnung trug. Da nun die Be-
völkerung Mazedoniens geschichtlich und ethnographisch am engsten mit Bulgarien
verknüpft war, so hätte folgerichtig das Land bei der „Lösung" der mazedonischen
Frage Bulgarien zugeschlagen werden müssen, wie Rußland es schon im Frieden
von San Stefano gewollt hatte, ohne diese Lösung damals gegen England durch»
drücken zu können. So einfach aber war das Problem nicht gelöst, sollte es nach
Rußlands und Englands Absicht auch nicht gelöst werden.
Auf das Positive war es diesen beiden Mächten überhaupt nicht entfernt so
sehr angekommen, wie auf das Negative. Nicht um das Aufbauen handelte es
sich ihnen, sondern um das Einreißen. Nicht Ruhe wollten sie stiften, sondern den
Herd der Unruhe erhalten und mit neuem Brennmaterial anfüllen. Weit davon

entfernt, sich über die Verbindung Rußlands mit dem Mittelmeer wirklich ver» ständigen zu können, genügte es ihnen, sich über die Trennung der Mittelmächte von der Türkei und Vorderasien verständigt zu haben.

Dieses letztere war der weltpolitische Hauptzweck der Vereinbarung von Reval über die Balkandinge. War die gründliche Trennung dieser Mächte, die Zer» jchneidung des Hamburg»Bagdad-Weges, die südöstliche Einkreisung der Mittel- mächte erst erreicht, dann fand sich auch das Weitere: Dann konnten neue Balkan» konflikte entflammt werden, an denen Österreich»Ungarn auf das lebhafteste inter- essiert, Deutschland aber anscheinend uninteressiert war. So durfte man hoffen, die beiden Kaiserreiche bei passender Gelegenheit doch in der Isolierung vorzufinden, Österreich-Ungarn allein vom Balkan her in Bearbeitung nehmen, um Ansehen, Macht und Einfluß bringen zu können und dann mit dem vereinsamten Deutsch» land endlich leichteres Spiel zu haben. Kam es aber doch wirklich zum äußersten — nun, so konnte man das Überspringen der Funken vom Balkanbrand auf Europa auf eine Zeit verlegen, in der die verbündeten Gegner Mitteleuropas völlig gerüstet waren, und hatte es dann vermöge der völligen Einkreisung in der Hand, den Waffen- und Hungerkrieg gegen die abgeschnittenen Länder mit den besten überhaupt erreichbaren Aussichten zu führen. Vermutlich würden sie an» gesichts einer solchen Bedrängnis ,— so dürfte die Rechnung der „friedlicheren" Gegner gewesen sein — drohendem Kriege ausweichen, sich weltpolitisch will» fährig erweisen, der Entente „aus der Hand fressen". Minder kriegsfürchtige Briten werden nicht auf dieses letztere Ergebnis gerechnet haben, sondern von vornherein auf den mit aller erdenklichen Sorgfalt vorbereiteten Krieg — sollte er doch nicht nur Deutschland, sondern auch das England verbündete Rußland bis zur Unschädlichkeit schwächen und beide Länder veranlassen, einander zu Gunsten britischen Sicherheitsgefühls wechselseitig dauernd von den Wegen nach dem Suezkanal und dem Ganges fernzuhalten. —

1912 entbrannte also der Balkankrieg und brachte — keine Lösung der maze» drnischen Frage! Gewiß, den türkischen Händen war Mazedonien entwunden, aber wem die Beute? Die Londoner Konferenz, die eifrig an der „Lokalisierung des Balkanbrandes" arbeitete (weil der Pulverring um die Mittelmächte noch nicht dicht genug gelegt war!), beschied sich mit dem weisen Leitspruch: „Der Balkan den Balkanvölkern", ohne dem Wort jedoch Inhalt zu verleihen. Das Schlagwort war ein neues Problem, keine sichere Lösung.

Wollte man sie nationalpolitisch, so wie das Wort es heischte, zu finden suchen, so stieß man unerbittlich auf „Kompensations"»Forderungen und auf Gleichgewichts»Hemmungen. Die politische Welt stand eben im Banne des Schlagwortes von der Erhaltung des politischen Gleichgewichtes, das doch wegen seiner Labilität so viel gefährlicher ist als die Stabilität einer sich auf natürlichem Brden auswachsenden Macht.

Die Arbeit, die der erste Balkankrieg immerhin zur Anbahnung einer natür«

lichen Lösung der mazedonischen Frage gebracht, wurde durch den zweiten Balkan-
krieg gründlich verpfuscht. Wer immer mit gesunden Sinnen die Landkarte be»
trachtete, deren Festlegung den zweiten Balkankrieg beendete, konnte schlechter»
dings nicht im Zweifel darüber sein, daß hier neuer Konfliktsstoff in Massen auf-
gehäuft war. Man gebe einem Lehrling der politischen Geographie eine weiße
Balkankarte mit der Aufgabe in die Hand, sie so mit Landesgrenzen zu durchziehen,
daß an der Haltlosigkeit dieser Grenzen nicht gezweifelt werden kann — und das
Bild wird wahrscheinlich in manchen Stücken dem der Bukarester Friedenskarte
älmeln. Das sage ich nicht erst heute, sondern habe es damals unverzüglich in
der geographischen Fachpresse zum Ausdruck gebracht.
Man denke nur an die Abgrenzung Serbiens: das Land hatte eine bedeutende
Ausdehnung bekommen, weit über die nationalen Grenzen des Serbentums hin-
aus. Seine neuen Grenzen drängten ganz offensichtlich ans Meer, sowohl in der
Richtung auf die Adria, wie in der Richtung auf die Ägäis. Aber dieses große
Serbien blieb doch ein reiner Binnenstaat. So etwas ist einmal möglich unter
den ganz besonderen Verhältnissen der Schweiz, eines seiner Natur nach auf
Friedlichkeit und weltpolitische Wunschlosigkoit gestellten Landes. Aber es läßt
sich nicht wiederholen, am allerwenigsten mit einer Nation von dem politischen
Eifer und der Selbstüberschätzung der serbischen. Entweder man schuf ein wirk»
liches Groß»Serbien mit freiem Seezugang, oder aber man verwies dies zur
Ruhestörung so stark neigende, zur Selbstregierung so wenig befähigte Volk in die
engsten nationalen Grenzen, womöglich unter wohltuender Oberaufsicht einer
starken Großmacht.
Die Fortdauer der Balkanunruhe war also gewährleistet und die Möglichkeit
gegeben, zu jedem passenden Zeitpunkt den Brand aufs neue zu entflammen, um
ihn dann je nach Wunsch und Bedürfnis nicht mehr zu „lokalisieren". Bedroht
erschien durch diesen Zustand in erster Linie die Ruhe Österreich»Ungarns. Gelang
es, durch eifrige politische Unterhaltungen mit Deutschland auf anderen Gebieten
dessen Aufmerksamkeit abzulenken, so daß es sich im Falle neuer Balkankonflikti
nicht an Österreich»Ungarns Seite hielt, so war das Ziel der Trennung erreicht,
eine leichte Demütigung der Donaumonarchie vom Balkan her und im Anschluß
eine tiefe Entfremdung zwischen beiden Kaisermächten erreicht, die eine spätere
Demütigung Deutschlands erleichtert haben würde. Diesem Ziel scheint die
britische Diplomatie mit ihren „Verständigungs"-Verhandlungen eifervoll zu»
gestrebt zu haben. Eifervoll, aber im entscheidenden Augenblick doch erfolglos.
Denn als schließlich im Gefolge der Bluttat von Sarajevo die Probe aufs Erempel
gemacht, die Demütigung Österreich»Ungarns vom Balkan her unter russischem
Druck versucht wurde, indessen England Verständigungseifer gegenüber Deutsch-
land vorgaukelte, ließ das Reich den Verbündeten nicht im Stich, sondern trotzte
mit ihm gemeinsam der gemeinsamen, von Rußlands Seite aus bereits zu stark
verdeutlichten Gefahr. - - ,^

So entspann sich aus dem österreichisch»serbischen Kriege unmittelbar der Weltkrieg, der, obwohl vom Balkan gekommen, den Balkan zunächst nur wenig zu berühren schien. Vom Südostweg tatsächlich so gut wie abgeschlossen, zumal die rumänische Neutralität sich schon recht bald als Rußland willfährig, den Mittelmächten minder freundlich erwies, waren die beiden mitteleuropäischen Großmächte zunächst darauf angewiesen, zu zweit einen denkbar festen, unüber» windlichen und unzertrennbaren Block zu bilden. Die weitere Entwicklung der politischen Dinge führte ihnen die türkische Bundesgenossenschaft als Frucht der langjährigen Pflege guter Beziehungen zur Welt des Islam zu und verdeutlichte der Welt dadurch wiederum, daß das große Ringen der Völker, verkehrs-geographisch betrachtet, um den Südostausgang Mitteleuropas, um die Straßen nach Indien — anderseits um den Mittelmeerausgang Rußlands ging.

Der deutsch»österreichisch»türkische Dreibund aber war einstweilen ein räumlich zersplittertes Gebilde. Gemeinsames Handeln war ihm außerordentlich erschwert, da es keinen völlig unbehelligten Weg von Berlin nach Konstantinopel gab. Rumänien begünstigte unter der Hand den russisch - serbischen, erschwerte den deutsch-türkischen Verkehr. Den unmittelbaren Balkanweg sperrte die serbische Barre. Nur ein Land hatte die Möglichkeit, in Gemeinschaft mit den Mittel-mächten diese Barre zu sprengen und die Verbindung zwischen Mitteleuropa und Vorderasien herzustellen: Bulgarien. Eine nie wiederkehrende Gelegenheit bot sich diesem Balkanstaat, seine Weltstellung zu heben, seine alte Rechnung mit Serbien zu begleichen, Nachbar der Mittelmächte zu werden und zugleich das ihm so lange vorenthaltene mazedonische Erbe heimzuholen. Doch stand nicht auf der anderen Seite das große Zarenreich, mit dem Bulgarien sich trotz allem verbunden fühlte durch das dankbare Gedenken an den Zar»Befreier? Nun, das Land des Zar» Befreiers hatte seit Iahren auf dem Balkan die serbische Sache betrieben und Bul-garien im Stich gelassen, es war der Bundesgenosse jenes Serbien, das 1913 Bulgarien um die mazedonische Beute gebracht hatte, jenes Serbien, das seit 1885 Bulgarien jedes Wachstum eifersüchtig mißgönnte, das stets ein Hemmnis bulga-rischer Entwicklung bleiben würde. — Aber hieß ein Zusammengehen mit den Mittelmächten nicht zugleich ein Bündnis mit jener Türkei, gegen deren Herr-schaft die Bulgaren sich durch lange Iahrhunderte aufgelehnt, gegen die eben erst in zwei heißen Kriegen Ströme bulgarischen Blutes vergossen waren? Immerhin — die bulgarisch»türkische Rechnung war ja doch im wesentlichen beglichen, Bulgarien hatte keine Forderungen mehr an den Sultan zu stellen, die Lebensinteressen des Landes und Volkes betrafen. Konnte man dem ritterlichen, tapferen Gegner nicht ritterlich die Hand reichen?

Nur ein bulgarischer Herzenswunsch blieb zu erfüllen: Die Maritza, der dem Volke schier hellige Strom, sollte frei und bulgarisch sein von der Quelle bis zur Mündung. Das war in der politischen Praris die Frage einer Grenzberichti-gung auf wenige Kilometer. Ihre Lösung im Sommer 1915 machte Bulgarien

den Weg frei an die Seite des Dreibundes, ihn zu vervollständigen zu einem Block von Hamburg bis Bagdad.

Die bulgarische Entscheidung, herbeigeführt durch die Einsicht des Zaren Ferdinand, durch die Politik seines Ministerpräsidenten und durch die vom deut» schen Schwert gesoffene militärische Lage, rief in der Welt gewaltiges Auf» sehen hervor. Es war ja nicht nur ein neues Heer von doch immerhin einigen Hunderttausenden tapferer Streiter, das zu den Truppen des Dreibunds sich gesellte — es war eine vollkommene Wandlung des politischen Gesamtbildes. Wo auch immer der gegnerische Vielbund Umschau hielt — nirgends hätte er einen neuen Verbündeten finden können, dessen geographische Lage an Wichtigkeit unter den obwaltenden Umständen jener Bulgariens entsprach. Wenn man die englische Presse jener Zeit aufmerksam verfolgte, konnte man versucht sein, zu sagen, daß England erst seit dem Eintritt Bulgariens in den Krieg diesen sozu- sagen persönlich recht zu verspüren begann. Brachten doch noch vor dem Nieder» reißen der serbischen Darre die englischen Blätter große Karten, in denen die einheitlichen Grenzen des neuen Vierbundes von der Nord- und Ostsee bis in die Nähe des Suezkanals und des Persischen Golfs dick umrissen waren und Pfeilrichtungen die drohende Gefahr für Ägypten und Indien kennzeichneten.

Der Balkan war für den Vielbund verloren, der Südostausgang für Mittel» europa frei, die Verbindung mit Vorderasien hergestellt. Die weltpolitische Wen» dung auf dem Balkan bedeutete in der Tat eine entscheidende Wendung der ganzen Lage, eine Frontvereinheitlichung und Kräftezusammenfassung, wie sie auf gegnerischer Seite nie und nimmer erreicht werden konnte. Hauptzweck und Hauptmittel der britisch»russischen Politik: Die völlige Einkreisung der beiden Kaisermächte und ihre Abschnürung von der Türkei und Vorderasien — sie erwie- sen sich als verfehlt und gescheitert.

Darum freilich gaben die Drahtzieher das Spiel noch lange nicht verloren. Es gab ja so viele Möglichkeiten, ein neues Abschnüren und Einkreisen zu ver- suchen. Konnten sich nicht die Engländer von Süden her und die Russen aus dem Norden die Hand bei Bagdad reichen, um wenigstens hier dem Südostaus» gang das Tor zu sperren? War es nicht möglich, von Erzerum und Alerandrette aus einen Wall über die Bagdadbahn zu ziehen? Konnten nicht in englisch» russischem Zusammenarbeiten die Meerengen und der Bosporus geöffnet werden? Oder ließ sich nicht auf dem Balkan selbst noch eine neue Sperre errichten, etwa von Salonlk bis zur rumänischen Grenze? Konnten nicht am Ende gar Italiener und Russen sich auf ungarischem Boden die Hände reichen?

Auf türkischem Boden brachten die Abenteuer von Gallipoli und .Kut el Amara schwere Fehlschläge. So mußte es wieder auf dem Balkan versucht wer» den. Mit verdoppelter Kraft, mit List und Gewalt wurden Griechenland und Rumänien in Bearbeitung genommen, um den bulgarischen Schlag wettzumachen. Ein ungeheures Aufgebot weißer und farbiger Menschenkräfte, europäischer,

amerikanischer und japanischer Munition sollte alle Kräfte der Mittelmächte an
der West- und Ostfront binden und dezimieren. Das hierdurch, wie man hoffte,
militärisch auf sich selbst gestellte Bulgarien aber sollte zugleich von zwei Fronten
in Bearbeitung genommen, von vielen Hunderttausenden aus Salonik wie aus
der Dobrudja zugleich überrannt werden. War Bulgarien vernichtet und die
Türkei wieder von den Mittelmächten abgeschnitten, dann winkte in lockender
Nähe das alte Ziel, dann hatte der Balkan die ihm seit Reval zugewiesene Rolle
im Weltkrieg erfüllt!

Am 27. August 1916 wurde dem Vierbund diese Rechnung präsentiert. Er
bat ihre Einlosung bisher energisch verweigert ....

Über Trümmer zur Einheit! Das war 1866/71 der Weg Deutschlands aus
der Kleinstaaterei zur Größe — das war von 1912 bis zu diesem Tage der
Weg der Balkanländer. Alte Formen zerbrachen, neue Probebauten zerbarsten,
das Gleichgewichts»Phantom ward beigesetzt, die starke Balkan»Vormacht entstand,
faßte zusammen, was ihr gebührte, und errichtete ihren starken, soliden Einheits»
bau. Die einzelnen Bestandteile Mitteleuropas um die nordwest-südöstliche
Querachse des Erdteils hatten sich konsolidiert — als starke Kräfte konnten sie
zusammenstehen und sich immer fester einander verbinden.

Noch ist der Kampf um die große Völkerbrücke des Balkan und ihre künftige
Rolle in der Weltpolitik noch nicht zum endgültigen Abschluß gebracht. Noch
stehen Rußlands Streben nach dem Mittelmeerausgang und Englands Verlangen
nach Beherrschung aller Indienwege gegen Mitteleuropas Bedürfnis nach dem
Sudostausgang. Praktisch hat das allen Anstürmen trotzende Zusammenhalten
des Vierbundes für das Vorrecht Mitteleuropas und seines Bedürfnisses nach
dem Sudostausgang entschieden. England stehen viele Indienwege offen —
,st es ein billiges Verlangen, alle restlos in seiner Hand zu halten? Wird es
nut dieser Forderung auf die Dauer nicht auch wieder die Wege Rußlands
kreuzen? Zuzugeben ist, weit mehr jedenfalls als eine Berechtigung des herrsch»
suchtigen Begehrens der Briten, die natürliche Begründung des russischen Stre-
bens, aus dem Schwarzen Meere herauszukommen. Fatal und in gewissem Grade
ehrenruhrig muß es den Russen bedünken, im Schwarzen Meere eine starke Flotte
zu halten, die nicht hinausdarf in die weiten Meere, mit denen es durch eine
natürliche Straße verbunden ist. Wer aber von den beiden am Balkan sich
kreuzenden Wegen das Vorrecht hat - der mitteleuropäische Ausgang nach
Hsien oder der russische Ausgang nach dem Mittelmeer — das ist schließlich eine
reine Machtfrage, und diese Macbtfrage hat der Bestand und die Kraft des
Vierbundes einstweilen beantwortet.

Theoretisch wären am Ende die russischen und die mitteleuropäischen Be»
strebungen, wiewohl einander am Bosporus kreuzend, nicht so schlecht vereinbar,
wie es ,m Grunde die heute künstlich zusammengekoppelten russischen und eng»
l'schen Interessen sind. Denn der Weg zum englischen Ziel kreuzt sowohl die

mitteleuropäischen Wege wie die russischen Wünsche. Das ist seit den Tagen
von Reval nur oberflächlich verdeckt durch den leicht zerreißbaren Schleier, den
gemeinsamer Haß gewoben. Das Ei des Kolumbus: Eine Lösung, die Rußland
einen Ausgang zum Mittelmeer, zugleich aber der Türkei die Sicherheit gewährt,
daß niemals ein russisches Geschwader versehentlich am Goldenen Horn mit
geladenen Geschützen vor Anker bleiben kann!

vr. Adolf Friedemann:

Wofür sie sterben.

Ein unabsehbarer Zug bleicher Schatten wandelt herab von den Schlachtfeldern
Europas im Osten und im Westen durch das Tor des Todes auf die große
Asphodelos»Wiese. Söhne fast aller Völker der Erde, die besten, tüchtigsten und
hoffnungsvollsten ihrer Iugend, alle willig, frohen Mutes, begeistert für einen
erhabenen Zweck. Ieder getragen vom Bewußtsein der Pflichterfüllung gegen
die Heimat, des Sterbens für eine große Idee. Kein Zweifel, daß diese Begei»
sterung und dieser Gedanke eines zweckvollen Todes alle trägt, Deutsche und
Engländer, Franzosen und Russen, Österreicher und Italiener. Ihnen allen ist
der Krieg heilig und das Sterben voll Weihe. In dem Briefe eines jungen
Freundes an seine Eltern, der unlängst, kaum neuzehnjährig, vor Verdun fiel,
heißt es:

„Wenn Ihr diesen Brief bekommt, so wißt Ihr, wofür ich gestorben
bin, und daß ich das nicht gezwungen getan habe, sondern mit frohem
Mut, obgleich ich erst vor der Pforte meines Lebens stehe."

Man sagt, daß die Iugend im allgemeinen das Leben leichter hingibt, als
das Alter, weil ihr der Lebenswert nicht in der gleichen Weise zum Bewußtsein
gelangt, wie uns Älteren. Aber dieser hat ihn gekannt nnd sagt doch, daß er
den Sinn frühen Sterbens wisse. Hat er ihn wirklich erkannt? — Für die
Toten hat freilich die Frage nach Wert oder Unwert der Überzeugung keine Be-
deutung mehr, wohl aber für die Zurückbleibenden und die überlebenden Kämpfer
selbst. In dieser Zeit der großen Volksheere ist ja das moralische Element von
unendlich größerem Werte als früher. Die Söldner der alten Zeit starben für
ihre Brotgeber, sie wechselten die Fahne, sobald ihnen das nützlich und ehren»
voll schien. Heute winkt nur wenigen die Aussicht auf Ruhm, große Stellung,
Macht; die Zeiten sind vorüber, da noch jeder Soldat, wie einst im Heere Napo»
leons. seinen Marschallstab im Tornister trug. Anderes bestimmt heute diesen
«frohen Mut" der Streiter. Nicht Abenteurerlust, nicht leichtsinniges Verschleu»

dern des Lebens, kann in unseren Heeren mehr gedeihen. Wer tage» und wochen-
lang zusammengekauert im Winkel des Schützengrabens hockt, während
die Granaten droben trommeln und jeden Augenblick ein klägliches
Ende unter zusammenstürzenden Erdmassen droht, dem muß — auch, wenn
er der wagemutigste Leichtfuß ist, — die Freude der Vorfahren fehlen, die als
„wilde, verwegene Iagd" durch Deutschland und Frankreich trabten und den
leichten Streitertod priesen. Ein anderer, mächtigerer Trieb muß also heute in
den Seelen wirken und todesmutige Begeisterung schaffen.
Viele ziehen sicherlich hinaus, um Haus und Hof zu schützen, die Heimat zu
verteidigen. Aber was ist dem einfacheren Manne Heimat? Sein Dorf, sein
Acker oder Weinberg, sein Städtchen, allenfalls die Landschaft, in der er lebt und
arbeitet. Und all das ist vielleicht gar nicht bedroht. Im Iahre 1870 war der
ganze Norden und Osten Deutschlands außer Gefahr, und doch schlugen sich
Holsteiner und Schlesier voll Begeisterung in zahlreichen Schlachten.
Nicht viel anders steht es mit der Idee des Schutzes nationaler Kultur.
Zahlreiche Kämpfer glauben, für den Geistesschatz des Landes zu bluten, dem sie an-
gehören, und sie sind der Überzeugung, die Barbarei der Gegner werde all' die
mühsam erworbenen Werte im Falle des Sieges vernichten. Aber kann denn die
Heimatkultur überhaupt in Gefahr kommen? Das war wohl möglich bei den
Kriegen alter Zeit, wo oft genug mit dem Siege des unzivilisierteren Teiles die
Kultur des höherstehenden scheinbar verloren ging. Nur scheinbar, denn in
Wirklichkeit hat das alte Griechenland, hat Rom zwar seine Hochkultur beim Bar-
bareneinfall verloren, aber die Barbaren haben ein gut Teil davon in sich auf-
genommen und durch alle Stürme des Mittelalters gerettet. Auch in alter Zeit
verschwand Kultur nie. Nur wurde sie dünner, flacher, wenn sie auf die An»
stürmenden sich verbreitete. Gerade so, wie die Wassersäule der hochgemauerten
Zisterne sinkt, wenn die Umfassungsmauer zerbricht. Die Zisterne selbst entleert
sich, aber das Wasser verbreitet sich um sie her und befruchtet weithin den Erd»
boden.
In der gegenwärtigen Zeit ist an den Untergang einer Kultur überhaupt nicht
zu denken, und auch das, was ihr in einem Lande den nationalen Charakter
aufprägt, kann nicht verloren gehen, wie in alten Tagen. Schließlich sind ja
die Sieger selbst Kulturmenschen, und die Achtung vor der Eigenart Anderer ist
trotz aller Feindschaft der Völker zu groß geworden, um eines von ihnen geistig
zu töten — selbst, wenn das möglich wäre. Aber Versuche dazu mißlingen stets.
Als Polen geteilt wurde, ging doch die polnische Kultur nicht verloren. Seine
Sprache blieb erhalten, eroberte sogar neue Gebiete. In Dramen und Liedern,
wie in der Geschichtsschreibung erhielt sich der polnische Gedanke, und die Wesens»
art blieb, aller Bedrückung zum Trotz, unverändert. Nach hundert Iahren der
Russenherrschaft ist Polen ein polnisches Land. Und wenn heute einer der großen
Nationalstaaten sein Schicksal teilte, so würden die geistigen Werte seiner Kultur

noch viel weniger leiden. Das Geistesleben eines Landes leidet unter fremder Er-
oberung heutzutage höchstens da, wo ein dauernder, gewaltsamer Druck auf einen
kleinen, engen Lebenskreis ausgeübt werden kann. Mit der Staatsform an sich
und sogar mit der Macht eines Landes hat die Frage der Erhaltung nationaler
Kultur überhaupt wenig zu schaffen. Goethe und Schiller schrieben in den Zeiten
von Deutschlands größter Zersplitterung und Machtlosigkeit ihre Werke und voll-
zogen die geistige Wiedergeburt des Deutschtums. Gelegentlich einer Besprechung
im „Secolo" nennt der italienische Reformist Salvenini selbst den Gedanken, das
deutsche Kulturniveau wegfegen zu können, albern und töricht. Die Gewohn-
heit der Arbeit und der Disziplin, der Einheitswille und die durch langjährige
Tradition geformte Eigenart würden auch durch eine noch so schwere Niederlage
Deutschlands niemals vernichtet werden können, — möglicherweise würde die
deutsche Kultur durch seelische Vertiefung Einzelner noch gewinnen. Anders
steht es freilich mit der Frage der Ausbreitung von Hochkulturen auf wilde oder
halbkultivierte Völker. Gewiß kann Neuland gewonnen werden, und jedes
gesunde Volk sucht es zu gewinnen; aber das kommt ja in diesem Kriege gleich«
stehender Völker nicht in Frage. Die seelischen Regungen seiner Streiter sind
also vom Streben danach nicht beeinflußt.

Was schafft nun also die Todesbereitschaft der Bürger aller Staaten? Was
läßt sie jahrelang standhalten in einer Hölle sondergleichen? Hat sich doch selbst
im vielsprachigen Nationalitätenstaat Österreich im großen und ganzen das
Heer als ein einheitlicher Körper erwiesen, und die übergroße Mehrzahl aller
Stämme hat treu ihre Pflicht erfüllt! Dem vielgestaltigen Begriff der Pflicht, der
sich dem Einen als Notwendigkeit des Schutzes nationaler Kultur, dem Anderen
als Gedanke der Sicherung von Haus und Hof und noch anderen etwa als Idee
ruhmvoller Größe des eigenen Landes darstellt, muß also ein gemeinsames Unter-
empfinden innewohnen, das in einem Ieden lebt, bewußt oder unbewußt das
Ganze treibt, und mit der Gewalt eines Urinstinkts sogar die Opferung der
eigenen Persönlichkeit, des kostbarsten Lebensgutes, erzwingt. Es bedeutet für
uns eine Lebensnotwendigkeit, Treue zu halten, unsere Pflicht zu erfüllen, und
wir bezeichnen als den Gegenstand der Treue das Vaterland, ohne daß doch mit
diesem Worte notwendig ein geographischer oder gar ein unveränderlicher Begriff
verknüpft sein müßte.

Das Vaterland des Nomaden, der Iägervölker primitiver Entwicklung
ist die einförmige und doch ständig wechselnde Steppen» oder Waldlandschaft;
kein bestimmter, in sich abgegrenzter Raum. Der Iäger ist im „Walde"
zu Hause, der Nomade „auf" der Steppe oder „innerhalb" der Wüste.
Er verteidigt mit Begeisterung und höchstem Mut seinen Lebensbezirk, in dem
er gerade wandert und jagt. Die Skythen haben ein Vaterland", sagt Herodot.
Aber dann meint er nicht einen in sich eng begrenzten Bezirk, sondern das unge»
heure Wandergebiet des ganzen südlichen Rußland. In späteren entwicklungs»

geschichtlichen Epochen der Menschheit ist das Vaterland bald eine kleine griechische
Republik, die gegen einen stammverwandten, ebenso kleinen anderen Staat
kämpft, bald der Bezirk eines reichsfreien deutschen Rittergutes, eine
Landschaft oder ein frischgebackenes Fürstentum, das zusammengeraubt, zusammen»
gestohlen oder erheiratet ist. Das ganze Österreich ist ein zusammengeheiratetes
Land. Und daß die Staatenbildung, wenigstens in Mittel» und Osteuropa, fast
immer die Folge der Feldzüge einzelner großer Dynastien oder der Heiratspolitik
kluger Fürstenhäuser gewesen ist, bedarf keiner längeren Auseinandersetzung.
Häufig wechselte früher für Bürger und Bauer der Hoheitsbegriff so schnell, daß
von irgendwelchem Gefühl für den Staat keine Rede sein konnte. Dann tritt
an die Stelle des Vaterlandes als Symbol der Gemeinschaft der Regent, mag er
ein noch so kleines Ländchen sein Eigen nennen. Ihm allein hält man
Treue, er allein ist „das Vaterland!" Und doch geht von der Person des Regen»
ten sehr bald wieder ein besonderes Vaterlandsgefühl auf die Gesamtheit seiner
Untertanen über, und aus dem persönlichen Treueverhältnis wird ein bewußtes
Staatsgefühl, das freilich in vielen Fällen nichts vom Nationalgefühl enthält.
Dieses Vaterlandsgefühl flammt hell auf bei jedem Angriff auf die Gesamtheit.
Es zeigt sich im fernsten Masuren des mit Brandenburg kaum verbundenen Ost»
preußen, als Friedrich der Große seine Schlachten gegen die Österreicher schlägt,
und in den bekannten, kulturgeschichtlich so wertvollen Lebenserinnerungen des
„armen Mannes im Toggenburg" steht zu lesen, wie in der Schlacht bei Lowositz
„die geborenen Preußen und Märker" sich mit Begeisterung auf den Feind werfen,
während er selbst und die anderen geworbenen Ausländer, sobald sie es irgend
vermögen, davonlaufen. Was verteidigte der arme masurische Soldat bei Lowositz?
Seine Heimat? Die war gewiß nicht bedroht. Er brauchte Haus und Hof
nicht zu schützen und von deutscher Kultur hat er sicherlich wenig genug gewußt.
Aber er schlägt sich mit derselben Inbrunst, wie der Brandenburger, dem der
feindliche Überfall droht. Und wäre Ostpreußen dreißig Iahre später etwa mit
Sachsen vereinigt worden, so hätten die Söhne der Kämpfer von Lowositz sich ver»
mntlich mit demselben Nachdruck gemeinsam mit den Einwohnern von Dresden
oder Zwickau gegen die Söhne ihrer früheren Mitkämpfer gewandt. Diese Bei»
spiele ließen sich ins Unermeßliche vermehren.
Was war vor 1813 überhaupt der Deutschen Vaterland? Sie
hatten hunderte von Vaterländern, die einander aus Gründen
bekämpften und befehdeten, deren Betrachtung uns heute empört. Noch
um die Mitte des 18. Iahrhunderts geraten Sachsen»Coburg-Gotha und Sachsen»
Meiningen in den berühmten Wasunger Krieg — zwei Vaterländer, deren Bürge»
sich wegen des Klatsches einer alten Meininger Dame erbittert herumschlagen.
Und als dann Sachsen»Meiningen unterliegt, schwellt gesteigertes Vaterlands»
gefühl die Brust jedes Coburgers und Gothaers.
Gewiß erscheint uns ein solcher Kampf heute als bedauerliche

Farce. Trotzdem sind wir weit entfernt davon, aus diesen halb
komischen und halb ernsten Dingen etwa die verfehlte Schluß»
fclgerung zu ziehen, daß die Opfer jener Angehörigen der zahllosen deutschen
Vaterländer ebenso sinnlos gewesen wären, wie sie unzweifelhaft nutzlos waren.
Was sich in all diesem Tun offenbart, ist eben jener Urinstinkt, der schon im
Wilden als das Gefühl von der Notwendigkeit des Zusammenschlusses, der Ge-
meinschaft lebt. Diese Gemeinschaft des Lebens und meist auch dB Blutes, der
jeder von uns einen Teil seines geistigen Wesens verdankt, und die ihm mehr oder
weniger den Stempel ihrer Eigenart aufprägt, wird für den Kulturmenschen zu
einem notwendigen seelischen Anhaltspunkt, mit dem er durch tausend Fäden ver»
knüpft ist. Das Gefühl engen Verbundenseins durch Erziehung, Lebensgewohn»
heiten, Gedankenrichtung, tausend Imponderabilien des Daseins läßt ihm den Schutz
dieser Gemeinschaft als eine heilige Pflicht erscheinen bis in den Tod. Gewiß
kommt zu diesen rein ideellen Dingen häufig die Idee des Schutzes der gerechten
Sache, der Beschützung der Heimat und des Bodens, den er liebt, manchmal auch
der unreine Wille zur Verschaffung von Vorteilen auf Kosten anderer. Aber die
wahre Begeisterung quillt doch immer aus dem Urgefühl, das Glied eines in
sich geschlossenen Ganzen zu sein, das Rechte gibt, Pflichten fordern darf, dem
man selbst das Leben opfern muß, da, wenn das Ganze leidet oder untergeht,
auch der Einzelne persönlich haltlos und hilflos wird.
Darum ist das Vaterland, für das wir . kämpfen, zwar für jeden
Einzelnen mit dem Heimatsgedanken verbunden, aber doch keineswegs
ein geographischer Gesamtbegriff, der ja ohnehin den minder Gebildeten
meistens fehlt. Das Vaterland ist in Wirklichkeit
eine Idee, und zwar die höchste und größte, die es
geben kann, weil sie in den Arnotwendlgkeiten und -Trieben der Menschheit
wurzelt, ohne die es keine Kultur, keine Fortschritte geben könnte, und ohne die
wir zur Lebenshaltung der Tiere verurteilt wären. Der Gemeinsamkeitstrieb
regt sich im einfachsten Hirn, wie in dem des Philosophen und Dichters, und
aus ihm muß der Vaterlandsgedanke mit derselben Notwendigkeit emporsprosien,
wie der Eichbaum aus der winzigen Eichel erwächst. Dafür zu sterben, ist
Niemand zu gut — auch wenn mit ihm große schöpferische Gaben ins Grab
sinken. Und darum ist auch das Wort Schopenhauers so wahr, daß der Einzelne
sein Wesen nicht aufgibt, wenn er für die Gemeinschaft stirbt, sondern daß er
dann im Gegenteil die engen Grenzen der Persönlichkeit überspringt: „Wer für
sein Vaterland in den Tod geht, ist von der Täuschung frei geworden, welche das
Dasein auf die eigene Person beschränkt: er dehnt sein eigenes Wesen auf seine
Landsleute aus, in denen er fortlebt, ja auf die kommenden Geschlechter der»
selben, für welche er wirkt; wobei er den Tod betrachtet, wie das Winken der
Augen, welches das Sehen nicht unterbricht."

Leqationsrat Dr. Ientzsch,
Kais. Generalkonsul a. D.:
Einiges über Rumänien.

Nachdem in den gewaltigen Krieg, den die Welt seit mehr als zwei Iahren erlebt, auch Rumänien eingegriffen hat, treten die Erinnerungen an meine dort zugebrachte Dienstzeit erneut lebhaft in meinem Gedächtnis auf. Diese Erinnerungen beziehen sich auf Beobachtungen, die ich hinsichtlich des Landes, seiner Bewohner, seiner wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse, des öffentlichen und Verkehrslebens in Rumänien zu machen Gelegenheit hatte; ich berühre dabei auch näher besonders hervortretende Plätze, wie Bukarest, Sinaja, Iassy, Constanza.

Rumänien wird nach Norden durch die Karpathen gegen Siebenbürgen, Ungarn und die Bukowina begrenzt, im Westen durch Serbien, im Süden durch die Donau gegen Bulgarien, im Osten durch das Schwarze Meer und Besi» arabien, Rußland. Der mittlere Teil des Landes, sowohl der Walachei wie der Moldau, ist mehr eben wie gebirgig. Die Donau erstreckt sich vom Schwarzen Meer durch das Land bis Turn Severin und Orschova; von den Flüssen in der Walachei sind noch zu erwähnen der Alt (Aluta), die Dimbowiza, ein kleiner Fluß bei Bukarest mit schmutzigem, trüben Wasser, in der Moldau die Bistriza, der Sereth und der Pruth, letzterer an der russischen Grenze entlang. Die nörd» liche Walachei in den transsylvanischen Alpen und die westliche Moldau in den Ausläufern der Karpathen sind mit großen Waldbeständen besetzt. Der Holz» erport aus Rumänien ist ein bedeutender. In den Verbergen der Karpathen sind reiche Mineralschätze enthalten, große Salzlager, auch Kohle, Marmor, Eisen. Reich ist das Land besonders an Erdölqnellen. Bei Campina vorbei sieht man von der Bahn aus weite Strecken mit aufgebauten Sonden, durch welche das Petroleum aus tiefem Grunde hervorsprudelt. Reich ist Rumänien an Weizen» und Maisfeldern, auch an Gemüsen: Bohnen, Linsen, Tomaten; an Früchten: Me» lonen, Nüssen, Pflaumen. Der Erport in allen diesen Artikeln ist ein bedeutender, in Getreide namentlich nach Deutschland, über Antwerpen. An dem in der Petro» leumindustrie investierten Kapital ist Deutschland mit über hundert Millionen Franken beteiligt. Als Einfuhrartikel zur Hebung der Industrie und Landwirtsckaft sind Maschinen, Tertil» und Eisenwaren hervorzuheben. Unter König Carol wurde der Bau von Zuckerfabriken betrieben, durch Anpflanzung von Zucker» rüben; ebenso wurde für Ausbeutung der großen Holzbestände gesorgt. Der König selbst erwarb umfangreiche Walddistrikte für seinen Domänenbesitz; unter seiner Regierung wurden Gesetze für planmäßige Aufforstung und Abholzung er» lassen; der Hebung der Viehzucht diente die Anlegung großer Milchwirtschaften. Früher war die Viehzucht weit verbreitet in Rumänien; als Ungarn jedoch seine Grenzen gegen rumänisches Vieh sperrte, ging die Viehzucht zurück. Die Moldau

war lange berühmt durch ihre Pferderasse, ein kleines, starkes, ausdauerndes Pferd; jetzt müssen die Pferde für den Heeresbedarf meist aus dem Auslande bezogen werden.
König Carol übernahm die Regierung des Landes im Iahre 1866 in völlig verrottetem Zustande; er schuf nach und nach eine Armee und wußte in die Staatsfinanzen Ordnung zu bringen.
Rumänien ist ein Ackerbaustaat. Unter den 6—7 Millionen Bewohnern des Landes gibt es etwa 5 Millionen Bauern und vielleicht 10 000 Großgrundbesitzer, Bojaren. Die weitere Volksklasse besteht aus Beamten, Professoren, Lehrern, Advokaten, Kaufleuten und Handwerkern. Von einem Mittelstande kann man in Rumänien nicht reden.
Als ich im Iahre 1907 von Belgrad nach Rumänien versetzt wurde, war dort gerade eine Bauernrevolte ausgebrochen; der Aufstand bestand noch in voller Kraft. Die Überschreitung der rumänischen Grenze bei Turn Severin an der Donau wurde für bedenklich erachtet, da ich von dort nach Bukarest fast die ganze Strecke durch das Aufstaudsgebiet zurücklegen mußte; ich wählte jedoch diesen Weg, weil mir Gelegenheit geboten wurde, einen größeren Teil des Aufstandsgebietes über Craiova, Piteschti zu durchqueren. Von der Bahn aus waren noch viele rauchende Trümmerhaufen von Häusern und Gutshöfen zu sehen, die von Bauern angezündet und zerstört waren. Unterwegs machte ich die Bekanntschaft von Offizieren, die aus dem Aufstandsgebiet kamen und mir manche Einzelheit von den Kämpfen mit den Bauern erzählten. Auf den Stationen hielten Militärs und bewaffnete Zivilisten Wache. Bukarest zeigte bei meiner Ankunft ein kriegerisches, durch Truppenansammlungen belebtes Bild. Ich suchte zunächst den mir bekannten Kais. Gesandten von Kiderlen»Waechter auf, bei dem ich einige Stunden verweilte, und fuhr dann weiter nach Iassy; dort war vom Bauernaufstand nichts Besonderes zu verspüren. An den Barrieren, den Ausgängen der Stadt, waren Wachtposten aufgestellt, die das Eindringen der Bauern bei etwaigem Herrannahen aus den Dörfern verhindern sollten. Im übrigen war in der Moldau, in Städten wie Dorohoi, Vaslui und anderen, soivie auf Gutshöfen von den Bauern ebenso gewüstet und gehaust, wie in der Walachei, in Muntenien, wie die Rumänen mit Virliebe sagen, sie lassen sich nicht gern Walachen nennen; „Vlachos" heißt der Hirt. Der Aufstand wurde in verhältnismäßig kurzer Zeit, in zwei bis drei Wochen, durch das blutige Eingreifen der Armee unter General Averescu unterdrückt; auf diesen General hatten die Humanen im jetzigen Kriege große Hoffnungen gesetzt; er hat bis jetzt enttäuscht.
Auf die Ursachen des Aufstandes der rumänischen Bauernschaft möchte ich zur Charakterisierung der Verhältnisse des Landes mit einigen Worten eingehen. Die Großgrundbesitzer pflegen ihre Ländereien an Pächter zu verpachten, diese wieder geben Pachtgrundstücke an Bauern ab. Di? Pachtschillinge waren im

Laufe der Iahre erheblich erhöht; der Bauer wurde gedrückt; er war auch dem Wucher des Kaufmanns und des Schankwirts auf dem Lande verfallen. Nach und nach drangen sozialistische und anarchistische Ideen in die Dörfer, wohl viel» fach durch Studenten, die vom Lande stammten. Aufwiegler hatten den Bauern ins Ohr geblasen, daß alle Güter von Rechts wegen ihnen gehörten und daß sie schon ihren Ahnen und Urahnen gehört hätten. Die Bauern begannen, sich mit Gewalt in den Besitz von Grund und Boden des Pächters und Grundbesitzers zu setzen. Der Aufstand, der wohl schon lange vorbereitet war, verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch das ganze Land. In der Moldau hatten darunter namentlich die Iuden zu leiden, die die Hauptpächter der Grundbesitzer waren. Der Aufstand hatte trotzdem nicht antisemitischen Charakter, sondern er war wirtschaftlicher Natur; er entsprang dem Elend der Bauernbevölkerung. Der rumänische Bauer ist bedürfnislos, aber infolge dieser Bedürfnislosigkeit auch träge; er ist in kultureller Beziehung weit zurückgeblieben; er hat keinen Begriff vom modernen Leben, weiß nichts von dem, was außerhalb seines Dorfes vor- geht; er hängt zähe an seiner Scholle und weigert sich, den Fleck, wo er geboren ist, zu verlassen, auch wenn er keinen Besitz hat.

Die Einführung tiefgreifender Reformen zur Lösung der Bauernfrage nach Niederwerfung des Aufstands erschien eine politische Notwendigkeit. Die Groß- grundbesitzer waren jedoch nur teilweise dafür zu haben, da sie eine Verletzung ihrer eigenen Interessen befürchteten. Es kamen Errichtung von Ruralkassen, Schaffung von Gemeindeweiden, ein Gesetz gegen die Pächtertruste, Erweiterung der Schulbildung und andere Reformen in Frage. Die beabsichtigten Reformen mußten jedoch wirkungslos bleiben, wenn nicht gleichzeitig die unleidlichen Zu» stände in der Verwaltung und Rechtspflege gebessert und der Bauer nicht auch vor behördlicher Ausbeutung und Gewalttätigkeit geschützt wurde. Diese Mängel in der Verwaltung und Rechtspflege zeigten sich nach meinen Erfahrungen in Ru» mänien kaum in geringerem Maße, wie ich sie während meiner mehrjährigen dienstlichen Tätigkeit in Serbien kennen lernte. Das Los der geknechteten Bauern» bevölkerung in Rumänien war nicht sobald zu bessern, so daß die Zustände nach der letzten Bauernrevolte, deren es ja auch in früheren Iahren mehrere gab, nicht wesentlich geändert sein werden. Die Großgrundbesitzer suchen weiter ihre bevorzugte Stellung aufrecht zu erhalten und die Pächter den Bauern zu drücken.

Neben der Agrarfrage hat in Rumänien und speziell in der Moldau die Iuden- frage eine besondere Bedeutung. Die Frage der Iuden ist in Rumänien keine religiöse, sondern eine nationale, sie gelten nicht als Staatsbürger, sondern als eine fremde Nation; rumänische Staatsbürger können einzelne Iuden nur durch ein von der Kammer votiertes Gesetz werden. Die Iuden haben sich stark in der Moldau angesammelt. Handelsjuden erscheinen hier schon im 14. Iahr» hundert. Nach der Teilung Polens hebt dann eine größere jüdische Einwan» derung aus Polen an, im zweiten Drittel des 19. Iahrhunderts auch aus Galizien,

Rußland, ja selbst aus dem Norden, Frankfurt a. M., Hannover, Preußen.
Phanarioten, die Steuererheber und Statthalter des Sultans, ließen den Juden gegen Gewährung eines jährlichen Zinses manche Erleichterungen zuteil werden. Nach und nach wußten sie den Handel an sich zu bringen und sich auch des Handwerks zu bemächtigen, so daß die rumänischen Handwerker mehr und mehr verschwanden. Die Sprache der Iuden in der Moldau und den benachbarten Landesteilen ist deutsch und hebräisch, beides verdorben; die Iuden sind dort unten Träger der deutschen Kultur.
Die Hauptstadt der Moldau Iassy hat unter 75 000 Einwohnern 40 000 Iuden. In einer Stunde gelangt man von Iassy zum Pruth, zur russischen Grenze. Iassy dürfte jetzt ein Durchgangspunkt von russischen Truppen sein. Die Stadt, in der sich auch ein Königliches Schloß befindet, das freilich sehr verfallen ist, hat schöne breite asphaltierte Straßen mit guten Fußsteigen. Die Fuhrwerke, einspännige und zweispännige, sind großenteils in den Händen der Skopzen, mit ihren langen schwarzen oder blauen Samtröcken und rotseidenen Gürteln. Die Skopzen bilden eine Sekte, die wegen Selbstverstümmelung aus Rußland ausgewiesen ist; sie durften sich in Rumänien niederlassen; außer dem Gewerbe als Kutscher treiben sie Handel; in Iassy hatten sie die besten Dell» katessengeschäfte inne, auch waren sie Geldwechsler. Die Frauen der Skopzen sind Wäscherinnen und Milchverkänferinnen. Skopzen gibt es gleichfalls eine ganze Anzahl in Bukarest. Ietzt sind sie, wie ich höre, in Rußland wieder zu» gelassen.
Der Stolz der Rumänen ist ihre Hauptstadt Bukarest. Bukarest liegt in einer kahlen Ebene, ohne Wald, ohne Wasser; nur der erwähnte kleine Fluß, die Dimbowitza, geht bei der Stadt vorbei. In Kilometer Entfernungen ist die Stadt von vielen Forts umgeben, die den Platz zu einem stark befestigten machen. Die Hauptstraße von Bukarest ist die „Cale Vietoriei", in der sich das Königliche Schloß und das Theater befinden, auch die Kaiserlich deutsche Gesandtschaft, mit einem dahinterliegenden Garten. Die Mehrzahl der Häuser ist von Gärten umgeben, so daß Bukarest als eine Gartenstadt erscheint; im Frühling und Sommer prangt die Stadt in buntem Blumenflor und grünem Baumbestand.
An die „Cale Vietoriei" schließt sich die Chaussee an, auf welcher zu Beginn der Lurusbau des Ministeriums des Äußern hervortritt; früher Palais eines Bojaren, wurde das Gebäude später vom Staat angekauft.
In den glänzenden Sälen dieses Ministeriums wurde ich als Generalkonsul dem Abschiedsessen zugezogen, das die Regierung dem Kaiserlichen Gesandten von Kiderlen-Waechter bei seiner Berufung in das Berliner Auswärtige Amt gab, unier Vorsitz des Ministerpräsidenten Bratianu. Der Gesandte von Kiderlen ver» trat das Reich bei der rumänischen Regierung lange Iahre; er war unter den fremden Diplomaten in Bukarest seinerzeit entschieden die erste Persönlichkeit und hatte bei der Regierung bedeutenden Einfluß; mit dem Kronprinzen, späteren

König Ferdinand pflegte er näheren persönlichen Verkehr, auch als Iagdgenosse.
Herr von Kiderlen, Württemberger, von energischem Charakter, wußte sich auf seinem Posten durch starken Willen Geltung zu verschaffen. Er hat dem Reiche wertvolle Dienste geleistet und die Interessen der Deutschen in jeder möglichen Weise vertreten; unsere Landsleute waren ihm in dankbarer Anhänglichkeit ergeben; das zeigte sich bei der Abschiedsfeier, die der Deutsche Verein zu Ehren des Gesandten veranstaltete, und die mit einer großen Ovation für Herrn von Kiderlen auslief.
Bei dem Korso auf der Bukarester Chaussee begegnet sich und begrüßt sich die rumänische Gesellschaft zu Wagen und zu Pferde; es macht Vergnügen, dort ein Stündchen auf und ab zu fahren oder von den Kaffees aus, die an der Chaussee liegen, den Korso zu. beobachten. Die Bukarester Damen führen hier mit Vorliebe ihre Pariser Kleider und Hüte spazieren, nur was aus Paris kommt, hat bei ihuen Geltung. Der franzosenfreundliche Charakter der Rumänen tritt bei jeder Gelegenheit zu Tage, selbst in den vielen, meist recht minderwertigen Kinos. Dasselbe Verhalten der Bevölkerung war auch in Athen zu beobachten, während meines mehrjährigen dortigen Aufenthalts. Die griechische Bevölkerung legt gleichfalls besondere Vorliebe für französisches Wesen an den Tag, abgesehen von demjenigen Teile der Bevölkerung, der in Deutschland seine Studien genossen, sich dort zu Ausbildungszwecken aufgehalten oder die heilkräftigen deutschen Bäder besucht hat. In Griechenland ist es die Armee, die ihrem größten Teile nach treu zu König Konstantin steht, der im letzten Balkankriege, den ich in Athen mit erlebte, Siege an ihre Fahnen knüpfte.
Großstädtische Kaffees und Konfiserien gibt es in Bukarest, namentlich in der Cale Victoriei eine ganze Anzahl; die rumänische Männerwelt trifft sich dort zu politischem Geschwätz; als erstes Kaffee gilt Capfcha, das jetzt während des Krieges, Zeitungsnachrichten zufolge, geschlossen ist. Die Bukarester Damen bevorzugen Konfiserien; Süßigkeiten sind die Rumänen wie auch die Griechen in hohem Maße zugetan. Die Theater und Varietees in Bukarest sind so minder» wertig wie die Kinos; sie befinden sich meist in dürftig ausgestatteten Lokalen; mit Vorliebe werden sie von Offizieren und Studenten besucht, die dort gern in lauter Weise ihre politischen Gesinnungen zum Ausdruck bringen. Restaurants gibt es in Bukarest mehrere, wo man teuer, aber nach westeuropäischer Art nicht schlecht speist. Hotels, derart wie die ersten Berliner Hotels, sucht man in Bu» karest vergebens; auch die Gasthöfe in Sinaja, dem Sammelpunkte der Bukarester Gesellschaft im Sommer, erreichen weder in äußerer Erscheinung noch innerer Aufmachung die Hotels an deutschen oder schweizerischen Plätzen. Auf der Fahrt von Bukarest nach Sinaja sieht man in den Dörfern, namentlich Sonntags und Feiertags, Rumänen und Rumäninnen vom Lande vielfach in ihren geschmackvollen bunten Nationalkostümen, die jedoch mehr und mehr verschwinden, wenigstens sind diese Kostüme in der Großstadt nur noch selten zu sehen. Sinaja bietet zur

Sommerzeit durch seine Lage in Gebirgshöhe angenehme Kühle. In den Bergen Einajas liegt das Schloß „Pelesch", die Sommerresidenz des verstorbenen Königs Carol, ein in geschmackvollem Stil errichteter Schloßbau, mit reicher innerer Ausstattung. Der jetzige König Ferdinand hat dort ebenfalls ein Schloß. Herrliche Ausflüge in die Berge verleihen dem Aufenthalt in Sinaja erfreuliche Ab» wechslung.

In einigen Stunden Bahnfahrt erreicht man von Sinaja, über Predeal, Kronstadt und Siebenbürgen mit seinen deutschen Ansiedlungen. Es weht den Deutschen heimatlich an, beim Betreten der Flecken, Dörfer und Bauernhöfe in Siebenbürgen; deutsche Sauberkeit und Ordnung, deutsches Wesen, tritt hier überall zu Tage. Seit mehr als 700 Iahren, wo Kolonisten aus Niedersachsen, Trier, auch aus dem Elsaß, von Templern angesiedelt wurden, hat sich im Sturm der Zeiten dort das Deutschtum erhalten. Es ist eine Freude, fern vom heimi» schen Boden, durch fortgesetzten Fleiß, durch treue Arbeit geschaffene reiche deutsche Besitzungen vorzufinden. Möge der Siebenbürger, der leider durch den gegenwärtigen Einfall der rumänischen Soldateska arg zu leiden hatte, in der Zukunft weiter deutsche Art, deutsches Wesen pflegen und bewahren, mögen die Greuel des Krieges dort bald verschwinden und die fruchtbaren Gauen den Bewohnern neues Leben, neuen Reichtum spenden.

Gilt den Rumänen Sinaja in der heißen Sommerzeit als bevorzugter Ge» birgsplatz, so strömen andere, die die See vorziehen, zum Schwarzen Meere nach Constanza. Unweit des Ortes zieht sich ein breiter Strand hin mit hohem Wellenschlag. Wenn der Badestrand und seine Einrichtungen auch nicht zu vergleichen sind mit den großen Badeplätzen an der Nord» und Ostsee, so ist er doch für das rumänische Publikum, das nicht zu weit außer Landes gehen kann, immerhin in der heißen Zeit eine Annehmlichkeit. Heiß ist's sehr in Rumänien; ich erinnere mich kaum eines heißeren Platzes wie Bukarest im Sommer — nicht selten bis zu 40 Grad — und andererseits keines kälteren wie Iassy im Winter mit 30 Grad KAte, aber nicht vorübergehend, sondern wochenlang, bei fußhohem hart gefrorenen Schnee. Doch sind die Öfen dort gut zu heizen; es ist eine besondere Art Kachelöfen, mit langen Röhren, sie werden nur mit Holz, nicht mit Kohlen geheizt. In Constanza, dem alten „Tomi", ist auf einem größeren Platze eine Bronzestatue des römischen Dichters Ovidius Naso errichtet, der in diese damals wohl unwirtliche Gegend verbannt war. Am Meere entlang zieht sich ein Kai zu Promenaden mit einem eleganten Kasino, in welchem dem Badepublikum allerlei Vergnügungen, Konzerte, Bälle geboten werden.

Hervorragende Bedeutung hat Constanza als Hafenplatz mit seinem Handels» und Kriegshafen, die ich unter sachkundiger Leitung eingehend besichtigte. Constanza ist der Hauptausfuhrhafen für rumänisches Petroleum und Getreide. Durch eine riesige Röhrenleitung geht das Petroleum aus dem Quellengebiet bis zum Hafen, und zur Ansammlung des Getreides sind gewaltige Magazine errichtet.

Unsere siegreichen Truppen fanden daher bei der Einnahme von Constanza eine reiche Beute an Petroleum, Benzin und Getreide.

Ein großartiger Bau ist die Eisenbahnbrücke über die Donau bei Cernavoda; sie ist eine der größten der Welt; ich berührte sie wiederholt auf der Fahrt von Bukarest nach Constanza. Weitere wichtige Eisenbahnverbindungen nach Bukarest sind solche von Turn Severin, Kronstadt, Iassy, Giurgiu. König Carol sorgte für die Aufschließung des Landes durch Herstellung von Verkehrswegen. Die von ihm geschaffene Armee hatte bei Plewna mit Erfolg eingegriffen; entscheidend dabei war aber wohl die Führung des fürstlichen Feldherrn; im gegen« wärtigen Kriege scheint die rumänische Armee zu versagen; Heerführer haben sich bisher nicht hervorgetan.

König Carol und unter ihm Staatsmänner wie Carp, Marghiloman und andere haben die Interessen Rumäniens richtig eingeschätzt und hatten es verstanden, dem Staate durch lange Iahre den Frieden zu erhalten. Herr Bratianu dagegen, dessen Vater noch gleichfalls treu zu König Carol stand, ließ sich durch Kriegshetzer wie Take Ionescu, Filipescu und andere verleiten, Rumänien in einen unheilvollen Krieg zu stürzen, den auch König Ferdinand nicht zu verhindern wußte. Rumänien geht weiter seinem Schicksal entgegen; die Waffen müssen nunmehr entscheiden.

Constantin Brunner:

Deutschenhaß, Judenhaß und die Ursache des Krieges.

Ein größeres Werk von mir „Der Iudenhaß und die Iuden" war fertig abgesetzt in der Druckerei, als hereinbrach, — was vielleicht auch den Lebens» punkt der darin ausgesprochenen Gedanken erst recht dem Verständnis und Gemüt nahe bringt. Das Buch mußte liegen bleiben*). Europas Männerblüte der Zerstörung preisgegeben; ein Morden auf, über, unter der Erde und auf, über, unter dem Wasser; Krieg gegen die Staaten, gegen die Völker, gegen die Volkswirtschaften; Krieg gegen Kämpfer und gegen Nichtkämpfer; und wie schmeckt die Luft nach Leid! Auf eine ungeheure Art dichtet die Zeit Schicksal und Geschichte: was soll ein neues Buch?! Die da draußen, Sommer und Winter, Tag und Nacht auf den Feldern, in welchen Kämpfen, Nöten, Folterqualen; und wir Heimgebliebenen — im Rosengarten sitzen wir nicht, und, was wir erfahren, fällt

') Es erscheint nach dem Krieg im Verlage von Oesterheld u. L«., Berlin,

auf keinen Stein. Die Welt ist verwünscht, verwandelt und zerrüttet auch in
unsrem tiefen Selbst; kein Trieb will frei sich rühren und regen, nichts brennt in
den Herzen als Vaterland und Krieg, — dieser Krieg, für den ein andrer
Name als Krieg, ein gänzlich neues, fürchterliches Wort nötig wäre, seine zyklo»
pische Ar t und Gräßlichkeit zu bezeichnen; aller Krieg war Friede gegen diesen.
Wir können ihn nicht ansehen, weder wie der Teufel, noch wie der Gott: nur
wie Menschen, die ihn miterleben. Ob er auch in den Sternen stand, ob auch
Staaten und Völker, die wohlgeopferte Generationen fordern können, dieses
Krieges bedurften — nein, dieser Krieg ist noch andres als nur ein politischer
Krieg, und was für Großes wir dabei übrigens erleben: wir erleben auch das
Scheußlichste der ganzen Menschengeschichte; wie scheintot im Sarge liegt in uns
der Geist, vernimmt alles und kann sich nicht bewegen und nicht die Zunge
gebrauchen. Wieder und wieder, jeden Augenbliek müssen wir uns verwahrheiten,
müssen wir uns vordramatisieren das grauenvolle Geschehen in dem Blut»
sumpfe. Wann kommt das Ende und wie? Durch die Waffen? oder, wenn der
Wahnwitz nicht weiter kann, wird man sagen: durch die Vernunft! Aber ein»
mal kommt das Ende und der Frieden.
So zwar schwerlich, wie die vielen untauglichen Reden derer, die zum Pro»
fessor taugen, wie alle die kleinen Fichtes verkündet hatten, die in Herz und
Hirn genau so klein und weise waren wie ihre Zuhörer und also gänzlich
unnötig; man fühlte die Nähe von großem Unsinn, wie etwa auch bei den Reimen
aus dem Füllhorn des Überflüssigen (um drei Millionen gedruckter Kriegsgedichte
ist zwischen den Schlachten der Unsinn des Reiches vermehrt worden — zum
Glück ist unser Schwert besser als unsere Leier!), und man rechnet beide, die
Körners wie die Fichtes, mit unter die Kriegsgreuel. — So kommt es schwerlich,
wie die Führer verkündigen, die da spreehen: „Wir sind eure Führer, also folgen
wir euch!" Am allerwenigsten so, wie sie damals zu Beginn des Krieges gemeint
hatten, als sie, Branntweintrinkern gleich, täglich Siege tranken und sich daran
zu Prophetenkaspars und untrüglichen Ferngläsern m die Zukunft. Es kommt
besser. Noch wollen nicht die gewaltigen Dinge alle und ganz sich uns erschließen,
noch stehen wir mitten in dem riesenentsetzlichsten Naturereignis, welches jemals
auskam in der Menschheit, und kann unmöglich, entsprechend der Fülle des Zer-
störten, auch die Größe des geschehenden Aufbaus mit Augen gemessen werden.
Aber eines ist für uns Deutsche gewiß: unser Reich geht nicht unter, sondern zur
Herrlicheit voran; das Glück ist von uns nicht weggegangen. Vom Anfang an
des neuen Deutschland blieb es uns zur Seite, von des großen
Friedrich großem Anfang her. Sein Krieg, die Befreiungskriege, der
Krieg von Siebzig und dieser Große Krieg, dieser Deutsche Krieg,
sind gradan Staffeln des Aufstiegs. Deutschland ist stark geworden und
stark geblieben, stark und schön. Auch seiner Schönheit halben hat's keine
Not. Läßt der Wundervogel sich wieder herunter in die Ruhe, so wird auf dem

zusammengelegten Gefieder auch all seine Pracht der Farben wieder hervorkommen.
Zuversicht und Glück über unser deutsches Vaterland erhebt uns das Herz auch in
diesem Kampf und allerrasendsten Wirbelsturm, bei aller Schwere der Gedanken
um die Menschheit, bei allem für das ganze Leben uns allen gebliebenen Leid
und Weh

Was ist das für ein ungeheurer, wahrlich nicht allein politischer Krieg? Was
ist das für ein Krieg gegen ? Gegen den Haß!

Gegen ein vielköpfiges Ungetüm des Hasses haben wir uns zu wehren; des»
wegen ist es, daß wir von diesem Kriege sagen müssen: er ist nicht allein ein
politischer Krieg. Von aller Welt Deutschland gehaßt; wie sehr, das kam nun
an den Tag. Die Grenzen Deutschlands und die Umgebung jedes Deutschen im
Auslande sind der Haß. „Haß nicht zu einem nur, zu zehn Kriegen gegen Deutsch»
land haben wir", sagten die Russen und fühlten gleicherart alle die übrigen; der
Verpflichtung, mitzumachen an unsrer Demütigung, Bestrafung, Vernichtung, bis
kein deutsches Etwas mehr in der Welt zu finden sein würde, der sittlichen Ver»
pflichtung dazu waren sich im Grunde, ganz wie die Feinde, so auch gute Freunde
und Verbündete, hoffnungsinnig bewußt. Sie sagen, Deutschland, Deutschland
will über alles, aber in Wirklichkeit will alles, alles über Deutschland; und wenn
uns das Schicksal zerschmetterte, vor Freuden würden alle auf den Köpfen laufen.
Sie sagen, es gelte nicht Krieg gegen uns, sondern einen gemeinsamen Kultur»
kämpf: „Der Europäerkrieg ist das größte Geisterduell; zwei Auffassungen von
Leben und Sittlichkeit stehen gegeneinander." Darum ist nicht nur dieser Krieg
gegen uns, sondern die Überzeugung der Welt, daß wir bös und gefährlich seien, —
eine Überzeugung, die auch nach dem mißlungenen Versuch dieses Krieges, uns
unter den Fuß zu bekommen, keineswegs so bald sich ändern wird. „Wenn zwanzig
Iahre nach dem Friedensschluß ein Sohn dieser Deutschen nns, den Engländern,
Italienern, Russen die Hand hinstreckte, schreibt der Franzose Bergerat, müßte
unsere Haltung ihm sagen: Weg! Weiche auf ewig von uns! Was eur«
Väter taten, ist unaustilgbar . . . Weder Versöhnung auf dem
Streitplatz, wie nach redlichem Zweikampf, noch Milderung des Hasses im Laufe
der Zeit. Um die Menschheit wäre mir bang, wenn der Friede, der diesem Ver»
nichtungskriege folgt, nicht auch Vernichtung brächte."*) Sie hassen und sehen
steif nur Häßliches; nichts so Tollböses von Deutschen, daß es nicht geglaubt
wurde. Satanische Scheußlichkeiten verüben sie, „denen die Bosheit tierähnlicher
Wesen eignet", vergiften Brunnen, schlachten Kinder, üben Verrat, Treubruch,

*) An ähnlichem Sprechen fehlt es auch unter uns keineswegs. In der „Deutschen Revue',
November 1916, liest man von Freiherrn v. Woinovich: „Keine Versöhnung, sondern für alle Zeiten:
Uug um Auae, Zabn um Zahn! Die Zentralm achte dürfen die Verbrechen, deren sich die Gegner
ihnen gegenüber schuld!« machten, niemals vergessen, denn sie würden hierdurch die wichtigste Gr«
fllbrung in den Wind schlagen, die sie durch diesen Krieg gewonnen haben: das, sie es mit ethisch
minderwertigen Völkern zu tun haben, denen gegenüber nur die Gewalt am Platze sei!"

Hintertücke jeder Art bis zu den fürchterlichsten Graden — ein italienischer Pro»
fessor, Aristide Sartorio, hat geschrieben, da sei nichts verwundersam für einen
wie er, der jahrelang in Deutschland gelebt habe und das deutsche Gesetz kenne:
dieses Gesetz erlaube den Deutschen z. V. Diebstahl im Auslande auch in Friedens»
zeiten*). Eine andre Erklärung gab ein anderer Professor, der Russe Menschikow,

*) Das und derlei wurde bei Ausbruch des Krieges gesagt, noch bevor man daran ging,
Italien von den .dreckigen Deutschen" zu säubern, es „deutschenrein" zu machen und der »Popow
Italimw" geraten hatte, „alle noch in Italien befindlichen Deutschen an den nächsten Laternen auf-
zuknüpfen"; also als unser italienischer Freund und Verbündeter noch neutral war und noch nicht
in den Blutrausch gegen uns gefallen, worin er anstatt des «o«uo lu«Hor« den oa«u« d«lli 'ent-
deckte — der wahrhafte Politiker Spinoza schreibt: kein Staat dürfe sich über Betrug und Treiuusigkeit
eines verbündeten Staates beklagen, müßte vielmehr die eigne Torheit verurteilen, wenn er immlich
sein Hell einem andern anvertraut hätte, der sein eignes Recht besitzt und dem die eigne Wohlfahrt
höchstes Gesetz ist. <Pol. Traktat M, 14). — Auch Amerikas muß besonders gedacht werden, des
ebenfalls neutralen Amerikas. Von den Deutschamerikanern, die Roofevelt vaterlandswsc Amphibien
nennt, schreibt Hugo Münsterberg in seinem Buche „'lb,« zwo«« «mä ^menoa": .Ihre täglichen
Genossen haben sich in ihre Verfolger verwandelt. Der Boden, auf dem sie ihr Heim errichtet und
für dm sie ihr Vaterland aufgegeben hatten, ist für sie fremdes Land geworden, da sie fühlen, daß
sie ihren Nachbarn nicht länger willkommen sind. Sie müssen kämpfen gegen grausame Angriffe
auf das geliebte Land ihrer Väter und Brüder, aber Tapferkeit gegenüber dem Feind ist leichter als
Tapferkeit gegemiber den Neutralen. In der Schlachllinie, wo jeder Volksgenosse auf derselben Seite
ist, trägt die Eine große Begeisterung Iedermann mit sich fort und der suggestive Einfluß bildet leicht
Heroen. Aber mit Worten zu fechten und mutig für seine Überzeugung einzustehen, wenn das be-
deutet, von feinen Werkgenossen verschmäht zu werden, Intrigen gegen sich zu erfahren und die
gesellschaftliche Stellung für Frau und Kinder zu verlieren, welche langsam durch die Arbeit eines
Lebens gewonnen war, und all des kleinen Erfolges beraubt zu werden, der durch treue Dienstleistung
gewonnen wurde — das verlangt mehr Mut als die Schlachtlinie." Mit diesen Schilderungen
Münsterbergs kommen unzählige andere überein. Aus dem Briefe eines Deutschamerikaners lesen
wir in der Kölnischen Zeitung: „Es ist ein so grimmiger Haß gegen alles deutscht Wesen, daß man
staunen muh, daß er nicht schon längst hervorgebrochen ist ... Es ist daher kein Wunder, daß Deutsche
hier aus Verzweiflung Selbstmord begangen haben. Wahrlich, wir haben keinen leichten Stand.
Wir kämpfen nicht mit Waffen, und man bekämpft uns nicht mit Säbeln, aber mit etwas viel
Schlimmerem, mit Verleumdung und Haß." Viele der besten Deutschamerikaner sollen entschlossen
sein, nach dem Kriege ihr neue» Vaterland zu verlassen, welches eine Agitation duldet, um sie gesell-
schaftlich und wirtschaftlich zu boykottieren, und wo ohnehin in politischer Hinsicht „der Deutsch-
amerikaner fast so rechtlos ist wie der Neger". Während des Kriegsdeliriums stehen begreiflicherweise
Frankreich, Rußland und England obenan mit Ausbrüchen des fassungslosen Hasses und einer förm-
lichen Tollwut. Ein Mann wie Sir William Ramsay tröstet mit dem „Entsetzen der ganzen
zivilisierten Welt über den moralischen Verfall der Deutschen" und hält es auf Generationen hinaus
für unnwglich, daß man wieder wissenschaftliche Verbindungen „mit Individuen dieses Stammes"
eingehe. Rudyard Kipling verlangt llipp und klar: „Die ganze deutsche Rasse muß völlig ausgetilgt
werden." „Tally Mail" schrieb: „Wir müssen mit Zähnen und Nägeln über Deutschland herfallen,
müssen es mit seinen eignen Waffen bekämpfen und müssen all imsre Hilfsmittel awvenden, um
diese Nipernbrut zu vernichten." „Daily Graphic" wünscht < gleich zu Beginn des Krieges, am
2V. August 1914>, daß kein Deutscher verschont bleibe: „schneidet ihnen die Zungen aus, stecht ihnen
die Augen aus! Nieder mit ihnen allen!" Das Stechen auf Deutsche sei noch schöner als Polo,
schreibt ein englischer Offizier in den „Times". Wobei wir nun zu allernächst an nichts andres zu

indem er wissenschaftlich dartat, daß die Deutschen zu den minderwertigsten Rassen
gehören und ihr Schädeltyp dem des Neandertalmenschen nahekomme, und überall
heißt es, die Deutschen wollen die Weltherrschaft an sich reißen und seien schamlos
schlecht durch und durch; was beides, das Weltherrschaftsstreben wie das Schlecht»
sein durch und durch, aus der deutschen Literatur und aus der deutschen Seele be-
wiesen wird — die Deutschen sind „die gierigsten, von Gewissensbedenken freiesten
Räuber, die je ein Auge sah"; und bei Betrachtung der Gefangenen findet man
sich immer von neuem unsäglich abgestoßen von der „Häßlichkeit und Wider-
wärtigkeit der Rasse". „Wir kämpfen gegen den Feind, der uns ekelt", „die
Welt trägt Abscheu, sich von einem Volke beherrschen zu lassen, das sie durch
seinen Hochmut und seine blöde Verachtung beleidigt", „wir kämpfen, um die
Welt von der Schmach und Feigheit der deutschen Barbaren zu befreien", „gegen
den Urfeind des Menschengeschlechts", „für die Rettung der Zivilisation, des
Rechtes und der Freiheit des Geistes gegen die Macht der Finsternis und des
Todes". Ist das Deutschland, und ist das Deutschtum, oder sind die da, mit
Luther zn reden, wahre Säue, welche der Rosen und Veilchen im Garten nicht
achten, sondern ihren Rüssel nur in Mist stecken?! — „Die Deutschen ermangeln
der Originalität und sind — auch wissenschaftlich — nur Nachahmer und Aus-
beuter der Gedanken und Erfindungen anderer"; von den deutschen Geistern spricht
man nach Kräften verkleinerlich, lästerlich und kindisch, sie müssen herhalten zur
Illustration für „die deutsche Moral" und die deutsche Gemütlosigkeit*) — die
in der Welt zerstreut lebenden Deutschen mit ihrer Moral wären Schuld an jeg-
lichem Unglück und wären das Universalunglück der Welt („überall muß der
Deutsche alles ausbaden", schrieb einmal früher Karl Spitteler; in der Hetzpresse
draußen war schon seit lange „der Bösewicht und die lächerliche Figur allemal
ein Deutscher"). Die Versuche, zu erklären und uns zu rechtfertigen, gaben nur
neues Wasser auf die Verleumdungsmühle, wurden mit Hohn beantwortet und
machten, daß man nur um so unflätiger uns beschimpfte — und wie und was
beschimpfte: in Amerika wurden Nachahmungen unseres Eisernen Kreuzes ver-
fertigt und Hunden um den Hals gehängt! — auf alles von uns Vorgebrachte lautet
die Antwort: „Tut nichts, der Deutsche wird verbrannt!" — kurz und treffend
denken haben als daran: wie schwer unter uns mit Gegenhaß, besonders gegen England, gefehlt
worden und wie töricht: hat man doch sogar einen einzelnen englischen Manu für das ganze Welt.
Unglück verantwortlich machen wollen. Das ist Politik wie Theologie, die Adam die Schuld aufbnrdet
für alle Sünden und für das Sterben der Menschen! Und mich will fast bedünken, dasz man da
beide Male gerade den unschuldigsten Mann herausgefunden hat.

») z. N. Ermete Icieeoni, ein bedeutender italienischer Schauspieler: „Das die deutsche Seele
voller Barbarei ist, weih heute jedes Kind. Ich ssihlte das, wenn ich die Werke der größten Denker
dieses Volkes auslegte. Die teutonische Seele blieb auf ihrem Grunde grausam, gierig und unmoralisch.
Das Ännere kann täuschen, aber der Grund dieser Rasse ist, selbst unter Landsleuten, von endloser
Selbstsucht. Ich möchte mein Urteil in ivenigen Worten zusammenfassen und sagen: Die Deutschen
lieben nicht. Sie glauben z» lieben und Liebe zu einpfinden, aber sie sind nur Nachempfinder."

hat man das Wort Oäium ^eneris nuniltni übersetzt mit: die Deutschen. Wir
sind eingekreist vom Haß, die ganze Welt haßt uns und setzt sich auf den Richtstuhl;
alle sind sittlicher als wir — und wir setzen uns auf den Richtstuhl und sind sitt»
licher als alle.
Ie, was ist das? und was klingt da mit in die Ohren? Haben wir recht
gehört: über die Deutschen wird das alles gesagt, über die Deutschen? Uns
will aber doch bedünken, als hätten just das Gleiche die Deutschen gesagt, als
hätten just die Deutschen, wie keine andern, das Gleiche gesagt über
Wurden die Deutschen in Iuden verdreht? Gehen die Iuden aus? Sind ihre
Seelen in die Leiber der Deutschen gefahren? Wer die deutsche Iudenhaß-
literatur kennr, greift sich an den Kopf vor dieser Deutschenhaßliteratur: da ist
ja kein Unterschied; kein überhängendes Wort weder dort noch hier. Und so
wird über die Deutschen gesprochen gerade jetzt, wo sie weniger den Iudenhaß
liebevoll pflegen und nicht an der Ausbildung der Theorie arbeiten, damit auch
die übrigen Völker zu versorgen. Gerade jetzt, wo es bei uns keine Par»
teien und keine Konfessionen mehr gibt, die es auch nach dem
Kriege nicht mehr geben wird?
Die das meinen, sind heute so dumm wie gestern, ob sie auch während des
Krieges einmal Fichtes gewesen sind; sie verstehen nicht, welch einen Unterschied
das macht: Wahrend des Krieges und Nach dem Kriege, und halten
ihre Denkereien und Erwartungen für Epochen der Geschichte; sie
lieben das Werdende, weil sie nicht wissen, was wird, noch, was werden kann,
und weil sie ihren Traum lieben: sie glauben an Besserung der Ver
hältnisse kurzer Hand, an Umkehrung des Gewöhnlichen, und daß die mensch»
liche Natur aus ihren Schranken und aus ihrer Natur zu springen vermöge in
das Widerspiel zu sich selbst. Am ersten August 1914, um halb sechs Uhr nach-
mittags, soll die menschliche Natur in dieser Weltgegend hier, in unseren deutschen
Landstrecken, das gemacht haben. Sie hat es aber keineswegs gemacht; es reimt
sich nicht auf Mensch und Welt, es ist gegen die Wirklichkeit, gegen die Möglich»
keit, gegen die Denklichkeit. Die Urursache des Menschenhaders, der Spaltungen
und Ärgernisse, die in dem oben erwähnten Werke.betrachtet wird, dauert mit den
Menschen weiter, denen sie in den Adern rieselt bis an den ungeschaffenen Tag;
niemals ist der Haß dienstlos in der Menschheit, und geht es mit ihr aus dereinst-
mals, wie sie, der Sage zufolge, angehoben hat, so wird in der letzten Menschen-
familie abermals Kai n seinen Bruder Abel erschlagen, und dann ist's wieder rund.
Es will bis ans Ende gezankt, gestritten, die Seele gekränkt und Blut vergossen
sein. Und unter uns, sobald nur die Zuchtrute weggetan, kommt wieder die Ver»
härtung im Üblen; es beginnt von neuem die Raufzeit der Parteien und Rotten
wie vor dem Kr'ege*) und entdeckt sich, daß der Haß im Lande schwieg nur, weil

*> Vgl. Constantin Nrunner, Tie politischen Parteien und der Patriotismus, Zukunft vom
23. Mai 1914.

er auf andres draußen gescheucht und abgelenkt und weil „Kriegszustand" war,
d. h. die Bestie im Käfig. Ooiumeut »u»peuäu; danach (es muß nicht gleich
nach dem Friedensschluß sein, aber gleich nach dem Schluß mit dem Kriegs-
zustande!) kommt der einheimische Ferienhaß, der ausgeruhte, wieder an die
Reihe — das Maß, das Riesenmaß Haß, vom Anfang her den Menschen zugeteilt,
weicht nicht aus seinem Orte und vermindert sich nicht; da wird nichts versehen,
und da hilft nichts gegen; wir leben noch auf der alten Welt der Bewegung
in sich selbst, die sich nichts nehmen und nichts geben läßt, der Welt der Ver»
änderungen ohne Veränderung.
Denken wir denn nicht wie Neulinge, sondern als Denker dieser wirklichen Welt
und sehen's an, wenn uns nicht die Augen zugekleistert sind, wie es uns ansieht (auch
alle die Zeit unverwandt durch die Löcher des Burgfriedens um so gefräßiger uns
anschielt, als es ein bißchen hungern muß), so kommt für die inneren Zustände
im Lande alles wieder rundrichtig und sind — hoffentlich bald! — die wirtschaft-
lichen, beruflichen und gesellschaftlichen Gegensätze wieder da und wieder die
Leutchen, deren Vorteil ist, sie zu schüren, und die dabei, wie die faulen Fische,
immer obenauf schwimmen und stinken müssen. Gewiß, der Geist Deutschlands
kommt wieder aus seiner Erstarrung, Deutschland wird wieder schön in guten
Tagen, alle seine köstlichen Kräfte des Friedens springen von frischem, und neue
Lebenstriebe werden Welkes herunterstoßen. Aber auch das stärkste Faule kommt
wieder obenauf; sogar — man halte das nicht für zu geringfügig, als daß es
hier gesagt werde — sogar die moderne Lyrik gelangt wieder zu Worte oder
vielmehr zu Wörtern, ihren sinnlos aneinandergefädelten (ja, der schöne Reim
hat Recht: „Die Lyrik ist sehr schwierig", und bei der Hoheit und bei allen
Wundern der lyrischen Dichtung! „die moderne Lyrik" ist wirklich schon nicht
mehr Dilettantismus, sondern Schwindel, der Unsinn hinmacht, um Trivialität
zu verstecken), und überhaupt wird das moderne Asthetentum wieder einhertänzeln
in sämtlichen Bauschen und Bändern seiner überschwänglich langweiligen Abge»
schmacktheit und mit all seinem Spiel zwischen wildflammender Nichtsnutzigkeit
und spitzfindig platter Psychologastrik — die Genies werden schrecklich beweisen,
daß sie gar nicht daran dachten, vernünftige Menschen zu werden, und weiter
gegenstandslosen Schund und Schande aus der Tinte malen, womit ihre Leser
weiter sich besudeln werden. Nicht lange mehr, so duftet es auch restaurativ
ganz wie vordem nach antisemitischem Bisam, und niemand anders als die ver-
wegenen Iuden tragen wieder die Schuld an den Wanzen, an der Sintflut, am
Babylonischen Turm, an der Cholera und an dem Katzenkonzert der modernen
Lyrik und an den übrigen ästhetischen Bescherungen. So hassen also Deutsche
ganz, wie sie gehaßt werden, welch ein Schauspiel in welch einem Schauspiele —
in einem erbärmlichen ein noch erbärmlicheres, ein ekelhaftes Schauspiel! —
und weswegen alle Welt mit dem Finger auf die Deutschen weist, deswegen
weisen Deutsche mit dem Finger auf die Iuden und klagen die Iuden an: daß

sie Kinder schlachten, Brunnen vergiften, jüdischen Gesetzen folgen, die ihnen
alle Niedertracht geboten, die gierigsten, vom Gewissen freisten Räuber und hoch-
mütige Verächter aller übrigen Menschen sind, welche die Weltherrschaft an sich
reißen wollen (was beides, das Weltherrschaftansichreißenwollen wie „die jüdische
Moral" mit Zitaten aus ihrer Literatur belegt wird) und daß sie ohne Originalität,
nur Nachahmer und Ausbeuter fremden Geistes und eine inferiore Rasse sind.
Zweifelt keinen Augenblick: auch unser Untier Rassentheorie stellt sich lebendig
wieder auf sein« Füße, rast umher und rennt Vernunft nieder. Gründlichst
täuschen sich, die da glauben, es sei Leiche geworden auf dem Schlachtfelde und
nun längst für immer eingescharrt. Freilich behielt Gewalt und Leben nur der
Etaatsgedanke; und wie denn auch eine nicht in Rassen sich besondernde
Menschheit gar wohl möglich erscheint, der Mensch ohne den Staat aber über»
haupt undenkbar ist, und wie noch immer in der Geschichte nur der Staat, noch
niemals die Rasse als Gesamtwille auftrat, so bewährten auch jetzt überall Staat
und Nation ihre elementare, das ganze relative Dasein der Einzelnen tragende
Kraft; die Völker, Mengen nur in sich selbst, sind gegeneinander Individuen und
die Rassen sind nichts; mit Gelben, Braunen, Schwarzen stehen Weiße gegen
Weiße, mit Slawen und Romanen Germanen gegen Slawen und gegen
ihre germanischen Vettern*). So sei denn nun erwiesen, mit der Rassen»
theorie lasse sich keine Realpolitik machen? Gewiß nicht, wohl aber
unsinnige Verwirrung in der Realpolitik, und — wie sollten die Menschen so
schnell fahren lassen, was ihnen auf die bequemste Weise, ohne Geschichtskenntnis,
noch irgend andre Kenntnis, noch allergeringste Anstrengung des Denkens zu einer
Theorie! verhilft, richtig gesagt: was der allgemeinen Niedrigkeit zu einem
anständigen Deckel und Namen verhilft. Denn nichts liegt ihnen ob bei der
neubackenen Erkenntnis, als an ihrer alten Denkknechtschaft und Finsternis zu
halten, ihrem Vorurteil und Haß zu folgen, für äffischen Geist und Bosheit sich
die Ohren mit Lobwurz reiben zu lassen und wegen ihres putzig wahnwitzhaften
Dünkels beschrieen und gekrönt zu werden, — die Wissenden wissen, daß Rassen»
theorie zu Hochmut und Haß das neue Synonym bedeutet, hauptsächlich aber die
ncue Liedweise, den Iudenhaß zu singen. Die Rassentheorie ist noch nicht hin,

*) Gut schrieb das serbische Blatt Budutschnost über die Hilfsarmee der Entente: „Wir haben
das seltene Glück «lebt, Zeugen einer majestätischen Bekundung slawischer Brüderlichkeit zu sein. Ks
kommen als Gäste uns« teuren Stammverwandten, slawische Brüder aus Algier, Kongo, Indien
und Transvaal, ferner unsre Vettern, die Marokkaner, die Senegalneger und die Zulukaffern. Sie
sollen die serbischen Reihen ausfüllen und mit uns unter der Fahne «nsrer gemeinsamen slawischen
Mutter Rußland gegen die Germanen in Bulgarien und der Türkei in den heiligen Kampf ziehen.
Wenn wir dann, angeführt von asiatischen und afrikanischen Helden, den Feind besiegen, so wird dies
dm Triumph des Christentums über den Islam bedeuten, den Triumph der weichen slawischen
Seelen üb« den groben barbarischen Germanismus. Im Namen dieses Triumphes begrüßen wir
uns« teuren Brüder, die Marokkaner, Senegalneger, Zulukaffern, Papuas und Inder, diese unermüd-
lichen Verteidiger des unterdrückten Slawentums und Christentums."

und läßt sich noch lange mit ihr haushalten; daß sie die ärgste Niederlage erfuhr,
was bedeutet das der Gedankenlosigkeit, der Unfähigkeit zu denken und denen,
die sich nicht blamieren können: vor deren so unedlem, so kurzsinnigem, so wirr»
geborenem Gewissen die Vernunft und das Gute beständig blamiert sind, und die
nicht über Narrheit, sondern über Wahrheit lachen? Untereinander aber können
sie sich nicht blamieren; denn sie sagen den Unsinn Unsinnigen, und jeden erkann-
ten vergessen sie über neuem, der ihnen wiederum für Weisheit gilt.
O du liebes, liebes, du mein heiliges Land, zu dem die Liebe mir nicht erst
neu durch den Krieg gekommen ist, nicht durch den Haß gegen welche draußen,
noch durch den Haß gegen welche drinnen, nein, wahrlich nicht durch Raffen«
theorie — es gibt ja noch andren als Rassenhasser» und Iudenknacker»Patriotis»
mus (Hep, hep, hurrah!), der darum noch nicht auf der Stufe des Männer-
quartett»Patriotismus zu stehen braucht —: wenn irgendwann, dann, du
Vaterland, ist heute der Tag, dich zu besinnen über den Iudenhaß und
zu lernen, daß der Haß nicht nur und nicht immer schlimm ist für
den Gehaßten, sondern auch und immer für den Hassenden; denn ein
Leiden ist der Haß, welches auch andere will leiden machen. Ist heute
der Tag? Soll der Speer, der verletzt, auch die Heilung bringen? Heute i st ein
Tag zu Besinnung und Reinigung, wo das Bekanntgewordene dir das Unbe-
kannte erschließt, wo du selber menschlich hineingeschmeckt hast in die Art Haß,
den die Gehaßten nicht verstehen, zu dem sie in ihrer Selbstbenrteilung keinen
Anlaß entdecken; sie sehen einer den andern an, wissen sich's nicht zu deuten, und
in den Schwachen, sonst gar nicht Melancholischen, findet sich eine kleine Stelle,
die weh tut; ob sie auch Andern sagen: „Uns fehlt nichts", aber in ihrer völligen
Blindheit über den Sachverhalt fragen sie wohl gar ihren inneren Menschen:
„Ist es wahr, sind wir die Ausnahmen, wirklich schlechter als die andern, und
können wir uns selber ertragen?" — Heute ist ein schöner Tag — wenn nicht
heute, wann denn, du Heutenicht? Worauf wartest du noch und hältst dir die
Seele auf? Willst du mit Recht noch weiterhassen, so magst du wohl auch gegen
dich selber einen Stein aufheben. Du Vaterland du, du gehaßtes und hassendes:
nach dem Maße der Erfahrung an dir selber in diesen großen Tagen des
Geschehens, der Geschichte, steht von nun an auch der Iudenhaß grundloser da
als bisher und um ebenso viel schlechter zu verteidigen und will aufgegeben sein.
Oter scheust du noch diese Gemeinschaft und Zusammenstellung Deutschenhaß und
Iudenhaß, so hör frisch auf, sie zu scheuen, und kein Mucks! fortan und beiß
dir auf die Zunge, mit anderem Worte als mit deni häßlichen Worte Hassen
deine häßliche Krankheit zu benennen oder von der Schuld der Iuden zu
sprechen; damit ist's quitt für immer, seitdem mit den gleichen Worten von der
Schuld der Deutschen gesprochen wird. Eine Wage her zum Gericht — die Schuld
der Juden in die eine, die Schuld der Deutschen in die andere Schale — sie
weiß keinen Unterschied!

Alle andern Völker könnten denn immerhin noch weiter die Iuden anklagen:
die Deutschen dürfen es nicht, wenn anders sie nicht leugnen, daß sie erfahren,
was sie erfahren; wenn sie nicht den gegen sie gebrauchten Worten andern
Sinn geben können, als welcher von ihnen selber diesen Worten gegeben wird;
wenn sie nicht sich selber aller Beschuldigungen schuldig erkennen wollen; keine
Beschuldigung gegen die Iuden blieb deutschen Beschuldigern, keine einzige, die
nicht auch gegen sie selber ist erhoben worden. Käm auf Beschuldigen an, so müß-
ten sämtliche Deutsche ohne Ausnahme eingebildete Iuden
werden. Und wären der Deutschen so wenige wie der Iuden —
fliehe auf die Berge, wer im deutschen Lande ist! — sie gerieten in
den Zustand und gefährliche Weltstellung wie die Iuden unter den
Menschen und die Nachteulen unter den Vögeln; und was auch die Mensch»
heit von ihnen empfangen hätte, alles ohne Dank, mit Stank; wär's ein
Christus, er würde herumgewendet gegen sie zum Mittel der Verfolgung; kein
Heldenkampf könnte ihnen nützen*), Deutschland müßte aufhören, das Land
der Deutschen zu sein — es liegt zwischen England und Rußland, wie damals
Palästina zwischen den Großmächten von damals —: man zerstreute die Deutschen
unter die Völker — sie leben schon zum Teil in der Welt verstreut, ganz wie
es damals, noch vor dem Zerfall ihrer politischen Macht, mit den Iuden gewesen,
(daher auch, wegen der Iuden überall, die sonst völlig unerklärlich geschwinde
Ausbreitung des jüdischen Kulturgedankens, den wir nun Christentum nennen) —
man pferchte sie in Ghetti, in Deutschengassen, und würde sie hassen, verfolgen,
unterdrücken zuerst wegen dessen, „was ihre Väter taten", zuletzt bloß so
wegen ihrer Abstammung und Physiognomie, und würde immer ihnen allen
anrechnen das Mißfällige und Unangenebme des einen und andern Deutschen,

*) Am Heldenkampf hat es auch im jüdischen Kriege, in der jüdischen Tollkühnheit gegen Roms
Macht nicht gefehlt. Schlosser in seiner Weltgeschichte für das deutscht Volk schreibt: „Die Bewohner
einzelner fest« Pläye verteidigten ihre Stadt mit dem nämlichen Heidenmute, wie die Saguntiner im
zweiten punischen Kriege "oder wie die Bürger von Saragossa in der neueren Zeit. Bei der Be-
lagerung >md Eroberung von Iotavat z. B., welches von Iosephus verteidigt ward, verloren nicht
weniger als vierzigtausend Iuden ihr Leben und nur zwölfhundert gerieten in römische Gefangen-
schaft . . . Tessen ungeachtet verteidigten die Iuden ihrt Hauptstadt mit einem Heldenmut«:, wie ihn
wem'ge andre Völler bei ihrem Untergange gezeigt haben. Sogar die Römer, bei denen doch nicht
w« bei uns die Rücksicht auf das Christentum und seine Schicksale einen Einfluß auf die Beur-
teilung dieses Kampfes ausübte, haben die Verteidigung von Jerusalem dem Kampfe der Karthager
und Numllntiner gleichgestellt. Der Fanatismus der Belagerten lmd ihre durch die Lage der Stadt
begünstigte Hartnäckigkeit überstieg allen Glauben: alle Anerbietungen des römischen Feldherr»,
welcher da» Leben der Einwohner schonen wollte, wurden zurückgewiesen; er mußte einen befestigten
Berg nach dem andern, eine Mauer »ach der andern erstürmen und endlich sogar die verschiedenen
Räume des Tempels einzeln erobern . . . Selbst nach der Eroberung und Verbrennung des Tempels
unterwarfen sich die Iuden noch nicht. Tie Mehrzahl derselben zog sich in die sogenannte untere
Stadt zurück, und als endlich auch diese erobert und durch Feuer verwüstet war, verteidigte der Rest
des Volles noch die obere Stadt mit ihren einzelnen Burgen."

was ganz gleich gegen gleich beim einen und andern Nichtdeutschen sich findet*).
Und würde dereinst sehr schwer halten, sie wieder zu „emanzipieren" und selbst
die anständigeren Nichtdeutschen zurückzubringen, daß sie nicht mehr eine Weite
machten zwischen ihren Gedanken von allen übrigen Menschen und von den
Deutschen, und daß sie nicht länger sich beruhigten: über die Deutschen ver-
ächtlich reden, gegen die Deutschen hochher und unverschämt sich aufführen
und die Deutschen um die Rechte betrügen, welche unsre Verfassung ihnen
garantiert, das ist bei uns erlaubt wie in Sparta das Stehlen, und davon wird
uns die Heiterkeit des Gemütes nicht verdunkelt; uns bleibt immer noch ein
schön Sagen zum häßlichen Tun, wir können auf Versprechungen salvn,
illtiticatian« wie auf Eiern gehn und noch gar beweisen, daß bei
uns den Deutschen ein Leben bereitet ist durch alle sieben Farben der Herrlich-
keit! — Nun sind aber der Deutschen in Deutschland nicht so wenige, wie damals
der Juden in Iudäa gewesen, und dieser Deutsche Krieg wird nicht enden, wie
jener Iüdische Krieg. Dieser Deutsche Krieg macht unser deutsches Vaterland
stärker, als es gewesen ist. Wir kämpfen den weltgeschichtlich unendlich bedeu»
tungsvollen Kampf zur Befestigung unserer Macht; nach seiner politischen Bedeu»
tung geht es mit diesem Kriege um die Befestigung von Deutschlands Großmacht
unter den Großmächten — der Dreißigjährige Krieg der konfessionelle, dieser der

*) Wegen der Schuld der Väter vgl. oben S. 48. Und auch die Physiognomik setzt bereits ein.
Lord Hcadly schrieb im „Daily Graphie": „Schon seit einiger Zeit bemerkte ich den eigenartigen
sardonischen — oder vielleicht richtiger, satanischen — Ausdruck auf den Photographien von fast allen
deutschen Führern, vom Kaiser bis zum letzten General. Niemand, der das Bild des Grafen Bernstorn
(deutscher Botschafter in Washington) betrachtet, wird finden, daß sein Gesicht Mcht Ilug sei, aber
jeder wird es als teuflisch grausam und hart und geeignet, als Modell für seine satanische Majestät
zu dienen, bezeichnen. Hindenburgs Äu!>eces spricht von Kraft und Unbarmherzig!«! des Charakters:
es ist tierisch und hat etwas vom wilden Schwein. Vom künstlerischen Standpunkt könnte er sehr
gut Beelzebub vorstellen. Der Kaiser und Falkenhayn sind beide gnt aussehende Männer mit feinen
und strengen Zügen, aus denen unbeugsame Willenskraft, Grausamkeit und Unbarmherzigleit sprechen.
Sie lonnen angesehen werden als „gute Typen des Fürsten der Finsternis". Dagegen hat Gallwitz
ein machiavellistisches Äußeres, er würde ein Mitglied der früheren heiligen Inquisition in Spanien
darstellen. Der katzenartige Typus wird durch Nülow und Mackensen vergegenwärtigt. Grausamkeit
und Verräterei lassen beide erkennen, und der satanische Ausdruck fehlt nicht. Bei Nethmann-Hollweg
und Lichnolvsky beobachtet man in hohem Maße Unanfrichtigkeit und Falschheit. . , Man muh die
englischen Generale und Admirale, sowie die Heerführer des Vierverbandes anschauen — es ist als
ob man aus den unterirdischen Höhlen in den Himmel kommt. Nicht ein Gesicht befindet sich
darunter mit dem unauslöschlichen Stempel des Bösen, den die Deutschen tragen. Unsere Leute sehen
nicht aus wie Vieh und Teufel, Der größte Gegensatz findet sich zwischen dem guten König Georg
und seinem Sohne, dem Prinee of Wales, und dem deutschen Kaiser und dem Kronprinzen. Die
erstcren so vollkommen offen und ehrlich im Ausdruck, woraus ihr liebenswürdiger Charakter spricht,
die andern so peinlich das gerade Gegenteil. Für das Äußere kann der Mensch nichts, aber die
Augen und der Mund Pflegen den innerlichen Geist, der fortwährend auf Mord und Schrecken bedacht
ist, widerzuspiegeln, wie das bei Hindenburg, Gallwitz und Mackensen der Fall ist. Menschen, die
andauernd teuflische Pläne mit sich herumtragen, müssen allmählich selber wie Teufel aussehen."

politische Toleranzkrieg. Wir werden stärker sein, als wir gewesen sind, schon
allein durch die gewonnene Klarheit über unsre politische Stellung unter den
Nationen; wir werden danach innerlich uns einrichten und uns, militärisch und
wirtschaftlich, besser sichern gegen die Wirkungen des Hasses. — Scham dich
nicht, weil du gehaßt wirst, Vaterland, da nichts ist und also sei auch nichts,
dich zu schämen, du werdest nun gehaßt von der halben oder von der ganzen
Welt; aber schäm dich, oder schäm dich nicht, halb oder ganz, die Iuden zu hassen,
so bleibt wahr und immer der Mühe wert, dir oder den Fischen vorzupredigen:
der Iudenhaß sieht dem Deutschenhaß ähnlich wie ein Wasser dem andern —:
dieselbe erbärmliche moralische Kritik und Klatscherei, dieselbe Entstellung des
Bildes von den Gehaßten, dieselbe Verleumdung ihres Geistes und Gemüts bis in
den letzten tiefen Grund, dieselbe Mythologie der Verleumdung; Haß wie
Haß, ein vollkommenes Duett aus der gleichen Bewegung der Gemüter.
Woher denn nur, woher?
Wer da meint, jetzt gelte natürlich, die Fehler und Verschuldungen der Ge-
haßten aufzuzählen, der geht verkehrt, sucht elend und vergeblich: Fehler wird
er gewiß finden (deren die Gehaßten haben, so gut wie die Hassenden), aber
damit nicht Grund und Wahrheit der Sache. Nein, bei so ernsten Dingen nicht nach
den Kindervorstellungen; und laßt uns sagen: aus dem her stommt dieser
Haß, was die Menschen mit so viel Stolz ihr Urteil, ihre Kritik, und was sie mit
noch mehr Stolz ihre Moral heißen — und was ausgemacht sie hindert, zu urtei-
len, zu denken und zu lieben (die moralische Kritik ist der Tod der Menschenliebe),
und was die Quelle bildet aller der geheuren und ungeheuren Gefahren, welche
den Menschen vom Menschen her überkommen, und was den Menschen für den
Menschen zum Teufel macht. Die überall und jederzeit rege moralische Kritik
aller gegen alle — nicht zu verwechseln mit der Empörung über das wirklich
gefährlich Schlimme, Verbrecherische und Niederträchtige —: die moralische
Kritik der Gleichen gegen die Gleichen und gegen die Besseren, gegen die Besten;
d i e moralische Kritik, die Sokrates, Christus, Spinoza auf den Sünderstuhl
gesetzt und vergiftet, gekreuzigt, verflucht hat. Die moralische Kritik aller gegen
alle wegen dessen, was im einen vorhanden ist wie im andern — Egoismus
nämlich, den sie bei sich selber gar nicht sehen, bei den Andern aber mit hundert
Augen — und wegen des überhaupt nicht Vorhandenen: wegen ihrer Gedichte
und Gespenster der Moral, der Religion und der Metaphysik (Metaphysik als
Gegensatz und Antichrist der Philosophie, worin die Nichtdenker dennoch denken,
nämlich mit ihren scholastischen Konstruktionen und Klaubereien, auf Grund der
Voraussetzungen des Nichtdenkens und des Aberglaubens). Wehe dem einen,
der die Gespenster nicht sieht, da doch alle sie sehen! Wie in Calderons Wunder»
theater —: Die vorgestellten Wunder, sagt d?r Direktor, können von jedem
gesehen werden, außer von solchen, die Iudenblut in den Adern haben oder nicht
in legitimer Ehe erzeugt sind. Und nun sehen Alle Alles, was der Gannerdirektor

schildert, als sei es da. Den riesenstarken Simson, wie er die Säulen gewaltig
umfaßt, den Tempel niederzureißen, und sie fürchten, zu Brei zerquetscht zu
werden. Sie sehen den rasenden Stier und werfen sich, hu, hu! zu Boden; die
Herde Mäuse fühlen sie sich an den Beinen herauf laufen; und da es heißt,
Herodias trete auf, will einer mit ihr tanzen. Ietzt aber kommt der Quartier»
meister herein, dem Bürgermeister des Städtchens eine Einquartierung anzu»
sagen; der Quartiermeister weiß von nichts, der sieht nichts und hält die Sehenden
für toll. Was, er sieht nichts? — Aha, Basta, «x Mis est! Weh' ihm, dem
Unglücklichen! Er ist «x i-IIi», er gehört zu denjenigen; weil er nichts sieht. —
Woher, woher der Haß? In jenem Buche „Der Iudenhaß und die Iuden"
steht zu lesen, woher; und soviel kann ich hier sagen, daß einzig und allein
dieses uns zeigt, gegen alles was scheint, das was ist mitsamt der Ursache des
Scheinens, erklärt wahrhaft und zieht uns aus dem Labyrinth: wenn wir kräftig
uns besinnen auf die Niedrigkeit unsrer berühmten höheren Natur, wenn wir in
uns gehen mit Denken und solcherart drinnen finden, was draußen kein Auge,
keine Brille, kein Fernglas entdeckt, mit andern Worten, daß wir den Grund
dieses Hasses als einen subjektiven in den Hassenden zn erkennen
haben. Nicht die Gehaßten, die Hassenden sind schuld an dem Gehaßtsein. Und
nicht etwa mir diese Hassenden, sondern auch diese Gehaßten, wo sie selber hassend
sind: alle Hassenden; der unzulängliche Bewußtseinszustand der Menschheit; das
den Menschen so unendlich Erschwerte, ihre Wirklichkeit zu erkennen! Auch
hier läuft die Wahrheit dem Sinuenscheine zuwider, wie in dem großen Beispiel
von Bewegung der Erde und Stillstand der Sonne, und auch hier gilt, daß wir
aus Ptolemäern Koppernikaner werden. Aber hier fällt es noch unweit schwerer. —
Niemand betrachte, so wenig wie den Deutschenhaß, ebenso wenig den Iuden»
haß als ein «^ic»v, als etwas, worüber man nicht reden soll,
sondern nur damit in den Winkel kriechen und dort stolzen Herzens sein oder feig
und bange. Erst recht soll geredet werden, ohne Furcht, auch über dieses beides.
Und über beides zusammen, und daß man nun, um, als Objekt des Hassens, um
von innen, als Gehaßter, den Haß kennen zu lernen, von welchem die Iuden in
Vereinsamung umspannt sich finden, nicht jüdischer Abstammung zu sein braucht:
solchen Haß kann jeder Deutsche erfahren, besonders im Auslande, in der
Diaspora, welcher der vielen Rassen immer er angehören mag, denen Deutsche
entstammen; und die Deutschen jüdischer Abstammung sind von heute an doppelt
Iuden geworden — auch als Deutsche — gab es denn der Welt noch zu wenige
Iuden, und waren die Iuden ihr noch nicht Iuden genug?! — Im
deutschen Vaterlande denn sollen die Deutschen jüdischer Abstam-
mung mit der Rede von diesen beiden zusammen, Deutschenhaß und Iuden-
haß, mit der neuen Sprache auf Grund der neuen Erfahrung sollen die Deutschen
jüdischer Abstammung in Zukunft ihrem Vaterlande ordentlich dienen, wenn es
nötig sein sollte und am Ende gar nötiger als znletzt und wieder alle Winde
<^

aus dem Sack gelassen werden. Denn mit der Sache der Iuden will sich's schwer
lich bald in den Stand der Unschuld zurückschicken so, daß Iude ein bloßer Titel
wird, der keinerlei Verpflichtung mehr verleiht, sich unterdrücken und beleidigen
zu lassen; wohl aber könnten bald wieder welche glauben, ihrer Kritik, Sittlichkeit
und Ehre ginge was ab, wenn sie nicht gegen die Iuden einsehen, wovon sie gegen
sich selber nichts einsahen, und an ihnen tun, was sie, an ihrer eignen Person
getan, so schlimm wie etwas hielten. Dann könnte diese neue, ernste, starke Rede
gegen den Iudenhaß gut tun. Für die Leidenden bietet sie Trost und Arzenei des
Vergleichens und Seelenerhebung in das Allgemeine, und auch von den Nicht-
leidenden dürfte denn doch dieser und der einen Stoß in das Entgegengesetzte
empfangen und gewaltsam wenigstens bis an die Türe gebracht werden, hinter der
nichts andres eingesehen wird als das Richtige, und gewollt nur Gutes, und vom
Rechte verlangt, daß es mit dem Recht übereinstimme, alles übrige gilt dagegen
nichts.

Wohl denen, die durch höheren Trieb belebt werden, weiter zu dringen und
über mehr noch als über Vorurteil und Erburteil sich hinauszusetzen; und die
nicht nur immer von einem Zweig auf den andern flattern, sondern auch abfliegen
und in die Höhe sich aufschwingen. Es ist da ja noch mehr als nur allein die er-
staunlich große Ähnlichkeit zwischen dem Iudenhaß nnd dem Deutschenhaß: beim
Iudenhaß nicht anders wie beim Deutschenhaß, ob auch auf verschiedene Weise
wie aus verschiedener Wurzel hier und dort, wird der Haß durch Kraft auf»
gewogen. Durch Kraft ohne Harmonie, können die Feinde sagen, wenn sie auch
nur dies sagen und nicht noch ganz andres, ganz Böses; denn sie verstehen diese
Kraft nicht, und was die Menschen nicht verstehen, und woraus sie „nichts zu
machen wissen", daraus machen sie Böses, im Großen wie im Kleinen so. Ganz
viel anders wird der Denker sagen: durch geniale Kraft, daran die Welt sich stößt,
wie sie von ihr gestoßen wird, und die sie als wirkende Kraft
gewahrt, während für gewöhnlich die bewegenden Ursachen unerkannt bleiben;
durch Kraft von unerläßlicher konstruktiver oder regulatorischer Bedeutung für
das allgemeine Leben; durch sonderliche Kraft, welche — gegen das Urteil der
Menschen und über ihren Sinn des Auffassens hinweg — die Geschichte der
Menschheit will und schafft*). Geschichte ist alles das, was mit den Menschen
und durch die Menschen wird, durch sie wird auch ohne ihre Bewußtheit und

"> Wobei man mir ja nicht an den verstandlosen Wortklang vom Fortschritt der Menschheit
denle! Damit werden natürlich die Redner nach dem Kriege wie vorher weiter operieren. Schon ist
das Wort aufgetaucht von diesem Kriege als dem letzten, von einem Schiedsgericht, das allen Kriegen
ein Ende machen soll usw. Mit mehr Fug geredet werden kann bis jetzt nur vom Fortschritt der
Kriege, was ja aber das mit Unfug Reden, das begrifflose und nugeschichtliche Reden vom Fortschritt
der Menschheit nicht ausschlieht.

Absicht, gegen ihre Absicht, gegen ihren Haß und ihre Verachtung. Was kommt auf ihre Moralkritik und auf ihre Gedanken an! Wo ist das Recht und die Macht ihres Denkens, dadurch Natur und Geschichte sie zum Richter setzte über andere? Wenn sie auch unter sich übereinstimmen! Daß alle Esel Vah schreien, macht daraus noch keinen Engelsgesang. Welchen Wert zeigt ihr Denken für sie selber? Sie denken nicht Gedanken, denken andres als wirkliche Gedanken der wahrhaften Wirklichkeit und des in ihnen selber arbeitenden Geschichtsgeistes; ihre Gedanken gehen nicht mit ihrem Bedürfnis, nicht auf die Vernunft und das Ganze des Bedürfens, sondern allzu oft nur auf seinen schlechteren Teil und auf Gelüsten; die Zweiseitigkeit und Vielseitigkeit der Dinge je nach den egoistischen Interessen bringt sie in Streit über die Dinge und verhüllt ihnen die Dinge; ihr Urteil ist kein Urteil, sondern — ohne daß sie darum wissen — ihr Vorteil und vermeint-licher Vorteil, wird nicht bestimmt (und kann daher auch nicht widerlegt werden! durch die Logik, sondern durch ihre Psychologie; sie bleiben Untertan dem längst, dem ewig her von der Wahrheit besiegten Aberglauben; und wovon sie die aller« lebendigste Überzeugung haben, und wofür sie am hitzigsten streben und kämpfen, das sind die Phantasmen ihrer psychischen ansteckenden Krankheiten, als deren Infektionsträger unter den modernen Verhältnissen die kleinen sogenannten Buch« staben in den überall hindringenden Zeitungen zu betrachten sind. Was sagt man: die Menschen denken?! Der Denkenden unter ihnen sind so wenige, daß man nicht sagen darf: die Menschen denken, sondern sagen muß, sie denken nicht; zum Denken der wenigen wahrhaft Denkenden gehört ganz wesentlich diese Erkenntnis, daß die Menschen, in einem höheren Sinne, nicht denken. Was denn aber ihr „Denken" eigentlich sei, darüber belehrt (zuletzt auch noch die Philosophie-professoren, die immer zu spät in die Schule, immer als Letzte zu den Philosophen kommen) meine „Lehre von den Geistigen und vom Volke"; und wozu der Mensch gebracht wird durch das, was er sein Denken, seine Vernunft nennt — das können wir in diesen Tagen von unsrem Dichter uns singen lassen: Er nennt's Vernunft und braucht's allein, nur tierischer als jedes Tier zu sein!

Man muß sagen, daß sie nicht denken, wie sie denn auch keine Früchte des Denkens zeigen — sonst ginge es schöner her unter den Menschen, regierten auch noch andre Geister über sie als der Geist dieses Egoismus und dieser Politik, und nimmer hätten sie sonst diesen Krieg! Der Egoismus ist ja nicht schlecht, er ist gut; sein Begriff ward entehrt nur durch die scholastischen Metaphnsiker, die Unklarmacher und Vergaukler der Gedanken und Rechtfertige? des allgemeinen Undenkens, und nur das allgemeine Undenken macht, daß sie alle ihn von sich wegleugnen und seiner sich schämen wie gewisser Verrichtungen, die doch alle verrichten. Der Egoismus ist gut, er ist unser Leben, das Gesetz und das Werkzeug, die Kraft und die Bedingung, die Pflicht und das Glück unsres Daseins — aber dieser Egois» mus, dieses mißbräuchlich angewandte egoistische Bewußtsein mit seiner närrisch

böswilligen moralischen Kritik, dadurch nichts getroffen wird von der menschlichen
Natur und nichts angezeigt über den Beurteilten, sondern nur die Echtheit des
Närrischen und Böswilligen im Urteiler; und daß ihnen der Selbstlaut von der
eigenen Herrlichkeit nicht aussprechbar ist ohne die Mitlauter, wodurch die andern
ausgezischt, herabgewürdigt und gebrandmarkt werden! — Die Politik ist gut, sie
vollführt das wichtigste Geschäft des Egoismus — aber diese Politik, die Larve
in der Linken, die Keule in der Rechten! „Die Grundsätze der Politik, schreibt
Macaulan, sind derart beschaffen, daß der gemeinste Räuber sich scheuen würde,
sie seinem zuverlässigsten Spießgesellen auch nur anzudeuten." — Die Kriege sind
unentbehrlich als letztes Mittel der Politik und werden sein, so lang es Politik
und Egoismus, Ich und Du, Mein und Dein gibt — aber dieser Krieg ist
kein Krieg, keine Politik, kein Egoismus mehr. Seine Praris ist mit nichts ver»
gleichbar, nicht einmal denken kann man hier, wie bei der Politik, an die
Praris der gemeinsten Räuber; wahrlich auch das Kriegshandwerk muß seine
prinzipielle Sauberkeit haben, dann ist immer noch genug Unsauberkeit da»
bei. Dieser Krieg ist wie diese Politik und wie dieser Egoismus; die
Kindlein sind den Papas wie aus dem Gesicht geschnitten! Dieser Krieg und
diese Politik bringen an den Tag, wie dieser Egoismus in Wahrheit be»
schaffen ist. Dieser Krieg soll kein politischer, kein egoistischer Krieg genannt
und nicht unter die Kriege gerechnet werden, sondern in ein« Klasse mit den
Kreuzzügen, mit den Herenverbrennungen, mit den Ketzergerichten, mit den Iuden-
verfolgungen aus religiösen oder rassentheoretischen Motiven, — möchte nur dieser
Krieg den rechten Geschichtsschreiber finden, der noch andres als seine politischen
Folgen und unter höherem als unter diesem oder jenem nationalen Gesichtspunkte
betrachtet, der gar nicht anders Geschichte denken kann denn als Kultur» und
Unkulturgeschichte und über die in der Menschheit sich verwirklichende Vernunft
uttd Unvernunft zu schreiben versteht und auch über diese Zeiten, in denen so
wenig durchschlägt von der Vernunft des Lebens, daß der Sinn der Menschheit
das Hinmorden von Millionen Menschen ist!

Sie sind gebundene Sklaven der Narrheit und des Aberglaubens und denken
nicht; nimmer hätten sie sonst wie dieses allerfurchtbarste Mal ihre Welt dem Haß
und Wahnsinn freigegeben und solche Blutsaat und Giftsaat in die Zukunft gesäet —
vor den Hyänen müßten sie aus Scham sich verkriechen. Oder glaubt man: kein
Einzelner ja hat das gewollt, sie sind alle unschuldig! Man betrachte die Hetz»
und Verleumdungsarbeit der Presse hüben und drüben vor dem Kriege und
während des Krieges und zähle herum in den Ländern, wieviele davon fernbleiben,
sich und die ihrigen mit aller Unschuld, Tugend und Tüchtigkeit zu bekränzen, den
Feinden aber sund schon den wenigen Freimütigen unter ihnen, die anders reden,
als danach sie selber Zunge und Ohren haben) die Narrheit, die schlimme Absickt,
die Lüge und Bosheit zuzuweisen, man sehe bei ihrem erschrockenen Egoismus
ihre unerschrockene Moralkritik, so wird man verstehen: sie sind allesamt schuldig

und mußten's so wollen und machen, ihr Dasein als Menschen ist Schuld und hat
das gewollt und geboren. Wer außerstande, die Gesamtheit in den einzelnen zu
erkennen, mag sich trösten, die einzelnen seien besser als ihre Gedanken. Sie sind
es insofern — und darum bleiben sie liebenswert; darum und weil sie Schmerzen
selber tragen wie andern zufügen — sie sind es, insofern sie, unfähig des Selbst-
bewußtseins, ihre Gedanken nicht verstehen, nicht wissen, was sie wollen,*) und
nicht wissen, was sie tun; sie sind nicht gut und nicht böse, und einzelne tun kleines
Gutes, aber alle tun das große Böse. Nur so wird's getan, indem alle tun und
mittun, keine Sünderund doch Schuldige, tiefher Schuldige allesamt
im Kern des innerlichen Daseins, und müssen zuletzt so leben und sterben, wie
ihre Gedanken es ihnen bereitet haben; ihre Moralkritik, die zu keiner Zeit und
nirgendwo unter ihnen Ruhe hält, jede Gemeinschaft, jede Familie mit Leid und
Iammer füllt, die Engen noch enger machend, so daß sie nicht einmal mehr Glück
und Unglück ihrer Nächsten verstehen, — die menschtierische Moralkritik hat wahr»
lich auch diesen Krieg geschaffen, wohl ihre bisher größte dramaturgische Leistung im
Tragischen, das schönste Stück im ganzen Fortschritt der Menschheit, mit viel mehr
Leichen als in irgendeinem früheren Stücke — die Menschheit hat noch auf lange
hinaus zu arbeiten für die Leichenkosten! — Ihr Egoismus ist gut, und ohne seine
Verbindung mit dem bösen Bruder gäbe es nur unschuldiges Unglück der Men»
schen; kein andres als für die mit mangelhaft gesundem und festem Egoismus. Ihr
Egoismus ist gut, aber nicht gut genug, nicht egoistisch genug, nicht klug genug:
sonst würden sie aus Egoismus die Moralkritik ausspucken; sie ist der Widerspruch
ihrer selbst, sie ist ihre Selbstvernichtung. Ihre moralische Kritik schafft, daß sie
gegeneinander des Teufels Handwerk treiben; sie sind Opferbringer und Opfer;
und wie könnte die große Mörderei sein, wenn sie nicht Mörder wären?! Wie sie
lechzen zu fressen, werden sie gefressen und fressen sich selbst gleich dem Fener;
was sie immer nur dem andern zufügen wollen — dem Fremden, wie sie meinen,
dem Entfernten und Gleichgültigen; denn sie ahnen nicht die Verbnndenheit aller
ursprünglich und auf dem tieferen Grunde und ihnen schlägt nicht das Ge»
w i ss en d es E i n e n — was sie dem andern tun wollen, das tun sie sich selber,
und so müssen sie leiden für ihre Schuld einer durch den andern, jeder
durch alle, allesamt schuldig ihres Leidens. Dos ist ja kein Gebot
der Moral: Was du nicht willst, daß man dir tue, tu du nicht dem andern — das
ist Gebot des Egoismus, welches, infolge der Moralkritik aller, von allen über-
treten und dessen Übertretung an allen bestraft wird und ihren Egoimus stört,
lähmt, in den Abgrund der Schicksale hinunterstürzt.
Freigelöst von der Schuld erscheinen nur die Denkenden, die Klaren auch

') Hegel rechnet zum Schwersten und Größten, was man von einem Menschen sagen könne,
daß er weiß, was er will, — daher am meisten die Volksvertreter sich Wen sollten vor dem
Worte: hinter ihnen stehe der Wille de 3 Volke 3! Verhandlungen der württemb. Landstände 1815,
1816, Hegels Weck XVI, 288.

die Ursache des Krieges Constantin Brunner
über Bedeutung und Leistung der pandemischen Moralkritik, — die wirklich Den»
kenden, die nicht nur da oben im Kopf anders sind wie die Nichtdenkenden, und
Wahrheit nicht nur lieben wie Geizhälse das Geld und moralische Kritik nicht
allein für die doppelte Pest des Egoismus erkennen, wodurch aus ihm enorme
Selbstbelügung und gegenseitige Belügung aller, absurder Hochmut und Empfind
lichkeit auf Geheucheltes, böser Eifer und Verrat wird, sondern die auch selber
vor ihr mit ihrem Egoismus genesen und moralische Kritik nicht mitmachen, nicht
mitmachen. — Man muß wissen und soll sagen, daß die Menschen nicht denken,
und daß sie unberührt bleiben von den teuren Wahrheiten, von der namenlosen,
ins aufgetan Ewige staunenden Süßigkeit und Seligkeit des Denkens, wodurch dem
Denkenden, als durch das tiefste, als durch das einzig wahrhaftige Erlebnis, das
Leben gerichtet und genährt wird; daß sie ausgeschlossen bleiben von der
Gerechtwerdung und von der Einheit mit dem wirklich Wesenhaften, d. h. mit sich
selbst. Das Wort Denken bezeichnet eine von der gewöhnlich menschlichen ver-
schiedene, das ganze Leben und Verhältnis zum Leben durch und durch ändernde
Vewußtseinsfähigkeit und Bewußtseinstätigkeit; und Denken oder Nicht»
denken, kein Mittelstand dazwischen! Das sage ich nicht erst
seit diesem Heute, das zu lehren ist das Werk meines Lebens; und hätte ich anßer
über dieses eine noch über ein zweites Leben zu verfügen, ich wollt' es benützen
wie das erste und dasselbe lehren — zum Segen der ganzen Menschheit; ihr
mit meinen beiden Herzen zu bezahlen, was ich ihr schuldig bin. — Der Denkende
unter den Menschen ist grundanders wie die Menge der Menschen, die denkend
sich wähnt und gut und tugendhaft, obgleich wahr ist, daß sie, statt dem Denken,
vielmehr der Narrheit und dem Aberglauben folgt, und wahr ist, daß die eine Hälfte
dessen, was sie für Tugend hält, aus Egoismus, die andre Hälfte aus Dünkel und
Bösherzigkeit besteht, — „Niemand ist gut denn der alleinige Gott", spricht der
ewig lebendige Christus, das heißt: Güte kommt nur aus der Er-
kenn t n i s l i e b e. Der Denkende ist grundanders wie die Menge der Menschen,
weil er mit seinem Egoismus in einem andern Verhältnis steht — zu Anderem;
in einem andern Verhältnis, welches er schöpferisch sich selber gibt. Er unterscheidet
sich von den übrigen, denen die tiefe Bedürftigkeit des Erkennens und der Selbst»
erkenntnis abgeht und die sich unmöglich verstehen, die sich nicht denken können
darum: weil sie in sich tragen den im Denken nicht vollziehbaren Widerspruch, weil
all ihr Bewußtsein den Widerspruch und den Tod in sich hat; während er sich
versteht und weiß, sichlernt, sein wirklich sich selber gleiches Eines Selbst »nd
damit die ganze Wahrheit lernt und ebendamit die allgemeine Verkehrtheit zu ver-
lernen, zu lassen und zu bekämpfen vermag; und was er infolge davon, infolge
seines leidenschaftlichen schöpferischen Verhaltens gegenüber seinem echten Seelen-
inhalte, über das Maß des gewöhnlichen meuschliäM Könnens hinaus kann —
Eines kann er nicht: Richten! Der Denkende ist denkend das Wirkliche
und das große Ganze dadurch, daß er, entkommen dem Wahn und Verderben

im wüsten menschlichen Elemente der moralischen Kritik; sein Blut reinigend
vom Hochmut auf das Niedrige und sein« Zunge haltend, daß sie das edelste
Glied an ihm sei und nicht das gemeinste (womit ein Ieder es doch
versuchen mag und der Rechte, durch heiligen Entschluß und Zwang über sich
selbst, plötzlich anfangen kann!); die Naturseite seiner menschlichen Eristenz,
seinen Egoismus ergänzend zum Ganzen, zum Einen, durch die große Liebe aus
der Gedankenflut der Ewigkeit; aus diesem Meere lebend und auch die Leiden
seines Lebens emportragend unter die Freuden des Denkens, so daß kein Leid
ein Unglück werden kann und auch das Leid um das Unglück der Menschen das
tiefste Unglück nur bedeute — der geistig Denkende ist denkend dadurch, daß er aus
der Befangenheit, aus dem Gefängnis des relativen Sonderbewußtseins in die
Freiheit des absoluten Wesens erhoben, den Mittelpunkt aller Kraft, wie in sein
eigenes lauteres Her; ergossen, urlebendig fühlt und versteht; nicht zuletzt auch
der Kraft, die Haß erweckt und viele Feinde macht, ohne dieser Feinde Feind
zu sein. Im höchsten Sinne erfährt dies der Denker selber mit seiner Kraft, der
Freie unter den Gefangenen, der Empörer gegen den unsichtbaren Souverän
der Welt, gegen den Popelgötzen, dem die Menschen Kult und Überkult erweisen
dafür, daß er ihnen die Schönheit, die Würde, die Tiefe ihres Daseins zuhüllt
und Leib und Seele zerknechtet: den Bekämpfet der Finsternisse und Gespenster
in ihnen, der sie herausbringen will aus der leeren Täuschung mit einem Nichts
und aus ihrem Totsein gegen das Lebendige, den betrachten sie als ihren Feind;
„gleich Hunden bellen sie an, deu sie nicht kennen," sagt von ihnen und von sich
Herakleitos. Der Denkende, der geistig Schaffende und Befreiende ist immer
ex i11i 8, einer von Denjenigen. Er sieht und sieht kein Wunder, er hört
nur immer die Theaterdirektoren und alle Leute von den Wundern reden. Er hört
den Löwen der Moral nicht brüllen, die Mäuse der Moral laufen ihm nicht die
Beine hoch, mit der Herodias der Moral will er nicht tanzen; er gewahrt nichts
von dem, was sie gewahren, — nicht einmal, wenn er in Deutschland geboren
ward, die Schändlichkeit der Engländer, und eben so wenig, mag er in England
oder sonstwo geboren sein, die Schändlichkeit der Deutschen; trotz dem in der Welt
geschändeten deutschen Namen gewahrt er nichts von ihrer Schändlichkeit. Er ist nicht
richtig geboren oder, was dasselbe ist, ein Iude; er ist kein rechter Mensch. Darum
fehlt ihm, was alle Menschen haben: Moral; und darum ist er, was kein Mensch ist:
ein Egoist. Wie über keinen andern Menschen regiert über den Denkenden, über den
geistig Schaffenden der Egoismus, — sogar der Egoismus seines Werkes. —
Dem Denker gibt Deutschenhaß und Iudenhaß fnrios zu denken und nimmt
ihm die Binde von den Augen, daß die wahre Beschaffenheit der menschlichen
Natur sich zeigt: Deutschenhaß und Iudenhaß deuten wie nichts anderes durch
sich hindurch und über sich hinaus auf das Zusammen und Ineinander von Egois»
mus und Moralkritik in der menschlichen Seele. Keiner versteht Deutschenhaß
und Iudenhaß, der dabei nicht auf die Hassenden sieht wie auf dre Gehaßten;

freilich auch auf die Gehaßten: aber das sind keine Erklärer der Deutschen und der
Iuden, die deren Tun erklärlich machen aus lauter Nutz» und Schmutzmotiven,
gemessen an der eignen Selbstlosigkeit und Reinheit der hassenden Erklärer. Und
dem Deutschenhaß macht der Friede nach diesem Kriege kein Punktum, so wenig
wie die Emanzipation der Iuden dem Iudenhaß; womit nun aber gar
nicht Tatsachen zum Verzweifeln vorgeführt sein sollen. Man höre nur
auf, sie zu beurteilen nach verkehrt kurzsichtigem Blick auf das nächste Gegen»
wärtige, gleichsam auf den immer unruhigen Sekundenzeiger der Geschichte, der
ja gar nicht angibt, wieviel es an der Zeit ist; das tut allein der langsam fort-
rückende Stundenzeiger. Iudenhaß und Deutschenhaß, das sind lange, breite
Sachen in der Geschichte, und bleibt weiter großer Anlaß zum Nachdenken; bei
zwei Fällen ist nun bessere Kenntnis und Rat, als bei nur einem. Der Denker
und denkende Betrachter der Geschichte wird Grund, Lauf, Ziel, Einfluß in das
große menschheitliche Wesen, Lichtwirkung und Schatten, Tagseite und Nacht«
feite des sich wiederholenden Phänomens zu erforschen suchen; dem Kämpfer für
den Getanfen, Kämpfer, nicht von tierischem Haß getrieben, wird aus der Betrach»
tung dieser hochbedeutsamen geschichtlichen Verhältnisse, aus denTiefen ihres Schmer»
z-es und ihrer Freude, neue Himmelskraft und Heldentrotz zukommen. Keines Den»
kers und Kämpfers Arbeit ist verloren; und erlebt er nicht das Glück des Sieges,
so doch das Glück der Schlacht in einem seligen Herzen, worin der Sieg ist!

Dr. Bernhard Münz:

Spinoza und der Krieg.

England ist sich stets in seiner Habgier und Perfidie treu geblieben. Es hat
nie einem andern Staate ein Plätzchen an der Sonne gegönnt, sein ganzes
Sinnen und Trachten war stets darauf gerichtet, die Weltherrschaft an sich zu
reißen. So führte denn auch im Iahre 1664 die schnöde Eifersucht der Engländer
über die Vorteile, die Holland während der letzten vier Iahre zur See errungen
hatte, den Ausbruch eines Krieges zwischen beiden Nationen herbei. Beide Häuser
des englischen Parlaments zeigten sich aus Neid und Haß gegen Holland bereit,
ihrem König die Mittel zum Kriege zu gewähren. Sie beschwerten sich in einer
an den König gerichteten Adresse über Beleidigungen englischer Seefahrer
n»t über die Beeinträchtigung des englischen Handels durch die Holländer und
boten dem König die in jener Zeit ganz unerhörte Summe von 3 500 000 Pfund
an, wenn er den Krieg beginnen wolle. Dieser Krieg erpreßt Heinrich Olden-
burg, dem Sekretär der Royal Society, mit dem Spinoza einen Briefwechsel
unterhielt, in dem Schreiben vom 15. September 1665 den Ausruf: „Es kommt
noch der entsetzlichste Krieg hinzu, der eine ganze Ilias von Übeln nach sich zieht

und nahe daran ist, die ganze Menschheit aus der Welt zu schaffen." Er beklagt es, daß die Triebfeder des Krieges, die Machtvollkommenheit, tierisch, nicht menschlich ist, daß ihm keine Logik zugrunde liegt: „Denn lebten die Menschen nach der Leitung der Vernunft, so würden sie sich nicht so gegenseitig zerfleischen, wie es in aller Offenheit geschieht." Aber er fügt sich in Resignation: das Klagen nütze nichts, es werde, solange es Menschen gibt, Laster geben. Doch e i n Trost ist ihm geblieben: die Laster seien nicht ewig und würden „durch den Eintritt des Guten aufgewogen".

Der einsame Gottsucher nimmt in seiner Zurückgezogenheit zu Voorburg lebhaften Anteil an dem Verlaufe des Krieges. Er schreibt Mitte Iuni 1665 an Bresser: „Über die englischen Dinge höre ich vieles, aber nichts Gewisses. Das Volk hört nicht auf, alles Schlimme zu befürchten, und niemand weiß einen Grund zu finden, warum man der Flotte nicht den Zügel schießen läßt, und wirklich scheinen die Dinge noch nicht im rechten Fahrwasser zu sein. Ich fürchte, daß die Unsrigen allzu gescheit und vorsichtig sein wollen. Schließlich wird ja der Gang der Dinge selbst zeigen, wonach sie im Herzen trachten und was sie unternehmen wollen. Mögen es die Götter zum besten lenken! Was die Unsrigen dort denken und was sie Sicheres wissen, bin ich begierig, von Ihnen zu hören"
Im übrigen findet er sich mit Oldenburg in dem Gefühl der Abneigung gegen die Greuel des Krieges zusammen und fragt in der als Fragment erhaltenen Antwort mit fühlbarer Erregung, wann endlich die Krieger des Blutes satt sein und ausruhen würden, um ihre Kräfte einigermaßen zu erneuern.

So fragt der Mensch in Spinoza, wogegen der beschauliche Denker diese Erregung nur dem Mangel an Erkenntnis zuschreibt; ist doch der Krieg wie alles andere nur eine bestimmte, in die ewige Gesetzmäßigkeit des Seins eingeordnete Zustandsweise der einzigen allumfassenden Substanz, ist sie doch auch „in Gott", und es gilt, sie nur als Naturerscheinung zu begreifen. Es ist unzutreffend, daß der Mensch die Ordnung der Natur zu stören imstande ist, daß er über seine Handlungen eine absolute Macht hat, und von niemandem als sich selbst bestimmt wird. Die Schuld der menschlichen Schwäche liegt keineswegs in einem Fehler der menschlichen Natur, die nur aus Unkenntnis beweint, belacht, verachtet oder wie dies meist geschieht, verwünscht wird, sondern sie ist auf die allgemeine Macht der Natur zurückzuführen. In dieser geschieht aber nichts, was ihrem Fehler zugeschrieben werden könnte; denn sie ist immer und überall eine und dieselbe und ihre Gesetze und Regeln, nach denen alles geschieht und aus einer Gestalt in die andere übergeht, sind überall und immer dieselben. Deshalb kann es nur eine Art geben, die Natur irgendeines Gegenstandes zu erkennen, nämlich durch die allgemeinen Gesetze und Regeln der Natur. Daher ergeben sich die Affekte des Hasses, des Zornes, des Neides usw., an sich betrachtet, aus derselben Notwendigkeit und Vorzüglichkeit der Natur wie alles andere. Sie haben ihre bestimmten Ursachen, durch die man sie erkennen kann, und sie haben bestimmte Eigenschaften.

die dieser Erkenntnio ebenso würdig sind, wie die Eigenschaften irgendeines andern
Dinges, an deren bloßer Betrachtung wir uns erfreuen.
Wenn jener berühmte Spötter des Altertums, Demokritos, der lachende
Philosoph, in unserem Zeitalter gelebt hätte, meint Spinoza in dem obenerwähnten
Schreiben an Oldenburg, er würde wahrlich vor Lachen vergangen sein. „Mich
aber regen diese trüben Ereignisse weder zum Lachen noch zum Weinen, sondern
nur zum Philosophieren an und zur besseren Betrachtung der menschlichen Natur.
Ich glaube nicht das Recht zu haben, die Natur zu bespötteln, und noch weniger,
dieselbe zu beweinen, wenn ich bedenke, daß die Menschen, wie alles andere, nur
ein Teil der Natur sind, und ich nicht weiß, wie jeder Teil der Natur mit dem
Ganzen übereinstimmt, wie er mit dem übrigen zusammenhängt. Ich finde, daß
nur aus solchem Mangel an Erkenntnis mir bisher manches, was ich nur stück»
weise und verstümmelt wahrgenommen habe, und was mit unserem philosophischen
Geist recht wenig übereinstimmt, eitel, zusammenhanglos, absurd zu sein schien."
In solcher Weise betrachtete Spinoza den Krieg, den Holland mit dem,
dem krassesten Militarismus fröhnenden England führte, weltentrückt sud »peci«
a«terui.

Hans Prutz:

Iugenderinnerungen eines Dankbaren/)

V. Dauzig 1863—72.

Als ich in den ersten Tagen des Oktober 1863 meinen Einzug in Danzig
hielt — doch einigermaßen klopfenden Herzens und in banger Spannung, was
für ein Gesicht mir die neue Umgebung und der meiner dort wartende Beruf
zeigen würden —, da war es vor allem der anheimelnde Eindruck der unver-
gleichlich malerischen Stadt mit ihrem ausgesprochen historischen Gepräge, was
mich unwiderstehlich anzog und mit froher Zuversicht erfüllte, es müsse jemandem,
der für die so eindringlich redenden Denkmäler einer großen Vergangenheit
Sinn und Verständnis besaß, doch nicht schwer fallen, in dieser in ihrer Art
einzigen Umgebung heimisch zu werden und sich ein fruchtbares und innerlich be-
friedigendes Leben zu gestalten.
Noch war damals das alte Danzig völlig erhalten, das schon während der
nächsten Iahre den immer mächtiger andringenden Forderungen einer neuen
Zeit manchen charakteristischen Zug opfern mußte und heute nur noch an ein-

>' Veral. „Nord und Süd," Iuli, August. September 1914.

zelnen, meist seitab liegenden Stellen in voller Reinheit zu finden ist. Noch war
die ganze Stadt umkränzt oder eigentlich eingeschnürt von hochragenden Festungs-
werken: die aus tiefen, wassergefüllten Gräben aufsteigenden roten Ziegelmauern
kontrastierten prächtig mit dem helleuchtenden Grün der sich auf ihnen erheben-
den mächtigen rasenbedeckten Wälle, über deren vielfach gebrochenen, hier und da
in gewaltige Bastionen ausladenden Zug hinweg dichtgedrängt die Giebel der
schmalen, in zahlreichen Stockwerken zu beträchtlicher Höhe aufsteigenden Häuser
verheißungsvoll grüßten, scheinbar in buntem Gewirr, tatsächlich aber in lang-
gestreckten Reihen geordnet, wie ein riesiges Spielzeug. Inmitten dieses Giebel-
meers aber, in dem manches fast phantastisch-kühne Architekturstück den Blick
besonders auf sich zog, erhob sich, einem Riesen vergleichbar, der gewaltige Bau
der ehrwürdigen, erinnerungsreichen Kirche zu St. Marien mit ihrem trotz seiner
Unfertigkeit imponierenden massigen Turm. Und von diesem schweifte das
staunende Auge dann zu den übrigen Türmen, die in überraschend großer Zahl
aufragten, bis hin zu dem malerischen Giebel von St. Trinitatis und wieder zu-
rück bis zu dem nächst der Marienkirche mit entzückender Grazie schlank himmelan-
strebenden Rathausturm mit seinem Tag und Nacht nicht ruhenden melodischen
Glockenspiel, und nach der anderen Seite zu dem mit diesem gleichsam wett-
eifernden Turm der Katharinenkirche, und schließlich zu dem Turmstumpf der
einst durch eine Pulvererplosion teilweise zerstörten Iakobikirche, deren Hallen
die reichhaltige Stadtbibliothek bargen. Stieg man dann aber gar die Höhe des
unmittelbar vor der Stadt gelegenen, ebenfalls befestigten Bischofsberges hinan,
so überschaute man nicht nur dieses ganze herrliche Stadtbild mit einem Blick,
sondern konnte das Auge darüber hinausschweifen lassen über das Land ringsum
mit seinen Gärten und Fruchtfeldern, seinen Wäldern und Wiesen, bis hin zu
den leichtgeschwungenen Höhenzügen im Süden und Westen, von wo, in lauschigem
Tal eingebettet, das berühmte Cisterzienserkloster Oliva herübergrüßte, und nach
der anderen Seite hin über die flache Küstenebene, durch die sich wie silberne
Bänder Mottlau und Weichsel schlängelten, bis zur Ostsee und der von ihr ge-
bildeten Bucht, und über diese bis zu der sandigen Halbinsel Hela mit ihren
weithin leuchtenden weißen Dünen und dem an ihrem Ende aufragenden Leucht-
turm.

Im Innern der Stadt konnte man tagelang herumwandern und immer neue
Schönheiten und interessante Altertümer entdecken. Mitten hinein in das fünf-
zehnte Iahrhundert hätte man sich versetzt wähnen können, wenn man durch das
den stolzen Bürgersinn der mittelalterlichen Stadtrepublik verkörpernde Hohe Tor
unter dem Wall hinweg um den mächtigen Stockturm in den wichtigsten und
vornehmsten Teil der Stadt, die „Rechtstadt", d. h. die eigentliche, die „rechte"
Stadt Danzig, eintrat, die Langgasse durchschritt, vorbei an dem damals im
Innern noch nicht restaurierten malerischen Rathaus und der als Börse dienen»
den, schöngewölbten Halle des Artushofs, über den zum Teil noch mit Bäumen

bestandenen Langenmarkt, den Brennpunkt des geschäftlichen Lebens, und dann weiter hindurchschritt unter den stattlichen Wölbungen des an italienische Renaissaneebauten gemahnenden Grünen Tors, über die an beiden Ufern von verkehrsreichen Bohlwerken eingefaßte Mottlau, die von Schiffen aller Art dicht bedeckt war, und so die Speicherinsel erreichte, in deren langen, menschenleeren Straßen sich ein vielstöckiger Speicher an den andern reihte und die damals noch nicht mit brennender Zigarre passiert werden durfte. Die Straßen waren meist eng und entbehrten des Bürgersteigs; denn fast die Hälfte des Raumes zwischen den beiden Häuserfronten beanspruchten die „Beischläge", den hohen Erdgeschossen vorgelagerte, die ganze Hausbreite einnehmende, oft mit mächtigen steinernen Umfriedungen oder kunstreichen schmiedeeisernen Geländern versehene und zuweilen auch noch lauben- oder hüttenartige Bauwerke tragende Terrassen, von denen breitausladende Stufen über den tiefeingeschnittenen Rinnstein hinweg unmittelbar auf den schlecht gepflasterten Straßendamm führten. Das war sehr malerisch, machte aber den Verkehr schwierig und für den Fußgänger gefährlich, wenn die mit vier Pferden bespannten, schwer mit Getreide beladenen Wagen einhergerasselt kamen. Kaum eine Straße gab es damals in den älteren Stadtteilen, wo nicht irgendeine architektonische Schönheit oder historische Merkwürdigkeit die Aufmerksamkeit gefesselt und zum Studium angeregt hätte.
Doch auch das moderne Leben, das sich auf diesem eminent historischen Hintergrund abspielte, bot des Eigentümlichen und Ungewöhnlichen viel. Nicht umsonst war Danzig Iahrhunderte hindurch eine Insel und zugleich eine feste Burg des Deutschtums und des Protestantismus inmitten des westwärts strebenden Polentums und des eroberungslustigen Katholizismus gewesen: auch in der Gegenwart machten sich beide gelegentlich recht bemerkbar und lehrten den Neuling das öffentliche Leben von einer ihm bisher fremden Seite kennen. Das hing wenigstens zum Teil mit den besonderen wirtschaftlichen Verhältnissen zusammen, die sich für Danzig allmählich herausgebildet hatten. Von der hohen Bedeutung, welche die Stadt einst als Vorort des preußisch-livländischen Quartiers der Hansa besessen hatte und welche die Quelle ihres Reichtums gewesen war, hatte der Wandel der Zeiten nur wenig übrig gelassen, ja eigentlich allein den auf der Zufuhr aus Rußland und Polen beruhenden Holz- und Getreideerport nach England und Frankreich und den skandinavischen Ländern, und zwar im wesentlichen noch unter Wahrung der aus jener alten Glanzzeit überkommenen Bräuche und Formen, wie denn z. B. die Getreidepreise an der Börse noch in alten preußischen Mark notiert wurden. In den Sommermonaten kamen, von malerischen, aber meist elend zerlumpten „Flissaken" gesteuert, riesige Holztraften die Weichsel herunter, und längs deren Ufer lagerten dann unter notdürftigen Zelten die fremdländischen Gestalten der Schiffer, die gewaltige Massen russischen Getreides desselben Wegs herangeführt hatten, bei ihrer kostbaren Fracht, die, zu Bergen aufgeschüttet, der Reinigung und Bearbeitung zum Zweck der Ausfuhr harrte, mit

großen Plänen kaum notdürftig gegen Wind und Regen geschützt. Manche ganz erotisch anmutende Szene bot sich dann auf dieser sogenannten „Pscharapka" dem abendlichen Spaziergänger, wenn die russischen und polnischen Floßer und Schiffer, um lodernde Feuer gelagert, sich beim Klang ihrer einfachen Fiedeln mit Gesang und Tanz erlustigten: ein junger Danziger Maler polnischer Abkunft, Stryowski, hat diesem eigentümlichen Treiben reizende Motive zu ansprechenden Bildern entnommen. Einen Importhandel aber gab es auch damals in Danzig eigentlich nicht, und von de» Getreide und Holz zu laden kommenden Schiffen brachten die meisten nur Ballast. Einst mit Recht als das „nordische Venedig" gepriesen, war Danzig allmählich zurückgeblieben, und zwar nicht bloß in bezug auf seinen Handel. Aber eben damals war man dessen inne geworden und ging daran, das Versäumte nachzuholen, damit die altberühmte Stadt den Anforderungen der neuen Zeit genügen und auch unter den von dieser gegebenen ganz veränderten Bedingungen einen ihrer großen Vergangenheit entsprechenden Platz einnehmen könnte. Boten doch Geist und Sinn der Bürgerschaft volle Gewähr für das Gelingen solchen Bemühens.

In dieser lebte noch etwas von dem alten hanseatischen Geist: sie war stolz auf die große Vergangenheit ihrer Stadt, pflegte pietätvoll die Erinnerung daran und entnahm aus ihr, indem sie die Gegenwart daran maß, den Antrieb und die Kraft zu dem längst nötig gewordenen Neubau. Ohne einen für manchen schmerzlichen und daher auch von manchem hartnäckig bekämpften Bruch mit dem Altüberkommenen und deshalb als unantastbar Angesehenen war ein solcher freilich nicht möglich. Ihn energisch und doch ohne Härte durchzuführen, bedurfte es einer kraftvollen Hand und eines überlegenen Geistes, der, unbeirrt durch den begreiflichen Widerstand der Vertreter des Alten, das klar erkannte und sicher erfaßte Ziel fest im Auge behielt und widrigen Strömungen zum Trotz darauf lossteuerte. Es durfte wohl als ein Beweis angesehen werden für die neuerdings mächtig gestiegene Bedeutung, die in jenen Iahren erbitterter innerpolitischer Kämpfe das Bürgertum in Preußen gewonnen hatte, daß aus den Reihen der im Staatsdienst besonders bewährten, aber um ihrer politischen Richtung willen beiseitegeschobenen höheren Beamten eben damals eine beträchtliche Anzahl von Männern hervorging, welche, an die Spitze großstädtischer Gemeinwesen berufen, durch ihre bahnbrechende organisatorische Tätigkeit eine neue Ära blühenden städtischen Lebens heraufführten. Es genügt, an die Oberbürgermeister Seydel von Berlin, Hobrecht von Breslau und andere zu erinnern, denen bis auf die Gegenwart würdige Nachfolger nicht gefehlt haben. Diesen hochverdienten Bahnbrechern und Organisatoren der zu einem ganz neuen, hochwichtigen Faktor in dem Staats- und Wirtschaftsleben aufsteigenden städtischen Selbstverwaltung war auch Leopold von Winter zuzuzählen, der unlängst an die Spitze der Stadt Danzig berufen worden war.

Westpreuße von Geburt und bei Kulm an der Weichsel begütert, hatte Herr

von Winter während der „neuen Ära" als Mitarbeiter des Ministers des In-
nern, Grafen Schwerin, namentlich bei der Durchsetzung der im Herrenhaus«
heftig bekämpften neuen Kreisordnung eine hervorragende Rolle gespielt und
dann als Polizeipräsident von Berlin eine weithin sichtbare Stellung mit Aus-
zeichnung eingenommen, aus der er dann aber nach dem Hereinbruch der Kon-
fliktszeit, wie es hieß, durch eine reaktionäre höfische Intrige verdrängt worden
war. Ein für gewöhnlich wortkarger, aber warmherziger Mann, von klarem und
weitschauendem Blick, seiner ganzen Natur nach mehr zum Kampf berufen als
zu friedlicher Alltagsarbeit, und dann von überlegener Schlagfertigkeit und sieg-
reicher Beredsamkeit, dabei von gewinnenden Formen, hatte er bald einen Kreis
von Danziger Bürgern um sich gesammelt, die von der Reformbedürftigkeit ihrer
zurückgebliebenen Stadt überzeugt und den von ihm gewiesenen Weg zu gehen
bereit waren. Dreierlei, so sollte von Winter bei Antritt seines Amtes vor
den Stadtverordneten ausgeführt haben, gelte es Danzig zu schaffen: gesunde
Lebensbedingungen durch Zuführung von Trinkwasser und Kanalisation, — um
die dringende Notwendigkeit dieses Programmpunktes zu begreifen, muß man
wissen, daß es in Danzig bisher eine trinkbares Wasser spendende Quelle über-
haupt nicht gab, man vielmehr angewiesen war auf Wasser, das an einigen,
obenein nichts weniger als einwandfreien Stellen außerhalb der Stadt ge-
faßt und in Tonnen herumgefahren und unter lautem Geklingel zu
Kauf ausgeboten wurde! —, dann eine genügende Anzahl gut ausgestatteter
Elementarschulen und endlich die Herstellung des alten Handelsweges nach Polen
durch den Bau einer Bahn nach Warschau. Wer Sinn und Verständnis für
das öffentliche Leben besaß, konnte nur mit dem größten Interesse und reichster
Belehrung Zeuge des mächtig bewegten Lebens sein, das die bisher so stille und
gewissermaßen auf ihren Lorbeeren schlafende Stadt nun bald erfüllte. Zwar
fehlte es nicht an heftigen Kämpfen, und gelegentlich hallte der „rote Saal" des
Rathauses, in dem die Stadtverordneten tagten, von stürmischen Debatten
wider: aber bald hatte das neue Regime eine große Anzahl überzeugter und
eifrig mitarbeitender Anhänger gewonnen und machte sich mit deren Hilfe den
Weg zum Ziel vollends frei. Große Verdienste erwarb sich dabei namentlich
der als Bürgermeister Herrn von Winter beigeordnete Dr. Heinrich Lintz, ein
Mann von souveräner Schärfe des Verstandes, unbeirrbarer Klarheit des Urteils,
ein Meister des Worts in Schrift und Rede, und dabei von unverwüstlicher
Arbeitskraft und den gewinnendsten Formen. Nicht mit Unrecht bezeichnete man
ihn als den „Gneisenau" des „Blücher" von Winter. Das Verhältnis der
beiden Männer zu der gemeinsam unternommenen großen Reformarbeit wurde
durch diesen Vergleich treffend charakterisiert.

Als der erste von Herrn von Winter persönlich an das ihm besonders am
Herzen liegende städtische Gymnasium berufene Lehrer und von meinem Vater
dem ihm von Berlin her bekannten Bürgermeister Lintz empfohlen, fand ich in

den Häusern beider die denkbar freundlichste Aufnahme und von da aus Eingang
in die rege und anregende Geselligkeit, in deren Mittelpunkt beide standen, und
die in ihren einfachen und soliden Formen den guten alten patrizischen Geist
hanseatischer Gastfreundschaft bewahrt hatte. So konnte ich auch als nahe-
stehender und wohlunterrichteter Zuschauer einen lehrreichen Blick tun in den
inneren Verlauf des großen Erneuerungsprozesses, den die alte Hansastadt in
den nächsten Iahren durchmachte und der mit der Durchführung des von
Winter'schen Programms endete und so die Bedingungen neuen Gedeihens für
dieselbe schuf. Schon nach wenigen Iahren besaß die Stadt eine große Anzahl
lichter und luftiger, in jeder Hinsicht auf das beste ausgestatteter Volksschulen.
Unter dem Eindruck der furchtbaren Verheerungen, welche 1866 die von den
heimkehrenden Truppen aus Böhmen eingeschleppte Cholera infolge der vorwelt-
lichen sanitären Verhältnisse in allen Schichten der Bevölkerung anrichtete,
wurde der lange heiß umstrittene Plan zur Schaffung einer Wasserleitung und
Herstellung einer Kanalisation mit rühmlicher Energie in verhältnismäßig
kurzer Zeit durchgeführt — ein wahrhaft epochemachendes Werk, obenein das
erste der Art auf dem Kontinent, das daher zum Muster und Vorbild für alle
späteren Anlagen der Art wurde, und als ich nach neun glücklichen und für mich
unendlich gewinnreichen Iahren Danzig verließ, schwebten gerade die Verhand-
lungen mit der russischen Regierung, die das Zustandekommen der Eisenbahn von
Danzig über Marienburg nach Mlawa und von dort nach Warschau sichern
sollten und auch bald zu befriedigendem Abschluß kamen. Hat dieselbe schließlich
das nicht ganz gehalten, was man sich von ihr versprochen hatte, so ist daran wohl
vor allem der durchgreifende Wandel schuld gewesen, der in der Folge in der
Handelspolitik sowohl Deutschlands wie Rußlands eintrat.

Auch zur Orientierung in dem politischen keben der Gegenwart bot Danzig
damals besonders günstige Gelegenheit. Die im allgemeinen entschieden liberale
Bürgerschaft nahm lebhaften Anteil an den Kämpfen der Konfliktszeit. Sie be-
fand sich darin sogar in einer besonders vorgeschobenen Stellung, seit Herr
von Winter bald nach seinem Amtsantritt den zu einer Truppeninspektion er-
schienenen Kronprinzen durch eine bedauernde Äußerung über die soeben er-
schienene berüchtigte Preßordonnanz vom 1. Iuni 1863 zu der Bemerkung ver»
anlaßt hatte, er habe von dieser Maßregel keine Kenntnis gehabt und sei unbe-
teiligt daran, — was freilich einer Mißbilligung der Regierungsmaßregel
ziemlich gleichkam. Bekanntlich gab dieses Gespräch den Anlaß zu einem heftigen
Konflikt zwischen dem Prinzen und seinem Königlichen Vater, der darin eine
strafbare Auflehnung gegen seine Politik erblickte und von Bismarck, nach dessen
eigenem Bericht (Gedanken und Erinnerungen I, S. 316), nur mit Mühe von
den strengsten Maßnahmen abgehalten wurde. Der Danziger Magistrat aber
und die hinter ihm stehende Bürgerschaft waren für lange Zeit der ausgesprochenen
königlichen Ungnade verfallen, was ihnen auch, wie es hieß, noch ausdrücklich

eröffnet wurde. Das Iahr 1866 freilich führte auch darin einen erfreulichen Wandel herbei. Nur dem Oberhaupt der Stadt selbst hat auch Kaiser Wilhelm jenen Zwischenfall niemals vergessen: noch nach Iahren, als Herr von Winter zum Oberbürgermeister von Berlin gewählt war, erklärte er auf seine vertrauliche Anfrage, er werde ihn nicht bestätigen, weil er sich zwischen ihn und seinen Sohn zu stellen versucht hätte, — worauf derselbe den an ihn ergangenen Ruf ablehnte.

In dem politischen Leben der Stadt, das seit der erlösenden und klärenden Krisis von 1866 einen frischen Aufschwung nahm, noch wenig gestört von den sich erst allmählich sammelnden Sozialdemokraten auf der einen und von den Katholiken von der Farbe des Zentrums auf der anderen Seite, trat, je länger je mehr als leitende Persönlichkeit und als Mann der Zukunft der liebenswürdige Heinrich Rickert hervor, der Redakteur der von ihm zu großem Ansehen gebrachten „Danziger Zeitung". Ausgegangen, wenn ich nicht irre, von den Naturwissenschaften, hatte er sich ein weit umfassendes Wissen erworben, namentlich auch auf dem Gebiete der Volkswirtschaft, und im Dienste der Gemeinde als Stadtverordneter und als Stadtrat ungewöhnliche Umsicht und hervorragendes Organisationstalent entwickelt, die sich namentlich in der von ihm angeregten und durchgeführten Umgestaltung der städtischen Armenpflege glänzend bewährt hatten. Eine konziliante Natur, auch im politischen Kampf durchaus sachlich und kein Prinzipienreiter, sondern gewillt und fähig, den gegebenen Verhältnissen Rechnung zu tragen und möglichst die guten Seiten abzugewinnen, wuchs Rickert sich in der Folge zu wahrhaft staatsmännischer Leistungsfähigkeit aus und hat als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, des norddeutschen und dann des deutschen Reichstags während der nächsten Iahre eine hervorragende Rolle gespielt. Wie unbeirrbar sachlich er blieb, und wie sehr er daher auch der politischen Gegner Achtung genoß, bewies die Tatsache, daß, als 1876/77 bei der Neugestaltung der preußischen Verwaltung die Trennung der Provinz Westpreußen von Ostpreußen beschlossen wurde, gerade die ihm entgegentretenden Abgeordneten der letzteren Rickert zum Landeshauptmann wählen ließen, in der Überzeugung, das schwierige Geschäft der Auseinandersetzung zwischen den beiden so lange verbunden gewesenen Landesteilen keinem Gerechteren anvertrauen zu können.

Anregung also der mannigfachsten Art und der allgemeinen Bildung zugute kommenden Stoff in Hülle und Fülle bot das Danziger Leben vom ersten Tage an. Und wieviel davon wurde dem Empfänglichen und die kostbare Gelegenheit wahrzunehmen Bestrebten auf dem bequemen Wege angenehmen geselligen Verkehrs geboten! Nicht als ob die Politik und die naturgemäß im Vordergrund des allgemeinen Interesses stehenden städtischen Angelegenheiten dabei allein den Stoff für die Unterhaltung abgegeben hätten: auch der Wissenschaft, der Literatur und der Kunst wurde lebhafte Teilnahme entgegengebracht und manche Stunde

angeregter Unterhaltung gewidmet. Da trugen natürlich die hochgebildeten
Frauen der Tanziger Gesellschaft das Ihre dazu bei, von denen manche es liebte,
die Vertreter dieser Gebiete zu lebhaftem Meinungsaustausch an ihrem gastlichen
Tisch zu vereinigen. Auch unter ihnen fehlte es nicht an originellen und be-
deutenden Erscheinungen. Eine solche war namentlich die lebhafte Frau Ober-
bürgermeister Henriette von Winter, die Tochter des berühmten Berliner Sta-
tistikers und Nationalökonomen Wilhelm Dieteriei (1790—1859) und Schwester
des Orientalisten Dieteriei, dem ich später in Berlin mehrfach begegnete, und
durch ihren Großvater, den Drucker und Verleger Dieteriei, mit der Familie
meines Freundes Theodor Toeche-Mittler verwandt. So wenig sie den Tod des
einzigen, hoffnungsvollen Knaben, den sie ihrem Gatten geschenkt hatte — er
starb in der ersten Zeit des Danziger Aufenthalts — je zu verschmerzen ver-
mochte, so unwiderstehlich kam doch immer wieder ihr lebhaftes, fast übersprudeln-
des Temperament zum Durchbruch, und zwar nicht selten in fast derben, echt
berlinischen Formen: je wohler ihr war, um so unverfrorener erging sie sich in
ihrem heimatlichen Berliner Iargon und erregte, namentlich bei den ihr wenig
genehmen offiziellen Repräsentationsfsten, nicht selten Kopfschütteln oder wohl
gar Anstoß durch die Naturwüchsigkeit ihrer fast burschikosen Äußerungen. Wie
manchesmal hat sie mich, den sie besonderen Vertrauens würdigte, dann mit den
Worten beiseite genommen: „Na, kleener Prutz, nun lassen Sie mal die ollen
Stadtväter und kommen Sie ein vernünftiges Wort mit mir reden." Daß ihr
nicht vergönnt war, in dem Berliner Rathaus gleichsam als Herrscherin durch
die Festräume „mit de Schleppe zu rauschen", hat die bei alledem durchaus gut-
herzige Frau niemals verschmerzt. Sie kontrastierte stark mit ihrer Kollegin,
der Frau Bürgermeister Lintz, einer überaus vornehmen und gemessenen Dame,
einer Schwägerin des Züricher und später Heidelberger Philologen Hermann
Koechly (1815—1876), die in Gemeinschaft mit dem vortrefflichen Gatten ihrem
Hause durch behagliche Natürlichkeit und sich anspruchslos gebenden Geist eine
besondere Anziehungskraft verlieh. Wie viel schöne Stunden durfte ich gerade
in diesem verbringen, und welche Freude war es mir daher, die verehrte Frau,
deren hochverdienter, Gatte seinem Wirkungskreise durch unheilbare Krankheit
vorzeitig entzogen und in Baden-Baden gestorben war, nach langen Iahren dort
als ehrwürdige Greisin begrüßen zu können.

Es würde zu weit führen und könnte Fernerstehende kaum interessieren,
wollte ich alle die Persönlichkeiten schildern, deren Bilder mir in der Erinnerung
an die verheißungsvollen Danziger Anfänge vor Augen treten: noch heute werden
die Namen eines Bischof, Goldschmidt, Damme usw. in Danzig einen guten
Klang haben, obgleich längst eine andere Generation an die Stelle ihrer damals
auf der Höhe des Lebens stehenden Träger getreten ist. Auch nur ganz allgemein
möchte ich des Kreises von Männern der verschiedensten Berufsarten gedenken,
der sich gegen Abend in „Walters Hotel" zu einem Glase Bier zusammenfand und

im Anschluß an die Tagesereignisse die Fragen des städtischen und staatlichen Lebens freimütig erörterte und in dem auch mir gelegentlich ein Platz eingeräumt wurde, wie des Stadtgerichtsdirektors Mehler und seines schweigsamen Sohnes, eines verdienten Mathematikers und Verfassers des damals als Schulbuch weitverbreiteten Leitfadens für den mathematischen Unterricht, des Iustizrats Breitenbach, des Vaters des derzeitigen preußischen Ministers der öffentlichen Arbeiten, des Provinzialsteuerdirektors Hellwig, des Sprosses einer bewährten Veamtenfamilie, die namentlich im auswärtigen Dienst Hervorragendes geleistet hat, u. a. m. Blieben die dort angeknüpften Verbindungen auch nur oberflächliche, so trugen sie doch dazu bei, mich mit dem in den führenden Kreisen der Bürgerschaft herrschenden Geist bekannt zu machen, und gewährten so manche Anregung, die mir auch in meinem amtlichen Wirken zugute kam, dasselbe erleichterte und fruchtbar machte.
Denn hierin vornehmlich offenbarte sich der schöne, im besten Sinne des Wortes patriarchalische Geist, den die Bürgerschaft der alten Hansastadt sich als kostbares Erbe von den Vätern her bewahrt hatte, daß sie, obgleich bei der Mehrzahl infolge ihres kaufmännischen Berufs die materiellen Interessen im Vordergrunde standen, doch auch den Vertretern der Wissenschaft achtungs- und verständnisvoll begegneten und sie gern als gleichberechtigte Mitarbeiter an dem Gemeinwohl zuließen. Auch auf diesem Gebiet blickte Danzig auf eine verdienstvolle Vergangenheit zurück und hatte mehr als einen Namen aufzuweisen, dessen Träger seinerzeit über das städtische Weichbild und die Grenzen Westpreußene hinaus Bedeutung gewonnen hatte. Reichlicher als sonst in Städten, wo sich alles um Handel und Seefahrt dreht, waren daher dort auch die Hilfsmittel vorhanden, deren man zu ersprießlicher wissenschaftlicher Fortarbeit bedurfte. Die Stadtbibliothek barg nicht nur manche wertvolle Handschrift und manch bibliographische Kostbarkeit, sondern war auch mit neuerer Literatur, namentlich im Gebiete der Geschichte, vortrefflich versehen. Auch ließ das neue Stadtregiment es sich angelegen sein, sie durch reichliche Zuwendungen auf einen Standpunkt zu bringen, der selbst weitergehenden Ansprüchen genügen konnte und wissenschaftliche Arbeiten ermöglichte. Um sie erwarb sich der eben damals neu mit ihrer Leitung betraute Prediger August Bertling große Verdienste, ein Mann von Vielseitiger Bildung und weitausgreifenden literarischen Interessen, der nachmals als Archidiakonus zu St. Marien als erster Geistlicher seiner Vaterstadt, auf einem bereits von mehreren seiner Vorfahren eingenommenen Platz, mit Auszeichnung gewirkt hat. Verständnisvoll unterstützt wurde er dabei von Dr. Wilhelm Mannhardt (1831—1880), der, ein Schleswiger von Geburt, aber bereits als Kind mit dem Vater, dem Prediger der Mennonitengemeinde, nach Danzig gekommen war und dort seine Bildung empfangen hatte. Trotz unheilbarem, ihn dauernd behinderndem und zeitweise geradezu quälendem Leiden — er litt seit seinem siebenten Iahr an einer ihn auch äußerlich immer mehr ent-

stellenden Verkrümmung des Rückgrats — war der kleine, jammervoll verwachsene und im Sprechen immer bald nach Atem ringende Mann unermüdlich und mit wachsendem Erfolge tätig im Dienste der deutschen Sagenforschung, indem er die vielfach nur noch im Munde des Volkes und in alten Bräuchen fortlebenden kostbaren Reste einst vorhandener Schätze durch planmäßige, großzügig organisierte und unter persönlichen Opfern durch Zehntausende von Fragebogen arbeitende Sammlung der drohenden Vergessenheit zu entreißen suchte, um sie wissenschaftlich zu bearbeiten. Welch reicher Gewinn da zu mackfen war, lehrte bereits die als Probe des geplanten Werks erschienene, zu überreichen Ergebnissen führende Abhandlung „Roggenhund und Roggenwolf" (Danzig 1865; 2. Auflage 1867), und dann die folgende Studie über „Die Korndämonen" (Danzig 1868). 'Die dadurch erweckten hohen Erwartungen wurden vollkommen gerechtfertigt durch das später (1875—77) erschienene Hauptwerk „Wald- und Feld-Kulte", dessen erster Band den Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarn behandelt, während der zweite ähnliche Wald- und Baumkulte aus nordeuropäischer Überlieferung erläutert. Es sichert Mannhardt für alle Zeiten einen Ehrenplatz unter den deutschen Sagenforschern und läßt immer von neuem bedauern, daß es ihm nicht vergönnt war, seine Arbeit in dem geplanten Umfang durchzuführen. In diesem kleinen, verkrüppelten Mann, der immer nach einigen Schritten keuchend stehen bleiben mußte, und vor dem die Fischerweiber und Kinder, als er auf der Danzig so nahen und doch so weltentlegenen Halbinsel Hela nach Sagen, Aberglauben und alten Bräuchen forschte, erschreckt davonliefen, weil sie ihn für einen der „Untererschken" d. i. Unterirdischen hielten, deren geheimnisvollem Treiben er nach ihrer Meinung nachging, lebte ein liebenswürdiges und heiteres Gemüt, das alles körperliche Leiden nicht zu verbittern vermochte, und ein reger, beweglicher und oft witziger Geist, die auch in Gedichten ansprechend zum Ausdruck kamen und festliche Gelegenheiten durch manch treffliches Wort zu verschönen wußten.

Eines besonders wichtigen und wirksamen Rückhalts erfreuten sich in Danzig von altersher die Naturwissenschaften in der „Naturforschenden Gesellschaft". Sie hatte ein eigenes Haus, welches ihre wertvollen Sammlungen, einen Sitzungssaal und Arbeitsräume enthielt, während in dem es krönenden Turm sich eine wohlausgerüstete Sternwarte befand, in der ein von der Gesellschaft angestellter Astronom regelmäßige Beobachtungen machte. Die Fachleute und sonstigen Interessenten fanden sich zu regelmäßigen Sitzungen zusammen, auch gab die Gesellschaft Schriften heraus, die manchen wertvollen Beitrag enthielten. Freilich hielt Danzig auch da eigentlich nur die ruhmvollen Traditionen seiner Vergangenheit hoch. War doch der Danziger Kaufmann, Schöffe und Ratsherr Iohannes Hevelius (latinisiert aus dem in Danzig noch fortlebenden Hevelke) (1612—87) einer der bedeutendsten Astronomen seiner Zeit gewesen. Aus eigenen Mitteln hatte er sich ein leistungsfähiges Observatorium eingerichtet und er-

folgreich benutzt in einer Zeit, wo es weder in London noch in Paris eine Sternwarte gab: selbst Ludwig XIV. hatte sich beeilt, ihn durch eine Iahrespension auszuzeichnen. Wichtig für das Gedeihen der „Naturforschenden Gesellschaft" war aber auch die enge Verbindung mit der zu epochemachender Blüte gedeihenden neuen mathematisch-physikalischen Schule, die an der benachbarten Königsberger Universität durch Bessel, Neumann u. a. heraufgeführt wurde. Aus dieser war als einer der ersten Karl Theodor Anger (1803—58) hervorgegangen, den die Gesellschaft als Astronomen berufen und der nachmals als Professor der Mathematik an dem städtischen Gymnasium gewirkt hatte. Nicht unwesentlich endlich für die Erzeugung einer höheren Spannung der geistigen Atmosphäre in Danzig war auch die Wirksamkeit der, wenn ich nicht irre, seit Anfang der vierziger Iahre bestehenden „Literarischen Gesellschaft", der Gründung des in jungen Iahren in Danzig heimisch gewordenen Rechtsanwalts Iustizrat Dr. Wilhelm Martens, eines liebenswürdigen, noch im hohen Alter sprudelnd lebhaften und warmherzigen Mannes voll frischester Empfänglichkeit für jede geistige Bestrebung: er hatte 1815 als Freiwilliger mitgefochten, hatte, politisch ein begeisterter Patriot altpreußischer Richtung, im Frankfurter Parlament gesessen und wurde unter dem Einfluß des Umschwunges von 1866 als Vertreter Danzigs in den Norddeutschen Reichstag entsandt. Den monatlichen Sitzungen der „Literaria", in denen die wissenschaftlich tätigen Mitglieder aus ihrem Studiengebiete Vorträge hielten, folgte regelmäßig ein zwangloses geselliges Zusammensein bei einem einfachen Mahle und einem Glase Wein. Auch in diesem angeregten und anregenden Kreise wurde ich bald heimisch und hatte die Freude, mit meinen dort vorgelegten Arbeiten aus meinem sich rasch erweiternden Studiengebiet allezeit ermunternden Beifall zu finden.

VI. Lehren und Lernen.

Es gehörte freilich ein hoher Grad von jugendfrischer Empfänglichkeit und eine sich schnell konzentrierende und ihrer selbst gewisse Arbeitskraft dazu, um sich dieser Fülle verschiedenartiger und dabei nachhaltig wirkender Anregungen hinzugeben und daneben doch den nicht geringen Ansprüchen des neuen Amtes zu genügen und sich in der von diesem gebotenen Umgebung eine gesicherte und freundlich anerkannte Stellung zu erwerben. Daß mir beides schnell und fast über Hoffen gut gelang, verdankte ich nicht sowohl meinem, durch eine glückliche Begabung erleichterten redlichen Bemühen, als dem ermutigenden Wohlwollen meiner Vorgesetzten und Kollegen, in deren Kreis ich mich bald einlebte und je länger je mehr zu vertrauensvollem Zusammenarbeiten gewöhnte.

Auch das städtische Gymnasium in Danzig blickte auf eine ruhmreiche Vergangenheit zurück, und die mit der Obhut darüber Betrauten ließen es sich angelegen sein, es auf entsprechender Höhe zu halten, wenn es auch natürlich nicht mehr wie ehemals als „akademisches Gymnasium" eine Art von städtischer Uni-

versität im kleinen vorstellen konnte. Unter den Rektoren, die es geleitet, und den Professoren, die an ihm gelehrt hatten, fehlte es nicht an berühmten Namen, denen auch die Geschichte ihrer Wissenschaft einen Ehrenplatz eingeräumt hat. Von ersteren sei hier nur des berühmten Philologen August Meineke (1792 bis 1870) gedacht, der, bisher Lehrer an dem Konradinum in dem benachbarten Ienkau, 1817, erst 25jährig, an seine Spitze gestellt und mit seiner zeitgemäßen Reorganisation betraut war und diese Aufgabe unter dem lauten Beifall der gesamten Bürgerschaft glänzend gelöst hatte, um dann 1826 einem Ruf an die Spitze des Ioachimsthaler Gymnasiums in Berlin zu folgen, welche Stellung er, auch als Forscher erfolgreich tätig und seit 1830 Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, bis 1857 bekleidete. Dem Lehrerkollegium hatte der zu den größten Hoffnungen berechtigende, aber früh verstorbene Philologe August Pflugk (1803—39) angehört, später einige Zeit auch der junge Karl Lehrs (1802—78), der nachmals berühmte Königsberger Homerforscher, und späterhin der aus Danzig selbst gebürtige Ioachim Marquardt (1812—82), hochverdient nm die römische Altertumswissenschaft, bis zu seiner Berufung nach Gotha. Aber auch unter den Kollegen, in deren Kreis ich eintrat, erfreuten sich einige in der gelehrten philologischen Welt eines guten Rufs, wie der früh gealterte, gutherzige Gottfried Roeper, nicht selten belächelt als Urbild des zerstreuten und meist zu spät kommenden, unpraktischen Professors, aber ein Mann von weitumfassender Gelehrsamkeit, bei dem man in philologischen Dingen sicher war, fördernde Auskunft zu erhalten, der aber freilich auch in übertriebener Gutmütigkeit bei der Beurteilung der lateinischen Abiturientenarbeiten für jede ungewöhnliche und eigentlich als Fehler zu bezeichnende Wendung aus irgendeinem weltentlegenen Autor einen Beleg beizubringen wußte, um sie als entschuldbar darzustellen, und dann Mareus Stein, der verdiente Herausgeber des Herodot, der eben damals von einer einjährigen Studienreise durch die Bibliotheken Italiens heimkehrte, zugleich ein vortrefflicher Lehrer, mochte da auch zuweilen seine etwas gespreizte Selbstgefälligkeit befremden. Aber auch von den Amtsgenossen, die nicht wissenschaftlich produktiv waren, hatte doch jeder ein Gebiet, dem er, von früher her damit vertraut, dauernd besonderes Interesse zuwandte und seine oft knapp gemessenen Mußestunden in erhebender und geistig erfrischender wissenschaftlicher Beschäftigung widmete. Bleibt doch der immer erneute Kontakt mit der sich unausgesetzt verjüngenden Wissenschaft allezeit der beste Iungbrunnen für den Schulmann. Er bewahrt ihn am sichersten vor verfrühter Einseitigkeit und geistiger Verknöcherung, die sich aus der alljährlichen Wiederholung desselben Lehrstoffs so leicht ergibt. Dafür war das damalige Lehrerkollegium am Danziger Gymnasium ein lebendiger Beweis, und auch in seinem Kreise habe ich die Wahrheit dieses nicht überall im Gedächtnis gehaltenen und angewandten Satzes an mir selbst segensreich erfahren. Das ergab über die so leicht eintönig werdende und dann ermüdende amtliche Berufstätigkeit hinaus mancherlei anregende Be-

Ziehungen und veranlaßte selbst während der Unterrichtspausen in dem Sprech-
zimmer einen Austausch, der den Gesichtskreis des einzelnen erweiterte und zu-
gleich eine geistige Gemeinschaft entstehen ließ, die der amtlichen Tätigkeit aller
zugute kam. Von handwerksmäßigem Schulmeistertnn, war hier nicht die Rede,
vielmehr wurden gerade die Traditionen des akademischen Gymnasiums hochge-
halten und in Erkenntnis ihres Wertes gepflegt.
Leiter der Anstalt w«r damals Wilhelm Engelhardt, irre ich nicht, ein ge-
borener Berliner, ein kleiner, zierlicher Herr, aber stets bemüht, seinem Auftreten
etwas Feierliches zu geben. Er galt für einen guten Gräcisten und besonders
gründlichen Kenner Platos, mochten auch seine wissenschaftlichen Leistungen auf
einige Programmabhandlungen über die Anakoluthe bei dem großen Philosophen
beschränkt geblieben sein: er war also wohl kein großer Gelehrter. Noch weniger
freilich war er ein großer Pädagoge, wohl aber liebenswürdig und wohlmeinend,
nur nach mancher Ansicht allzu rücksichtsvoll gegenüber Söhnen hochgestellter
Väter: er imponierte Lehrern so wenig wie Schülern, war aber von ihnen allen
gern gesehen und gebührend respektiert, mochte man sich auch gelegentlich einen
gutmütigen Scherz über gewisse kleine Schwächen erlauben, die ihm anhafteten,
in denen er sich aber, wie es schien, besonders gefiel. Wie stolz war er z. B.
darauf, es seinem großen Lehrer Gottfried Herrmann gleichzutun, indem er, wie
dieser, der nicht selten direkt vom Spazierritt, noch mit der Reitpeitsche in der
Hand das Katheder bestiegen hatte, auf einem wohlgenährten, frommen Schimmel
der Reitkunst huldigte. Seine besondere Passion war die Musik, wie er denn
auch dem Gesangunterricht besondere Sorgfalt zuwandte und den Übungen der
Chorklasse regelmäßig beiwohnte, um sich bei ihm besonders lieben oder zu
Herzen gehenden Stücken immer von neuem in Tränen der Rührung oder des
Entzückens zu ergießen. Das alles ersetzte aber freilich nicht den oft recht sehr
empfundenen Mangel einer von sicherer pädagogischer Einsicht geleiteten festen
Hand, deren eine solche Anstalt auf die Dauer doch nicht entraten kann, ohne
Schaden zu leiden oder doch wenigstens trotz äußerlicher Wahrung der Korrekt-
heit innerlich in Schwierigkeiten zu geraten.
Im besonderen war von einer systematischen und auf festen Grundsätzen
fußenden Anleitung der jüngeren Kollegen zu sachgemäßer und ersprießlicher
Erfüllung ihres verantworrungsreichen Berufs nicht die Rede. Heutzutage dagegen
werden dieselben nach bestandener wissenschaftlicher Prüfung auf zwei Iahre —
die sogenannten Seminarjahre — einem bei der vorgesetzten Behörde in dem
Geruch besonderer schulmännischer Erfahrung und pädagogischer Weisheit stehen-
den Direktor in die Lehre gegeben, um sich unter seiner speziellen Leitung an
seinem und der von ihm dessen für würdig gehaltenen Kollegen Vorbild zu vor-
schriftsmäßigen Lehrern auszubilden — als ob richtig lehren ein lehr- und lern-
bares Handwerk wäre und nicht vielmehr eine Kunst, in der, wem sie nicht an-
geboren ist, immer ein Stümper bleiben wird! So scheinen denn auch die über

dies neue System bisher vorliegenden Erfahrungen die Ansicht derer zu bestätigen,
die davon die allmähliche Einbürgerung einer offiziell approbierten Schablone
befürchteten, welche die Entwicklung und Betätigung fest in sich wurzelnder und
eigenartig ausgeprägter Individualitäten in der höheren Lehrersehaft wenn nicht
unmöglich macht, so doch in'einer Weise erschwert, die im Interesse des Schul«
wesens sehr zu beklagen wäre. Denn der einem solchen vermeintlichen Meister
der Didaktik und Pädagogik überwiesene Kandidat wird schon deshalb ,,iu verb»
lullßi»tri" schwören und das ihm vor Augen gestellte Vorbild möglichst getreu
zu kopieren versuchen, weil von dessen Urteil seine schließliche Qualifikation und
damit sein weiteres Fortkommen abhängen. „Wie er sich räuspert und wie er
spuckt", wird er dem Manne abzusehen bemüht sein, der eigentlich über seine
Zukunft entscheidet: das ihm eigene besondere Gute, seine Persönlichkeit wird da-
durch unterdrückt und an der vollen Betätigung gehindert und so seine Leistungs-
fähigkeit herabgesetzt werden. Davon war in Danzig damals nun freilich nicht
die Rede, im Gegenteil, es geschah nach dieser Seite allzu wenig. Engelhardt
stellte den jungen Lehrer vor die ihm zugewiesene Klasse — mochte er sehen,
wie er sich zurechtfand und allmählich geriet. Gewiß war auch das nicht das
Richtige, aber es hatte doch das Gute, daß man nicht auf eine von andern er-
worbene und wohl gar für unfehlbar gehaltene Methode festgelegt wurde, sondern
jeden Schritt vorwärts auf Grund eigener Erfahrung tat, daher auch selbständig
wurde und sich ohne vorgefaßte Meinung den gegebenen Verhältnissen anpaßte.
Auch wird sich nicht behaupten lassen, die Schüler seien dabei schlecht gefahren,
denn die Lehrer waren ihnen gegenüber nicht verkörperte pädagogische oder didak-
tische Lehrsätze, sondern bewegliche, sich warm gebende und vorurteilslos zugäng-
liche Persönlichkeiten, welche vielleicht zuweilen um den Preis des einen oder des
andern verfehlten Erperiments den Schlüssel zu den jugendlichen Herzen fanden
und diese auch fesselten. Es ergab sich daraus, namentlich in den oberen Klassen,
ein angenehm vertrauliches Verhältnis, das gelegentlich recht erfreuliche Früchte
zeitigte. Wie heiter und zwanglos gestaltete sich der Verkehr bei den sommerlichen
gemeinsamen Wanderungen durch die schönen Olivaer Wälder! Im übrigen
wurde, was anderwärts der leitenden und ausgleichenden Hand des Direktors
vorbehalten blieb, hier geleistet durch das vertrauensvolle Zusammenwirken der
durch schöne Kollegialität verbundenen alten und jungen Amtsgenossen. Diese
fand ihren Ausdruck auch in einer anspruchslosen, heiteren Geselligkeit zwischen
den Familien, in der ebenfalls gewisse gute alte Bräuche sorgsam gepflegt wurden.
Dahin gehörte namentlich die gemeinsame Feier des Martinstages (11. November),
der damals in Danzig, ebenso wie Fastnacht, eigentümlicherweise schulfrei war.
Ein menschenfreundlicher und humorvoller Schulmeister, Martin Ramus, hatte
dereinst in seinem Testament ein kleines Kapital ausgesetzt, aus dessen Zinsertrag
den Lehrern seiner Schule zu St. Marien, die später in das Gymnasium aufge-
gangen war, alljährlich ein Taler gezahlt werden sollte, damit sie sich an seinem

Namenstage einen Gänsebraten spendieren könnten. Bei der damals unlängst durchgeführten Neuordnung der Gehaltsverhältnisse der Gymnasiallehrer, die bisher auf den Ertrag des Schulgeldes angewiesen gewesen waren, hatte der Magistrat wie andere Stiftungen auch diese eingezogen, auf erhobene Vorstellung aber um ihrer Eigenart willen alsbald wiederhergestellt. Sie bildete daher auch ferner, von den damit Beglückten dem allgemeinen Besten geopfert, den Grundstock für die Veranstaltung einer die meisten Kollegenfamilien vereinigenden Martinsfeier, bei der es Liebhabertheater, Aufführung einzelner Szenen aus klassischen, auch fremdsprachlichen Stücken und dergleichen gab, eingeleitet, und im Hinblick auf die begreiflicherweise naiv-anspruchslose Ausstattung der Nachsicht der Zuschauer empfohlen durch poetische Prologe und Zwischenreden, und zum Schluß einen Tanz, während die einfache Bewirtung auf dem Wege eines von den älteren Damen geleiteten Picknicks beschafft wurde. Auch in diesem fröhlichen Treiben, dessen Einleitung und Vorbereitung schon angeregtes Leben in den sonst so ernst arbeitenden Kreis brachte, durfte ich alsbald produktiv und tätig freundlich anerkannten Anteil nehmen.

All das aber, was der neue Wirkungskreis mir an vielseitiger Anregung bot, recht unbefangen in mich aufzunehmen, war mir doch eigentlich erst nach Ablauf des ersten Halbjahrs vergönnt. Von selten der Regierung nämlich war meine Berufung, da ich das Oberlehrereramen noch nicht abgelegt hatte, nur unter der Bedingung bestätigt worden, daß ich dieses bis Ostern 1864 nachholte. Da hieß es denn freilich, sich ordentlich daranhalten, um neben den zunächst doch ziemlich schwer lastenden Ansprüchen des Amts sich anf diese hochnotpeinliche Haupt- und Staatsaktion genügend vorzubereiten. Als rit« promovierter Doktor hatte ich nach den damals geltenden Bestimmungen wenigstens keine Art von schriftlicher Arbeit mehr zu machen: umso höher pflegten dann freilich die Anforderungen zu sein, die in der mündlichen Prüfung gestellt wurden. Doch ging alles über Erwarten gut und glatt, ja fast glänzend, und ich durfte nachmals in Erfahrung bringen, daß der ungewöhnlich erfreuliche Ausfall der Prüfung insofern für meine ganze Zukunft entscheidend werden sollte, als er mir die wohlwollende Teilnahme einflußreicher Männer erwarb, die hinfort ein Auge auf mich hatten und den bei ihnen so gut eingeführten jnngen Gelehrten, der auch weiterhin ehrlich vorwärts strebte, nach Möglichkeit freundlich förderten. Mit einigen von ihnen bin ich denn auch in der Folge in angenehmer und fruchtbarer Beziehung geblieben.

Es war ein echter ostpreußischer strenger Winter, in dem ich im Februar 1864 nach Königsberg reiste, dem Sitz des Provinzialschulkollegiums und der wissenschaftlichen Prüfungskommission für die damals noch ungeteilte Provinz Preußen, und so zum ersten Male die Stadt betrat, in die ich dreizehn Iahre später als ordentlicher Professor und mittelbar auch als Nachfolger meines damaligen Haupteraminators zu langjähriger, beglückender akademischer Wirksamkeit ein-

ziehen sollte. Die Leitung der Prüfung und die besondere in den alten Sprachen lag damals in der Hand des vortrefflichen, um die Entwicklung des höheren Schul» wesens in Ost- und Westpreußen hochverdienten IN.. Wilhelm Schrader. Ein Mann von wahrhaft universeller Bildung, insbesondere ein tüchtiger Philologe, in jungen Iahren als Gymnasialdirektor hervorragend bewährt, dabei voll ver- ständnisvoller Teilnahme für das öffentliche und namentlich das politische Leben — er hatte dem Frankfurter Parlament angehört —, von humanen und liebenswürdig- gewinnenden Formen, führte er sein Amt auch in den Iahren der Reaktion und des Konflikts mit wohltuender Sachlichkeit und frei von aller schulmeisterlichen oder bureaukratischen Pedanterie. Des anregenden Verkehrs mit ihm habe ich mich nachmals auch noch in Königsberg vielfach erfreuen dürfen, wo er als Vor» sitzender der „Königlichen Deutschen Gesellschaft" mit den akademischen Kreisen enge Fühlung hatte, bis er, der besondere Vertrauensmann des Kultusministers von Goßler, zum Kurator der Universität Halle bestellt wurde, um deren Neu- erblühen er sich durch seine glänzende organisatorische Tätigkeit große und von allen Seiten dankbarst anerkannte Verdienste erwarb. Die Prüfung in der Ge- schichte, meinem Hauptfach, lag in der Hand von Karl Wilhelm Nitzsch (1818 bis 1880), der — eine unter den Fachgenossen ungewöhnliche Kombination — ebenso ausgezeichnet war als geistvoller Forscher im Gebiet der alten, insbesondere der römischen Geschichte, wie durch seine originelle und anregende Behandlung des deutschen Mittelalters, hier wie dort seine eigenen Wege zu gehen gewöhnt und auch sonst überall gründlich zu Hause. Er nahm mich ganz besonders scharf vor und stellte in der humansten Form für sich und mich in einem mehrstündigen Eramen unter vier Augen, dem damals üblichen, der kürzeren Prüfung vor der Kommission vorangehenden „Tentamen", auf das genaueste fest, was ich wußte und — nicht wußte. Wenn ich mir jetzt die Einzelheiten dieses Eramens in das Gedächtnis zurückrufe, so kann ich nur das verständnisvolle Eingehen und die wohlwollende Milde seines Urteils rühmen und muß im Hinblick auf das Schluß- ergebnis annehmen, er habe bei mir wohl eine breite und sichere Grundlage vor- gefunden, von der er annehmen konnte, es werde auf ihr bei dem von mir bisher betätigten Streben im Laufe der Zeit ein ordentlicher Bau aufgeführt werden können. Die liebenswürdige, eingehende Art, in der Nitzsch am Tage nach der Prüfung meine bisherigen historischen Studien und die Pläne zu ihrer vertieften Weiterführung mit mir besprach, ließ mich bei ihm ein unerwartetes Interesse dafür erkennen, von dem ich auch weiterhin manchen Beweis zu erhalten die Freude haben sollte, nicht bloß bei meiner Habilitation in Berlin im Sommer 1873, sondern namentlich, als es sich darum handelte, seinem früheren Königsberger Kollegen Wilhelm Maurenbrecher (1838—92) bei seinem Fortgang nach Bonn einen Nachfolger zu geben. Zum Teil wenigstens verdankte ich übrigens den mich selbst überraschenden Erfolg in der Oberlehrerprüfung meiner glücklichen Be- gabung für den freien Vortrag, die, wie ich später erfahren, bei den von mir ab«

gehaltenen Probelektionen in einer Gymnasialprima auf die Herren Eramina-
toren einen ganz besonders günstigen Eindruck gemacht hatte.
Zu diesen gehörte neben Schrader und Nitzsch für die Fächer des Deutschen
und der Philosophie der meinem Vater von seiner ersten Hallenser Zeit her be-
freundete und als fleißiger Mitarbeiter an dem „Deutschen Museum" allezeit mit
ihm in Verbindung gebliebene Karl Rosenkranz (1805—79), der letzte und
geistvollste Vertreter der Hegel'schen Philosophie, ein liebenswürdiger, feinsinniger
Herr, voll guten Humors, der es nicht bereute, nach einem kurzen, enttäuschungs-
reichen Versuch in der praktischen Politik — er war 1849 einige Monate vor-
tragender Rat im preußischen Kultusministerium gewesen — sich auf seinen
Königsberger Lehrstuhl zurückgezogen zu haben, dem die Erinnerung an Kant
noch immer eine besondere Bedeutung gab. Auch in ihm fand ich einen wohl-
wollenden und geistig beweglichen Eraminator, der nicht an Kleinigkeiten hing,
sondern auf die allgemeine geistige Kultur und die Ausrüstung zu wissenschaft-
licher Selbsthilfe sah.
So nahmen denn die Prüfungstage, denen ich doch mit einigem Herzklopfen
entgegengesehen hatte, einen unverhofft glatten und erfreulichen Verlauf. Im
Anschluß an sie konnte ich unter Führung meines Freundes Leonhard Sohncke,
der dort unter Franz Neumann seine Studien vollendet hatte und, am Friedrichs-
kolleg als Lehrer tätig, seine Habilitation vorbereitete, die altertümliche, winkelige
und durch ihre ungewöhnliche Unschönheit wie eine gewisse Vorweltlichkeit mancher
Einrichtungen überraschende preußische Krönungsstadt durchstreifen: ich begriff
dabei die von Rosenkranz gemachte Bemerkung, nnr dort habe er auf den Ge-
danken kommen können, eine „Ästhetik des Häßlichen" zu schreiben. Wie eisig
scharf die politische Luft war, die damals dort wehte, erfuhr ich bei dem Besuche,
den ich als Überbringer von Grüßen meines Vaters dem bekannten 1^. Iohann
Iaeobn (1805—77) abstattete, dem Verfasser der „Vier Fragen, beantwortet von
einem Ostpreußen", die in der politischen Bewegung zu Beginn der vierziger
Iahren eine so große Rolle gespielt hatten. Der kleine, feine, alttestamentarisch
schlichte Herr mit der knappen, klaren, milden Redeweise machte den Eindruck
des zu Fleisch gewordenen Verstandes und ließ in ihm nichts ahnen von dem un-
barmherzigen Fanatismus, der ihn erfüllte und in einen immer schärferen und
schließlich unausgleichbaren Gegensatz brachte zu dem Gang unserer nationalen
Entwicklung.
Indem ich mir nun den Verlauf jenes Staatseramens, das für mich über
Erwarten günstig ausfiel, obgleich mit der Vorbereitung bei der Kürze der Zeit
und den Ansprüchen des Amtes ich mich sehr kurz hatte fassen müssen, nochmals
vergegenwärtige und dann die Erfahrungen überblicke, die ich selbst als Erami-
nator zu machen in der Folge überreiche Gelegenheit gehabt habe, so komme ich
wiederum in die Versuchung, den „1auclatnr tempori» acti" zu spielen und
den guten alten Brauch auf Kosten des später eingeführten Verfahrens zu loben.

Bis zu einem gewissen Grade ist ja freilich jedes Eramen ein Glücksspiel: besondere Schwierigkeiten aber bieten natürlich diejenigen, bei denen Eraminator und Eraminand einander völlig fremd gegenüberstehen, 'der erstere von der Geistesart und dem Studiengang des letzteren ebenso wenig Kenntnis hat, wie dieser von der wissenschaftlichen Persönlichkeit und Eigenart jenes. Glücklicherweise hat es freilich immer Eraminatoren gegeben und wird sie hoffentlich auch ferner geben, die geistig beweglich genug sind und über ein hinlänglich ausgebreitetes und präsentes Wissen verfügen, um ihrerseits dem leicht springenden Gedankengang des begreiflicherweise stets befangenen Kandidaten zu folgen und freundlich auf seine Intentionen einzugehen und ihn so unvermerkt auf den Weg zu führen, den sie mit ihm gehen wollen. Diese werden aus dem Kandidaten manches herausholen, was zu wissen dieser selbst sich kaum recht bewußt war, und werden leicht feststellen, wie weit bei ihm die Grundlage und die Fähigkeit vorhanden ist, die nötigen Spezialkenntnisse sich im Bedarfsfalle rasch und sicher zu erwerben und von ihnen den richtigen Gebrauch zu machen. Notwendige Voraussetzung für einen guten Eraminator ist es, daß er des Kandidaten Vertrauen gewinne: gelingt ihm das, so wird dieser auch Selbstvertrauen haben und, was er weiß, zur Stelle bringen und im übrigen seine Orientierungsfähigkeit nachweisen können. Leider aber muß auch konstatiert werden, daß diese, ans der Höhe ihrer Aufgabe stehenden Eraminatoren, die bei aller gewinnenden und ermutigenden Milde doch die strengsten, zugleich aber auch die gerechtesten zu sein pflegen, nach wie vor die Ausnahme bilden. Wie manche von den Herren bedürfen selbst einer Vorbereitung auf das Eramen, das auch ihnen nicht geläufige Gebiete zu berühren hat, und sind von der Unwissenheit des Kandidaten überzeugt, sobald er auf die von ihnen präparierte Frage nicht genau so antwortet, wie die von ihnen zu Rate gezogenen Autoritäten sie beantworteten, oder muten dem Kandidaten durch den Wirrwarr der an ihn gerichteten heterogensten Fragen eine Schnelligkeit des Denkens und Umdenkens und eine Schlagfertigkeit zu, die ein junger Mensch in einer solchen, doch immerhin peinlichen Situation unmöglich bewahren kann, wenn er sie überhaupt besitzt. In späteren Iahren habe ich bei der damals noch zu Recht bestehenden Prüfung der Kandidaten des geistlichen Amtes auf ihre allgemeine Bildung wiederholt davon Zeuge sein müssen, wie ein wissenschaftlich verdienter nnd literarisch vorteilhaft bekannter Gelehrter zu Beginn der ihm obliegenden Prüfung in deutscher Literatur mit großer Feierlichkeit einen mächtigen Bogen aus der Tasche zog und entfaltete, auf dem er die zu stellenden Fragen sich aufgezeichnet, und diese dann ohne jede Rücksicht auf die gegebene Antwort und ohne jede Anknüpfung an diese unbarmherzig auf den zu Prüfenden losließ: „Wann erschien Klopstocks Messias?" — „Was wissen Sie von Walther von der Vogelweide?" — „Inwiefern ist Schiller in der Iungfrau von Orleans von der geschichtlichen Überlieferung abgewichen?" — „Worin lag das Eigentümliche des Meistergesanges?" — „Geben Sie mir die Hauptmomente

aus der Entstehungsgeschichte des Faust an" usw. — ein wahres Pelotonfeuer unzusammenhängender Fragen, unter dessen sinnverwirrender Wirkung der so Bestürmte bald zusammenbrach. Bei der gleichen Gelegenheit konnte ich einen theologische» Kollegen beobachten, der, wenn der Kandidat die in einer ganz bestimmten Fassung erwartete Antwort schuldig blieb, sich sittlich entrüstet etwa in folgenden ermutigenden Redensarten erging: „Das wissen Sie nicht, mein Lieber? Nun gut, so will ich es Ihnen sagen," und dann ein Stück versetzten Kollegs zum besten gab. Gut zu eraminieren ist eine Kunst, die sich freilich bei gutem Willen durch eine gewisse Routine ersetzen laßt, dann aber immer äußerlich und oberflächlich bleiben wird. Im allgemeinen aber wird es um das nun einmal nicht entbehrliche Prüfungswesen umso besser stehen, je mehr der Individualität des gewissenhaften Eraminators freier Spielraum gelassen, und infolgedessen auch auf die des zu Prüfenden billige Rücksicht genommen wird. Daher sollten vor allem die hier und da aus ganz anderen als sachlichen oder gar wissenschaftlichen Gründen beliebten Massenprüfungen völlig beseitigt werden, zu denen Eraminatoren und Kandidaten, die einander meist ganz fremd sind, zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten konzentriert werden, um wochenlang zu prüfen und geprüft zu werden. Denn dabei muß, von allen anderen Übelständen abgesehen, auch dem geistesfrischesten und beweglichsten Eraminator die Arbeit schließlich gründlich zuwider werden und die Spannkraft und Urteilsfähigkeit verloren gehen, welche eine gerechte und wirklich zweckentsprechende Ansübung der verantwortungsvollen Tätigkeit allein verbürgen.

Dr. Israel Auerbach (Konstantinopel):

Das Problem des türkischen Fortschritts.

Das Primitive hat sicherlich seinen Reiz, und auch sein Glück. In Bedürfnislosigkeit dahinzuwandeln, zeitlos in die Sonne emporzuwachsen, in dumpfem Be» hagen Wärme einzusaugen und Wetterschauer gleichmütig von sich abgleiten zu lassen, Kinder zu erzeugen wie Lämmer und des Weibes zu genießen gleich eines kühlen Trunks, zu reifen und zu altern ohne Hast und ohne Bedauern, und endlich stumm gefaßt sich dem Tode zu unterwerfen, an den man ruhig gedacht wie an einen fremden Gast, vor dem man nie gezittert, mag beneidenswert sein für uns Sensitive, für uns vom Peitschenknall der Notwendigkeiten eines komplizierten Lebens Gejagte, für uns Besessene des Fortschritts. Aber, ob das Primitive be» stehen kann, das ist die Frage. Ob es ewig windstille Täler geben kann im Strudel der allgemeinen die Erdschale umrasenden Winde. Von der andern Frage, um die Schönheit und das Glück unseres neuen Weltlebens, des unprimi. tiven, ganz abgesehen.

Israel Auerbach Das Problem des türkischen Fortschritts
Es gibt noch immer Leute, für die die Unschuld, die herzglättende Ruhe,
die Gemächlichkeit und Zeitlosigkeit des anatolischen Bauers das Beneidenswerte
schleäM'n bedeuten und als das wahre Grundwesen des Echttürkenrums Liebe und
Schonung verdienten. Es ist richtig: es kann kaum Schöneres geben, als jene
hohen Greise, leuchtend von innerem Frieden, den Bart herabwehend in unbc»
kümmerten Wellen, die Haut rotbraun verwittert wie die sonnengebackene Erde
unter ihren breit aufsitzenden Füßen, mit einer Ausgeglichenheit in Gebärde und
Wort, die nur als Vollendung, und einer Selbstsicherheit, die nur als letzte Har-
monie zu bezeichnen ist. Da gibt's auch noch die jungen Burschen, die in lärm«
erfüllter Stadt nicht anders wie im einsamen Feldweg Hand in Hand dahingehen,
rührende Riesenkinder; und die kittelgekleideten Frauen, die gleich einem Bündel
grellfarbiger Blumen auf Rasen oder Sand dahingehockt, vielstundenlang, ohne
auch nur zu blinzeln, stumm auf's Meer sehen können oder leise planschend dem
Sonnenuntergang und den Sternen entgegenwarten. Kennt ihr die schmalen,
schlummerstillen Gäßchen, wo die Sonne in Goldplatten liegt und die dunklen
Teppiche der satten Schatten, wo die Puppenhäuschen ihre luftigen Stockwerk»
Rhomben schief aufeinanderlegen und ihre Fenstergitter niederhängen lassen gleich
halbgeschlossenen Frauenlidern, wo die winzige Moscheeglocke, ein Miniatur»
himmel, verträumt über sich selber kauert und nur das zarte Minaret wie einen
Gottesfinger emporstreckt? Gewiß ergreift das. Am meisten aber doch ihr
Sterben. An Tausenden Soldaten sah man's. Das löscht aus wie ein Öllicht,
ruhig, auf e i n mal. Nichts von der rasenden Flucht der entsetzt sich wehrenden
Seele, nichts von der wahnsinnigen Angst des im Todeskrampf sich verzerrenden
Abendländers.
Man soll dieses Volk in Frieden lassen! Ein solcher Schrei begreift sich. Es
rief euch Fremde nicht h«r, daß ihr ihm eure neue unselige Seligkeit bringet!
Seid ihr ganz sicher, daß die Idylle, die wir neidisch von außen umgehen, auch
innen wirklich, was man Glück nennen darf, einschließt? Vielleicht erkennen
wir nur das Leid nicht, das darin ist, schlimmer am Ende als unseres, nur unsicht-
barer, weil stummer, resignierter, gleich dem Leiden des armen sprachlosen Tieres?
Habt ihr in die anatolische Bauernhütte hineingeschaut bei Hungersnöten? Habt
ihr die Elenden gesehen, die an Syphilis darin verfaulen? Könnt ihr euch an
die Stelle der Armen versetzen, wenn wilde Willkür eines Dorf» oder Kreis»
despoten ihnen alle Habe wegreißt? Kennt ihr die qualvolle Fronarbeit der
anatolischen Frau auf den Feldern, der es der Mann verdankt, wenn er schon
frühen Morgens seine Nargileh oder seinen Mokka schlürfend, unter einer riefen»
haften Baumkrone seinen göttlichen Kef machen darf? Und die Heuschrecken-
plagen? Und die Seuchen und Feuersbrünste? Und die endlosen Kriege? Und
die wechselseitige Vernichtung gegeneinander gehetzter Stämme? Und die Zehnten?
Weil das alles von außen nicht leicht sichtbar, weil das alles mit orientalischer
Ergebung stumm ertragen wird, darum ist es dennoch vorhanden. Und könute ge-

bessert werden. Und m u ß es, so wird auch ein einsichtiger Türke sagen, dem die Sentimentalität fremd ist, die wir Außenstehende an ein uns fremdartiges Dasein herantragen.
Die Summe all jener Bestrebungen, die darauf abzielen, die Lage des türki-
schen Volkes zu bessern, um dieser Besserung selbst willen und damit der türkische Staat nicht zugrunde gehe, nennen wir den türkischen Fortschritt. Ob er vor» handen, möglich und aussichtsreich ist, das sind Probleme, die uns Deutsche heute wohl tiefer als irgend ein anderes nicht»türkisches Volk bewegen. Die erstc der Fragen beantwortet sich am leichtesten. Fortschritt i st vorhanden. Er springt in die Augen für alle, die auch nur ein kurzes Iahrzehnt das türkische Volksleben begleiten. Schon der entthronte Kalif hatte damit begonnen. Er hatBahnen gebaut und Staats-
schulen gegründet. Daß diese und jene ungenügend waren und weder hingereicht haben, in fühlbarer Weise den Menschenverkehr und die Produktivität seiner Lande zu heben, noch ein Beamtenmaterial heranzubilden, das den Staat mit neuen Impulsen und mit neuem Ordnergeist durchdringe, liegt in der Dinge Wesen. Am Vergangenen gemessen, war Besserung festzustellen. Ein großer Sprung nach vorwärts aber war sicherlich die Einführung der Verfassung. Skeptiker haben gut sagen, daß im Wesen nichts geändert wurde,» daß lediglich mehrere Tyrannen an die Stelle des einen, abgesetzten getreten wären, und daß Willkür im Reiche herrsche, wie sie früher geherrscht hat. Man wird niemandem einreden, daß die gleiche Zahl offener und geheimer Morde, Iustizverbrechen, Einkerkerungen Schuldloser, Eigentums- und Personenraube in der Verfassungstürkei eristiere, wie sie unter Abdul Hamid eristierten. Oder daß die Beamtenbestechungen sich nicht vermindert hältten.
Die Bahnbauten gingen weiter. Für Straßenanlagen wurden Riesenprojekte gestaltet und zum Teil realisiert. Auf der gewissenlosen Art ihrer Ausführung seitens französischer Konzessionäre liegt die Verantwortung dafür, daß bis zum Kriege Weniges und Schlechtes geleistet wurde. Die großen Bewässerungsstndien des Engländers Willcor im Zweistromland mögen von ihm mehr britischem als osmanischem Nutzen zugedacht gewesen sein: die Regierenden beseelte in jedem Falle ein fortschrittlicher Wille. Landwirtschaft und Viehzuckt gingen freilich sehr langsam vorwärts; mit Ausnahme der Zonen, die unmittelbar den Eisenstrang berührten, war wenig von Hebung zu merken. Die endlosen inneren nnd äußeren Kriege, sowie die bisherige Unmöglichkeit, den drückenden Zehnten abzuschaffen, wirkten hier hemmend. Noch schwerer mußte der Fortschritt auf dem Gebiete der Rechtspflege kämpfen. Das Traditionelle wurzelt hier am stärksten; alte Usancen sind nicht leicht abzuschaffen; eine neue Richter» und Polizeiklasse sind nicht aus dem Boden zu stampfen; der ungeheure Umfang des Reiches erschwert die Inspek» tionen; der Arm der Zentralgewalt reicht noch nicht in jedem Augenblicke in alle Winkel. Stark vorwärts hingegen ging die Reform der Schule, in den großen Städten zumindest; im Leben der Frauen macht sich mehr

und mehr ein radikaler Wandel bemerkbar, selbstverständlich zuerst
in den oberen Schichten. Geradezu glänzend aber waren die Fort-
schritte in Armee und Marine; in der letzteren trotz der treulosen Art und
Weise, wie die britischen Flottenmissionen an ihrer Zugrunderichtung anstatt an
ihrer Erneuerung gearbeitet haben. Und was selbst die Peroten nicht bekritteln
können: das ist der Wandel, grenzend geradezu an's Wunderbare, der sich vor
ihrer Nase, in Per« und Ttambul selber, in wenigen Iahren vollzogen. Er setzte
an dem Tage ein, da, wenige Stunden nach der Entfernung Abdul Hamids aus
dem Iildis, erst die Hofschranzen und Eunuchen in erbärmlichem Zuge abgeführt,
dann in einer ungeheuren Staubwolke unter fürchterlichem Geheul die Palasthunde
mit Peitschen aus dem Schloßparke gejagt und endlich in langer Reihe von hundert
Wagen die Palastweiber aus ihrer Niststätte ausgefahren wurden. Seitdem ist
in die Hauptstadt Sauberkeit eingekehrt, die wilden Hunde verschwunden,
die Straßen, und nicht nur die Hauptadern, sondern auch zahllose Gäßchen
bis in die verborgensten Winkel, mehr oder weniger solid
gepflastert, Baumalleen und Volksparks angelegt, die machtvolle Neue Brücke
gebaut, der Wasserverkehr ausgezeichnet geregelt mit neuen Schiffen und mit einer
ganzen Plejade neuer stattlicher Anlegestellen statt der alten zerkrachten Baracken,
der belebende Strom der Elektrizität in das Häusermeer geleitet, das nun tags die
Tramwagen durchschießen und nachts Licht durchflutet, durch den Fernsprecher
das ganze öffentliche Leben umgezaubert, und endlich eine Polizei, die jedenfalls
Ruhe und Ordnung verbürgt. Daß dies alles sich in knappen sieben Iahren voll»
ziehen konnte, beweist, welche Möglichkeiten vorhanden sind, da wo die jung-
türkischen Lenker ihre Hand im Spiele haben.

Es wäre gleichwohl falsch, die Bedeutung des bereits erzielten allgemeinen
türkischen Fortschritts, sich auf das Heerwesen und die Hauptstadt beziehend, zu
übertreiben. Seine Gesamtsumme, an der Summe aufgespeicherter Armut und an»
gehHiften Rückstandes gemessen, ist noch eine recht dünne. Es sind der Faktoren
sehr gewichtige, die sich der Entwicklung entgegenstellen. So gewichtige, daß
mancher ernste Denker an der Möglichkeit des Aufschwunges überhaupt zu zweifeln
begonnen hat.

Das Wesentliche, vielleicht alles ist: daß die Türkei seit ihres
Lebens ersten Tagen in einem ewigen Kriege nach außen
nnd innen steht. Die Osmanen kamen als Eroberer; sie unterwarfen Länder
und Nationen; ihr gewaltiger Machttrieb ließ den halben Erdball Iahrhunderte
lang zittern, arbeitete an ihnen selbst immer wieder nur d i e Fähigkeiten heraus,
die zur Machterweiterung halfen. Erobern und Festhalten war alles; der Türke
Kämpfer, Befehlshaber, Gesetzgeber und Bauer. Alle übrigen Seiten menschlicher
Betätigung blieben nebensächlich. Für diese gab's Köpfe und Arme genug in den
unterworfenen Völkern. So gewöhnte sich der Türke, diese als eine Art höheren
Helotentums zu nützen. Er ließ ihnen Wissenschaft und Handel; sie waren gut

genug zum Schreiber, Arzt und Kaufmann. Nicht nur gut genug, sondern auch
unbedingt notwendig. Der Fonds althergebrachter Zivilisation, byzantinischer,
arabisch»versischer, spanisch»jüdischer, ward aufgezehrt. Handel und Wissenschaft
gingen in der Türkei zurück, wcührend sie Europa ungeahnt erhoben. Der gold»
strotzende Orient verarmte, der primitive Okzident erwarb Schätze. Dem Geld
und Wissen folgte bald die Macht, da die Kriege nicht mehr wie früher mit
roher Kraft, sondern mit Industrie und Taktik ausgefochten wurden. Die Türkei
blieb zurück und wäre schnell und gänzlich verfallen, wenn sie nicht mit Geld die
Rüstzeuge des Krieges, und da sie es nicht besaß, bald auch das Geld selber, mit
schweren Opfern aus dem Auslande herbeigeschafft hätte. Seit dieser Zeit datiert
die Abhängigkeit der Türkei von den Börsen, den Kanonenfabriken und den Regie-
rungen des Auslands. Seit der Zeit auch die erhöhte Abhängigkeit von den nicht
türkischen Nationen im Innern. Da war es nun türkisches Verhängnis, daß die
herrschende Nation nur eben als solche den von ihr unterworfenen seit Urbeginn
gegenübergetreten war, daß keine Verbrüderung und keine Assimilation stattge-
funden hatte. Die Unterworfenen gewöhnten sich daran, im Herrenvolke nur
ihren Bändiger (bald sagten sie Peiniger), das Herrenvolk, in den Unterworfenen
nur Instrumente und Unzufriedene (bald sagten sie Verschwörer) zu erblicken. Es
ergaben sich tatsächlich Konspirationen, deren Fäden von außen nach innen und
von innen nach außen durcheinanderliefen; daraus Innenkämpfe und Außenkriege,
die einen oft nur Verwand für die andern. In diesem Chaos von Innen- und
Außenkämpfen gingen der Türkei Gebietsteile und Völker durch Gewalt und List
verloren.

Die Hemmungen der türkischen Entwicklung lassen sich als vierfache defi»
nieren, die alle aus einer Quelle stammen, dem ewigen Kriege, und alle in ein
Übel ausmünden, die ewige Armut: das Fehlen lebenswichtiger
Volksklassen in der türkischen Rasse, die Feindschaft
zwischen den Osmanen und den unterworfenen Nationali»
täten, die Außenkriege und die Kapitulationen.

Der 23. Iuli 1908 war ein Versuch des Osmanentumes, alle seine Mpe auf
einmal abzuschütteln. Es verkündete Frieden nach außen allen Erdenmächten;
es läutete Frieden ein nach innen zwischen allen NationalitHen; es trat ver-
trauensselig vor das Ausland und bat um Aufhebung der Kapitulationen; e<
ging keck an die Umformung seiner Menschenartung. All das ist gescheitert. Der
Verlust Bosniens und Bulgariens endete den Außenfrieden, bevor er noch recht
begonnen; die Gemetzel von Adana fielen wie rötlicher Frühreif auf den ?enz der
inneren Völkereintracht; die Kapitulationen»Aufhebung knüpften die Mächte an
äußere Zugeständnisse und an innere Reformen, die Türken die Reformen und
die Zugeständnisse an die Aufhebung der Kapitulationen; für die Umgestaltung
des Menschenmaterials war keine Führerauslese vorhanden und vor allem keine
Mittel. An wem die Schuld lag, wird verschieden beurteilt. An den Türken,

sagte die „Ahrar", die Partei der sogenannten Liberalen, weil sie zentralisieren und türkisieren wollten; an den Dezentralisten, sagte das „Komitee", die Partei der Nationalisten, weil sie mir der Reaktion und mit dem Auslande konspirierten. Der Abfall Albaniens, die Losreißung ganz Mazedoniens waren die Folgen. Viel» leicht zum Heile der Türken, denn faule Zweige ihres Reichsbaumes waren damit gefallen.

Es war keinerlei Aussicht auf Fortschritt mehr, bevor der Weltkrieg ausbrach. Der türkische Stamm schien in der Welt allein. Da erboten sich zwei Bundes« genossen: Deutschland von draußen, die Iuden mit ihren Volksreserven aus an» deren Ländern von innen. Die jüdischen Siedelungspläne lehnte das Türkentum ab, obwohl sie ihm Geld« und Menschenquellen hätten eröffnen können. Deutschlands Hand ergriff es zögernd. Aber daß es sie überhaupt ergriff, war die Rettung. Für jeden Fehlschlag hätten die Ententegenossen sich durch ein Stück Türkei entschädigt, das Ganze als Kompensationsobjekt für den Frieden beschlagnahmt. Die Gelegenheit war günstig, aus dem Dsmanenreich ein Persien, Ägypten oder Marokko der letzten Unabhängigkeit der Gläubigen auf Erden ein endliches Ende zu machen. Von einem türkischen Fortschritte war dann nicht mehr zu sprechen, so wenig von einem indischen die Rede sein kann. Die Idylle in Anatolien wäre zwar verschwunden, aber in Ausbeutung^ und Knechtung. Ein paar Männer in Stambul rissen das Staatsschiff herum auf die deutsche Seite und schlagen seitdem mit Deutschland gemeinsam Breschen in die hundertjährige Knechtschaft. Mit dem ersten Streich fielen die Kapitulationen. So ist der Weltkrieg zu einem Helfer des türkischen Fortschritts geworden. Eines ihrer schlimmsten Hemmnisse hat er beseitigt. Die Straße zur Steuer» und Zollemanzipation und vor allem zur Schaffung einer National» industrie ist freigegeben.

Was an Störungen der Entwicklung bestehen bleibt, das sind die Natio » nalitätenprot>leme, nnd die Beschränktheit des türkischen Elementes an sozialen Klassen. Bei den ersteren wird es sich vorzüglich um die Griechen», die Armenier» und die Araberfrage handeln. Am leichtesten kann die Griechenfrage sich regeln lassen. Seit die Balkankriege das Ausdehnungsbedürfnis des selb» ständigen Griechentumes gesättigt haben, zeigt ja ohnedies das gegenseitige Verhältnis immer mehr auf Frieden; heute, wo Hellas sich weigert, Feind der Türkei zu werden, scheint die Rassenverständiguug gesichert. Vorausgesetzt, daß die Tür» ken die Situation begreifen, sich entschließen, ihr Mißtranen fahren zu lassen und diese Nichtmuselmanen wie Brüder zu behandeln. Viel schwerer lösbar, leider, muß die armenische Crur erscheinen. Auch zwischen Arabern und Türken ist Friede nicht selbstverständlich. Sie sind beide Islambrüder, und doch, welch ver» schiedene Welten! Und auch hier sind Dinge, die vergessen werden müssen; Dinge, die der Quai d'Orsay auf seinem Gewissen hat und das Gold von Frankreich.

Arthur Silbergleit:
Kameraden.
Ein Roß war auf der Walstatt hingesunken;
In seinen Augen blitzten Himmelsfunken
Der reinsten Treue, ehe es verstarb.
Ihm folgte als untrennbarer Begleiter
Auf einer Wolke sein geliebter Reiter,
Der Einlaß für sein Tier bei Petrus warb:
„Verzeihe, daß mir in die Himmelsräume
Mein Roßlein folgt. Es war mein Traum der Träume,
Daß wir im Tod und Leben fest vereint.
I ch habe für mein Land mich hingegeben,
E s aber opferte für mich sein Leben,
Drum Gnade, daß es hier mit mir erscheint!"
Da lächelt Petrus sanft ob solcher Treue,
Der Himmel lächelte in seltner Bläue,
Aufsprang das Flügeltor von Raum und Zeit.
Die Englein fielen von der Sternenleiter
Voll Staunen, wie ein stiller, blauer Reiter
Auf seinem Roß ritt in die Ewigkeit.
Massengrab (in Ethe).
Eine Gruft voll Sommerrosen; Denn sie duldet es nicht länger,
Nur ein schlichter Epitaph: Ewig Kirchenbild zu sein;
»Fünfzig Deutsche und Franzosen Zwitschernd luden leichte Sänger
Ruhen hier im ewigen Schlaf!" Sie zur frommsten Stätte ein.
Abends grüßt sie die Madonne, Tags schwingt über Blütenstengel
Steigt als Hügelgast herab Iunge Heldenmär der Wind;
Und setzt ihrer Krone Sonne Nachts harft hier der schönste Engel
Auf das bunte Kriegergrab. Aus Madonnas Ingesind.
Sanft hinfließendes Geflüster
Singt am Hügel Tag und Nacht.
Lieder milder Lichtgeschwister
Schläfern sie nach wilder Schlacht.

Hans Franke:

Caritas!

Zu Tausenden warf uns die heiße Schlacht
mit Wunden, siech, im Innersten verstört,
in tiefe Stille schlichter Lazarette,
wo Frieden weich das müde Herz betört.
Noch haftete der Qualm, das Blut, das Weh
an uns. Fast unzertrennbar schienen wir
mit dem verbunden, was dort draußen blieb!
Doch langsam glühend kam zu uns der Tag,
ein neues Leben drängte für und für.
Still ward der Sinn. Das heiße Auge trank
den Anblick toter Dinge, die ihm däuchten,
als eigne ihnen überirdisch Leuchten,
als wären neu für uns sie erst erstanden. —
Und als wir langsam so zurück uns fanden,
wich auch die Angst, die Glut aus unsern Träumen,
das wüste Lärmen und das Aufwärtsbäumen,
das uns mit Schreien hoch vom Lager trieb.
Das alles schwand! Nur tiefe Stille blieb.
Und da erst ward uns klar, wer das vollbracht:
Ein Wall von stiller Sorge — Tag wie Nacht! —
ein Glätten, Helfen, Scherzen, sanftes Mahnen
war ja um uns; — von mutterzarten Händen
für uns erbaut. Ein Opfern ohne Enden.
So fanden wir das alte Leben wieder!
Und fühlten froh, wie unser Leid versank,
wie neue Lebenslust zum Lichte drang.
Das war es nicht: daß unser Leib genas . ..
daß wir gesundeten in lichten Sälen . . .
Daß unsre Seele all ihr Weh vergaß!
Daß uns nicht schwer verhangne Bilder quälen!
In Dankesflammen glühen unsre Seelen.
Ein kühner Mut beginnt in uns zu gären.
Drum opfern wir auf ragenden Altären
Dir — holdeste von allen Trösterinnen! —
Caritas!

Ein Solo Hans von Hülsen
Hans von Hülsen:
Ein Solo. Novelle.
Fortsetzung.
„Dorthin müssen wir", sagte Gabriele Dors und streckte den Arm aus. Fräu»
lein Ionasson hielt sich in Barlösius Nähe, der den Schirm aufspannte.
„Komm unter meinen Schirm, Inge", sagte Iella und nahm die junge Frau
beim Arm: „Wir sind die Beherztesten!"
Barlösius sah, wie sie die Röcke rafften und über die Pfützen hinwegsprangen.
Mit hochgeschlagenem Kragen, indem er den Rock über der Brust zusammenhielt,
folgte ihnen Doktor Grotjahn, er setzte seine langen Beine wie Stelzen.
Lisbeth Verhuven wollte warten, bis der Schauer vorüber war, sie fürchtete
für ihr Kleid.
„Und Sie sind doch selbst für Weitergehen gewesen", sagte Barlösius. Es
war das erste, was er seit vorhin zu ihr sprach, und es klang seltsam.
Man kam überein, daß er mit Fräulein Ionasson und Florizel zuerst hin»
übergehen würde und der Musiker sollte sie dann mit Barlösius Schirm holen.
So sprangen sie über die Pfützen und fanden Inge, sowie Iella Dor6 in der
Tür des Etablissements.
„Es ist schrecklich voll", sagte Inge und rümpfte die Nase: „Und solch ein
Publikum . . .!" Sie machte eine Gebärde. Drinnen tanzten rote Husaren aus
Potsdam.
„Aber sie tanzen!" — Es war, als ob es Iella in allen Gliedmaßen zuckte:
sie tanzte für ihr Leben gern!
„Mit ihren Schätzen tanzen sie . . . Dienstmädchen aus der Umgegend . . ."
Barlösius versuchte zu lächeln.
Doktor Grotjahn stand neben Inge und ergab sich in die tolle Lage.
Iella Dor6 ging auf Florizel zu, der eben mit Lisbeth Verhuven anlangte.
Er schüttelte den Schirm vor der Tür ab, bevor er ihn zuklappte.
„Drinnen wird getanzt!" sagte sie und ihre Augen leuchteten dabei. „Wollen
wir auch tanzen?"
„Shoking!" entfuhr es Inge, und Empörung lagerte sich wie ein Schatten
auf ihrer Stirn; aber Iella sagte nur, und leise spottend:
„Du bist eine Wohlgeborene, Inge, das weiß ich . . . Aber wir anderen,
wie sollen wir uns die Zeit vertreiben, während dieses gräulichen Regens? . . .
Hören Sie," sagte sie zu Florizel, „ein Walzer . . ." und sie pfiff ihn leise mit.
Florizel blickte sich im Kreise um. Und als niemand ihm widersprach, ließ

er sich von Iella in den Saal ziehen und sie tanzten Walzer unter den roten Husaren aus Potsdam mit ihren Schätzen.
„Ich weiß nicht," sagte Inge, „manchmal kann sie einem mit ihrer Volks» tümlichkeit auf die Nerven fallen!"
Barlösius lächelte:
„Sie hat eben auf ihre Art das Bedürfnis unter Menschen zu sein."
„Das nennst du ‚Menschen<?"
In diesem Augenblick fühlte er, daß er ein wenig von seiner alten Sicherheit wiedergewonnen hatte, im letzten Tasten, wie man einen Fliehenden am Zipfel seines Gewandes erhascht. Und er fühlte auch, daß Lisbeth Verhuvens Augen auf ihm ruhten, fühlte es ohne aufzusehen, und auch als er es fühlte, sah er nicht auf.
Die Musik klang laut und rasend. Alles war ein großer Wirbel. Die Rot- röcke fegten vorbei, in ihrem Arm schmiegten sich die Dorfschönen und blickten blinden Auges zu den Gaslampen empor, die hoch oben wie weiße Monde glühten. Draußen prasselte der Regen, der Sturm wehte manchmal einen Schauer durch die offene Tür, sodaß die Nächststehenden kreischten.
Florizel und Iella kamen zurück, er verabschiedete sich von ihr und machte eine übertriebene, scherzende Verbeugung vor Fräulein Ionasson.
„I bitt' um die Ähre", sagte er, und alle lachten.
Iella rief:
„Es tanzt sich wundervoll da drinnen — versuchen Sie es nur einmal!"
Fräulein Ionassons Vlicke wanderten zu Barlösius.
„Du siehst mich fragend an, Eleonore", sagte der. „Bitte tanzen Sie nur mit Florizel . . ."
Da senkte Fräulein Ionasson die Lider und ließ sich fortführen.
„Darf ich nicht auch um ein Tänzchen bitten?" wandte sich Doktor Grotjahn an Inge, und er sah sie an.
Auch sie sah ihn an, und die entrüstete Falte über ihrer Nasenwurzel glättete sich. Was für schöne Augen er hatte!
Sie stieß einen kleinen Seufzer ans:
„Was soll man tun? ... Ich finde es zwar reichlich gewöhnlich —"
Aber sie tanzte doch mit ihm davon.
Ehe Barlösius es sich versah, hatte Iella Visbeth Verhuven erfaßt und sie drehten sich im Kreise . . .
Da stand er allein.
Er stand allein, an den Türpfosten gelehnt, und blickte ihnen nach, wie sie sich im Gewühl verloren. Manchmal tauchten sie auf, für zwei, drei, Sekunden, dann versanken sie wieder.
Die Musik lärmte jetzt glitt sie hinüber in schmelzende Weisen.

Sie tanzten; paarweise; eng umschlungen.
Er stand allein . . .
Sein Kopf sank schwer auf die Brust.
Inge, Inge, dachte er dumpf: Du hast es nicht vermocht. . . Und nnter
den schmeichelnden Klängen der Musik dachte er zurück an vorigen Sonntag. Da
waren sie im Boot gefahren, er und Inge und ein halbes Dutzend Freundinnen
von ihr; und er hatte allein am Steuer gesessen, stumm, ohne ein Wort, während
sie scherzten und lachten. Sie liebten sich, sie waren Vertraute, sie nannten sich
„Du". Aber er, er war fremd in ihrem Kreise, er sagte „Sie" zu ihnen, und
einmal, im Laufe des Nachmittags, — war's nur ein Zufall gewesen? — hatte
es sich zugetragen, daß er es auch zu Inge gesagt . . . Sie hatte es nicht
gemerkt, — nein, sie hatte es nicht gemerkt, im Eifer der Vertrautheit mit ihren
Genossinnen . . .
Sie kamen zurück, alle, außer Doktor Grotjahn. Sie waren erhitzt vom
Tanz und hochrot im Gesicht und ihre Haare waren verwildert. Bald darauf
kam auch Doktor Grotjahn.
„Hier ist ein Tisch," sagte er, „ich habe einen Tisch freigemacht, der Kellner
bringt Selterwasser . . . Kellner!" rief er: „Eins — zwei — drei — Sie
nehmen Teil, Herr Barlösius? — also siebenmal!"
Der Kellner mit dem Schurz verschwand, man nahm an dem gelbfichtenen
Tische Platz, den der Doktor in einer Saalecke am Fenster erobert hatte. Man
nippte unter lebhaftem Geplauder an den Gläsern, in denen es perlte und prickelte,
nur Iella Dors trank wie ein müdgehetzter Hund, in gierigen Zügen.
Inge saß zwischen ihrem Mann und Doktor Grotjahn. Die Husaren mit
ihren Schätzen schwebten vorbei, — jetzt tanzten sie Two»steps — und sie musterten
mit befremdeten Blicken die vornehme Gesellschaft, die so ganz und gar nicht
hierher paßte. Barlösius glaubte manchmal etwas wie Schadenfreude in ihren
Blicken zu bemerken ....
Dicke Luft stand im Saal, schwer und geschwängert mit menschlichen Aus»
dünstungen und dem üblen Geruch nasser Wolle. Zigarrenrauch zog in bläulichen
Schwaden über die Köpfe hinweg und strebte zur Tür.
„Es ist nicht auszuhalten", sagte Barlösius; er öffnete das Fenster und sah
hinaus:
„Übrigens regnet es nicht mehr", und er zog die Uhr: sieben Uhr.
„Wir müssen wohl an Umkehr denken — meinst du nicht auch, Inge?"
Noch ehe sie antworten konnte, sagte Lisbeth Verhuven — sie dachte an ihr
Kleid —:
„Ia, wir wollen gehen, ehe es von neuem anfängt."
Nun waren sie draußen und gingen paarweise, — nicht durch den Wald,
das wäre ein Umweg gewesen, — sondern auf der halbdunklen, vom Regen er»

weichten Chaussee entlang. Von den Bäumen tropfte es und der frische Wind spielte mit den Röcken der Damen. Wenn man sich umblickte, sah man einen fahlen Schein am Westhimmel.

Sie gingen schweigsam. Nur Doktor Grotjahn, der jetzt Lisbeth Verhuven zur Seite schritt, machte dann und wann eine Bemerkung allgemeiner Natur. Inge, neben ihrem Manne, schwieg mit streng geschlossenen Lippen. Iella Dors hielt ihren durchnäßten Sonnenschirm in einigem Abstande, wie einen schmutzigen Gegenstand, mit zwei Fingern. Auch Barlösius sagte nichts. Sie gingen schweigsam.

Aber nicht lange, so begann der Regen von neuem. Erst fielen einige Tropfen, dann stürzte sich ein ganzer Schauer hernieder, naß und kalt. Die Paare losten sich auf, man suchte unter einem breitkronigen Baume Zuflucht, Doktor Grotjahn stand wieder neben Inge. <

„Was machen wir nun?" sagte Lisbeth Verhuven zu Barlösius, und schnell sprach Fräulein Ionasson:

„Sie haben mir versprochen mich zu beschirmen, Meister!"

„Ia, Fräulein Ionasson" — er lächelte — „mein Schirm steht Ihnen zur Verfügung. — Wollen wir es wagen, weiterzugehen?" wandte er sich an alle.

Doktor Grotjahn hatte einen Lodenmantel, den hängte er Inge um die Schultern; sie nahm den Florentiner unter den Arm und zog die Kapuze über'n Kopf.

„Ich bin geborgen!" lachte sie, und lachte ihm in die Augen.

Und es regnete. Wie Erbsenkörner so groß hagelte der Regen vom Himmel, peitschte die frierenden Bäume und bildete große Lachen auf der Chaussee. Alle sck)wiegen — oder übertönte Wind und Regen ihre Worte? — und Doktor Grotjahn sprach ganz leise zu Inge.

Sie gingen als die letzten im Zuge.

Doktor Grotjahn sagte:

„Wie schön, daß wir hier so gehen können" — und Inge sandte einen Blick aus ihren seltsamen, durchsichtigen Augen zu ihm empor.

Doktor Grotjahn sagte:

„Denken Sie noch manchmal an unsere Gavottestunde? — Bei Ihnen war sie immer am schönsten."

Inge blickte geradeaus und lächelte unter ihrer Kapuze.

Doktor Grotjahn sagte:

„Wissen Sie noch, wie wir einmal mitten im Saale hinfielen, gerade unter dem Kronleuchter, wir beide ganz allein?"

Und Inge sagte, und sie sah ihn nicht an dabei:

„Wir beide ganz allein."

Doktor Grotjahn faßte nach ihrer Hand; aber als er sie erheben wollte,
fühlte er ihr leises Widerstreben, und er ließ sie los.
Alle duckten sich, denn fern draußen flammte der Himmel schwefelgelb.
Einer nach dem andern kam die holzgeschnitzte Wendeltreppe herunter, und
man lachte sich an mit erhitzten Gesichtern. Die Damen steckten in Inges
Kleidern, Florizel und Doktor Grotjahn hatten Anzüge von Barlösius an. Inge
hängte die nassen Sachen am Kamine auf, Doktor Grotjahn war ihr dabei be»
hilflich. Das große Zimmer füllte Lachen und ein Durcheinander angeregter
Stimmen. Lisbeth Verhuven schritt kerzengrade die Stufen hinab, Fräulein
Ionasson versuchte auf dem Geländer in die Tiefe zu gleiten. Iella Dor6 strähnte
zwischen den Fingern ihr Haar, das sie offen trug, wie die andern auch. In
Inges blonder Flut schimmerte der matte Goldreif. Ein willenloses meergrünes
Gewand floß ihr von den Schultern hinab, — so sah Gudrun aus, da sie barfüßig
am Meeresgestade stand und niedere Arbeit verrichtete.
Zuletzt, als alle schon bei Tische saßen, kam Barlösius. Gläser klirrten,
Geschirr klapperte, alle schwatzten durcheinander — da kam er. Er hatte sich,
indes die Herren sich nebenan umkleideten, in seinem Zimmer verweilt, hatte
mechanisch die Kleider gewechselt und in dumpfem Sinnen am Fenster gestanden.
Der Regen war vorübergerauscht, der dunkle See belebte sich, Boote mit Lampions
und lachenden Menschen fuhren hin und her, die Ruder plätscherten, Stimmen
schallten herüber, fern klang das Rollen der Eisenbahn.
Barlösius trat zurück und ruhte ein wenig im Liegestuhl; er stellte das Licht
ab und netzte seine Stirne mit Eau de Cologne. Dann barg er plötzlich das Gesicht
in die Hände und verhielt sich lautlos.
Von unten drangen Stimmen herauf, frohe, laute Stimmen. Dort setzte
man sich zu Tische. Niemand würde ihn vermissen, wenn er nicht käme. Sie
waren alle viel zu sehr beschäftigt.
„So ist es", dachte er, „alle sind beschäftigt mit sich und andern. Uns —
uns vermißt niemand. Sie essen und trinken und sind fröhlich auf der Welt —
uns vermißt niemand. Wir sitzen eine Treppe höher im Dunkeln und sehnen nns
hinab. Und wenn wir hinabsteigen zu ihnen, dann sind wir fremd und sehnen
uns nach unserer Dunkelheit. . . . Aber am meisten sehnen wir uns, wenn wir
einmal das Leben gekostet . . . ."
Sehnsucht nach Inge quoll ihm empor, er rang die Hände und flüsterte ihren
Namen, dreimal, wie eine Beschwörungsformel: „Inge, Inge, Inge!"
Sie war nicht hier, nicht bei ihm, nicht ihm nah. Da er ihrer bedurfte, war sie
fern. Sie saß unten bei den andern. Vielleicht saß sie bei Doktor Grotjahn? —
er erschrak und sprang auf. Er schalt sich und schämte sich vor sich selber. Und
wieder sprang ihm die Sehnsucht nach ihr an die Kehle.

Er bürstete sich vor dem Spiegel das Haar und zog den braunen, ver»
schnürten Hausrock an. Durch sein Arbeitszimmer ging er hinunter. Unwill-
kürlich ging er leise, gleichsam als wolle er ihre ausgelassen« Fröhlichkeit nicht
stören. An der Biegung der Treppe stand er wie ein Gespenst und starrte hinab.
Da saßen sie, um den runden Tisch. Das Zimmer lag im Dunkeln, nur auf
dem weißen Rund und auf den angespannten Gesichtern glühte das milde Licht
der Hängelampe. Sie hoben die Hände und schürzten die Lippen und aßen und
tranken — mit hastigen Bewegungen. Doktor Grotjahn stieß mit Inge an, die
neben ihm saß. Er sagte Barlösius lauschte, wie ein Iäger auf dem An»
stande, aber er hörte nichts: alles ertrank im Gewirr der Stimmen. Die Gläser
grüßten sich im Klange. Lachend tranken sie und mit schnellem Atem.
Barlösius trat unter sie, als sie gerade im Begriff waren, sich zu erheben.
Fräulein Ionasson kam ihm entgegen, ein Glas in der Hand.
„Meister", sagte sie, „Meister, wir sind vergnügt . . ."
Inge — denn sein Erscheinen hatte sie erschreckt, sie war von Doktor Grot»
jcchns Seite weggeeilt und, um rasch etwas zu tun, tat si« dies: Inge brachte ihm
ein Glas:
„Willst du nicht mit uns anstoßen, Heinrich?", sagte sie halblaut — ihre
Stimme, fühlte er, war unsicher.
Er sah ihr in die Augen — drei Sekunden lang, dann senkte sie den Blick.
Alle umdrängten ihn, Lisbeth Verhuven, Florizel und Iella Dor<5, während
Doktor Grotjahn ihm über die Schulter sah, den Blick auf Inge gerichtet.
Barlösius hob sein Glas.
„Mit dir zuerst, Inge — und dann — dann mit den andern —."
Aber wie sie anstießen, klirrte es, fiel zu Boden und zersprang.
„Verzeihen Sie, ich bin ungeschickt — nun ist es zu spät für die anderen",
sagte Barlösius, und er ging zu Tisch.
Die Gesellschaft war bunt herausstaffiert, die Kostüme amüsant zusammen-
gewürfelt. Die Damen trugen das Haar offen, damit die Wärme des Kamins
es schneller trockne. Man lagerte sich vor dem Kamin, während Barlösius im
Stehen ein Brötchen aß. Inge nnd Doktor Grotjahn schleppten Kissen herbei,
ein halbes Dutzend Kissen und mehr, aus gelber, grüner und roter Seide, darauf
bettete man sich. Im Halbkreis lagen sie an der Erde, die Gesichter von der roten
Flamme beleuchtet.
„Wollen wir nicht die Lampe auslöschen?" fragte Fräulein Ionasson nach
rückwärts, und Barlösius drehte sie aus. Er stand hinter der Gruppe und sah auf
sie herab. In Inges Goldreif spiegelte sich die Röte der Flammen.
Florizel saß mit übergeschlagenen Beinen; er sprach wenig, seit er Barlösius
ln's Gesicht gesehen. Aber Doktor Grotjahn sprach; er lag der Länge nach an

der Erde, den Kopf vor Inges Knien, und redete alles durcheinander. Sein
Gesicht war Inge zugekehrt und lag im Schatten, sodaß man kaum erkennen
konnte, was in ihm vorging.
Lisbeth Verhuven saß kerzengerade gegen den Tisch gelehnt. Ihre Hände
ruhten ineinander, vom Spiel der Flammen übergoldet; sie hielt die Augen
gesenkt.
Florizel summte vor sich hin, aber niemand verstand, was er summte, den»
es war ein böhmisches Lied; aber dann hob er die Stimme und, indem er mit
starrem Auge in die Glut blickte, sang er:
Es dröhnt in den Bergen,
Es rauschet der Wald
Ein gar trauriges Lied,
Dann, ach, so bald
Ist meine Iugend entschwunden!
Dann wuchs seine Stimme, und er preßte die Lider zusammen, wie einer, der
nicht weinen will:
Meine juug«n Iahre, ich hab' euch vergeudet.
Als halt' einen Stein ich in's Wasser geschleudert.
Im Wasser der tote Stein kann sich wenden,
Doch meine Iugend und meine Liebe,
Die kehren — die kehren nicht wieder!
— Alle schwiegen, als er zu Ende war; nach einer Weile begann Doktor Orot.
jahn leise zu pfeifen; er versuchte, die letzte Melodie nachzuahmen, aber es gelang
ihm nicht.
„Das war hübsch, Herr Florizel", sagte Inge, ohne den Kopf zu wenden;
sie sah auf Doktor Grotjahn nieder:
„Woher haben Sie das?"
„Ein Volkslied, das sie bei uns singen, wenn sie unglücklich sind.
Oh, wie freue ich mich darauf, dies Lied wieder in Prag zu hören!" sagte er.
Und dann schwiegen sie wieder. Gespenstisch große Schatten waren im
Zimmer, reglos lehnten sie an den Wänden. Im Kamine knisterte das Fichtenholz.
Inge spreizte die kleinen Hände gegen das Feuer, sodaß sie rosig schimmerten, und
als sie sich zurückzog, streifte sie leise Doktor Grotjahns Haar, aber niemand sah
es und niemand sah, wie er die Augen groß öffnete, gleichsam um ihr zu danken.
Dann bat sie auch Fräulein Ionasson.
„Was soll ich singen?" fragte die: „Das ,Ie3 «I»Ker siß<?" Sie wandte sich
an Barlösius.
„Das kennen wir schon," antwortete Barlösius etwas hastig, „nein, das
uicht, Fräulein Ionasson . . ."

„Warum nicht?", sagte Inge, und sie drehte sich halb um. „Es ist doch ein
so schönes Lied . . . Und nicht alle kennen es, nicht wahr .... Kennen Sie
es, Doktor Grotjahn?" sagte sie zu ihm, indem sie sich ein wenig niederbeugte.
„Ich liebe dich," sagte er. „von Grieg ... ja, ich kenne es", und niemand
konnte sein Gesicht sehen.
Aber dann verständigten sich Florizel und Fräulein Ionasson und sie sangen
zusammen ein Lied und alle lauschten.
„Ihr grünen Wälder, ihr gehörtet mir", sangen sie und ihre Stimmen liefen
nebeneinander her, wie zwei Kinder, die sich bei der Hand fassen:
„Ihr grünen Wälder, ihr gehörtet mir,
Ihr waret meines Herzens Freude.
Ietzt hör' ich nimmer eurer Vöglein frohen Sang,
An meinem heit'ren Himmel zogen Wolken auf.
Ein Tüchlein gab sie mir,
Sie stickte Blümchen drein,
Grünrosmarinkränzlein in der Mitten.
Doch's untreu Mägdlein denkt nicht mehr an mich,
Wie ich mich in der Fremde nach ihr sehne
Wie ich mich in der Fremde nach ihr sehne —!"
So sangen sie und alle lauschten, die Gesichter dem warmen Kamin zugekehrt;
niemand bemerkte, daß Barlösius sich auf den Zehen zur Tür schlich, sie leise auf«
klinkte und in's Freie trat.
Über den gelben Kiesweg ging er zur Treppe und stieg hinunter in den
Garten.
Die Nacht war dunkel und von schwerer Wärme erfüllt. Vom anderen See»
ufer scholl manchmal ein Ruf herüber, oder das dumpfe Rollen der Eisenbahn im
nachtschwarzen Wald.
Barlösius ging am Zaun entlang und atmete den Duft der Iasminsträucher
ein, die ihn verdeckten. Manchmal tröpfelte es von einem Lindenzweige auf seinen
ungeschützten Kopf, daß er erschrak.
Am Ende des Weges war unter schattenden Laubbäumen ein Platz, den er
liebte, und wo er oft saß, wenn rings der Garten in weißer Mittagsglut stand.
Durch ein natürliches Fenster aus grünen Zweigen schaute man über den See
weg, und den von der gleißenden Spiegelfläche geblendeten Blick tröstete das
tiefdunkle Grün des Tannenforstes am andern Ufer.
Dort saß er nieder, vergrub den Kopf in die Hände und senkte die heißen,
roten Lider über die Augen, die nichts mehr sehen wollten.
Ein Ton, eine Melodie lebte in ihm — schwermütig und verzweifelt-bitter;
er scheuchte sie hinweg, mit traumhafter Anstrengung: da wurde sie von neuem

geboren. Sie rann aus einer unsichtbaren, unversieglichen Quelle und wälzte ihre
trübe, schwere Flut durch seine Adern:
„Wie ich mich in der Ferne nach ihr sehne!"
Er vermochte es nicht zu verhindern, daß diese Worte über seine Lippen
kamen und dabei ein heißer Strom ihm in die Augen trat.
Er dachte zurück und dachte vorwärts und saß lange, in seine Gedanken ver»
funken, — Gedanken, die nicht helle Geschöpfe des Tages waren, mit strahlendem
Antlitz, sondern die auf gespenstischen, schwarzen Rossen, wie der wilde Iäger
und sein Gefolge, ihm durch's zermarterte Hirn brausten.
Inge hatte inzwischen das Verschwinden ihres Gatten bemerkt; ohne Geräusch
zu machen, beurlaubte sie sich von ihren Gästen und ging hinauf. Doch fand sie
ihn nicht im Schlafzimmer noch im Arbeitszimmer, wo sie ihn eigentlich vermutete.
Ein Spiegel erzählte ihr, als sie hastig vorüberstrich, daß ihr Gesicht angst-
bewegt war.
Wo mochte er sein? Warum sich entfernt haben? — Ihr Köpfchen hatte
nichts von dem gemerkt, was seit dem Nachmittag in elementaren Entladungen
in ihm vor sich ging. Sie staunte, sie begriff nichts. Nur daß er hier oben nicht
war, begriff sie.
Im halben Dunkel, auf der Treppe, sah sie sich plötzlich Grotjahn gegenüber.
Sie erschrak — da fühlte sie, daß er ihre beiden Hände ergriff. Sie konnte sich
nicht wehren, ohne ?ärm zu machen; sie versuchte mit verzerrten Zügen, sie ihm
zu entziehen; er hielt sie fest und während sie noch an ihnen riß, spürte sie
plötzlich tief im Herzen irgendwo: daß sie sie ihm gar nicht entziehen wollte. Da
warf sie den Kopf in den Nacken und schloß die Augen und ließ ihn gewähren.
Seine Küsse brannten auf ihren kleinen Händen — sie ließ ihn gewähren.
Dann lief sie lautlos die Treppe hinauf, während er zu den anderen zurück»
kehrte.
Barlösius hörte in seinem Versteck, in das er sich gleich einem tötlich ver-
wundeten Tier geflüchtet hatte, wie die Gäste gingen. Es war gegen elf Uhr in
der Nacht. Er sah, wie oben die Tür geöffnet wurde, er hörte Stimmen, er sah
Diem mit Windlichtern vorangehen und die Stufen hinableuchten. Inge be-
gleitete ihre Gäste bis an's Gartentor, das metallisch-klappernd in's Schloß fiel.
Dann ging sie zurück.
Barlösius erhob sich und folgte ihr. Als er in's Zimmer trat, fand er sie,
die Hände gefaltet, vor dem Kamin stehen und gesenkten Kopfes in die Glut starren.
Sie hob das Haupt nicht, als er kam.
„Gute Nacht, Inge," sagte er leise und trat ihr nahe, „vergib mir, Inge."
Sie antwortete lange nichts. Dann sagte sie und sie erhob den Blick zu ihm:
„Wir müssen miteinander Geduld haben, Heinrich."
Er nickte nur und ging hinauf. Er hatte kaum halb verstanden, was sie

sagte. — Er ging nicht zur Ruhe. Er wanderte in seinem Arbeitszimmer auf und nieder. Auf dem Tisch die Lampe hatte er entflammt.
Sein Kopf war so wirr, seine Gedanken so ungeordnet. All das Erleben des heutigen Tages zog an ihm vorüber, hastig, wie in einem rasenden Kaleidoskop. Verworrene Melodien, nicht ausgeträumte Träume! Doch über allem dem Trubel, Rausch und sinnverwirrenden Qualm — die höhnische, eiskalte Erkenntnis: Du bist allein.—
Er schloß die Augen und sah Feuer aufflammen. Aus einem tiefen Ab» grunde flammte es auf, wabernde Lohe zwischen zwei Felsen, und hüben stand er und drüben die andern. Und er streckte die Hände aus, reckte sie über den Abgrund und bot sie ihr, die drüben stand, aber die Lohe versengte sie.
Er hatte sich — Tor! Tor! — mit dem Leben vermählt, dem schönen, schil- lernden, gleißnerisehen, frechen, schamlosen Leben — und das Leben betrog ihn, schamlos und unbedenklich hinterging es den Geist mit einem glatten Kinde der Sinne!
Er stand allein — wie er immer allein gestanden hatte, auch damals, als er sich einig gewähnt mit dem Glück und dem Leben und sicher in seinem Besitz.
Inge, Inge, Inge! — stöhnte er und sank tief in einen Sessel.
Vor seinem erschreckten Gesicht stiegen die Tage empor, die seligen Tage, die unter dem Zeichen dieses geliebten Namens gestanden hatten. Auf dem Lido — da hatten sie beide im Sande gelegen und der Himmel war blau gewesen, blau wie das Meer, und sie hatte seinen Kopf in ihren Händen gehalten . . . „Du Guter, mein Freund," hatte sie gesagt, und „wir werden glücklich sein . . ."
Glücklich. Glücklich. Glücklich. Ia, er war glücklich gewesen. Glücklich wie Salomo in aller seiner Herrlichkeit. Er hätte mit keinem Menschen tauschen mögen — keinem, hörst du? — so glücklich war er gewesen ....
Wieder, in dieser Stunde, stieg das Verlangen nach Glück wie ein Rausch in ihm empor. Es fieberte in seinen Adern und trieb sein Blut zu rasendem Kreis» lauf durch geschwellte Kanäle. Die vergangenen Iahre erwachten, die Iahre des Glücks, Inges geliebtes Antlitz leuchtete durch das Dunkel. Wie der Engel vor dem Tore des Paradieses stand sie da — des Paradieses, aus dem er vertrieben werden sollte und dessen süße Herrlichkeit er erst in diesem Augenblick erkannte, erfühlte, erlitt. . . .
Vertrieben werden von dem Glück? Entsagen? Zurücktaumeln in die Eis» regionen des Geistes? Das Band — das zarte Band mit dem Leben zerreißen?
— Nimmermehr!
Wie ein Abstürzender streckte er die Hände aus, Halt zu suchen.
Halten — das Glück — das Leben — Inge halten, mit allen Kräften, das wollte er.
Mit teuflischen Zügen starrte ihn — zwei Sekunden lang — das Wort an, das er heut' zu Fräulein Ionasson gesprochen: „Ein Mensch gehört uns nur so

lange, wie er uns freiwillig gehört. Ihn festhalten zu wollen ist Selbstbetrug."
Er verbannte den Gedanken, wie der ungnädige Fürst, der einen unbequemen Rat»
geber von seinem Angesichte weist. —
Er stand wieder auf und wanderte. Er war ein wenig^ ruhiger, nachdem er
Land zu sehen glaubte, dem Schiffer gleich, der nach schwerem Sturm ein fernes
Feuer erblickt.
Reisen — das war es. Sich entfernen von dieser Stätte furchtbar-trug»
voller Erkenntnis. Den Ort, die Luft wechseln, fremde Menschen sehen, stumme
Menschen, die sich nicht eindrängen konnten in seinen Bund mit Inge. In's Aus»
land reisen! Zusammen auf eine Insel gehen und warten, bis die Sturmflut
verebbt war.
Das war es. Da lag die Rettung. Nur da.
Er erhob das verstörte Angesicht, und seine Lippen murmelten etwas, das
klang wie ein Gebet. — Dann ging er mit entschlossenem Schritt in Inges
Zimmer.
Inge schlief schon, denn es war weit über Mitternacht. Sie schien zu träumen,
sie lächelte. Weiß lag ihre Hand auf der seidenen Decke. Er beugte sich nieder
und küßte sie. Da befeuerte sich ihr Gesicht, im Traum schlang sie ihre Arme um
ihn und zog ihn an ihre Brust. Was ihre Lippen flüsterten, verstand er nicht.
„Inge", sagte er mit zögernder Stimme.
Davon erwachte sie und er küßte sie.
Mit großen Augen sah sie ihn an, als könnte sie nicht fassen, daß er es war.
„Inge," sagte er, „höre mich, was ich sage. Laß uns verreisen — ich halte
es hier nicht aus. Wir wollen in die Fremde fahren, wir beide ganz allein, nach
Dänemark, an den Sund . . . Der Sommer ist so schön dort oben . . ."
Sie sah ihn noch immer mit ihrem großen Blicke an.
„Ia, wir wollen reisen", sagte sie leise.
Da überfiel es ihn wie ein Rausch; er riß sie an sich, er drängte sich neben
sie, trunken fühlte er ihren Besitz. Aber während ihre Lippen sich vermählten,
dachte sie an Doktor Grotjahns Küsse, die noch auf ihren Händen brannten.
(Schluß folgr.)

Politische Rundschau.

Von P. Hoche.

Wie verhält sich eine Sache zur Sitt-
lichkeit? Es ist ein Kriterium für die
hohe Stellung des Menschen, für den
Ernst, womit er das Leben anfaßt, daß
er letzten Endes immer wieder diese
Frage stellt und eine Antwort darauf
erwartet, die ihn befriedigt. So ist er
auch immer wieder dem Verhältnis von
Politik und Moral nachgegangen und
hat sich darüber Klarheit zu verschaffen
gesucht, ob die Politik auch immer sitt-
lich sein kann, ob sie es sein muß, ob
für sie dieselben Sittengesetze gelten wie
für den einzelnen Menschen. Die Ant»
worten sind, wie zu erwarten, recht ver-
schieden ausgefallen. Die einen stellen
sich auf den Standpunkt, daß der Staat
vor allen Dingen seinen Willen zur
Macht durchzusetzen, daß er ihn rück»
sichtslos zu verfolgen habe, auch wenn
dies offensichtlich der Moral zuwider-
läuft. Naturen, die sich Nietzsches
Lehre vom Kraftmenschentum schon für
ihr persönliches Leben zu eigen gemacht
haben, werden diesem Evangelium na»
türlich erst recht für den Staat Geltung
zubilligen. Demnach hätte sich die Po»
litik überhaupt nicht um die Moral zu
kümmern. Entgegengesetzter Meinung
sind die konsequenten Idealisten. Sie
verlangen, daß der Staat die bewußte
Moralitätsverletzung vermeide, daß er
dieselben sittlichen Gesetze, die für den
einzelnen Geltung haben, beachte. Sie
werfen ihm vor, daß er nur an sich selber
denkt, sich hinwegsetzt über den Einzel-
nen wie über die Menschheit, und dabei
doch in seinem Innern, bei seinen Bür»
gern verlangt und mit Strenge darauf
hält, daß sie ein Leben führen, das auf
der Grundlage der Sittlichkeit ruht,
der Sittlichkeit, die der Staat doch selbst
oft verletzt. Endlich gibt es noch Dritte,
die der Ansicht sind, daß die Politik
überhaupt nicht ins Verhältnis zur Mo-
ral zu setzen sei, denn die Politik sei
eben nicht gut und nicht schlecht, sie
habe nur andere Eigenschaften, wie
kräftig oder schwächlich, kleinlich oder
großzügig usw. Daß diese letztere Mei»
nung nicht die wahre sein kann, leuchtet
jedoch ohne weiteres ein; denn jedes

menschliche Handeln verträgt nicht nur,
sondern fordert die Anlegung sittlicher

Maßstäbe. Woher käme es sonst auch, daß in dem jetzigen Kriege jedes Volk bemüht war, sein sittliches Recht an dem Ringen zu beweisen? Einigen Auf» schluß über das Verhältnis von Politik und Moral wird uns die Geschichte zu geben vermögen. Wer denkt da nicht an den Begründer der ganzen Realpoli- tik, an Machiavell. Dem schlauen Flo- rentiner hieß Politik treiben nichts an» deres, als den Willen zur Macht rück- sichtslos durchzusetzen. Auf Moral kommt es dabei auch nicht im geringsten an. Von den Fürsten, als Trägern der Politik, heißt es beispielsweise: „Die Erfahrung unserer Tage lehr t uns, daß bloß jene Fürsten mächtig geworden sind, die es mit Treu und Glauben leicht nahmen und sich darauf verstan» den, andere zu täuschen und zu betrügen, und daß jene, welche redlich ihre Ver- bindlichkeiten befolgten, am Ende übel wegkamen." Dieser Machiavellismus, wie er in Cesare Borgia seinen konse» quenten Vertreter gefunden hat, wies also jeden Anspruch der Moral kurz ab, so daß sich Friedrich der Große zu sei» nem „Antimachiavell" getrieben fühlte, worin er den rücksichtslosen Italiener aus einem heißen idealistischen Gefühl heraus verurteilt und ein ganz anderes Bild eines Fürsten zeichnet. „Wenn keine Ehre und keine Tugend mehr in der Welt wäre, so müßte man ihre Spur bei den Fürsten wiederfinden. Cesare Borgia ist das Muster eines Machiavellisten; das meinige ist Mare Aurel." Trotzdem kann man nicht be» haupten, daß die großen Politiker später etwa im Einklang zum Antimachiavell gehandelt hätten. Im Gegenteil, Ne haben Bahnen gewandelt, wie sie eben der Florentiner vorgezeichnet hat. Den» ken wir nur an Bismarck, der doch auch vor Machtmitteln nicht zurückscheute, ferner an Friedrich den Großen selbst, der in der „Geschichte seiner Zeit" doch wesentlich andere Gedanken entwickelt als im „Antimachiavell", der z. B. sagt, daß es „Tugenden gibt, die ein Staats- mann bei der Verderbnis unseres Zeit- alters nicht ausüben darf".

Es wurde gesagt, daß noch heute alle Realpolitiker auf machiavellistischer Grundlage handeln. Bis auf zwei Ein» schränkungen. Auch der heutige Poli» tiker wird sich nicht leichtfertig über sitt» liche Bedenken hinwegsetzen. Wenn er unsittlich handelt, wird er es nur tun,

wenn es sich um schwere Folgen handelt, z. B. wenn die Eristenz des Volkes auf dem Spiele steht. So hat Bismarck gesagt: „Keine große Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen beiden zu wählen." Machiavell und seine Iünger aber haben sich um kleiner Vorteile willen über die Sittlichkeit hinweggesetzt; allerdings verteidigt Heinrich Scholz in seiner wertvollen Schrift „Politik und Moral"*), der hier viel» fach gefolgt wird, den Florentiner und meint, er abstrahiere eben von seiner Zeit und würde unter den heutigen Verhältnissen der Redlichkeit eine höhere Stellung zuweisen, was wohl billig zu bezweifeln ist. Zum zweiten ist zu beachten, daß Machiavell nur das Privatinteresse des Fürsten im Auge hat, und dieser Standpunkt ist sicher heute über» wunden. Ia, ein Friedrich der Große, ein Bismarck stehen uns ja gerade deshalb so groß da, weil sie dem Grundsatz huldigten, daß sie nur die ersten Diener ihres Volkes waren.

Aber der Grundgedanke der machia» vellischen Politik bleibt bestehen, daß jeder Staat den Willen zur Macht verfolgen muß, denn wenn er das nicht tut, dann führt er schließlich selbst die eigne Vernichtung herbei, denn dazu würde im Staatsleben ein beständiges Nachgeben, ein Sichselbstverleugnen,

" "> Heinrich Scholz, Politik imd Moral, Gotha, Perthes.

wte es doch die Moral gebietet, führen. Daher kommen wir auch um die Frage nicht herum: Soll der Staat auf die Moral verzichten oder soll er im Sinne der unentwegten Idealisten die Gesetze des persönlichen Lebens auch für sich als bindend betrachten? Folgt er der ersten Frage, dann darf die Politik zwar rück-sichtslos verfahren, aber dann müßte das Prinzip der Selbstbehauptung auch zum Primat im Leben des Einzelnen werden, unser Dasein würde dadurch ganz und gar entsittlicht. Folgt der Staat aber dem reinen Idealisten, dann vernichtet er sich selbst; denn dann würde nicht „der nationale Egoismus durch den kosmopolitischen Idealismus abge» löst", sondern die Folge wiüre ein „anti» politischer Enthusiasmus, der alles staatliche Leben zertrümmert".

Zu einer befriedigenden Antwort können wir nur gelangen, wenn wir vom Wesen des Staates ausgehen. Wir können ihn bezeichnen als das „unter der Herrschaft einer souveränen Gewalt zur grundsätzlichen Selbstbestim» mung erhobene Eigenleben eines Vol-kes". Die Politik ist nun „die höchste Anspannung der Volkskräfte und die innere und äußere Durchsetzung der Volksintercssen mit den Mitteln der Staatsgewalt". „Denn sittlich ist im weitesten Sinn alles, was der Selbst» behauptung des Sittlichen dient, und die Sicherung eines sittlichen Gutes, wie es die Volkskraft unzweifelhaft ist, ist eine sittliche Tat." Wenn nach die» ser Feststellung zwischen Politik und Moral immer noch eine Menge von Widersprüchen bleibt, so sind das eben tragische Konflikte, nicht satirische, und sie wurzeln in der Sache selbst.

Mancher Widerspruch fällt schon weg, wenn man die Sittengesetze, wie sie für den Einzelnen Geltung haben, nicht streng auf den Staat überträgt. Für diesen gilt auch nicht dasselbe, wie für den Einzeln«n. Denn der einzelne Mensch steht unter der Obrigkeit, der Richter schützt ihn, aber der Staat muß sich im Notfalle sein Recht selber ver» schaffen, vnd zwar dann durch die Macht, die Macht aber kann sich nicht immer nach den Sittengesetzen richten. Außerdem ist zu beachten, daß der Ein» zelne nur für sich selbst verantwortlich ist, während der Staat für das Wohl Aller sorgen muß. Es kann daher wohl vorkommen, daß ein Staatsmann als

solcher ganz anders handeln muß, als
er es als Privatmann täte, daß ferner
eine große Festigkeit, ja Härte dem Po»
litiker eignen muß, um im Interesse des
großen Ganzen auch seinem individuel»
len Menschen entgegen zn handeln.
Der Staat muß sich vor allem selbst be»
haupten, auch wenn er dadurch Unrecht
tut; denn erleidet er freiwillig selbst
das Unrecht, dann schadet er ja doch den
Bürgern, die sich in seinen Schut z ge»
stellt haben und von ihm die Vertre»
tung ihrer Interessen erwarten.
Iedenfalls kann es dem Idealismus
nicht zugestanden werden, die dem Ein-
zelnen gültigen moralischen Grundsätze
ohne weiteres auf den Staat zu über»
tragen, denn das führte zu dessen Nega»
tion und gereichte somit auch dem Ein»
zelnen wieder zum Schaden. Der Staat
ist eben Hüter eines hohen sittlichen Gu»
tes, der großen Volkskraft, des Eigen-
lebens einer Nation. Das läßt sich
nicht bewahren innerhalb der Gesetze,
wie sie für ein einzelnes Menschenleben
maßgebend sind. Damit ist natürlich
nicht gesagt, daß die Politik einer mora»
lischen Würdigung überhaupt nicht fä»
hig wäre, oder daß Politiker nicht an
die Sittengesetze gebunden wären, nein,
auch der Realpolitiker muß die mora»
lische Verpflichtung lebendig in sich
empfinden, er darf sich eben nicht leich»
ten Herzens über sie hinwegsetzen wie
etwa ein Machiavellist, sondern darf
ihnen nur dann entgegenhandeln, wenn
er damit wirklich dem Wohle des Staa«
tes dient.

Rundschau
Naturwissenschaftliche
Rundschau.
Von August Friedrich Krame.
Was Kammerers „Allgemeine
Biologie", Kerners „Pflanzenleben",
Hefse»Dofleins „Tierbau und Tier»
leben" für den gebildeten Freund der
Naturwissenschaften sind, will ein klei»
nes Büchlein jungen und alten Natur-
freunden sein, die nichts anderes für
diese Wissenschaft mitbringen, als ihre
Freude an der Natur und ihre Sehn»
sucht nach Wissen. Es will sie, wie es
im Vorwort heißt, auf ihren Fahrten
begleiten, ihnen die hehren Wunder, die
unsere heimische Natur birgt, erschlie»
ßen und sie zu jenem wahren Natur»
genusse befähigen, der ohne Wissen
nicht möglich ist. So sind Bernhard
Landsbergs „Streifzüge
durch Wald und Flur", die in
einer von Dr. A. Günthart und Dr.
W. B. Schmidt vollständig neu bear-
beiteten fünften Auflage (Leipzig und
Berlin, B. G. Teubner) vorliegen, mehr
als eine Anleitung zur Beobachtung der
heimischen Natur; sie sind «ine aus
pädagogischen Gründen in die Form
monatlicher Streifzüge gekleidete Ein»
führung in die Pflanzen» und Tierbio»
logie. Auf Wanderungen in der freien
Natur mit Naturfreunden und reiferen
Schülern entstanden, wollen sie auf
ähnliche Wanderungen mitgenommen
und inmitten der Natur neu erlebt wer-
den, wollen dazu anregen, selbst Fragen
an die Natur zu stellen und zu ihrer
Lösung Beobachtungen zu machen.
Nach dem wichtigen pädagogischen
Grundsatz: „Vom Leichten zum Schwe»
ren, vom Einfachen zum Zusammenge»
setzten" führen sie den Leser in die
Grundprobleme der Biologie ein.
Durch die Verbindung von zoologischen
und botanischen Beobachtungen sorgen
sie für reiche Abwechslung, und durch
die geschickte Verteilung des Stoffes
auf zwölf Monatsbilder zeigen sie die
Natur im Wechsel der Iahreszeiten
und in immer anderen und neuen Rei»
zen. So ist und bleibt Landsberg in
seinen „Streifzüaen", die sich schon seit
Iahren in vielen Haus» und Schul-
büchereien ihren Platz erobert haben,
ein Führer und Lehrer im weiten Reiche
der Natur für jung und alt, der Inter»
esse zu wecken, Anregungen zu geben, zu
belehren und zu erziehen weiß. Auch in
ihrer neuen Gestalt sind diese „Streif»

züge" ein Buch, das man in den Hän-
den eines jeden Schülers sehen möchte.
Wenn solche Bücher Begleiter un-
serer Iugend werden, wird die er»
schreckende Unkenntnis, die so viele
Großstädter auf dem Gebiete der Na»
turwissenschaften beweisen, allmählich
abnehmen. Und doch möchte so man»
cher, der kaum Gänseblümchen von
Nichtgänseblümchen unterscheiden kann,
von den vielen bunten Kindern der
Flora gern wissen, welches Namens,
welcher Art sie sind. So erst würde
für sie in das bunte, ungeordnete Bild
Sinn und Gliederung kommen. Solchen
Unwissenden, die ein bescheiden Teilchen
botanisches Wissen sich auf ihren Spa-
ziergängen erwerben möchten, bieten
sich die beiden Pflanzenatlanten von
H. Schuhmacher: „Bilder»
Atlas der Frühlingsblu-
men" und „Bilder»Atlas der
Sommer» und Herbstblu-
m e n" an, die auf je 40 Tafeln 173
resp. 1s2 naturgetreue Abbildungen der
am häufigsten vorkommenden Blüten»
pflanzen bringen. (Verlag von Otto
Maier, Ravensburg.) Zur leichteren
Bestimmung sind die Pflanzenbilder
nach den Farben der Blüten, innerhalb
dieser Gruppen nach den Standorten
geordnet, so daß es jedem rasch gelin»
gen muß, eine Pflanze, die ihm auf
seinen Spaziergängen auffällt, zu be-
stimmen. Iedem Atlas ist in besonde»
rem Heftchen ein erläuternder Tert bei»

gegeben, der über die deutschen und la» teinischen Namen der Pflanzen, ihre Stellung im natürlichen und im Linn6-schen System unterrichtet, eine knappe, charakteristische Beschreibung gibt und auf diese und jene hübsche Einzelheit aufmerksam macht. Atlas und Tert sind ohne großen wissenschaftlichen Apparat, nur nach praktischen Bedürf» nissen eingerichtet. Wenn auch die Blütenfarben mitunter nicht genau und treffend wiedergegeben sind, so ist doch der Habitus der Pflanze oder der dargestellten Pflanzenteile meist gut getroffen und die einzelnen Arten sind auch von nicht geübten Augen leicht wiederzuerkennen. So stellen diese beiden Atlanten in ihrer glücklichen Anordnung ein wirklich brauchbares Hilfsmittel für jeden dar, der ohne jede botanischen Kenntnisse, doch mit offenen Augen durch die Natur gehen möchte. Besonders gute Dienste werden sie auch Schülern leisten, die ihre ersten Naturgeschichtskenntnisse draußen in der Natur erweitern möchten.

Rundschau der Kriegsliteratur XVII.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Gleichsam als Ergänzung des vor etwa einem Iahre in der Ullstein'schen Sammlung „Männer und Völker" eo schienenen Buches von Rudolf Eucken „Die Träger des deutschen Idealismus" veröffentlicht Professor Nr. Oskar Bulle in derselben Sammlung ein Buch, in dem er Deutschlands große Dichter als „die Verkünder des deutschen Idealismus" behandelt und in klaren Zügen ein Bild des nationalen Geisteslebens gibt, das aus der vom Dreißigjährigen Kriege hinterlassenen Zerstörung langsam wieder emporstieg, bis nicht nur in der Philosophie, so«» dern auch in den Künsten das Zeitalter eines neuen Humanismus zu strahlen begann. Bulle schildert in seinem Buche die führenden Dichter des achtzehnten Iahrhunderts: Klopstock, den Erwecker, dessen tönende Sprache der religiösen Inbrunst und der poetischen Schwärmerei Gestalt verleiht. Lessing, den Wegbereiter, den kampffrohen Wahrheitssucher, Herder, den Seher, der „das gelobte Land wohl schauen, aber selbst nicht betreten durfte". Des Weiteren schildert der Verfasser uns Goethes universales Menschentum, das Bulle in seiner wunderbaren Einheit

von Schaffen und Erlebnis darstellt, Schillers leidenschaftlich gespanntes Ringen und endlich Kleists Heroismus, der für die Zukunft des Vaterlandes sich opfernd untergeht.

Von der „Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte", die der Verlag von S. Fischer in Berlin herausgibt, liegen uns wiederum eine Anzahl von Bänden vor, die eine Reihe von höchst interessanten Themen behandeln.

Im 9. Bande unternimmt Karl Leuthner den Versuch, die Ursachen des „Russischen Volksimperialismus" klarzulegen. Seine Darstellung beruht auf einer genauen Kenntnis des russischen Volkes, der russischen Politiker und der ganzen sozialen Atmosphäre, aus der im letzten Grunde sich die treibenden Motive der Politiker herleiten. Er stellt fest, daß zum ersten Male in der russischen Geschichte Ansätze zu einer nationalen Politik vorhanden sind, Ansätze, die weit über den Kreis der Intellektuellen hinaus in die kleinbürgerlichen Kreise reichen, und daß es sogar gelungen ist, dem riesigen russischen Bauernvolk den Stimmungsgehalt des moskowitischen Imperialismus in religiöser Verbrämung und Maskierung Nabe zu bringen.

Rundschau

Unter dem Titel „Gedanken zur deutschen Sendung" schildert der Natio» nalökonom an der Heidelberger Univer» sität Alfred Weber im 13. Bande in fesselnder Weise den Zwang, mittel» europäisch zu werde», als Erlebnis un- serer letzten Entwicklungen. Weber umfaßt das ganze soziale und politische Leben unserer Zeit. Er ist zugleich Wirtschaftspolitiker und Kulturphilo» soph, und das macht sein« Tagebuchauf» zeichnungen im Schützengraben zu einem Geschenk für das deutsche Volk.

Sehr interessante Ausführungen bie» tet der 17. Band „Staatssozialismus" aus der Feder von Leopold von Wiese. Wiese ist nicht der Meinung, daß Vorstellungen, die in der Not der Stunde geboren sind, in all ihrer Unge» klärtheit und Vorläufigkeit auch für die Zukunft Geltung haben können. Die Belastung der Staatsleitung mit wirt- schaftlichen Aufgaben ist heute so groß, daß die Erwerbsstände, die ja alle zu» gleich Produzenten und Konsumenten sind, sich fragen müssen, wie bei fort» schreitender staatlicher Produktionslei» tung der kostbare Schatz der privaten Initiative erhalten bleiben kann. Die Schrift versucht Klärung dieses unge- heuer wichtigen Problems und ist be- müht, das Gebiet für staatssozialistische Neuerungen so abzugrenzen, daß ein ge- nügend breiter Tummelplatz für die private Initiative übrig bleibt und die Gesamtheit des unschätzbaren Vorteils der schöpferischen und anregenden Ein» zelpersönlichkeiten nicht verlustig geht.

Im 21. Bande, der den Titel „Weltwirtschaftliche Möglichkeiten" trägt, hat sich Franz Eulenburg die Aufgabe gestellt, systematisch die Gestaltung der Weltwirtschaft im allge» meinen und die Einordnung des zukünf» tigen deutschen Reiches in sie mit allen erreichbaren Mitteln der Literatur und Statistik wissenschaftlich zu prüfen und auf diese Weise über die weltwirtschaft- lichen Möglichkeiten Deutschlands für die Zeit nach dem Kriege ein klares Bild zu geben. Mit Recht hat der Verfasser davon Abstand genommen, sein Buch mit Statistik und Literaturanga» ben zu beschweren. Seine Absicht ist es vielmehr, lediglich die große Linie scharf heraustreten zu lassen, um so den Weg anzudeuten, den unsere Wirtschaft und die Politiker, die sie vertreten, wer- den beschreiten müssen, um den Neu-

aufbau der deutschen Wirtschaft vor Gefahren zu sichern. Nacheinander bespricht Eulenburg die großen Wirtschaftsgebiete, das englische, das russische, das amerikanische und das französische. Er zeigt ihre Fähigkeiten zur Selbstgenügsamkeit, weist aber andererseits auch auf deren Schranken hin; er erörtert die aus Haß und blinder Mißgunst geborenen Vorschläge, Deutschland dauernd dem großen Strome der weltwirtschaftlichen Arbeit fernzuhalten, und kommt endlich für unsere zukünftig« Entwicklung zu Schlüssen, die beruhigend wirken und Zutrauen erwecken, ohne vor den ungeheuren Schwierigkeiten die Augen zu verschließen oder in den rosigen Optimismus der Dilettanten zu verfallen. Es ist eine sehr lesenswerte Schrift, die wie wenig andere berufen ist, Fachleute und Laien, Politiker und Publizisten, die die öffentliche Meinung zu beraten haben, aufzuklären. —

In der jetzigen Zeit, wo soviel von dem durch die Entente hart bedrängten Griechenland die Rede ist, vermißte man bisher Darstellungen, die auf frischer, lebendiger Anschauung und strenger politischer, geographischer und wirtschaftlicher, wissenschaftlicher Grundlage beruhen, die Hauptfragen der in» nerpolitischen Verhältnisse und die Grundlagen der Tendenzen der auswärtigen Politik Griechenlands schildern, über dessen Stellung mitten in den weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Zielen des heutigen Völkerringens und des-

sen Verhältnis speziell zu Mitteleuropa und zu Italien aufklären sollten. Dieser Aufgabe hat sich nun ein griechischer Fachmann, Prof Dr. K. D. Sp h y r >' s unterzogen, der schon vor dem Kriege als theoretischer Politiker für eine deutschfreundliche Politik Griechenlands eingetreten ist und sie bis zur letzten Konsequenz im Zusammenhang mit der inneren Politik und in voller Einheit» lichkeit verteidigt hat. Den Grundriß seiner Ausführungen, die Sphyris unter dem Titel „Griechenland und Ita» lien" als 27. Heft der schon oft hier genannten „Bibliothek für Volks» und Weltwirtschaft" (Wissenschaftliche Ver» lagsanstalt „Globus" in Dresden) veröffentlicht, bilden das Verhältnis Griechenlands zu Italien und die daraus zu schließenden Interessengegensätze. Der Verfasser geht aber auch auf die Grundlagen der Politik beider Staaten und der tiefsten politisch»geographischen, anthropo-geographischen und soziologi» schen Ursachen des Abfalles Italiens und auf die Besprechung der Ersatzmöglich» keiten ein, die den Zentralmächten Griechenland an Stelle Italiens bieten kann. Er entwickelt ferner die Hauptlinien einer neuen politischen Orientierung und einer neuen großen politischen Koa» lition, deren Grundkern Deutschland sein soll. Er versucht eine neue wirtschaftsgeschichtliche Betrachtung der Staatenbildung, stellt die Notwendigkeit der gewaltigen Staatenkoalitionen für die weitere Entwicklung fest und berührt viele brennende und hochwichtige Fragen der Weltpolitik, der Weltwirtschaft und des Weltkrieges. Daneben bietet der Verfasser dem Leser ein klares Bild der Parteiverhältnisse, der Kulturzustände und der Fähigkeiten des griechischen Volkes und bespricht ausführlich die Fragen der Politik Griechenlands in den zwei Iahren des Weltkrieges, die begangenen Fehler, die Vergewaltigung durch die Entente und die Rolle des Verräters Venizelos. Kurz, die Schrift enthält zahlreiche Punkte, deren Kenntnis gerade bei der augenblicklichen lage von größtem Interesse ist.

In derselben Schriftensammlung erschienen neuerdings als 24. Heft drei wirtschaftspolitische Aufsätze über „Un» genützte Steuerquellen" von Dr. A l » bert Hauff. Diese kleine Broschüre will auf Steuerquellen hinweisen, die bisher tatsächlich noch gar nicht in

die öffentliche Diskussion gezogen worden sind. Der zweite Aufsatz nimmt Stellung zur Frage einer Besteuerung der Kunstwerke und Kunstsammlungen, wobei der Verfasser zu dem Ergebnis gelangt, daß, so verlockend auch der Ge» danke an eine derartige Besteuerung ist, da zweifellos sehr große Summen in Kunstwerken stecken, seine Durchführung scheitern muß „an der Unmög» lichkeit, feste Grundlagen für eine solche Besteuerung zu finden". Der dritte Aufsat z schließlich behandelt die Bilanz als Wertmesser unserer Widerstandskraft. —

„Der Krieg in den Tiefen der Menschheit", ist der Titel eines neuen „Kosmos"»Bandes aus der Feder des Direktors des Leipziger Museums für Völkerkunde, Professor Weule (Franckh'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart). Die mit zahlreichen Illu» strationen geschmückte Schrift bietet ei» nen interessanten Überblick über die Kriegführung der Völker auf mehr oder weniger kulturloser Entwicklungsstufe, wie sie einmal alle Völker, auch die jetzt höchststehenden, eingenommen haben, und auf der zurzeit noch zahlreiche, wenn auch wenig kopfreiche Stämme in allen Erdteilen mit Ausnahme Europas stehen. Weule gibt hauptsächlich Antwort auf die Fragen: Was trieb diese Völker zum Krieg? Welcher For» men, Mittel und Waffen bedienten sie sich? Welche Strategie und Taktik wandten sie an? Welche sittlichen und gesellschaftlichen Begleiterscheinungen und Folgen hatten diese Kriege? Bei

Behandlung dieser Probleme kommen
auch andere wichtig« Fragen, wie die
Bedeutung der Troph<ien, der Kriegsge-
fangenschaft, der Menschenfresserei usw.
zur ausführlichen Darstellung und Er-
örterung. Manche Kriegsbränche, von
denen Weule berichtet, führen uns wahr-
haft in die „Tiefen der Menschheit",
so die Taten der Südseeinsulaner, im
Vergleich zu denen der berüchtigte Mar-
terpfahl der Indianer harmlos zu nen-
nen ist. —

kiteraturgeschichtliche Rundschau.

Von Hans Zeeck.

Burckhardt und Heyse.

Es ist ein ganz eigener Eindruck,
durch den uns die Kunde und das Le-
benswerk von Iakob Burckhardt gefan-
gen nimmt. Unter den Persönlichkeiten,
die mit den fünfziger Iahren zur Gel-
tung kamen und dem deutschen Geistes-
leben ein nenes, starkes Daseinsgefühl
eroberten, steht er unbestritten als eine
der überragenden da. Ströme des Le-
bens sind von ihm ausgegangen, und
dennoch hielt er sich abseits. Allem
Treiben und Wirken großen Stils durch-
aus abgeneigt, wurde er weder der Be-
deutung so großer Erscheinungen seiner
Epoche gerecht, wie Bismarck und Wag»
ner waren, noch vermochten mehrfache
Aufforderungen, ihn nach Berlin zu zie-
hen. Er blieb der Grenzdeutsche, lebte
bis in ein hohes Alter in seiner Vater-
stadt Basel, von dort aus in die Weite
und Tiefe wirkend wie kaum ein Histo-
riker deutscher Zunge, und schließlich
doch keine eigentlichen Schüler hinter-
lassend, dafür aber den Nachhall einer
ganz reifen Eristenz. Seine einzigartige
Lebenshaltung, die nicht einmal die
eines Sonderlings war und durchaus
nicht den weltmännischen Ton entbehrte,
ist für diejenigen, welche ihn noch ge-
kannt haben, ein Eindruck ohne gleichen
geblieben. Sie macht es begreiflich,
baß wir außer nach seinen Werken im-
mer wieder nach Berichten über ihn und
seinen Briefen verlangen. Zwar war
er — und dies nicht nur in seinen letz-
ten Iahren — fast ängstlich bemüht, so-
viel als möglich von seiner weitschichti»
gen Korrespondenz zurückzuerhalten und
zu vernichten. Da er aber wie wenige
die Gabe besaß, sich mitzuteilen und
Betrachtungen und Anregungen man-
nigfacher Art auszustreuen, kann die uns
erhalten gebliebene Fülle nicht verwun-

dern. Frühere Iahre brachten seine Briefe an Alioth, den Baron Geymüller, Rib» beck, Nietzsche, Vögelin, Brenner, Bey- schlag und Kinkel. Weiteres steht be- vor, so eine Ausgabe der Briefe an Io- hannes Riggenbach; und wenn erst die Biographie herauskommt, die Otto Markwart in Zürich vorbereitet, wird man den Lebenslauf dieses großen Hu- manisten überschauen dürfen. Ietzt legt Erich Petzet, sehr sorgsam kommentiert, auch den Briefwechsel mit Paul Heyse vor, der namentlich über den jüngeren Burckhardt Aufschluß gibt, dessen Züge mit dem Altersbild, wie es wohl v?r allem vor uns steht, nicht recht zusam- mengehen wollen.

Eigentümlich berührt die Abneigung, die Burckhardt Berlin gegenüber geflis- sentlich zur Schau getragen hat. Ver- brachte er hier doch Iahre, die für seine Entwicklung bestimmend geworden sind. Er erlebte noch die letzten Ausläufer der glänzenden Epoche, die der Geselligkeit eine wahrhaft beherrschende Rolle zuge- wiesen hatte. Ehedem in zahlreichen intellektuellen Kreisen über die ganze Stadt verbreitet, gab sie ihrem geistigen Leben den eigentlichen Halt und eine ganz besondere Färbung. War nun auch in dem Iahrzehnt vor 1848 nur spärliches hiervon übrig geblieben, ein

Hauch jener Tage der Schleiermacher und Humboldt, der Rahel und der Herz schien fortleben zu wollen. Und wie vieles erinnerte nicht unmittelbar dar» an! In der Nähe des Kupfergrabens lag z. B. die Behausung Bettina von Arnims — Burckhardt ist noch mit ihr bekannt geworden —, und in der Fried» richstraße Nr. 242 wohnte Eduard Hitzig, der Freund von E. T. A. Hoff» mann, Zacharias Werner und Chamisso. Wie oft hatte der junge Basler die Mansardenwohnung in diesem Haus be» treten, wo sich ein anregender Kreis meist jüngerer Leute um den Schwieger- sohn Hitzigs, den Professor der Kunst- geschichte an der Akademie und Referen» ten für Kunstangelegenheiten im Kul» tusministerium Franz Kugler und seine Familie sammelte. Von Emanuel Gel» bel eingeführt, trat hier Heyse dem um zwölf Iahre älteren Iakob Burckhardt zum ersten Mal gegenüber.

Berlin und das Kuglersche Heim sind nichts Zufälliges im Leben der bei- den gewesen. Übernahm der eine von seiner tätigen Anteilnahme an den Kug» lerschen Arbeiten als Ergebnis die Fä» higkeit, weite historische Zusammen» hHnge zu überblicken, geschichtliche Stoffe in ihrer ganzen Fülle auszubrei- ten, blieb das Leben des andern, der dazu ein angehender Dichter war, noch inniger durch diese Iahre bestimmt, in denen ja auch der ältere Genosse fröh- licher und schwärmerischer Abende und Nächte ganz im romantischen Fahr» wasser segelte. Selbst in der Mückerin» nerung der Briefe, die sich beide später schrieben, klingt manchmal die Stim- mung der Berliner Tage nach. Oft wird Franz Kugler erwähnt, dessen Tochter Grete Paul Heyse zur Frau ge- nommen hatte, dessen hinterlassene Werke dann später einem guten Teil des Briefwechsels Stoff zu Rede und Gegen- rede gaben. Burckhardt, der ihnen be- reits zu Lebzeiten seines Lehrers ein Helfer war, hat sich denn auch der Sorge um sie nicht entzogen. Mit eige- nen Arbeiten und Pflichten vollauf ver- sehen, konnte er natürlich nicht jedem Anruf folgen, der von selten der Kug- lerschen Erben an ihn erging.

Heyse hat kaum einen verständnis- volleren Kritiker besessen, als Burck- hardt, mit dem ihn so viele Gemeinsam- keiten persönlicher und künstlerischer Art verbanden. Ein lebhafter Gedan-

kenaustausch spinnt sich über geschicht-
liche Stoffe und deren literarische Aus-
nutzung ab, auf die der regsame, leicht
und glänzend produzierende Dichter
ständig aus ist. Heyse bezeugt mehr
den Versen und weniger den beiden
Hauptwerken des Freundes seine Teil-
nahme. Burckhardt stellt sein Licht mit
Vorliebe unter den Scheffel, arbeitet
ständig, scheut jedoch die Mühe des Edie»
rens wie überhaupt die Öffentlichkeit
und weist begreifliche Rezensionswün-
sche seines Freundes liebenswürdig ab.
<3r wird mit Erstaunen gewahr, wie sich
dieser mit seinen dramatischen Erzeug-
nissen dem undankbaren Publikum im-
mer wieder zuwendet. Mit wieviel
Interesse und Freude begleitet er, der
damals selbst zwei schmal« Liederhefte
in die Welt schmuggelte, die ersten Ge-
dichte und Novellen seines Gesinnungs-
genossen, der mit ihm den Hang für süd-
liche Lande und deren Daseinsformen
teilt. Mannigfache Ausstellungen und
Hinweise bewegen sich in den amüsante-
sten Formen. Sie werfen zugleich
Streiflichter auf das literarische Treiben
jener Tage, in der freie Lieder klangen
und Geibel so recht ein Poet nach dem
Herzen der Gebildeten war.
Wie stark mußten doch in dieser
Zeit die sanften Weisen wirken, daß sie
zu „verteufelten Melodien" wurden.
Einmal — es waren Geibels „Wenn die
Schatten dunkeln" — lassen sie Hense
nicht mehr los, bis er Verse darauf ge-
macht hat. Burckhardt scheint in einem
Nachtlied seiner „Ferien" dieselben

Pfad« gewandelt zu sein. Auch von einem andern großen Basler sprechen die Briefe der Freunde, Arnold Böcklin. Und in diesem Zusammenhang mag dar» an erinnert werden, daß Geibels Gedicht auch auf ihn seine Wirkung aus» geübt hat. Wie Henriette Mendelsohn in ihrer Biographie des Malers berich» tet, komponierte er dies Lied, das im Beisein Burckhardts bei der Abschieds» frier gesungen wurde, als Böcklin nach Rom ging. Seine Basler Braut brach bei dem wehmütigen Schlußvers weinend zusammen. Sie starb bald darauf, und Burckhardt widmete der „einsamen Frühlingsblüte" ein Sonett.

Das Verhältnis beider zu Böcklin hat nicht sehr lange gedauert. Doch wenn auch Burckhardts und Heyses Empfindungsleben weit weniger von Reizbarkeit durchsetzt war, tauchten für ihre Freundschaft ebenfalls Trennungswolken auf. Das war im Iahre 1864. Aber nachdem ihnen dann später eine kurze Nachblüte ihres schriftlichen Ver» kehrs beschieden war, konnte Burckhardt in seinem letzten, sieben Iahre vor sei» nem Tode geschriebenen Brief Heyse doch sagen, daß er viel darum geben würde, ihn noch einmal zu sehen. Ein Geständnis, das dem Heyse der vielen Iahre des gemeinsamen Genießens und Aufstrebens galt. Einem Genossen sei» ner längst überwundenen romantischen Periode hätte er es gewiß nicht gemacht. Ist doch bekannt geworden, wie fern er dieser zuletzt gerückt war.

Spärlich wurde dieser Briefwechsel durch persönliche Zusammenkünfte unterbrochen. Neben drei nur kurzen Be» gegnungen handelt es sich um drei gemeinsam in Rom verlebte Wochen, die in das Frühjahr 1853 fielen, als die Freunde schon das brüderliche Du ver» band. Das einzige Mal, daß die beiden zusammen Tage in dem Süden ver» lebten, der ihnen so sehr ans Herz ge» wachsen war. Über die Bewohner die» ses Landes hat Burckhardt jedoch nicht immer günstig gedacht. Wie eine Prophezeiung der jetzigen Zustände klingen seine skeptischen Worte im letzten Brief vom Ianuar 1890, die in keiner Beziehung Gutes für Italien voraus» sagen. Doch auch über deutsche Ver» hältnisse läßt er dann und wann ein hartes Wort fallen, gerade wie über Berlin. Bei allem Entgegenkommen strebte er danach, seinen eigenartigen

Ansichten schärfsten Ausdruck zu verlei»
hen, ja spricht bereits in den fünfziger
Iahren Heyse gegenüber aus, es sei für
ihn höchste Zeit, von dem objektiven Gel-
tenlassen abzurücken und recht intole»
rant zu werden. Daß sich Burckhardt
dieses Recht seiner Meinungsäußerung,
dem er auch in seinen Werken — ganz
anders als etwa Ranke — durchaus
Spielraum gab, in keiner Weise be»
schneiden ließ, verleiht seiner Persönlich»
keit eine besondere Stärke. Man wird
seine Aufrichtigkeit, die sich in den
schlagendsten Wendungen ergeht, ohne
irgendeine Spur von Plumpheit anzu»
nehmen, auch dort nicht missen mögen,
wo sie in's Einseitige übermündet und
seine Grenzen erkennen läßt.
Heyses Naturell war im Gegensatz
zu seinem großen Partner viel aUgemei»
ner angelegt, was sein Wesen wohl
manchmal abgerundeter erscheinen ließ,
seinen Schöpfungen aber nicht immer
von Vorteil war. Und so ist es nicht zu
verwundern, wenn sich — obgleich
Petzet besonders die Heyseschen Briefe
ausführlich kommentierte — das haupt»
sächlichste Interesse des Lesers doch den
Burckhardtschen Äußerungen zuwendet.
Der Dichter, der — hierin so sehr von
dem Historiker verschieden — gern
von seinem Leben sprach und auch
Erinnerungen hinterlassen hat, was
jenem ein Greuel gewesen wäre, wirkt
weniger gewaltig in die Zukunft. Ia,
er ist in den letzten Iahrzehnten zu Un-
recht zurückgesetzt worden. Mögen nun
die Briefe, die sein Basler Freund ihm
3

schrieb, mit dazu beitragen, daß sein Schaffen gerechter gewürdigt und willi» ger anerkannt wird, als es bisher geschehen ist.

Literarische Rundschau.

Von Dr. Eduard Metis.

Von deutscher Sprache und Dichtung.

Stärker als je zuvor sind die Be» strebungen geworden, die auf Reinhaltung und Pflege unserer Muttersprache abzielen. Was von ihnen in die Erscheinung tritt, ist allerdings nur der Kampf gegen die Fremdwörter. Vom Kampf gegen den schlechten Stil, gegen die Schleuderarbeit gewissenloser Schnellschreiber ist leider kaum etwas zu merken. Das soll natürlich nicht heißen, daß dieser Kampf gar nicht geführt wird. Töricht wäre es, das zu be» haupten; jede Nummer der „Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins" liefert den Gegenbeweis. Aber das ist bedauerlicherweise nicht zu bestreiten: Geltung im öffentlichen Leben haben diese Bemühungen sich kaum zu verschaffen gewußt, soweit sie eben nicht der Ausrottung des Fremdworts dienen. Schuld daran ist zum Teil der Umstand, daß die Sprachreinigung leicht zu Sprachgesetzgebung wird, die dann ihre Vorschriften erläßt, ohne sich um die Eigenart sprachlichen Lebens zu kümmern. Ist doch einmal die Behauptung aufgestellt worden, ein „Wagnerver» ehrer" könne „doch nur ein Kerl sein, der gewerbsmäßig jeden verehrt, der Wagner heißt"! Gegen solche Schulmeisterel, gegen solches Bekämpfen vermeintlicher „Sprachdummheiten" verhält der Deutsche sich ablehnend, weil er empfindet, daß hier etwas nicht ganz in Ordnung ist. Wird er aber einmal vor die Notwendigkeit gestellt, selbst zu urteilen, ob eine Redewendung undeutsch ist oder nicht, dann ist er in Verlegenheit. Ein „Wörterbuch der Akademie", in dem man nur nachzuschlagen braucht, um festzustellen, welche Ausdrücke der „guten Sprache" angehören, besitzen wir zum Glück nicht. Daß wir aber so wenig Verständnis für sprachliche Dinge überhaupt besitzen, ist tief bedauerlich. Iede Gelegenheit muß benützt werden, um solches Verständnis anzubahnen; wir müssen uns daran gewöhnen, von unsern Schriftstellern, mögen sie Romane schreiben oder gelehrte Abhandlungen, zu verlangen, daß sie über dem Inhalt

nicht die Form vernachlässigen. Nicht jeder, der es sich einredet, besitzt „persönlichen Stil"; nicht jedem, der darauf Anspruch erhebt, dürfen wir die Unarten seiner Schreibweise als Ausfluß seiner angeblichen Individualität durchgehen lassen.

Eins von den Werken, die uns helfen können, dieses Ziel zu erreichen, liegt schon in dritter Auflage vor: Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Vorträge und Aufsätze von Friedrich Kluge. Es bildet den ersten Band der bei Quelle und Mayer in Leipzig erscheinenden Sammlung „Wissenschaft und Bildung". Nach einleitenden Darlegungen über „Die Kulturwerte der deutschen Sprache" geht der Freiburger Germanist zur Besprechung der „sprachlichen Stellung der Germanen" über. Die Kapitel „Das Christentum und die deutsche Sprache" und „Die Entstehung unserer Schriftsprache" schließen sich an. Besonderes Interesse dürften die dann folgenden Abschnitte „Studentensprache", „See» mannssprache" und „Weidmannssprache" erwecken. Das Kapitel „Sprachreinheit und Sprachreinigung" schließt das Bändchen ab. Aus diesem letzten, wichtigen Abschnitt Kluges Urteil über die Fremdworte hierher zu setzen, kann ich mir nicht versagen: „Diese beiden

Tatsachen scheinen mir durch unsere Sprachgeschichte zur Gewißheit erhoben zu werden: Fremdworte, die dem deutschen Sprachcharakter widerstreben, sind kurzlebig und verfallen der Wortüber» setzung — Fremdworte, die sich in den deutschen Sprachbau einfügen, sind unausrottbar."

Bekannt ist das Wort Friedrich Schillers: „Die Sprache ist der Spie» gel einer Nation". Daß dieses Wort sich dahin erweitern läßt, daß es lautet: „Die Dichtung ist der Spiegel der Seele einer Nation", ist zu bezweifeln. Woll» ten wir die deutsche Dichtung aller Zeiten als Spiegel der deutschen Seele auf» fassen, dann sähe diese Seele etwas buntscheckig aus. Daher ist nicht anzunehmen, daß Alfr e d B i e se seine Broschüre: „Die deutsche Seele im Spiegel deutscher Dich» tung als unbesiegliche Macht" (Ber» lin, Weidmannsche Buchhandl. 1916.) als literaturgeschichtliche Abhandlung gedacht hat. Eine Rede ist es, die wirklich, wie es im Vorwort heißt, „einem freudigen und unerschütterlichen Glauben an die Kraft und Größe nnseres deutschen Volkstums und an seine sieghafte Zukunft entsprungen" ist; und wenn sich auch vor der Geschichte nicht alles rechtfertigen läßt, was Biese sagt, so wird man sich doch der kernigen Art erfreuen, in der er zum Ruhme deut» scher Gesinnung und deutscher Dichtung das Wort ergreift.

Von der Einheit aller „Stände, Par» teien und Konfessionen" im Bekenntnis zum Vaterlande spricht Biese gleich zu Beginn seiner Schrift. Wäre sie später veröffentlicht worden, dann hätte sie einen erneuten Beleg für diese Einheit gefunden in den Gedichten von Lud» wig Franz Meyer, die soeben im Iüdischen Verlag (Berlin) erschienen sind. Der zwanzigjährige Dichter hat im vergangenen Iahre deu Heldentod ge» funden; im Auftrag seiner Mutter hat Emil Cohn-Bonn die Gedichte einge» leitet und herausgegeben. Ein Zionist war Meyer, als Zionist hat er sich in seinem kurzen Leben aufs eifrigste betä» tigt. Glühende Liebe zu dem fernen Lande Palästina beseelte ihn, glühende Liebe auch zu seiuen jüdischen Brüdern. So hätte ein kurzsichtiger Beurteiler vor dem Kriege von ihm wie von so vielen seiner Gesinnungsgenossen glauben kön» nen, Pflichten gegen Deutschland müß»

ten ihn mit seinem Zionismus in Wider»
spruch setzen. Aber mit Selbstverständ-
lichkeit spielte sich in diesem Leben ab,
was sich in so mancher als vaterlands»
fremd bezeichneten Bewegung ereignete:
der Ruf des deutschen Vaterlandes über»
tönte alles andere. Als Freiwilliger ist
Meyer hinausgezogen; seinen Dienst hat
er mit solcher Hingabe getan, daß er
schnell befördert wurde. Kurz nach sei»
ner Ernennung zum Vizewachtmeister ist
er gestorben — einer von denen, die
nicht vergessen werden dürfen, wenn
man die Iuden zählt und ihren Anteil
am Kriege statistisch erfassen will.

Emil Cohn hat recht: „Es hieße die»
sem jugendlichen Dichter nicht gerecht
werden, wollte man eine kritische Ana-
lyse seiner Kunst versuchen." Es ist
aus Pietät zu versteheu, aber doch wohl
nicht ganz zu billigen, daß auch solche
Iugendgedichte (Kindheitsgedichte wäre
hier vielleicht richtiger) aufgenommen
sind, die gar zu wenig Vertrautheit mit
der Form zeigen. Ebenso hätte ein of»
fenbares Versehen wie das in dem Ge»
dicht „Fliederblüte" leicht geändert
werden können, wenn in der letzten
Strophe: „Und wieder werden manche
Knaben sterben / An der Liebe, die zu
heiß erglühte", dem Rhythmus des Gan»
zen entsprechend die zweite Zeile umge»
wandelt worden wäre, etwa in „An
ihrer Liebe", oder „An einer Liebe".

Liebe zum Weibe, zur Mutter, zu
den Gefährten, zu Zion — solche Liebe
klingt aus diesem Buche. Am höchsten

stehen mir die Gedichte, die zusammengefaßt sind als „Die Lieder und das Leben eines Wanderers". In ihnen zeigt es sich, daß Meyer am deutschen Volkslied singen und sagen gelernt hat. Schlicht ist der Ton; und wie oft glaubt man zwischen den Zeilen eine singbare Melodie zu lesen! Wer ein Gedicht schaffen konnte, wie das „Wanderlied" (Wenn ein Bursche wandern geht, / Hat ihn sein Mädchen verlassen), dessen Tod bedeutet für die deutsche Dichtung einen schmerzlichen Verlust.

Theater»Rundschau.

Von Assaf Ciffrin.

Das Theater soll konzen» triertes Leben, gleichviel ob es hart oder lächelnd ist, bringen. Leben mit einem hohen Erponenten, damit es das richtige Bild auszulösen vermöge. Auf der Bühne bedeutet Lachen Lächeln, schüttelndes Weinen Tragik, die uns täglich umringt. Und so ist das Werk der Genialität ein Zusammenfassen und -raffen der bestehenden, lächelnden wie traurigen, Erscheinungen der Welt, in die sein Subjekt den Blitz seines Naturells einschlagen läßt und aus deren GesamtumwÄzung und der endgültigen Lagerung der Bausteine, dem Aufbau oder Ruin, die Weltanschauung des Optimismus oder Pessimismus lugt. Der Dichter bautauf, indem er aus der Welt schöpft und zur Vorfiel» lung gestaltet, der Phantasiegeburt, die durch ihre Übertragung auf den Zu^ schauer abbauend wirkt, d. h. uns den umgekehrten Weg als den des Dichters — von der Vorstellung zur Welt nehmen läßt.

Die beiden Pole, Dichter und Zu» schauer, sind durch die Zündschnur "der Bühne verbunden; diese vermittelt zeitlich die Erkenntnis oder Erplo» sion — es entsteht jene rückwärtsgerichtete Erscheinung, die im höchsten Maße Ignatz von Loyola übte. Der aus der starken persönlichen Vorstellung den Teil des abso » luten Lebens bildnerisch hervor» zauberte. Er durch die persönliche Handlung, die jetzt für uns der Dichter übernimmt. Nicht symbo» lisierend allein, was Ruhe wäre, son» dern durch symbolische Tat in intensivster Form.

Und so erlebten wir in den „Kam m erspielen" einen echten Strindbergabend mit seiner

lodernden Kunst: „Die Ge»
spenstersonat e". Hellicht brannte
sie nach innen, grub den Krater aus,
aus dessen steiqenden Dünsten die
Strindberginitialen schimmern: „sehet
her, diese Welt voll Trug und Leid, sie
wäre wert zugrund zu gehen!" Das
Feuer sprang auf uns über, die schau»
dernd die Flammen — an den Wahn»
sinn grenzender Selbstzerfleischungswut
— züngeln sahen, ohne löschen zu kön»
nen. Das Werk gemahnt uns an die
Ibsenschen „Gespenster", die immer
wiederkehren, wo einer einmal das Ge-
spenst der Vererbung durch die Zeugung
heraufbeschwor. Auch Strindberg will
den Schlußstrich unter die Schulden»
rechnung, die die Eltern und die Vor»
welt gemacht, setzen, scheitert am physio»
logischen Gesetz der Vererbung. Er will
das Gestern streiken, um der Iugend
ein ungetrübtes Morcien zu überant»
worten, daß sie glücklich werde unter
unserer Sonne, die doch zu erfreuen am
Firmamente leuchtet, nicht um Gewürm-
brut in's Leben zu rufen. Allein wir
sind Glieder einer Kette, heutige
Wesen, die fest eingespannt sind in die
Glieder des Gestern und M or gen,
aus deren Krallen wir uns nicht loszu»
reißen vermöaen. Es sei denn, wir
sprengten die Reihe, d. h. wir ver»
neinten den Willen zum Leben. Und

doch spricht aus der Bitterkeit Strind»
bergs Liebe — die Liebe des Einsamen,
der immer empfangen, nie hat geben
dürfen, der streicheln wollte und nur auf
Dornen stieß, die ihm die Finger blutig
kratzten. Das macht ja Strindberg so
groß, weil sein Pessimismus, den er
durch die Härte der Dinge beweist, Güte
offenbart, keine vorbedachte Bosheit in
die Dinge hereinprojiziert, sondern durch
sie so geworden ist. Strindberg war
durchaus nicht der Lebens verächter,
als den man sich ihn vorstellt.
Ihn hat das Leben enttäuscht. Als
Fünfzigjähriger (zur Zeit seiner
Kammerspieleentstehung) sah er i m
Leben die Gespenster — in der
Jugend sogar Lebenin den einfachsten
Schemen. Mit den Riesenaugen,
hundertfach vergrößernd, durchdringt er
die Wesen und die Welt, scharrt, kratzt
nach dem Guten, findet Würmer nur.
Vor seinem lebenverneinenden, genialen
Auge zerfließt alles zu Gespenstern,
Scheinwesen einer morasti»
gen Welt. Mit der nie ermatten»
den Zähigkeit des hoffend Ertrinkenden
durchgräbt, »furcht und durchwühlt er,
elastisch in seinen Gedankensezierungen,
die Welt. Dünkt sich auf dem Elyse»
ischen Garten und ist auf einem Fried»
hof, aus dessen Boden Moderdünste
steigen, Skelett und Totenbein ihm ent»
gegenstarren.
So ist das Kammerspiel das Aus»
rodungswerk aller Dornen, die ihn ge»
peinigt, — die Entlarvung der morasti»
gen Scheinheiligkeit.
Das Werk ist Strindberg nicht ein»
wandfrei gelungen. Ich möchte be-
haupten, daß ihm hier die Symbole als
Typen zuerst aufgedämmert und daß
die Lebenswahrheit ihm hier —
leider — sekundärer Natur ge»
worden. So entgleiten ihm die Fäden
oft, die er hastig zusammenknüpft, un»
lösbar verknotet, wodurch sich das Bild
selbst der Klarheit entrückt. Die Typen
stehen da: die M um i e, das Papageien»
hafte Scheinleben der Vielzuvielen, der
Alte, die erstickende Majorität, wenn
sie Macht besitzt, der Student, ganz
Gedanke, das Fräulein, ganz Ge»
fühl, aus deren Paarung das Leben ent-
steht, der Oberst, nur Palette ohne
Seele, die Köchin, die das Leben aus»
saugende und bestimmende Materialität.
Es galt dem Einzelbilde den
Rahmen zu schaffen, dem golde»

nen Gewirk das einfache Unter»
gewebe, den Canevas anzuflicken.
Das war gewaltsam abgetrotzt. Und
loch ist das Werk so tief! Dem Suchen-
den, Denkenden wird es Reichtum of»
fenbaren, dem Satten, der gekaute Ge-
dankenarbeit vorzieht, mystisch dunkel
erscheinen. Und solche ergreifende,
herrliche Kunst des Gestaltens, wie
Wegener (der Alte) und Eysoldt
(die Mumie) zeigten, habe ich kaum je
vorher gesehen. Dem gewaltigen Ein»
druck vermochte sich kaum einer zu ent-
ziehen — und dies ist Reinhardt zu
danken, der mildernd und unterstrei»
chend, die neuartige Regiekunst in ihrer
höchsten Blüte — im Dichterstil —
offenbart.
Eine große, reife Arbeit geht seinen
Aufführungen voraus. Heinz He»
rald schildert sie treffend in einem
lesenswerten Aufsatz „Die Geburt der
Inszenierung" (Westermanns Hefte,
Oktober). Reinhardts Werk ist eindeu»
tig schön, wo es gilt, einem Kunstinhalt
ein Gewand zu wirken. So mißlang
drr zweite Abend des „Deutschen
Cyclus" : Klinger » Stern»
heims „LeidendesWe i b". Nur
der starke Glaubean eine überall
lebende Kunst Sternheims konnte diesen
Mißgriff möglich machen. Die Bühne
blieb stumm; bei einer mühevollen Ar»
beit, in der die Guten ihr Bestes zu ge»
ben versuchten, stieg wohl ab und zu
ein Sourdinenklang echter Poesie her-
auf, um bald wieder unterzugehen. In
der gegebenen Fassung waren die Ge»
stalten viel zu b laß. Die Frau litte

schwer, wenn sie ein Weib von Fleisch
und Blut gewesen — denn das Motiv
vom Liebesleid und -tod ist berückend
schön. Vielleicht liest sich das Werk
besser?! Diese Auferstehung war von
kurzer Dauer und machte Lessing und
dem jungen Schiller Platz. „M inna
von Barnhelm" und „Kabale
und Lieb e", uns längst fast in dem
gleichen Kleide bekannt, riefen uns Bil-
der sterbender Renaissance und tötender
Fürstengewalt ins Gedächtnis zurück.
Hier soldatische Gradheit und Helle,
dort absolutistisches Machtgespiel, Dün»
kel des Hirns, Dunkel des Herzens. Die
Bürgertragödie Schillers ist ihrer Form
nach vom Dichter selbst überwunden
worden, denn dieser eilig gewirkte Glo-
rienschein, den nur Neuart zeugte,
war zu billig — ge nessen au seiner ech-
ten Dichterkunst. So war die Vorstel»
lung geschützt durch die Vaterschaft
Schillers und zum mindesten in den er»
sten beiden Aufzügen tendenzloser, höhe-
rer Dichterausdruck. Mit Tigergewalt
stürzt sich der Stürmer und Dränger auf
das Opfer, um es von seiner schwäch»
sten Seite zu bewältigen. Moderne
Antlitze starren aus dem Gefüge der
Willensregungen, moderne Not (die nie
stirbt und Unzählige hingegen zu Grabe
triügt) schreit uns entgegen; nicht im-
mer aus reiner Kehle. Mehr Stag-
nation als Entwickelung der Charak-
tere. Reinhardt, der beide Werke
früher schon auf die Bühne gebracht,
hatte nur Erneuerungsarbeit vorzu-
nehmen. In prächtigen Bildern leb-
ten Lust und Schmerz unverfälscht wie-
der auf. Von den Darstellern seien be-
sonders Bonns Riccaut, eine
Meisterleistung, Diegelmanns
herrlicher Musieus Miller, sowie
Hartmanns Ferdinand, für
den er erschütternd wahre Töne fand,
erwähnt. Wir hoffen auf Höheres
noch! Der Cyelus ist noch nicht zu
Ende!

Im „Residenz-Theater",
dem Eugen Robert ein neues selb-
ständiges Dasein schaffen will,
erlebten wir, daß dort Mittel
und Kräfte vorhanden sind, um den
Grundstein, der Vertrauen zum Kunst-
sinn bedeutet, aufzubauen. Gabryela
Zapolska ist bekannt durch
ihre Romane über Polenzustände in
Rußland und verfocht Tendenzen. „D i e
Warschauer Citadelle", durch

Politik verboten, durch Politik wieder
freigegeben, ist stark, wuchtig, nicht ohne
Handlungsraschheit, die mehr die Lein-
wand als das allein auf den Menschen»
tumston reagierende Ohr fordert. Ein
polnisch nationaler Strom, der leise
unter dem Sturmwind russischer Will-
kür rinnt. Vom Wehr der Machthaberei
gehemmt, sammelt er sich zu verbissener,
latenter Erplosivkraft. Märtyrertum,
mehr aus Überlegenheit als aus sitt-
licher Überzeugung, mehr Stolz als Not-
wendigkeit; rasende Unreife — da reife
Raserei nicht dargestellt, Sturm, Drang
und darum so unerhört packend, wie ein
Wahnsinnsrausch, der das Gefühl bannt
nnd den Verstand lähmt.
Ein Student, ehemals nationalistisch
tätig, wird durch Zwist in den Verdacht
zu spionieren gedrängt. Er, seine Braut,
seine Freunde werden verhaftet. Sie
als Schuldige nach Sibirien verschickt,
e r durch den Wahrheitsfanatismus des
Obersten, der nur Verbrecher und
Nichtverbrecher, nicht Russen und Nicht»
russen kennt (also im Grunde gerader
Charakter ist) befreit. In seelischer Er-
schütterung schlägt der junge Mensch
dem Obersten ins Gesicht und will durch
diese Tat das freie Heldentum erringen.
Das Drama ist stark und greift nach
unserem Innersten; allein, mir scheint,
daß mehr eine Huldigung des Be-
griffes der Freiheit darin liegt, als
die Erkenntnis des tiefen Menschen:
durch die Freiheitssehnsucht zum Hel »
d e n zu werden. Dazu war die Wand-
lung zu sehr nach Leinwandart. Es mag
sein, daß solche Blitzerregungen zu

plötzlicher Erkenntnis führen; allein
man wünschte gern das Sehnen eines
Volkes, den Schrei allgemein bedrück«
ten Menschentums symbolisiert zu sehen
— wo mehr Dichterkraft geborgen wäre
— als die Statuierung ein«s Einzel»
falls. Immerhin ein großer Gewinn:
für Verfasserin und Regisseur, ein Er»
lebnis für den ergriffenen Zuhörer. Es
ist erstaunlich, mit welch sicherer Hand
eine so junge Bühne geradezu ehrwür»
dige, sichere Traditionskunst zu formen
vermochte. Ihr wäre Gelingen zu wün»
schen mit solchen ausgezeichneten Künst»
lern wie Schildkraut, der den be-
schränkten General meisterhaft verkör»
perte, Forest, der des russischen Offi»
ziers Rausch und Ende mit naturalisti-
schen Farben ergreifend darstellte. Noch
wäre Szalits Leistung als Student
lobend zu gedenken.
Und nun gehen wir in das lustigere
Reich! Das „Deutsche Künst»
lertheater" gab den „Sala»
mander" von Blumenthal und
Stein; ein zu mißbilligendes, weil
billiges Stück. Die Komödie darf wohl
einzelne Gestalten ins Groteske ver»
zerren, nicht aber den ganzen Rahmen
schief gestalten — weil dann unsere Ba»
sis, der Glaube an die M ö g li chke i t
des Geschehens, vollkommen verrückt
wird und jeder Faden zwischen Bühne
und Zuschauer ganz reißt. Und von
dieser Erkenntnis erfüllt, beeilte man
sich Thoma's „Moral" herauszu-
bringen. Die Satire, die vor Iahren
im „Kleinen Theater" schon gegeben
wurde, ist heute lebendiger, weil aktuell.
All die Proteste der tugendlosen Tugend-
protzen, die unter bengalischem Feuer
ihre Keuschheit und Reinheit offenbaren,
vergessen, daß man durch gewisse Bril»
len (Kritik der Beobachtung) Spektren
aufzunehmen vermag, die auf den Kern
des Feuerwerks einen Rückschluß zulas»
sen. Die Aufstöberung durch den allzu»
eifrigen Polizeiassessor birgt den Stachel
in sich, weil — wie der kleine Macduff
im Shakespeare sagt — die Schlechten
alle Guten aufhangen könnten, wenn sie
in der Überzahl wären. Hier heißt die
Mehrzahl Autorität, Staatsräson, und
wenn diese KU ma»»« betriebene Tar-
tüfserie aufgedeckt wird, so liegt es
mehr an dem plötzlich seinen Gewissens»
bissen erlegenen Professor, als an der
ausführenden Gewalt. Es war aller
Sünder Glück, daß eine noch höhere

Persönlichkeit in's Wespennest gelangte
und durch seine Mitbezejchnung unter
den Gezeichneten diese Moral, die wie
die Münze zwei Seiten besitzt, decken
konnte. Der Humor ist köstlich und
bezieht sich auf die Gesamtheit, nicht auf
das Individuum; es wäre daher angetan
gewesen, daß die Einzelnen sich dem
Ganzen unterordneten und nicht ein
jeder sein eigenes Spiel trieb. Adal »
b ertals übereifriger Polizeiassessor hat
Urkomisches — teilweise übertreibend —
geleistet; auch die anderen Darsteller
unter der Regie Wallauers, die
ihnen zu viel freien Willen ließ, waren
belustigend, und mit diesem Erfolg, in
dem Thoma siegte, wird die Bühne
noch viele Menschen an vielen Abenden
erheitern.
Im „Le ssin g»Th eater" kehrte
wiederum Barnowsky zu Ibsen
zurück. „Wenn wir Toten er»
wachen" ist ein dramatischer Epilog,
ein Epilog allein ohne Dramatik. Über-
reich an Symbolen, entbehrt er der
Kraft, die Strindberg in seine sinnige
Symbolik drängte, und daher ergreift
das Werk nur zum Schluß, wo alles sich
zur Tat aufbäumt und katastrophal ent»
lädt. Nur schlummernde, latente
Seelenkräfte werden bloßgelegt. Es ist
der alte Ib sen, der auf sein Schiff
zurückblickt, das mit seinem Künstler»
gut beladen, von Iugendblut
durchquillt, in die Weite geht, um nicht
mehr zurückzukehren. Es ist ein weh»
mütiger Blick, voll Entsagung, eh' das
Auge bricht, ein fahler Schein, dessen
Glut längst ausgebrannt. Und was

täten w i r, wenn wir Toten erwachten? Wir würden doch so urteilen, wie es unser Menschentum zuvor getan. Das Symbol, das aus dem Werke ragt, ist Begriffssymbol und weniger verallgemeinernde Wesenseigenschaften einzelner, echter Menschen; es ist abstrakt, und so fiel es den Dar- stellern Bassermann und Lossen nicht leicht, die Begriffe zu Leben zu formen! Nur wo sie sich als Men» s chen finden durften, und das war am Schluß, da entzündete sich ihre Kunst zu hellem Brande, der uns ergriff. In» dessen blieb uns der alte Ibsen fremd, weil er uns fremd wissen wollte — und so würden wir Neuaufführungen der großen Fragekunst seiner Iugend an dieser Stätte, die ihm Heim und Gefährten darzubringen vermag, gern erwarten.

Und nun zum „Kleinen Theate r", das ein Werk fand, das, seinem innigen Stil passend, ihm gleich- sam eingewachsen ist: „Am Teetisch" von Sloboda. Man freut sich ob der harmlos und zuweilen geistvoll zuge- spitzten Causerie, die Nerven abspannen und das Hirn gleichzeitig blinzelnd, irr- lichternd anregen kann. Es ist ein harm» loses Dreieck; und wenn der Haus» freund auszuscheiden gezwungen wird, so sehen wir die mathematische Figur zu einer Linie zusammenschrumpfen, die in zwei verschiedene Gebiete, in das negative und positive, den Zeiger wendet. Und in dieser Haltlosigkeit ist der Ehegatte, der aus Gewöh» nungsehefaulheit nur das materielle Wohlsein der Frau im Auge hat, höchst beglückt, daß sein Freund sich nicht das Leben nahm, das er ihm in nervös-egoistischem Anfall durch das Los abgenommen hatte. Er nimmt und gibt ihm das Leben — aus Bequemlich- keit. Der Freund hat den Platz am Teetisch, die dritte Spitze zum Dreieck, das ein harmloses Märchen ist, er- rungen. Glückliche Einfälle beleben das Stück. Das Hirn, das reflek- tierende, verschließt sich gern, um das Lustgefühl nicht zu hemmen. Eine neue sympathische Künstlerin in Frau Egede-Nissen hat sich gut in die Rolle der Frau Lea gefunden. Allein, so belebend sie den Anfang zu gestalten vermochte, ebenso hemmend wirkte sie im dritten Akt. Sie kündet mit Worten Großes an, bleibt in Gesicht und Aus-

druck unscheinbar. Frauenfreude, den
Gerngesehenen, fast Verlorengeglaubten
wiederzufinden, erschien mir sonst im-
pulsiver bei der echten Frau. Und
sie findet ja im Grunde beide wieder,
den Gatten u n d den Freund und dazu
solche Prachtmenschen: Abel und
Alerand er, die zu erfreuen und
geliebt zu sein auf der Welt da sind.

Unverlangte Manuskript« senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
s«rou«g»»«r und Ihefredllllteur: Prof. Dr. Ludwig L»«ln ln VnUn ^ lll, Lühiwuftr 5». ,I«l«ft>n Nml »urfurll Nr, 6308,) — Veront»orUlch«r ««doKlexr: vr. 2yloIu»Vruck In V««I<m. — Allein»N«nr«wno für Ungarn:
Vrlll'Ich« K. n. tzostuchhondlung <I. VenK»), Vudopest V, ÜolMtyaouczo 2. — V«rlag und Druck der LchleMchen Buchdruck««l o. L. Schottla«nd«r, «»«., Vr«ol<m III.

lnseraten-^nnakme
duron uu«el« <3Wodzlt«8t«II«, N«rlin W. IN, I^utlowul«l'5o; 6ureK un«ern
Verlag, LsWl^u III; l«mer 6ureK 6i« ?irma: Nu6o!l blo««e uuä 6i«
bellllnnt«u ^nuoneen.Lxpeäitionen.
ln«estion5pl'ei5: pro 46 min droit« Aeil« <Nu6oIl zloo8«'o Normal.
2«iIenn»W8«r No. b) 70 ?l.

und eiaenÃ¼Ã¤ndisst Unterschrift Sr. Exzellenz Wirll. Geh.-Rats
Freiherru Albrecht Â»on Rechenberg.

^',
' >,.>^
VÂ»

> V,
.r

EmeöeuOeMmMfchch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei,< ^W/Kunst- und Verlagsallstalt
v. S. Schonlaender, A.»G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«. F. Ltcinacker. Verthold Lutter. Vrlll'lch«K.K.tz°fi>uchhllndl. E«leo H basselbalch,
Stockholm Christiania Konstantinopel
I. E Flitz«, I^idrülrI« N«7o>o. Jacob Dybwad Vuchhdlg, Internat, Vuchhandl. Otto N«n.
fllr die Prooinzen in Schweden und w DänemarK: »«org Thr. UrNn» 3l«chlol«e«, «openhagc».
für die Lchnxiz: Nlo»en>. «n<i<>». «. »uchlIon>»lun« Herm. Vau«, Jürich I.
Veneralnertretung lür Holland: W. V. »«««lo<l«« un» «ol>», Hao«, Volt«nhof36.
4i. Jahrgang. Band i6o. Heft 509. Februar 1917.

Professor Dr. Ludwig Stein:
Das Zeitalter der vollendeten Vernünftigkeit.
Es ist unsagbar bequem, auf dem Schlummerkissen behaglich zu ruhen, das
unsere Autoritäten für uns zubereitet und sanft unter den Kopf gelegt haben.
Daher die Revolte aller energischen Naturen, vorab Fichtes, gegen die erdrückende
Macht der Autorität, die alle Persönlichkeit zum Kanal des Allgemeingültigen
herabdrückt. Schon Kant hielt, wie ich anderwärts gezeigt habe, die Heteronomie,
die Rücksichtnahme auf fremde Willen, für sittlich minderwertig, indem er nur
solchen Handlungen, die aus eigener Zwecksetzung hervorgehen, Sittlichkeits»
charakter zubilligt. Weiter noch geht Fichte (in den „Grundzügen des gegen-
wärtigen Zeitalters" vom Iahre 1806 und in der „Rechtslehre" vom Iahre 1812)
in der Verurteilung des Autoritätsprinzips. Fichte erklärt es in seiner tempe»
ramentvollen Weise geradezu für „gewissenlos", nach Autoritäten zu handeln.
Und doch hat Fichte einen tiefen Einblick in die Doppelnatur des Menschen getan
und den ewigen Widerspruch zwischen Gattung und Individuum, zwischen Altru-
ismus und Egoismus, zwischen Autorität und Anarchie aufgedeckt. Fichte löst
diesen tief in der Menschenbrust liegenden Widerspruch prophetisch so, daß im
Zeitalter der vollendeten Vernünftigkeit, dessen Kom»
men er kündet, das Individuum sich bewußt unter die
Autorität des Sittengesetzes begeben werde. Aus Einsiäft in
den Werdeprozeß der Geschichte werde sich das Individuum dermaleinst den Impe»
rativen der Gattungsvernunft unterordnen. In seiner „Rechtslehre" vollends
sieht Fichte geradezu die Hauptaufgabe des Staates darin, das Volk durch Cr«
ziehung und Bildung so weit zu bringen, daß es aus Einsicht tut, was es früher
nur auf Grund des Autoritätsglaubens vollbracht hat. Diese Weissagung FichteS
mag einem zu erstrebenden Idealzustande entsprechen; die Wirklichkeit sieht anders
aus. Könnte das Autoritätsprinzip jemals verschwinden, sich selbst überflüssig
machen und in vollendete Einsicht restlos aufgehen, so wäre Autorität ein« histo-
rische Kategorie, und nicht eine psychologische, wie wir behaupten.
12)

So sehr wir mit Kant und Fichte darin übereinstimmen, daß der sittliche Wert einer Handlung nur gemessen werden kann an dem eigenen Anteil, den das Indi» viduum an ihr genommen, und nicht an dem Gehorsam oder der Unterwerfung unter eine wie immer geartete Autorität, so wenig vermag ich mich davon zu überzeugen, daß das Autoritätsprinzip als biologischer Auslesefaktor, als nütz, liche Willensmotivation für unsere Durchschnittshandlungen, vollends als sozia» ler Regulator jemals ganz verschwinden werde. Seine psychologische Notwen- digkeit ist vielmehr auf dem festen Felsengrund seiner biologischen Nützlichkeit gegründet. Ich sehe daher in der „Autorität" eine ebenso notwendige Erschei» nung, wie Ernst Mach im Vorurteil. Es entbehrt nicht eines besonderen Reizes, den rückhaltlosen Vorkämpfer aller nationalen und konfessionellen Vorurteile gelegentlich eine Lanze brechen zu sehen für den Wert des Vorurteils. Ernst Mach sagt einmal: „Zu große Nachgiebigkeit gegen jede neue Tatsache läßt gar keine feste Denkgewohnheit aufkommen. Zu starke Denkgewohnheiten werden der freien Beobachtung hinderlich. Im Kampfe, im Kompromiß des Urteils mit dem Vorurteil wächst unsere Einsicht. Ein gewohntes Urteil, ohne vorausgegangene Prüfung auf einen neuen Fall angewandt, nennen wir Vorurteil. Wer kennt nicht dessen furchtbare Gewalt? Seltener denken wir daran, wie wichtig und nützlich das Vorurteil sein kann. So wie niemand physisch bestehen könnte, wenn er die Blutbewegung, die Atmung, die Verdauung seines Körpers durch willkür» liche, vorbedachte Handlungen einleiten und im Stande halten müßte, so könnte auch niemand intellektuell bestehen, wenn er genotigt wäre, alles, was ihm vor» kommt, zu beurteilen, ohne sich vielfach durch ein Vorurteil leiten zu lassen. Das Vorurteil ist eine Reflerbewegung im Gebiete der
Intelligen z."
Was Mach vom Vorurteil sagt, gilt mit einer Übertragung vom Intellekt auf den Willen, vom Denken auf das Handeln, auch von der Autorität; sie ist eine Reflerbewegung auf dem Gebiete des Willens.
Autoritäten sind Machtzentren und Willensabbreviaturen, Schablonen des Han- delns, welche als bequeme Urteilsauellen jenen Individuen, die sich den betref» senden Autoritäten unterwerfen, das eigene Wählen und Prüfen unendlich erleichtern. Nicht jedes Individuum hat, in die Not des Lebens gestellt, in sich die Fähigkeit, zwischen zwei Möglichkeiten das für sein Wohl und Wehe Rich» tige zu wählen. Ohne Autoritäten, die dem Einzelnen nicht bloß vorgedacht, son» dern und vor allem vorgewollt und vorgehandelt haben, würden die Menschen wie Buridans Esel zwischen zwei Heubündeln seelisch verhungern. So aber überträgt der Mensch im Durchschnitt seiner täglichen Verrichtungen seine Willenshandlungen den von ihm als Autoritäten respektierten einzelnen Machtzentren oder Willensmotivationen. Er geht zur Kirche, wie seine Kon- fession ihm gebietet, zur Wahlurne, wie der Staat oder seine Partei ihm befiehlt, in seine Berufspflichten, wie seine Berüfsmoral ihm eingibt, er geht und steht,

er fährt und reitet, er grüßt und lächelt, wie Sitte und Brauch, Konvention und
Etikette, Mode und Takt ihm vorschreiben. Weitaus der größte Teil aller gleich»
gültigen Handlungen des Menschen — die Stoiker hatten dafür den Ausdruck
„Adlaphora" — spielt sich nach den Vorschriften der zahllosen Autoritätszentren
ab, sei es nach dem geschriebenen Gesetz des Staates, sei es nach dem unge»
schriebenen der gesellschaftlichen Moral und guten Sitte. Und das ist gut so.
Denn diese bequemen Willensschablonen entlasten unsere Willenskraft und machen
sie frei für wirklich große sittliche Aufgaben, die nur das Individuum bewältigen
kann. Autoritäten als Reflerreize auf dem Gebiete des menschlichen Handelns
überheben uns vielleicht in neunzig Prozent aller Fälle der überflüssigen Mühe,
selbst nach Motivquellen Ausschau zu halten und zwischen den konkurrierenden
Beweggründen eine Wahl zu treffen. Wie im Vorurteil, dem wir anhängen,
andere für uns vorgedacht und vorgefühlt haben, so haben die Autori-
täten für uns vorgewollt. Was im logischen Sinne ein Vorurteil
im Guten wie im Schlimmen bedeutet, das ist auf ethischem Gebiete die Autorität,
im Guten wie im Schlimmen, nämlich eine Art von Vorwille. Gibt man
im Vorurteil sein Denken gefangen zu Gunsten eines anderen, der uns bereits
vorgeurteilt hat, so gibt man der Autorität seinen Willen gefangen zu Gunsten
anderer, die uns bereits vorgewollt und uns durch dieses Vorwollen die Wege
gewiesen haben. Das Nützliche an dieser psychologischen Kategorie des Autoritälts»
prinzips ist die ungeheure Entlastung, die sie unseren alltäglichen Willenshand»
lungen darbietet. Wie die wissenschaftlichen Formeln mir die Mühe ersparen,
den ganzen Denkprozeß, der auf diese Formel als ihren Generalnenner gebracht
ist, zu machen, so daß jede wissenschaftliche Formel das menschliche Gedächtnis
ungemein entlastet, genau so verhält es sich mit den einzelnen Autoritätszentren,
die als Motivquellen für unser Handeln dienen, also unseren Willen entlasten.
Was die Wissenschaften für das Denken, das sind die Autoritäten für das
Handeln.

So wenig aber der Besitz der Wissenschaft von der Aufgabe entbindet, neue
Wege zu bahnen und neue Formeln zu finden, ebensowenig dürfen uns die Autorl»
täten hinderlich sein, neue Pfade der Moral zu betreten oder neue sittliche Werte
zu prägen. Hier wie dort gilt mit Fichte als höchstes sittliches Gebot: Arbeite!
Arbeite in der Wissenschaft daran, den Gesichtskreis tätlich zu erweitern und
an Stelle der ungültig gewordenen wissenschaftlichen Formeln neue zu setzen.
Denn was an der Autorität psychologische Kategorie ist, das heißt, Ewigkeits-
charakter besitzt, das ist nur das biologische Prinzip, nicht ihre wandelbare geschicht»
liche Form. Nützen wir die herkömmlichen Autoritäten dort, wo sie uns dien»
lich sind, wo sie in den Adiaphora des Lebens unser Wollen tausendfach entlasten,
ähnlich wie wir psychologisch die Reflerbewegungen in unserem Gehen und Stehen
und unseren automatischen Handlungen uns zu nutze machen. Aber überall dort,
wo es sich um ernste Lebensfragen, um sittliche Probleme, um Wert oder Unwert

der Persönlichkeit handelt, da ist kein Verlaß mehr auf diejenigen Autoritäten, die uns vorgewvllt haben, sondern in allen entscheidenden sittlichen und kultu» rellen Fragen muß jedes heranwachsende Geschlecht von neuem die herkömm- lichen Werte prüfen, Schutt und Asche wegräumen. Vergilbtes und Verstaubte« beseitigen, um einzig das Lebendige, mit dem jeweiligen Kulturbewußtsein Über» einstimmende als neue Autorität energisch zu behaupten. Die Formen der Autoritäten wechseln und stürzen, aber das Prinzip der Autorität als psycho» logische Kategorie bleibt. Diese gewaltige Zeit mit ihrem ehernen Gebot hat uns ins Bewußtsein gehämmert, daß wir uns im Interesse der nationalen Selbsterhaltung den staatlichen, insbesondere den militärischen Autoritäten zu fügen haben. Viel» leicht ist das neu hereinbrechende Zeitalter dazu geartet, jene vollendete Ver- nünftigkeit herbeizuführen, die uns Fichte, der deutscheste unter den Philosophen, gekündet hat.

Kommerzienrat Nicolaus Eich,
Generaldirektor der Mannesmannröhren»Werke:

Kriegswohlfahrt. Ein offener Brief.

Düsseldorf, den 29. Dezember 1916.

Sehr geehrter Herr Professor!

Sie legen Wert darauf, zu erfahren, was die Mannesmannröhren»Werke auf dem Gebiete der Kriegswohlfahrt geleistet haben. Der Wert einer solchen Darstellung leidet nicht nur für den, der sie gibt, sondern überhaupt unter dem Verdachte, daß sie irgendeinem verkappten Zwecke zu dienen bestimmt sei, und deshalb konnte ich mich nur sehr schwer dazu entschließen, Ihrer freundlichen Aufforderung Folge zu leisten.

In großen Zügen ist schon einmal von berufener Stelle darüber berichtet worden, wie gewaltig und wie umfassend die von der Industrie ins Leben gerufene Kriegswohlfahrt sich entwickelt und welche Riesensumme sie seither erfordert hat. Es ist mir nicht aufgefallen, daß dieser Bericht in den der Industrie übelwollenden Kreisen Eindruck gemacht hat; solche Dinge passen in das Kampfprogramm dieser Kreise ebensowenig hinein, wie eine objektive Würdigung der Leistungen der Indu» strie in diesem Kriege für unser Heer und unsere Marine überhaupt. Daher wird der von Ihnen beabsichtigten eingehenderen Schilderung der Wohlfahrtsleistungen der Industrie im Kriege kein besseres Los wie ihrer summarischen Vorgängerin beschieden sein.

Die Industrie kann aber darüber umso leichter hinwegsehen, als sie für ihr Tun
von keiner Seite Anspruch auf Anerkennung erhoben hat, noch je erheben wird.
Sie hat, als Anfang August 1914 ihre Arbeiter und Beamten — aufgefordert
und unaufgefordert — scharenweise unter die Fahnen eilten, ganz ausschließlich
aus menschlichem und aus vaterländischem Empfinden heraus ihnen die drückende
Last der Sorge nicht nur um den Unterhalt ihrer zurückgelassenen Familien, son»
dern auch um ihr Brot nach dem Kriege bedingungslos von der Seele genommen.
Die damals von den Mannesmannröhren-Werken gefaßten Beschlüsse sind
heute noch in Gültigkeit; daß sie zustande kamen in demselben Augenblicke, als
die von unsern Feinden herbeigeführte Katastrophe eintrat, von der sie mindestens
die Vernichtung der deutschen Industrie erwarteten, erhöht nur die ihnen inne»
wohnende Opferwilligkeit, denn niemand von uns konnte damit rechnen, in die
Lage zu kommen, die übernommenen großen Lasten aus während des Krieges
fließenden Überschüssen zu decken, — und dennoch wurden sie ohne Zögern
beschlossen.
Wir erklärten, daß wir den Familien der unter die Fahnen tretenden der»
heirateten Beamten das volle Gehalt und den unverheirateten fünfundzwanzig
Prozent des Gehalts für die Dauer des Krieges weitergewähren; daß wir den
Familien der ins Heer eintretenden Arbeiter, ebenfalls für die Dauer des Krieges,
zu den vom Staat oder von den Kommunen ihnen gewährten Unterstützungen
Zulagen in Form von Bargeld, Mietnachlässen oder Lieferung von Kohlen und
anderen Naturalien bis zur Höhe eines festzusetzenden Eristenzminimums zuerken»
nen; daß wir den ins Herr Eintretenden bis zur Beendigung des Kriegs ihre
Posten bei uns offen halten werden; daß den Familien gefallener, verheirateter
Beamten und Arbeiter die, wie vor, zugesagten Unterstützungen bis zum Zeit»
punkt der Rentenfestsetzung belassen und daß, falls diese Renten in einzelnen
Fällen sich als nicht ausreichend erweisen sollten, ihre Aufbesserung bis zur end»
gültigen gesetzlichen Erhöhung, auf ein den in Betracht kommenden Verhältnissen
Rechnung tragendes Eristenzmlnimum durch uns erfolgen wird. Selbstredend
haben wir unser Interesse auch der allgemeinen Kriegswohlfahrt nicht versagt.
Namhafte Zuwendungen sind gemacht worden an die Nationalstiftung, an die
Marinestiftung, an das Rote Kreuz, an den Vaterländischen Frauen-Verein und
an eine Reihe anderer Volks» und Kriegswohlfahrtseinrichtungen. Lazarette,
Kinderhorte, Arbeiterspeiseanstalten usw. mußten von uns bedacht werden. Diese
Leistungen erforderten in den beiden ersten Kriegsjahren eine Gesamtaufwendung
in Höhe von mehr als Mk. 4 250 000,—; hierin ist nicht eingerechnet eine von
uns errichtete Stiftung in Höhe von Mk. 1 000 000, die dazu dienen soll, das
Los der Hinterbliebenen gefallener und solcher heimgekehrter Krieger zu ver»
bessern, die nicht mehr im Vollbesitz ihrer Arbeitskraft sich befinden.
Werden Sie es mir verargen, wenn ich an dieser Stelle darauf hinweise,
daß unsere Aktionäre, die in den Iahren 1911, 1912 und 1913 durchschnittlich

43,46 Prozent Dividende bezog«n haben, in den Kriegsjahren 1914, 1915 und 1916 sich mit durchschnittlich 10,83 Prozent begnügen mußten? Ich dürfte in der Annahme nicht fehlgehen, daß noch mancher meiner industriellen Kollegen dasselbe Rechenerempel mit ähnlichem Endergebnis wird aufstellen können.
Die Industrie ist im Kriege vor Aufgaben gestellt worden, die ins Riesenhafte gehen, und die nur in der Geschichte voll gewürdigt werden können. Sie ist seither und wird auch weiterhin den Anforderungen der obersten Heeresleitung für den Krieg gerecht werden. Vielleicht ist aber die Aufgabe, die der Krieg ihr zur Lösung in der Friedenszeit zurückläßt, noch schwierige» wie alles seither Geleistete. Der in jahrzehntelanger fleißigster und kostspieligster Arbeit aufge» baute Weltmarkt für deutsche Erzeugnisse liegt in Trümmern; die Fundamente nur sind noch vorhanden: der zähe Wille, Verlorenes wiederzugewinnen, und die Tüchtigkeit des deutschen Kaufmanns und des deutschen Ingenieurs, die dazu befähigt.
Aber was wissen davon die Rufer nach der staatlichen Monopolisierung einer Industrie, die, nächst unserm unübertrefflichen Heere zu Land, zu Wasser und in der Luft, den höchsten Anteil an der Rettung unseres Vaterlandes besitzt? Wissentlich oder unwissentlich legen sie die Art an den fruchtbarsten Baum deutschen Erwerbslebens — aus Prinzip oder aus Neid! Sie wollen nicht sehen, wie vielfach größer die der Industrie durch den Krieg zugefügten Schäden auf die Dauer wirken werden, wie das Danaer»Geschenk der Kriegsgewinne, wegen deren die Bestie totgeschlagen werden muß. Sie haben keine Ahnung von dem Gemütszustande des Industriellen, sonst könnten sie nicht behaupten, daß er ein Interesse daran hätte, diesen furchtbaren Krieg forttoben zu sehen! Ginge es nach uns, so wäre er morgen zu Ende, und übermorgen würden wir freudig an den Wiederaufbau unserer zerstörten Arbeit und unserer vernichteten Hoffnungen herangehen; denn nicht nach Krieg steht unser Sinn, sondern nach Friedensarbeit, nach Ellenbogenfreiheit, nach freier Bahn für die Tüchtigen im industriellen — mcht im bürokratischen — Stile zum Wohle unseres Vater» landes.
Mit herzlichem Glück auf 1917
Ihr ergebenster
Elch.

Exzellenz Wirklicher Geheimer Rat, Freiherr
Albrecht von Rechenberg:
Kriegs- und Friedensziele.

Im deutschen Volke hat sich fast seit Beginn des Krieges die Gewohnheit eingebürgert, bei Erörterung der zukünftigen Gestaltung unserer auswärtigen Verhältnisse Kriegs- und Friedensziele zu identifizieren, trotzdem beide durchaus verschieden sein müssen. Kriegsziele sind diejenigen, die man im Kriege erreicht, und von ihnen gibt es nur eins, nämlich die Besiegung des Gegners. Friedens» ziele sind solche, welche im Friedensschlusse erreicht werden und welche das fried» liche Nebeneinanderleben der bisher feindlichen Völker ermöglichen sollen. Wäh» rend für die Kriegsziele militärische Gesichtspunkte in erster Linie ausschlag» gebend sind, treten sie bei den Friedenszielen vor den politischen zurück. Ebenso wie sich während des Krieges ein Eingreifen der politischen Behörden in mili- tärische Operationen fast stets als schädlich erweisen muß, wird ein Überwiegen der militärischen Interessen bei Festsetzung der Friedensziele nachteilig sein, denn auf die Dauer erweisen sich nach dem Kriege die politischen Momente als stärker als die militärischen, mögen die letzteren auch so wie die ersteren auf eine Siche» rung friedlichen Verhältnisses ursprünglich bestimmt gewesen sein. Es liegt dies in der Natur der Sache; die militärischen Sicherungsmaßregeln müssen abhängig sein von der Wirkung der Waffen, die selbstverständlich nicht stillsteht, sondern sich immer weiter entwickelt. Militärische Sicherungen, die man vor vierzig Iahren als ausreichend bezeichnete, sind heute unzureichend, und diejenigen, die wir heute als genügend bezeichnen, werden sich in einem halben Iahrhundert, viel» leicht schon früher, als ungenügend herausstellen. Die auf der Natur der Völker und auf ihren Lebensbedingungen beruhenden politischen Erwägungen bleiben aber bestehen, und ihre Nichtberücksichtigung würde nur zur Folge haben, baß das benachteiligte Volk stets auf Wege bedacht ist, durch welche es sich von den auf- gezwungenen Friedensbedingungen befreien kann. Ein Frieden, welcher die poli- tischen Momente nicht oder nicht genügend berücksichtigt, würde immer nur den Charakter eines Waffenstillstandes tragen; daran ändert auch der Machtzuwachs, den ein Land durch einen solchen Frieden erzielt, wenig; das unterdrückte Volk wird, wenn es selbst zu einem Verzweiflungskampfe nicht stark genug ist, sich stets nach Verbündeten umsehen, mit deren Hilfe es den ihm aufgedrungenen Zu- stand beseitigen kann. An dem Versuche, durch militärische Sicherungen politische Verhältnisse zu ändern, ist seinerzeit trotz außerordentlicher Machtmittel und groß» ter Befähigung Napoleon gescheitert. Der Frieden, den Deutschland will, soll aber ein dauerhafter sein; Eroberungen will das deutsche Volk nicht, wohl aber

Sicherungen gegen «inen Überfall wie denjenigen, dem es 1914 ausgesetzt war.
Wenn man von diesem Gesichtspunkte aus die Frage nach den erstrebens»
werten Friedenszielen stellt, so zerfallen diese in drei Arten:
1. Gestaltung der Grenzen in Europa,
2. Bestimmungen bezüglich der Kolonien,
3. Vereinbarungen über den Verkehr zur See.
Zu 1.:
Die Gestaltung der deutschen Grenzen in Europa, oder richtiger gesagt, der»
jenigen Länder, welche sich an den deutschen Grenzen befinden, berührt vor allem
zwei Gebiete: 2) Belgien, d) Polen.
ll) Belgien, welches seit 1914 von unseren Truppen besetzt ist, hatte sich, wie
die aufgefundenen Aktenstücke erweisen, den gegen uns verbündeten Reichen so
genähert, daß eine Bedrohung Deutschlands über belgisches Gebiet nur durch das
rasche Vordringen der deutschen Heere verhütet werden konnte. Selbstverständlich
wird es das Bestreben der deutschen Regierung sein müssen, daß sich diese Be»
drohung nicht ein zweites Mal wiederhole, und daß die belgische Regierung in
Zukunft nicht von vornherein in ein feindliches Verhältnis gegen Deutschland
treten könne. Es frägt sich nun, auf welchem Wege dieses Ziel zu erreichen ist.
Die Einverleibung von ganz Belgien in das Deutsche Reich würde wohl einen
großen Machtzuwachs bedeuten, aber die Bewohner des Landes würden sich stets
als Unterworfene fühlen, sie würden, auch wenn sie dem Deutschen Reiche ange-
hören, die politischen Rechte, die man ihnen auf die Dauer nicht versagen kann,
sicherlich in einer Weise ausüben, die der inneren Stärkung Deutschlands nicht
förderlich wäre. Die Wiederherstellung des Königreichs Belgien müßte, falls
Deutschland die ihm unerläßliche Sicherheit haben soll, unter gewissen Garantien
geschehen. Garantien, welcher Art sie auch sein mögen, erfordern aber stets eine
Kontrolle, wenn sie dauerhaft sein sollen, und diese Kontrolle kann kaum anders
wirksam sein, als unter Eingriffen in die inneren Verhältnisse des Landes, die
immer unangenehm empfunden werden. Hoffentlich wird es der deutschen Regie«
rung gelingen, einen für Deutschland annehmbaren und für Belgien nicht ver»
letzenden Weg zu finden. Zweckmäßiger aber als dieses Erperiment möchte uns
ein Ausweg erscheinen, der auf der Zusammensetzung der Bewohner Belgiens
beruht. Wie allgemein bekannt, wird Belgien nicht von einem Volksstamme
bewohnt; ein belgisches Volk gibt es nicht, selbst der Name „Belgien" entspricht
den gegenwärtigen Verhältnissen nicht. Er ist von einem keltischen Volksstamme
entlehnt, welcher zu Cäsars Zeiten im nordöstlichen Gallien ansässig war und
im Kampfe mit den Römern aufgerieben wurde. Iahrhunderte lang blieb dieser
Name vergessen, bis er 1830 hervorgezogen wurde, um die Vereinigung der
Flamen und der Wallonen gegen die Niederländer mit einem gemeinsamen

Namen zu decken. Von den beiden Völkern, die das heutige Belgien bewohnen,
den Flamen und den Wallonen, fühlen sich die erster«,
als Germanen, die letzteren als Franzosen, die durch kein
Band, auch durch kein historisches, miteinander verbunden sind. Schon vor dem
Kriege sind sowohl von flämischer, als auch von wallonischer Seite zahlreiche
Stimmen laut geworden, welche in Übereinstimmung mit dem Volksempfinden
die Trennung Belgiens in einen flämischen und in einen wallonischen Teil fordern.
Wir erinnern nur u. a. an die Beschlüsse des Wallonenkongresses vom Iuli 1912
und an die Tatsache, daß vor und während des Krieges von wallonischer Seite
der Anschluß Walloniens an Frankreich vielfach verlangt worden ist. Welche
Gestaltung auch ein wiederhergestelltes Königreich Belgien haben mag, nie wird
es gelingen, den Gegensatz zwischen den beiden Volksstämmen, der nicht nur auf
der Abstammung und der Sprache, sondern auch auf dem ganzen Volksempfinden
beruht, zu überbrücken. Es ist auch ganz natürlich, daß in Zukunft die Wallonen,
wenn sie von ihrer herrschenden Stellung etwas zu Gunsten der berechtigten
Ansprüche der Flamen einbüßen sollten, sich immer mehr Frankreich zuwenden
werden, ebenso wie die Flamen gegen Übergriffe der Wallonen ihren Rückhalt
bei Deutschland suchen müssen. Dadurch wird aber der Keim zu künftigen Zwistig»
keiten zwischen Deutschland und Frankreich gelegt, zu Zwistigkeiten, die wir gerade
durch den Frieden beseitigen wollen. Das Natürliche, dem Volkscharakter Ent-
sprechende wäre es somit, die Trennung der Flamen und Wallonen, welche beide
Volksstämme anstreben, jetzt herbeizuführen, so daß die wallonischen Provinzen
(Hennegau, Namur, Lüttich und Luremburg) an Frankreich, die flämischen Pro-
vinzen an Deutschland angegliedert werden. Daß den Flamen dabei verfassungs»
gemäß Sicherheit für ihre nationalen Eigentümlichkeiten gegeben werden muß,
ist selbstverständlich; die flämische Sprache wird in Flandern als offizielle Sprache
anstelle des Französischen, die deutsche Sprache als Aushilfssprache an die Stelle
treten, die bisher das Flämische einnahm. Auch muß Deutschland ein Zugang zu
den flämischen Provinzen (im östlichen Teile der Provinz Lüttich) eingeräumt
werden. Auf diese Weise wären die sonst unvermeidlichen Streitigkeiten zwischen
Flamen und Wallonen beseitigt, und es wäre die Grundlage gegeben, auf der
sich ein für alle Teile nur erwünschtes freundschaftliches Verhältnis zwischen
Frankreich und Deutschland aufbauen kann. Es kann Deutschland im eigenen
Interesse nicht daran liegen, daß Frankreich zu einer Macht zweiten Ranges herab»
gedrückt werde. Nach dem bisherigen Verlauf des Krieges ist es aber sicher, daß
Frankreich seine Stellung als Großmacht nach dem Friedensschluß auf die Dauer
nicht wird behaupten können. Selbst ein für Frankreich günstiger Ausgang würde
daran nichts ändern. Sollte selbst Frankreich ganz Elsaß»Lothringen zufallen, so
genügt der Bevölkerungszuwachs nicht, um den Verlust an Männern während des
Krieges auszugleichen. Da sich die Bevölkerung Frankreichs schwach oder gar
nicht vermehrt und keine Aussicht vorhanden ist, daß darin eine Änderung nach

dem Kriege eintrete, muß Frankreich auch beim günstigsten Kriegsausfalle all« mählich wegen seiner geringen Volkszunahme die Stellung als Großmacht ein- büßen und ein Staat zweiten Ranges werden, falls es nicht die wallonischen Provinzen Belgiens erhält. Erhält es aber die wallonischen Provinzen Belgiens, so bedeutet dies eine Vermehrung der Bevölkerung um mehr als drei Millionen, die sich nach statistischen Ausweisen zwar nicht so rasch als die Flamen, aber dock) in viel größerem Maße als die Franzosen und selbst als die deutsche Bevölkerung der an Frankreich grenzenden Gebiete vermehren. Es bedeutet dies ferner für die französische Industrie die Versorgung mit Kohlen, an welchen sie bisher stets empfindlichen Mangel gelitten hat.

Die Frage würde aber entstehen, ob Deutschland einen derartigen französi- schen Machtzuwachs zulassen kann. Er ist nur dann unbedenklich, wenn Deutsch» land die flandrischen Provinzen mit einem entsprechenden Zugang erhält. Die Kohlen, die Frankreich im Becken von Charlere! erhalten würde, braucht Deutsch- land als stärkster Kohlenproduzent Europas für seine Industrie nicht, es würde auch in der Provinz Limburg, in der sogenannten Campine, neue Lager wert- voller Kohlen finden. Der Wert, den die flandrische Küste für Deutschland hat, wird nicht dadurch beeinträchtigt, daß die Scheldemündung im niederländischen Besitz ist. Dies Verhältnis ist vielmehr für Deutschland vorteilhaft. Die handels- politische Entwicklung wird dadurch nicht beeinträchtigt. Wäre die Scheide» mündung nicht in niederländischem Besitz, so wäre Deutschland unter Umständen genötigt, einen Teil seiner Hochseeflotte vor Antwerpen zu stationieren. Bleibt aber die Scheldemündung in niederländischem Besitz, so ist eine Zersplitterung der Hochseeflotte nicht erforderlich.

Auch in Frankreich wird die Überzeugung allgemein, daß der gegenwärtige Krieg in seiner weiteren Dauer Frankreich zum Verbluten bringen und von seiner Großmachtstellung herabdrücken wird. Es mehren sich die Stimmen für eine baldige Beendigung des Krieges. Die französischen Verluste sind bereits so groß, daß selbst ein glücklicher Ausgang des Krieges, der den Franzosen alles das gibt, was ihnen die Engländer versprechen, den Niedergang Frankreichs nicht auf- halten könnte. Das einzige Mittel, Frankreichs Großmachtstellung wenigstens einigermaßen zu erhalten, ist der Erwerb der wallonischen Provinzen. Diejenigen deutschen Stimmen, die zu Anfang des Krieges große Gebietsteile Frankreichs beanspruchten, waren stets nnr vereinzelt und entsprachen in keiner Weise der all- gemeinen Volksauffassung.

d) Bezüglich Polens kam man es als sicher annehmen, daß dieses Land nicht wieder unter russische Herrschaft zurückkehren soll. Die feierlich abgegebenen Erklärungen und die in Polen getroffenen Einrichtungen machen dies unmöglich. Wenn alle Kreise Deutschlands darüber einig sind, daß dieses Polen Rußland nicht wiedergegeben werden darf, so besteht doch keine Klarheit darüber, welche staatsrechtliche Form dem Lande gegeben werden soll. Der Gedanke einer

Teilung zwischen Österre,ch«Ungarn und Deutschland scheint glücklicherweise fallen
gelassen zu sein; er hätte auch den heftigsten Widerstand bei den Polen gefunden
und den Zentralmächten voraussichtlich die Sympathien der polnischen Bevöl-
kerung geraubt. Die Einverleibung Polens ins Deutsche Reich ist niemals ernst»
lich in Frage gekommen. Die Errichtung eines selbständigen Polens ist die ein-
zige Lösung, zu der sich sowohl die Zentralmächte, als auch die Polen selbst
entschließen können. Bleibt aber dieses selbständige Polen auf sich selbst ange»
wiesen, so würde es als ein Staat von zwölf bis dreizehn Millionen, welcher
auf allen Seiten von Großmächten umgrenzt ist, der Schauplatz von Intrigen
aller Art werden und nur schwer seine faktische Unabhängigkeit behaupten
können. Auch die Polen werden sich dessen bewußt sein, daß die ihnen von den
Zentralmächten gewährte Unabhängigkeit und die durch den Anschluß an Öfter»
reich-Ungarn erreichte Großmachtstellung nur von Rußland bedroht werden.
Um einen Druck nach der Ostsee zu vermeiden, ist es ferner
notwendig, daß ein enger wirtschaftlicher Anschluß an Österreich»Ungarn
und Polen erreicht wird. Ein solcher ist auch aus anderen Gründen
unerläßlich. Die Vereinigung der Zentralreiche zu einer gemeinschaftlich
auf dem Weltmarkte auftretenden wirtschaftlichen Macht ist unerläßlich, wenn sie
in Zukunft gegen diejenigen Wirtschaftsgebiete das Gleichgewicht haben wollen,
die kraft ihrer räumlichen Ausdehnung und ihres Menschenmaterials auch ohne
besondere Tätigkeit, lediglich durch Zeitablauf, wirtschaftlich immer starker wer-
den. Sie ist aber auch notwendig im Interesse der deutschen Landwirtschaft.
Welche Verdienste sich die deutsche Landwirtschaft in diesem Kriege erworben hat,
ist allgemein bekannt. Die Notwendigkeit ihres Schutzes wird jetzt kaum von
irgend jemandem geleugnet werden. Früher wurden allerdings Stimmen laut,
welche behaupteten, es sei keine Kombination denkbar, durch welche Deutschland
von seiner Versorgung mit Lebensmitteln aus dem Auslande abgeschnitten wer»
den könne. Der gegenwärtige Krieg wird aber einmal zu irgendeinem Zeitpunkte
ein Ende nehmen. Dann wird die Entwickelung Deutschlands sich voraussicht-
lich in ähnlichen Bahnen bewegen, wie vor dem Kriege. Vor dem Kriege zeigte
sich schon seit längerer Zeit ein immer stärkeres Überwiegen der industriellen und
Handel treibenden Bevölkerung über die in der Landwirtschaft tätigen Personen.
Es ist kein Grund ersichtlich, aus welchem hierin eine Änderung eintreten sollte.
Ie mehr sich aber die Bevölkerungsverteilung zu Ungunsten der landwirtschaft»
lichen Bevölkerung verschiebt, desto teurer müssen bei Beibehaltung des bisherigen
Zollschutzes die Lebensmittel werden. Eine Zeitlang wird die Erinnerung an die
Verdienste der Landwirtschaft und an die Notwendigkeit ihrer Erhaltung sicherlich
vorhalten, aber je mehr Zeit vergeht, je teurer die Lebensmittel werden, um so
stärker wird das Verlangen der Massen nach Beseitigung des Zollschutzes werden,
und schließlich muß der Druck einen derartigen Umfang gewinnen, daß ihnen
keine Regierung und keine Partei wird widerstehen können. Die wirtschaftliche

Annäherung an Österreich»Ungarn, di« sich nur jetzt, während oder nach diesem Kriege, erreichen läßt, bietet das einzige Mittel, um diesem Drucke zu entgehen. Österreich-Ungarn produziert zurzeit wenig über seinen Bedarf an Agrarprodukten. Das liegt aber nicht an der Unmöglichkeit, mehr zu produzieren, sondern daran, daß sich eine höhere Produktion nur bei intensiver Wirtschaft erzielen ließe. Eine intensive Wirtschaft erheischt aber höhere Betriebskosten; diese in Österreich-Ungarn aufzuwenden, wäre bei den gegenwärtigen Verhältnissen unrentabel, denn die österreichisch»ungarischen Erzeugnisse können schon jetzt auf dem deut» schen Markt mit den Produkten aus Ländern mit ertensiver Wirtschaft nicht kon« kurrieren. Wird aber der Zoll zu Gunsten Österreich-Ungarns beseitigt, so sind die österreichisch»ungarischen Erzeugnisse, selbst bei erhöhten Gestenungskosten, auf dem deutschen Markte durchaus konkurrenzfähig. Dann kann in Österreich» Ungarn eine intensivere Wirtschaft eintreten, und für die deutsche Landwirtschaft liegt hierin keine Gefahr. Österreich»Ungarn wird dann vermöge seiner erhöhten Produktion den Mehrbedarf Deutschlands an Agrarprodukten liefern, aber es kann ihn nur liefern zu einem Preise, welcher hinter dem für die deutsche Land-wirtschaft rentablen nicht zurückbleiben wird. Die deutsche Landwirtschaft wird rentabel bleiben, und der Mehrbedarf Deutschlands wird nicht, wie bisher, auf dem Seewege oder aus dem feindlichen Auslande, sondern von Österreich-Ungarn geliefert werden.

Es sind Stimmen laut geworden, welche für Deutschland Kurland und Litauen beanspruchten. Hoffentlich werden sie keine Berücksichtigung finden. In Litauen ist der überwiegende Teil der ländlichen Bevölkerung litauisch. Die Gutsbesitzer aber und der größte Teil der städtischen Bevölkerung sind Polen. Deutschland würde nur eine Summe widerstrebender Elemente erwerben und einen großen Teil der politischen Vorteile einbüßen, welche die Schaffung Polens brin» gen soll. In Kurland sind die Letten, welche fast neunzig Prozent der Bevöl-kerung ausmachen, deutschfeindlich; die Deutschen, etwa sieben Prozent der Be-völkerung, sind zum sehr geringen Teile geneigt, die dentsche Herrschaft der russi-schen vorzuziehen. Unter russischer Herrschaft nahmen kraft ihrer Tüchtigkeit und ihrer Beziehungen die Balten eine Stellung ein, die als eine privilegierte bezeich-net werden muß. Eine Durchsicht der höchsten Militär» und Zivilstellen im russi-schen Reich ergibt, in welcher außerordentlich hohen Zahl diese Stellen von Balten besetzt waren — wir nennen nur die Namen: Stürmer, Bark, Everth, Siewers, Rennenkampf usw. —, während die baltische Bevölkernng wenig mehr als ein Zehntel Prozent des russischen Reiches betrug. Es ist augenscheinlich, daß die Balten auf eine ähnliche Bevorzugung unter deutscher Herrschaft nicht rechnen können, und ebenso augenscheinlich, daß sie keine Neigung haben, ihre bisherige privilegierte Stellung aufzugeben. Außerdem würde durch den Erwerb von Litauen und Kurland eine Grenze gegen Rußland geschaffen werden, welche im Ernstfalle kaum zu verteidigen ist.

Wenn noch etwas über die sonstigen Gebietsveränderungen in Europa gesagt
werden soll, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß weder Osterreich noch
Ungarn den Wunsch haben werden, durch bedeutende Gebietserwerbungen in Ser»
bien oder in Rumänien ihren Bestand zu vermehren. Österreich wird sich voraus»
sichtlich mit dem Erwerb des Lowtschen begnügen. Serbien würde an Bulgarien
die von letzterem beanspruchten Gebiete verlieren und im übrigen unter Beseiti-
gung der Dynastie Karageorgewitsch, die im Volke keinen Rückhalt hat, mit
Montenegro vereinigt werden. Rumänien würde einen Teil der Dobrudscha an
Bulgarien verlieren, im übrigen bestehen bleiben. Italienisches Gebiet wird
Osterreich wohl ebensowenig begehren.
Im Kurzen zusammengefaßt, würde di« wünschenswerte Gestaltung der
Grenzen in Europa die sein: Deutschland erwirbt die flämischen, Frankreich die
wallonischen Provinzen; Polen wird von Rußland abgetrennt. Im Süden
erwirbt Österreich»Ungarn den Lowtschen, Bulgarien das von ihm beanspruchte
serbische Gebiet und einen Teil der Dobrudscha. Die Vorteile, die sich aus dieser
Regelung ergeben würden, sind folgende: Zunächst ist sie eine mögliche, welche
auf natürlichen Verhältnissen beruht und keinem der im Kriege verwickelten Län»
der einen Kampf bis aufs Äußerste aufnötigt. Rußland verliert allerdings Polen,
aber die Polen haben immer ein sehr unbequemes Element im russischen Reiche
gebildet, dessen Verlust Rußland bei seiner Ausdehnung und Volksziffer leicht
verschmerzen kann. Von deutscher Seite wird allerdings eingewendet werden,
daß der von Deutschland erzielte Erfolg die gebrachten Opfer nicht lohne. Dagegen
läßt sich nur sagen, daß Erwerbungen, welche die außerordentlichen Opfer des
gegenwärtigen Krieges lohnen, überhaupt nicht zu erwarten sind, und daß die
erzielte Regelung eine solche wäre, die wegen der Berücksichtigung der politischen
Volksverhältnisse auch einen Bestand verspricht. Was die vielfach verlangte
Sicherung Deutschlands betrifft, so läßt sich auch bei dem erfolgreichsten Kriege
eine absolute Sicherung für ewige Zeiten nicht erreichen. Aber diejenige Sicher»
heit, die aus dem Charakter und den wirtschaftlichen Verhältnissen der ver»
schiedenen Völker zu erwarten ist, wäre gegeben. Deutschland hat weder einen
Eroberungskrieg gewollt, noch beabsichtigt es, in Zukunft solche zu führen. Es
will nur selbst vor Angriffen möglichst gesichert sein.

II. Bestimmungen bezüglich der Kolonien.

Daß das Deutsche Reich Kolonien braucht, ist so oft erörtert worden, daß man
auf die verschiedenen dafür angeführten Gründe (Versorgung mit Rohstoffen, mit
Kolonial-Produkten usw.) nicht weiter einzugehen braucht. Einigkeit wird wohl
bei allen Parteien darüber herrschen, daß der deutsche Kolonialbesitz nicht verloren
gehen darf. Aber eins wäre, um allen Zweifeln zu begegnen, von vornherein
zu betonen, nämlich, daß koloniale Erwerbungen niemals Nachteile in Europa

ausgleichen können, und daß Erwerbungen in Europa, wenn sie in sich selbst begründet sind, von wenigen Ausnahmen abgesehen, stets einen viel größeren Wert haben, als Erwerbungen in den Kolonien. Ebenso unrichtig wäre es, die Kolonien als den Grund oder Anlaß unserer Hochseeflott« hinzustellen. Eine starke Kriegsflotte ist für Deutschland eine Lebensnotwendigkeit, auch wenn Deutschland gar keine Kolonien besitzen sollte. Gewiß können Kolonien für mari» time Unternehmungen von Nutzen sein, aber das Bestehen einer starken Kriegs» flotte ist nicht von den Kolonien abhängig, viel eher könnte man den Kolonial» besitz von dem Bestehen der Kriegsflotte abhängig maehen. Im allgemeinen wird man besser tun, diese Angelegenheiten nicht durch koloniale Bedenken oder Wünsche zu beeinflussen, und die Prüfung lediglich darauf beschränken, welcher Kolonial- besitz für uns wünschenswert und welcher erreichbar ist.

Als wünschenswerter Kolonialbesitz ist vielfach geeignetes Siedelungsland in genügendem Maße erklärt worden. Man könnte sich zunächst diesem Wunsche anschließen. Es fragt sich nur, ob er überhaupt erreichbar ist. In Betracht kämen dafür solche Gebiete, die nach ihren klimatischen Verhältnissen für deutsche landwirtschaftliche Ansiedler geeignet sind, und die nicht bereits von einer Be- völkerung, und zwar einer weißen Bevölkerung, besiedelt sind, welche letztere einer deutschen Herrschaft Widerstand zu leisten entschlossen ist. Nun ist aber solches klimatisch geeignetes Siedelungsland überhaupt nicht vorhanden; würden die gegen uns verbündeten Mächte bei den Friedensverhandlungen erklären, Deutschland könne sich aus ihrem Kolonialbesitz Land für deutsche Ansiedlungen in beliebiger Größe aussuchen, und ihm ihre Rechte darauf überlassen, so würde das Deutsche Reich selbst aus einer so weitgehenden Erklärung keinen Nutzen ziehen können. Diejenigen Gebiete, welche unzweifelhaft für europäische An» siedler alle Vorbedingungen bieten, sind bereits von einer bodenständigen Bevöl- kerung in Besitz genommen, die sich selbst regiert, und der wir eine deutsche Oberhoheit weder aufzwingen können, noch aufzwingen wollen.

Fehlt es somit an verfügbarem Siedelungsland, so fehlt es uns ebenso sehr an geeigneten deutschen Ansiedlern. Diejenigen, welche den Erwerb weiter Sie» delungsgebiete befürworten, denken stets an die früheren Zeiten, wo sich der deutsche Bauer, den seine Scholle nicht genügend ernährte, zur Auswanderung entschloß und seine Tätigkeit, besonders in Amerika, zum Nutzen seines neuen Vaterlandes entfaltete. Seitdem haben sich aber die Verhältnisse geändert. Der Auswanderung aus Deutschland steht seit einer Reihe von Iahren eine viel größere Einwanderung nach Deutschland gegenüber; diejenigen Personen, welche in den letzten Iahren aus Deutschland auswandern, sind selten Landwirte, son» dern entstammen industriellen oder handelstreibenden Berufen. Die deutsche Landwirtschaft hatte auch in Friedenszeiten keinen Überfluß, sondern einen Man- gel an Arbeitskräften, es kann in keiner Weise unserem Interesse entsprechen, diesen Mangel durch eine Begünstigung der Auswanderung zu verstärken. Wir

müssen vielmehr dessen eingedenk sein, daß nach dem Kriege die Landwirtsäjaft
die Verluste an Menschen noch schärfer empfinden wird, als der Handel und die
Industrie, und daß die Kriegsbeschädigten leider in der Landwirtschaft viel
weniger Verwendung finden können, als in anderen Berufen. In der Industrie,
im Fabrikbetriebe, beim Handel und in der Büroarbeit läßt sich eine Tätigkeit
so einrichten, daß sie auch von einem Invaliden versehen werden kann; das ist
bei einer gleichmäßigen Tätigkeit möglich. Die Tätigkeit des Landwirtes aber,
insbesondere die Tätigkeit des kleinen selbständigen Landwirts, ist eine so ver»
schiedene und wechselnde, daß sie nur derjenige ausführen kann, der seine sämt»
lichen Gliedmaßen voll gebrauchen kann. Deshalb werden Kriegsbeschädigte in
der Landwirtschaft leider nur selten Beschäftigung finden und keinesfalls als
selbständige kleine und selbst mitarbeitende Besitzer. Da uns aber der Krieg
gezeigt hat, wie unerläßlich es ist, die Landwirtschaft in ibrer Produktion zu
stärken, wird man viel eher darauf bedacht sein müssen, ihr neue Arbeitskräfte
zuzuführen, als ihr solche zu entziehen. Hoffentlich wird es möglich sein, die
deutschen Kolonisten in Rußland, die von der russischen Regierung ihres Land»
besitzes zum großen Teil beraubt worden sind, zur Auswanderung nach Deutsa>
land zu bewegen und diesbezügliche Vereinbarungen mit Rußland im Friedens-
schlusse zu treffen. Aber die Zahl dieser Kolonisten ist nicht so groß, als vielfach
angenommen wird. Rußland zählt zwar 2,2 Millionen Untertanen deutscher
Abstammung, aber landwirtschaftliche Kolonisten sind darunter kaum mehr als
5—600 000. Ob sie sich sämtlich zur Auswanderung nach Deutschland ent»
schließen werden, mag zunächst ebenso dahingestellt bleiben, wie die Formulierung
der darauf bezüglichen Vereinbarungen mit der russischen Regierung. Aber selbst
wenn die gesamte Kolomstenzahl allmählich nach Deutschland überführt würde,
so würden 5—600 000 Personen, bei welchen Frauen und Kinder mitgezählt sind,
höchstens ausreichen, um einigermaßen den Verlust zu decken, den die deutsche
landwirtschaftliche Bevölkerung durch Tod und durch Ausfall der Kriegs»
beschädigten erlitten hat und bis zum Friedensschluß erleiden wird.

So bedauerlich es ist, kommt der Erwerb ausgedehnten Siedelungslandes bei
dem künftigen Friedensschluß nicht in Frage; es fehlt an geeignetem Land und
es fehlt an den Landwirten, die sich ansiedeln sollen.

Aus den sonstigen in Betracht kommenden Gebieten müssen wohl auch die»
jenigen ausscheiden, deren Behauptung in späteren Zeiten für uns eine schwierige
oder undurchführbare wäre, sei es, weil die dortige Bevölkerung in ihrer not-
wendigen Entwickelung vermöge ihrer Zahl und Kultur die Kolonie schließlich
bedrohen muß, sei es weil sich in ihrer Nähe Mächte befinden, welche kraft der
lokalen Verhältnisse einen den Bestand der Kolonien gefährdenden Einfluß aus-
üben können.

Neue Erwerbungen in der chinesischen Küste würden den ersteren Charakter
tragen. Es ist selbstverständlich, daß auch nach dem Kriege der Aufschluß und

die Entwickelung Chinas seinen Fortgang nehmen werden. Die europäischen Mächte werden sich daran durch ihre Untertanen beteiligen müssen, wenn sie nicht samt und sonders den Iapanern alles überlassen wollen. Nun ist es aber un» zweifelhaft widersinnig, einen Kolonialbesitz auf chinesischem Territorium zu haben, wo die Chinesen eine Schmälerung ihres Gebietes und eine fremde Oberhoheit zu dulden haben, während gleichzeitig durch Instrukteure, durch Industrielle die militärischen Machtmittel Chinas auf europäischen Fuß gebracht werden sollen. Erfüllen die Instrukteure ihre Aufgaben, so muß der erste Gebrauch, den das chinesische Reich von seinen neuen Machtmitteln macht, darin bestehen, daß es sein Territorium von jeder fremden Oberhoheit befreit, also demjenigen Lande, das ihnen die Instrukteure gesandt hat, seine Kolonien in China wegnimmt. Deutschland hat schon einmal trübe Erfahrungen in dieser Hinsicht gemacht. Wir «rinnern nur daran, daß Iapan viel den deutschen militärischen Lehrern verdankt; in welcher Weise der Dank abgestattet wird, haben wir in diesem Kriege gesehen, und das Erperiment reizt nicht zur Wiederholung.

Kolonien in der Südsee gehören zur zweiten Kategorie. Die Entwickelung der dort vorhandenen Mächte wird ihren Fortgang nehmen. Auch Australien wird durch Zeitablauf stärker werden, selbst dann, wenn England seine unbedingte Seeherrschaft einbüßen sollte. Dort erworbene Kolonien würden einer Bedro» hung ausgesetzt sein, die mit der Zeit sich nicht vermindern, sondern nur vermehren kann.

Wie der Kolonialbesitz beschaffen sein muß, damit er auch in kriegerischen Zeiten behauptet werden kann, hat uns der gegenwärtige Krieg gelehrt; er muß so ausgedehnt sein, daß er in sich selbst die Kräfte zu seiner Verteidigung wenigstens in der Hauptsache und wenigstens so lange findet, bis der Krieg, welcher über sein Schicksal entscheidet, auf anderen Schauplätzen entschieden ist, auf Schauplätzen, auf denen unser Heer und unsere Marine die Entscheidung herbeiführen.

Die einzige deutsche Kolonie, welche sich noch gegen die feindliche Übermacht behauptet, ist Deutsch»Ostafrika. An diese grenzt das belgische Kongogebiet. Wenn Belgien — so wie wir hoffen und wie es seiner Bevölkerung und deren Wünschen entspricht — zum Teil an Frankreich, zum Teil an Deutschland fällt, so würden der belgische Kongo und der französische Kongo einschließlich der Tschad- und Schari»Territorien und Wadais an den deutschen Kolonialbesitz an» zugliedern sein. Seine Ergänzung würde dieser Besitz noch finden in dem Erwerb vom britischen Ostafrika und Uganda, für welche Kiautschou, Neu Guinea und unsere Besitzungen in der SUdsee aufzugeben wären. Dieser geschlossene Kolonial» besitz bietet in sich genügende Verteidigungs» und Entwickelungsmöglichkeiten. Togo, das isoliert bliebe, wäre allerdings weiterer Entwickelungsmöglichkeiten beraubt, und es wäre in Erwägung zu ziehen, ob es besser gegen Nordrhodesia und Nnassaland England überlassen würde, da diese englischen Besitzungen schon jetzt

in nicht englisches Gebiet eingeklemmt sind. Bezüglich der portugiesischen Kolo.
nien würde der Vertrag von neuem bestätigt werden, welchen seinerzeit Deutsch»
land und Großbritannien über dieselben abgeschlossen haben.
Deutschland würde auf diese Weise einen in sich geschlossenen verteidigungs-
fähigen und an der Westküste leicht erreichbaren Kolonialbesitz haben, der deutschem
Unternehmungsgeist ausreichendes Betätigungsfeld bieten und dazu bei»
tragen kann, die uns fehlenden Rohstoffe, seien sie nun Mineralien oder land»
wirtschaftliche Erzeugnisse tropischer Art, herbeizuschaffen. Versichert man sich
bei der Verwaltung der Sympathie der Eingeborenen, so kann man auch auf die»
selben im Kriegsfalle rechnen, wie wir es bei Ostafrika gesehen haben. Die Aus»
dehnung des deutschen Kolonialbesitzes wäre dann eine derartige, daß eine Er-
oberung von einem unserer Gegner, selbst wenn die Kolonien während dieser Zeit
sich selbst überlassen blieben, nicht durchgeführt werden konnte. Andererseits würden
derartige koloniale Ziele dem deutschen Programme, Gebietserweiterungen nur
behufs Sicherung anzustreben, durchaus entsprechen und dem Gegner keine Opfer
auferlegen, die ihm unerträglich dünken müssen. Daß ein derartiger Kolonial»
besitz der deutschen Kolonialverwaltung neue Aufgaben stellen würde, ist ebenso
zweifellos, wie daß diese Aufgaben manchmal schwierige sein werden, sie sind
ober nicht unlöslich und sie erfordern auch keine übermäßigen finanziellen Auf»
Wendungen, falls man sich entschließt, das Maß der intensiven Verwaltung dem
Maße des aus ihr entstehenden Nutzens anzupassen.

III. Vereinbarungen über den Verkehr zur See.

Vereinbarungen über den Seeverkehr gehören nicht zu den eigentlichen
Friedenszielen. Zwar hat der Krieg gezeigt, daß die Normen über den Seever»
kehr nicht ausreichen, um die am Kriege unbeteiligten Staaten vor empfindlichen
Nachteilen zu schützen und daß hierin eine Änderung eintreten muß, aber diese
Änderung kann, da sie sich auf die hohe See als Gemeingut aller Nationen be»
zieht, nicht von den kriegführenden Staaten allein, sondern von allen Staaten, auch
von den neutralen, gemeinsam getroffen werden. Die Regelung des Seeverkehrs
wird somit Gegenstand einer internationalen Konferenz im Anschluß an die
Friedenskonferenz sein müssen. Welches sind die Wünsche, die Deutschland dabei
geltend machen kann? Es kann wohl keine Rede davon sein, die englische See-
herrschaft durch eine deutsche oder durch eine deutsch»englische Mitherrschaft er»
setzen zu wollen, wohl aber kann erreicht werden, daß in Zukunft der Seeverkehr
neutraler Nationen von kriegerischen Verwickelungen nur dann betroffen wird,
wenn er mit den kriegführenden Mächten oder mit einer derselben in Verbindung
tritt. Der Seeverkehr zwischen neutralen Staaten soll durch kriegerische Verwicke»
lungen nicht leiden. Dieser Grundsatz wird allgemeine Billigung finden. Selbst
diejenigen Länder, die vielleicht aus eigennützigen Motiven widersprechen möchten,
werden kaum in der ?age sein, ihre gegenteilige Auffassung wirksam vertreten

zu können. Das von Deutschland anzustrebende Ziel läßt sich somit dahin
formulieren:
In Zukunft darf der Verkehr neutraler Schiffe zwischen neutralen Häfen
durch kriegerische Verwickelungen anderer Staaten in keiner Weise beein»
trächtigt werden.
Daß dieser Grundsatz dem internationalen Interesse entspricht, bedarf wohl
keiner Erörterung. Dadurch werden auch alle früheren künstlichen Konstruktionen,
auf welchen sich das Durchsuchungsrecht neutraler Schiffe und die Theorien der
gebrochenen Reise aufbauten, hinfällig. Neutrale Länder sollen in Zukunft auch
während eines Krieges zur See ebenso miteinander durch ihre Schiffe verkehren,
als ob dieser Krieg nicht bestünde.
Vorkehrungen für den Verkehr zu oder von einem der kriegführenden Länder
zu treffen, wäre unzweckmäßig. Wir haben schon in diesem Kriege gesehen, daß
die Technik neue Kriegsmittel findet, die der Staatsmann bei Abschluß von
Verträgen schon deshalb nicht berücksichtigen kann, weil sie beim Vertrags-
abschluß noch gar nicht bestehen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß, falls
wider Erwarten und gegen unseren Wunsch in sMeren Zeiten irgendwo ein
Krieg ausbrechen sollte, neue Kriegsmittel auftreten werden, die wir heute
bei dem gegenwärtigen Stande der Technik noch gar nicht vermuten.
Aber das muß sich erreichen lassen, daß in Zukunft die Leiden des Krieges den»
jenigen Nationen erspart bleiben, die an dem Kriege nicht beteiligt sind.
Man soll dagegen nicht einwenden, daß die Kriegführenden sich an Inter»
nationale Abmachungen wenig kehren werden. Ist einmal eine Bestimmung von
so einschneidender Bedeutung wie die vorstehend« von allen zivilisierten Ländern
angenommen und unter gemeinsame Garantie gestellt worden, so wird sich jeder
Staat, auch wenn er sich im Kriege befindet, es reiflich überlegen, ob er durch
eine Verletzung einer solchen Bestimmung sich nicht allein die Sympathien der
Neutralen verscherzen, sondern auch vielleicht die Zahl seiner Gegner vermehren
soll. Die Bestimmung ist eigentlich so naturgemäß, daß es kaum möglich sein
wird, sie abzulehnen. Wird sie aber angenommen, dann ist die Freiheit der Meere
wenigstens soweit garantiert, als es überhaupt für irgend etwas Garantien
geben kann.
Auf die übrigen Wünsche, die hauptsächlich von unseren Gegnern für oie
inneren Verhältnisse der kriegführenden Mächte geltend gemacht wurden, braucht
man nur insofern einzugehen, als man für jedes Land ohne Ausnahme das Recht
in Anspruch nehmen muß, seine innerpolitische und wirtschaftliche Entwickelung
in seinem eigenen Gebiete nach seinem Gutdünken zu gestalten. Ieder Eingriff
hierin, von wo er auch kommen mag, wäre mit Entschiedenheit zurückzuweisen. Wenn
von englischer Seite auf eine angeblich in Deutschland herrschende Kaste hin«
gewlesen wird, so genügt es, zu erwidern, daß wohl in keinem Lande das Kasten»
wesen und das Überwiegen der Geburts- und Geldaristokratie so ausgebildet ist,

wie in England. Wenn Sir Lloyd George darüber im Zweifel sein sollte, so möge er sich doch bei den irischen Pächtern erkundigen. Über den von England so häufig betonten deutschen Militarismus nur ein Wort: Daß Deutschland ein großes Landheer braucht, wird wohl kaum jemand bezweifeln können, der die Karte ansieht, und der Verlauf des gegenwärtigen Krieges ist wohl der beste Beweis für die Notwendigkeit, der überhaupt erbracht werden konnte. Wenn die Engländer mit dem Schlagworte kommen, der deutsche Militarismus müsse beseitigt werden, so kann man darauf nur mit dem englischen Sprichwort: „Odai.it? be^iiis a.t dorne", oder etwas unhöflicher mit dem französischen Aus» spruch: „a.n« M688ieur8 les,a88a88iii8 cnlumencSut" entgegnen. Findet Eng- land es nicht in der Ordnung, daß ein Staat eine große Wehrmacht unterhalte, nun, so möge es zunächst seine Flotte auf den Stand der anderen Mächte redu» zieren. Welchen Druck diese Flotte ausübt, haben alle Länder in diesem Kriege und in früheren erfahren, und daß sie auch mächtige Staaten als ein« Bedrohung empfinden, zeigen die jetzt beschlossenen gewaltigen Seerüstungen der Vereinigten Staaten von Amerika, die deren Flotte mindestens auf einen gleichen Stand wie die englische bringen sollen. Dieser amerikanische Entschluß ist doch wohl nicht gefaßt worden, um einen Angriff des deutschen Landheeres abzuwehren.

Henry P. Newman.

Das Friedensbedürfnis Englands — die Folge seiner Getreide- und Frachtraumnot.

In der im September 1916 von mir veröffentlichten, von hunderten von Firmen unterschriebenen Hamburger Kundgebung hatte ich folgenden Gedanken zum Ausdruck gebracht:

„Das konsequente, seiner Tradition getreue England wird einem Frieden auf anderer Basis als unserer Vernichtung bezw. — was auf das» selbe hinauskommt — unserer wirtschaftlichen Lahmlegung und Knechtung nur dann zusteuern, wenn es in weiser Abschätzung seiner selb st er» kannten Schwäche sich dazu gezwungen sehen sollt e."

Ietzt ist es so weit gekommen, England hat seine Schwäche erkannt und m. E. will in diesem Sinne auch die von uns so würdig beantwortete amerikanische Ver» mittlungsnote verstanden sein, jenes Dokument, mit welchem Amerika seinerseits zeigt, wie auch die Rotterdamer Meldung der „Neuen Zürcher Nachrichten" her- vorhebt, daß es die hilflose Lage seines Freundes begriffen hat und, indem es ihm beispringt, dafür sorgt, daß auch seine eigenen wirtschaftlichen und politischen Interessen nicht zu kurz kommen.

Newman Das Friedensbedürfnis Englands — die
Neigung und vorhandene Möglichkeiten weisen Amerika, wie ich es stets aus»
gesprochen habe, auf den Weg friedlicher Anbahnung und nicht auf den des
kriegerischen Konfliktes mit uns. Erster« ist ungefährlicher und sicherer und trifft
uns auf einem Gebiet, auf welchem wir, wie man meint, leichter zu besiegen sind
als mit Waffengewalt. Man wird sich irren! Aus unserer letzten Antwortnote
an Amerika weht ein neuer Wind, sodaß wir hoffen dürfen, daß sich Feinde und
Neutrale von jetzt ab umsonst in dieser Hoffnung wiegen werden.
Was hat England schwach und nachgiebig gemacht? Etwa Geldmangel?
Das werden wir den Finanzpropheten, die schon einen Weltkrieg über vier Monate
hinaus aus finanztechnischen Gründen niemals für möglich hielten, nicht glauben,
selbst dann nicht, wenn Amerikas Warnung, ungedeckte Schatzwechsel der Entente
nicht mehr zu nehmen, zur Tatsache werden sollte. Mangel an Soldaten und
Kriegsmaterial? Der Entente steht das Menschenreservoir der ganzen Welt zur
Verfügung, und wir wissen genau, daß sie im Frühjahr die technischen Mittel be»
sitzen wird, um eine vielfach vergrößerte, uns wiederum große Opfer kostende
Sommeoffensive einzuleiten. Fürchten sie einen Durchbruchsversuch unsererseits?
Das wird kaum der Fall sein; denn die Engländer wissen so gut wie wir, daß
das Ergebnis niemals kriegsbeendend sein noch der Erfolg im Verhältnis zu den
Verlusten stehen würde. Und die lange Dauer des Krieges? War sie nicht
gerade Englands Verbündeter, durch den es sicher sein Ziel, das „cripple
tterman?", Deutschland zum Krüppel zu machen, erreichen wollte? Ausdauer
und Zähigkeit sind doch gerade die Tugenden der Engländer!
Drei Faktoren, einander ergänzend und bedingend, sind es, welche alle eng»
lischen Berechnungen über den Haufen geworfen haben; der eine ein Helfer, den
uns unser größter Alliierter geschickt hat, die Versorgungsnot im allge»
meinen und die durch die schlechten Welternten verursachte Getreidenot im beson-
deren. Der zweite, das Transportproblem, welches sie nicht mehr
meistern können, und endlich der dritte, die immer deutlicher sich ausweisende Ge»
fahr unserer Unterseebootswaffe, sobald diese einmal rücksichtslos ein»
gesetzt wird, und welche dann ihre Wirkung ausübt, nicht nur durch di« effektiven
Versenkungen, sondern auch durch die Abschreckung der neutralen Schiffahrt,
welche fast ein Drittel der auf England fahrenden Schiffe begreift.
Wenn wir mit Stolz und Freude lesen, daß schon der jetzige Kreuzerkrieg
fast V2 Million Tonnen monatlich, gleich der Ladefähigkeit von 30 000 Eisen»
bahnwagen, zur Strecke bringt, und wenn wir bedenken, daß im ganzen schon weit
über drei Millionen To., weit über 300 000 Eisenbahnwagen feindlichen und neu»
tralen Schiffsraumes vernichtet sind, dann brauchen wir uns über die jetzt schon
phantastische Steigerung der Frachten nicht zu wundern. Dann erscheint es ganz
natürlich, daß die von englischen Dampfern für die Fahrt von Indien nach Eng»
land bedungene Frachtrate jetzt Mk. 250,— die Tonne, gegen früher Mk. 20 —
beträgt, und daß neulich ein neutraler Dampfer sogar mit einem Frachtsatz von

Folge seiner Getreide- und Frachtraumnot Newman
Mk. 320,— die Tonn« den Rekordpreis erreichte. Das bedeutet nichts weniger,
als daß ein Schiff von 5000 Tonnen — welches also den Inhalt von 500 Eisen»
bahnwagen in sich aufnimmt — jetzt für eine Reise eineinviertel Millionen Mark
gegen hunderttausend in normalen Friedenszeiten erhält. Bedarf es eines bessere»
Beweises, als obige einwandfreien Tatsachen, daß die Frachtraumnot der Entente
für diese eine unhaltbare Lage geschaffen hat? Die Klagen in der englischen Presse
über die Unmöglichkeit, aus Mangel an Frachtraum die wichtigsten überseeischen
Vorräte zu befördern, sind eine alltägliche Litanei, und man kann es verstehen,
wenn man in Holland von gewlegten Beobachtern hört, die Engländer seien
nicht mehr die alten, sie hätten die Nerven verloren, und ihre Dispositionen —
politisch wie wirtschaftlich — geschähen au jour le jaur.
Erschwert nun die Frachtraumnot überhaupt die Heranschaffung aller Dinge
der täglichen Notdurft wie der nötigen Rohstoffe, so führt sie für die ohnehin
zu knappe Getreide- und Futtermittelversorgung, gerade wegen des von diesen
Artikeln beanspruchten Volumens, vollends mit Sicherheit zur Katastrophe, wenn
es England im Bündnis mit Amerika — England allein wird es nimmermehr kön»
nen — nicht bis zum Frühjahr gelingt, uns in irgendeiner Weise
um die Früchte unserer bisherigen Erfolge zu betrügen.
Darum halte ich es für geboten, immer und immer wieder auf die ungünstige
Lage der englischen Versorgung hinzuweisen und durch die schon in meinen früheren
Aufsätzen gegebenen Daten zu betonen, welch große Chance uns gegeben ist.
Brotgetreide — in Ermangelung von Kartoffeln und Futtermitteln, welche
es ersetzen könnten — ist die Grundlage aller Ernährung auch bei unseren Fein»
den und muß in Zeiten, wo es schon an allem Nötigen zu fehlen begonnen hat
und täglich mehr fehlen wird, unter allen Umständen in genügenden Mengen
herangeschafft werden, wenn sich England uns nicht auf Gnade und Ungnade
ergeben will. Wie bei uns, so gilt auch bei den Feinden das Gebet für das täg-
liche Brot. Bei Wasser und Brot lebt der Strafgefangene; die eiserne Brot»
ration gehört zur Ausrüstung des Soldaten; die Kinder schreien nach Brot! Gebt
uns Brot, rufen die Massen! Brot ist also das Nahrungsmittel, welches am
wenigsten entbehrt werden, und uns daher zur Betrachtung des Ernährungs»
problems immer und immer wieder am besten dienen kann.
Ich wähle heute den Versorgungsstand vom 1. Dezember 1916, den Termin
also, an welchem ein Drittel des neuen Getreidejahres vorüber war, und an
welchem wir klarer noch als in den früheren Aufsätzen die Lage übersehen können,
weil einige, damals allerdings richtig geschätzte Ergebnisse neuer Ernten jetzt
feststehen. Die englische Fachpresse stellt am 1. Dezember, dem Schlusse der drei»
zehnten Woche des mit dem 1. September begonnenen neuen Getreidejahres, die
in England lagernden Vorräte an heimischem und eingeführtem Weizen') wie
folgt, fest:
"> Weizen ist stet« einschließlich Weizenmehl zu verstehen.

Newman Das Friedensbedürfnis Englands — die
1. Dezember 1916 gegen 1. Dezember 1915
1 450 000 To. 1 650 000 To.
Ich benutze der Übersicht halber absichtlich abgerundete Ziffern. England mit
seinem im Frieden jahraus, jahrein gleichmäßig mit 140 000 To. angenommenen
Wochenverzehr besaß also am 1. Dezember 1916 durch diese Vorräte sozusagen eine
eiserne Ration für etwa hundert Tage, vorausgesetzt, daß die wöchentlichen neuen
Ankünfte immer je den Wochenbedarf decken und dadurch die Notwendigkeit, den
Vorrat selbst anzugreifen, fortfällt. Das ist nun aber nicht der Fall gewesen.
Im Gegenteil, der Durchschnitt der wöchentlichen Einfuhr vom 1. September
bis 1. Dezember ergab nur reichlich 100 000 To. und hat auch jetzt im Dezember
noch niemals die nötige Höhe von 140 000 To. erreicht.
Der Einfuhr bedarf Englands vom 1. Dezember 1916 bis 31. August 1917,
also für die noch verbleibenden neunnnddreißig Wochen des Getreidejahres, wird
von der englischen Fachpresse mit rund viereinhalb Millionen Tonnen fast genau
analog den Vorjahren angegeben, wobei offenbar absichtlich die Tatsache des
besonders schlechten Ausfalls der diesjährigen schlechten Heimatsernte, sowie das
von der Statistik selbst zugegebene Faktum der dieses Iahr am 1. Dezember um
mehr als zehn Prozent kleineren Vorräte unberücksichtigt bleibt. Aber selbst
angenommen, eine gewisse Verbrauchseinschränkung durch Rationierung und stär»
kere Ausmahlung könne diese statistischen offenbaren Unrichtigkeiten leicht aus»
gleichen, so dürfen wir andererseits nicht vergessen, daß die durch die stärkere
Ausmahlung fortfallende Kleie durch anderweitige Futtereinfuhr nicht ersetzbar
ist. England handelt also nach Art des richtigen Banke-
rotteurs und stopft ein Loch mit dem anderen.
Da England immer zuerst an sich selbst denken und dann erst ungern für
sein« Verbündeten sorgen wird, so ist es nur logisch, auch unsererseits zuerst ein«
mal die sämtlichen in den Prodnktionslandern vorhandenen Vorräte, als zu
Englands Verfügung stehend, zusammenzufassen. Es kommen in Betracht:
Von Argentinien Australien Indien F°^» A?"",
Amerika Nußlcmd
aus alter Ernte*)
aus neuer Ernte**)
wovon bereits in den vier
Monaten verschifft sind:
sodaß am 1. Dezember noch
zur Verfügung standen: 330 3 620 850 2 900 330
700
2 200
430
3 600
200
1800
870
2 800
900
4 000
1300
6 400
530
vier
d: 570
380
450
3 500
200

*> In Tausenden Tonnen.
"j Nrnteziffem abzüglich Eigenverbrauch; dieser nach Angaben des Ungarischen Ackerbau« Ministeriums.

Folge seiner Getreide- und Frachtraumnot Newman
insgesamt acht Mill. To. gegen den oben sestgestellten Bedarf Englands von
rund 41/, Mi II. To.
Von dieser vorhandenen Gesamtmenge von 8 Mill. To. sollen aber auch
^ .. «.,.,, und die Neutralen einschl.
Italien Frankreich ^. «, °. ^.^
der Außereuropaischen
mit 2 500 3 500 4 700
abzügl. bereits in den
vier Monaten erhaltenen 500 1200 1400
ihren Restbedarf von 2 000 2 300 3 300
von also zusammen über siebeneinhalb Millionen Tonnen decken, so daß zuzüglich
der oben angeführten, von England benötigten Mengen von viereinhalb Millio»
nen Tonnen, ein Gesamtweltbedarf von zwölf Millionen Tonnen besteht, welchem
verfügbare Vorräte von nur acht Millionen Tonnen in den gesamten Pro»
duktionsländern gegenüberstehen. Es ergibt sich also für die letzten acht Monate
des Getreidejahres ein rechnerisches Defizit von rund vier Millionen
Tonnen. Der Weizenbedarf der Welt ist somit nur zu zwei Dritteln Ziffern»
mäßig gedeckt, und noch dazu liegen diese zwei Drittel weitab von den Konsum-
ländern irgendwo in der Welt herum. Auf welche Weise sie »üb »pect« der
oben behandelten Frachtraumnot und der Unterseebootsgefahr heranzuschaffen
sind, darüber schweigt des englischen Sängers Höflichkeit! Also auch in diesem
Zusammenhange kann man England „das Land ohne Musik" nennen.
Es ist also von höchster Wichtigkeit, sich immer wieder klar zu machen, daß
3'/? Millionen To. der oben voll in Rechnung gestellten Weizenmenge sich in
Australien befinden. Wie sehr England gerade mit dieser Menge wirklich
rechnet und rechnen muß, geht u. a. daraus hervor, daß im Augenblick der Nieder-
schrift dieser Zeilen die Meldung eintrifft, die englische Regierung habe in Austra»
lien soeben drei Millionen Tonnen Weizen angekauft, übrigens wohl der größte
jemals getätigte Getreideabschluß, da er sich inkl. Fracht und Versicherung auf
weit über eine Milliarde Mark beläuft. Die Engländer glauben wohl selbst
nicht, diese Menge auch nur annähernd heranschaffen zu können. Sie
wissen selbst, daß die vorhandenen Eisenbahnen und Verlademöglichkeiten
in Australien in früheren Iahren niemals die Verladung von mehr als
etwa IV2 Millionen To. im ganzen Iahre ermöglichten, während jetzt 3 Mill. To.
innerhalb von fünf Monaten, wenn anders sie England rechtzeitig erreichen sollen,
zur Verschiffung gebracht werden müssen. Hinzurritt jetzt als weiteres erschweren»
des Moment das Seefrachtenproblem, welches in diesem Umfange und in dieser
Zeitspanne unlösbar erscheint.
Sicher werden die Engländer versuchen, einen Teil der australischen Ernte
nach St. Franzisko, unbehelligt durch unsere V»Boote, zu schaffen, um zu erreichen,
daß Nordamerika als Englands treuester Freund an der Ostküste amerika »

nisches Getreide im Verhältnis zu der in St. Franzis!» bewirkten Einfuhr
australischen Getreides nach England herauslassen wird. Diese Verlegen»
heitsaktion richtet sich in unsern Augen von selbst, zeigt sie uns doch nur zu kl«
die Schwierigkeiten, mit welchen England zu kämpfen hat. Weder wird dadurch
die Verladungsschwierigkeit in Australien behoben noch ein Körnchen Weizen
mehr erzeugt, aber auch zu wenig Schiffsraum gespart, um solche Kunststüeke zu
rechtfertigen. Unseren II-Booten ist, besonders im Frühjahr, der Atlantische
Ozean genau so angenehm wie das Mittelmeer oder die afrikanische Küste. Ie
mehr Schiffe sie dort antreffen werden, um so besser. Ähnlich den Spartanern,
die bei den Thermopylen, als ihnen die Zahl der Pfeile ihrer Gegner genannt
wurde, antworteten: Dann werden wir im Schatten kämpfen — kann ihnen ei«
dichter Schwarm, auch bewaffneter oder convovierter, Schiffe nur willkommen sei».
Zusammenfassend ist also festzustellen: Der wunde Punkt in der Getreideversorgung
liegt nicht nur in der Tatsache, daß für die 39 verbleibenden Wochen des Getreide»
jahres rechnerisch 4 Mill. To. Weizen — neben dem noch viel größeren Defizit von
Futtergetreide, von welchem übrigens in den mannigfaltigsten Formen der Fabri»
kationsmethoden z. B. auch Mais, Gerste und Hafer für menschliche Nährzwecke
fehlen werden — ausfallen, sondern vor allem in dem Umstand, daß 3'/2 Mill.
To. von den insgesamt für die Einfuhr aus den Produktionsländern verfügbaren
8 Mill. To. ausgerechnet von Australien verschifft werden sollen, wo weder die
technischen Einrichtungen noch der vorhandene Schiffsraum die Möglichkeit geben,
diese Leistung auch nur annähernd zu erreichen.

Daß übrigens die Produktionsländer als solche und ihre Farmer im beson-
deren sich in Kriegszeiten in der Ungewißheit über den Ausfall ihrer eigenen
nächsten Ernten nicht vom letzten Korn bei noch so verlockenden Preisen trennen
werden, ist erfahrungsmäßig ebenso logisch und sicher, wie es unlogisch wäre, an»
zunehmen — wozu sich ein wohl allzu vorsichtiger Gelehrter neulich verstiegen hat
— daß die Produktionsländer aus Liebe zur Entente oder zu den hohen Preisen
sich selbst eine Rationierung auferlegen oder die Ausmahlungsvorschriften für
ihren eigenen Mehlverbrauch in die Höhe setzen werden.

Hoffen wir also auf rücksichtsloseste Ausnutzung der Lage, damit Deutschland
nicht nach Friedensschluß unter einer unerschwinglichen Schuldenlast seufzend da-
hinsiechen muß, sondern die Arme frei hat für ungestörte Betätigung in der Welt»
wirtschaft. Mit andern Worten, sorgen wir dafür, daß nicht
etwa das Gedeihen unserer großen Schiffahrtslinien sich
später im wesentlichen auf der Beförderung deutscher
Auswanderer gründen möge. Deshalb darf es England, welches längst
aufgegeben hat, uns militärisch — zu Wasser oder zu Lande — zu besiegen, nicht
gelingen, noch im Friedensschlusse mit neutraler Hilfe das ersehnte „cripplo
<ü ermann" zu erreichen.

Der vollste Sieg — mag sich ihn jeder einstweilen in seinem Sinne zurecht

legen, wie er will, aber auch diejenigen, welche aus Prinzip oder Interesse noch so versöhnlich orientiert sind, sollten bedenken, daß das, was unter ihrem Drucke die Regierung vielleicht dem Augenblicke ausschlägt, keine Ewigkeit zurückbringen wird — der vollste Sieg winkt uns als Lohn für die Tapferkeit draußen und daheim, wenn wir jetzt die nie wiederkehrende Gelegenheit nutzen zur Schaffung eines unan» greifbaren und, wie wir selbst am besten wissen, ipsn taeto den Frieden ver» bürgenden Deutschlands. Außerpolitische Fragen — also auch die Kriegsziele — müssen abseits der Parteiprogramme stehen, der Außenpolitiker über der Partei» politik. Nur dann findet die* Regierung eine Stütze in den Parteien. Dann haben wir aber ein Recht, das Höchste von der Regierung zu Nutz und Frommen Deutschlands zu verlangen. Nobles»e obli^e heißt es auch hier.

Kommerziemat Theodor Hinsberg,
Direktor des Barmer Bankvereins:

Die Banken im Weltkriege.

Die Entscheidung im Weltkriege soll nach einem von Lloyd George geprägten Worte durch silberne Kugeln erfolgen. Auch wir pflichten der Ansicht bei, daß die Stärke der wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse der sich bekämpfenden Staaten ausschlaggebend für den Ausgang dieses gewaltigen Ringens sein muß. Denn zum Krieg führen gehört Geld, Geld und wiederum Geld.

Es wird sich daher lohnen, einmal die Arbeit der Werkstätten, in welchen unsere silbernen Kugeln bereitet werden, einer Kritik zu unterziehen.

Die Reichsbank ist in erster Linie berufen, dem bezeichneten Zwecke zu dienen. Deren mustergültiges Wirken während des Krieges hat sich indes so vor aller Augen abgespielt und ist bereits so häufig in der Öffentlichkeit erwähnt, daß ich deren Tätigkeit bei der Besprechung ausschalten darf.

Das Wirken unserer Aktienbanken vollzieht sich indes nicht so augenfällig und verdient daher wohl eine kurze Beleuchtung.

Die am 4. August erfolgte Mobilmachung und namentlich die Beunruhigun» gen, welche ca. acht bis zehn Tage dieser vorangingen, hatten große Abhebungen von Geldern bei den Banken bewirkt. Bei Eintritt des gewaltigen Ereignisses stockte jedermann der Atem, und ebenso stockten alle Verkehrsmittel, Telephon, Telegraph, Eisenbahn, Automobilverkehr waren nur noch Kriegszwecken dienstbar,

und die Post ging auch nicht mehr mit alter Pünktlichkeit. Den Bankern mit zahl»
reichen Filialen (es gibt Provinzbanken mit zwanzig bis vierundzwanzig Filialen)
war daher der prompte Verkehr mit ihren Zweigstellen so gut wie abgeschnitten.
Sie konnten deren spontan auftretende Geldbedürfnisse nicht wissen und ihnen
nichts mehr senden. Wenn die einzelnen Stellen nicht vorher mit reichlichen Mit»
teln und Wertpapieren zu Lombardzwecken usw. ausgestattet gewesen wären,
hätten leicht Stockungen eintreten können.

Diesen schwierigen Verhältnissen gegenüber zeigten sich die Banken bei dem
überraschenden Ausbruch des Krieges ausnahmslos wohlgerüstet. Der Reichs-
bank»Präsident hatte allerdings, die Gefahr rechtzeitig erkennend, einen Mahn»
ruf an seine Vasallen ergehen lassen. Da, wo es nötig war, ist dieser Mahnung
nach verstärkter Liquidität auch Rechnung getragen worden. Es kommt hinzu,
daß dem Kriege eine Periode der Konzentrationen im Bankgewerbe vorangegangen
war, durch welche alle Elemente, welche vielleicht in dem Ansturm hätten gefährdet
werden können, in stärkere Konzerne übergeleitet waren.

Bei Beginn des Krieges war die Frage, wie der Krieg auf die Banken
wirken würde, noch absolut unklar. Man konnte sich von der Entwickelung der
kriegerischen Ereignisse selbst und deren Einwirkung auf unsere finanziellen Ver»
hältnisse noch kein Bild machen, und es herrschten in letzter Beziehung pessimistische
Auffassungen vor. Daß bei dieser Lage, soweit bekannt, Kreditkündigungen sei»
tens der Banken nicht vorgekommen sind, verdient daher hervorgehoben zu
werden.

Der guten Liquidität unserer Banken und ihrem ruhigen und besonnenen
Verhalten beim Kriegsausbruch, welches zur glänzenden Überwindung der Schwie»
rigkeiten der ersten Mobilmachungstage führte, ist es vor allem zu verdanken,
daß in Deutschland kein Moratorium erlassen wurde, und Deutschland somit die
einzige kriegführende Nation ist, die obne Zahlungsaufschub ausgekommen ist.
Es ist dies eine Tatsache, die ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient,
zumal der Rat berufener Bankleiter die Regierung bei Fassung ihres diesbezüg-
lichen Beschlusses wesentlich gestärkt hat.

Im weiteren Verlaufe des Krieges spiegelten sich seine wirtschaftlichen
Folgen auf Handel und Industrie naturgemäß in dem Getriebe der Banken wider.
Die Kriegsindustrie entwickelte sich in kolossalem Maße, während die Frie«
densindustrie, soweit sie nicht auf Kriegsindustrie umgestellt werden konnte, all«
mählich verkümmerte. Ganze Herstellungszweige wurden aus Mangel an Zu»
fuhr von Rohstoffen zur unfreiwilligen Liquidation gezwungen. Alle Lager»
bestände, selbst solche, welche man schon als Ladenhüter stark abgeschrieben hatte,
wurden zu hohen Preisen veräußert, und die Außenstände flossen zurück. Diese
unfreiwilligen Liquidationen z. B. der Baumwoll-Industrie, sowie die großen
Gewinne aus der Kriegsindustrie führten den Banken allmählich einen
starken Geldstrom zu, den sie wieder Kriegszwecken dienstbar machen konnten.

Dazu fand sich reichlich Gelegenheit. Denn der Staat und Städte, die Kriegs»
organisationen und die Sparkassen usw. bedurften gewaltiger Summen.
In welchem Maße die Banken zur Unterbringung der Kriegsanleihen mit»
gewirkt haben, dürfte bekannt sein.
Den Städten, welchen der Krieg erhebliche Opfer aufbürdete, wurden große
Kredite seitens der Banken eingeräumt, sei es in bar oder durch Diskontierung
der sogenannten Stadtwechsel.
Ebenso sind die Reichsschatzwechsel in gewaltigen Summen in die Porte»
feuilles der Banken gewandert.
Als eine weitere Leistung der Banken kann die Teilnahme an der Organi»
sation und Finanzierung der zahlreichen Kriegsgesellschaften angeführt werden.
Die Banken haben außer großen Krediten ihre organisatorische Erfahrung, sowie
auch geeignete Kräfte für diese wichtigen Kriegsorganisationen zur Verfügung
gestellt.
Nicht unerwähnt darf bleiben die Mitarbeit der Banken zur Stärkung
der Reichsbank durch Überleitung des Goldes aus dem Verkehr in die Bestände
der Reichsbank und die Maßnahmen zur Verbesserung unseres Zahlungswes^ns
durch Hebung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs.
Während des Krieges hat eine Reihe von Gründen, die Versorgung der viel
Millionen Soldaten mit Zahlungsmitteln und die Überweisung deutschen Geldes
in die eroberten feindlichen Gebiete zu einer immer weiteren Steigerung des
Notenumlaufs der Reichsbank geführt. Diese Erscheinungen wiesen auf die Not-
wendigkeit der Beseitigung des den bargeldlosen Zahlungsverkehr hemmenden
Scheckstempels hin. Diese Forderung ist durch ein« inzwischen in Kraft getretene
Novelle zum Reichsstempelgesetz erfüllt worden, während der gleichzeitig vorge»
schlagen« Quirtungsstempel, der gerade für die bargeldfreie Zahlungsweise ein«
erhebliche Belästigung und Erschwerung mit sich gebracht häitte, erfreulicherweise
keine Annahme fand.
Über die Mitarbeit des Bankgewerbes zur Sicherung und Hebung unserer
Währung berichtete der Zentralverband des deutschen Bank» und Bankiergewerbes
in dem Iahresbericht. Er hebt hervor, daß die unter Mitwirkung der Danken
zustande gekommene Devisenverordnung vom 27. Ianuar v. I. die Folge gehabt
hat, daß übermäßige Schädigungen unserer Währung im Ausland hintangehalten
wurden. Dem gleichen Bestreben haben die Bemühungen zur Flüssigmachung
des deutschen Besitzes an ausländischen Wertpapieren gegolten. Wiederholten
Vorstellungen des Verbandes folgend, hat die Reichsregierung durch Verordnung
vom 29. August das nicht unbeträchtliche Hindernis, welches das Kursveröffent-
lichungsverbot vom 25. Februar 1915 diesen Bemühungen bis dahin entgegen»
gestellt hatte, beseitigt, indem sie die Mitteilungen der Banken und Bankfirmen
an ihre Kunden über Verkaufspreise ausländischer Wertpapiere für statthaft
erklärte. Ungefähr zur gleichen Zeit, und dem gleichen Ziel dienend, erging

die Bundesratsverordnung vom 23. August 1916 über die Anmeldung ausländischer und im Ausland befindlicher Wertpapiere. Die deutschen Banken und Bankfirmen haben sich der ihnen durch diese Verordnung auferlegten umfang» reichen Arbeit in verhältnismäßig kurzer Zeit entledigt. Der Deutschen Besitz an ausländischen Wertpapieren würde allerdings für unsere finanzielle Kriegs« führung noch erheblichere Bedeutung haben gewinnen können, wenn sich nicht große Teile desselben beim Kriegsbeginn im feindlichen Ausland befunden hätten, eine Folge verfehlter und erst durch eine in diesen Tagen ergangene Bundesrats» verordnung den Bedürfnissen der finanziellen Kriegsführung angepaßter stempel» rechtlicher Bestimmungen, vor welcher die Bankiertage vor dem Kriege wiederholt, aber leider vergeblich gewarnt haben.

Im Interesse der Entlastung der Reichsbank hat der Zentralverband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes seinen Mitgliedern ferner empfohlen, die Haltung barer Kassenbestände, namentlich am Schluß des Iahresviertels auf das mindestmöglich« Maß einzuschränken. Nicht bloß an seine Mitglieder, auch an weitere kaufmännische und gewerbliche Kreise richtet er die dringende Bitte, sich im Gesamtinteresse diese Beschränkung ihrer baren Kassenhaltung auch in der Folge, und zwar namentlich bei der bevorstehenden Vierteljahrswende aufzu» erlegen.

Den Hypothekenbanken war eine erfolgreiche Tätigkeit während des Krieges nicht beschieden. Der Absatz ihrer dreieinhalb» und vierprozentigen Pfandbriefe stockte naturgemäß völlig, und somit die Möglichkeit der Hergabe von Hypotheken» geldern.

Am 1. Februar v. I. hat die überwiegende Mehrzahl aller deutschen Hypo» thekenbanken ein Abkommen getroffen, wonach den Hypothekenschuldnern der beteiligten Banken eine Verlängerung ihrer fällig werdenden Hypotheken bis ein halbes Iahr nach Beendigung des Kriegszustandes zum Zinsfuß von höchstens viereinhalb Prozent ohne jede besondere Vergütung zugesichert wurde.

Ich erwähnte schon, daß auch Sparkassen infolge der bei ihnen erfolgten Abhebungen als Kreditnehmer bei den Banken aufgetreten sind. Auch die Spar» kassen sind dazu berufen, der heute völlig daniederliegenden Bautätigkeit im Frieden Hypothekengeld zuzuführen. Ob sie durch die Aufnahm« der Banktätig» keit in den Kreis ihrer Betätigung diese Möglichkeit steigern, ist sehr fraglich. Denn täglich kündbare Gelder, welche auf Scheckrechnung und in laufender Rech» nung angesammelt werden, sind nicht geeignet, in langfristigen Hypotheken angelegt zu werden, und die durch die Konkurrenz mit den Banken, von den Sparkassen gewährten hohen Zinssätze sind nur geeignet, auch die Hnpotbeken» zinsen heraufzuschrauben. Es wäre wünschenswert, wenn die Staatsaufsicht hier Wandel schaffte.

Die Dividendenpolitik der Banken war seit Beainn des Krieaes eine vor» sichtige; das erste Kriegsjahr brachte auf der ganzen Linie niedrige Dividenden, die

im zweiten Kriegsjahr erhöht werden konnten. Mit Ruhe kann man annehmen, daß sämtliche Banken wohl gerüstet an die ihrer harrende sicher nicht leichte Arbeit zur Überleitung unserer Kriegswirtschaft zur Friedenswirtschaft heran- treten werden.

Aus dem bisherigen Verlaufe des wirtschaftlichen Kampfes, der vor und während des Krieges namentlich zwischen uns und England bestand, können wir wohl mit Fug und Recht annehmen, daß uns die silberne Munition ebenso» wenig wie die eiserne nicht eher ausgehen wird, wie irgendeinem unserer Gegner. Schon vor dem Kriege waren wir die wirtschaftlich Stärkeren. Das National» vermögen Deutschlands wurde vor dem Kriege geschätzt

auf 350 bis 390 Milliarden,
das Englands auf 300 bis 360 Milliarden,
das Frankreichs auf 200 bis 260 Milliarden.

Es ist aber wohl unzweifelhaft, und diese Auffassung wird auch von berufener Seite geteilt, daß das Deutsche Nationalvermögen bisher erheblich unterschätzt wurde, und daß wir in den letzten fünf Iahren vor dem Kriege in einem bisher nie dagewesenen Riesentempo die reichste Nation der Erde geworden sind. Dazu kommt, daß wir von sämtlichen kriegführenden Nationen diejenige sind, die am billigsten Krieg führt. Die täglichen .ssriegskosten

Großbritanniens betrugen Mk. 100 Millionen,
Frankreichs „ „ 65 „
Deutschlands „ „ 70

trotzdem wir die bei weitem größere Armee haben.

Die Staatsschulden betrugen 1912 auf den Kopf der Bevölkerung

in Deutschland 21094 312,15
in Frankreich 26311 664,40
in England 14436 313,40

Wir können es also in Ruhe abwarten, wem zuerst die silbernen Kugeln ausgehen werden.

England, das enorme Beträge für seinen Kriegsbedarf nach Amerika zu zahlen hat, weiß allerdings in geschickter Weise sich an seinen Bundesgenossen schadlos zu halten, indem es sie finanziell ausbeutet. Um so eher dürften ab?r auch wohl einem oder mehreren seiner Freunde die silbernen Kugeln ausgehen und dadurch der Krieg sein Ende finden.

Dr. W. K. Weiß-Bartenstein:

Bulgarische Kunst und Volksseele.»)

Ie primitiver die Kunst eines Volkes ist, desto ursprünglicher finden in ihr alle großen Ereignisse, welche die Volksseele in stärkere Schwingungen versetzen, ihren bleibenden Widerhall. So verbreiteten auch in Bulgarien schon die sogen. Gadulari, die Volkssänger, die epischen Dichtungen von Mund zu Mund, in denen seit undenklichen Zeiten die Taten der Helden der Nation gefeiert wurden. Ihren Namen verdanken diese Sänger ihrem Instrument, der Gadulka, mit welchem sie von Ort zu Ort zogen und überall einen andächtigen Zuhörerkreis um sich versammelten. Auch heute trifft man diese Sänger auf dem Balkan, welche sich noch immer großer Beliebtheit erfreuen und durch die alten und neuen Siegeslieder das Volk begeistern. Die Dorfbewohner berauschen sich dann an den alten, schwermütigen Sehnsuchtsliedern aus der Zeit der Türkenherrschaft, welche nach Freiheit und Rache lechzen und aus der tiefsten Seele dieser so lange unterdrückten Rasse zu schluchzen scheinen. Die Gadulka wird heute oft durch die eintönigen Weisen des Dudelsacks oder der Hirtenflöte vertreten, nach deren Melodien sich die Knaben und Mädchen im Tanze wiegen. In den alten Dichtungen spielt meist die Persönlichkeit eines gewissen Kraljevitch Marko eine sagenhafte Rolle und ist dem deutschen Rübezahl vergleichbar. Dieser zeichnet sich körperlich und geistig aus, hat allerlei abenteuerliche Fahrten unternommen, beschützt die Christen gegen die Türken, hilft den Armen, straft die Unterdrücker, und manche Ruine wird mit ihm, der im Fluge sein weites Reich durcheilt, in märchenhafte Verbindung gebracht. Doch bei alledem ist er Mensch, liebt Weib, Wein, Gesang und genießt sein Dasein in vollen Zügen! Ein Mann dieses Namens lebte tatsächlich im letzten Drittel des vierzehnten Iahrhunderts und tat sich in Türkenkriegen hervor.

Die Kunst der slavischen Balkanvölker ist volkstümlicher Art. Immer wieder klingt in den alten Epen der Haß gegen die Unterdrücker und die Verherrlichung der Taten von denjenigen wider, welche zum Kampf gegen die Erbfeinde auszogen und in zähem Ringen ihr Leben dabei einbüßten. Dann vibriert die Volksseele bis in ihre feinsten Nerven und stöhnt die heiße Sehnsucht in die Welt hinaus, den Boden ihrer Rasse wieder von einem großen, freien Volk bewohnt zu sehen, wie in alten Zeiten, als die Bulgaren sogar Konstantinopel schon einmal den Schrecken des ,.Hani>ibnl nute sorrns" gebracht hatten. Von der althistorischen Stätte Bulgariens, dem in die romantischen Felswände des

') W. K. Wei5»VartenItein: „Nulaarien? -volkzwirtschintlich- Entwicklung'. 1913. Verla« von Dietrich Reimer, Berlin, und „Bulgarien, Land, Leute und Wirtschaft". 1913, Neterich'sclit Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Balkans eingebetteten Rilo-Kloster her gingen in alten Zeiten die Sendboten
in das Land und sangen dem Volke von Freiheit und Glück, bis der lange
geschürte Funke einmal mächtig emporflammte und die unterdrückte Rasse ihre
Sklavenfesseln abschüttelte. Eine ähnliche Begeisterung ging jetzt durch das Land
der rauhen Balkanketten und ließ die Gemüter dieser harten Bergbewohner
höher schlagen. Man wurde sich plötzlich wieder dessen bewußt, daß man Vater
und Bruder in Makedonien noch zu rächen hatte, riß die alten Waffen vom Nagel
und stürmte hinaus gegen den Feind!
Iede geistige Betätigung hatten die Türken zur Zeit ihrer Herrschaft über
die Bulgaren zu unterdrücken gesucht, aber die tiefe Poesie des Volksgemütes und
den wunderbaren Zauber der bulgarischen Dichtungen konnten sie nicht beein-
trächtigen. Wo auch nur Bulgaren zusammenkamen oder wohnten, erklangen
diese Lieder, welche auch bei keinem der Familienfeste fehleu durften. In diesen
engen Zusammenkünften wurden trotz aller äußeren Unterdrückung die heilige
bulgarische Sprache und nationale Gesinnung gepflegt, wenn sie auch infolge
der geistigen Knechtung und politischen Ohnmacht nicht an die Öffentlichkeit
kamen und dadurch mehr oder weniger unbekannt blieben. Auch Legenden spielen
in diesen Ländern eine wichtige Rolle und werden nach Art der mohammedanischen
Märchenerzähler von Generationen zu Generationen weiter erzählt. Das fromme
Gemüt mit dem innigen Wunderglauben des Orientalen tritt uns hier fein
künstlerisch entgegen. An Überlieferungen aus grauer Vorzeit knüpfen die soge»
nannten Koleda»Lieder an. Diese ranken sich um altgewohnte Sitten und ermög-
lichen uns interessante Einblicke in den Mythos dieser Rasse, der sich auch heute
noch in manchen volkstümlichen Gebräuchen bei der Geburt, der Ehe oder dem
Tode spiegelt. Der gebildeten Welt Westeuropas sind in erster Linie serbische
Dichtungen bekannt, da die Serben als Nachbarn des Abendlandes dem euro»
paischen Interesse näher gerückt waren, als die Bulgaren. Dazu kommt, daß die
Serben auch sowieso das Geschick haben, sich mehr in den Vordergrund zu drängen.
Auch Goethe zeigte ein reges Interesse für serbische Kunst. In den wenigen Samm-
lungen solcher Gesänge werden bulgarische und serbische Schöpfungen vielfach
durcheinander geworfen, was daher rührt, daß Serben in Bulgarien und auch
umgekehrt viele Bulgaren in Serbien wohnen, so daß eine scharfe Trennung
ihrer Kunst sehr schwer ist.
Erst mit dem Regierungsantritt des Königs Ferdinand von Bulgarien erfuhr
die vaterländische Kunst tatkräftige Förderung. Auf seine Veranlassung gab das
bulgarische Unterrichtsministerium im Iabre 188N eine umfassende und sehr glück»
lich zusammengestellte Sammlung der bulgarischen Volkspoesie heraus, und so
war der erste Schritt zur Erforschung der alten Kunst des Landes getan. Es ist
zu bedauern, daß die bulgarischen Künstler zeitweise den nationalen Boden ver-
lassen und sich griechischen Motiven zugewendet haben Die bulgarische Lite»
ratur wurde überhaupt oft mit fremdem Geist durchsetzt, welcher im eigenen Volk

wohl allgemeines Interesse fand, aber nicht im Volksherzen Wurzel schlagen
konnte.
Wie die Balkanländer überhaupt, so hat sich auch ihre Kunst im letzten
Iahrhundert stark und blühend entwickelt. Vor allem gilt dies von der Malerei,
welche in den letzten Iahren auf ausländischen Ausstellungen gute Erfolge erzielt
hat. „Kunst braucht Gunst", und diese war ihr bei den patriarchalisch einfachen
Sitten unter der Fremdherrschaft bisher nicht gewährt worden. Erst nach der
Befreiung von dem Türkenjoch, welche gleichzeitig eine geistige Renaissance
bedeutete, fand die Kunst Pflege und Unterstützung. Auch hier ist ihre För»
derung dem König Ferdinand zu danken, welcher beim Bau seines Schlosses
sowie bei staatlichen Aufträgen stets einheimische Künstler bevorzugt. Er übte
ferner seinen Einfluß bei der Begründung der Kunstschule in Sofia aus und
ermöglicht begabten Künstlern aus seiner Privatschatulle das Studium an aus-
ländischen Akademien., Die erwähnte Kunstschul? wurde 1896 gegründet und
entwickelte eine segensreiche Tätigkeit. Zweihundert Schüler und Schülerinnen
werden jährlich von zwanzig Lehrern darin ausgebildet. Neben der bildenden
Kunst wird auch das Kunstgewerbe gepflegt. Außerdem werden hier die Lehr»
kräfte für den Zeichenunterricht im Lande ausgebildet. Sehr zu begrüßen ist die
Förderung des Kunstgewerbes, welches sich an viele alte Motive der bulgari»
schen Vergangenheit anlehnen und somit sehr charakteristische Erzeugnisse liefern
kann. Auf Grund der Initiative begabter Künstler wird sich ein nationales
Kunstgewerbe herausbilden, welches im Geiste der alten Formen Gegenstände
für moderne Bedürfnisse schaffen wird. Auch die reine Kunst soll echt
bulgarischen Charakter tragen und in ihren dekorativen Schöpfungen für Kirchen
oder öffentliche Gebssude alte Motive und Bilder historischen Ursprungs nach der
neuen Schule behandeln.
Tüchtige in Bulgarien wirkende Künstler sind Iohann Mrkvichka, Iaroslav
Veschin, A. Michailoff, Ivan AnMoff, Anton Mittoff und einige andere, welche
alle ihre Motive auf bulgarischem Boden suchen. Der Erst» und Letztgenannte
riefen die erste bulgarische Kunstausstellung ins Leben, welche <884 in Sofia
eröffnet wurde. Diese Künstler haben sämtlich ihre Studien im Auslande gemacht
(die ersten beiden sind überhaupt Böhmen) und wissen immer wieder fesselnde
Motive in guter Technik zum Ausdruck zu bringen, von denen die Balkanlandschaft
so außerordentlich viel bietet. In Bulgariens sonnigen Gefilden mit ihren fein
abgestuften Farben lernen wir die Farbengebung der alten italienischen Meister
leichter verstehen und lassen unser Auge mit wahrer Wollust über den lieblich
abgetönten Teppich einer solchen Landschaft mit zartem rötlich-violetten Lokal-
kolorit gleiten. Außerdem bietet die interessante Geschichte des Landes
so viele packende Ereignisse, die einen Künstler zur «Wiedergabe reizen müssen,
so daß hier dem künstlerischen Schaffen ein weites Gebiet zur Verfügung steht.
Wieviel künstlerische Werte liefern die jüngsten Ereignisse wieder. Die

zerstampften feindlichen Saatenfelder dampfen von Blut, niedergebrannte Dörfer
und rohe Verwüstung aller Produkte menschlicher Arbeit kennzeichnen den Weg
des Kriegsgottes. Dasselbe krasse Elend war in füheren Zeiten an der Tages»
ordnung und ist von bulgarischen Künstlern in einer Reihe von Gemälden fest»
gehalten worden, welche uns recht den Leidensweg des bulgarischen Volkes vor
Augen führen. Aber auch in Friedenszeiten ist das Land in seiner Eigenart reich
an künstlerischen Motiven. Der Kampf zwischen Orient und Okzident tritt uns
allenthalben in fesselnder Weise entgegen. Neben Palästen findet man ver»
fallene Ruinen und Trümmerhaufen, Lurus neben bitterster Armut und größter
Anspruchslosigkeit, steigenden Kapitalismus an der Seite des schrecklichsten sozia»
len Elends, okzidentale Bildung gegenüber von Analphabeten, liebliche Blumen-
gefilde zwischen schroffsten Felsbildungen und so fort. In Sofia schon mündet
der elegante Boulevard, wo sich allabendlich die Zugehörigen der sogenannten
„vornehmen Welt" ein Stelldichein geben, in der Nähe der türkischen Moschee auf
die Hauptverkehrsstraße, welche vom Bahnhof her in die Stadt führt und im
Frieden alle Völkertypen aufweist, die sich im näheren Orient umhertreiben.
Serben in ihren langen Röcken, breiten roten Gürteln und Lammfellmützen, Türken
mit weiß umwickeltem Turban oder rotem Fez, stämmige große Montenegriner in
ihren sauberen, weißen Kleiderröcken, Albanesen in enger, anschließender Kleidung
von hellem Tuch mit der weißen Kappe auf dem krausen Haar, Zigeuner in ver»
wahrlosten, schmutzigen Fetzen, deren Frauen mit den Kindern auf dem Rücken
betteln, und alle möglichen sonstigen Typen sind zu sehen. Begegnet dir aber
eines dieser uralten Zigeunerweiber mit dem Gesicht in unzähligen Runzeln, dann,
Wanderer, wende schaudernd den Blick. Den Spitzenärmel einer Städterin, deren
Ideale sich bisher im „cdic puri»ieu" verkörperten, streift eine robuste Bauern»
frau. Den Gipfelpunkt weiblicher Schönheit sieht letztere in einem vollen stark»
knochigen Gesicht mit strotzenden Wangen, deren roter Frische sie, wie böse Zungen
behaupten, sehr häufig mit künstlichen Mitteln nachhelfen soll. Das „uou pw»
ultra" der Bekleidungskunst besteht für sie in knallroten oder schwül violetten
Strümpfen und schönen eigenen Stickereien, die über den rauhen Stoffen getragen
werden. Wie die Männer, so haben auch die Frauen das Lammfell umgeschlagen
und Sandalen an den Füßen. Sie schmücken sich gern mit bunten Glasperlen
und metallenen Armbändern und Gürtelspangen. Das Haar fällt in vielen dünnen
Strähnen, in die Münzen eingeflochten sind, unter dem Kopftuch auf den Rücken
herab. Sie sind mit ihren Männern in die Stadt gekommen, welche Lebensmittel
und Agrarerzeugnisse für den städtischen Markt herbeibringen. Auf schwerfälligen
Büffelwagen mit knarrenden Holzrädern ziehen die Bauern durch die Straßen
der Stadt und bieten in ihre rauhen Schafpelze gehüllt ein eigenartiges, typisches
Bild. Auf offener Straße N)ird gebraten und gekocht, sodaß das Straßenbild ein
eigenartig fesselndes ist.
Wenn uns derartige künstlerische Motive schon in der Hauptstadt entgegen»

treten, wie ursprünglicher sind dann die Eindrücke auf dem Lande, welches den Einflüssen der modernen Kultur doch bei weitem nicht so ausgesetzt ist, wie die Städte. Die anmutige, oft grotesk wilde, ernste Landschaft bildet zu dem Leben und Treiben der Landbevölkerung ein wirksames Relief. Auf den sonnigen Ge» filden zu Füßen des Schipkapasses, die im Frühling, so weit das Auge reicht, mit blühenden Rosenkulturen bedeckt sind und dem Wanderer in ihrem feinen Duft die ganze Poesie des Orients vor die Sinne zaubern, findet man das helle Grün der Tabakplantagen und ergiebige Korn», Reis» und Maisfelder. Wunderbare Haine von Nußbäumen und Edelkastanien bieten dem wegmüden Wanderer im Sommer erquickenden Schatten und die zahlreichen Quellen dieses gelobten Landes einen labenden Trunk. Das hübsche kleine Städtchen Kazanlik erfreut sich des Besitzes eines Theaters, an dessen Vorderseiten die Büsten von Molitzre und Schiller stehen. Eigentlich sollte ein Standbild Tiecks des letzteren Stelle ein« nehmen, denn sein romantisches Drama „Genoveva" war es zu Beginn der fünf» ziger Iahre des vorigen Iahrhunderts, das die Bulgaren zuerst mit deutscher dramatischer Kunst und mit deutscher Sentimentalität bekannt machte. Auch Sofia hat ein Stadt»Theater, in welchem allabendlich bulgarische Stücke oder ausländische Dramen in der Übersetzung aufgeführt werden. Mehrmals im Winter beehren ausländische Truppen die Hauptstadt mit einem Besuch, der von allen Gebildeten natürlich lebhaft begrüßt wird. Außerdem geben Vereinigungen häufig Konzerte, welche guten Zuspruch haben und oft erstklassiges bieten.

Auf dem platten Lande tritt einem das mannigfache Volksleben dieses Volkes noch ursprünglicher entgegen als in den Städten, denn die nationalen Gebräuche haben sich gerade hier noch aus den ältesten Zeiten unberührt erhalten. Aus der Zeit, als diese Stämme noch nicht den christlichen Glauben angenommen hatten, was erst im Laufe des neunten Iahrhunderts erfolgte, stammen verschiedene heidnisch-altslawische Überlieferungen, die noch heute das Leben der Bulgaren von der Wiege bis zur Bahre beeinflussen. Mystische Vorstellungen von höheren Wesen, welche die Natur beleben, sind neben dem christlichen Glauben häufig zu finden. Diese mit christlichen Ideen vermischten Traditionen spiegeln sich in erster Linie bei allen größeren Familienfesten wieder. An dem sehr zere» moniellen Hochzeitstage zum Beispiel hält der Braut eine ihrer Freundinnen eine Krone auf den Kopf, während drei junge Mädchen, welche nach heidnischem Brauch Fahnen schwenken, sie in Sprüngen umtan;en. Die Eltern wohnen der Trauung des jungen Paares nicht bei, sondern erwarten dasselbe zu Hause. Hier wird der Braut ein Kranz überreicht, den sie ein Jahr durch oder bis zur Geburt des ersten Kindes als Amulett auf dem Kopf zu tragen hat. Ähnliche Gebräuche herrschen beim Begräbnis und dem Totenfeiertag, welcher letztere viermal im Iahre auf den Friedhöfen begangen wird. Frauen, Mädchen und Kinder legen an diesem Tage unter frommen Gesängen gekochten Weizen, Brot, Obst, Honig und Wein auf die Gräber, während der Pope das Ganze segnet und etwas Wein

auf das Grab gießt. Nach dem Gebet verzehren die Angehörigen mit dem Priester
diese Vorräte und glauben damit dem Toten einen guten Dienst zu tun.
Derartige Festtage gibt es in Bulgarien in großer Zahl. Dann schmückt
sich Alt und Iung mit Blumen und vereint sich am Nachmittage auf
dem Dorfplatz um den Brunnen herum zum bulgarisohen Nationaltanz, dem
Horro. Dudelsack, Flöte und Guitarre ertönen, der Raki (Schnaps) oder der
Landwein kreist und die Mädchen und Frauen haben aus den Truhen ihre schönsten
Gewänder und bei wohlhabenden Familien auch altererbten Gold» und Silber»
schmuck entnommen, den sie stolz zur Schau tragen. Iungen und Mädchen fassen
sich in den Gürtel und tanzen so in seltsam rythmischen Sprüngen bis nach
Sonnenuntergang, ohne zu ermüden, den Nationaltanz. Die Dorfältesten sitzen
Sonntags im „Han" (Kneipe) bei einem Gläschen Slibovitz zusammen und
sprechen von alten Zeiten oder machen lebhaft Politik, welche die Passion eines
jeden Bulgaren ist. Dieses Festhalten an alten Gebräuchen, welches wir vorher
gesehen haben, überträgt der Landmann des Balkans auch auf die Bewirtschaftung
seines Bodens, die er mit primitiven, seit Urväterzeit gebräuchlichen Geräten und
nach ererbten Methoden betreibt. Er hält diese Gewohnheiten in seiner Treue am Alt»
hergebrachten mit derselben Zähigkeit fest, mit der er Winter und Sommer seine
Pelzkappe trägt. Dieser Umstand trägt viel zum Verständnis der bulgarischen
Volksseele bei, aus welcher die Kunst dieses Volkes unmittelbar herauswächst. An
dem allgemeinen Aufschwung auf dem Balkan nimmt auch die Kunst regen Anteil
und wird, wenn sie sich selbst treu bleibt und sich vor einfachen Nachahmungen
ausländischer Richtungen hütet, dazu berufen sein, eine Stütze des nationalen
Volkstums zu werden und sich auch in Europa Achtung und Ansehen zu ver«
schaffen, wie wir es jetzt schon bei dem allmählichen näheren Bekanntwerden mit
der bulgarischen Kunst in Deutschland bemerken können.

Constantin Brunner:

Der Denkfehler unsrer Feinde.

Was du nicht richtig denkst, das mußt du verkehrt leben, — du und alle,
die auf das Zusammenleben mit dir angewiesen sind, müssen das verkehrt leben.
Und was die Völker nicht richtig denken, das müssen sie und andre Völker und
muß endlich die ganze Menschheit verkehrt leben; unter Umständen so grund»
verkehrt und jammervoll, daß — wie in diesen Zeiten der Verwünschtheit — von
der Vernunft des Lebens wenig zurückbleibt, und stirbt und alles verdirbt, was
nur irgend gemordet und zugrunde gerichtet werden kann.

Constantin Brunner Der Denkfehler unsrer Feinde

Über das tiefher verkehrte Denken und über die allgemeine Schuld, wodurch die ungeheure Bestrafung dieses Krieges auf uns heruntergezogen ward, habe ich im Ianuarheft von „Nord und Süd" geschrieben: „Deutschenhaß, Iudenhaß und die Ursache des Krieges."

Nun ist von den Feinden unser Friedensangebot zurückgewiesen worden, und sie stellen sich auf ihr Rechthaben im Streite. Das heißt die Sache am falschen Ende anfassen und einen argen Denkfehler begehen. „Ich habe Recht, und du hast Unrecht" darf nicht der Standpunkt der Politik sein. Wer im Rechte zu sein glaubt, ist es darum noch nicht; auch können, wo zwei streiten, zwei Recht oder zwei Unrecht haben. Was überhaupt aber ist Recht und Unrecht in der Politik, wo alles auf Macht ankommt und für unsre Feinde keineswegs gewiß sein kann, daß sie es auch vermögen und wirklick die Macht zu ihrem „Rechte" erlangen, — und am Ende noch gar könnte ihre Macht und damit auch ihr Recht sich verringern?!

Denn, wenn irgendwo, so gilt in der Politik die Wahrheit: Wieviel Macht, soviel Recht. Geisteshelden, die können und müssen auf machtloses Recht trotzen: Regierungen der Völker dürfen es in keinem Falle. Zumal bei der in der Men» schengeschichte noch nicht dagewesenen Schwere der Verantwortung, wie sie ihnen heute auf dem Gewissen liegt, hätten sie die dargebotene Hand nicht wegschlagen dürfen. Daß sie, ohne auch nur unsre Vorschläge anzuhören, die Frage auf Recht und Unrecht stellen, uns zur sen» 8c«I«i.ati»»iiu2, und sich zu unsern Richtern und Henkern machen wollen, anstatt — über Recht und Unrecht hinaus — eine Verständigung zu suchen: das ist ein verhängnisvoller Denkfehler und abermalige Schuld, an die ein« weitere grausige Bestrafung der ganzen Menschheit gehängt ist.

Möchten viele sein und immer mehr und mehr, von denen hier die Frage auf Recht und Unrecht nicht verstanden wird und die da verlangen, daß man vielmehr frage nach Glück und Unglück der Menschheit. Möchte diese Frage wie ein Sturm sich erheben und Sturmwille alle Regierungen wegfeg«n, die nicht so fragen!

Arthur Neumann:
Der ncue Weg in der Ernährungspolitik.
Der Präsident des Kriegsernährungsamts hat in seinem Rundschreiben an
die Bundesregierungen zu verstehen gegeben, daß auf dem Gebiete der Volks«
ernährung ein anderer, aussichtsreicherer Weg eingeschlagen werden muß.
Erzellenz v. Batocki hat erkannt, daß das Höchstpreissystem mit der ihm ver»
bundenen Wirtschaftsweise auf die Dauer gefährlich werden kann. Weiter wird
aber auch richtig mit den Schwierigkeiten gerechnet, die die erste Friedenszeit
bringen wird.
In „Nord und Süd" wurde von mir schon mehrfach darauf hingewiesen,
welche Gefahren unsere Kriegseruährungspolitik in sich birgt. Daß die Lebens»
mittelversorgung nur unzureichend vor sich ging und vor sich geht, darüber sind ja
alle Stimmen einig. Auf welche Weise aber eine Besserung zu erreichen ist, da
gehen die Meinungen immer noch ganz bedeutend auseinander. Bekanntlich sind
für die Beibehaltung der Höchstpreise und schärfsten staatlichen Zwang die meisten
Stimmen vorhanden, ganz besonders treten doch dafür ans begreiflichen Gründen
die Verbraucher ein. Denn ihr Ziel ist es, Ware zu möglichst billigen Preisen zu
erhalten, und niemand wird ihnen auch das gute Recht absprechen. So liegen
nun aber die Dinge in normalen Zeiten, jetzt steht das Wirtschaftsleben doch auf
einer wesentlich veränderten Grundlage. Zwar bleiben die Ansprüche der ein-
zelnen Wirtschaftsschichten dieselben, wenigstens in ihren Grundzügen, doch ein
anderes Gesicht bekommt die ganze Wirtschaftsweise durch das vergrößerte staat»
liche Interesse am Lauf der Volkswirtschaft.
Deutschlands Wirtschaft ist auf sich selbst angewiesen. Was das bedeutet,
das muß und hat sich am schärfsten auf dem Gebiete der Volksernährung gezeigt.
Hier kann und darf wiederum nicht umgangen werden, wie absolut unzu »
reichendwirunterrichtetvon dem wahren wirtschaftlichen
Getriebe sind. Erinnern wir uns doch noch der Lebensmittelsucht zu Be-
ginn des Krieges, der verdorbenen Kartoffelschätze, der nach der absolut richtigen
Meinung von Sachverständigen notwendigenSchweineabschlachtungen und der vielen
Dinge, die wir auf diesem Gebiete bisher erleben durften. Doch anders konnte
ee. ja kaum kommen, denn wo waren denn die notwendigen Grundlagen zu finden?
Als v. Batocki im Hauptausschuß erklärte, daß wir nach unserer Erntestatistik in
nicht allzuferner Zeit noch einmal soviel Getreide, Kartoffeln usw. auf dem Papier
gehabt hätten, als wirklich vorhanden sein konnte, erweckte diese Erklärung Heiter»
keit. Wurde aber vor dem Kriege auf die Unzulänglichkeit der amtlichen Ernte»
statistik hingewiesen, so wurde derjenige mit Kopfschütteln abgewiesen. So sind
aus der gewaltigen Unkenntnis all' die falschen Maßnahmen entstanden. Bei den

Höchstpreisen hätte schon einige Kenntnis der Wirtschaftsgeschichte vor Anwen-
dung dieses Systems warnen sollen, doch der breiten Masse erschien gerade diese
Methode als besonders geeignet, nnd die Behörden nahmen dieses Mittel in der
Stunde der Not an, ohne selbst die Tragweite dieses Entschlusses nur ein wenig
abschätzen zu können. Höchstpreise und Beschlagnahme sollten die Helfer sein.
Dieser Weg wäre vielleicht noch möglich gewesen, wenn der Krieg nur ein Iahr
gedauert hätte, wo er aber immer weiter geht und auch der Frieden an der Er»
nährungskrisis zunächst nur wenig ändert, da muß sich die verderbliche Wirkung
dieser Zwangsmaßnahmen bemerkbar machen.
Doch nun der neue Weg. Im Ianuarheft 1916 habe ich bereits auf den
besten Weg in meinem Aufsatz „Die Preisbildung" hingewiesen, der Kürze weg?n
möchte ich darauf verweisen. Wie aus Batoekis Rundschreiben hervorgeht, will
er jetzt diesen Weg beschreiten. Doch nun gilt es festzustellen, ob auch wirklich jetzt
ein vollkommener Umsturz der Ernährungspolitik zweckmäßig und ratsam ist. Es
ist sicher ein gewagtes Unternehmen, ein neues System einzuschlagen, das doch
auch noch nicht erprobt ist. Besser und wohl einzig richtig ist die neue Politik,
aber sie hätte gleich mit Kriegsbeginn einsetzen müssen. Fest aber steht nun, daß
wir mit dem alten System unmöglich auskommen können, aus diesem Grunde muß
nun der andere Weg beschritten werden, wenn auch der Übergang eine Verschär-
fung der Krisis bringt. Der Höchstpreis mit allen seinen ver»
wandte n Ma ß regeln muß al-so weichen und die selbständige
V erpr o v i an ti er un g der Gemeinden muß an die Stelle
treten, aber mit Hilfe des Staates, der die vielen Hinder-
nisse, die erselbst gebaut hat, beseitigen muß. Genügend Ein»
fluß muß sich ja der Staat sichern, aber er muß von der Art sein, daß er voll-
kommen die allgemeinen Interessen wahrnimmt. Der Staat muß den Gemeinden
genau ihre Versorgungsgebiete zuweisen und als oberste Pflicht ist ihm dabei
gestellt, Konkurrenzkämpfe einzelner Kommunen unter sich zu verhindern. Das wird
in erster Linie am besten durch finanzielle Beihilfen an ärmere Gemeinden geschehen
können. Was sonst dagegen getan werden muß, das kann ja wohl nur von Fall
zu Fall entschieden werden. Gewarnt muß hier vor allgemeinen Bestimmungen wer-
den, denn gerade Konkurrenzkämpfe können so verschieden geführt werden, daß der-
artige Bestimmungen fast gar keine Wirkung ausüben, eher die Lage ver»
schlimmern. Nach besten Kräften muß dann aber weiter der Staat die Einhal»
tung der Lieferungsverträge unterstützen. Aber auch für das Zustandekommen
muß er mit aller Macht eintreten, nicht als Diktator, aber als gewandter Ver»
mittler, die Interessen beider Seiten genau beachtend.
Letzten Endes muß eben mit dem Glauben an die staatliche Allmacht gebrochen
werden. Denn mit Einsetzung der neuen Politik wird doch nun der Zwang ver-
worfen. Wie unmöglich sich die Wirtschaft eines Landes, auch wenn es in unserm
bestrrganisierten Deutschland geschieht, durch Zwang reqeln läßt, das ist ja schon

vielfach erörtert worden. Es heißt doch vollkommen den Charakter des gegen» wärtigen Tauschverkehrs verkennen, wenn man ihm derartige Fesseln anlegt. Mag auch vielen die Art unserer Wirtschaftsweise nicht das Ideal sein, so hilft uns das jetzt doch furchtbar wenig: wir müssen mit dem, was ist, rechnen. Auch die Er- nährungsfrage verträgt kein Streben nach Idealismus, wie schön sich auch die Schlagwörter vom „Kriegssozialismus" usw. anhören mögen. Wir können nun einmal nicht umhin, einen gewichtigen Faktor unberüeksichtigt zu lassen, das ist der wirtschaftliche Egoismus. Diesen Egoismus kann auch der Staat nicht bändigen, und wenn er es versucht, dann ist das Resultat ein Mißerfolg, ja er gefährdet selbst seine ganze Eristenz.

Ist nun auch die Orientierung reichlich spät gekommen, so ist sie doch zu be» grüßen, obwohl die Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, durch die bisherige Wirtschaftsweise stark angewachsen sind. Es gilt jetzt schnell durchzugreifen, aber bei weitem keine Übereile. Die feinfühlige Maschine muß von dem minder- wertigen Kriegsöl befreit werden, denn die Gefahr des Warmlaufens ist zu groß. Ist die Übergangszeit aber überwunden, dann wird sich, wenn auch wirklich in der notwendigen Weise alles getan wird, die gute Wirkung bemerkbar machen müssen. Für den Übergang in die Friedenswirtschaft bedeutet dies gleichzeitig den ersten Schritt.

Hans Prutz:

Iugenderinnerungen eines Dankbaren.

VII. Wissenschaftliches Weiterstreben und literarische Tätigkeit.

Erst nach glüeklicher Überwindung des Oberlehrereramens konnte ich mich all dessen recht freuen, was mir das so unerwartet reich gestaltete Leben in Danzig bot. In den amtlichen Pflichten hatte ich mich schnell zurechtgefunden. Zunächst natürlich nur in den unteren Klassen beschäftigt, behielt ich in erwünschtem Masie freie Zeit für eigene Arbeit. Diese galt einmal der Weiterführung meiner Ge- schichte Heinrichs des Löwen, griff dann aber im Anschluß an die mir in erfreu- licher Fülle zuströmende neue Literatur und dank mannigfacher Anregung durch den im Kreise meiner Kollegen und Bekannten herrschenden lebhaften geistigen Verkehr bald auch auf andere, davon weit abliegende Gebiete hinüber, wobei mir die auf dem Stettiner Gymnasium erworbene Vertrautheit mit den neueren Sprachen von großem Nutzen war. Daraus entstand eine ganze Reihe von zum Teil umfang- reichen geschichtlichen, kulturgeschichtlichen und literarhistorischen Studien, die

während der nächsten Iahre teils in F. von Raumer's „Historischem Taschenbuch", teils in dem „Deutschen Museum" veröffentlicht wurden, in dessen Leitung mein Vater wegen zunehmender Kränklichkeit und wegen des gelegentlich sehr störenden Mangels an den nötigen literarischen Hilfsmitteln in Stettin in dem liebenswürdigen und feinsinnigen Karl Frenze!, dem nachmals mit Recht so hoch gefeierten Berliner Essayisten und Kritiker, erst einen Gehilfen und dann einen Stellvertreter fand. Vor Einseitigkeit, wie sie auch wissenschaftlich tätige Schulmänner leicht befängt, wurde ich ohnehin schon dadurch bewahrt, daß ein beträchtlicher Teil der neuen historischen Literatur mir zur Besprechung in dem „Deutschen Museum" zugewiesen wurde, und ich auch an den von Rudolf Gottschall geleiteten „Blättern für literarische Unterhaltung", die im Verlage von F. A. Brockhaus erschienen, als fleißiger Mitarbeiter beteiligt war. Mit den raschen Fort» schritten, welche die deutsche Geschichtsforschung gerade in jenen Iahren machte, blieb ich also in der lebendigsten Fühlung. Ganz ersetzen freilich konnte das nicht den besonders für die Selbstkritik wünschenswerten Austausch mit einem größeren Kreis gleichstrebender Fachgenossen, welche, die Ergebnisse der Spezialstudien austauschend, sich gegenseitig kontrollieren und in aufklärender Erörterung neu auftauchende Probleme durchsprechen. Ein kurzes Zusammensein mit Freund Arndt in den Osterferien 1864 in dem gastlichen Hause seiner Eltern in Kulm an der Weichsel gewährte dafür doch nur ungenügenden Ersatz, so interessant er im übrigen war, schon durch die Fülle der neuen Anschauungen, die er mir bot. Denn noch war in dem benachbarten Russisch-Polen der das Iahr zuvor ausgebrochene Aufstand nicht bewältigt, und die Grenze starrte von kriegsbereitem preußischen Militär, während die polnische und die polonisierte deutsche Bevölkerung des Kulmer Landes aus ihren Sympathien für die Insurgenten kein Hehl machte und namentlich die Damen demonstrativ in der, ihnen zumeist sehr gut stehenden, nationalen Trauer einhergingen. Die Sommerferien desselben Iahres führten mich im Interesse meines Heinrich des Löwen nach Wolfenbüttel, wo ich in dem Braunschweigischen Staatsarchiv arbeitete und auch die berühmte Bibliothek benutzte, und von dort aus mehrfach nach dem nahen malerischen Braunschweig, wo ich den Spuren des großen Welsen nachging. Eine Wanderung durch den Harz und eine solche durch Thüringen, in der fröhlichen Gesellschaft neugewonnener Danziger Freunde unternommen und durch einen Abstecher nach Bamberg und Nürnberg erweitert, bildeten den Abschluß der ersten großen Ferien. Die Ferien des nächsten Iahres, 1865, führten mich zum ersten Male nach Süddeutschland, insbesondere zu einem höchst genußvollen und eine Fülle der Anregung gewährenden längeren Aufenthalt nach München, wo ich im Kreise der literarischen Freunde meines Vaters die liebenswürdigste Aufnahme fand. Mit Moritz Carritzre (1817—95), dem bekannten Ästhetiker und Philosophen, dem Iuristen und Historiker Franz von Löher (1818—92), nachmals dem Vertrauten des unglücklichen Königs Ludwig II. von Bayern bei seinem Suchen nach einem

weltentlegenen, ihn ganz zu beglücken geeigneten Königssitz und späteren Direktor des Bayerischen Reichsarchivs, mit Melchior Mayr (1808—71), dem Philosophen und Dichter, weithin bekannt als Verfasser der reizenden „Novellen aus dem Ries", und mit Franz Trautmann (1813—87), dem in der Kulturgeschichte seiner bayerischen Heimat trefflich bewanderten, humorvollen und gemütlichen Dichter, verbrachte ich genußreiche Stunden, lernte Paul Heyse (1830—1914) kennen, durfte Wilhelm Giesebrecht (1814—89), den berühmten Fachgenossen, begrüßen und wanderte dann über Tegernsee, Kreuth und den Acherpaß an den Achersee, an dessen malerischen Gestaden ich mit Iulius Grosse, dem Schwager Trautmanns, köstliche Wandertage verbrachte, die mir zum ersten Male die Herrlichkeit des Hochgebirges erschlossen. Nach einem Abstecher nach Innsbruck, wo damals die Eisenbahn noch ihr Ende hatte, ging es durch das Zillertal und den Pinzgau nach Gastein und weiter nach Salzburg, von wo ich dann wieder dem Norden und der meiner wartenden Arbeit zueilte, reich an frohen Erinnerungen, vielfachen Anregungen und fördernden persönlichen Beziehungen, von welch letzteren die zu Salomon Hirzel in Leipzig nicht unerwähnt bleiben darf, der sich des jungen Autors gütig angenommen und den Verlag seines Erstlingswerkes übernommen hatte.

Das Buch erschien im Herbst 1865 — eine Iugendarbeit, die als solche im allgemeinen wohlwollend aufgenommen, aber von anderer Seite doch auch zum Gegenstand einer recht abfälligen, von persönlicher Animosität nicht ganz freien Kritik gemacht wurde. Heute stehe ich natürlich nicht an, offen zu bekennen: hätte ich die Arbeit noch einmal zu machen, so würde ich sie ganz anders anlegen und in vielen, und zwar sehr wesentlichen Punkten zu ganz anderen Ergebnissen führen, auch abgesehen von der ungeheuren Bereicherung, die das einschlägig« Quellenmaterial seitdem erfahren hat, und der Fülle eindringender Spezialuntersuchungen, die für manche Fragen ganz neue Gesichtspunkte ergeben haben. Da aber, wie ich mit Freuden hörte, Ranke sich über meine Arbeit trotz ihrer Mängel freundlich anerkennend ausgesprochen hatte, so ging ich unentmutigt an ihre Fortführung, für die ich eine umfassende Geschichte Kaiser Friedrichs I., des großen Staufers, als Ziel in das Auge faßte.

Diese historischen Studien, und mehr noch die gemeinsame, planmäßige Zusammenarbeit erfordernde Lehrtätigkeit war es, was mich mit dem vortrefflichen Theodor Hirsch zu lebhaftem Verkehr und anregendem Austausch zusammenführte, dem gefeierten Lehrer der Geschichte an dem Danziger Gymnasium, ja damals — so darf man wohl sagen — dem gefeiertsten und am häufigsten als Vorbild und Muster aufgestellten Geschichtslehrer in Preußen überhaupt. Hirsch (1806—81) war ein Danziger Kind: von jüdischen Eltern geboren, aber noch vor Beginn seiner Studien getauft, hatte er die entscheidende wissenschaftliche Anregung in Berlin durch August Boeckh und Wilken empfangen und wirkte nach kurzer anfänglicher Tätigkeit an einem Berliner Gymnasium seit 1833 an unserer

Anstalt, seit 1850 im Nebenamt mit der Verwaltung des städtischen Archivs
betraut, dessen Schätze er zuerst in epochemachender Weise zu verwerten begonnen
hatte. Der von ihm ganz eigenartig organisierte geschichtliche Unterricht erfreute
sich hoher Blüte und leistete auch wirklich Ungewöhnliches, insofern er der über-
wiegenden Mehrheit der Schüler nicht bloß ein ganz respektables Quantum von
positivem historischen und geographischen Wissen zu eigen machte, sondern auch
von den talentvolleren und strebsameren unter ihnen manchen überhaupt für die
Geschichte gewann. So sind die beiden Biographen Kaiser Friedrichs IL, des
genialen Staufers, Schirrmacher, nachmals Professor und Oberbibliothekar in
Rostock, und Eduard Winkelmann (1838—96), der nacheinander in Dorpat, Bern
und Heidelberg lehrte, bereits in jungen Iahren durch ihn der Wissenschaft zu-
geführt worden, in deren Geschichte sie sich einen Ehrenplatz erworben haben.
Das gleiche gilt von dem reichbegabten, der Wissenschaft zu früh entrissenen Ernst
Strehlke (1834—69), den mit dem verehrten Lehrer eine herzliche Freundschaft
verband, die ihrer gemeinsamen Arbeit im Dienste <der Geschichte ihrer Heimat-
provinz zugute kam. Als Schüler Hirsch's und von ihm entscheidend bestimmt
wären ferner zu nennen: Emil Parten, nachmals Direktor der Realschule zu
St. Iohann, Boeßoermeny, Lehrer der Geschichte an der Petrischule und Hirsch's
Nachfolger als Stadtarchivar, und endlich R. Foß, der spätere Leiter der Luisen-
städtischen Realschule in Berlin, der in seinen ihrerzeit vielbesprochenen geistvollen
„Geographischen Repetitionen" doch eigentlich nur eine von Hirsch seit langen
Iahren geübte Praris theoretisch zu begründen und zu einem System zu entwickeln
wußte. Denn das Wesen der vielgepriesenen und auch unleugbar große Erfolge
erzielenden Hirsch'schen Methode lag zunächst in der engen Verbindung von Ge-
schichte und Geographie und damit der geschickten Kombination geistiger und
mechanischer Tätigkeit der Schüler, die sich namentlich auf den unteren Stufen
glänzend bewährte: jeder Ort, der vorkam, wurde seiner Lage nach genau zur
Anschauung gebracht und kartographisch festgelegt, von dem Schüler selbst filiert
Das Kartenzeichnen spielte daher eine höchst bedeutende Rolle und wurde ge-
legentlich für minder geweckte und strebsame, aber mit der Hand und dem Tusch-
kasten geschickte Schüler die Hauptsache, zumal sie wußten, daß der gestrenge Lehrer
bei der Einschätzung der Leistungen gerade derartige überaus hoch anschlug und
kunstreich und farbenprächtig ausgeführte Kartenskizzen und Kärtchen gern als
genügende Ergänzung nicht völlig ausreichender Kenntnis der Daten und Zahlen
gelten ließ. Die von Hirsch mit sehr geschickter Auswahl des Wissenswerten an-
gefertigten synchronistischen Tabellen, die dem Unterricht zugrunde lagen und von
ihm gewöhnlich direkt an die Schüler vertrieben wurden, mit Papier durchschossen
zur Eintragung des kurzen erklärenden Diktats und den eingezeichneten Karten
bildeten ein wichtiges Stück der Ausrüstung des Danziger Gymnasiasten und
wanderten mit ihm von Klasse zu Klasse, um nicht selten schließlich einem jüngeren
Freunde als kostbares Erbstück überlassen zu werden. Auf ihre Führung wurde

daher von Anfang an ganz besondere Sorgfalt und von manchem unverhältnis-
mäßig viel Zeit verwendet. Überhaupt stellte Hirsch an die Arbeitskraft der
Schüler ganz außerordentliche Ansprüche, wie sie im Hinblick auf die Stellung
des Geschichtsunterrichts in dem gesamten Lehrplan und sein dadurch bedingtes
Ziel streng genommen nicht berechtigt waren: oft genug wurde in den Konferenzen
von den Vertretern der Hauptfächer, namentlich denen der alten Sprachen, dar-
über Klage erhoben, was dann Hirsch in dem Eifer für das traditionelle Vor-
zugsrecht seines Fachs als ein Attentat mit Entrüstung zurückwies. Dem ent-
sprach auch die im Kreise der Kollegen oft belächelte Häufung der Strafen, um
faule oder nachlässige Schüler zu größeren Anstrengungen zu nötigen. Das
gesamte Pensum war nach dem von ihm entworfenen und im Laufe der Iahre
bewährten Lehrplan so verteilt, daß die Schüler in den mittleren Klassen, den
beiden Quarten und Untertertia, im Anschluß an die Tabellen eine auf Schritt und
Tritt geographisch erläuterte Übersicht über die gesamte Weltgeschichte erhielten.
In der Obertertia begann der ausführliche Vortrag der alten Geschichte; den
Abschluß bildete die neuere Geschichte in der Prima, die nach dem damals in
Preußen herrschenden Brauch freilich nur bis 1815 geführt wurde. In allen
Klassen gingen daneben unausgesetzt Wiederholungen des früheren Pensums her
und immer erneute Einübung und Befestigung des in den Tabellen enthaltenen
Gedächtnisstoffs. Auf der obersten Stufe, in Prima war eine von den drei
wöchentlichen Stunden ausschließlich diesen Repetitionen gewidmet und diese
dadurch noch fruchtbarer gemacht, daß jedesmal ein eine größere Stoffmenge selb-
ständig nach bestimmten Gesichtspunkten zu disponieren nötigendes Thema gestellt
und im Anschluß an die Vorträge der Schüler nach allen Richtungen hin ein-
gehend besprochen wurde. Der Erfolg dieses Betriebes war äußerlich sehr be-
deutend: ob der geistig« Ertrag und der bleibende Gewinn für die große Masse
der Schüler entsprechend beträchtlich waren, dürfte einigermaßen bezweifelt
werden. Es lag dabei doch die Gefahr nahe, daß die Arbeit der Schüler wenn
nicht mechanisch, so doch allzu gedächtnismäßig geleistet ward und Verstand und
Herz dabei nicht ganz zu ihrem Rechte kamen, zumal Hirsch als Vortragender
mit einer von ihm auch im Leben und selbst im geselligen Verkehr nie ganz über-
wundenen Befangenheit zu kämpfen hatte und der freien Rede wenig mächtig
war, deren es doch bedarf, wo jugendliche Gemüter gepackt und begeistert werden
sollen. Von selbst aber verstand es sich, daß ich mich zunächst in den Betrieb
des Hirsch'schen Geschichtsunterrichts als dienendes Glied einzufügen hatte und
dabei die guten Seiten desselben kennen und schätzen lernte. Erst später hat mich
gereiftere Erfahrung zu der Einsicht gebracht, daß er doch auch seine Mängel
hatte und vor der naheliegenden Gefahr einer gewissen Veräußerlichung nicht zu
bewahren gewesen war. Wer zunächst am meisten lernte, war natürlich ich selbst,
und wenn ich späterhin an dem bisher Üblichen das eine oder andere zu ändern
mir erlaubte, so tat ich das mit der Pietät, die dem Wirken eines treuen und

verdienten, dabei auch wissenschaftlich bedeutenden Schulmannes gegenüber am Platze war. Vor den Augen der weisen Herren, ebenso großer Pädagogen wie Historiker, welche nachmals die preußischen Schulen mit dem von der Gegenwart beginnenden und von da zunächst rückwärts weitergeführten Geschichtsunterricht beglückten, würde Hirsch mit seiner streng sachlich fortschreitenden Methode freilich keine Gnade gefunden haben; allerdings würde er auch seinerseits die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen haben angesichts eines des Begriffs der Entwicklung geradezu spottenden Verfahrens, auf das der geistreiche Cherbuliez in einem es gebührend kritisierenden Aufsatz die treffende Bezeichnung „I'Kistoirk K rednurs" — „die umgekrempelte Geschichte" — angewandt hat. Da war es denn allerdings eine Art von Beruhigung, zu hören, daß der den Krebsgang gehende Geschichtsunterricht tatsächlich nur in den Reglements eristierte, während die siegreiche Wucht des gesunden Menschenverstandes in der Praris den naturgemäßen Gang bald überall wieder zur Herrschaft brachte.

Das größere Verdienst aber und die bleibende Bedeutung Theodor Hirsch's lagen doch in dem Gebiet der historischen Forschung, und zwar der provinzialgeschichtlichen. Von der so fesselnden Vergangenheit seiner Vaterstadt ausgehend, hat der unermüdliche Mann mit staunenswerter Arbeitskraft auf dem einst von Iohannes Voigt, dem Königsberger Professor und Staatsarchivar (1786 bis 1863), gelegten, jedoch mehr breit als tief fundamentierten Grunde weitergebaut und die bisher noch immer einigermaßen dilettantisch getriebene Geschichte des Ordenslandes Preußen nach der Methode und im Geist der modernen Wissenschaft zum Gegenstand gründlichster Forschung gemacht. Seine Tätigkeit dabei bewahrheitet von neuem das Dichterwort von dem Wachsen des Menschen mit seinen größeren Zwecken: nicht jedem in ähnlicher Lage befindlichen Historiker dürfte es gelungen sein, ebenso den Weg vom Besonderen zum Allgemeinen zu finden und die Spezialgeschichte mit der allgemeinen in lebendige Beziehung zu bringen. Das leuchtet jedem ein, der Hirsch's seit 1843 erschienenes zweibändiges Geschichtswerk „Die Oberpfarrkirche zu Sankt Marien in ihren Denkmälern und in ihren Beziehungen zu dem kirchlichen Leben Danzigs überhaupt", mit seinen späteren Arbeiten vergleicht, von denen insbesondere die von der Fürstlich Iablonowski'schen Gesellschaft zu Leipzig 1858 preisgekrönte „Handelsgeschichte Danzigs unter der Herrschaft des Deutschen Ordens" geradezu epochemachend gewirkt und eine nachhaltige Anregung gegeben hat. Fast in noch höherem Maße gilt das von der Sammlung der „ßcriptni.e» rerum pi nßßicarurn", der den modernen wissenschaftlichen Ansprüchen in glänzender Weise genügenden Sammlung der Quellen für die Geschichte des Ordenslandes, die außerdem in den Beilagen und Erläuterungen eine Fülle bisher unbekannten archivalischen Materials zugänglich gemacht hat. Durch sie ist der Provinzialgeschichte ein neues Zeitalter eröffnet worden, welches mit dem Namen Hirsch's verknüpft bleiben wird, zumal von den beiden Fachgenossen, mit denen er sich zu gemein-

samer Bewältigung der Riesenaufgabe verbunden hatte, Mar Toeppen (1822—93), damals Direktor des Gymnasiums in dem ostpreußischen Städtchen Hohenstein, und Ernst Strehlke, der letztere durch einen frühzeitigen Tod hinweggerafft wurde und ein großer Teil der von ihm übernommenen Ausgaben nun von Hirsch besorgt werden mußte. In Gemeinschaft mit dem ähnlich unermüdlichen Toeppen ist es ihm gelungen, die Sammlung mit dem 1871 erschienenen fünften Bande zum Abschluß zu bringen. Aber damals war er schon seit Iahren dem Danziger Wirkungskreise entrückt: in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen und angesichts seiner damals nicht minder als Empfehlung dienenden kirchlichen und politischen Stellung sehr weit rechts, wurde er im Sommer 1865 als ordentlicher Professor der Geschichte an die Universität Greifswald berufen und zugleich zum Direktor der dortigen Universitätsbibliothek ernannt, — eine Stellung, die bisher der ausgezeichnete, aber seines Liberalismus wegen anrüchige Philologe Schoemann (1793—1879) innegehabt hatte. Trotz seiner für einen solchen Übergang vorgerückten Iahre nahm Hirsch den Ruf mit Freuden an, so sehr der Danziger Magistrat sich bemühte, ihn seiner Vaterstadt zu erhalten, indem er ihm Befreiung von der Lehrtätigkeit in Aussicht stellte und ihn in den Stand setzen wollte, als Leiter des städtischen Archivs ganz seinen Studien zu leben. Wie recht er damit getan, hat seine in jeder Hinsicht befriedigende Tätigkeit in Greifswald erwiesen. Im übrigen sahen ihn alle mit Bedauern scheiden. Sein Haus war einer der Mittelpunkte der heiteren und anspruchslosen Geselligkeit gewesen, die in patriarchalisch einfachen Formen die geistigen und künstlerischen Interessen pflegte, und namentlich den Martinfesten hatte es immer ein« Heim» stätte gewährt. Ganz im Stile eines solchen, mit Llebhabertheater, Prolog und Epilog und Festliedern war denn auch das solenne Abschiedsfest gehalten, welches unter Teilnahme vieler Kollegen auch von den anderen Anstalten der Familie Hirsch gegeben wurde.

VIII. Reiche Iahre.

Theodor Hirsch's Berufung in ein akademisches Lehramt bedeutete für mich einen ganz unerwarteten, außerhalb jeder Berechnung liegenden Glücksfall. Wenn dabei alle in Betracht kommenden Instanzen, nicht bloß Hirsch selbst, von dem man annehmen durfte, er wünsche sein Werk fähigen und pietätvollen Händen anvertraut zu sehen, und mit ihm der mir herzlich wohlwollende Direktor Engelhardt, sondern auch der Danziger Magistrat als Patron des Gymnasiums und ihm zustimmend das von Schrader geleitete Provinzialschulkollegium, dieser Vakanz gegenüber alsbald darin einig waren, zum Nachfolger des hochverdienten Mannes mich insofern zu bestellen, als mir der bisher von ihm erteilte Unterricht seinem ganzen Umfange nach übertragen werden sollte, so durfte ich darin im Hinblick auf die Bescheidenheit meiner bisherigen Stellung, die mich besonders zu bewähren kaum Gelegenheit geboten hatte, einen mich ehrenden und ermutigenden

Beweis der Zufriedenheit und des Vertrauens sehen, der weniger den bisherigen Leistungen gelten sollte als dem redlichen Bemühen, meine Amtspflichten zu erfüllen und darüber hinaus auch der Wissenschaft zu dienen und damit die Wahrung einer der besten Traditionen des Danziger Gymnasiums zu fördern. Einen wirksameren Antrieb, auf dem damit bisher verfolgten Wege fortzufahren, konnte es freilich nicht geben. Diese Erwägung schlug alsbald auch die Bedenken nieder, die angesichts der mir nun gestellten Aufgabe in mir selbst etwa hätten aufsteigen können, und mit dem fröhlichen Selbstvertrauen der ihrer Leistungsfähigkeit gewissen jugendlichen Kraft ging ich an die Arbeit, glücklich, mich nun ganz meinem Fach widmen und auf allen Gebieten desselben vollends heimisch machen zu können. Wieviel mir dazu noch fehlte, dessen wurde ich bald inne, als ich nun in den obersten Klassen einen Blick tun konnte in den Umfang und die Tiefe der von Hirsch geleisteten Arbeit und das weitumfassende und gründliche Wissen, das unter dem Einflusse einer anspornenden Tradition die besseren Schüler besaßen. Da galt es denn freilich arbeiten, lernen, studieren und sich über das ziemlich bescheidene Rüstzeug hinaus, mit dem sich der Unterricht auf den untersten Stufen hatte bestreiten lassen, ein so ausgedehntes und in sich gut verbundenes, allezeit präsentes Wissen anzueignen, wie notwendig war, um vor einer so wohlunterrichteten Prima mit Ehren zu bestehen, wie ich sie von meinem Vorgänger überkam, und vor ihr stets die Überlegenheit des Lehrers zu behaupten. Recht Geschichte studiert habe ich eigentlich doch erst damals, — und mit welcher Freude und welchem Genuß, und mit welcher sich unausgesetzt steigernden Aufnahmefähigkeit! So gelang es mir, den Lehrstoff im Laufe des ersten Iahres im wesentlichen zu bewältigen und mir sicher zu eigen zu machen: mit jeder Wiederholung des Pensums minderte sich die Arbeit, da es nur noch auf Ergänzung und Vertiefung ankam. Dafür kamen die didaktischen Gesichtspunkte, je länger je mehr, zur Geltung, und die wachsende Erfahrung bürgte allmählich dafür, daß im wesentlichen das Richtige getroffen wurde. So fühlte ich mich denn in der mir so unerwartet und ungewöhnlich früh zugefallenen einheitlichen und in sich geschlossenen Tätigkeit bald völlig heimisch und im höchsten Grade befriedigt, zumal der mir daneben anvertraute deutsche Unterricht in der Dbersekunda nicht nur anregende Abwechslung bot, sondern auch für Lehrer und Schüler eine Fülle fördernder Wechselbeziehungen zwischen beiden Fächern ermöglichte. Auch von der Mehrzahl meiner Schüler möchte ich behaupten, daß sie mit mir als Lehrer zufrieden waren. War es nach mancher Ansicht doch ein gewagtes Erperiment gewesen, den noch nicht Dreiundzwanzigjährigen vor eine Prima zu stellen, von deren Schülern einzelne ihm an Iahren bedenklich nahestanden, so durfte dasselbe doch schon nach kurzer Zeit als gelungen gelten. Gerade in den obersten Klassen habe ich niemals irgendwelche Schwierigkeit gehabt, und wo sich solche sonst anfangs etwa zeigten, wurden sie durch das packende Interesse des Unterrichtsgegenstands alsbald überwunden. Das ist ja der Vorzug gerade des geschichtlichen

Unterrichts, wo er von einem den Gegenstand wirklich beherrschenden und in ihm lebenden Lehrer in ansprechender Form erteilt wird, daß er auf jeder Stufe so wirken kann, daß die an den Lippen des Lehrers hängenden Schüler dauernd in dem Bann des sich immer neu belebenden Interesses bleiben und dadurch selbstverständlich zu konzentrierter Teilnahme gewonnen werden. An dem von Hirsch eingeführten und während langer Iahre erfolgreicher Tätigkeit bis ins Einzelne sorgsam ausgearbeiteten Lehrplan wurde natürlich nichts geändert: erst als ich den danach vorgeschriebenen Kursus in allen Klassen wiederholt durchgemacht hatte, habe ich auf Grund der dabei gemachten Erfahrungen hier und da zu reformieren angefangen. Nur die aus Hirsch's Eigenart stammende allzu starke Betonung gewisser mechanischer Leistungen ließ ich bald fallen und entzog dadurch weniger strebsamen und begabten Schülern ein bequemes und beliebtes Mittel, durch solche Äußerlichkeiten den Schein besonders reger Teilnahme am Unterricht zu erzeugen und den dadurch leicht eingenommenen Lehrer in dem Urteil irrezuleiten. Ferner schaffte ich die unter Hirsch eine große Rolle spielenden geschichtlichen Probearbeiten ab, bei denen es doch nur darauf angekommen war, mit möglichster Fingerfertigkeit die gestellten Fragen durch eine möglichst große Menge nach den Tabellen aufgeschriebener Iahreszahlen und Daten zu beantworten, wobei Täuschungen aller Art nur zu leicht Spielraum gewährt war. Überhaupt war ich nach Kräften bemüht, das rein gedächtnismäßige Lernen auszuschalten und die Schüler zu wirklichem Verständnis der Vergangenheit anzuleiten: je mehr dem Lehrer das gelingt, umso lebendiger und dabei dauernder wird die Teilnahm« der Schüler sein, um so mehr wird gleich beim Vortrag von dem ihnen gebotenen Neuen bei ihnen haften bleiben, und nm so weniger wird es eines eigentlichen Auswendiglernens bedürfen, sondern durch geschicktes Durchsprechen und Wiederholen des erledigten Pensums in verschiedenen Kombinationen das Ziel des Unterrichts mühelos erreicht werden.

Die unvergängliche Wahrheit des „önoeuso aiscere" aber erfuhr ich in jenen Monaten angestrengtester Lehr- und Lerntätigkeit, die mir der Eintritt in Theodor Hirsch's Wirkungskreis zur Pflicht machte, jeden Tag von neuem und sah mir dadurch eine Einheitlichkeit des wissenschaftlichen Strebens ermöglicht, wie sie einem jungen Lehrer nur selten beschieden sein dürfte. Kam doch alles, was ich mir für den in diesem Fall freilich außergewöhnlich großen Hausbedarf des Unterrichts zu eigen machte, dem Fortschreiten und der Vervollkommnung in meiner Wissenschaft zugute, wie umgekehrt die Ausbreitung und Vertiefung meines wissenschaftlichen Könnens mich zu freierer und erfolgreicherer Behandlung des Lehrstoffs befähigte: was ich mir dort zu eigen machte, erweiterte nicht bloß meinen Gesichtskreis, sondern half mir auch zu besserem Verständnis und richtigerer Beurteilung der Menschen und Ereignisse, mit denen ich mich als Forscher beschäftigte. Daß ich dabei vor der Gefahr bewahrt blieb, mich, wie es unter ähnlich günstigen, fast allzu verlockenden Umständen so leicht geschieht,

ausschließlich mit dem einen Gebiet zu beschäftigen und das jenseits seiner Grenzen liegende aus dem Auge zu verlieren, dafür sorgte das vielseitig bewegte und nach den verschiedensten Seiten hin den Blick erweiternde allgemeine geistige Leben, das in dem mich zunächst umgebenden Kreise herrschte und mir die bildende Teilnahme an mir zunächst fernliegenden Bestrebungen erschloß. Von unschätzbarem Werte wurde für mich gerade in dieser Hinsicht das Haus meines Kollegen Friedrich Strehlke: aus dem vertraulichen Verkehr, zu dem es sich mir sehr bald in der liebenswürdigsten Weise öffnete, entwickelte sich schnell eine auf Gleichheit des Denkens und Verwandtschaft des Strebens beruhende herzliche Freundschaft, welche, durch allen Wandel der Zeiten bewährt, für mich ein kostbarer Lebensgewinn werden sollte. Friedrich Strehlke (1825—96) war ein Danziger Kind, ein Sohn des damals noch im Amte befindlichen, in den Kreisen der Mathematiker und Physiker wohlangesehenen Direktors der Realschule zu St. Peter. Doch ließ sein ausgesprochen kritisch gerichteter und dabei stark ironisch veranlagter Geist den selbstgefälligen Lokalpatriotismus in ihm nicht aufkommen, der sonst gerade in den Altdanziger Kreisen nicht selten war und sie gegen Ungewohntes und Neues leicht ein gewisses Mißtrauen empfinden ließ. In Berlin durch philologische und germanistische Studien gebildet, aber auch in der französischen Literatur heimisch, wirkte Strehlke seit Iahren als angesehener und einflußreicher Lehrer in dem städtischen Gymnasium und war daneben auch literarisch mannigfach tätig, ohne zunächst ein bestimmtes Gebiet besonders erfolgreich anzubauen, mochten auch seine Forschungen über die deutsche Dichtung des siebzehnten Jahrhunderts und besonders über Martin Opitz, dessen „Oivetum" er unlängst in einer wohlgelungenen Übersetzung dem modernen Geschmack nahezubringen freilich vergeblich versucht hatte, in fachgenössischen Kreisen günstige Aufnahme gefunden haben. Eben um die Zeit, da ich seine Bekanntschaft machte, hatte Strehlke sich Goethestudien zugewandt, zunächst weder literarhistorischen noch ästhetischen, sondern tertkritischen. Sie hatten ihn erkennen lassen, wie übel es vielfach um den Tert selbst der populärsten Werke Goethes bestellt war, und wie da eine Menge von Fehlern, zum Teil der erstaunlichsten Art, kritiklos von einer Ausgabe in die andere übernommen worden war und noch weiter übernommen wurde. Er gab durch die Veröffentlichung dieser Studien, die seiner dem Einzelnen nachgehenden kritischen Anlage besonders zusagten, als einer der Ersten den Anstoß zu der so dringend nötigen Revision des überlieferten Goethetertes, die, in der Folge systematisch und nach den Regeln der philologischen Tertkritik getrieben, zu den wertvollsten Ergebnissen geführt hat. Unsern Goethe nun ebenfalls einmal nach diesen neuen Gesichtspunkten durchzugehen, wurden dadurch wir alle veranlaßt, die Strehlke näherstanden. Es braucht nicht gesagt zu werden, welche Fülle der Anregung sich daraus ergab und wie manchen Abend wir bis in späte Nachtstunden hinein durch die sich daraus ergebenden lebhaften Erörterungen beschäftigt wurden. Diese gestalteten sich umso reizvoller, als ein hervorragender

und gelegentlich maßgebender Anteil daran der dabei gewissermaßen präsidierenden
Frau Marie Strehlke zufiel, der Tochter des liebenswürdigen und bis in sein
hohes Alter jugendlich lebhaften und fast feurigen Iustizrat Martens, des Stifters
und Leiters der „Literarischen Gesellschaft", einer Frau von ungewöhnlicher all-
gemeiner Bildung und vielseitigem Interesse, größter geistiger Beweglichkeit und
treffendem Urteil, dabei trotz ihrer zarten Gesundheit, die kaum hoffen ließ, daß
ihr ein so hohes und dabei so leistungs- und genußfähiges Greisenalter beschieden
sein würde, wie sich die mehr als Achtzigjährige dessen allverehrt noch heute er-
freut, von nie versagender Iugendfrische und sich rasch orientierender Teilnahms-
fähigkeit, auch für ihr bisher fernliegende Gebiete, eine von jenen seltenen Frauen,
denen auch im Kreise gelehrter Männer gern das Wort gegeben und deren
Meinung aufmerksam gehört und gründlich erwogen wird. Der zwanglos ver-
trauliche Verkehr, dessen das den Persönlichkeiten nach so verschiedene und dabei
sich so vortrefflich ergänzende Ehepaar mich bald würdigte, gab meinem außer-
amtlichen Leben in Danzig einen besonderen Reiz und wurde mir auch für meine
wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen höchst förderlich. An ihnen
nahm insbesondere Frau Strehlke freundlichen Anteil und verschmähte es nicht,
sich gelegentlich von mir selbst in deren Einzelheiten einführen zu lassen. Wie
hoch für den in der Entwicklung begriffenen jungen Schriftsteller eine derartig«
Teilnahme einer gebildeten und geschmackvollen Frau anzuschlagen ist, weiß jeder:
vielleicht mehr als andere habe ich es damals erfahren, wo ich neben der Fort-
führung meiner stanfischen Studien literarisch außerordentlich produktiv war,
da meines Vaters zunehmende Kränklichkeit und Karl Frenzels freundliches Ver-
trauen meine Mitarbeiterschaft an dem „Deutschen Museum" sehr umfangreich
werden ließen. Ich empfand es daher zunächst als einen sehr schmerzlichen
Schlag, als das Haus Strehlke bereits Ostern 1865 von Danzig nach Marien-
burg verpflanzt wurde, dessen Gymnasium Strehlke zum Direktor erhielt. Aber
von Danzig nach Marienburg brachte einen eine kurze Eisenbahnfahrt: wie oft
bin ich, nicht selten in Gesellschaft des ganzen kleinen Kreises intimer Freunde
des Strehlke'schen Hauses, nach Marienburg hinübergefahren, um in dem behag-
lichen Heim des verehrten Paares, hoch oben auf dem abschüssigen Ufer der
Nogat, mit dem Blicke auf die fruchtbare Niederung und das sich weiter den
Fluß abwärts erhebende hochragende Ordensschloß, den gewohnten fröhlichen
Verkehr wieder aufleben zu lassen, in förderndem Austausch über die uns be-
schäftigenden Arbeiten und Pläne. Es war nur der gebührende Ausdruck des
mich erfüllenden Dankgefühls für die mir dort gewährte beglückende und vielfach
fördernde Freundschaft, wenn ich im Herbst 1865 meinen Heinrich den Löwen dem
Ehepaar Strehlke widmete. Einige Iahre später hat dann durch meine Be-
rufung nach Berlin und dann nach Königsberg und Strehlke's Übersiedelung
nach Thorn, wo er an die Spitze einer Realschule und Gymnasium vereinigen-
den, großen Anstalt trat, dieser Verkehr freilich eine wesentliche Einschränkung

erfahren, ohne daß darum die Gemeinschaft der Interessen aufgehoben gewesen wäre. Wie sehr diese fortbestand, zeigte sich in herzerfreuender Weise, als einige Iahre später Strehlke aus dem Amte schied und sich in Berlin niederließ, wohin mein Weg mich und oft auch die Meinen alljährlich wiederholt führte: als ob die dazwischen liegende lange und an uns allen doch nicht spurlos vorübergegangene Zeit mit einem Male ausgestrichen gewesen wäre, lebte bei diesen Besuchen in fröhlichem Zusammensein die alte Gemeinschaft mit dem leichtesten gegenseitigen Verständnis alsbald wieder auf und wirkte herzerfreuend und erhebend. Und das blieb so auch nach Strehlke's Tode zwischen seiner Witwe und mir, umsomehr als wir die alte Freundschaft in der ähnlich herzlichen Verbindung der inzwischen neben uns herangeblühten jüngeren Generation erneut sahen.

Vollauf befriedigt in meinem amtlichen Wirkungskreise, in einträchtigem Zusammenarbeiten mit den Kollegen und beglückt durch die Zuneigung dankbarer Schüler, dabei unausgesetzt wissenschaftlich vorwärts strebend, literarisch viel-seitig produktiv und gehoben durch die mir auch auf diesem Gebiet aus immer weiteren Kreisen zuteil werdende freundliche Anerkennung, verbrachte ich glück» liche Iahre voll reichen Gewinns. Die enge Verbindung mit den Männern, die in dem öffentlichen Leben der Stadt sich die Pflege der Volksbildung besonders angelegen sein ließen, gab erwünschten Anlaß zur Erweiterung meiner Tätigkeit auch nach dieser Seite: meine in verschiedenen Vereinen gehaltenen populären Vorträge fanden Beifall und machten mir selbst viel Freude. Mit besonderer Vorliebe habe ich seitdem diese Tätigkeit gepflegt: gibt es doch für den Mann der Wissenschaft kaum eine bessere Gelegenheit, sich des allgemein bildenden Wertes des von ihm Erarbeiteten bewußt zu werden, als wenn er daraus in lebendiger Rede denen spenden kann, die sich den Zugang zu solcher geistigen Anregung und Erholung nicht selbst bahnen können. Eine derartige Vermittler« rolle zwischen Wissenschaft und Volksbildung, zwischen Forschung und allgemeiner Geisteskultur habe ich allezeit für besonders wichtig und daher auch für besonders verdienstlich gehalten. Nur soll sie nicht den Vermittlern minderer Ordnung über-lassen werden, welche das, was sie sich eben erst von der Arbeit anderer zu eigen gemacht haben, mehr oder weniger geschickt in gemeinverständliche Form bringen und alsbald weitergeben, womöglich es an verschiedenen Stellen gleichlautend wiederholend. Vielmehr sollen die Männer der Forschung selbst diese ver-mittelnde Tätigkeit übernehmen und es nicht unter ihrer Würde halten, zu der Masse der Bildungsbedürftigen herabzusteigen, um ihnen, meist einem besonders dankbaren Publikum, die Ergebnisse ihrer Forschung, soweit sie dazu geeignet sind, mitzuteilen und diese so zu einem weithin Nutzen stiftenden Gemeingut zu machen. Mit Genugtuung darf heute konstatiert werden, daß in dieser Hinsicht gegen früher eine Änderung eingetreten ist und die Schranken, die ehemals Ge-lehrsamkeit und Volksbildung trennten, durch die Vertreter der ersteren nach Möglichkeit niedergelegt worden sind. Mir hat es immer Freude gemacht, die

Ergebnisse der stillen Arbeit im Studierzimmer empfänglichen Hörern in gemeinverständlicher Form darzulegen: viel mehr, als wenn er in der Sprache des Fachmannes zu Fachgenossen spricht, wird der Gelehrte sich dabei des Anteils bewußt, der ihm an dem geistigen Gesamtleben seiner Nation zukommt, und des fördernden Einflusses, den er darauf auszuüben berufen und befähigt ist. Zwei nur skizzenhaft gehaltene Vorträge, die ich in dem Handwerkerverein über die Geschichte Danzigs gehalten hatte, ließen von verschiedenen Seiten den Wunsch laut werden, ich möchte den allgemein interessierenden Gegenstand auch dem gesellschaftlich höherstehenden Publikum zugänglich machen. Die Sache ging über Erwarten gut: von dem, was in der alten Hansastadt etwas bedeutete, fehlte in den von mir gehaltenen drei Vorträgen kaum jemand, und der Beifall war allgemein. In gleicher Weise habe ich dann in ein paar folgenden Winter» erst die Geschichte des Ordenslandes Preußen und weiterhin unter dem Eindruck der Ereignisse von 1866 die Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen vor einem größeren Publikum behandelt.

Im Laufe der Zeit hatten sich nun aber auch in dem amtlichen Kreise, in dem meine Tätigkeit, so mannigfach sie geartet sein mochte, ihre festen und tiefen Wurzeln hatte, mancherlei Änderungen vollzogen, zunächst freilich solche, welche die für mich gegebenen Bedingungen des Arbeitens und Strebens noch günstiger gestalteten. Ostern 1869 trat Direktor Engelhardt in den Ruhestand und erhielt in Franz Kern (1830—94), der als Lehrer nacheinander in Stettin, Pölitz und Pforta und dann als Direktor in Oldenburg gewirkt hatte, einen Nachfolger, der Kollegen und Schüler gleich schnell gewann. Kern war nicht nur ein tüchtiger Philologe und ein auch literarisch bewährter Forscher auf dem Gebiete der griechischen Philosophie, wo er sich namentlich mit den Eleaten erfolgreich beschäftigt hatte, sondern vor allem auch ein ausgezeichneter Pädagoge — fast möchte ich sagen: ein Pädagoge von Gottes Gnaden. Mit fester und doch leichter Hand beseitigte er in kurzer Zeit die mancherlei kleinen und großen Mißbräuche, die unter dem allmählich immer schwächer werdenden Regiment seines Vorgängers eingerissen waren, und stellte schnell, wie etwas Selbstverständliches, eine äußere und innere Ordnung her, in der sich die ältesten und daher besonders am Alten hängenden Kollegen wohl fühlten und freudiger und befriedigter wirkten als bisher. Für mich war er ein alter Bekannter aus der Stettiner Gymnasialzelt: der hochragende, breitschulterige, körperlich gewandte und unbefangen fröhliche junge Lehrer war damals ein beliebter Genosse bei den Turnspielen der Primaner in Neutorney gewesen. Ietzt trugen die gemeinsamen Beziehungen zu der Vaterstadt dazu bei, uns schnell näher zusammenzuführen, daß sich zwischen uns ein reger Verkehr entwickelte. Auch den seinen eigenen Studien fernliegenden wissenschaftlichen Bestrebungen brachte Kern lebhaftes und verständnisvolles Interesse entgegen und zeigte sich dabei als einen scharfen Denker und Meister in der Diskussion. Wie manchesmal sind wir noch spät abends, bis

tief in die Nacht hinein, auf der Promenade vor dem Hohen Tor auf- und abgewandert, weil wir den uns beschäftigenden Gegenstand noch nicht erschöpft hatten! Dabei lebte in Kern ein tief empfindendes, weiches Gemüt, das auch in seiner etwas mystisch angehauchten, kirchlich-frommen Richtung zum Ausdruck kam, ohne daß er diese einem andern aufzureden versucht hätte. Hier war der Einfluß unverkennbar, den der von ihm hochverehrte Ludwig Giesebrecht, sein Stettiner Lehrer, dessen pietätvoller Biograph er auch wurde, auf ihn ausgeübt hatte. Leider war die Zeit von Kerns reich gesegneter Tätigkeit in Danzig nur kurz gemessen: bereits im Herbst 1872 folgte er einem Ruf nach Stettin als Leiter des neuen städtischen Gymnasiums. Unsere freundschaftliche Verbindung hatte aber damit natürlich nicht ihr Ende erreicht, sondern ist auch in der Folge sorgsam gepflegt worden und hat uns manche ergiebige Stunde beglückenden Austausches gewährt, die erst meine Besuche in Stettin und dann meine häufige Anwesenheit in Berlin herbeiführten, wohin Kern 1881 als Nachfolger Adalbert Zahns, des berühmten Sprach- und Sagenforschers (1812—81), an die Spitze des altberühmten Köllnischen Gymnasiums berufen war, um sich in dem ihm damit eröffneten größeren Wirkungskreis inmitten des mächtig bewegten geistigen Lebens der Reichshauptstadt ebenso glänzend zu bewähren und allgemeine Liebe und Verehrung zu erwerben wie in seinen früheren Ämtern.

In Danzig war ihm Eduard Lauer gefolgt, bisher Direktor in Hamm, der Sohn eines seinerzeit vielgenannten Berliner Pädagogen, dessen Zögling in jungen Iahren Otto von Bismarck gewesen war, ein geistvoller und feinangelegter Mann, aber auch zurückhaltend und weder gewohnt noch geneigt, sich unbefangen zu geben, und daher nicht von der unmittelbaren und selbstverständlichen Einwirkung auf Lehrer und Schüler wie sein Vorgänger. Doch war Cauer ein verdienter Historiker, der namentlich die Geschichte Friedrichs des Großen gefördert und auch einige Iahre in Breslau doziert hatte. Es kann ihm daher nicht gerade erfreulich gewesen sein, mich in dem Besitz seines Spezialfaches zu finden und daran nach Lage der Dinge und angesichts der lokalen Tradition nichts ändern zu können. Ich muß ihm aber dankbar bezeugen, daß er das begreifliche Mißbehagen darüber mich niemals hat empfinden lassen, mag er auch meinen sich damals in der Stille vorbereitenden Weggang von Danzig aus den angegebenen Gründen nicht ungern gesehen haben. Ich selbst mußte nämlich zu der Überzeugung kommen, daß ich, was ich in der so angenehmen und sicher begründeten Stellung überhaupt erreichen konnte, bereits erreicht hatte und nur noch eine allmähliche finanzielle Aufbesserung derselben zu erwarten hatte. Das allein aber hätte mir doch nicht genügt, auch dem nicht entsprochen, was wohlmeinende Gönner und gleichstrebende Freunde von mir hofften, vor allem aber auch dem nicht, was die mir zur Seite stehende verständnisvolle und hochstrebende Lebensgefährtin von mir erwarten durfte.

Weihnachten 1867 hatte ich den eigenen Hausstand begründet. Die Ge«

schichte der Liebe und Werbung zu erzählen, die zu diesem beglückenden Abschluß führte, ist hier nicht der Ort. Es mag genügen, zu berichten, wie ich in dem intimen Strehlke'schen Freundeskreise die jüngste Tochter des bereits 1849 ver» storbenen Direktors der städtischen höheren Töchterschule und Regierungsschul- rats Dr. Friedrich Hoepfner kennen lernte, eines seinerzeit hochangesehenen und verdienten Mannes, dessen zahlreichen, ungewöhnlich begabten, ja zum Teil geistig hervorragenden Töchter in einer Weise, die damals noch zu den Seltenheiten ge- hörte und die tapfere Überwindung altmodischer Vorurteile voraussetzte, sich aus eigener Kraft den Lebensweg gebahnt hatten und als Erzieherinnen, Lehrerinnen und Schulvorsteherinnen zum Teil zu angesehenen Stellungen gelangt waren. In Königsberg lebt der Name der einen, die dort eine zu hoher Blüte gediehene höhere Töchterschule gegründet und lange Iahre hindurch in musterhafter Weise geleitet hat, als der der hochherzigen Begründerin einer reich dotierten Stiftung zur Versorgung armer Kinder in dankbarem Andenken fort; zwei andere, die an der einst von dem Vater geleiteten Anstalt wirkten, Damen von ungewöhnlicher Bildung und geistiger Beweglichkeit, waren beliebte Zierden der Danziger Ge- selligkeit. Die vierte, Therese Hoepfner, die lange als Erzieherin in vornehmen englischen Häusern gewirkt hatte, war als unübertroffene Kennerin der eng- lischen Sprache und Literatur und auch als Meisterin im Französischen anerkannt und entfaltete auf diesem Gebiet eine von zahlreichen dankbaren Schülerinnen freudig anerkannte Tätigkeit; später lebte sie in Rom, wo sie bei ihrem phänomena- len Sprachtalent sich nicht bloß eine vollkommene Herrschaft über das Italienische zu eigen machte, sondern auch mit wachsender Anerkennung schriftstellerisch tätig war, indem sie ansprechende, durch gründliche Kenntnis von Land und Leuten ausgezeichnete Schilderungen einzelner Städte und Landschaften auf historischem Hintergrunde veröffentlichte und des ihr in Rom bekannt gewordenen Ameri- kaners Crawford Romane durch wohlgelungene Übersetzungen in Deutschland einzubürgern versuchte. Die jüngste endlich, meine Erwählte, hatte sich der Musik gewidmet und unter Hans von Bülow zur Klavierspielerin ausgebildet, ohne mit ihrer Kunst in die Öffentlichkeit zu treten: als Lehrerin entfaltete sie in ihrer Vaterstadt eine bedeutende und allgemein anerkannte Tätigkeit, auf die sie auch als meine Gattin zunächst nicht verzichten mochte. Wer ein Fach, gleichviel welches, mit wirklich erschöpfender Gründlichkeit studiert und seinen Geist dem- gemäß geschult hat, weiß sich auch in anderen, ihm bisher fremden, zurechtzufinden, denn er hat lernen gelernt. So wurde es der bisher ganz ihrer Kunst Lebenden leicht, den Bestrebungen näherzutreten, denen ich vornehmlich lebte, und sie ist mir während der langen Iahre glücklichsten Zusammenlebens auch auf diesem Gebiete die bewährte Beraterin und vertraute Helferin geblieben, die mir in einem beglückenden Heim die erste und unerläßlichste Voraussetzung für erfolgreiche Arbeit geschaffen und damit zu freudigem Fortschreiten auf der verfolgten Bahn entscheidend beigetragen hat. Sich von der Heimat zu trennen und alle die

sie dort fesselnden beglückenden Verbindungen zu lösen, die ja nun auch mir zugute kamen, war freilich keine geringe Zumutung, zumal es doch fraglich blieb, ob ich das Ziel, um dessentwillen ich die in jeder Hinsicht so behagliche Stellung in Danzig aufgeben wollte, schließlich auch wirklich erreichen würde. Aber gerade bei dieser großen Entscheidung stand mir die tapfere Frau, die Mutter meines fröhlich gedeihenden Pärchens, selbstlos und zuversichtlich zur Seite: gerade sie ermutigte mich ganz besonders, das Wagnis zu unternehmen, ohne das der Übergang zu der ersehnten akademischen Tätigkeit nun einmal nicht zu erreichen war. Aber daß er mir am Ende doch gelingen würde, durfte ich hoffen, angesichts der wachsenden Anerkennung, deren sich meine literarische Tätigkeit in weiten Kreisen erfreute.

In den Tagen, da in Versailles das neue deutsche Kaisertum proklamiert wurde, erschien der erste Band meines „Kaiser Friedrich I.". Auf die Empfehlung meiner akademischen Lehrer hatte das preußische Kultusministerium, an dessen Spitze damals Herr von Mühler stand, mir durch Gewährung einer Beihilfe eine Studienreise nach Oberitalien ermöglicht, die ich in den durch einen Urlaub verlängerten Ferien des Sommers 1870 ausgeführt hatte. Aus der berühmten Bibliothek des Domkapitels zu Verona, der Markusbibliothek zu Venedig, deren Direktor Valentinelli sich meiner besonders freundlich annahm, den Bibliotheken zu Bologna und Florenz, sowie aus den Archiven zu Piaeenza, Mailand und Cremona, welches letztere eben damals durch den wunderlichen und gutherzigen Ippolito Cereda, die Verkörperung des notleidenden italienischen Beamtenproletariats, als eine der ergiebigsten Fundgruben für die lombardische Geschichte des zwölften Iahrhunderts weithin bekannt geworden war, hatte ich manches wertvolle Dokument mit heimgebracht, das für den Fortgang meiner Arbeit von entscheidender Bedeutung werden sollte. Fast wichtiger noch war freilich der Gewinn, den ich aus der lebendigen Anschauung des Landes zog, in dem die mich seit Iahren beschäftigenden Ereignisse sich abgespielt hatten. Auch Vicenza, Padua und Pavia lernte ich kennen und machte einen höchst interessanten und lehrreichen Ausflug an die adriatische Küste nach Rimini, Aneona und dem wunderbaren Ravenna, und weiter hinauf nach Loretto. Aus diesem damals noch in ganz anderem Maße als heutigentags weltentlegenen Teil Italiens in Florenz eintreffend, sah ich mich zu meinem Erstaunen mitten hineinversetzt in den Lärm des ausbrechenden deutsch-französischen Krieges und konnte in der Arnostadt einigen von ihren Studien in Rom zu den Waffen eilenden Fachgenossen noch einmal die Hand reichen. Da ich selbst nicht militärpflichtig war und Weib und Kind in dem abseits der Kriegsstürme gelegenen Westpreußen wohl geborgen wußte, konnte ich meine Arbeiten, wenn auch etwas abgekürzt, zu Ende führen, in Oberitalien freilich mannigfach gehemmt durch die großen Verkehrsstockungen, welche der in vollem Gange befindliche Transport der italienischen Armee nach der französischen Grenze veranlaßte. Die Kunde von den ersten

deutschen Siegen, die bald eintraf, benahm den Italienern freilich rasch die Lust, sich an die Seite des zweiten Kaiserreichs zu stellen. Ein flüchtiger Besuch der oberitalienischen Seen, von wo bereits alle Fremden geflohen waren, beschloß die Reise. In langsamer, vielfach behinderter Fahrt, da die süd- und westwärts strömenden Truppenmassen immer neuen Aufenthalt veranlaßten, erreichte ich glücklich die Heimat, wo ich alsbald an die Einarbeitung und weitere Verwertung der mitgebrachten reichen Ausbeute ging und zu Beginn des neuen Iahres die Freude hatte, den ersten Band meines Werkes veröffentlicht zu sehen. Dasselbe buchhändlerisch unterzubringen hatte seine Schwierigkeiten gehabt, zumal ich für die Fertigstellung des Ganzen keine bestimmte Verpflichtung eingehen konnte. Um so dankbarer war ich dem unternehmungslustigen Verleger der „Danziger Zeitung", Herrn A. W. Kafemann, daß er das Werk unter seinen Schut z nahm und sein Erscheinen ermöglicht«. Als erster Versuch, der seit Friedrich von Raumer gemacht wurde, die Geschichte des ersten großen Staufers, dessen Namen noch immer ein gewisser Glanz umstrahlte, auf Grund des im Laufe der Zeit so gewaltig angewachsenen Quellenmaterials in einheitlicher Zusammenfassung und eng verknüpft mit der allgemeinen Geschichte erschöpfend darzustellen, fand die Arbeit, über deren Schwächen ich selbst mich am wenigsten täuschte, zumal diese aus ihrer Entstehung fern von einer großen, alle wünschenswerten Hilfsmittel jeden Augenblick zur Verfügung stellenden Bibliothek sich sehr natürlich erklärten, freundliche Aufnahme und ermunternden Beifall, von dem getragen ich alsbald an die Fortsetzung ging, um den zweiten Band möglichst bald folgen lassen zu können: er erschien denn auch bereits Ende 1871. Daneben entstand in jener Zeit eine ganz aus archivalischen Quellen geschöpfte „Geschichte des Kreises Neustadt in Westpreußen": das Material dazu bot mir im wesentlichen das Danziger Stadtarchiv und für die neuere Zeit die mir zur Verfügung gestellten Akten der dortigen Königlichen Regierung, der damals der künstlerisch, namentlich musikalisch, reich begabte Herr von Diest vorstand, der liebenswürdige Verfasser der „Erinnerungen eines Glücklichen". Das Buch erschien im Herbst 1872 ebenfalls bei A. W. Kafemann als Festgabe zur Sälkularfeier der Vereinigung Westpreußens mit dem preußischen Staat infolge der ersten Teilung Polens und nahm sehr entschieden Stellung in den damals eben von neuem entbrannten nationalen und konfessionellen Kämpfen. Der Kreis der Interessenten daran war begreiflicherweise ein beschränkter, wie ich denn auch die Arbeit im besonderen Auftrag der Stände des Kreises Neustadt übernommen hatte als einen Teil der damals erscheinenden Sammlung von Kreisgeschichten des preußischen Staates. Weithin aber hatte ich mir während der letzten Iahre Freunde erworben durch zahlreiche literar- und kulturhistorische Essays, die in dem „Deutschen Museum", in F. von Raumers „Historischem Taschenbuch", in F. A. Brockhaus' „Unsere Zeit" und in den von dem Bibliographischen Institut in Hildburghausen herausgegebenen „Ergänzungsheften", in der von Rudolf Reicke und Ernst Wichert

begründeten „Alrpreußischen Monatsschrift" und an anderen Orten erschienen, wie z. B. über die Marquise Dudeffond, die Freundin Horace Walpoles, auf Grund ihres damals erschienenen Briefwechsels, über Lord Byron als politischen Dichter im Anschluß an die damals herausgekommene meisterhafte Übersetzung des großen Engländers von Gildemeister, über den italienischen Satiriker Giuseppe Giusti, den später ein Meister wie Paul Heyse den Deutschen in hervorragender Übertragung zugänglich gemacht hat, über Ferdinand Gregorovius, den Geschichtsschreiber der Stadt Rom im Mittelalter, eine Skizze, die mir den freundlichen Dank desselben eintrug und später angenehme persönliche Beziehungen in der ewigen Stadt herbeiführte, und eine historische Studie über Ravenna, dessen wunderbares Bild mir auf der italienischen Reise einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hatte. Ich durfte es als einen überraschenden und zu größeren Hoff« nungen berechtigenden Erfolg ansehen, daß, als es sich 1872 darum handelte, dem an die neugegründete Universität Straßburg berufenen Geschichtsschreiber des modernen Spanien, Hermann Baumgarten, in der bisher von ihm innegehabten Professur der Geschichte und Literaturgeschichte am Polytechnikum in Karlsruhe einen Nachfolger zu geben, auch mein Name auf der Kandidatenliste stand. Die Entscheidung fiel freilich schließlich nicht zu meinen Gunsten aus, aber sie half mir doch vorwärts und ließ mich einen wesentlichen Schritt in der Richtung auf das mir vorschwebende Ziel tun. Denn durch die einigermaßen Überrascheute Berufung des Oberlehrers an der Friedrichswerder'schen Gewerbeschule in Berlin, David Müller, eines politisch und kirchlich ganz rechts stehenden Mannes ohne wissensehaftliche Bewährung — denn eine geschickt gemachte und als Lehrbuch weitverbreitete „Deutsche Geschichte" konnte als solche nicht zählen —, der sich der besonderen Gunst des damals noch allmächtigen Leiters des preußischen höheren Schulwesens erfreute, des um dieses auch tatsächlich hochverdienten Geheimrats Ludwig Wiese, ließ in Berlin eine Vakanz entstehen, in die berufen zu werden ich mich alsbald bemühte. Handelte es sich doch um eine der wenigen Stellungen, die mir eine ähnlich einheitliche und um mein Hauptfach konzentrierte Tätigkeit in Aussicht stellten, wie ich sie dank einer ungewöhnlich glücklichen Fügung in Danzig seit Iahren hatte üben können, daneben aber die Möglichkeit bot, mich an der Berliner Universität zu habilitieren und mein Glück als akademischer Lehrer zu versuchen. Die Aussichten gestalteten sich denn auch, nament» lich dank dem Entgegenkommen des Direktors der Anstalt, Dr. Gallenkamp, eines hochverdienten Schulmannes und ausgezeichneten Mathematikers, und des in dem städtischen Kuratorium der Anstalt besonders einflußreichen Dr. Techow, der, ehemals Direktor des Gymnasiums zu Allenstein in Ostpreußen, als liberaler Abgeordneter aus dem Amt gedrängt, seit einiger Zeit in Berlin lebte und als Stadtrat eine hochverdienstliche Tätigkeit entfaltete, von Anfang an günstig. Niemand freute sich dessen mehr als mein Vater: den erfreulichen Abschluß aber sollte er nicht mehr erleben. Auf der Durchreise nach Berlin, wo ich mich vor-

stellen und, wie üblich, ein paar Probelektionen halten sollte, sah ich ihn in Stettin flüchtig zum letzten Male. Noch ehe die Entscheidung in Berlin erfolgt war, machte in der Morgenfrühe des 21. Iuni 1872 ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende. Während ich, ihm die letzte Ehre zu erweisen, in Stettin verweilte, erhielt ich die Nachricht, daß ich in Berlin gewählt sei.

Nün hieß es, mich und die Meinen aus dem mir so völlig zu beglückender Heimat gewordenen lieben, alten Danzig lösen. Wohl hatte die schöne Stadt während der neun Iahre, die ich dort geweilt, sich nicht bloß äußerlich gründlich gewandelt, sondern auch innerlich eine Art von Verjüngungsprvzeß durchgemacht, dessen Zeuge zu sein dem Aufenthalt daselbst einen besonderen Reiz verliehen hatte. An herzerfreuenden Beweisen der Teilnahme und Anerkennung fehlte es mir nicht in den bewegten Tagen des Abschieds: sie taten umso wohler, als darin zugleich der Wunsch und die Zuversicht zum Ausdruck kamen, daß ich meinen Weg machen und das Ziel, dem nachzustreben ich von Danzig schied, erreichen würde. Von der Aufrichtigkeit und Dauerhaftigkeit solcher Gesinnung habe ich mich nachmals noch oft freudig überzeugen können bei den häufigen Besuchen, die ich in späteren Iahren von Königsberg aus in Danzig zu machen Gelegenheit hatte.

In den ersten Oktobertagen des Iahres 1872 erfolgte die Übersiedelung nach Berlin. Ich betrat die Reichshauptstadt mit dem Bewußtsein, daß es unter den dort meiner wartenden Verhältnissen der Einsetzung meines ganzen Könnens und der Anspannung aller Kräfte bedürfen werde, um nicht bloß mit Ehren zu bestehen, sondern mein Ziel auch wirklich zu erreichen. Aber ich wußte auch, daß mir dort ebenfalls verständnisvoll teilnehmende Freunde und wohlwollende Gönner nicht fehlen würden. In dem einen wie in dem andern sollte ich mich nicht getäuscht haben.

Dr. iQ6ä. Schmidt-Gründler,
Oberlehrer a. D. in Halle a. d. S:

Wie behandeln wir unsre Kriegsprimaner gereckt und richtig?

Ein neuer Vorschlag.

Leider droht, nach deutscher Art, wieder einmal ein grimmer Streit zu ent brennen, zwar nicht über eine Doktorfrage, wohl aber über die Kriegsprimaner- frage, die bei vernünftigem Erwägen doch durchaus reinen Zank und Unfrieden zu erregen brauchte! Hat man doch sogar schon die Mainlinie höchst unnötiger» weise in diesen Streit mit hineingezerrt: „Erlaß der Reifeprüfung für die Kriegsprimaner", so klingt es angeblich aus dem gemütlichen Süddeutschland. ,.?iat justitill, perkat muuäus"*), so schallt es ebenso angeblich aus dem rauhen Norden zurück, der danach auf dem Schein, d. h. auf dem Reifeschein, bestände. Angeblich, sage ich. In Wirklichkeit steht sich nämlich, um das gleick vorwegzunehmen, Nord und Süd in dieser Sache gar nicht gegenüber. Denn die Großherzogtümer Baden und Hessen die doch auch wohl zu Süddeutschland gehören, stehen hierin auf dem nördlichen Standpunkt. Daher zunächst und vor allem: weg mit der falschen Berufung auf die Mainlinie, die in dieser Hinsicht, wenn es möglich wäre, noch weniger Daseinsberechtigung hat, als in jeder anderen!

Nachdem so dieser Frage jeder politische Beigeschmack genommen ist, wird es sich weiter darum handeln, sie auch sonst völlig sachlich, d. h. vor allem also nicht nur gefühlsmäßig zu erwägen. Die Gefahr, das Gefühl zu stark mitsprechen zu lassen, ist, wie ich kaum zu sagen brauche, hierbei besonders groß. Denn wessen Gefühle gerieten nicht in starke Schwingungen, wenn er des Opfer« sinns und Todesmntes unserer Helden da draußen gedenkt! Und zu diesen Helden gehören doch auch die, von denen hier die Rede ist — unsere Kriegsprimaner! Aber demgegenüber gilt es sich daran zu erinnern: nicht nur der Haß ist ein schlechter Berater, sondern ebensosehr die Liebe und die Bewunderung. Das einzige Gefühl, das uns bei der Erörterung dieser Frage leiten darf, ist das Wohlwollen. Aber auch dieses muß vom kühlen Verstande gelenkt sein, soll es uns nicht in die Irre führen. Prüft man die Frage nach diesen Grundsätzen, so ergeben sich folgende Gesichtspunkte:

1. Ein juristisches Recht auf Anrechnung der Kriegsjahre in irgend» einer Form, sei es anch nur in der eines Erlasses der Reifeprüfung, haben die

'> Gerechtigkeit, mag auch die Welt darüber zu Grunde geht»!

Kriegsprimaner nicht. Das ist selbstverständlich. Sonst müßte man allen Kriegsteilnehmern für ihre ungeheuren Opfer an Zeit und Geld Entschädigungsansprüche zugestehen, was weder rechtlich begründet noch sachlich durchführbar wäre. —

2. Trotzdem ist es offenbar die sittliche Pflicht des Staates, alle vermeidbaren Schädigungen der Kriegsteilnehmer auch wirklich zu vermeiden. So wird zum Beispiel mit Recht gefordert und unseres Wissens vom Staat auch anerkannt, daß den Beamten unter den Kriegsteilnehmern die Kriegs» zeit als Dienstjahre angerechnet werden, damit sie keinen Schaden gegenüber ihren zu Hause gebliebenen Berufsgenossen haben.

Nach demselben Grundsatz ist der Staat daher auch verpflichtet, die Kriegs» primaner, w en n m ög l i ch, so zu stellen, daß sie gegen ihre zu Hause gebliebenen Mitschüler durch spätere Immatrikulation usw. keine Einbuße an Zeit erleid'n.

Wenn möglich — das kann offenbar nur heißen: wenn weder der Staat noch die Kriegsprimaner selbst durch die Gleichstellung mit ihren Altersgenossen einen anderweitigen Schaden erleiden, der noch größer wäre, als ein etwaiger Zeit« verlust.

Dieses Wenn wird nun aber zur unbestreitbaren Wirklichkeit bei all den Kriegsprimanern, die das Reifezeugnis erstreben, ohne zur Hochschule zu wollen. Da hier von einer Schädigung der künftigen wissenschaftlichen Ausbildung der Betreffenden überhaupt nicht die Rede sein kann und auch kein sog. Staats» interesse in Betracht kommt, so wäre es unbillig, wenn die Behörden solchen Kriegsprimanern, die sich z. B. dem kaufmännischen Berufe widmen wollen, das Reifezeugnis verweigerten. Unbillig gegenüber ihren Altersgenossen, die zu Hause geblieben sind, nichts für den Staat getan und trotzdem das Zeugnis erhalten haben.

3. Diese Fälle bilden allerdings nur die Minderheit; für die Mehrzahl der Kriegsprimaner, die sich sicher dem Studium zuwenden wird, läuft diese ganze Frage, nach dem Gesagten, darauf hinaus: ist es ohne wesentliche Schädigung des Staates oder der Kriegsprimaner selbst möglich, diese mit ihren nicht-gedienten Altersgenossen gleichzustellen, d. h. ihnen sofort nach dem Kriege bedingungslos das Reifezeugnis zu geben? Bayern und Württemberg bejahen diese Frage, die anderen Staaten verneinen sie. Welche von beiden Parteien hat nun Recht?

Alle, auch die Befürworter des Erlasses der Reife» prüfung, werden zugeben: ganz ohne Ausnahmemaßregel wäre es auf keinen Fall ratsam, den Kriegsprimanern das Reifezeugnis zu erteilen! Mindestens müßte — und das wollen Bayern und Württemberg offenbar gleichfalls, — den so zur Hochschule Zuge» lassenen auf dieser Gelegenheit geboten werden, durch besondere Vorlesungen oder Kurse die Lücken in ihrem Wissen zu ergänzen und sich vor allem wieder an wissenschaftliches Arbeiten zu gewöhnen.

Denn darin sind sich alle, die die Kriegsprimaner kennen, einig: diese sind — das soll nicht im mindesten einen Vorwurf enthalten, da es gar nicht anders sein könnte! — durch die lang« Kriegszeit mit dem fast völligen Fehlen jeder wissen» schaftlichen Arbeit, ja überhaupt jeder geistigen Anstrengung des begrifflichen Denkens so entwöhnt, daß sie dringend einer besonderen Anleitung bedürfen, um wieder wissenschaftlich arbeiten zu können. Es bedarf der Umschaltung des Kriegszustandes der Seele, der ausschließlich auf das Handeln und die Wirklich» feiten des Lebens hingelenkt ist, in den auf abgezogenes Denken gerichteten Friedens-Seelenzustand.

Die norddeutschen Behörden zweifeln nun offenbar daran, daß Sonderkurse auf den Hochschulen diese beiden Zwecke der Wiedergewöhnung an wissen» schaftliches Arbeiten und des Tilgens von Wissenslücken erfüllen können, wollen daher diese Sonderkurse auf die höheren Schulen verlegen und sie der „Sicherheit halber" mit einer erleichterten Reifeprüfung abschließen. Die Entscheidung über die zweckmäßige Behandlung der Kriegsprimaner hängt also schließlich von der Entscheidung über die Frage ab: sind die unzweifelhaft notwen» digen Sonderkurse besseraufdie höheren oder die Hoch» schulen zu verlegen? Hierauf ist folgendes zu erwidern:

4. Das Verlegen der Sonderkurse auf die höheren Schulen, wie es Preußen, Sachsen und andere Bundesstaaten planen, ist dringend zu widerraten. Freilich: daß die Kriegsprimaner auch bei dieser Einrichtung ihre hauptsächlichsten Lücken auffüllen und wieder zu arbeiten lernen würden, dürfte kaum zu bezweifeln sein. Trotzdem erscheint dieser Weg nicht gangbar! Denn er ist erstens unbillig, und zweitens stößt auch seine Ausführung auf ernste Bedenken.

Vor allem sollte aber seine Unbilligkeit ihn ganz aus der Erörterung ver» schwinden lassen! Was für Gefühle müßten unsere Kriegsprimaner bewegen, wenn sie, die des Kampfes Last und Hitze getragen haben, noch weiter sich auf der Schule herumdrücken sollen! Während ihre zu Hause gebliebenen Altersgenossen hehnlächelnd mit dem Reifezeugnis in der Tasche die Freuden des Studentenlebens auskosten dürfen! Wahrhaftig: den mit der Milch der frommen Denkungsart Getränktesten müßte dabei die Galle überlaufen! Diese Unbilligkeit wäre nur dann zu rechtfertigen, wenn die Sonderkurse, deren Notwendigkeit die Kriegs- primaner selbst zugeben werden, auf den Hochschulen unmöglich wären. Wir werden aber sogleich sehen, daß dies nicht der Fall ist. Alle Härten verträgt der Vernünftige ohne großes Widerstreben, wenn man ihm zeigt, daß sie unumgänglich nötig sind. Da diese Kurse aber ebenso gut und noch besser auf den Hochschulen abgehalten werden können, so würden die Kriegsprimaner das Vorenthalten des Reifezeuam'sles zwar natürlich ertragen, — denn was sollten sie dem allmächtigen Staat gegenüber tun? — aber sie würden es mit Wut und Zähneknirschen ertragen, und kein Einsichtiger würde ihnen das verargen!

Ferner aber: wie denkt man sich die praktische Ausführung dieser Schul»

sonderkurse? Es verlautet an amtlichen Stellen, sie sollten in einem freien Geist
gehalten werden, alles kleinlich Schulmäßige sollte daraus verbannt bleiben und
die Schlußprüfungen sollten nicht auf Kenntnisse, sondern auf Können und geistige
Reife abzielen. Das klingt ja alles schön und gut, aber es steht doch gewaltig
schief darum!
Was kann man denn mit solchen Sonderschulkursen für die Kriegsprimaner
bezwecken wollen? Offenbar nur drei Dinge: ihre Kenntnisse aufzufrischen oder
zu erweitern, die Unbegabten auszumerzen und die jungen Leute wieder an geistige
Arbeit zu gewöhnen. Von diesen drei Zielen ist das erste überflüssig und die beiden
andern sind ebensogut und noch besser durch Hochschulkurse zu erreichen.
Mancher Schulmann wird die Hände ringen ob der Behauptung, daß die
Kriegsprimaner es im allgemeinen nicht nötig hätten, ihre Kenntnisse aufzufrischen,
um erfolgreich studieren zu können. Diese Behauptung ist aber trotz allen Hände»
ringens richtig. Wieviele positiven Vorkenntnisse bringt denn der vorschriftsmäßig
geprüfte Gymnasial»Abiturient für die meisten Studienfächer auf die Hochschule
mit? So gut wie gar keine! Der Mediziner bringt für sein Fach nur das bischen
Physik mit, desgl. alle Naturwissenschaftler. Die Neusprachler bringen ihre paar
Brocken Französisch mit, die Iuristen ihr Obersekundaner»Latein.*) Nur die
Theologen, Alt-Philologen, Geschichtler und Mathematiker gehen mit ausgedehn»
teren Vorkenntnissen für ihr Fach zur Hochschule. Die bei weitem größere Mehr»
heit der Studenten, die sich aus den zuerst genannten Fakultäten zusammensetzt,
beginnt also ohne alle nennenswerten Vorkenntnisse ihre Fachstudien. Ist dies
also bei der größeren Hälfte der Studenten bis jetzt ganz gut gegangen, so geht
es offenbar auch bei der kleineren Hälfte ganz gut, wenn man es bei dieser
künftig nur ebenso anfängt, wie schon immer bei der größeren. Daß heißt: wenn
man, wie das bei Medizinern, Chemikern, Neusprachlern usw. schon längst ge»
schieht, künftig auch den Kriegsprimanern, die Mathematik, Theologie, klassische
Philologie, Geschichte usw. studieren wollen, die noch fehlenden Vorkenntnisse
durch besondere Kurse oder Vorlesungen vermittelt. Der Einwand, die Hörer
der letztgenannten Fakultäten brauchten viel mehr Vorkenntnisse für ihr Studium
als die Mediziner, Neusprachler usw., ist hinfällig. Denn die Kriegsprimaner
haben auf der Schule ja schon wenigstens sechs Iahre Latein und drei Iahre
Mathematik und Griechisch getrieben.
Ferner wäre es wirklich eine sehr harte Zumutung für junge Männer, die
das Gewaltigste erlebt haben, wenn sie wieder zu ihrem längst vergessenen,
trockenen Schulwissen zurückkehren müßten, nur um einen Schein, d. h. also ein
Stück Papier, zu erlangen. Diese Aussicht wird die meisten Kriegsprimaner sicher»

'> Das Primaner»Latein ist durch die jetzigen Bestimmungen als für das Nechtsstudium
überflüssig erklärt!

lich wenig «Hauen, und das wird ihnen wieder kein Unvoreingenommener ver-
denken! Dagegen wird die Mehrzahl von ihnen gewiß gern für den Vorschlag zu
haben seien, sich wieder wissenschaftlich zu beschäftigen und ihre Kenntnisse zu
erweitern — vorausgesetzt, daß diese wissenschaftliche Beschäftigung und dieser
Zuwachs an Kenntnissen zu den von ihnen gewünschten Fachstudien in naher
Beziehung steht. Will man daher das Interesse der jungen Leute erwecken, und
das ist doch bekanntlich bei allem Erziehen die Hauptsache, so dürfen diese Sonder»
kurse nicht die Wiederholung oder Erweiterung des ganzen Schulwissens zum
Zwecke haben. Sie müssen vielmehr eine Einführung in die von den Kriegs»
primanern gewählten Fachstudien darstellen*).
Nun aber vor allem: zum Schulehalten gehört bekanntlich nicht nur das
Vermitteln von Kenntnissen und das Erwecken von Interesse, sondern nach Herbart
auch das Regieren oder, laienhaft ausgedrückt, die Schulzucht. Wie gedenkt man
es in diesem kitzlichen Punkt mit den Kriegsprimanern zu halten? Man kommt
da um die Seylla und Charnbdis nicht herum! Entweder: man unttrwirft die
Kriegsprimaner einer, wenn auch etwas gemilderten Schulzucht — das heißt
ihnen offenbar etwas zu viel zumuten! Will man ihnen wirklich verbieten, auf
der Straße zu rauchen, die Kneipen oder Konditoreien zu besuchen, sich des Nachts
oder gar des Abends auf der Straße sehen zu lassen? Das kann man natürlich
tun — man wird aber die wenigsten Deutschen von der Ansicht abbringen können,
daß es unwürdig wäre, wenn man die jungen alten Krieger derartig „pennäler-
mäßig" behandelte. Ich gehöre zu den völlig Enthaltsamen und gäbe etwas
darum, wenn ich die jungen Leute, um die es sich hier handelt, zu freiwilligem
Verzicht auf den Alkohol und die abscheuliche Zigarette bringen könnte. Der
Gedanke aber, man könnte sie, die wer weiß wie oft für uns ihr Leben in die
Schanze geschlagen haben, zwangsweise wie Schulbuben von Bier und Tabak
abhalten wollen, erfüllt mich mit Entrüstung! Da vermutlich ziemlich alle Deut»
schen die Entrüstung teilen würden, so bleibt wohl nur die andere Möglichkeit,
nämlich die Kriegsprimaner von der Schulzucht zu befreien. Der Grund zur
Entrüstung wäre dann beseitigt, statt dessen würden sich aber andere schwere
Bedenken erheben. Zunächst ist es offenbar eine sehr heikle Sache, zwei Klassen
von Schülern in einer Schule zu haben: solche, für die die Schulzucht gilt,
und solche, für die sie nicht gilt. Es würde sich auch sehr bald zeigen, daß dies
Bedenken keineswegs nur am grünen Tisch ausgeklügelt ist. Verlegte man näm»
lich diese Schulkurse ausschließlich in kleine Städte, so bekäme man sicher gar
bald sehr merkwürdige Dinge darüber zu hören, wie die Herren Kriegsprimaner
da alles auf den Kopf stellten. Denn an sanftes Auftreten und sehr sittsamesGebaren
sind diese durch die zweieinhalb Iahre Feldzug wahrhaftig nicht gewöhnt!
*) Dies würde sehr durch den Umstand erleichtert, daß sich im allgemeinen zu den Fachstudien
nur die dazu Geeigneten und Geneigten melden würden!

Es würde also wohl, um Ärgernisse zu vermeiden, nichts anderes übrig
bleiben, als diese Kurse in große Städte zu verlegen, die zumeist irgendeine Hoch-
schule haben. Hier wäre ein Anstoß durch unvorschriftsmäßiges Betragen der
Kriegsprimaner freilich nicht sehr zu befürchten, denn die Philister der Universitäts»
städte sind ja, leider, an starke Ding« von seiten der Musensöhne gewöhnt. Dafür
würde aber ein anderer Ubelstand sich dort um so schlimmer bemerkbar machen.
Die Kriegsprimaner wären mit ihren zu Hause gebliebenen Altersgenossen in
einer Stadt und hätten so nicht nur das Vergnügen, diese als Studenten zu
wissen — das hätten sie auch beim Aufenthalt in kleinen Städten —, sondern
diese auch täglich leibhaftig als solche herumstolzieren zu sehen, während sie sich
als kümmerliche Pennäler herumtreiben müßten. Bloß, weil sie die offenbare
Unvorsichtigkeit begangen haben, — das Vaterland jahrelang vom Ver-
derben zu retten! Nein, wie man die Sache auch drehen und wenden mag: der
Plan, die Sonderkurse auf die Schulen zu verlegen, ist gewiß sehr, sehr gut
gemeint. Er ist aber wirklich unmöglich, denn er ist, wie gesagt, unbillig und
führt zu den bedenklichsten Folgen.

5. Ganz anders sieht die Sache aus, wenn man diese Kurse auf die Hoch»
schule verlegt. Damit sind freilich auch nicht wie mit einem Zauberschlag alle
Schwierigkeiten beseitigt, aber sie sind doch auf ein erträgliches Maß herab»
gedrückt.

Zunächst einmal: die empörende Ungerechtigkeit ist verschwunden. Die
Kriegsprimaner erhalten ihr Reifezeugnis zur selben Zeit, wie wenn sie die
Schule nicht verlassen hätten, also zugleich mit ihren ungedienten Altersgenossen.
D. h. also, wenn der Krieg Ostern 1917 zu Ende ist, sofort nach Friedens»
schluß, da die zu Hause Gebliebenen es dann längst haben oder spätestens dann
erhalten. Ferner: Da es sich nicht darum handelt, die Schulkenntnisse aufzu»
wärmen oder zu „vertiefen", so werden die jungen Leute sogleich ihren Fach»
studien zugeführt. Aber freilich mit zwei Abänderungen gegenüber dem gewöhn»
lichen akademischen Betriebe. Einmal werden sie nämlich in ihre Fachstudien,
wie oben gezeigt, durch besondere Vorkurse eingeführt werden müssen. Diese
Kurse müssen — darin stimme ich dem Vorschlag des Schulrats Seyfert im „Tag"
durchaus zu — zwar auf den Hochschulen abgehalten werden, aber keineswegs
nur von deren Lehrern, sondern im Verein mit den Lehrern der höheren Schulen.
Denn die Hochschullehrer würden allein, wie mir aus diesen Kreisen versichert
wurde, dazu gar nicht imstande sein! Sie sind zu sehr mit Arbeiten für die Wissen»
schaft und für die älteren Studenten überlastet; außerdem fehlt es vielen von
ihnen an der nötigen Erfahrung, um die Anfangsgründe, sozusagen das Abc, ihrer
Fachwissenschaft zu lehren. Da letzteres zu ihrem Berufe gehört, so können
das die Oberlehrer der höheren Schulen naturgemäß in den meisten Fällen —
allerdings nicht in allen, wie wir sogleich sehen werden, — weit besser. Es müßte
zu dem Zweck also eine hinreichende Anzahl von ihnen zu diesen Kursen in die

Universitätsstädte beordert werden, ein Befehl, den die meisten gewiß mit Freude
begrüßen würden. Andererseits wären natürlich auch alle Universitätsprofessoren,
die Zeit, Lust und Begabung für solche Kurse haben, hochwillkommen, schon weil
sie, wie Senfe« mit Recht hervorhebt, am besten beurteilen können, welche Vor-
kenntnisse und Arbeitsweisen für die einzelnen Fachstudien erforderlich sind.
6. Nun werden die Verteidiger der Schul»Sonderkurse sofort einwenden,
bei dieser Einrichtung würde nicht viel herauskommen: es würde ziemlich viel
Geld kosten, es würden viele Kurse, Seminare und Vorlesungen gehalten werden;
aber die Herren Kriegsprimaner würden, da sie der geistigen Arbeit entwöhnt seien,
nur einen sehr mangelhaften Gebrauch von diesen wohlgemeinten Einrichtungen
machen. Das Kollegschwänzen würde sich zu einer niegeahnten Blüte entwickeln,
und schließlich werde man sich beschämt gestehen müssen, daß ein großer Aufwand
schmählich vertan sei.
Dieser auf den ersten Blick unwiderleglich richtige Einwand ist aber trotzdem
nicht stichhaltig, wenigstens wenn man die Sache vernünftig anfängt. Zuzugeben
ist allerdings, daß in der Tat bei diesen Hochschulkursen nicht viel herauskommen
würde, wenn man gar keinen Zwang anwendete, sondern alles dem Belieben des
Einzelnen überließe. Dies muß also unterbleiben. Zunächst könnte man daran
denken, und das schlägt Seyfert in der Tat vor, man müsse für die Kriegs-
primaner während dieser Vorbereitungskurse die sogenannte akademische Lern»
freiheit einfach aufheben — die Kurse müßten eben verbindlich gemacht werden!
Dagegen ist nun Zweierlei einzuwenden. Erstens wird dieser Vorschlag
schwerlich Annahme finden. Er wird vielmehr voraussichtlich an dem Wider»
stande der Akademiker, der Studenten wie der Dozenten, scheitern, die einen
solchen ruchlosen Angriff auf das Heiligtum der akademischen Freiheit mit Ent»
rüstung abweisen würden. Ich wenigstens habe, bei Erwähnen des Seyfert'schen
Vorschlages, bei ihnen nur den stärksten Widerstand gegen diesen angeblichen
Frevel vorgefunden.
Außerdem würde aber, selbst wenn es gelange, die Kurse verbindlich zu
machen, doch ein wesentlicher Zweck nicht erreicht. Von dem ist freilich kaum
j? die Rede, weil er sehr wenig volkstümlich ist. Er ist aber trotzdem sehr wichtig,
nämlich das Ausmerzen der Ungeeigneten! Es ist klar, daß durch Erlaß der
Reifeprüfung, dieses Filters gegen geistig Unbrauchbare, nicht ganz Wenige dasReife»
zeugnis „invitll Niuervu", d. h. obwohl völlig dazu ungeeignet, kriegen würden.
Diese würden später sich selbst und dem Staate zur Last fallen, wenn man sie trotz
ihres Scheines ungestört studieren ließe. Gewiß würden sie zumeist an den
Schlußprüfungen scheitern. Aber es ist nicht zu verantworten, daß man eine
größere Anzahl junger Leute erst studieren läßt, um ihnen dann nach vier oder fünf
Iahren zu erklären, sie seien dazu ungeeignet. Wir l)aben nach dem Kriege nicht
solchen Überfluß an gebildeten jungen Leuten, daß wir eine derartige Verschwen.

dung treiben dürfen. Ieder Mißgriff in der Wahl des Berufes muß vielmehr
von Anfang an möglichst vermieden werden.
Zu diesem Zweck muß das ausgeschaltete Filter der Reifeprüfung durch ein
anderes ersetzt werden, das nach ein bis drei Semestern*) in Anwendung gebracht
wird und so die Schafe von den Böcken scheidet. Dies wäre zwar in solcher
Allgemeinheit ein Neues. Doch gibt es Ähnliches schon in Gestalt des Hebraieum
für die Theologen, des Latinum für die Oberrealschüler und, als fast Entsprechen-
des, in der Form des Physikum für die Mediziner. Das Beispiel des Physikum
beweist auch, daß eine solche Vorprüfung sehr wohl geeignet ist, auch die Trägsten
zur Arbeit zu bringen. Sie wissen eben, daß es sonst mit dem weiteren Studium
vorbei ist.
Bei dieser Einrichtung fällt auch die obenerwähnte Schwierigkeit hinsichtlich
der akademischen Freiheit weg. Denn es wäre beim Festsetzen von Vorprüfungen
nicht mehr nötig, den Besuch der Kurse und Vorlesungen verbindlich zu machen —
das Schreckgespenst der bevorstehenden Prüfungen würde schon genugsam wirken!
Es wäre nur noch nötig, dafür zu sorgen, daß die Hauptdarbietungen nicht Vor»
llsungen, sondern Seminare sind. Und zwar müßte in letzteren eine ziemlich
stramme Zucht herrschen, wie das auch jetzt schon bei manchen Seminaren der
Fall ist — freilich stets unter Wahrung der formalen Freiheit des Besuches!
Die Studienpläne für die einzelnen B«rltfskurso können hier nicht im
einzelnen erörtert, sollen aber doch wenigstens kurz angedeutet werden, um dem
Einwurf der Unausführbarkeit zu begegnen. Für Mathematiker, Alt» und Neu»
sprachler ist der Inhalt dieser Kurse von vornherein klar: Einführung in die
Grundlagen dieser Fcücher, wobei sicher oft auf in der Schule Erlerntes zurück»
gegriffen werden muß. Für Mediziner empfiehlt sich wohl eine Vorprüfung
nach zwei Semestern in Chemie, Physik und den beschreibenden Naturwissenschaf-
ten. Dementsprechend würden die Kurse innerhalb des ersten Studienjahres
einzurichten sein. Für die Theologen kämen Kurse in der Philosophie, dem
Griechischen, Hebräischen und vielleicht noch in der Eregese in Betracht. Am
schwierigsten wären diese Kurse für Iuristen zu gestalten, da die Gymnasiallehrer
dabei nur sehr wenig helfen könnten, vielmehr fast die ganze Last auf den
Hochschullehrern ruhen würde. Vielleicht wäre es am zweckmäßigsten, eine Ein»
führung in die Staatsverfassungen und Volkswirtschaftslehre zu geben, doch wären
wohl auch einleitende rein juristische Vorlesungen schon angebracht. — Das
mögen die Fachleute entscheiden.
Wie soll es aber mit der sogenannten allgemeinen Bildung werden? Soll
diese ganz leer ausgehen? Das erscheint bedenklich, da den Kriegsprimanern
doch fast der ganze Unterricht in der Prima fehlt, und sie ein starkes Gegen»
Über die Zahl der Semester hätten die Fachleute zu entscheiden.

gewicht brauchen, nachdem über zwei Iahre hindurch das Rein»Stoffliche nur zu
sehr auf sie eingestürmt ist. Man biete ihnen also auch Vorlesungen und Kurse
allgemein bildender Art. Also über Philosophie, Geschichte, Literatur, Natur-
wissenschaften usw. Aber die Beteiligung muß, im Gegensat z zu den Fachkursen,
völlig freiwillig sein. Ein Zwang zur Fachbildung ist schon nicht schön; er ist
aber durch die Not der Zeiten genügend gerechtfertigt und wird daher den davon
Betroffenen auch erträglich erscheinen. Erwachsene, gebildete Männer aber,
die bereits durch eine harte Lebensschule gegangen sind, zur Erweiterung ihrer
allgemeinen Bildung zwingen zu wollen, wäre unberechtigt und würde sicher
auf den stärksten Widerstand stoßen*).

Zum Schluß noch eins: Würde die hier vorgeschlagene Behandlung der
Kriegsprimaner wirklich durchgeführt, so wäre auch mit einem Schlage die
große Schwierigkeit aus der Welt geschafft, daß die einzelnen Bundesstaaten
die Frage bisher in verschiedener Weise geregelt haben und nun, wenn Preußen,
Sachsen usw. an den Schulsonderkursen festhalten, sich kaum irgendwie einigen
können. Verzichten jedoch die genannten Staaten auf die Schulkurse und verlegen
sie sie, unter sofortiger Erteilung des Reifezeugnisses, auf die Hochschulen, so
ist auch dieser Streitpunkt auf die glücklichste Weise beseitigt, da dann zwischen
allen Staaten Übereinstimmung herrscht. Welche Quelle des Verdrusses, ja, der
politischen Unstimmigkeit damit gleichzeitig verstopft wäre, braucht nicht weiter
ausgeführt zu werden.

Hier sei noch ein kurzes Wort über die Kriegs»Obersekundaner gesagt, d. h.
also die jungen Leute, die nach kurzem Besuch der Untersekunda (in Preußen,
Sachsen usw. von vier, in Bayern, Württemberg, Elsaß usw. von nur einem
Monat) zu Beginn des Krieges mit dem Einjährigenschein in das Heer getreten
sind, obwohl sie, streng genommen, nicht zu unserer Frage der Kriegs »Prima»
ner gehören.

Für diese Kriegs»Obersekundaner liegt die Sache etwas anders, als für die
letzteren. Einmal hätten sie erst Ostern 1918 (in Bayern usw. sogar noch spater!)
Anspruch auf das Reifezeugnis, da ihre ungedienten Altersgenossen es erst
dann gleichfalls erhalten. Ferner dürften meines Trachtens diejenigen unter
ihnen, die nicht studieren wollen, das Reifezeugnis erst erhalten, wenn sie sich
wenigstens noch der Einjährigen»Prüfung mit Erfolg unterzogen hätten, da die
Kenntnisse eines nach Obersekunda Versetzten doch wohl die Mindestforderung
für ein Reifezeugnis, selbst bei allergrößter Nachsicht, darstellen. Aus demselben
Grunde hätten diejenigen Kriegs-Obersekundaner, die studieren wollen, wenn
man ihnen nach dem Gesagten das Reifezeugnis auch nicht vorenthalten kann,

*> Glaubt man jedoch auch be! der allgemeinen Bildung nicht ohne Zwang auskommen zu
können, da man ohne sie nichts erreiche, so lasse man den Studierenden wenigstens völlig freie
Wahl zwischen den verschiedenartigsten Mchern der allgemeinen Mdung.

doch wenigstens vier Semester lang (nicht nur drei, wie es jetzt die preußische Regierung verlangt) auf der Hochschule besondere Kurse und Vorlesungen zu hören und eine Prüfung zu bestehen, ehe sie endgültig zum Studium zugelassen würden. Sie würden so, wenn auch nicht die Kenntnisse, so doch die wissenschaft» liche Reife eines Unterprimaners erlangen, und'diese muß man denn doch wohl wenigstens für das Studium verlangen.

Im übrigen kann man, selbst wenn man diesen Vorschlag für die Ober» sekundaner verwirft, trotzdem die oben dargelegten Grundsätze für die Kriegs» primaner annehmen, da beides unabhängig von einander ist.

Dr. Kate Friedemann:

Der Tod in der romantischen Weltanschauung.

Über die Höhen der Alpen tönen vom fernen Tirol die Schüsse aus den Kämpfen mit dem Italiener zu mir herüber. Nur ganz leise und kaum vernehm» bar, — der Iager, der hier zu meiner friedlichen Alm hinaufstieg, mußte es mir erst sagen, und dann hörte ich es auch. Die Erde wird um ein weniges erschüttert, die Nerven spüren es mehr als das Ohr. Aber jedesmal, wenn jenes kurze Beben durch die Weite zu mir dringt, zuckt es durch meinen Geist: Ietzt in dieser Sekunde sterben so und so viele Menschen, — und jetzt wieder — und jetzt wieder. Und während die Glocken der friedlich weidenden Kuhherden um mich herumtönen in harmonischem Spiel, denke ich daran, daß da in einem Moment das Bewußtsein so und so vieler Menschen erlischt, daß so und so viele jetzt, in diesem Augenblick über die Grenze gehen, die das Hier von dem Dort scheidet, — daß ihnen in diesem Augenblick das Geheimnis enthüllt wird, über dem die Weisen aller Zeiten ver» geblich gebrütet haben, — es ist ein eigenes Gefühl. Und doch schließt dies Gefühl eine Täuschung in sich, eine Täuschung, wenn es mir scheinen will, als erlebte ich jetzt im Grunde etwas anderes, als was ich auch vorher schon alle Tage erleben konnte, hätte ich meinen Sinn darauf gestellt, und was Tausende neben mir stAnd» lich erleben können, wenn ihnen der Lärm des Tages nicht den Sinn für die feinen Donnerschläge aus der Ferne stumpf macht. Braucht es denn wirklich erst des Krieges, um zu wissen, daß in jeder Sekunde irgendwo ein Sonderbewußt- sein erlischt, ebenso wunderbar, ebenso rätselhaft, wie an einer andern Stelle ein neues erwacht? — Iene Schüsse vom fernen Tirol sind nur Mahnrufe, — Sym» bole, wenn wir so wollen, die uns eine ewige Wahrheit, eine ewige Erfahrung anschaulich machen, eine Erfahrung, die sonst zu alltäglich und zu allgemein ist, um auch nur beachtet zu werden.

Nicht alle Menschen gingen an dieser Erfahrung vorüber, nicht alle bedürf»

ten erst des Weckrufes durch den Krieg, um ihren Blick nach jener anderen Seite des Lebens zu wenden, für die wir den Ausdruck Tod erfunden haben. Iene kleine Gruppe von Menschen, die wir als Romantiker bezeichnen, die aber in Wirklichkeit keine kleine Gruppe sind, sondern eine stille Gemeinde, über die ganze Welt verstreut, deren Glieder sich an geheimen Zeichen erkennen, — diese Menschen haben den Tod gekannt und geliebt als die andere Seite und notwendige Ergänzung des Lebens. Ihnen bedeutete er nicht das Nichts, sondern die Fülle, für sie war Tod und Leben zusammen erst das ganze Leben, gerade wie wir Tag und Nacht zusammen als den ganzen Tag bezeichnen. Tod und Leben sind eins und dasselbe, — das ist es im Grunde, was die Romantiker verkünden. „Leben ist der Anfang des Todes," sagt Novalis. „Das Leben ist um des Todes willen." „Durch den Tod wird das Leben verstärkt." „Unser Leben muß also zum Teil Glied eines größeren gemeinschaftlichen Lebens sein" Und: „Sollte es nicht auch drüben einen Tod geben, dessen Resultat irdische Geburt wäre?"

Das Wort „Leben" wird votl den Romantikern in einem doppelten Sinne gebraucht und dementsprechend verschieden bewertet, eben wie wir mit dem Worte Tag einmal die Zeit von Sonnenaufgang bis zu ihrem Niedergang, ein andermal das Ganze von Tag und Nacht bezeichnen. So heißt es wiederum bei Novalis: „Das vollkommene Leben ist also die Substanz — die Welt ist der Inbegriff seiner Akzidentien. Was wir hier Tod nennen, ist eine Folge des absoluten Lebens des Himmels." Und Görres ruft aus: „Alles Leben in der Welt muß sein wie ein schießender Blitz aus der Tiefe der Unendlichkeit heraus, dessen Donner ein unaufhörliches Gebet nachrollt."

Ganz anders lauten die Urteile über das Leben als einer Teilerscheinung. Dieses entsteht, gleich der Krankheit, durch Stockung und Begrenzung. Es wird als eine Krankheit des Geistes bezeichnet, als eine sich selbst vernichtende Illusion, als ein Konflikt der Elemente.

Die Nachtseite aber des Daseins, der Tod, ist dem absoluten Leben viel ver» wandrer und viel näher. Er und was zu ihm führt, die Krankheit, wird daher von dem Romantiker verherrlicht wie wohl noch kaum jemals vor ihm. Der Romantiker kennt überhaupt nicht den Schrecken, das Entsetzen vor dem Tode; für ihn ist er niemals der grause Knochenmann gewesen. Denn er ist es ja, der den Menschen über die Menschbeit hinausführt, in ihm wird das Endliche ver» nichtet und hierin, in dieser Vernichtung des Endlichen, weil es endlich ist, besteht für ihn der geheime Sinn des Opfers. Wohl verstanden, des Opfers um seiner selbst willen, nicht des Opfers für das Vaterland, für die Überzeugung oder für irgendeinen andern menschlichen Wert. — Worauf es ankommt, ist eben, daß das Endliche vernichtet werde, weil es endlich ist. So deutet auch Solger den Opfertod Christi, daß in ihm die Rückkehr der Wirklichkeit in die Idee stattfinde, und am Christentum wird besonders hervorgehoben, daß es eine Religion des Todes sei, daß in ihm Tod und Leben eins sei. Novalis' „Hymnen an die Nacht"

sprechen diesen Gedanken am schönsten aus. Er schilt darin nicht das Licht des Tages; er preist es sogar in all seiner schillernden Schönheit, und er spricht von dem Volke, das vor allem ein Verherrlicher des Lichtes gewesen, von dem griechi^ schen. Aber sein Tag war nur ein kurzer Traum, der in die lange Nacht der Schatten mündete. Im Christentum erst wurde die ewige Nacht als das wahre Leben erkannt, und ihr gegenüber verblich das Licht der irdischen Sonne. —
Der Tod ist es, der den Menschen wieder mit dem Geiste der Natur vereinigt, er gibt ihn dem Ganzen wieder, er ist ein Vorzug höherer Naturen, ja er wird sogar als zu den menschlichen Vergnügen gehörig bezeichnet, und nur in ihm ist absolute Vollendung. Friedrich Schlegel preist Novalis direkt als den ersten Menschen unseres Zeitalters, der Kunstsinn für den Tod habe, und Novalis selbst erklärt den Tod als das romantisierende Prinzip unseres Lebens.
Die Verherrlichung des Todes ist an und für sich nichts Neues bei den Romantikern. Müde Seelen haben ihn zu allen Zeiten als den Erlöser ersehnt, und Philosophen haben ihre Spekulationen an ihn geknüpft. Was aber bei dem Romantiker jeden Verdacht einer Müdigkeit und andererseits die Empfindung davon, als spekuliere er über das, was er selbst noch nicht erfahren hat, nieder» schlägt, ist die Tatsache, daß er nicht nur den Tod, sondern auch die Krankheit verherrlicht. Und diese Verherrlichung hat etwas Heroisches. Das Leiden wird klaglos auf sich genommen, und der Tod selbst erhält dadurch ein gänzlich anderes Gesicht; denn er ist nun nicht mehr bloß der Schmerzstiller und wird aus eincm negativen Faktor unseres Lebens zu einem durchaus positiven.
Novalis hat die Krankheit gekannt. Sie war das Erbteil seiner Familie, und sie begleitet seine ganze Iugend, bis sie in einem frühen Tode ihr Ende findet. Es ist bekannt, mit welcher Genauigkeit er jeden seiner Anfälle in seinem Tagebuch verzeichnet. Aber er tut das nicht mit der Ängstlichkeit des Hypochonders, sondern mit einem beinahe kühlen Interesse an dem Zustand selbst. Er objektiviert sein Leiden, macht es zum Gegenstande der Betrachtung und hebt es damit in eine positive Sphäre, in der es vollkommen seinen Charakter als störendes Lebenselement verliert. Für den mit dem zentralen Geiste des Alls stets in Harmonie Lebenden gab es nichts Unsinniges, Überflüssiges. Wenn heute, von demselben Gesichtspunkt ausgehend, die Religiosität des Amerikaners vielfach dazu kommt, die Krankheit überhaupt zu leugnen und in die Einbildung zu verweisen, so nimmt sie der Romantiker im Gegenteil in sein Weltbild auf und sucht ihr einen positiven Wert zu geben. „Krankheiten," heißt es bei Novalis, „sind gewiß ein höchst wichtiger Gegenstand der Menschheit, da ihrer so unzählige sind und jeder Mensch so viel mit ihnen zu kämpfen hat. Noch kennen wir nur sehr unvollkommen die Kunst, sie zu benutzen. Wahrscheinlich sind sie der interessanteste Reiz und Stoff unseres Nachdenkens und unserer Tätigkeit. Hier lassen sich gewiß unendliche Früchte ernten, besonders, wie mich dünkt, im intellektuellen Felde, im Gebiete der Moral, Religion und Gott weiß, in welchem

wunderbaren Gebiete noch. Wie, wenn ich Prophet dieser Kunst werden sollte?"
Die Entstehung der Krankheit wird auf die Berührung eines stärkeren Lebens zurückgeführt. Sie zeichnet den Menschen vor den Tieren und Pflanzen aus. Sie dient der Individualisierung; ja auch sie wird merkwürdigerweise von Novalis gerade wie der Tod dem menschlichen Vergnügen zugerechnet. Die „gemeine Medizin" ist für ihn nur ein Handwerk, da sie bloß das Nützliche im Sinne habe, während jede Krankheit, jede Verletzung, dem großen Zwecke der Unsterblichkeit diene. Und wenn Novalis die Liebe durchaus als Krankheit bezeichnet und daher die wunderbare Bedeutung des Christentums ableitet, so will er damit gewiß nichts gegen die Liebe sagen. „Tod," heißt es bei Iustinus Kerner, „nenne ich die innigste Vereinigung mit dem Geiste der Natur, Krankheit ist Hinstreben nach dieser Vereinigung."

Bei dieser durchaus positiven Bewertung des Todes drängt sich uns nun aber doch die Frage auf: ja, was ist denn der Tod eigentlich in den Augen des Romantikers — nicht bloß als kosmischer Vorgang, nicht bloß in seiner Bedeu» tung für das Weltgeschehen, sondern für den einzelnen Menschen? Ist sich der Einzelne seiner bewußt? Lebt er weiter, nachdem er die Grenze überschritten? Mit anderen Worten: glaubt der Romantiker an eine Unsterblichkeit der Seele?
Es liegt im Wesen dessen, was der Tod ihm bedeutete, daß ein individuelles Weiterleben meistens, wenigstens in den Anfängen geleugnet wird. Besonders Schleiermacher in der Zeit der „Reden über die Religion" und Zacharias Werner als Dichter der „Söhne des Tals" erheben einen leidenschaftlichen Protest gegen den Glauben an ein persönliches Fortleben und bezeichnen das Verlangen nach diesem Glauben als direkt irreligiös. In Schleiermachers Reden heißt es: „Was aber die Unsterblichkeit betrifft, so kann ich nicht bergen, die Art, wie die meisten Menschen sie nehmen, und ihre Sehnsucht danach ist ganz irreligiös, dem Geist der Religion gerade zuwider, ihr Wunsch hat keinen anderen Grund, als die Abnei» gung gegen das, was das Ziel der Religion ist. Erinnert Euch, wie in ihr alles darauf hinstrebt, daß die scharf abgeschnittenen Umrisse der Persönlichkeit sich erweitern und sich allmählich verlieren sollen ins Unendliche, daß wir durch das Anschauen des Universums so viel als möglich eins werden sollen mit ihm; sie aber sträuben sich gegen das Unendliche, sie wollen nicht hinaus, sie wollen nichts sein, als sie selbst, und sind ängstlich besorgt um ihre Individualität"
Offenbar auf diese Stelle beziehen sich die Worte Friedrich Schlegels in einem Briefe an Schleiermacher, wo es beißt: „Diese Polemik gegen die Unsterblichkeit der Person und des Individuums ist gut, heilsam." Auch an anderer Stelle ist die Unsterblichkeit für Schleiermacher eine zeitlose. Nicht nach der Zeit, sondern immer und über der Zeit sei sie zu suchen. Ia, einmal begnügte er sich sogar damit, sie in seinen Kindern zu sehen. Das Werk Zacharias Werners atmet von Anfang bis zu Ende eine mystische Wollust der Selbstvernichtung um des Ganzen willen.

„Die erste Handlung dieser Selbstentäußerung (heißt es)
Ist Reinigung, die letzte ist der Tod.
Und das, was uns dem Ganzen wiedergibt,
Die herrliche Verwesung ist die Krone."
Und der Iünger, der die wunderbare Bedeutung des „Tals" zu ahnen beginnt,
ruft aus:
„Die krüpplichte Unsterblichkeit — nicht wahr? —
Die unser eigenes jämmerliches Ich
So dünn und kläglich — so mit allem Unrat
Nur fortspinnt ins Unendliche — nicht wahr?
Auch sie muß sterben? — Unser schales Selbst,
Wir sind in Ewigkeit nicht dran genagelt?
Wir können es, wir müssen es verlieren,
Um einst in aller Kraft zu schwelgen!"
Zacharias Werner hat sicherlich später als Katholik in diesem Punkte nicht durch»
aus umlernen müssen. Denn was ihn hier vor dem Gedanken an ein individuelles
Fortleben zurückschrecken ließ, die Vorstellung, daß wir unser jämmerliches Ich
mit all seinen Schlacken nur in alle Ewigkeit fortzuspinnen wünschten, sie mußte
bei ihm durch die katholische Lehre vom Purgatorium berichtigt werden, nach der
nur d i e Seele zur vollkommenen Vereinigung mit Gott gelangt, die „vollkommen
ist, gleichwie ihr Vater im Himmel vollkommen ist". In protestantischen Anschau-
ungen groß geworden, konnte Werner zunächst die Losung nur in den Worten
finden:
„ ... das Holz ist tot —
Die Saiten klingen fort — die Melodie
Kann nickt ersterben." ^.
Wir begreifen diese starke Opposition gegen den persönlichen Unsterblichkeits»
glauben, sobald wir uns klar machen, was das achtzehnte Iahrhundert unter
persönlicher Unsterblichkeit verstand. Wenn ein Mann, wie Lavater, der sich
eines so starken Anhanges erfreute, ernsthaft untersuchen konnte, ob das Ien»
seits uns zwei oder nur ein Auge lassen werde, wenn er feststellt, daß wir
Gesicht und Gehör haben werden, es aber für nicht ganz sicher hält, ob auch
Geschmack und Gefühl, — ja, wenn er sogar Essen und Trinken in jener Welt
für möglich erklärt, weil in der Bibel davon stehe, — so begreifen wir, daß ein
tieferes und geläutertes religiöses Empfinden sich von solchen Vorstellungen als
von groben Anthropomorphismen abwenden und lieber die Kontinuität des
Bewußtseins opfern, als dieses mit allen allzu menschlichen Schwachheiten beladen
wissen wollte.
Eine seltsame Vereinigung christlicher und indischer Gedankengange findet
sich bei Novalis. Neben Vorstellungen, die sich in Worten aussprechen, wie:

„Wir werden, wenn wir hier verschwinden,
In seinem Arm uns wiederfinden,"
begegnen uns ganz entschiedene Hinweise auf den Gedanken an eine Wieder» geburt. „Der Tod," heißt es, „versetzt ihn (den Geist) in der großen Assoziation irgendwo anders hin, ... er wird irgendwo anders erweckt." „Wir werden nicht an die einzige Erscheinung in unserem irdischen Körper auf diesem Plane- ten gebunden sein." — „Ich verliere nichts, als die Stell« in dieser Fürsten» schule, und trete in eine höhere Korporation." — „Wer weiß, wo wir in dem Augenblick anschließen, in dem wir hier verschwinden. Muß denn auf allen Weltkörpern einerlei Art der Erzeugung sein? Der Einfluß der Sonne macht es wohl wahrscheinlich, daß es die Sonne sein könnte, wo wir wieder abgesetzt wer» den." Ia, Novalis geht sogar so weit, zu behaupten, daß auch die Seele einst zerfal» len, aber in veredelter Gestalt wieder hervorgehen werde. Die tiefsten Aufschlüsse über Wiedergeburt und Seelenwandlung finden wir wohl im „Ofterdingen".
Cyane enthüllt dem Helden das Gesetz von Geburt und Tod. Sie selbst ist mit der verlorenen Geliebten identisch. — Was den.UnsterblichkeitsKlauben des Novalis gegenüber Lavaters Anschauungen so unendlich erhebt, ist die Vorstellung, daß es im Menschen ein viel tieferes Ich gibt, als sein individuelles, bewußtes Ich, und daß dieses tiefer« Ich sich in einer Reihe von Geburten inearniert, von denen die gegenwärtige immer die Wurzel der kommenden ist. — Daß diese Gedankengänge im achtzehnten Iahrhundert gleichsam in der Luft liegen, wer wollte das leugnen? Aber dadurch werden sie bei Novalis weder erklärt, noch ihrer Originalität beraubt. Ieder ergreift von den ihn umgebenden Einflüssen nur das, was seiner Natur entspricht. Die Einflüsse selbst sind immer höchstens Gelegenheitsursachen, bei deren Wegfall sicherlich etwas ihnen Verwandtes in der dafür disponierten Persönlichkeit entstanden wäre. Novalis selbst gibt auch nirgends die Quellen für seine Anschauungen an. Ein Zeichen dafür, daß er sich ihrer nicht bewußt war, und daß sie spontan in ihm auftauchten. Er sucht auch keine Gründe dafür; das entsprach nicht seiner Natur. Daß er es so füblte, das genügte ihm.
Andere haben diese unmittelbare Gewißheit wenigstens als Argument für ihre Unsterblichkeitshoffnungen angeführt; so Schubert in seinen „Nachtseiten von der Naturwissenschaft". Tieck, der wohl am meisten zur Skepsis Geneigte unter den Romantikern, führt ebenfalls dies Argument an, schränkt es aber gleich wieder durch die Frage ein, ob man dann nicht mit gleichem Rechte dem Gespensterglauben das Wort reden könne. Friedrich Schlegel aber verläßt sich weder auf sein subjektives Gefühl, noch ist ihm die Unsterblichkeit ein bloßer „Glaubensartikel der höheren Hoffnung"; sondern si« ist ihm ein Faktum der Natur, in der es keinen Tod im Sinne einer völligen Vernichtung gibt.
Von einem aber sind die Todeshoffnungen der Romantiker durchaus

beherrscht: von dem Gedanken, daß der Tod die Schranken hinwegreißt, die das
Einzelleben zu einem in sich abgeschlossenen, von dem übrigen Leben in der Welt
getrennten machen. Die Romantik ist vielleicht die stärkste Überwinderin des
Atomismus, soweit wir darunter nicht eine naturwissenschaftliche Theorie, sondern
eine Weltanschauung verstehen. Hier liegt der tiefste Kern dessen, was man
als ihre „Todes»Erotik" bezeichnet hat. In seiner Studie über Zacharias Werner
sucht Poppenberg die Genealogie dieser Empfindungen aufzustellen, die er im
siebzehnten Iahrhundert bereits bei Spee, Angelus Silesius und Iacob Balde
findet, die wahrend des achtzehnten Iahrhunderts fast schweigen, in Goethe wie»
derum auftauchen und dann in Novalis ihren Gipfel erreichen. Sicherlich aber
müssen wir viel tiefer graben, wenn wir hier bis zur Quelle vordringen wollen.
Tiefer, zu den Entzückungen mittelalterlicher Heiliger und zu den Mysten'enkulten
der alten Welt. Ia, es scheint, als sei dies brünstige Verlangen, sich hinzugeben,
wie es nur im Tode ganz und dauernd geschehen kanu, so alt wie die Mensch-
heit selbst. Empedokles unterschied bereits zwei Weltepochen, die ständig mit»
einander wechseln: die Periode des Hasses oder des Lebens und die Periode der
Liebe oder des Todes. Denn Haß bedeutet Trennung und Scheidung der
Elemente, Liebe ihre Vereinigung. Wir selbst, so meinte er, befanden uns in der
Periode des Hasses. Vielleicht hat hier der alte griechische Weise im Bilde
zeitlichen Wechsels das geschaut, was zeitlos und dauernd das Weltgeschehen
bestimmt. Nicht nur die Tatsache, daß unser Dasein dem Wechsel von Leben
und Sterben unterworfen, sondern daß Leben und Sterben geliebt und gemieden
werden im rhythmischen Auf und Ab, nicht des Nacheinander, sondern ewiger
Gleichzeitigkeit. Es gibt zwei Geschlechter der Menschen und hat sie immer
gegeben: die Lebensbejaher und die Todessucher. Sie verstehen einander nicht.
Die Lebensbejaher — vielleicht ist Nietzsche ihr ausgeprägtester Typus — verach»
ten jene anderen, die nicht stolz sind auf ihr gesondertes, in sich geschlossenes
Dasein, dessen vornehmster Wert die „Distanz" allen Dingen gegenüber ist.
Sie sind vom Stamme Lucifers und predigen den Abfall vom zentralen Geiste
des Alls. Diese wiederum werden nie verstanden werden von jenen anderen,
denen es eine Wollust ist, die Schranken fallen zu sehen und selbst nur ein Hauch
zu sein in der großen Einheit des göttlichen Lebens. — Nicht immer mußte es
erst der physische Tod sein, der das Sonderdasein sterben machte. Es hat stets
begnadete Seelen gegeben, die schon mitten im Leben das erreichten, was die
anderen erst im Tode ersehnten; aber sie waren in der Minderzahl, und auch ihnen
wurde nur in Momenten des Schauens das große Ziel enthüllt. Die Romantiker
sind von ihrem Geschlecht; und sie sehnen sich danach, diese höchsten Momente
dauernd zu machen. Wer einmal die Tristan»Töne von Novalis' „Hymnen an
die Nacht" voll auf sich wirken ließ, der versteht jene Liebe, für die der Tag
zu hell ist, weil er die Grenzen der Dinge beleuchtet, die ahnen den geheimen
Sinn der Worte Zacharias Werners:

Stefan von Licht
„ ... es kommt die Zeit — wo alle Menschen
Den Tod erkennen — freudig ihn umarmen,
Und fühlen werden, daß dies Leben nur
Der Liebe Ahnung ist. Der Tod ihr Brautkuß."

Auch unter den Romantikern stand in Schilling ein Philosoph auf, der wie einst Empedokles den Konflikt der Elemente als Leben, ihre Vereinigung als Tod bezeichnete. Aber jene anderen, die Kinder Lucifers, suchen den Konflikt nnd den Kampf. Ganz richtig erkennen sie, daß Leben und Kampf nur zwei Worte für ein und dieselbe Sache sind; und sie lieben das Leben. Sie lieben das Leben mit einerInbrunst, aus der sie ein Schauer derVernichtung anweht, und die romantischen Menschen streben nach Vernichtung ihres Selbst und entdecken in ihr das Geheimnis der Liebe. Zwei Pole, so stehen sie sich gegenüber wie Tag und Nacht, wie kalt und heiß, wie — Leben und Tod. Aber wo Polarität, da ist auch Einheit. Tag und Nacht werden umschlossen von einem größeren Tage, Leben und Tod von einem Leben, das nur für uns sein Antlitz ständig wechselt, das aber unwandelbar hinter der Erscheinung webt, und das wir mit den Romantikern als — Gott bezeichnen wollen.

Stefan von Licht.

Ein U»Boot einen Russendampser griff.
Das war ein Fang, wie lang' er nicht gelungen.
Zur deutschen Küste brachten unsre Iungen
Das mit Granaten vollbeladne Schiff.
Zur selben Zeit sein Friedenslied gesungen
Hat Mister Wilson. War das nur ein Kniff?
Der Vierverband auf seine Note pfiff. —
Hier ist dein Rhodus, Wilson! Ietzt gesprungen!^
Laß den Kongreß die Ausfuhr nur verbieten
Von Sprengstoff, Waffen, Gift, Munition!
Dann horchen Wohl die Franken, Russen Britten
Ganz anders auf der Friedensnoten Ton. —
So aber streiten Taten gegen Worte,
Und sest verschlossen bleibt die Friedenspsorte.

Elfriede Lohmeyer:
Irische Sanger und Helden.
„Alles Unglück kommt von den Frauen", sagt Cambrensis, ein alter irischer
Geschichtsschreiber. Nicht nur an Antonius' Verirrungen und Trojas Untergang,
auch an Irlands Fluch hat die Sage geschickt verstanden, einer Frau die Schuld
zu geben: Mac Murchad, der König von Leinster, liebte die Gemahlin des irischen
Fürsten D'Ruark. Als dieser auf einer Pilgerfahrt weilte, gab die Fürstin Mac
Murchad geheime Zeichen und ließ sich von ihm entführen. Der irische Konig
nahm sich der Sache des betrogenen Gatten an, aber der König von England,
Heinrich II., der sich schon nach einem Grunde zum Streit mit Irland gesehnt
hatte, verfocht die nicht ganz saubere Angelegenheit des Verführers. Seit dieser
Zeit nun hörten die Einmischungen Englands in irische Angelegenheiten nicht
auf, bis schließlich das schwache Nachbarland in Ketten lag. „Für uns ficht
Tugend und Irland, für sie der Sachse — die Schuld."
Das Gefühl der Abhängigkeit lastete natürlich am meisten auf den fein-
fühligsten und hochherzigsten Iren, den ritterlichen Sctngern. Unter ihnen hat
die sagenhafte Gestalt Ossians eine so dauernde Berühmtheit erlangt, daß Mae»
phersen seinen Namen annahm, als er die Gesänge schuf, die zu Goethes
Zeiten die Gemüter in Aufruhr brachten. Da die Barden das Nationalgefühl
weckten und den Haß gegen die Unterdrücker anstachelten, wurden sie natürlich
von den Engländern verfolgt. Singen und Lockentragen wurde den Irländern
verboten. Das waren für den „kaltherzigen Sachsen", wie der Engländer vom
Iren genannt wird, die Symbole der Freiheit und gefühlvollen Schönheit, die er
weder verstand, noch duldete. Glatt gescheitelt und berechnend durchquerte er
das Land, beschnitt die Locken und raubte die Harfen, denen er selber keine Töne
zu entlocken verstand. „Iedes Volk," sagt Thomas Moore, „hat seine wilde und
eigenartige Musik — außer den Engländern." Die Barden führten ein flüch»
tiges Leben, versteckten sich in Höhlen, wie ein Wild vor dem Iäger, aber schön«
Frauen flohen mit ihnen, und die Liebe des Volkes schützte sie. Auch ohne ihre
eigenen Harfen konnten sie noch mit ihrem Liede den Funken der Begeisterung
entzünden; denn in jedem gastlichen irischen Hause hing in der Halle das geheiligte
Instrument, und der Obdach suchende Fremdling wurde je mehr geehrt, je mäch»
tiger er die Saiten zu schlagen verstand. Rührende Sagen sind überliefert, wie
von dem knabenhaften Barden, der, nachdem er für die Freiheit zu Tode ver-
wundet ist, die Harfe zerbricht, damit sie nicht in die Hände der Feinde kommt, und
von der Harfe in Taras Halle, deren Lied verstummt ist, bis die Freiheit Irlands
sie auferweckt, und die nur einen Iammerten erklingen läßt, jedesmal, wenn ein
Herz vor Leid über Irlands Sklaventum bricht. Aber die Iren sind ein lebens»

durstiges, flatterhaftes Volk, so vergessen auch die Sänger zuweilen die Not des Vaterlandes und feiern Liebe und Wein, aber unbewußt lastet sie selbst in glüek» lichen Stunden auf ihnen, und aus ihren berauschten Gesängen klingen Untertöne von tiefer Traurigkeit. Doch hat man die Liederworte dieser alten irischen Dichter vergessen und vernichtet, was geblieben, ist meistens nur die Überlieferung und die Musik.

So kam es, daß, wie Thomas Moore meint, „die Musik das einzige ist, wozu die Engländer uns geruhen für befähigt zu halten," er selber aber war dazu berufen, diese hochmütige Unterschätzung Lügen zu strafen. Zwar kann man ihn nicht den Sänger der Freiheit im Körner'schen Sinne nennen, er weihte ihr nicht schon in jungen Iahren einzig Lied und Leben. Liebe, Tapferkeit und Witz nennt er die hervorragendsten irischen Eigenschaften, und von den dreien war die Tapferkeit bei ihm wohl am wenigsten ausgeprägt, hielt er doch die Vorsicht zuweilen für deren besten Teil.

In seiner Studienzeit, die auf eine Periode großer englischer Grausamkeit folgte, gährte unter den Dubliner Studenten eine starke Bewegung gegen die unerträglichen Unterdrücker. Obwohl Moore natürlich mit seinem empfänglichen Gemüt sehr davon beeinflußt wurde, beschränkt er sich doch auf das Spielen revolutionärer Weisen und auf gelegentliä)« anonyme gewagte Artikel. So verstand er seine Persönlichfeit von jeder freiheitlichen Vereinigung fernzuhalten und sich vor allen geheimen Intrigen zu hüten. So daß er bei dem Gesinnungs» eramen, dem englische Beamte die Studenten unterzogen, für unschuldig erklärt wurde, und nicht, wie viele seiner Freunde/herausgeworfen. Er schonte sich, wie er sich später entschuldigt, mit Rücksicht auf seine Mutter. Er lebte denn auch seinen Studien und Freuden und schien sogar spater auf der Märcheninsel Bermudas in Blumen und Schönheit sein Vaterland zu vergessen. Als er sich aber anschickte, die neuen Eindrücke im Gesange widerzuspiegeln, weiß er den erotischen Begebenheiten nur dann warmes Leben einzuflößen, wenn er sie in Beziehung zu dem Schicksal seiner Heimat bringen kann.

Als er zurückkehrte, wirkte in ihm die heimatliche Not aufs neue, weihten der Schmerz ums Vaterland und die Bewunderung für einen Helden ihn zum Dichter. Robert Emmet war ein Studienfreund Moores gewesen, dessen edler Charakter und flammende Beredsamkeit auf die Studenten einen solchen Eindruck ausgeübt hatten, daß die Universität vergebens versuchte, dem entgegenzuwirken. So zart und beinahe weiblich sein Wesen war, zeichnete ihn doch ein eiserner Wille aus. Er bereitete eine allgemeine Aufstandsbewegung vor, bewog die französische Regierung zu dem Versprechen, ein Hilfskorps zu senden, und errichtete heimlich in Privatgebäuden eine Anzahl von Pulverfabriken. Aber ein ähnlicher Unstern, wie der, der über der Landung Casements schwebte, ließ auch diese irische Freiheitsbewegung mißglücken. Es entstand eine Erplosion in einem der ver» steckten Munitionsschober und zeigte den ahnungslosen englischen Regierungs»

beamten, daß sie auf einem Vulkan geschlafen hatten. Emmet sah ein, daß er jetzt sofort und ohne französische Unterstützung vorgehen müsse. Wie bei dem letzten Aufstand, handelte es sich vor allen Dingen darum, das Regierungsgebäude zu gewinnen, aber da zeigte sich die irische Wankelmütigkeit. Immer weniger Freiheitshelden wurden es, die ihm auf dem Todesweg folgten. Als er mit den paar Getreuen ankam, gelang es ihm natürlich nicht, den Tyrannensitz zu nehme». Unerklärlicherweise glückte ihm trotzdem die Flucht in ein sicheres Versteck; aber nun beging er eine Handlung, die ihm zwar den Untergang brachte, ihn aber mehr zum Nationalhelden erhob, als sein Kampf gegen die Unterdrücker. Er schlich sich nach Dublin, um von seiner Braut Abschied zu nehmen, hierbei wurde er gefangen genommen und zum Tode durch den Strang und das Beil verurteilt. Die Gerichtsverhandlung erinnert in erschütternder Weise an Sir Roger Casements letztes Verhör: beide sind in dem Bewußtsein, daß sie keine Schuld auf sich geladen haben, indem sie ihr Volk von der blutigen Unterdrückung eines Fremden befreien wollten. Beide halten eine Verteidigungsrede, ohne jedes Pathos im Angesicht des Todes in eiserner Ruhe, und stellen mit hinreißender Beredsamkeit die geschicht» liche und politische Grundlage ihres Handelns fest. Emmet legte sich mit unerschütterlichem Mut selbst den Strick um den Hals. Als Casement von seinem Todesurteil hörte, machte es scheinbar wenig Eindruck auf ihn, er schrieb den ganzen Tag. Und da bei der Gerichtsverhandlung das Urteil verlesen wurde, lächelte er sogar, um seine Freunde zu beruhigen. Die Hauptsache ist ihnen nicht, daß ihr Leben erhalten bleibt, sondern daß die Idee der irischen Freiheit durch ihre Taten und Worte leuchtend und klar bestehen bleibt. Und beiden ist das Wunder gelungen, selbst die englischen Berichterstatter in ihren Bann zu schlagen. Ein englischer Korrespondent sagt von Robert Emmet, daß er noch nie einen Menschen so habe sterben sehen, und der des „Manchester Guardian" staunt über die unglaubliche Entrücktheit, die Easement bis zu seinem Ende bewahrte. Leider vergessen aber beide Berichterstatter, den Schluß aus ihren Beobachtungen zu ziehen, daß es keine schlechte Sache sein kann, für die man so heldenmütig stirbt. Erfreulich war das Verhalten Shaws, der im letzten Augenblick für den Landsmann Partei nahm. Da er aber vorher nie sonderlich für die irische Sache eingetreten ist, hat man das Gefühl, daß sein Einspruch, ebenso wie sein reichlich spätes Eintreten für deutsche Kultur, nur aus seinem Oppositionsdrang entsprang, der ja alle seine Schriften charakterisiert.

Thomas Moore hat sich nicht zur Rettung seines Freundes aufgeworfen, er ließ aber die Eindrücke tief auf sein empfängliches Gemüt wirken. Sofort offenkundig als Sänger des Freiheitskrieges anfzutreten, war unmöglich für ibn. Das verbot sowohl die Zensur, als der sterbende Emmet selbst, der von der Nachwelt erbeten hatte, daß man schweige über ihn, bis eine Zeit gekommen wäre, in der man ihn verstehen würde. Nun, diese wird jetzt wohl für die Iren und das gerecht denkende Ausland gekommen sein. Denn da man die Polypennatur

Englands durchschaut, so versteht man auch den Helden, der sein Volk aus ihrer Umklammerung retten will. Zu warten, bis auch der Engländer einen Nicht» engländer versteht, dürfte wohl zwecklos sein.
Es wurde Moore der Auftrag gegeben, Liederterte für irische Melodien zu verfassen, die teilweise ganz alten Ursprungs, teilweise aber aus der seelischen Erregung der letzten Unruhen entstanden waren. Es war ihm also, was die Form betrifft, eine Grenze gegeben, dem Inhalt nach nur insofern, als sie ihn vor jedem fremden Mißton bewahrten. Denn nach seinem eigenen Zeugnis findet man in der Musik alle Regungen der irischen Volksseele: Trotz gegen die Unter- drücker, Sehnsucht nach Freiheit, wilde Leidenschaft, die in Weichheit erstirbt, die Sorgen eines Augenblicks, die sich auflösen in der Lust des nächsten, kurz, eine Verschmelzung von llbermut und Traurigkeit, wie sie lebhaften Naturen eigen ist, welche die Ketten abschütteln wollen, die auf ihnen lasten. Manchmals fühlt sich Moore beim Anhören einer Weise sogar gezwungen, an ein bestimmtes Ereig- nis der heimatlichen Geschichte zu denken, wie an den Zug der irischen Truppen, welche Karl I. zu Hilfe kamen, und die sich während ihres Marsches gerade noch soviel der Leiden erinnerten, die sie unter ihm erduldet hatten, „daß sie ein Gefühl von der Großmut ihrer Tat durchdrang". Eine nicht unähnliche „Großmut" begehen die heutigen Iren, die sich als Freiwillige in die englische Armee ein» gestellt haben. Nur daß wir, und sicher auch die Engländer, es von einem geknechteten Volke eher als eine große Dummheit und Würdelosigkeit empfin» den, daß es sich für seine Peiniger opfert. Das Sammeln von glühenden Kohlen hat ihnen bei den Engländern nämlich nie etwas genutzt.
Das Auf und Ab der Stimmungen, welches die Musik andeutet, hat Moore in Verse gezaubert. Er schwelgt in höchstem Liebesglück, und es befällt ihn plötz- lich eine dumpfe Traurigkeit:

„O glaub' nicht, mein Geist sei stets so beschwingt,
„So frei wie heut von Kummer und Pein,
„Noch wähne, mein freudiges Lachen dringt
„Dir morgen noch warm ins Herze hinein*)."

Er preist die Anmut der irischen Frauen und kann es nicht lassen, eine höhnische Bemerkung über die englischen einzufügen. In England würde die Schönheit bewacht von einem Drachen der Prüderie, der in Rufweite lagerte, und wenn der Drache einmal schliefe, so sei sie schutzlos. Er besingt den eigenartigen Reiz der Heimatinseln, ihre geisterhaften Seen, ihre Klippen, die aus Myrrhenbüschen heraussehen, wie eine stolz? Kriegerstirn, die die Liebe geschmückt hat, die feuchte Luft, die einen Schleier über die Landschaft webt und die Farben harmonischer und die Düfte würziger macht. Aber auch hierbei wird ihm kein reiner Genuß:

*> Eigene Übersetzung.

„Und wenn sein grüner Strand
„So hold Dein Aug' erreicht,
„Stolz auf Dein liebes Land
„Dir in das Herze schleicht.
„Nein, Gram kommt ungesucht,
„Der selbst den Stolz erdrückt,
„Daß Menschen so verflucht,
„Was Gott so herrlich schmückt."
und wenn er seine Liebste auf die Wellen lockt, so seufzt er, daß das Meer der einzige Ort ist, wo er frei sei, das Land aber für Ketten und Höfe geschaffen. Überläßt er sich wirklich einmal dem Glück, so überstürzt er sich: schnell, wir haben nur einen Augenblick! Wie ein Trinker, der sich hastig dem Rausch hingibt, weil er weiß, daß ein trauriger Morgen auf ihn wartet. In den Kampfliedern fühlt man nicht die stolze Freude auf den Sieg in der Feldschlacht, sondern den Verzweiflungsruf der Aufrührer, die machtlos gegen die Schar der Unterdrücker anrennen, weil sie lieber sterben als in Ketten liegen wollen:
„Denn bedenk, es kann das Leben
„Nur dem Freien Güter geben."
Die Liebeslieder benutzt er oft, um unter ihrem Deckmantel nationalen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. In Beteuerungen eines irischen Landmannes gegen seine Geliebte kleidet er seine Anhänglichkeit an die verfolgte katholische Kirche in Irland, die er, obwohl ihre Rivalin geehrt wird und Gold deren Stirne schmückt, in ihrer Einsamkeit und Nerfemtheit nicht verläßt. Obwohl die Freunde der Bevorzugten Herren sind und ihre nur Sklaven, so will er doch lieber kalt in der Erde liegen als seine Gedanken von ihr wenden. In Liebesangelegenheiten kennt er hingegen keine religiösen Skrupel. Ein ketzerischer schmeckt ihm ebenso als ein mehr „orthodorer Kuß". Auch die Lieder an sein Land „Erin" muten wie Liebesgedichte an. Immer wieder wird der Gedanke an die Treue im Unglück ausgesprochen :
„Vergessen? Dich? Solang' ich lebe,
„Für Dich, Verlass'ne, mein Herzblut ich gebe.
„Mir teurer in Schmerzen, Dunkelheit, Regen
„Bist Du als die Welt im sonnigsten Segen."
Zur Verschleierung seiner patriotischen Empfindungen dienen ihm auch Ver» gleiche mit der Geschichte anderer Völker. So erinnert ihn das Los seiner Landsleute an das der Iuden im Eril, dieselbe Knechtung und Verachtung, dieselbe Sehnsucht. Nur einen Unterschied gibt es, die Iuden wurden ja befreit, sie hatten ihre Rache. Nun schwelgt er ordentlich in der Rache Gottes, die diu stolze „Königin der Städte" zerstörte. So konnte man ihm keinen Ausbruch gegen

England, gegen London, vorwerfen, und seinem innersten Bedürfnis, die Gefühle auszutoben, hat er doch Genüge getan — und man verstand ihn.
Beklagt er das Schicksal dessen, der in ihm die heilige Flamme zuerst ent» zündete, Robert Emmets, so entsteht das Tiefste und Reinste, was seine Seele zu geben vermag. Dem letzten Wunsch des Helden gibt er poetische Verklärung in den Versen:
„O haucht nicht den Namen, im Dunkel er ruht,
„So kalt und so schmucklos, mein Streiter, wie Du.
„Und still rinnt die Träne und scheu vor der Welt,
„Wie der Tau des Nachts auf Dein Heldengrab fällt."
Die Braut Emmets mußte sich im Auslande in einem englisch gesinnten Kreise aufhalten und starb dort aus Kummer. Sie wurde zur Nationalheldin Irlands durch ihr tragisches Geschick, das so eng mit dem ihres Landes verwoben ist, und durch Moores Lied:
„Fern von dem einsamen Heidegrab
„Lebt des Helden Liebste, — umworben.
„Sie wendet sich kalt von den Schmachtenden ab,
„Ihr Herz ist mit seinem gestorben "
Als Moore sich eine der Melodien vorspielte, um die Anregung für den geeigneten Tert zu empfangen, sah er plötzlich ein Bild aus seiner Iugend vor sich: er selber sitzt als Siebzehnjähriger am Klavier und spielt dieselbe Weise, als der hinter ihm sitzende Emmet plötzlich aus seiner Träumerei aufschreckt und ruft: „O, wäre ich an der Spitze von zwanzigtausend Mann, die nach dieser Melodie marschieren". Und bei dem Gedanken an den Gegensatz zwischen Emmets Mär» tyrertat und der Wankelmütigkeit seiner damaligen Landsleute schuf er ein wuchtiges Lied, indem er den Iren zuruft, sich der alten Tage zu erinnern.
Wie die Sage geht, daß Fischer zuweilen im Grunde eines irischen Sees die Schönheit einer untergegangenen Stadt erblicken können, so steigt in ihm manch« mal aus der Tiefe Irlands Bild in Freiheit und Herrlichkeit empor. Er gibt sich hier den Anschein, einen alten Helden, Malachi, zu besingen, wie er oft historische Begebenheiten erzählt, wiederum, weil er dabei seinen Empfindungen freieren Lauf lassen kann, wie in den Worten: „Der Feind, den wir hassen, steht vor uns", oder „eh' das Iuwel der westlichen Welt schmückte die Krone des Fremden".
In einigen der Lieder kann man jedoch deutlich den Bezug auf politische Tages» strömungen erkennen. Spanien hatte mit viel Begeisterung seine Revolution ins Werk gesetzt, und die Iren hofften, daß die Verwirklichung der spanischen Ideen nicht ohne Einfluß auf ihr Schicksal bleiben würde. Moore jubelt in heller Hoffnung, daß der Geist der Freiheit sich nicht nur in Spanien festsetzen würde, sondern wie ein Sturm aus Westen nach Irland wehen:

„O, Erin, es weicht der Wintersturm jetzt,
„Und die Hoffnung, die durchhielt, die blüht noch zuletzt."
Aber nachdem des Dichters Herz in so freudiger Erwartung gebrannt hat, fühlt er beim Erlöschen der Hoffnung die Dunkelheit doppelt. Wohl aus dieser Zeit mögen solche Ausdrücke voll Hamlet'scher Lebensauffassung stammen, wie:
„Wär' Tod das Tor zu hellen Welten,
„Wer möcht' in dieser Sklave sein!"
Er streitet Erin die Lebenskraft ab, es wächst noch, aber es blüht nicht mehr. Ia, der Stempel des Sklaventums sei ihm zu fest auf die Stirn gedrückt, als daß es sie selbst im Glück wieder hoch tragen könnte. So harte und lieblose Worte spricht er zu dem, was doch sein höchstes Heiligtum ist. Das ist nur dadurch zu erklären, daß seine Landsleute durch ihren Mangel an einheitlicher Gesinnung ihn zur Verzweiflung gebracht haben. Sollen sich doch jetzt in Amerika die Iren in drei Gruppen teilen, erstens die, welche auf Deutschlands Sieg hoffen, zweitens die völlig Neutralen, und drittens die, welche sich auf die Seite der Engländer stellen! „Denn," sagt Moore, „während eure Tyrannen sich verbanden, um zu hassen, schlosset ihr euch nie zusammen, um zu lieben." Vor der weinenden Erin taucht das Haupt des Unfriedens empor. Und als sie die Erscheinung fragt, wann deren Macht einmal enden wird, antwortet die Uneinigkeit: „Nie!"
Wenn man an die oben erwähnten Aussprüche gegen England denkt, welche wohl am heftigsten in der Stelle werden:
„Es ruft die sonnige Welle: sieh,
„Ob den Tod unter Lächeln wir tragen,
„Wir sind nicht so kalt, so falsch nicht wie die,
„So lächelnd dein Hoffen erschlagen",
so überrascht er doch manchmal durch die sentimentale Auffassung, die er von den Engländern hat. Der Barde, heißt es in einem Liede, soll so rührend singen, daß selbst der Kerkermeister weint, wenn er seines Gefangenen Stimme hört. Dder bezugnehmend auf die spanische Erhebung „und vergib selbst Albion, das errötend schließlich sein Schwert für die Freiheit ziehen wird". Man stelle sich John Bull weinend und errötend vor! Am meisten aber setzt er in Erstannen, wenn er sein Lied zum Lobe englischer Fürsten ertönen läßt, wie in „Meines Prinzen Tag". Er erinnert den Prinzen von Wales daran, daß die Iren, wenn man ihnen nur etwas Freiheit gönne, die treuesten Untertanen sein würden, die sofort für England kämpfen. Und wenn auch wenig Licht in ihrem Herzen wäre, so müsse es sich doch erhellen an ihres Prinzen Tage. Wie kann man England so oft seinen Feind nennen, und dann solche Speichelleckerei für seinen Kron-

prinzen zutage bringen. Erst „Freiheit oder Tod", und nun, wie man von den Mecklenburgern seinerzeit sagte: „Sie wollen die Revolution, aber mit dem Großherzog." Doch diese zahme Auffassung kommt sicher mehr aus Moores Herzen, als die radikale Opposition, die sich in den übrigen Liedern spiegelt, und zu der ihn wohl mehr die Musik hingerissen hat. Er war keine Brandnatur.
In Wirklichkeit empfand er England nicht nur als den fremden Unterdrücker, sondern als das Land, zu dem er gehörte, wenn er auch als Mitglied der Whig-rartei viel an der bestehenden Regierung auszusetzen hatte.
Den größten Haß warf er auf den Prinzregenten, der erst den Iren viel versprochen und auch Moore in seinem Palast empfangen hatte, und sie nach-her schmählich im Stich ließ. Auf ihn verfaßte er die Verse, die Byron für Moores beste hält, und die mit der deutlichen Zeile enden:
„Haß macht dich nicht so schlecht,
„Als Schande und Schuld dich schufen!"
Man mußte bei dem blutrünstigen Fürsten schon etwas deutlich werden. Denn Moore hatte einmal in einer Satire dessen täglichen Fühstückstisch beschrieben:
„Und auf dem Tisch lag Brot und Toast,
„Ein Todesurteil — Morgenpost."
Darüber hatte sich der hohe Herr nur so gefreut, daß er diesen stolzen Beweis seiner Kaltblütigkeit überall zitierte.
Den Stachel des Witzes hat Moore überhaupt öfter geführt, als das blanke Schwert des Hasses, denn die leichte Waffe war ungefährlicher. Die Veröffent» lichung der „Irischen Melodien" hat ihm nämlich manche Aufregung bereitet.
Er verteidigte sich gegen die Angriffe der „Morningpost", welche die Lieder als schädlich brandmarkte, mit der Beteuerung, daß er das Werk nicht geschaffen habe, um die unwissende Menge aufzustacheln, sondern daß man es finden würde auf den Pianos der Vornehmen, denen eine kleine Airfmunterung ihres National» gefühls nichts schaden würde. Und wenn „andere" sich darüber aufregten, so schade es auch nichts, vielleicht könne man von ihrer Furcht mehr erlangen, als je von ihrem Gerechtigkeitssinn zu erwarten gewesen wäre. Es war sehr nötig, daß er die Absicht, eine revolutionäre Bewegung hervorrufen zu wollen, abstritt, denn schon munkelte man, daß das Erscheinen einer neuen Serie irischer Melodien verboten wäre.
Wenn damals sogar die Zensur aufhorchte, so kann man sich denken, daß selbst, wenn heutzutage Lieder der Trauer um den getöteten Nationalhelden ent» ständen, sie nicht an das Ohr der Öffentlichkeit gelangen würden. So mag denn wiederum Moore an Sir Roger Casements Richtstatt das irische Volk versammeln und dem Märtyrer der Freiheit das Requiem singen:

Zur Philosophie des Magens Felix Freudenthal

„Vergeßt nicht den Ort, da getroffen
„Ward Irlands letzter Held.
„Er starb, und unser Hoffen
„Sank auch auf das Todesfeld.
„Und ob in fernsten Zeiten
„Der Sieger gerühmt auch sei,
„Verflucht ist das Todesschreiten
„Über Herzen, die einstmals frei.
„Weit teurer ist das Grab fürwahr,
„Drin Treue den Helden gebettet,
„Denn die Trophäen, die die Henkerschar
„Aus der Freiheit Trümmer gerettet."

Felix Freudenthal:

Zur Philosophie des Magens.

Wäre der Sat z unbedingt richtig, daß die Liebe des Mannes durch den Magen geht, so müßte jetzt Mitteleuropa, dank dem ebenso raffinierten wie feigen Aushungerungssystem unserer brutalen Vettern von jenseits des Kanals, der Schauplatz einer Menge von Ehezwistigkoiten sein. Doch gerade das Gegenteil ist eingetreten. Ie mehr der gewissenlose Feind unseren Frauen und Kindern selbst die wichtigsten und unentbehrlichsten Lebensmittel zu entziehen sich bemüht, um so inniger und fester hülten die Ehegatten zusammen, jeder aufs eifrigste bemüht, dem andern die Sorge um das tägliche Brot abzunehmen und lieber selbst zu darben, als den Familienangehörigen ein« für ihr Wohlbefinden notwendige Mahlzeit zu kürzen. Doch vom eigentlichen Darben sind wir noch, Gott Lob, meilenweit entfernt; auch dürfte es dazu im Hinblick auf die neueren Organa sationsmaßregeln der Reichsregierung, in Verbindung mit dem genügsamen, auf unerschütterliches Durchhalten gerichteten C<inn aller Bevo,lkerunasklassen, selbst wenn der Krieg noch Iahre dauern sollte, in Deutschland niemals kommen.

Freilich, Delikatessen haben wir uns allmählich abgewöhnt; wir haben unseren Appetit neuorientiert, wobei wir mit Überraschung wahrnehmen, daß Kartoffeln und Brot, Tagesgemüsen und Abendsuppen selbst die verwöhntesten Gaumen sich anbequemen, vorausgesetzt, daß in letztere Gerichte einig« Abwechselung gebracht wird und es unseren braven Hausfrauen gelingt, durch allerhand Zusätze und

Erfindungen die Tischgenossen in Erstaunen zu setzen. Gewiß, wir alle, die wir notgedrungen zu Hause geblieben, fühlen uns doch mehr oder minder als Kriegs-teilnehmer. Wir tragen die verschiedensten uns auferlegten Einschränkungen mit verständnisvoller Ruhe und philosophischem Gleichmut, auch wenn wir durch die neue Lebensweise an Körperschwere (für viele kein Unglück weiter^ nicht unbedeutend abnehmen und die herkömmlichen gesellschaftlichen Abfütterungen frugalen Zusammenkünften nach dem Abendessen Platz gemacht haben. Die Gewohnheit ist ja bekanntlich unsere Amme, und wenn erst derartige Verhältnisse länger als ein Iahr andauern, haben sich unsere Verdauungsorgane mit der Blockadeverpflegung völlig abgefunden. Entfettungskuren in Marienbad und Mühlbrunnenpromenaden in Karlsbad werden nicht mehr so notwendig werden wie in normalen Zeiten, und wir nähern uns immer mehr den Idealen der Sozialdemokratie, daß arm und reich, hoch und niedrig, Gräfin und Kammer-jungfer die staatlich vorgeschriebenen und polizeilich überwachten Sättigungs» mittel in gleicher Quantität und Qualität zugewiesen erhalten. Die General-probe ist bereits durch das klug erdachte Kartensystem auf Liter und Gramm von Obrigkeitswegen gemacht, und da sie auffallend gut ausgefallen, bedarf es gar nicht vieler Umstände, um diese Neuorganisierung, müßte es sein, auch für die spätere Friedenszoit beizubehalten. Würde Bebel dies erlebt haben, so wäre er gewiß der Erste gewesen, der solcher Art Massenspeisung, wenn auch nicht den Butter», Eier- und Fleischpolonaisen, seinen vollen Beifall gespendet hätte. Daß wir trotz der dunklen Erinnerung an reichere Verpflegung im allgemeinen zu einer überaus milden und freundlichen Auffassung der jetzigen Sättigungsmethode neigen, mag wohl auch an der Einschränkung des Fleischverbrauchs liegen. Ist es doch längst erwiesen, daß die Vegetarianer gesünder und kräftiger, von sanf» terer und versöhnlicherer Denkungsart im bürgerlichen Leben sind, als ihre das Hauptgewicht auf Roastbeef und Lendenbraten, Wild und Geflügel legenden Gegner. Und wenn es allzu sehr an materiellen Stoffen fehlt, so ist es bei den als so barbarisch verschrieenen „Hunnen" von jeher üblich, sich mit geistiger Nahrung durchzuhelfen; hat doch schon die Lektüre eines spannenden Romans oder das ernste Studium eines gelehrten Werkes das leibliche Hungergefühl in überraschender Weise beseitigt. Daß bei uns die Mahlzeiten und deren Zubereitung wirklich nie die Rolle gespielt haben, wie in den feindlichen Landen, ergibt sich schon daraus, daß eine so erhebliche Zahl von Nahrungs» und Genuß» mitteln, in Ermangelung deutscher Ausdrücke, der französischen, englischen oder italienischen Küche entlehnt sind, und wenn wir uns besonders fein ausdrücken wollen, so muß das Mittags» oder Abendessen schon mit Diner oder Souper be-zeichnet werden, als ob den gereichten Gängen damit eine außergewöhnliche Vor» nehmheit verliehen würde. Hoffentlich wird der jetzige Krieg, wie mit so vielen anderen Nachäffereien, auch mit jenen Torheiten aufräumen und selbst in den besten Speisewirtschaften — dem Wort Restaurant werden wir auch keine Träne

nachweinen — eine deutsche Speisefolge uns die Gewißheit verschaffen, daß wir das Ausland für unsere Namensgebung recht gut entbehren können. Der Vorwurf, daß wir in der langen Friedensepoche und namentlich in dem Iahrzehnt vor Ausbruch des Weltbrandes allzu üppig gelebt und dafiir gewissermaßen die Strafe des Himmels in Gestalt der hoffentlich nicht noch sieben mageren Iahre auf uns heraufbeschworen, ist im wesentlichen unbegründet. Mögen wohl hier und da gewisse Kreise mit bevorzugten Mitgliedern der Halbwelt geschlemmt und gepraßt haben, das deutsche Volk selbst ist davon nie berührt worden, hat auch nie anders gewirtschaftet, als es seiner urgesunden, maßvollen und genügsamen Denkungsart angemessen schien. Daß infolge erheblicher Gewinne, höheren Einkommens und gesteigerter Löhne Hand in Hand mit der eine reichlichere Kost beanspruchenden Arbeits» und Kraftaufwendung naturgemäß die Lebenshaltung bei uns allgemein sich gebessert, daß selbst den tiefsten Bevölkerungsschichten ein be» scheidenes Maß von Behaglichkeit zuteil wurde, berechtigt doch niemand, uns mit Kapuzinerpredigten von Völlerei und Überernährung zu behelligen. Vergleichen wir unsere Lebensweise mit der anderer Kulturvölker, bei denen wie in Frank» reich Weißbrot und Wein, wie in Italien Süßigkeiten und Näschereien, oder wie in England teure Fleisch- und Fischgerichte auf dem täglichen Tisch nie schien dürfen, so kommt jeder Unparteiische zu dem Ergebnis, daß wir verhältnismäßig noch die geringsten Ansprüche stellen. Interessant ist gerade jetzt die Beobachtung, daß die wohlhabenderen und verwöhnteren Personen, von Ausnahmen selbstredend abgesehen, sich mit der einfachen und einförmigen Kriegskost schneller und williger abgefunden haben, als manche andere soziale Schicht, die im Frieden mindestens so dürftig lebte wie gegenwärtig unter dem Zwang der bestehenden Verhältnisse. Das hängt zweifellos mit der höheren Bildung, mit der stärkeren Willenskraft und der umfassenderen Intelligenz zusammen, die in jedem Augenblick unseres entscheidenden Eristenzkampfes daran erinnern, daß ohne Murren selbst die härtesten Ent« behrungen ertragen werden müssen, um der vielen heimtückischen Gegner Herr zu werden.

Wie viele recht vermögende Damen tragen Bedenken, für eine Gans oder ein Huhn, für Schokolade oder sonstige Süßigkeiten gradezu erstaunliche Phantasie preise anzulegen, wogegen recht häufig bemerkt werden kann, wie junge Arbeits. bürschlein, gutbezahlte Arbeiterinnen in neu entstandenen Fabriken und manche plötzlich zu Geld gelangte Handwerkerfrau ohne weiteres die ihnen für jene Dinge abverlangten Summen bezahlen. Natürlich spielt dabei der Reiz der Neuheit, der Wunsch, sich auch einmal etwas leisten und die höheren Klassen sogar übertrump» fen zu können, keine unwesentliche Rolle.

Noch nie ist im Deutschen Reich so oft über das Essen gesprochen worden als gegenwärtig. Die alten Germanen, denen bekanntlich das Trinken weit näher lag, würden darüber nicht wenig erzürnt sein. Bald beklagt sich einer, daß die Schuld an der schmäleren Kost die vielen hunderttausende Kriegsgefangene träfe,

welche wir noch dazu mit gradezu rührender Aufmerksamkeit mit durchzufuttern
hätten, bald beschwert sich jemand über das Brot oder die Kattoffeln, die zu aller»
hand Indiskretionen des Darms und anderer Organe führen, wodurch er gesell»
schaftsunfähig werde, bald hält ein dritter den bedauernswerten Herrn von
Batocki für einen unfähigen Mann, weil es ihm noch nicht gelungen sei,
die langentbehrten saftigen Beefsteaks mit fettriefenden Bratkattoffeln auf den
Herd des Querulanten zu zaubern.

Ia, hätte man ihn, den Rentier Schulze, an die Spitze des Kriegsernährungs-
amts gestellt, so sähe die Sache ganz anders aus. Er würde auf jedem Dache
einen Gemüsegatten anlegen, die Vorgärten in Hühnerställe, die öffentlichen An»
lagen in Weideplätze für Rindvieh und Schafe verwandeln, sogar in den Blumen»
kästen auf den Balkons und in den Veranden müßten Radieschen, Schnittlauch.
Rettige und ähnliche nützliche Dinge gepflanzt werden. Derartig« Weisheiten
kann man alle Tage hören, und wie sind erst alle Provinzen und Ländchen, die
früher nicht genug der Plumpheit und Schwerfälligkeit ihrer Bewohner wegen
verlacht und verspottet wurden, im Wette gestiegen. Glücklich, wer in jenen
gesegneten Himmelsstrichen, in Mecklenburg, Holstein oder Pommern eine liebe
Tante besitzt, die den angeblich verhungernden Berliner Neffen unter kühner
Umgehung etwaiger Ausfuhrverbote mtt Speck und Butter, mit Käse oder gar
mit Eiern versorgt. Und wie beneiden wir die Einwohner Belgiens, die unter
der „barbarischen" Boches»Verwaltung noch im Vollgenuß aller eßbaren Güter
sein sollen, die unbestritten zur menschlichen Zufriedenheit gehören. Nun, wir
haben das Warten gelernt, und wer sich geduldet, erreicht schließlich auch das
Ziel. Wir heißen ja nicht umsonst die deutschen Michel. Einmal muß es doch
wieder Frieden werden, und dann dürften wir hoffentlich bald Gelegenheit finden,
uns an einen wohlbesetzten Speisetisch zu setzen, ohne den Herren Fleischer- und
Bäckermeistern für jeden Bissen dankbar zu sein.

Dann werden wir den Rest der zahllosen Butter», Milch», Eier» und sonstiger
Karten als heiliges Vermächtnis unseren spätesten Enkeln hinterlassen, mit der
wohlbegründeten Warnung, gegen die lieben Nachbarn stets auf der Hut zu sein,
immer für gefüllte Speisekammern zu sorgen, und einer neuen Einkreisung bei-
zeiten zu begegnen. In den ersten vier Wochen nach Friedensschluß werden
die besten Geschäfte zweifellos unsere — Magenärzte machen. Denn selbst die
kühnste Phantasie vermag sich nicht auszumalen, was nach Aufhebung der Mund-
sperre an allerhand entbehrten Lieblingsspeisen nnd -Gerichten verschlungen werden
wird. Ieder Deutsche hat im Laufe des langen Feldzugs im Durchschnitt min-
destens fünf, wahrscheinlich weit mehr Pfund an Gewicht verloren. Es gilt also
gegen zweihundert Millionen Kilo kostbares Menschenfleisch zu ersetzen. Dazu
muß es, selbst wenn der vaterländische Ackerbau nebst Viehzucht noch so gesteigert
wird, gewaltiger Zufuhren aus den neutral gebliebenen Ländern bedürfen, und
diese haben im eigensten Interesse allen Grund, sich mit der Frau Germania

gut zu verhalten. Unseren Hauptfeinden und Schürern des Weltenbrandes, den Bewohnern des perfiden Albion, rufen wir aber zum Schluß zu:

Nichts helfen euch die schwarzen Listen,
Verleumdung nichts, und nichts Verrat.
Mit Unrecht nennt ihr euch noch Christen,
Nach unerhörter Freveltat.
Die Grube, die ihr uns gegraben,
Ihr fallt zum Schluß noch selbst hinein:
Sollt ihr dann nichts zu essen haben,
Gerecht wird die Vergeltung sein!

Hans Franke:

Angriff.

Sie rannten an in dichten Reihn
und sanken schon . . So fällt ein Stein.
Sie lagen dicht in Gras und Tau.
Die Hände suchten den Verhau . . .
O, unsre Flinten waren gut!
Und aus den Lüften rast die Glut
und schrie und sang.
Wie hohl das klang!
Doch wieder — schneller — kamen sie,
und rissen sich in Nacht und Tod.
Die Augen stier . . . Den Mund in Wut
Aus Brust und Stirne strömte Blut.
Bis in den frühen Nachmittag:
Bald Ansturm und bald Atemholen.
Erst mit der Dämmrung Schattenhauch
kam Schweigen lels auf zarten Sohlen. —
So ward es Nacht. Man späht und harrt.
Ein Schatten schleicht, der Sinne narrt. . .
Ein Raunen ist. . . .
Ein Rufen!
„Wo?"
Die Finger krampfen das Gewehr.
„Sie kommen!!"
Tote . . .? Stürmen die?
Die schlafen still und starr und schwer . . .

Hans von Hülsen Ein Solo

Hans von Hülsen:

Ein Solo. Novelle.

Schluß.

Dritter Teil.

Die bunt zusammengesetzte Tischgesellschaft der Pension „Heimdall" erhob sich vom Lunch. Monsieur de Caparour verbeugte sich vor Inge und ging auf sei« Zimmer, denn er wollte mit dem nächsten Dampfboot nach Kopenhagen fahren. Peter TiNanen blieb an Inges Seite und ging mit ihr über die Veranda, die i» blendender Sonnenglut lag. Barlösius hörte dem Professor Sörgensen zu, der seine bei Tisch begonnenen Auseinandersetzungen über die Schleimtiere und Algen der dänischen Gewässer fortsetzte.

In wolkenlosem Blau erstrahlte der Himmel, der Sund war leicht gekräuselt von einem kaum spürbaren Nordwind. Fern leuchtete die grüne schwedische Küste in der Sonne, ein schmaler Streifen.

Inge ließ sich in einen Liegestuhl fallen, der auf der Terrasse stand, und sagte zu Peter TiNanen:

„Rudern Sie heut wieder?"

Er strich die blonde Haarsträhne aus der Stirn, die immer wieder hineinfiel:

„Wenn Sie mir wieder das Vergnügen machen wollen, gnädige Frau?"

sagte er und sah 1le mit seinen blauen Augen an.

Sie lachte, denn er kam ihr in diesem Augenblick vor wie ein großer täppischer Hund.

„Aon, Hlunsieur. aujour 6'dui je lue proiuHllk aveo mou n»kri."

Sie liebte es, ihn zu necken, denn er verstand kein Französisch, — nicht mehr, als er auf der Schule gelernt hatte.

Er machte ein klägliches Gesicht.

„Liebe, gnädige Frau", sagte er, und sie lachten beide.

Barlösius kam zurück, nachdem Professor Sörgensen gegangen war.

„Nun, Liebe?" sagte er, und er entnahm seiner Dose eine breite Zigarette:

„Wir wollen nach Dyrehaven — oder ziehst du eine Segelpartie vor, gen Helsingborg? Das Wetter ist schön . . . ."

„So segeln wir denn!" sagte Inge.

„Nevoir, mou8i«ur," sagte sie zu Peter TiNanen und nickte ihm lachend zu.

Er sah den beiden mit langem Gesichte nach, denn er wäre gern mitgefahren.

Sie gingen die Treppe hinunter in den Garten, zwischen den blühenden Rosen hin, dann verschwanden sie hinter hohem Gebüsch.

Er zuckte die Achseln, ging in's Haus zurück und fragte Fräulein Andersen:
ob sie mit ihm Tennis spielen wolle. —
„Was die Dänen für breite Gesichter haben!" sagte Inge und wies mit dem
Köpfchen auf den jungen Burschen, der in der Spitze des Bootes kauerte und nach»
lässig dann und wann das Seil durch die Hand surren ließ oder fester anzog.
Barlösius antwortete:
„Eine morbide Nation, Inge, man sieht es an den Augen — Müdigkeit,
grenzenlose Müdigkeit — nichts weiter.
Iede Tatenlust scheint eingeschlafen zu sein", sagte er nach einer Weile und
sah ihr in's Gesicht, in dem die blauen Augen lustig blickten.
„Ein richtiges Dichtervolk." — Sie lächelte, und dies Lächeln schien ihm nicht
ihr altes Lächeln zu sein. —
Langsam trieb sie der Wind gen Norden, die grünen Wellen umspielten die
Bordwand und bäumten sich wie mutwillige Rosse, als wollten sie die weißen
Reiter abschütteln, die in der Sonne blinkend auf ihrem Rücken saßen. Lustig
flatterte der Danebrog am Großsegel und grüßte di« heimatliche Küste, die schmuck,
gleich einer Kette aus bunten Steinen, zur Linken lag. Vor ihnen tauchte die
blaue Silhouette der Kronborg auf, deren Kupferdächer grünlich leuchteten.
„Hier ist es schön," sagte Barlösius und lehnte sich zurück, „nicht wahr, Inge,
hier ist es schön?"
Er faßte nach ihrer Hand, die sie ihm willig überließ. Und also sitzend dachte
er zurück an die verwirrenden Begebnisse dieses Sommers: die peinvollen Tage
daheim und die überstürzte Reise und alles, was nun weit dahinten lag.
Hier war ihm wohl. Hier fühlte er sich ruhig und sicher. Hier war Inge
sein: sie war allen fern, die sie zu sich hinüberzogen.
Er schloß die Augen und gedachte jener seltsamen Vision, die er in der dunklen
Stunde am Abend vor der Abreise gehabt; wieder sah er die Felsen, zwischen
denen Flammen aus dem Abgrund schlugen, und Inge stand jenseits; wieder
glaubte er die Hände auszustrecken und wieder sie versengt zurückzuziehen ....
„Noch immer?" dachte er und riß die Augen auf, sodaß die Helle des Tages ihn
blendete.
Inge saß neben ihm und lächelte ihn an.
„Träumst du?" fragte sie, und ihre Stimme klang dem Erwachenden wie
aus weiter Ferne.
Er nahm sich zusammen:
„Von dir, Inge", sagte er und küßte ihre Hand, wie damals, als sie im gelben
Sande des Lido lagen und von zukünftigem Glück träumten . . .
Schiffe zogen vorüber, weiße Dampferchen und düstre Lastfahrzeuge, von
Möven umkreischt. Nach Süd und Nord zogen sie und hinter ihnen her wehte
eine lange schwarze Wolke, wie ein Witwenschleier.

Inge sann in die Ferne hinaus. Ihr Auge verlor sich im Endlosen und wurde träumerisch. Auch sie dachte rückwärts, — dachte an jene Stunde, in der sie Doktor Grotjahns Lippen heiß auf ihren Händen gefühlt. An die plötzliche Ab» reise dachte sie, und daran, wie im Gewühl des Lehrter Bahnhofs plötzlich sein Gesicht aufgetaucht war, zum Abschied auf kurze Zeit sie zu grüßen.
„Ich will ihm schreiben," dachte sie, „morgen, morgen, will ich ihn wieder- sehen , . ." Und dann, indem sie den Kopf wandte, sah sie ihrem Manne voll in's Gesicht und erschrak beinahe, so fremd erschien es ihr in diesem Augenblicke, da sie in Gedanken so fern von ihm war.
Er sah sie von fern kommen; er zitterte förmlich, als er sie erblickte; aber er dachte an das, was schriftlich abgeredet worden, und blieb sitzen.
Sie ging mit ihrem leichten Schritt, der edel war, als sei er kein Schuh- werk gewöhnt. Der Florentiner wippte auf ihrem Kopf, die bunten Blumen, die ihn umkränzten, leuchteten auf, wenn ein Sonnenblick durch Buchenkronen sie traf.
Ietzt erblickt auch sie ihn. Ihre Wangen färben sich. Ihr Schritt wird rascher — er scheint noch einmal zu zögern — dann eilt sie vorwärts.
Nun hält auch ihn nichts mehr. Von wildem Verlangen getrieben, springt er auf von der Bank, darauf er sie erwartet; er läuft ihr entgegen, schon unter» wegs den Kopf entblößend, und neigt sich über ihre Hand, sie in Küssen zu baden.
„Inge," flüstert er, „geliebteste Inge" ....
Und ihr lieblich errötendes Gesicht strahlt vor Glück des Wiedersehens. —
Nebeneinander wandelten sie durch die Laubgänge von Rosenborg»Park; an Knaben vorbei, die mit dem Reifen lärmten, an Wägelchen vorbei, darin Säug» linge träumten; vorbei an starken Männern, die den Kiesweg harkten, und an alten Mütterchen, die auf den Seitenbänken ruhten. Das Leben umspielte sie in vielerlei Gestalt, aber sie achteten seiner nicht; sie schritten hindurch, blind vor Glück, dem Glück ihrer Liebe und der Wonne des Wiedersehens.
Grotjahn war von geschäftiger Zärtlichkeit. Wie es ihr ergangen sei? fragte er hundertmal. Ob sie seiner oft gedacht, wie er an sie? — Inge bejahte, und wieder kroch eine leichte Röte unter ihrem glatt gescheitelten Haar hervor und verteilte sich Aber die Stirn. Er drückte ihre Hand, die er festhielt, so festhielt, als wollte er sie nie, nie mehr loslassen. Eine kurze Frage galt Barlösius. „Schweig, schweig", bat sie und hob die Hand, um ihm den Mund zu verschließen.
„Oh, daß du gekommen bist Dank, Dank!"
Sie sanken auf eine Bank, die sich an den Stamm einer uralten Buche lehnte. Rings lag der Park in Schweigen. Ienseits der grünen Rasenfläche erhob sich das zierliche Schloß, kupferbraun im Lichte der späten Nachmittags«

sonne erglühend. Vögel schwebten über die Wiese, nieder zur Erd« — himmelan,
Schwalben und Meisen und Finken, und die Drossel schlug im Grün . . .
Da küßten sie sich auf den Mund und hielten sich an den Händen fest und
sahen sich in die Augen, lange, lange. Und lachten beide.
Was soll werden?, dachten ihre Herzen, einer las es in des andern Blick.
Und ein Blick bat den andern: Nicht daran rühren, nicht heute — morgen —
morgen ....
Sie wandelten umher und sahen den Schwänen zu, die auf dem Schloß-
graben in stillen Bogen trieben; und dann standen sie vor jener Bronzegruppe,
die darstellt, wie eine Bestie ein edles Tier hinterrücks anfällt, sodaß es ver-
bluten muß.
„Komm fort", sagte Inge, „ich mag das nicht sehen — das ist so grausam!"
So kurz waren ihre Gedanken, sie wußte nicht, was sie tat.
Nachher rief Grotjahn am Gartenportal einen Wagen und sie fnhren zum
Kongens Nytorv, wo sie auf der Terrasse des Hotels d'Ängleterre den Tee nahmen.
In einer Ecke saßen sie, eingehüllt und geschützt durch Wände ans lebendigem
Grün, und Grotjahn hielt argwöhnische Ausschau, ob auch kein bekanntes Gesicht
sich blicken lasse.
Inge hatte den Handschuh abgestreift und überließ ihm die Hand — die
schmale, schmucklose, die Barlösius so sehr liebte.
Das Wort „Wiedersehen" beherrschte wie eine Losung ihr Gespräch. Wieder»
sehen — bald, bald! Am liebsten morgen . . . nein, am liebsten sich gar nicht
mehr trenn«n!
Mit Auge und Ohr und den feinsten Nerven der Fingerspitzen genoß eins
des anderen beseligende Gegenwart. Der Augenblick der Trennung stand wie
ein düsteres Gespenst hochaufgerichtet am Horizont ihres Denkens.
»Wie lange bleist du?"
«Solange du bleibst!"
Alle Sinne hatten sich in ihnen erhoben. Mit teuflischer Leidenschaft, kaum
beherrscht, kosteten sie den Augenblick. Ein geflüstertes „Ich liebe dich" klang
zurück wie ein Echo. Sie sahen sich an, und aus der leidenden Wehmut, dem
flackernden Verlangen ihres Blickes stieg ein Lächeln empor, glücklich, wie das
Lächeln von Kindern.
Einmal mußte es sein. Im Aufstehen riß er ihre Hand an die Lippen —
und war dann plötzlich ganz fremd und förmlich.
„Kellner — eine Droschke!"
Nebeneinander im Wagen sitzend, fuhren sie zum Klampenborg»Bahnhof,
fuhren durch lustig belebte Straßen, in denen hie und da schon eine Laterne
brannte, fuhren vorbei an promenierenden Menschen — und sprachen Belangloses.
Auf dem Bahnsteige ein kurzes „Auf Wiedersehen" voll verhaltener Leiden-

schaft; dann fiel die Tür zu, und Inge schmiegte den heißen Kopf in die roten
Polster und prüfte ihr stürmisch pochendes Herz ....
Barlösius saß im Boot, die Reiseschreibmappe auf den Knien. Behaglich in
die gepolsterte Rundung des Hecks geschmiegt, wandte er ein Blatt nach dem an«
deren und überließ die Sorge für das Fahrzeug dem jungen Burschen in der Spitze.
Er las und hob nur dann und wann das Auge. Die See war glatt wie ein
Weiher und kaum belebter. Selten, daß einmal ein Boot vorüberstrich, mit dessen
Führer der Bursch' ein paar rasche Worte wechselte. Am Horizont qualmte ein
großer Dampfer, sonst war es still und vormittäglich auf dem weiten blanken Sund.
Barlösius lag und sann im Lesen. Manchmal bildete er, leise vor sich hin»
sprechend, einen ganzen Satz mit den Lippen, seinen Klang zu prüfen. Dann
wieder schüttelte er unzufrieden den Kopf, und der Füllfederhalter bekam Arbeit.
Seine Augenbrauen hoben sich, er blickte blind und sinnend in die Ferne —
plötzlich erhellte sich sein Blick, und er beugte sich über das Papier, das mit seinen
kleinen, kritzelichen Schriftzeichen über und Aber bedeckt war.
Es war das Manuskript jener Erzählung, die, unter dem Titel „Ein
Douglas", ein angesehenes deutsches Iournal bereits eine Zeitlang ankündigte
und die schon durch ihren bloßen Titel die teilnehmende Öffentlichkeit in
Atem hielt.
Barlösius lächelte: „Sie mögen warten — es hat noch gute Weile!" Und
wahrhaftig, der Haufen Blätter, den er in seiner Mappe auf den Knien hielt,
war nicht sehr umfangreich und wuchs nur langsam.
Die Arbeit war schwer und bedurfte der Besonnenheit ebensosehr, wie der
Leidenschaft. Es galt nichts mehr und nichts weniger, als die hundertfach durch
die Welt versprengten Strahlen des Unbürgerlichen, des Antiburgerlichen in
einem Brennpunkt zu vereinigen, unter einen Namen zu sammeln und damit
gewaltig Sturm zu laufen gegen die fette, satte, anmaßend»indolente Bürgerlich»
keit. Es galt die Urkraft der Heimat zu enthüllen und die Ohnmacht dessen, der
sie verloren. Und zuletzt galt es zu zeigen, wie tapfere Liebe eines Menschen»
kindes jede Wahlheimat zur wahren Heimat macht.
Der Schwierigkeiten waren viele und das Ganze ein Weitsprung.
Langsam wuchs es empor, geduldiger Fleiß fügte Quader an Quader; denn
ein Gemälde nl fi'si^a sollte es sein, trotz aller inneren Kultur, trotz alle?
artistischen Reize der Einzelheiten; lange Atemzüge sollten das Werk durch«
wehen, — nichts sollte darin sein von dem kammermnsikhaften Gesäusel, mit dem
ästhetisierende Iünglinge die Literatur so sehr verseucht haben; ja, es sollte eine
kraftvolle Absage für immer sein an die herrschende Künstlichkeit, ein Bekenntnis
zu einer Kunst, die aus den Tiefen reichen Menschentums ihre besten Säfte sog.

Ein Solo Hans von Hülsen
Das war es, was Barlösius mit gefurchter Stirn noch einmal überdachte,
wie er es so oft schon überdacht. Er ruhte im Boot und ließ sich treiben und sein
Herz schlug für das Werk, um das seine Gedanken kreisten.
Hier und dort, wo er einen Riß bemerkte, setzte er sein Brecheisen an und
zerstörte das Alte, das Fehlerhafte, um neu und untadelig zu bauen. Und war
ihm eine Stelle gelungen, ein Wort gefunden, ein Satz geschmiedet, so verklärte
sich sein Gesicht, und das Herz, vorher unruhig und besorgt, mäßigte seinen Schlag
zu ruhigem Gleichtakt.
Nachmittags wollte er arbeiten, seit Wochen zum ersten Male! Die gedanken»
reiche Ruhe, die ihn erfüllte, ließ eine ersprießliche Stunde erhoffen. Sein Blut
belebte sich, und jene Freude war in ihm, die der Arbeit Wärme und bewegte
Laune mitteilt. Er schloß die Augen und überließ sich ganz diesem Gefühl, das
seit langem zum ersten Male sich zeigte, freudig begrüßt, wie nach langem Winter
der erste Sonnenstrahl. . .
„Aoh!" —
Der wilde Ruf schreckte ihn auf, und gleichzeitig erzitterte das Boot in allen
Fugen. Wie er die Augen aufriß, sah er das Segel herumfliegen, das Fahr-
zeug legte sich hart auf die Seite, der Bursch sprang auf die andere und zerrte
hochrot und sinnlos an verschiedenen Tauen.
Barlösius übersah erst jetzt, was sich zugetragen hatte. Zur Linken, wenige
Meter entfernt, trieb ein Segelboot, gegen das man in der Fahrt gerannt sein
mußte. Der Führer, ein bebarteter Matrose, ballte die Faust und rief mit rauher
Stimme eine Menge von Flüchen herüber.
Man konnte froh sein: den Fahrzeugen war nichts geschehen, man war mit
dem Schrecken davongekommen. Aber der Passagier dort, der einzelne in dem
fremden Boot?
Barlösius sah hinüber mit Augen, die vor Entsetzen ganz groß waren.
Er kannte das Gesicht.
„Du hier?!" stieß er hervor — halblaut, sodaß es wie ein Ausruf klang.
Dann aber verzerrte sich sein Antlitz, wie wenn er das Haupt der Gorgo gesehen
hätte, und zwischen den im Krampf zusammengepreßten Lippen zwängten sich die
Worte hindurch:
„Ich — fürchte dich —!"
Er wühlte das Gesicht in die Hände, an denen die Adern hoch und geschwollen
standen. Er fürchtete sich davor, dem Unheimlichen noch einmal im Blicke zu
begegnen. Lange verharrte er so.
In diesen pelnvollen Augenblicken rief er alles wach, was ihn irgendwie aus-
zeichnete, unterschied und erhob: sein meisterliches und wählerisches Talent, dem
eine ganze gebildete Welt huldigte; seine Erfolge in den Städten; die Menge der
Suchenden, die bei ihm Rat und Leitung zu finden hofften; die zahlreichen Briefe,
die von enthusiasmierten Zwanzigjährigen zu ihm kamen, als unvollkommenes
1b 21?

Echo seines fernhinwirkenden Wortes; seinen Namen, der eine Nation bewegte, der längst zum Begriff, zum Symbol geworden war und fragte sich unter Schmerzen, ob alles dies nichts, gar rein nichts bedeute gegen die Glätte der Iugend und die betörende Gewöhnlichkeit der Harmlosen, der Kinder von dieser Welt?
Und indem er das trübe, gerötete Auge hob, es irgendwohin in die Ferne zu schicken, wußte er; daß seine Schale stieg, und daß es vergebens gewesen war.
Er gab Auftrag zurückzufahren und am Landungssteg der Pension „Heimdal" ihn abzusetzen.
Inge traf er im Garten; sie stand mit Peter Tikkanen an einem Rosenstock, dessen schneeweiße Voulo äe ueiß« sie mit den Lippen liebkoste. Als sie ihren Mann erblickte, ging sie ihm ein paar Schritte entgegen, blieb dann aber stehen, da sie seine verstörten Züge sah.
„Nun, Lieber?"
»Inge", sagte er, und prüfte sie mit den Augen, indem sein Herz fragte: ist sie schuldig? Dies Engelsbild? —
»Inge," sagte er, „wir müssen abreisen — gleich morgen — hörst du?"
Ihre blonden Brauen stiegen empor:
»Ich höre, aber ich begreife nicht."
Er faßte sie bei der Hand und sah ihr in die Augen.
„Gefahr . . ." brachte er hervor, „frage nicht wir müssen ab» reisen — gleich morgen . . ."
„Aber warum denn? — Ich verstehe dich nicht, Heinrich? — Es ist hier doch sehr schön. Du hast es doch immer selbst gefunden . . ."
Sie redete. Kam ein wenig Blut ihr in's Gesicht? Ihre Worte schienen verlegen und haltlos.
Barlösius ließ ihre Hand fallen. Er verstand — und wollte nicht verstehen.
Mit rauher Stimme sagte er: „Ich will es so."
Er riß den Hut an sich: Inge war nicht zu finden. Er lief durch den Garten: sie war nicht da. Niemand hatte sie gesehen. Gleich nach dem Essen war sie mit Fräulein Andersen spazieren gegangen — aber Fräulein Andersen war da und Inge fehlte. Vielleicht ruderte sie mit Peter Tikkanen? — Aber Peter Tikkanen lag im Rasen und war über der Lektüre von „Politiken" eingeschlafen. — Segelte sie? Allein? Unmöglich! Aber in solcher Lage scheint das Unmögliche möglich.
Barlösius nahm ein Boot und suchte die Fahrzeuge ab, die auf dem Sund kreuzten: vergebens.
Wo war Inge?

Er hatte sie verletzt mit seinen schroffen, befehlsartigen Worten, heute vor»
mittag, das fühlte er, das sah er ein. Seine kranke Phantasie gaukelte ihm vor:
sie sei auf und davon. Sie verlieren bei dem Gedanken krampfte sich sein
Herz zusammen.
Er suchte das Haus ab, den Garten, den nahen Wald. Professor Sörgensen
hielt ihn fest, bereit, ihm eine neue Entdeckung mitzuteilen, die sich auf die Tief-
seefauna der dänischen Gewässer bezog: er riß sich los, er stürmte davon. Auf
der Chaussee sah er ein Automobil daherbrausen: er rief es an, in der Meinung,
nach Kopenhagen zu fahren. Sein Herz tobte wie ein wildes Tier im Zwinger.
Er fuhr kreuz und quer durch die Stadt, von Triangeln zum Hafen, nach
Nörrebrogade, zum Tivoli. Er durcheilte die öffentlichen Parks und sank er-
schöpft auf eine Bank nieder. Für zwei Minuten! Dann sprang er wieder auf
und bestieg von neuem den Wagen, der am Gitterportale wartete. Er fuhr zum
Thorwaldsen»Museum; aber auf dem Wege kam ihm der Gedanke an den Bahnhof.
„Zum Bahnhof!" schrie er dem Chauffeur zu, und mit kurzer Wendung bog
das Auto in eine Querstraße ein.
Auf dem Bahnhofe erfuhr er: der nächste Zug nach Deutschland stehe bereit
und werde in zehn Minuten abgehen. Er eilte auf den Perron.
Da war buntes Gewühl. Menschen gingen auf und nieder, im Abschied»
nehmen begriffen. Rufe schallten durcheinander, Gepäckwagen polterten den Zug
entlang; Männer mit weißem Schurz und leinener Mütze priesen Erfrischungen
an und uniformierte Boys riefen Zeitungen aus, „Politiken" und „Dagbladet"
und „Aftenposten". Am offenen Ende der Halle fauchte die Lokomotive und stieß
ungeheure Rauchwolken zischend gen Himmel.
Barlösius bahnte sich einen Weg durch die dichtgedrängte Menge, rücksichtslos
vorwärtshastend wie ein Reisender, der den Zug zu versäumen fürchtet. Er sprang
in den letzten der langen Durchgangswagen und suchte den ganzen Train ab,
als sei er ein Kriminalbeamter, der einen langgesuchten Verbrecher im Zuge
vermutet.
Inge war nicht darin.
Auch auf dem Bahnsteige war sie nicht. — Er hatte jeden Menschen mit
inquisitivem Blick in's Auge gefaßt.
Ein schriller Pfiff, ein Echo von der Lokomotive her, — langsam schob sich
der Zug aus der Halle. Tücherschwenken und Abschiednehmen. — Die Menge
zerstreute sich.
Auch Barlösius ging, ein wenig ruhiger. Gottseidank, dachte er, sie ist
noch hier.
Er telephonierte nach Klampenborg in die Pension: ob seine Frau schon
zurückgekehrt sei? — Nein, Frau Barlösius sei noch nicht da. Der Apparat
schnappte ein.

Der Nachmittag neigte sich. Im stumpfen Lichte des Vorabends lag der
weite Platz.
„Zum Thorwaldsen»Museum", sagte Barlösius zu dem Chauffeur, der sich
von seinem Sitz zu ihm herniederneigte. Ihm war eingefallen, daß Inge die
Absicht geäußert hatte, dies Museum in den nächsten Tagen einmal aufzusuchen.
Das Rathaus glühte im Abendrot. Auf dem weitläufigen, quadratischen
Platz klingelten Trambahnen, fauchten Automobile, Droschken und elegante
Limousinen, ergingen sich geputzte Menschen in Feierabendstimmung. Langsam
arbeitete sich der Wagen hindurch und flog dann eine breite, tote Straße hinunter.
Das Museum war bereits geschlossen. Finster starrten den Einlaßheischen-
den die gewaltigen Torflügel an. Vom Rathausturme klang ein fremdes Lied,
dann sieben glockenhelle Schläge.
Verzagt entließ Barlösius das Gefährt. Er war betäubt von dem Strudel
der letzten Stunden, das Blut hämmerte in seinen Schläfen. Mechanisch setzte
er sich in Bewegung und verließ den Ort.
Er ging am Wasser entlang, in dessen bleifarbenes Grau sich ein Hauch
von der Röte des Abendhimmels mischte. Er überschritt eine Brücke und kam auf
einen stillen Platz. Hier war alles leer von Menschen und alles schwamm in
seltsam weichen Farben, wie auf Porzellangrund gemalt. An einer altertümlichen
Wasserkunst vorbeiwandernd, mischte er sich unter die Menschen, die sich in der
Östergade drängten. Ihr Schwatzen und Lachen, das wie das Rauschen des
Meeres stieg und sank, tötete die freundliche kleine Melodie, die sein Ohr am
plätschernden Brunnen aufgefangen und zärtlich»willenlos bewahrt hatte. Grelle
Lampen flammten auf, der Abend war da.
Er blickte in ein paar Restaurants hinein, aber nur fremde Gesichter sah er.
Wenn er ins Freie trat, nahm der bunte Strom ihn auf und schob ihn weiter.
Wagen rasselten, Automobile glitten vorbei, eine endlose Kette, wie eine schillernde
Schlange.
Er war zum Kongens Nytorv gelangt, dessen alte Mittelbaumgruppe von
den Bogenlampen phantastisch beleuchtet wurde. Um das große Rondell prome»
nierten Menschen, langsam schoben sie sich vorwärts.
Er war ermüdet und gänzlich abgenutzt. Seine Füße trugen ihn kaum mehr
und seine Nerven waren bis zum Zerreißen angespannt. Von dem Wunsche ge»
trieben, auszuruhen, etwas zu genießen und sich wiederherzustellen, betrat er die
Terrasse des „Hotels d' Angleterre" und ließ sich an ihrem Rande nieder. Mecha»
nisch den Tee umrührend, den er bestellt hatte, schloß er die Augen und
spannte sich ab.
Mein Hirn ist überreizt, so dachte er, mein Zustand unverantwortlich,
ich sehe zu schwarz. Was ist denn geschehen, Herrgott nochmal? Eine Miß»
helligkeit ... Ich hätte warten sollen, nicht gleich so brüsk fordern ... Ich
war recht ungezogen, das will ich ihr sagen, dann ist's wieder gut. Sicher ist sie

zum Abendessen zurückgekehrt. Sie war nach der Stadt gefahren viel»
leicht hatte sie etwas zu besorgen, das eilig war, darum hat sie mich nicht benach»
richtigt . . . Schließlich, sie ist kein Kind.
So dachte er, und ließ seine müden, von geröteten Lidern eingefaßten Augen
über den fahldunklen Platz schweifen; aber zugleich erkannte sein Herz, daß das
alles schaler Trost war: denn hatte er nicht i h n gesehn?
Wieder wollte er aufspringen und seine verzweifelte Fahrt fortsetzen; aber
sein Körper war schwer und zerschlagen, die Wirkung der ungewohnten Strapaze
zwang ihn, auszuharren. Es war acht Uhr und ganz dunkel, als er sich aufmachte.
Der weite Platz hatte sich belebt, aus der Östergade strömten unablässig
Menschen herzu. Am andern Rande erspähte er vier Droschken, die zur Benutzung
bereit standen, und er richtete dorthin den Schritt.
Ein Omnibus kreuzte seinen Weg, vollauf beladen mit Männern und Frauen,
Arbeitern und geschniegelten Elegants. Am offenen Fenster saß sie — sie, die
er suchte — und Doktor Grotjahn. Sie sahen ihn nicht.
Er stutzte einen Moment, innerst betroffen und im Zweifel, ob nicht seine
erhitzten Sinne ihn täuschten; der Omnibus gewann Vorsprung. Aber dann gab
er sich einen Ruck nnd lief hinterdrein und versuchte, auf die hintere Plattform
zu springen.
Der Kontrolleur winkte mit der Hand.
„Besetzt, Herr!" schrie er, „kein Platz hier für Sie, Herr!" — und deutete
auf ein weißes Schild am Verdecke.
Da ließ Barlösius ab.
Er senkte den Kopf und blieb stehen.
Der Wagen rollte weiter.
Ende.

R
u
n
d s ch
a
u

Schle fische Rundschau.

Von Dr. Walter Meckauer.

Eine Übersicht über die Erscheinun»
gen des literarischen Schlesien erscheint
gegenwärtig besonders lohnend. In
kurzem Nacheinander sind eine Anzahl
Bücher erschienen, die meist jüngeren
schleichen Autoren gehören, von denen
Einige bereits anerkannten Ruf im
Reiche besitzen. Neues literarisches
Leben pulst in den Werken dieser jun»
gen Schlesier, und auch äußerlich wurde
durch die 300. Wiederkehr des Geburts-
tages von Andreas Gryphius der
Blick nach dem schlesischen Osten gelenkt.
Neues Interesse für das literarhistorische
Gut Schlesiens und für die schlesische
Mundart, die im Glogauer Kreise noch
dieselbe ist, wie zu Zeiten des Dialekt»
dichters Gryphius, wurde wachgerufen.
Unter den vielen Arbeiten, welche
in Tageszeitungen über den Dichter
des 30jährigen Krieges Material sam»
melten, ist besonders ein Aufsatz von
Oskar Walzel erwähnenswert (Ber»
liner Börsenzeitung Nr. 461). Hier
wird auf die zwiespältige Lage des Gry-
phius hingewiesen, in die er, ohne seine
Schuld, durch die Verwüstungen seiner
Zeit geriet. Er, einer der innerlich un»
abhängigsten Köpfe, mußte sich „in das
erlesene Gewand der neuen Barockkunst
des Auslandes" einschmiegen. Er,
dessen erdhafte Realistik das erste bür»
gerliche Drama in „Cardenio und Ce»
linde" schuf und in der „Geliebten
Dornrose" das erste Dialektstück, mußte
in der Formgestaltung seiner Schöpfun-
gen bei fremdsprachlichen Mustern An»
leihen machen gehen. „Ob heute wohl,"
so fragt Professor Walzel im Hinblick
auf die jahrhundertelange Abhängigkeit
der deutschen Literatur vom Auslande,
„dem deutschen Dichter aus der ge»
zwungenen Einschränkung auf deutsches
Gebiet eine reindeutsche Kunst erstehen
wird?" Von Berliner Zeitungen wid»
meten ferner die „Vossische Zeitung"
(Nr. 516, Sonntagsbeilage 41), die
„Tägliche Rundschau" (Nr. 231), „Der
Tag" (10. Oktober 1916) Andreas
Gryphius längere Aufsätze. In fast
allen größeren Zeitungen Schlesiens und
auch in den großen Zeitungen des Rei-

ches, der deutschen Schweiz und Öster»
reichs erschienen Würdigungen des Dich»
ters zum 2., bezw. 11. Oktober. Den
2. Oktober als Geburtstag feierten von
Breslauer Blättern die „Schlesische
Zeitung" (Nr. 685) und die „Breslau«
Zeitung" (30. September 1916), wäh»
rend die „Schlesische Volks-Zeitung"
(Nr. 472) und andere an der Annahme
festhielten, daß der 11. Oktober das
richtige Datum sei. Der in der Heimat»
stadt von Gryphius erscheinende „Nie»
derschlesische Anzeiger" gedachte in drei
Nummern (Nr. 230/32) des Vaters
des deutschen Schauspiels, und die
gleichfalls in Glogau verlegte „Neue
Niederschlesische Zeitung" brachte (in
Nr. 232) ein ausführliches Referat über
eine Glogauer Festrede des Gryphius»
forschers Professor Otto Warnatsch.

Otto Warnatsch hat im Verlage Hell mann in Glogau eine Auswahl Gryphius'scher Dichtungen herausgegeben. In seiner Vorrede de» merkt der Herausgeber, daß gerade in den letzten Iahren neues Licht über den Glogauer Dichter verbreitet worden ist. Während bis vor etwa zwölf Iahren die allgemeine Anschauung über Gryphius vorwiegend auf den Neuausgaben und Abhandlungen H. Palms und I. Titt» manns beruhte, haben jüngere Gry» phiusforscher wie Manheimer, Gnerich, Harring und Flemming die Stellung des schlesischen Dichters in der Literatur des 17. Iahrhunderts klarer gezeichnet. Professor Warnatsch, der schon einmal anläßlich der Schillerfeier in einem Jahresbericht des ko,nigl. katholischen Gymnasiums zu Glogau für das Schuljahr 1904/05 auf Gryphius' Leben und Dichten eingegangen ist und wertvolles Material zur Literaturgeschichte des siebzehnten Iahrhunderts zusammen» getragen hat, gibt in der jetzt erschiene» nen Auswahl einen einführenden Über» blick über das mannigfache Schaffen des eigenwilligen schlesischen Dichters, der trotz seiner Abhängigkeit vom fremdsprachlichen Auslande nie seine boden» ständige deutsche Eigenart und Realistik aufgibt. Den Szenen aus „Leo Ar» menius", des ältesten Trauerspieles Gryphius', welche Warnatsch in seiner Auswahl bietet, läßt er eine Abhandlung über die Trauerspiele des Gryphius vorausgehen. Ebenso behandelt er die Gryphius'schen Lustspiele erst im allge» meinen, ehe er auf den „Horribilicribrifar" und auf „Die geliebte Dornrose" eingeht. Mit Recht räumt er dieser den größten Platz in seinem Buche ein. Ist sie es doch, die den Ruf des schlesischen Dramatikers am persön» lichsten rechtfertigt. Warnatsch läßt da» her diese Dichtung vollkommen in ihrer ursprünglichen Sprache, während er sonst zum ersten Male den Versuch wagt, Gryphius' Dichtungen in der heu» tigen Sprache wiederzugeben. Der letzte Teil des Bandes ist der Gryphius'schen Lyrik gewidmet. Er läßt ihn in den verschiedenen Formen der Ode, des geistlichen Liedes, des Sonettes und des Epigramme« zu uns sprechen. Als Anhang gedacht ist eine knappe, aber sehr gut orientierende Darstellung des Lebens von Gryphius. Man kann dem Buche, das nur 80 Pfennige kostet und

der Errichtung eines Gryphius»Theaters
in Glogau dient, die weiteste Verbrei-
tung wünschen.
Weniger wissenschaftlich, aber als
Versuch von großem Interesse ist eine
Bearbeitung Gryphius'scher Lyrik, die
Klabund im Rolandverlage in
München erscheinen läßt. Diese Bear»
beitung hat die Ausgabe von 1698
zur Grundlage. Klabund gibt in einer
Auswahl von Sonetten, Gedichten und
Epigrammen dasjenige, was an Gryphi-
us'scher Lyrik noch heute lebendig er»
scheint. Er ist besonders bemüht, das
Zeitgemäße dieses von Kviegswehen
und Kriegsstürmen verfinsterten Tem»
peramentes zutage treten zu lassen.
Doch ist seine Überarbeitung manchmal
etwas pietätlos (z. B. i>. 8). Nicht nur
da, wo eine Umformung in neudeutsche
Schriftsprache notwendig ist, werden in
seiner Bearbeitung Umänderungen und
Verstellungen des Tertes vorgenommen,
auch dort, wo eine solche Umgießung
sprachlich nicht gefordert wird, trägt
der Herausgeber Verbesserungen in den
alten Tert hinein, die letzten Endes
den Gryphius'schen Dichtungen selbst
Abbruch tun. Klabund ist selbst zu viel
selbständig schaffender Dichter, als daß
er gelegentliche Wendungen und Bilder
Gryphius', die ihm nicht ganz treffend
erscheinen, unverändert stehen lassen
könnte. So bekommt seine Bearbei»
tung, die eine Übertragung sein sollte,
etwas von einer literarischen Kritik an
dem Dichter, den er feiern will. Auch
gehen in den Tert eine Anzahl moderner
Ausdrucksweisen und Auffassungsfor«

men ein, die den einfachen elegischen Fluß Gryphius'scher Religiosität mit ar» tistischer Strophengewandtheit belasten. Sehr bezeichnend für die alte Zeit und zugleich entsprechend den Bedürfnissen neuer Literatur aber ist der Titel, den Klabund seinem „zeitgemäßen Gryphi» us" gibt. Er hat für seine lyrische Neuausgabe den schönen Namen „D a s dunkle Schiff" gefunden.

Ein Forschungsgebiet von besonders intimem Reiz (vor allem für den Schle» sier) eröffnet uns Adolf Moepert in einer Untersuchung über die Bedeu- tung des Namens „Rübezahl". Wohl wenigen ist, bei aller Vorliebe für den schlesischen Berggeist und sein Gebirge, die Weitschweifigkeit dieser Namens» frage bewußt. Zumeist erklärt man den Namen Rübezahl einfach als „Rüben« Zähler". Aber daß ein ganzes wissen» schaftliches Spezialgebiet sich bemüht, in das etymologisch ungeheuer schwierig liegende Problem Licht zu bringen, ver- mutet der Fernerstehende kaum. Auch ist es keine überflüssige Neugier, die hier nach der Bedeutung des Namens fragt. Sowohl sprachkundlich wie volks- kundlich offenbart diese Forschung die wertvollsten Rückschlüsse. Moepert nimmt in seinem Buche den Plan Kon» rad Zachers") auf und benutzt das neue Rübezahl-Material Karl de Wyls") für seine Untersuchung. Seine Bro» schüre: „Rübezahl im Lichte seines Namens" (Verlag: Schle» fische Buchdruckerei, Kunst» und Ver- lagsanstalt v. S. Schottlaender, Breslau 1916, 8°, 123 S., XII) geht bei aller Popularisierung durchaus wis- senschaftlich vor. Im ersten Teile sei» ner Arbeit behandelt er die Schreib- weisen des Namens (Schwenckfeldt: „Riebenzahl", Prätorius: „Rübezahl", Hondorff: „Rnbezal" etc.) und die ver»

»> Rübezahl-Aimalen. I9N6.

"> RübeMforscknmnen s„Wort und Brauch", 5. Heft, Breslau 1909).

schiedenen Namensformen („Rübenza- gel", „Rabenzagel", „Riesenzal", „Rü» benzabel", „Riphenzabel", „Robazael", „Riebenzabel", „Rabizoel" ete.). Dann gibt er neuere Erklärungsversuche, und im 3. Teile versucht er selbst die Lösung. Und zwar schlägt Moepert einen ganz neuen Weg ein. Die bisherige Rübe» zahlforschnng ging, wie er meint, von der irrigen Vorstellung aus, daß die letzte Silbe von Rübezahl einen Sonderbe-

griff bildet. Dies aber sei eine falsche
Voraussetzung. Vielmehr sei der Ein»
schnitt hinter der ersten Silbe zu
machen. So kommt Moepert dazu
(nach dem Titel zu Adam a Mediovillas
verloren gegangenem Buche: „Ruhe»
bezal vulgo der Riebezahl"*) die Sil-
ben „rüh" — rauh und „bezal" — bützel
aus dem Worte Rübezahl herauszulö-
sen. „Bützel" erklärt er durch Ellipse
der anlautenden Silbe aus „kabütze"
(Kapuze) entstanden, dessen Stamm»
wort das mittellateinische „onputiuui"
ist. Rübezahl heißt also eigentlich Rn
capezzale, rauhe Mütze, „Pelzmützel".
Dafür spricht besonders, daß in einem
Teile Dberitaliens „bezale" für eine
Art Kopfbedeckung lebendig ist (p.
66 f.). Im letzten Teile zieht Moepert
Folgerungen aus seinen Ausführungen,
um über Heimat, Wesen, Machtbereich
des Berggeists Rübezahl, über seine
Volkstümlichkeit und seine mythologische
Abstammung Aufschluß zu geben. Ein
beigefügtes Namen« und Wortregister
gibt der mit viel Vorliebe für den Ge»
genstand geschriebenen Abhandlung auch
einen Nachschlagewert.

Von schlesischen Dialektdichtungen
liegen neuerdings drei Bände vor, zwei
von Hans Rößler und einer von
Karl Klings. Alle drei Bände
sind im Verlage von S. Schott»
la e n d er-Breslau erschienen. Der
während des Krieges bekannt gewor»
dene Hans Rößler»Breslau, ein Neffe

') De W»l. Nüb. Forsch., r>. 23.

des weit über Schlesiens Grenzen hin»
aus gelesenen Robert Rößler, kann ei-
nen Neudruck seines ersten Buches
„Su ld oatal aba" veranstalten.
Hans Rößler schreibt im Frankensteiner
Dialekt. Seine Gedichte und Erzählun-
gen besitzen bei vollkommener Beherr«
schung der schleichen Mundart und der
rhythmischen Form gute Pointierung,
Volksechtheit und zuweilen einen Hauch
gemütvoller Innigkeit. Di« Gedichte
„Heemkähr" und „Mei Mutterla" zeu»
gen davon, daß dem Dichter nicht nur
erheiternde humoristische Witzgedichte
liegen, sondern daß ihm auch ein wirk-
liches Gefühl für Volksseele zuzusprechen
ist. Sein zweites Buch „EiKönigs
fem Rucke" bringt lustige Geschichten
in schlesischer Mundart. Der Verfasser
verfolgt hier das Ziel, vollkommene
Echtheit von Land, Leuten und ihrer
Sprache zu geben. Für diesen Zweck
eignen sich, wie er meint, vor allem
kleine ergötzliche Begebenheiten. In
einem Gedicht „De schläsche Sproache"
verhöhnt er die, welche sich bemühen,
ihre Muttersprache durch fremdländische
Ausdrücke zu durchsetzen. Karl
Klings' „Schläsches Kriegs»
bru t" enthält eine große Anzahl knap-
per Dialektgedichte, die in irgendeinem
Zusammenhange mit dem Kriege stehen.
Besonders zahlreich sind solche Gedichte,
die eine gewisse liedhafte Form verraten,
wie das schlichte „Kluppe, kluppe
Feifla". Ein Singsang im Sinne der
Kinderreime ist das Gedicht „Schmack-
ustern" und „Der kleene Reiter".
Von Kurt Münzer, einem ge-
borenen Gleiwitzer, sind während des
Krieges eine große Anzahl Bücher her-
ausgekommen. Im Verlage von Reuß
A Itta erschienen Kriegsnovellen un»
ter dem Titel „Der jüngste Tag"
und eine Sammlung Essays „Der
Wertdes Leben s". Dann folgte
eine größere Novelle „Die Rosen»
treppe" im gleichen Verlage und als
eins der späteren Bücher der von Wal-
ter Ierven herausgegebenen Konstanzer
„Zeitbücher" ein Band psychologisch
feiner Erzählungen aus Kinderland:
„Seelchen". Die neueste Veröffent-
lichung bei Reuß K Itta sind die
„Zwischen zwyi Welten"
schwebenden seltsamen Spuk- und
Schicksalsgeschichten Münzers. Es
ist die Eigenart des Verfassers,
in scharfgeschliffenen kurzen Er-

zählungen einen dramatischen Vor-
gang zu entwickeln, der in seiner phan-
tastischen Anschaulichkeit seelische Pro-
bleme enthält. Diese phantasievolle Ein-
kleidung macht in seinen größeren Wer-
ken einem mehr doktrinären Ausdrucke
Platz. In den Novellen aus dem
Kriege „Der graue Tod", die bei
Georg Müller»München ver-
legt worden sind, herrscht die Verbindung
phantasievoller Visionen und psychologi-
scher Realistik vor. Am entsprechend-
sten verkörpert in dieser Hinsicht die
Titelnovelle „Der graue Tod", die auch
in der Georg Müllerschen Sammlung
„Schicksal Krieg" vonRichard
Rieß enthalten ist, den Geist Münzer»
scher Novellistik. Ausgezeichnet in
ihrer sukzessiven Steigerung ist die kurze
Novelle „Rache", und mit zarter Ein-
fühlung gezeichnet wurde die zu seinen
besten Geschichten aus Kinderland ge-
hörige Erzählung „Der kleine Soldat".
So viel kombinative Phantasie Münzer
in seinen Romanen aufbringt, so tritt
doch in ihnen das rein Phantastische
ganz und gar in den Hintergrund. Da-
für kommt ein durchaus gedankliches
Element hervor, das zum Träger der
an sich alltäglichen Handlung wird.
Vor allem gilt das von seinem im Vor-
jahre vollendeten Roman „M enschen
von gestern" (Georg Müller), wich»
rend seine neueste Schöpfung „Der
Ladenprinz" schon wieder neue
Wege geht. Münzers Streben nach
einem bedeutungsvollen Ausdruck run»
det sich hier zum Ring. Die höhere Be-
deutsamkeit, die seine Novellen ehedem

durch die Übersteigerung ins Dämonische
erhielten, wird nun in der Durchgeisti»
gung eines scheinbar gewöhnlichen Ro»
manschicksals gewonnen. Besonders der
„Ladenprinz", dem zweifellos reifsten
und vielseitigsten Werke Münzers, zeigt
den Verfasser in seiner wahren Gestalt.
Hier wird klar, daß es ihm nicht bloß
um ein unterhaltendes Erzählen zu tun
ist, sondern um ein Ringen mit seeli»
schen Gewalten und um deren Versinn-
lichung in einem veräußerlichenden
Stoff. Ob dieser „phantastisch" oder
„realistisch" ist, ist ihm im Grunde eine
Frage zweiter Ordnung. Ihn reizt die
Bedeutsamkeit; denn er ist, wie sein
Held Lueian, sehnsuch<tskrank nach den
großen Ausmaßen des Lebens.
Paul Keller hat seinen letzthin
erschienenen „Ferien vom Ich" und
„Grünlein" im Bergstadtverlage
Wilhelm Gottlieb Korn in
Breslau eine neue Sammlung Novellen
hinzugefügt. Sie heißt „Das König-
liche Seminartheater", nach
einer Erzählung aus Kellers Schüler»
und Seminaristenzeit. Diese Erzählung,
die zuerst in der „Bergstadt" veröffent»
licht wurde, hat ihre Wirkung in einer
Verschmelzung humoristischer Motive
mit eigenen heiteren und weniger heite-
ren Erlebnissen aus der Iugendzeit. Der
Echlester Willibald Krain, der
als Zeichner und Lyriker eine ganz indi»
viduelle Begabung besitzt, hat in Ge«
meinschaft mit W. Bayer für den
Bildschmuck des Büchleins gesorgt.
Unter den Novellen dieses Bandes fin»
det sich auch die schon weiteren Kreisen
bekannte und meisterhafte Erzählung
von dem „Telephon des Bildschnitzers".
— Ignatz Paul Maas« gibt im
Verlage von S. Schottlaender
(„Deutsches Früh licht", Bres»
lau, 1917, 387 S.) eine Erzählung aus
Oberschlesiens Vergangenheit heraus.
Der Roman spielt kurz nach der dritten
Teilung Polens und handelt von dem
letzten polnischen Baron in Myslowitz.
Die Verknüpfung der Handlung mlt der
Polenfrage am Anfange des neunzehn»
ten Iahrhunderts macht ihn auch für
unsere Zeit besonders aktuell. Auch die
eingeflochtene Episode eines Flüchtlings
aus sibirischer Gefangenschaft, der bei
seiner Rückkehr in die Heimat seine Gat»
tin als Verlobte eines Anderen findet,
erinnert an zeitgemäße Vorkommnisse,
wo Verschollene und als tot Erklärte

plötzlich wieder Briefe an die Daheim»
gebliebenen richten. In der ganzen
Art des Aufbaues und der Technik ge-
mahnt der Roman an die Schule Gustav
Freytags. Er enthält breite Sach» und
Milieuschilderungen und verrät seine
Abhängigkeit von alten Mustern in
rhetorischen Fragestellungen, in Apostro»
phen an den Leser, in Monologen und
zum Zwecke der Spannungssteigerung
eingeschobenen Hinweisen auf die kom»
mende Entwickelung. Die Stärke des
Autors liegt in der kulturhistorischen
Malerei, die von dem Kampfe zwischen
Altpolentnm und neuem deutschen Geiste,
zwischen den Resten der alten Feudal-
wirtschaft und den neuen Anschauungen
der Selbstbestimmung jedes einzelnen
Menschen, auch des niedrigsten, ein an»
schauliches und lebenswahres Bild ent»
wirft. Dazu verfügt der Verfasser über
das Vermögen, große Bewegungen und
lebhafte Szenen darstellen zu können.
Für die Geschichte Oberschlesiens ist
dieses Buch, das halb Literatur, halb
Historie sein will, von dauerndem Wert.
Mit kleineren Gaben sind M « rga
v. Rentz, Richard Rieß und A.
Sonnenfels hervorgetreten. Im
23. Bande der Hausbücherei der Deut»
schen Dichter»Gedächtnis-Stiftung gibt
Marga von Rentz eine innige Kindheits»
geschichte „Kroku s", die Paul Kel»
ler eingeleitethat. Siei'stvollgesogenvon
einem stillen Frühlingshauche, überschie»
nen von der Sonne jugendlicher Traum»
haftigkeit. Richard Rieß trägt im
51. Bande der „Zeitbücher" (Reuß
A Itta) kurze Geschichten und Lebens»

ausschnitte von A. De Nora, Friedrich
Freksa, Karl Ettlinger und Peter Robin-
son zu einem „Mü nchener Bilde r-
bogen" zusammen. Er selbst ist mit
drei „Miniaturen" aus dem Münchener
leben vertreten. Gut gesehen ist sein
„Straßenauflauf", eine Idylle mit groß»
städtischem Charakter sein „Maler im
Heringsladen". A. Sonnenfels
nennt eine Zusammenstellung ungleich»
artiger Beiträge „Flieg en d e Bl ä t»
ter vom Welttheater" (Verlag:
BöhmKTausslg, Breslau 1916).
Einen eigenen Ton findet die Heraus-
geberin in ihrer schlesischen Erzählung
„Die Magistratshering«", während sie
sonst allzu sehr im Schablonenhaften
stecken bleibt. Dieses letztere gilt auch
von dem „Schlesischen Musen»
almanach" des Herrn Wirb i tzky
(Schlesiengrube 1917), der bereits im
dritten Iahrgänge erscheint. Er enthält
fast durchweg Beiträge, die stark ans
ausgesprochen Dilettantische streifen.
Und nur einzelne Beiträge von Paul
Keller, Hermann Stehr und Fedor
Sommer bilden eine Ausnahme darin.
Die Benennung „Schlesischer Musen»
almanach" erscheint darum nichts weni»
ger als berechtigt, so sehr zu wünschen
wäre, daß auch die schlesische Literatur
wie die Literaturen anderer Provinzen
eine Zusammenfassung in einem heimi-
schen Iahrbuche erhielte.
Den Anspruch auf eine Stellung
neben die beste Lyrik unserer Zeit aber
können zwei Gedichtbände machen, die
soeben von Arthur Silbergleit
und Lola Landau herausgekommen
sind. Silbergleit, dem Schlesier und Nicht»
selilesier längst kein Unbekannter mehr,
gilt zum ersten Male einen Zyklus seiner
Gedichte in Buchform heraus. Er de»
titelt sich „Flandern" und ist in
Innsbruck bei der Wa g n e r'schen k. k.
Universitätsbuchhandlung erschienen. In
ihm sind die ungeheuren stofflichen Er-
lebnisse des Krieges in zarte Gefühls»
erlebnisse des beschauenden, die Dinge
durchschauenden Kunstschöpfers umge»
wandelt. Flandern bedeutet für Silber»
gleit ein Problem der Innerlichkeit, ein
Thema einer Anzahl gleichgerichteter
Schauungen und Empfindungen. Sil«
bergleits Vers zeigt in schlichter An»
spruchslosigkeit ein hohes Maß von
Selbstkultur und sicherem Takt für das
Wesentliche. Lola Landaus
„Sch im m ern d e Ge l an d e" (G e»

org Müller»München, 191«) be-
sitzen nicht die Geschlossenheit Silber»
gleit'scher Formgebung. Doch erfreut
hier die Vielseitigkeit im Ringen um den
bedeutendsten Ausdruck, das immer neue
Suchen einer außerordentlichen Bega»
bung nach Gestaltung von stetig auf-
quellenden, aufdrängenden Gefühlen,
Stimmungen, Bildern, Einfällen und
Erlebnissen. In farbigen Gestalten ver-
mag die Dichterin zarte, innerliche Tö»
nungen auszustrahlen. In einzelnen Ge»
dichten wie in „Nach einer Wanderung",
„Sommermittag" und „Die Menge"
gelingt ihr die vollkommene Durchbil»
dung und Durchblutung der Strophen
mit tiefster seelischer Intensität. Noch
vermag man aber nicht zu entscheiden,
wohin der Weg dieses noch im Werden
begriffene Talent führen wird. Eine
ausgesprochene Vorliebe für das Hym-
nische, DithyrambischPathetische wech»
selt mit der sonnigen Ruhe einfacher
Naturbilder und mit der allumfassenden
Innigkeit subjektiver Empfindungs-
wärme.

An die Seite der Kriegsanthologien
bester Art stellt sich eine Sammlung
deutscher Kriegslyrik: „Die heilige
Wehr" (Herder'sche Verlagsanstalt,
Frbg. i. B.), die mit großem ästhetischem
Geschmack von Karl Iakubczyk-
Breslau zusammengestellt worden ist.
Vom zweiten Halbjahr 1914 bis August
1915 erschienen, wie der Herausgeber
selbst mitteilt, laut Katalog der deut»
schen Buchhändler allein 450 Antho-
logien, und im August 1914 sollen allein
I V? Millionen deutscher Kriegsgedichte

entstanden sein. Ein Herausgeber
von Kriegsgedichten, der den Anspruch
machen will, die bedeutendsten und we-
sentlichsten Produktionen unserer lyri»
schen Kriegsliteratur der Nachwelt auf»
zubewahren, muß daher vor allem von
vornherein zwei unverlierbare Eigen-
schaften besitzen: einmal die sichere Vor»
Urteilslosigkeit des außerhalb der flüch-
tigen Tagesliteratur stehenden Beurtei»
lers, andererseits das strenge Festhalten
an einmal gezogenen Grenzen. Ein
bloßes Gefühl für gute Literatur kann
hier nicht genügen, da „das Zeitalter
der Millionenheere auch zum Zeitalter
der MiUionengedichte geworden ist".
Karl Iakubezyk wurde in dieser schwieri-
gen Aufgabe, die, wie er selbst gesteht,
alle seine kritischen Kräfte in Anspruch
nahm, von einem anderen Breslauer
unterstützt, dessen kritische Begabung wir
an anderer Stelle schätzen gelernt haben.
Es ist dies Theodor Hüpgens, als
dessen Verdienst der Herausgeber rühmt,
daß er ihm in vielen zweifelhaften Fäl»
len durch sein strenges und sicheres
ästhetisches Urteil erlösend zu Hilfe kam.
Der Band, der sechs Bogen umfaßt,
bringt auf diesem knappen Raum im
Wesentlichen alle jene Gedichte und
Dichter, die uns im Kriege lieb gewor-
den sind. In einzelnen Fällen hätte der
Herausgeber das kritische Richtmaß
noch strenger ziehen können, während
man andererseits so bedeutende Namen
wie Cäsar Flaischlen und die uns Schle«
siern besonders vertrauten Hermann
Stehr, Arthur Silbergleit und Armin
T. Wegner vermißt. Bei den Empfeh-
lungen, welche man dem Buche mit gan»
zem Herzen geben kann, ist aber jene
Rechtfertigung lieber wegzulassen, durch
welche der Herausgeber seine „Sänger"
vor den „Helden" entschuldigen will
(I>. XII). Die heilige Innerlichkeit der
Dichtung braucht sich nie vor der Ar»
mut erlebnisfremder, nur auf den Zweck
gerichteter Außenheiten zu rechtfertigen!
Ein Nachtrag zu den schlesischen
Dialektbüchern ist noch zu machen. So-
eben liegt ein neues Buch von Karl
Wilhelm Michler vor. Es ist
eine Art humoristischer Roman, der im
schlesischen Dialekt mehr die heiteren als
ernsten Kriegsabenteuer des Schusters
Heinrich Pichale aus Talingen schildert.
In frischgeschriebenen Kapiteln handelt
es vom Kriegsausbruch, Eintritt ins
Heer, Garnisondienst, Ausrücken ins

Feld, Kameradschaftsleben und Helden»
taten eines schlesischen Landstürmers.
Zuletzt gibt's das Eiserne Kreuz: „Nee,
dieser Schuster! A hotte immer dernoach
geatzelt. Do hott'n s'n ausgelacht und
ausgelacht, und itz hott' a 's wurklich
und woahrhoaftig . . . ." Die Szenen
des Landstürmers mit seiner „Alten"
und mit seinen Kameraden werden bei
den Freunden Michlers viel Heiterkeit
erregen. Ausgestattet ist das Buch mit
einer Anzahl grotesker Zeichnungen.
Es erschien im Verlage der „Durf»
musikke" (S. Schottlaender, A.»G.,
Breslau, 1917), der sich die Pflege
schlesischer Dialektliteratur zur beson-
deren Aufgabe gemacht hat.

Rundschau überbildende Kunst.

Von Dr. Arthur Neisser.

Mit der langen Dauer des Welt»
krieges hat sich auch der Maßstab für die
Kunstpflege ganz beträchtlich verändert.
Galt es in der ersten Zeit des Krieges
vor allem, das Panier des Deutschtums
wie überall so auch in der Kunst beson»
ders hochzuhalten, kam es da vornehm»
lich darauf an, dem Deutschen den
großen Reichtum seines Kunstbesitzes
einmal wieder gründlich vor Auge und
Seele zu führen, so hat sich darin zwar
noch keine nennenswerte Änderung er-
geben; aber es machen sich doch schon

deutliche Bestrebungen geltend, der
Kunst ihr altverbrieftes Recht auf Inter»
Nationalität wieder einzuräumen. Der
überaus rührige und weltmännisch ge-
wandte Berliner Kunsthändler Gurlitt
hatte es versucht, dem Schaffen des
lange verkannten französischen Meister»
karikaturisten Honors Daumier in Ge-
stalt einer Sonderausstellung Geltung
zu verschaffen; doch wurde diese Aus»
ftellung durch die Behörde verboten.
Geschah das Verbot etwa um der
Kühnheit willen, mit welcher Dau-
mier die Advokaten und streber-
haften Beamten eines längst über»
wundenen zweiten französischen Kaiser-
reichs verspottet hatte? Oder gar nur,
weil es ein Franzose, ein französischer
Klassiker gewesen wäre, dem das doch
stets auf allgemeine künstlerische Pietät
bedachte deutsche Künstlergewissen eine
erneute Ehrung zuteil werden lassen
wollte? Es ist nicht die Zeit, näher
auf diese Angelegenheit einzugehen, aber
es müßte doch wohl auch — das wage
ich immerhin zur Diskussion zu stellen!
— schon jetzt auch eine kunstpolitische
Friedenswirtschaft vorbereitet werden.
Nur so kann eine banausische Scheuklap-
penpolitik in künstlerischen Dingen noch
rechtzeitig vermieden werden.
Es ist ja andererseits nicht mehr als
recht und billig, daß wir uns den durch
die neue Weltlage gebotenen veränder»
ten geographischen und deswegen auch
wirtschaftlichen und künstlerischen Ver-
hältnissen anzupassen haben. Es erge-
ben sich durch die neue mitteleuropäische
Konstellation der Zentralmächte so un-
endlich viele und reiche neue Perspek-
tiven für die künftige Kunstbetrachtung
und -Forschung, daß wir genug zu tun
haben, uns mit der Kultur und
Kunst unserer neuen Verbündeten so
genau als irgend möglich vertraut zu
machen. Unsere Blicke lenken sich da
natürlich in allererster Linie auf den
Orient. Das Wort „Vx arieut« lux"
gewinnt in unseren Tagen einen ganz
besonderen neuen Sinn. Immer neue
wertvolle Publikationen auf dem Ge-
biete der orientalischen Kunst erscheinen.
Am weitaus sympathischsten darunter
sind mir diejenigen, die nicht in über-
schwänglich einseitiger Weise all' unsere
westlichen Einflüsse, wie sie Iahr-
hunderte lang sich gerade auf die deutsche
Kunst in wohltätiger Weise geltend ge-
macht haben, über den Haufen werfen,

sondern die rein entwicklungsgeschichtlich die Stellung der orientalischen Künste in all ihren mannigfachen Verzweigungen festzulegen sich bemühen. Da sei vornehmlich auf die Wiener Schule derOrientforschung hingewiesen. Innerhalb des groß angelegten Handbuches der Kunstwissenschaft, dieser von glühendem deutschen Idealismus getragenen Schöpfung des dem männermordenden Kriege in der Blüte seiner Iahre zum Opfer gefallenen Münchener Kunsthistorikers Fritz Burger, beginnt mit der 38. Lieferung (erschienen in der 'Akademischen Verlagsanstalt Athenaion, Neubabelsberg bei Berlin) die erste große grundlegende Kunstgeschichte des Islam. Mit der sachlichen und doch begeisterten Gründlichkeit des Sonberfor» schers verbindet der Autor dieses Bandes, Dr. Ernst Diez (von der Wiener Universität) den Weitblick für die geschichtliche Eingliederung. Nur auf diese Weise können heutzutage knnst» geschichtliche Untersuchungen über den engen Kreis der Fachleute hinaus „mithelfen am großen Werk der neuen deutschen Weltpolitik", wie es im Vorworte des trefflichen Werkes heißt. Sehr groß angelegt ist auch die (bei Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig, 1916, erschienene) „Bibliothek des Ostens". Es wird hier der Versuch gemacht, die Kulturen der östlichen Völker im umfassendsten Sinne zu studieren. Dabei befleißigen sich die Verfasser der verschiedenen Teilbücher mit Erfolg einer gedrängten Kürze, so auch Hofrat Dr. Iosef Strzygowski, der Ordinarius für

Kunstgeschichte an der Wiener Universi»
tät, in seiner Schrift „Die bildende
Kunst des Ostens". In kaum siebzig
Seiten will der Verfasser hier nichts
weiter geben als einen „Überblick über
die für Europa bedeutungsvollsten Strö-
mungen". Dabei legt Strzygowski einen
großen Nachdruck auf die seiner Ansicht
nach recht gefährliche Einseitigkeit jener
Anschauung, die eine Gewinnung des
von Berlin über Bagdad nach Inner-,
Süd» und Ostasien führenden Verkehrs»
weges nur auf deutschen Einflüssen im
Balkan sich denken kann. Gerade die
kunst- und kulturgeschichtliche Entwick»
lung des Orientes zeigt uns (nach
Strzygowski), daß wir nach dem Kriege
eine Vereinigung mit den Ostslawen
unbedingt anstreben müssen. „Wenn die
Deutschen," so heißt es in dem Nach»
wort des überaus kenntnisreichen und
neue Aufschlüsse bietenden Büchleins,
„nicht in das orientalische Fahrwasser
knechtender Machtgelüste gleiten, son»
dern fest auf die Rettung der Welt cus
diesem die Blüte der Menschheit seit
Iahrtausenden zerstörenden Wahn hin-
steuern, dann wird das uralte Eurasien
wieder erstehen, und damit eine plane-
tarische Kultur, die weder von Amerika,
noch von Iapan, noch von anderen nach»
kommenden Machtgierigen, in ihrer se-
gensreichen Entwicklung aufzuhalten sein
dürfte." Seine tiefschürfenden For»
schungen über das Gesamtgebiet des
Islam wird der Verfasser in großen
Werken, deren eines, „Altai»Iran und
Völkerwanderung", bereits im Druck ist,
veröffentlichen. Es ist jedenfalls freu-
digst zu begrüßen, daß sich die deutsch-
österreichische Kunstforschung darin der
sonstigen mustergültigen deutschen Or»
ganislltion als ebenbürtig erweist, daß
auch sie sich prompt auf die neuen Ge-
sichtspunkte einstellt, ohne freilich ihre
alten Liebhabereien gänzlich aufzugeben.
Die Besitznahme Belgiens z. B. hat
glücklicherweise dieses alte Eldorado der
Kunstgeschichte auch jetzt wieder in den
Mittelpunkt der gelehrten Untersuchung
gestellt. Professor Richard Graul, ein
uns sonst aus anderen Zweigen vertrau-
ter Fachmann, hat zu einem (im Roland»
Verlag, München«Pasing, erschienenen)
vortrefflich ausgestatteten und reich
illustrierten Band „Alt-Flandern und
Brabant, Artois, Hennegau, Lüttich und
Namur" in großen Linien die Entwick»
lungsphasen flandrischer Kunst vom Mit-

telalter bis in die neueste Zeit nachge»
zeichnet. In der Art und Weise, wie die
zumeist sehr plastischen Abbildungen in
dem Anhange aneinander gefügt sind,
zeigt sich ein, bisher in solcher Plan»
mäßigkeit nur ganz selten beobachtetes
Streben, die vergleichende Wissenschaft
auch illustrativ zu stützen.
Der stark historische Grundzug des
Deutschen macht sich übrigens heutzutage
nicht nur in der Literatur, sondern auch
in der Organisation der Ausstellungen
geltend. Das ist sehr erfreulich. Denn
nun werden endlich einmal die Zusam»
menhange nicht bloß der deutschen und
der romanischen Kunst, sondern auch
die einzelnen Stufen der deutschen
Kunstgeschichte ganz klar verständlich.
Also auch hier ward der gewaltige
Alleinherrscher Weltkrieg zum gestrengen
Erzieher. Das gilt ebenso für das rein
Biographische wie für das Historische.
Wer kannte die Persönlichkeit des Ma-
lers Lesser Ury vor der Gesamtausstel»
lung, die bei Cassirer in Berlin veran-
staltet wurde, so recht von Grund aus?
Wer ahme etwas von dieser innigsten
Seelengemeinschaft Urys mit den fran»
zösischen Bahnbrechern des Impressio-
nismus? Nun erst, da wir bei Cassirer
des allmählichen Auflichtens seiner Pa»
lette inne werden konnten, nun erst ver-
stehen wir sein neuerdings ziemlich stark
hervortretendes Streben nach Über»
belichtung, nun erst verstehen wir seine
Vorliebe für jene stillen Kaffeehaus-
winkel, wie sie gerade die erste Periode
des Impressionismus in Frankreich so
häufig im Gefolge hatte; aber wir

freuen uns auch an der, von ganz an»
deren Einflüssen — Altholland vor
allem! — herkommenden Meisterschaft,
mit der Lesser Ury etwa das blanke Ge»
scheuer von Küchenkesseln und das In»
nenleben des Küchenraumes poesievoll
zu umfassen versteht. Auch in Schultes
Berliner Herbstausstellung hatte man
jüngst Gelegenheit, das Werden und
Gewachsensein eines Meisters zu ver-
folgen, wenn auch nur in einzelnen, aber
sehr fein gewählten Beispielen. Fr.
Kallmorgen, der in Berlin heimisch ge»
wordene Landschafter, beging am 15.
November seinen sechzigsten Geburtstag
auf einer beneidenswerten Schaffens»
höhe. Unermüdlich geht der Maler den
Problemen der Luft und des Lichts in
den Häfen nach und erweist sich da nicht
als der Mann der Schablone, wie die
Allzuvielen, die dieses dankbare Gebiet
pflegen.
Ganz besonders stark tritt in Ber»
lin seit Kriegsausbruch immer aufs
neue die echte Pietät für Schinkel und
seine Kunst, wie überhaupt für diese
lange in Vergessenheit geratene Blüte-
periode preußischer Kunst zutage. Ge»
heimrat Professor M. G. Zimmermann
hat in dem, seiner Leitung unterstellten
Schinkelmuseum im Gebäude der Tech»
nischen Hochschule in Charlottenburg
eine Sonderausstellung „Schinkels
Kriegsdenkmäler aus großer Zeit" ver»
anstaltet und mit einem Lichtbildervor-
trag eingeleitet, innerhalb dessen die
Stilbeispiele von Schinkels antikisieren»
den Feldherrn» und Schlachtendenk»
mälern aus den Freiheitskriegen in
ihrem allmählichen Werden aus der
Skizze bis zum ausgeführten Denkmal
lebendig wurden.
Der innere Hang zur Entfaltung
patriotischer Gesinnung, wie er Schinkel
und seine Zeit auszeichnete, kommt aber
ganz besonders eindringlich zum Ausdruck
in der Ausstellung „Gußeisen" im Ber-
liner Kgl. Kunstgewerbemuseum. Wir
lernen aus dieser überhaupt ersten Son»
Herausstellung der deutschen Eisenhüt»
ten bis zur Gegenwart zum ersten Male
die gewaltige Bedeutung ermessen, zu
der sich die Kunst der Eisenplastik, nicht
etwa nur im Sinne der Monumentali»
tät, sondern gerade auch auf dem Gebiete
der Kleinplastik und des Kunstgewerbes
bis hinunter zur winzigsten Miniatur-
statuette durch die (von dem Grafen von
Reden im Iahre 1803 unter Mithilfe

des Königs Friedrich Wilhelm III. er»
richtete) Berliner Eisengießerei empor»
geschwungen und viele Iahrzehnte hin»
durch behauptet hat. Wir verstehen nun
die wahre Bedeutung dessen, was man
oft ziemlich gedankenlos „eiserne Not-
wendigkeit" genannt hat. Als das Gold
dem Vaterlande geopfert wurde, trugen
die Frauen Eisenschmuck; es galt, ihn
graziös und spielerisch bewegt zu
gestalten, es galt auch, ihn
leicht farbig zu tönen; das alles
haben die trefflichen Berliner und schle»
sischen Gießkünstler der Schinkelzeit, an
ihrer Spitze der Meister Stilarsky, (sei»
nes Zeichens ein Bildniskunstler von
größter Meisterschaft!) aufs wundervoll»
ste verstanden. Nicht im mindesten er-
müdend ist ein Gang durch diese Ber»
liner Eisengußausstellung, schon deswe»
gen, weil sie den Berliner stolz macht auf
die Höhe der Kunst, wie sie der künst»
lerische Eisenguß gerade in der, noch
immer als kunstwidrig verschrieenen
preußischen Residenz schon vor hunden
Iahren erreicht hat, und wie sie die
gleiche Technik neuerdings im Weltkriege
wiederum durch die Firma Gladenbeck
und Sohn zu erreichen im Begriffe stebt.

Rundschau der Kriegs»
lIteratur XVIII.

Von Dr. jnr. Kurt Ed. Imberg.

Von dem Gedanken ausgehend, „daß
die Politisierung der deutschen Nation
in allen ihren Teilen eine Lebensnot»

wendigkeit für sie ist, daß nur die Durch»
dringung ihres ganzen Daseins mit po»
litischen Vorstellungen und Ideen, poli-
tischer Bildung und Überlegung, politi»
schem Verständnis und Handeln das aus
dem Weltkrieg zu Gewinnende und zu
Rettende erhalten und erhöhen kann",
hat der bekannte Professor des öffentli»
chen Rechts Dr. Fritz Stier»
SomloinA. Mareus und E. Webers
Verlag ein neues politisches Werk ver-
öffentlicht, das die „Grund» und Zu»
kunftsfragen deutscher Politik" behan»
delt. Bereits in seiner „Politik", deren
dritte Auflage im vergangenen Iahre
erscheinen konnte, hat Stier-Somlo ein
theoretisches System der wissenschaftli»
chen Politik veröffentlicht, das rasch
weiteste Verbreitung gefunden hat.
In seinem neuen Werke gibt der
Verfasser nun ein unmittelbar praktisch»
politische Ziele verfolgendes Bild von
den Hauptproblemen unserer inneren
und auswärtigen Politik. Er hat sich
in ihm die Aufgabe gestellt, dazu beizu»
tragen, „dem politischen Element im
geistigen Haushalte der Nation einen
möglichst großen Spielraum zu erobern."
Diese Aufgabe hat Stier-Somlo in her»
vorragender Weise gelöst. Es sind zwar
in den letzten Iahren eine Reihe von
Einzeluntersuchungen über das hier be»
handelte Thema erschienen; was aber
fehlte, war ein vollständiger Überblick
der bedeutsamsten Verfassungs» und
Verwaltungsangelegenheiten, die die Ge-
genwart beherrschen und in die Zukunft
auswirken, sowie der wichtigsten Fragen
der hohen, das Verhältnis der Staaten
zueinander, ihre Macht, ihr Ansehen und
ihre Kultur bestimmenden Politik.
Diese Lücke in der politischen Lite-
ratur füllt das Stier»Somlosche Buch,
in dankenswerter Weise aus. In einer
das Durcheinander der Erscheinungen
ordnenden Klarheit behandelt der Ver»
fasser zunächst das Wesen und die Ge»
genstände der Politik, soweit sie Be-
ziehung zur Gegenwart und Einfluß
auf die nähere und fernere Zukunft ha»
ben. Er versucht, den Kern der politi»
schen Probleme zu enthüllen und trotz
aller sachlichen Schwierigkeiten die Rich»
tung zur zweckmäßigen Regelung zu
weisen. Politik ist nach Stier»Somlos
Definition vor allem „die mit bewuß-
tem Willen auf Gemeinschaftszwecke
gerichtete schöpferische Tat für den
Staat, die ihm eingegliederten Körper»

schaften, insbesondere die Gemeinde»
verbände und für die geschlossen gedach»
ten Gesellschaftsklassen; sodann jede auf
solche Tat gerichtete zielsichere Be-
strebung". Im Verlauf seiner Unter»
suchungen über die Gegenstände der in»
neren Politik gelangt der Verfasser auch
zur Frage einer Neugestaltung der
Reichsverfassung, wobei er zu ähnlichen
Forderungen gelangt, wie sie der be»
kannte Staatsrechtslehrer Gerhard An-
schütz*) vor kurzem aufgestellt hat. —
Stier»Somlo fordert „an Stelle des
Reichskanzlers ein verantwortliches
Reichsministerium unter seinem Vorsitz;
an Stelle des Bundesrats ein parla»
mentarisches Oberhaus und an der
Spitze der Kaiser als Reichsmonarch."
Mit Entschiedenheit tritt der Ver»
fasser alsdann dafür ein, daß wir da-
nach trachten müssen, ein „vollkomme»
ner Rechtsstaat" zu werden, ein Ziel,
dem sich allerdings — wie er offen zu-
gibt, viele Schwierigkeiten in den Weg
stellen, die aber keineswegs unüberwind»
bar sind. Als Mittel, zu diesem Ziele
zu gelangen, nennt Stier-Somlo auf S.
83/84: „Ablösung der aus der absolu»
tistischen Zeit stammenden grundlegen»
den Gesetze für die Verwaltung, insbe»
sondere für die Polizei, dnrch neue, der
gewandelten Auffassung zwischen Staat
und Untertan entsprechende Vorschrif»
ten; immer schärfere Herausarbeitung
der Mittel und Grenzen des freien Er»

*) Gerhardt Anschüh: „Gedonken über
künftige Staatsreformen" in dem Werte von
Tlnmme >md Lessien: »Die Arbeiterschaft im
neuen Deutschland', 1915. S. 42—57.

messens der Behörden; immer stärkerer Ausbau der einer willkürlichen Hand» habung vorbeugenden oder sie nachträglich beseitigenden Rechtsmittel, insbesondere auf dem Gebiete der Verwal» tungsgerichtsbarkeit; nicht zuletzt Er» weckung und Pflege des politischen Geistes und Verständnisses, einer Ge» sinnung in der Nation, die dem Staate gibt, was ihm gebührt, aber auch von ihm verlangt, was der kulturellen Höhe der freiheitlich vorwärtsstrebenden Persönlichkeit gemäß ist."

Es ist leider nicht möglich, an dieser Stelle auf alle die vielen interessanten Fragen der inneren Politik einzugehen, die Stier»Somlo in seinem Buche be» spricht, und wollen hier nur noch her» vorheben, daß er für das künftige Beamtentum zwei Forderungen aufstellt, denen man seine Zustimmung nicht wird versagen können: „ein .sozialisiertes^ Beamtentum in Staat und Gemeinde, ausgezeichnet durch ein vertieftes Wissen über politische, wirtschaftliche und kul» turelle Verhältnisse der Gesellschafts» gruppen, mit Verständnis für deren Wohl und Wehe, mit klarem Blick bei bewußter Verwendung der gewonnenen Einsichten bei der Handhabung von Rechtspflege und Verwaltung" und fer» ner „ein zu besonderen Aufgaben der eigenartig entwickelten sozialen Wohlfahrtspflege und Versicherung speziell ausgebildetes und befähigtes öffent» liches und privates Beamtentum".

Nicht minder lesens» und beherzi» genswert sind die Ausführungen, die Stier-Somlo der auswärtigen Politik und den politischen Kräften, wie sie sich in der Tätigkeit der Staatsmänner, Diplomaten und berufenen politischen Führer zeigen, widmet. Es würde je» doch zu weit führen, wollten wir auch diesem Abschnitte eine ausführlichere Behandlung zuteil werden lassen; wir müssen uns dies für eine spätere Ge» legenheit aufsparen. Schließlich werden noch die Mittel und Wege der Politi» sierung des deutschen Volkes durch Nutzbarmachung und Entfaltung aller hier» auf gerichteten Gemüts» und Geistes» kräfte geprüft, mit dem Ziele, sie zu einer sachkundigen, in Lebensfragen der Nation bestimmenden Mitwirkung auch auf dem Wege der öffentlichen Meinung zu befähigen.

Wir können dieses Werk, das für jeden gebildeten Deutschen verständlich

ist, aufs wärmste empfehlen und ihm die
weiteste Verbreitung wünschen. Nie-
mand wird das Buch aus der Hand le»
gen, ohne in ihm vieles gefunden zu
haben, was für ihn interessant und
lesenswert war.
Ein Buch wollen wir hier wenig»
stens kurz zu erwähnen nicht versäumen.
Es ist dies das soeben im Verlage von
Erich Reiß (Berlin) erschienene Buch
des bekannten dänischen Schriftstellers
Professor Karl Larsen: „Von der
inneren deutschen Front". Dieses Buch
ist ein Auszug aus zwei Büchern, die
Larsen in demselben Verlage veröffent»
licht hat und die den Titel „Deutsch-
lands Nationalmilitarismus" und
„Arbeit-Dienst" führen. Der Ver»
fasser schildert in diesen Büchern die
Eindrücke, die er während wiederholter
Reisen durch Deutschland und Lster-
reich»llngarn in den Kriegsjahren ge-
sammelt hat. — Es ist ja leider be»
kannt, daß die Sympathien in Däne»
wirk für Deutschland nicht gerade allzu
große sind. Um so dankenswerter ist
es, daß sich Larsen der Aufgabe unter-
zogen hat, seinen Landsleuten ein ob»
jektives, der Wahrheit entsprechendes
Bild von den Zuständen bei den Mittel»
mächten zu geben. Besonderen Nach»
druck legt der Verfasser auf den im Aus-
lande meist mißverstandenen, vielfach ge»
schmähten Militarismus, der sich —
wie Larsen ausführt — „von etwas
fachmäßig Militärischem zu etwas all»
gemein Bürgerlichem entwickelt" hat,
und den er aus diesem Grunde als „Na»

tionalmilitarismus" bezeichnet. Interessant sind die Ausführungen, die Lar» sen über diesen Nationalmilitarismus macht: „Der Geist des Nationalmili» tarismus wurde innerhalb des Kriegs» handwerkes entwickelt, das in der denkbar anschaulichsten Weise die Forderung des Opfers an die Menschen richtet, von den peinlichsten Bagatellen an bis zur Hingabe des Lebens. Er hat aber mit seiner Methode jedes andere Hand» werk und jede wichtige menschliche Arbeit im modernen Deutschland durch» drungen. Kraft dieses nationalmilitaristischen Geistes haben nicht nur deut» sche Industrie, Technik und Handel Welteroberungen machen können, auch die deutsche Wissenschaft hat in der neueren Zeit durch ihn ihr überwälti» gendes, praktisch anwendbares Arbeits» resultat erreicht."

Wir können leider hier nicht näher auf die anderen Schilderungen eingehen, die nicht minder lesenswert sind, als diejenige des Nationalmilitarismus. Wir wollen aber nicht unterlassen, die Lektüre des Larsenschen Buches aufs wärmste zu empfehlen; und wer Zeit hat, sollte sich nicht mit dem Auszuge begnügen, sondern die beiden früheren Bü» cher zur Hand nehmen.

Bei der Herder'schen Verlagsbuch» handlung in Freiburg i. Br. hat Io» hannes Wronka ein Buch über „Kurland und Litauen" erscheinen lassen, das gerade in jetziger Zeit, wo die Friedensfragen näher an das deutsche Volk herantreten, von großem Wert ist. Denn es bringt uns diejenigen Länderstriche näher, die unseren östlichen Provinzen benachbart sind, und die doch bisher den meisten von uns, wie man zu sagen pflegt, „böhmische Dörfer" geblie» ben sind. Wie viele im Deutschen Reiche gibt es, die über Kurland und Litauen mehr wissen wie das, was man in der Schule im Geschichtsunterricht von ihnen lernt. Und das ist wahrhaf» tig herzlich wenig; denn es ist kaum mehr als die» Tatsachen, daß die Schwertritter in Kurland waren, und daß ein Lettenfürst einmal König von Polen wurde und Litauen mit dem Reiche des weißen Adlers vereinigte. Und doch gibt es nichts Notwendigeres und Wichtigeres als das Kennen und Verstehen seiner Nachbarn. Erst so ist ein gedeihliches Nebeneinanderleben möglich.

Es ist deshalb mit Dank zu begrü»
ßen, daß sich Wronka der Aufgabe unter-
zogen hat, uns auf Grund langjähriger
Berufsarbeit in jenen Grenzgebieten
und reicher Materialsammlung ein knap»
pes, aber nichtsdestoweniger klares Bild
von jenen Volksstämmen zu geben, wo-
bei er den Hauptnachdruck auf Litauen
legt, dessen Sprache, Literatur und Ge-
schichte, sowie die kirchlichen Zustände
und die russische Kirchenpolitik, die
Schulen und die Verwaltung, Wirt»
schaftsverhältnisse, Handel und Indu»
strie er schildert. Im ersten, kleineren
Teil des Buches beschäftigt sich Wronka
mit den Verhältnissen in Kurland; er
konnte sich hier weit kürzer fassen, als
in dem Teile über Litauen, da in der
letzten Zeit über die baltischen Provin-
zen mancherlei geschrieben worden ist,
was dem deutschen Leser Land und Leute
jenes Stückes Deutschtum nähergebracht
hat.
Unter dem Titel „Krieg und Arbeit
im Westen" veröffentlicht Eugen
Kalkschmidt im Verlage von Iu»
lius Hoffmann (Stuttgart) seine Erleb-
nisse in Frankreich und Belgien. Der
Verfasser hat in der ersten Zeit in den
Vogesen selbst mitgefochten, und dann
als Kriegsberichterstatter der „Frank»
furter Zeitung" alle Abschnitte der West-
front besucht und das Leben an der
deutschen Front bis ins tiefste kennen»
gelernt. Seine Berichte sind flott und
interessant geschrieben, so daß sie — trotz
der schon recht ansehnlichen Literatur

dieser Art — doch wert sind, gelesen zu werden. —

Über das schon vielbehandelte, aber immer noch recht strittige und noch kei» neswegs geklärte Thema der „Frauen» dienstpflicht" handelt eine kleine Schrift, die die Oberin Marie Cauer im Verlage von I. C. B. Mohr in Tübingen herausgegeben hat. Die Verfasserin will in dieser Frauendienstpflicht eine Schulpflicht sehen, „eine durch Reichs» gesetz geforderte, unter staatlicher Aufsicht sich vollziehende Ausbildung der Frauen für ihre Aufgaben in Familie und Staat", wobei jedoch Rücksicht zu nehmen ist auf den Nachwuchs, so daß also keinerlei Maßregeln getroffen wer» den, die die Volksvermehrung erschwe» reu könnten, eine Frage, die nach Be» endigung des Krieges sehr zu beachten sein wird. Ferner wäre zu berücksichtigen, daß alle Störungen der Erwerbs» arbeit tunlichst vermieden, und daß endlich öffentliche Geldmittel möglichst we» nig in Anspruch genommen werden. In einem Anhanae gibt die Verfasserin noch lesenswerte Vorschläge für die Oraaul» satlon einer freiwilligen weiblichen Hilfstätigkeit in Friedens» und Kriegszeiten.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin von Pestalozzi

Der Noman von Richard May „Die Rouxillons«') ist in erster Linie die Geschichte einer Ehe, dann erst der „Ro» man aus dem Elsaß", wie er im Unter» titel bezeichnet wird. Das will nur sagen — und zum Lob des Vuches kann es gesagt sein — daß nicht das Land, seine eigentümlichen nationalen und po» litischen Verhältnisse die tiefste Bedeu» tung ausmachen, sondern daß diese den Herzensbeziehungen zweier Menschen zu» kommt. Werden sie auch naturgemäß von Umgebung und Zeit in ihrem Wesen, Erleben und ihren Entscheidungen beeinflußt, wohnt den Gegensätzen, in welche sie beide, die Deutsche und der national Leidenschaftslose, zu der fanatisch franeophil gesonnenen elsässischen Familie des Mannes geraten, sogar ein hesonders bestimmender Einfluß auf ihr Leben inne, so ist doch dieser beiden schöne Menschlichkeit und reiche Persön» lichkest gleichsam ganz unabhängig von allen äußeren Verhältnissen zu emp» finden. Zu jenen Menschen gehören sie,

') Concordia Deutsche Verlllgs'Anstalt, Ver» lin 3. W. 11.

die mehr und eindrucksvoller sind durch das, was sie erleben, als was sie leben. Es liegt der Sternenpfad ihrer Seelen für uns klar über der Verschlungenheit ihrer Erdenwege, und wir sehen zumeist ihn. Aber trotzdem das Reisen dieser beiden Menschen, d. h. ihr Aufgeben vom eigenen Ich zugunsten des anderen und auch der anderen, wobei die Psychologie überzeugend und nicht ohne Überraschung und Feinheiten ist, zumal dort, wo der zeitweilige Bruch zwischen den Gatten eintritt, den stärksten Eindruck gibt, so nimmt doch auch der Gang der Ereignisse das Interesse genügend in Anspruch. Obgleich sie in der Haupt» fache nur für den Kreis der Familie bedeutsam sind, geben sie doch auch Widerhall dem Zeitgeist, gewissen Zeit» strömungen, sozialen und politischen Be» wegungen; zuletzt klingen sie aus in das katastrophale Geschehen des Kriegsausbruchs, der Volksgeschehen ist. Manch heiter»schönes Bild rankt sich um die Linie der Begebenheiten, das Leben Genfs, das große Naturgeschenk der Schweiz, Festlichkeiten; umflossen ist sie von lieblichen, zarten, von hohen, reinen, von dunkelsten Stimmungen.

Die Charakterisierungsgabe Richard May's läßt die einzelnen Personen wie Typen erscheinen: es zeugt ihre Viel» fältigkeit von einem Vertrautsein des Verfassers mit vielen Ausschnitten des Lebens. Die zwei Menschen nun, die

liebend aneinander wachsen zur Höhe der außerordentlichen Forderung ihrer Zeit, sind der Typus der reinen und hohen Ehegemeinschaft, in welcher vor der seelischen Bindung die sinnliche nicht zu Worte kommt. Dieser reine Sinn des Buches, der sich mit Schlichtheit des Ausdrucks eint, ist nicht sein ge» ringster Vorzug. Es ist der Vorzug der Bücher — um hier Richard May mit einem anderen zu vergleichen — Walter Vloems. Vielleicht hat ein äußerer Grund, die Erinnerung an dessen letzten Elsaßroman, diesen Vergleich besonders nahe gerückt. Aber außer jener inneren Übereinstimmung findet sich noch eine andere, ebenfalls innere: der tolerant und objektiv wertende Geist, dem sich vieles erschlossen hat.

Ein eigenartiges und seines Problem macht Ellyn Karin zur Seele ihres Romans „Die Magd Maria Bing."')
Es ist die Sehnsucht nach Reinheit, die ein junges, vorübergehend in die Tiese geratenes Weib an die Brust der heilenden Natur und zuletzt in den all» sühnenden Tod treibt. Nichts an dichte» rischer Wahrheit und psychologischer Echt, heit wird vermißt von den: Augenblick an, wo sich hinter Maria die Tür des Dirnenhauses schließt, und sie nun rast» los, verzweiselt und groß nur noch das einstige lichte Kleid ihrer Seele wieder besitzen will. Die Feinheit dieser Seele, die nicht die Stärke der Persönlichkeit aufbringen kann, der sich selbst in Gott lossprechenden, wird in ihrem Gehetztsein von den Gespenstern der Vergangenheit, in ihrer zarten Scheuheit, sie möchte den Kreis Unschuldiger und Harmloser entweihen, in ihren Versuchen, sich in den frischen Gründen der Natur, in einfachen, der Natur nahestehenden Lebenssormen, in der mühseligen Arbeit der Hände selbst zu erlösen, ist eine dichterische Schöpfung. Die um Sühne ringende, schluchzende Melodie ist ge» lungen. Nicht sieghaft, aber rührend und rein klingt sie aus. Soviele schöne Empfindungen, eigene Ideen, Bilder und Symbole bringt Marias Weg in den Himmel hinein, vor allem in der Zeit ihres ärmlichen Dienens auf einem steirischen Berghof, in dessen Nähe sie dann auch der Tod tröstlich sanft wie die Gottesmutter ans Herz nimmt, daß darüber das psychologisch schwächere erste Drittel des Buches zu vergessen ist.
Dort wirken die Ereignisse, welche die

verwöhnteste Haustochter und Gattin
eines Standesherrn immer von neuem
in die Gefahren weiblicher Unbeschützheit,
zuletzt in ein Dirnenhaus verschlagen,
fast abenteuerhaft: mancher Cynismus
wirkt hier gesucht. Ist einmal dieser
negative Eindruck überwunden, beginnt
dann eben die Richtung des Weges, der
in den Sternen endet, dann ist nur
Ergriffenheit. Diese läßt auch über
einige technische Mängel im Aufbau, im
Nebeneinander von Tagebuch, Brief und
Erzählung gern hinwegsehen. Dem Ge»
suhl nahegebracht sind viele Gestalten
des Buches, so vor allem die Bauern
auf und um den Breitmaithof. Das
Bedeutsamste aber bleibt der Lyrismus,
bleibt Marias Seele auf ihrem heiligen,
weißen Sühnegang.
Ein Buch, aus welchem die deutsche
Heimat atmet, ist „Iugend und Heimat.
Erinnerungen eines Fünfzigjährigen"*)
das ohne den Namen des Dichters er»
scheint. Ein Stück deutscher Erde, die
Westfalens und des Rheingebietes ersteht:
Liebe, die sich erinnert, ist die Schöpferin
ihrer heiligen Blütenbäume, ihrer dichten
Laubkronen, ihrer Gärten, ihrer Guts»
Höse, Dörser und Städte. Liebe läßt
die Heimlichkeiten, mit denen diese Erde
Busch und Wolken und Herzen einst
segnete, rauschen und erklingen. In
vielen Bildern, deren jedes für sich eine
') Morllwe und Scheffelt Verlag, Berlin.-
«) Langewiesche» Brandt, Ebenhausen bei
Vtünchen. Aus der Sammlung „Die Bücher
der Rose".

kleine Ganzheit ist, von einem Menschen, einer geselligen Feier, einer Stadt, einem Gymnasium, einem Familienkreis etwas wie die Mite des Wesens gibt, steigt das Leben des sich Erinnernden aus der Kindheit ins Jünglingsalter. Das kürzere „zweite Buch" des Bandes bringt einige Skizzen aus dem Gemeindeleben der Vaterstadt, die den zum Mann Gewor» denen nach Iahren seines Fernseins wieder aufnahm. Es schließt damit, wie ihn abermals die Fremde auf deutschem Boden hält, die ihm wohl erst so recht das Herz antreibt, von der Heimat zu erzählen. In dieser liebt er seine Ju- gend, jener freut er sich, weil sie ihm die zusagenden Lebensverhältnisse bietet, doch irgendwie steht er über beiden, weil er die wahre Heimat anderswo als in diesem Leben ahnt. Der Hauch dieses die Erscheinungssormen überwindenden Geistes ist aus allen Blättern zu spüren. Ihm ist der bei aller Innigkeit und tiesem Gemüt leidenschaftslose, von Hu» mor und leiser Ironie durchzogene Er» zählerton zuzuschreiben. Er ist es, der aus Menschen und Schicksalen, so konkret und lebendig sie auch erstehen, den in» neren, über die Erde hinausreichenden Sinn holt. — Während der Fünfzig« jährige fchreibt, hört er von der Land» straße her die Schritte deutscher Iugend, wie sie ins Feld zieht, und hört: In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen. Er weiß es nun wohl wie einer, daß es die eine oder andere Heimat sein wird, ihm ist wohl am sichersten die andere Heimat. Stilistisch ist das Buch von hohem Rang. Die in» einander überfließenden Sätze und Pe» rioden sind wie Wein zu kosten.

Mit der Heimatsliebe dieses Buches ist ein kleiner Band Erzählungen von Anna Schuller „Heimweh"') verwandt. Ursprünglich von der Dichterin^in ihrer heimatlichen Mundart der Siebenbürger Sachsen geschrieben, wird ihr Verständnis jetzt dem weiteren Deutschland vermittelt durch die Übersetzung von Else Sigerus. Kindergeschichten für Erwachsene sind es, die hier dargebracht werden wie ein frischer, duftender Feldblumenstrauß. Kindheitserlebnifse des Pfarrer»Gretchen lassen Kindhelt erkennen als Land der Sonne und der Blüten und der schönsten Feste, nach welchem man wohl in Heim» weh zurückverlangen kann. Kleinste Er» lebnisse sind es, welche das Herz der Dichterin ganz mit Stimmungen füllt,

welchen ihre weise Seele die tiesen Be-
deutungen gibt. Möchten sich viele des
Büchleins erfreuen, dessen Sinn weh-
mütig»tröstlich ist, wie der Sinn alles
Guten und Schönen der Welt.

Auf den Insel»Almanach von 1917')
sei hingewiesen als auf eine erlesene Kost-
probe aus literarischen und künstlerischen
Schätzen. Feinste Prosa, edle Gedichte,
bedeutsame Reproduktionen vereinigen
sich zu einem sehr wertvollen Ganzen.
Solch ein Almanach ist ein Lebenswert,
der unsere Tage unter die Weihe der
Kunst von Riearda Huch — um nur
einige zu nennen — Albrecht Schaesfer,
Rainer Maria Rilke, der Michelangelo
überträgt, Albert Ehrenstein, Karl
Scheffler stellt. In den Gesängen des
Flamen Guido Gezelle kann unser Tag
Schwingen finden, Erbauung in Albrecht
Dürers „Leidendem Hiob."

Kriegs-Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff»Frank.

3lls ich im Septemberheft vorigen
Iahres in dieser Zeitschrift auf das wach»
sende Interesse für „Das Dienstjahr der
Frau" oder präziser noch „Die Dienst»
pflicht der Frau" hinwies, konnte ich
nach den gemachten Beobachtungen und
Anregungen noch sagen: „Man hatte
schon früher mit diesen Ideen sich befaßt.
Mehr spielerisch; jetzt soll es ernst werden

') C. F. Amelangs Verlag, Leipzig.
Insel-Verlag, Leipzig.

und „das weibliche Iahr" wird nach allen««rüstet, als mit dem guten Willen sich
Richtungen hin diskutiert..." Immerhin^Unützlich zu machen, sowohl im Erwerb,
blieb es in den Anfängen stecken, undAals in freiwilliger Hilseleistung. Man
man kam über das Wie und Wann undAdarf keinen Unterschied machen in der
Wozu zu keiner rechten Entscheidung, so^ Bewertung; beides ist gleich wichtig, dient
viele und so kluge Köpse sich mit der ^ gleichem Zwecke, und ob bezahlt oder nicht
- entlohnt, sie sind für die Gesamtwirkung
Frage beschäftigten. Vor allen Dingen
gelangte man über die Form der Aus»
bildung, das Alter der dienstpflichtigen
Frauen, Vorbildung im Sinne des ein»
jährigen Dienstes und ähnlicher, diesem
Novum gegenüber sich äußernde Bedenk»
lichkeiten zu keiner klaren Feststellung
der Ansichten. Und nun ist es mit einem
Schlage Ernst geworden, heiliger Ernst!
Im Augenblicke, wo das Vaterland rief,
waren alle Für und Wider verstummt,
das Problem war gelöst mit einem ein-
zigen Gedanken: das Vaterland ruft!
Alle Energiequellen der Frauentätigkeit
erschlossen sich, als hätten sie nur auf
das erlösende Wort gewartet, auf den
Zauberfpruch, der sie zur Tat erweckte.
Noch wußte und weiß man nicht, wie
die Frauen im vaterländischen Hilfsdienst
zu plazieren sein werden, aber es ge-
nügte, daß man ihrer bedürsen würde,
um sie zu freudigster Bereitwilligkeit
aufzurusen. Von verschiedensten Seiten
schon gelangten Anfragen an mich, wo
man sich zu melden habe, und es gab
Mühe, die Ungeduldigen zu beschwichtigen
und sie auf den Zeitpunkt zu verweisen,
an dem die ersorderlichen Anordnungen
ersolgen werden. «Zum freiwilligen
Hilfsdienst aber kann ich mich doch wohl
schon melden?" fragten mündlich und
schriftlich die Eifrigsten an und gaben
sich nur ungern mit dem Bescheid zu»
frieden: Abwarten. Wie sich die Dinge
gestalten werden, läßt sich auch heute
noch nicht sagen. Fest steht, daß man
die Frauenarbeit hoch bewertet nach den
bisherigen Leistungen auf den verschie»
densten Gebieten, in denen sie sich be»
tätigten, doch zumeist als ungelernte
Arbeiterinnen, ungeschult, nicht an straffe
Disziplin und Einordnung gewöhnt, im
Grunde genommen mit nichts ausge»
, gleich ersprießlich. Dieser gute Wille
war so stark und segenbringend, daß er
überall Erstaunliches schuf, und wo immer
man Frauen am Werk sah, überall konnte
man ihnen nur höchste Bewunderung
und Anerkennung zollen, wie sie im
Vaterlandsdienste die so lange brach ge-
legenen Kräfte zu fruchtbarer Arbeit
strafften. Und nun, wo man sie ruft,

werden sie alle, alle kommen! Das
unterliegt keinem Zweisel. Weibliche
Drückeberger wird es in der Frauen»
Heimarmee nicht geben. Es steht eher
zu befürchten, daß zu viele sich melden
werden, um der Dienstpflicht zu ent»
sprechen, und an auffüllenden Reserven
wird es demnach auch nicht sehlen. Aber
eine wichtige Frage drängt sich doch an,
wie diese Elemente eingereiht werden,
wie ihre Tätigkeit zu organisieren sein
wird? Denn wenn man sich aufs Or»
ganisieren auch gut versteht im Deutschen
Reich, so wird die Fülle des Materials
doch nicht leicht in Reih und Glied ein-
zustellen sein. Aus dem ersten Anruf
zur „allgemeinen Zivildienstpflicht", die
Landesrat vr Richard Freund, Vorsitzender
des Vorstandes der Landesversicherungs»
anstatt, veröffentlichte, konnte man aller»
dings entnehmen, daß das weibliche
Arbeiterreservoir beim Ersatz der männ»
lichen Arbeitskräfte eine große Rolle
spielen wird . . . Welcher Kräfte oder
richtiger, welcher Arbeit? Darüber gibt
auch eine weitere Ausführung keinen
genügenden Aufschluß, wo es heißt: „für
die Kopfarbeiter muß aber auf ein wei»
teres Reservoir zurückgegriffen werden:
Auf alle unbeschäftigten, noch leistungs-
fähigen Personen, ohne Unterschied des
Geschlechts. Ich denke hier, abgesehen
von den Frauen, an das Heer von pen»

sionierten unteren und höheren Beamten,
von pensionierten Offizieren aller Grade,
des weiteren kommen in Betracht Ren»
tiers u. f. f. . .." Die Frauen werden
damit schon für eine bestimmte Stelle in
Aussicht genommen, und zwar in erster
Reihe: das ist schon ein deutlicherer
Hinweis, und es wird für sie genügen,
wenn man ihnen sagt: „niemand darf
sich für irgend eine Arbeitsleistung für
zu gut halten und muß das, was er an
Arbeitskraft besitzt, zur Stärkung der
wirtschaftlichen Front hergeben." . . .
Vielleicht befähigt sie dazu besonders die
stetige Gewöhnung und der ihnen ge-
läufige Begriff des „wirtschaftlichen",
das ihnen die Bedeutung der „Wirt»
schaftlichen Front" besonders nahe bringt.
In jedem Falle kann man auf fie zählen,
und die Frauen werden ihren Mann
stellen, obwohl wohl kaum jemals eine
daran gedacht haben mag, daß die Frauen»
frage so bald einer entscheidenden Lösung
entgegen gehen wird. Der gordische
Knoten des Problems wird auf diesem
Wege mit einem Schlage zerhauen. Die
nächste Zeit schon wird wohl eine Klar»
stellung aller dieser Fragen bringen und
es wird sich erweisen, daß die Frauen
einen starken Faktor der Hilfsdienstpflicht
abgeben werden, nachdem sie jetzt schon,
ohne Zwang, auf den verschiedensten
Gebieten der Kriegsarbeit rühmenswertes
vollbracht haben, auch auf dem wichtigsten,
der Munitionsarbeiten. Es kommt nun
im weiteren Verlauf dieses grausamen
Krieges eine, der allgemeinen Wehrpflicht
fast gleichbedeutende vaterländische Pflicht,
bieder Ernährungsangelegenheiten an uns
heran. Und die unbedingte Notwendigkeit
der Massenfpeifung tritt immer klarer
in den Vordergrund, und beginnt alle
Zweisel zu besiegen, durch den Zwang
der Nahrungsmittelbeschränkung und der
Erkenntnis, daß dem Dringlichkeitsruf:
Durchhalten, dadurch am besten ent»
sprachen werden kann. Schon haben
weite Kreise sich dieser Ernährungssorm
anbequemt, merkwürdigerweise Schichten
der Bevölkerung, die in Friedenszeiten
an eine günstige Lebenshaltung gewöhnt
sind, sowohl in ihren äußeren Ansprüchen,
als auf die Art ihrer Verpflegung, und
sie sind zufrieden und ordnen sich den
ungewohnten Verhältnissen leicht ein.
, Es sind eben die Intellektuellen, die
die Forderungen der staatsbürgerlichen
Pflichten anerkennen, auch wenn es
Opser bringen heißt, weil nur so die

Kriegswirtschaft auf die Höhe der Kriegs»
führung zu bringen ist. Daß die Frauen
sich auf diesem Gebiete besonders nützlich
erweisen werden, erscheint selbstverständ»
lich. Ist es doch das eigentliche Feld
ihrer Betätigung. So sollte man mei-
nen, und es ist interessant, daß Sach»
verständige in dieser Hinsicht die Wich»
tigkeit einer für die Zwecke der Massen-
speisung ersorderlichen Ausbildung der
Frauen verlangen. Alfo auch hier wird
die gelernte Arbeit über die nur empi-
risch erworbene, gewissermaßen dilettan-
tische gestellt. Ein Lehrgang zur Aus-
bildung von Leiterinnen von Massen-
fpeifung wurde eingerichtet vom Zentral»
verein für das Wohl der arbeitenden
Klassen, dem ältesten derartiger Vereine,
der seine Tätigkeit bis in den Anfang
der vierziger Iahre zurückdatiert. Dieser
Verein, der seinen Sitz in Berlin hat,
wandte sich zur Verwirklichung seines
Planes nach Hamburg, wo schon bei
Kriegsbeginn ein wohldurchdachtes und
geordnetes System der Massenspeisung
eingeführt worden war; in mehr
als 80 Küchen, die hauptsächlich in
den von der minderbemittelten Bevölke-
rung bewohnten Stadtteilen gelegen
waren, wurden hier zeitweilig
150000 Menschenanden Wochen-
tagen gespeist; dazu traten noch
zahlreiche Schulküchen und die An-
stalten der Volkskaffeehallen.Gesellschaft.
Die Leitung dieser großartigen Massen-
speisung untersteht der amtlichen Ham.
burgischen Kriegshilse (Senator Latt»
mann) und diese ging bereitwilligst auf
die Gedanken 'des Zentralvereins ein.

Rundschau
Über 30 Teilnehmerinnen besuchten vom 1. Mai bis Ende Iuli 1916 den Lehr» gang; von ersten wissenschaftlichen Kräf» ten Hamburgs wurden sie über die Roh» stoffe, ihren Nährwert, ihre Verwendung unterrichtet; die „Chemie der Küche" wurde in Seminarübungen dargelegt; gründliche Kurse führten in die Lehren vom Speisezettel, der Buch» und Rech» nungsführung, sowie der Kostenausstellung ein; Führungen in Lagerhäuser, An» stalten, Fabriken, Schlachthallen zeigten die Praxis auf und vor allem wurden die Teilnehmerinnen in kleinen Gruppen den zahlreichen Küchen verschiedener Art zugeteilt, damit sie nicht bloß sehen, sondern Handanlegen lernten, wie solche Massenspeisungen auszuführen und zu leiten find.

Die Teilnehmerinnen an diesem Kur» sus haben jetzt überall Stellung gefunden, und da die Nachfragen von Behörden und Privatunternehmungen sich steigerten, so wurde ein zweiter Lehrgang beschlossen, ebenfalls in Hamburg, der an» 15. Fe» , bruar 1917 beginnen und vier Monate umfassen soll. Prosessor Dr. Ernst Francke gibt überaus wertvolle Ausschlüsse über die Zwecke und Ziele dieser Kurse:

„Auch der wärmste Freund Haus» wirtschaftlicher Ausbildung der heran» wachsenden Mädchen aller Stände, die einst als Trägerinnen des Haushalts in der Einzelfamilie die Wirtschaft führen fallen, wird sich heute nicht der Erkenntnis verschließen können, daß für die Leitung von Massenspeisungen, wie sie im Lauf der beiden Kriegsjahre unter dem wachsen» den Druck der Ernährungsschwierigkeiten eine Notwendigkeit für alle großen und größeren Städte, aber auch für viele Fabrilunternehmungen mit zahlreicher Arbeiterfchaft geworden sind, eine ganz besondere, nach Art und Umfang eigens zugeschnittene, praktische und theoretische Unterweisung angezeigt ist. Wer tag» täglich Tcmsende und Zehntausende zu speisen hat, der muß nicht nur verstehen wie ein nahrhaftes und schmück» Haftes Essen zu bereiten ist, sondern er muß auch Warenkunde besitzen, den Nährwert der Stoffe kennen, einen sachgemäßen Speisezettel entwersen können; er mutz nicht minder im Rech» nungswesen und in der Buchführung gründlich erfahren sein, Vorräte zu be» schaffen und aufzubewahren wifsen, einen Küchenbetrieb einzurichten und zu führen verstehen. Das Reich der Küche aber

gehört der Frau auch bei der Massen»
speisung, und da voraussichtlich auf lange
Zeit auch nach dem Kriege Ein»
richtungen zur Beköstigung von Gemein»
den und Privatunternehmern für die
Massen getroffen werden müssen, so er»
öffnet sich hier zugleich ein neuer Frauen»
beruf, der ein gutes Auskommen und Be»
friedigung in nützlicher Tätigkeit bietet."
Ein bestimmtes Maß von Vorbilöung
wird von den Teilnehmerinnen verlangt.
Sie müssen nicht nur kochen können,
sondern eine gewisse hauswirtschaftliche
Bildung besitzen und auch in Bezug auf
körperlicher Kraft den Ansorderungen
einer immerhin anstrengenden Tätigkeit
gewachsen sein. 3lber deutsche Frauen
werden es verstehen, ihre intellektuelle«
Fähigkeiten durch die Kraft ihrer gefunden
Arme und Hände zu unterstützen. Und
die Anregungen Prosessor Dr. Franckes
werden eine neue Wertquelle für die
soziale nnd ganz besonders für eine ge»
wisse Frauenarbeit im Kriege sein.

Berichtigung.

Im Ianuarheft muß es im
Aufsatz: „Deutschenhaß, Iuden»
haß und die Ursache des Krieges"
von Eon st antin Brunner auf
S. 64 Zeile 10 von oben heißen: „das
tiefste Leid nur" (nicht: das tiefste Un»
glück nur).

Die Redaktion.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
gtr<mog«l>« und Ch«ft«dan«ur: Prof. Dr. Lud»»« Lt«ln In Verlln IV lo, Lützowuf« 5o. <I«I«lo!> »ml «urfürll Nr, 6308,1 — VnllntworUlch« N«dol>l«ur: Dr.« ylol u » Vru <i In V»olau.—NIl«ln»V«rtr«tun« für Ungarn:
Vrllllch« K, K, tzofbuchhandlung l5>, Ve«<l», Vudop«I» V, Doroityo»ulizll 2. — V«rlag und Druck d«r Schl«lilch«i> Vuchorucke«l o, 2, Schotllll«n»«r, «l,»»,. V«olau m.

ln8eraten-^nnakme
Verlag, Lre«lau III; lei'n«i' 6ureK 6ie ^irmo: liuäoll Klo««« un6 äi«
beknllnt«n Annoncen llxpeäition«n.
ln««stinn5pl«lo: plo 46 mm di.eit« 2«il« <Nu6o!l ^lo886'o XormnI.
2«il6nmWo«r wo. b> 70 ?l.

A^?-H<^ ^./'/f^
7?^
^^lz^
VAdms und einentÃ¼ndiÂ« llnterschrlsi Sr. Exzellenz des Herrn
Generalgouverneur von Beseler.

EmeöwOeMmMfM
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei,^W^Kunst- und Verlagsaustalt
v. S. Schott laen der, A.»G., Breslau.
Leipzig München Berlin ^V.io Budapest Kopenhagen
«. ss. Lt«lnocker. Vntholl, Lult«r. «rlll1ch«»,K.tz°fbuchho«dl. ««l«oH haMbalch.
Stockholm Christiania Konstantinopel
I. E <fritz«, I^n5m5i« «<>7oI«. Jacob Dybwod Vuchhdlg, Interno», Vuchhandl, 0tto Kell.
<ül dl« Prooinz«n <n Lchloeden und In Dinemar»: «e,rg «Ii,. U«Nn» ««chl«l««. »«>«nlioge».
ftr dI« schioelz: Ulo»»m. »lnNau. «. »»chlion»lun« Her«. V«ur, Jürich l.
<L«n«rllIoer»«lung für Holland: W. V. o«n«lo<u« un» ««li»» H«««, Vnitnchof 36.
4i. Jahrgang. Band i6o. Heft 510. März 1917.

EMPTY

Professor Dr. Ludwig Stein:

Die nationale Wiedergeburt Polens.

Eine Untersuchung über Nationalstaat und Nationalitätenstaat.

Das Nationalitü tenproblem ist durch die Ententemächte aufgerollt und durch die Botschaft Wilsons an den Senat in den Vordergrund des weltpolitischen Interesses gestellt worden. Die Zehnverbandmächte haben die Frage der Nationalitäten mit drohender Geste Österreich-Ungarn gegenüber an» geschnitten, das ja kein Nationalstaat, sondern seiner ganzen Natur nach und seiner geschichtlichen Wesenheit entsprechend ein Nationalitätenstaat ist.

Wenn Polen, dem diese Sondernummer gewidmet ist, durch ein Machtwort der beiden Kaiser aus anderthalbhundertjährigem Winterschlaf erwachen und zu eigenem nationalen Leben wiedererstehen soll, so werden wir an dieser Stelle gut tun, den Begriff der Nationalität soziologisch zu zergliedern und darzutun, worin sich der Nationalstaat vom Nationalitätenstaat unterscheidet.

Nicht bloß der Begriff, auch das Wort Nationalität ist nämlich viel jüngeren Datums, als gemeiniglich angenommen wird. So behauptet z. B. der Franzose Buchez, er habe das Wort „uatioii«Iit6" geprälgt und im Iahre 1831 zum ersten Male in Kurs gesetzt. Mag dies für Frankreich zutreffen, so gilt dies für Deutschland, wie ich hier in anderem Zusammenhange ausgeführt habe, natürlich nicht, da Fichte 1807/08 seine „Reden an die deutsche Nation" hielt. Durch den deutschen Humanismus und die Reformation ist die Verehrung für die Antike geweckt worden, aber nicht nur für antike Kunst und Wissenschaft, sondern auch für den antiken Nationalstaat, insbesondere den hellenischen.

Der Nationalbegriff kann in Europa nicht viel älter sein, als die franzosische Revolution, unter deren Wehen er geboren wurde, da die nationale Willens-bildung die Zertrümmerung von kirchlichen, dynastischen, munizipalen und Standes» vorrechten voraussetzt. Der Nationalismus stellt jenes Minimum von Welt» bürgertum dar, das im Rahmen einer politisch-nationalen Einheit realisierbar ist. Die Nationalitätsidee ist, wie ihr begrifflicher Widerpart, die kosmopolitische Idee, von Hause aus demokratisch. Der Einheits» und Gleichheitsgedanke, den der Kosmopolitismus auf alles ausdehnte, was Menschenantlitz träht — darin dem jesajanischen Universalismus und zynisch»stoischem wie urchristlichem Anti Nationalismus verwandt — wird durch den Nationalismus in die geschichtliche Wirklichkeit umgesetzt, aber auf Sprach-, Rassen», Stammes", Religions», Volks» oder wenigstens Kulturgenossen eingeschränkt. Zur Definition der hier entwickele

ten Begriffe bemerke ich, daß Rasse ein rein ethnischer, Volk ein politischer, Nation hingegen ein reiner Kulturbegriff i st. Die Nationalität bezeichnet das Besondere, wodurch sich ein Volk von anderen Völkern unterscheidet. In der Nation erscheinen Stämme, Sprachen, Konfesiio» nen, Stände, Rassen, Völker, ja selbst politische Einheitsgebilde, wie Einzelstaaten, zu einem einzigen Sammelbegriff verdichtet, weil die nationale Eigenart ei» geschlossenes Kultursystem darstellt, das der religiösen, volklichen, sprachliehen Eigenart oder Stammesart übergeordnet wird. Auf der Leiter der sozio» logischen Begriffsbildung stellt die Nation die oberste Sprosse, den höchsten Ein» heitspunkt dar, dessen symbolischer Einheitsvertreter der Monarch oder der Präsi- dent einer nationalen Republik ist. Solche oberste Einheitspunkte bilden wir in der Naturforschung vermittelst des Einheitsbegriffs Kosmos oder Natur, in der Religion und Philosophie durch den obersten Einheitsbegriff Gott oder Sub» stanz, im Prozeß der Geschichte und ihrer soziologischen Begriffsbildung durch die vereinheitlichende Funktion des obersten Begriffs Nation, dem Volk und Rasse, Stamm und staatlicher Verband, Sprache und Religion, Recht und Sitte als Unterbegriffe gegenüberstehen.

Die Nationalidee wächst aus den weltbürgerlichen Idealen der deutschen Klassik heraus. Der deutsche Nationalgedanke, den die Stein»Hardenberg'sche Gesetzgebung — zunächst für Preußen — vvrbereitet, beginnt sich unter den Ideologen deutscher Zunge inmitten des Napoleonischen Kosmopolitismus ;u ent» falten. Das Weltgesetz der Entwicklung ist eben nicht minder gültig in der Welt der Lebewesen, als im Bereiche der anorganischen Natur. Überall in Natur und Geschichte finden wir den regelmäßigen Übergang von unbestimmter Gleichartigkeit zu bestimmter Ungleichartigkeit. Das Ziel des ganzen Weltprozesses ist die Erreichung eines Gleichgewichtszustandes.

Auf die menschliche Lebensgemeinschaft angewendet, besagt die soziologische Entwicklungsformel folgendes: Zuerst lebten die Menschen in chaotischem Durch» einander, in wilden Horden, Clans, Sippen, Tribus, Phratrien, Gaugenossen» schuften, bis hinauf zu den Stadtstaaten. Von unbestimmter Gleichartigkeit schreitet die menschliche Gesellschaft fort zu bestimmter Ungleichartigkeit. Der kriegerische Typus, der im „Kampf ums Dasein", vollends im „Kampf um die Erde" sich herausbilden mußte, schweißt die Stämme und, Sippen zu großen Ver» bänden und Gruppen, kurz zu staatlicher Ordnung zusammen. Die kleinen Stadt» staaten treten durch Bündnisse oder kriegerische Unterjochung zu größeren Staaten» gebilden zusammen, letzten Endes zu großen Staatenverbänden und ausgeprägten Kultursystemen.

Die Linie der Entwicklung führt geradeswegs von Staatenbündnissen zu Bundesstaaten. In demselben Maße aber, wie sich durch solche Machtkonzentration die Anpassung an äußere Daseinsbedingungen vervollkommnet hat, verliert der Krieg, der bisher ausschlaggebende Machtfaktor, seinen ursprünglichen Sinn. Ist

nämlich der Zweck des Krieges, die Herstellung des politischen Gleichgewichts, er»
reicht, so ist das Mittel überflüssig geworden. An die Stelle des Krieges tri« dermal»
einst der Kampf durch planmäßigen Wettbewerb; der rote Saft der blutigen Fehde
weicht dem schwarzen Saft der staatlichen Verträge. Das sind die Grundlinien des
teleologischen Geschichtsoptimismus. Wir projizieren das Heil des Menschen»
geschlechts nicht mit Schopenhauers Buddhismus in die Längstvergangenheit, in
das verlorene Paradies, in das „goldene Zeitalter", das einst war, kurz in das
„Nirvana", sondern umgekehrt in die entfernteste Zukunft, wie sie uns die Sibyl»
linen und die Chiliasten, die Propheten des alten Bundes und die Millenarier
des neuen Bundes künden. Eben dorthin weist auch das „Gottesreich in uns"
in der dichterischen Apokalypse Tolstois, das „goldene Vließ" bei Grillparzer, das
„dritte Reich" in den entscheidenden Stellen der meisten Dramen Ibsens, die
„ewige Wiederkunft" im kritisch fundamentierten Prophetentum des Zarathustra»
Philosophen Nietzsche. Auf „lachende Löwen" wartet der Nietzsche-Zarathustra
fast mit denselben Worten wie der Prophet Iesajas, dessen universalistische Zu»
kunftsprojektion lautet: „Gott richtet zwischen den Völkern, entscheidet unter
den Nationen; sie schmieden ihre Schwerter zu Sicheln und ihre Spieße zu Winzer»
messern. Nicht mehr erhebt Volk gegen Volk das Schwert, und sie lernen nicht
mehr den Krieg." Und an anderer Stelle: „Es weidet der Wolf mit dem Lamme,
der Leopard lagert beim Böcklein sich, Kalb und Löwe und feister Stier, und
ein kleiner Knabe leitet sie." Diesem universalistischen Geschichtsoptimismus gibt
der Prophet Secharja den gewaltigsten Ausdruck: „Gott verkündet den Frieden
den Völkern, und seine Herrschaft reicht von Meer zu Meer, von Strom zu Strom
bis ans Ende der Erde", und das neue Testament sekundiert mit den Worten:
„Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen";
endlich „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen
ein Wohlgefallen". Di« landläufige Metapher dieses kirchlichen Weltbildes
ist das von der Stoa stammende Bild des einen Gottes und einer Herde.
Dieser Gedankengang ist in das Christentum, insbesondere den Katholizismus
übergegangen. Der Papst ist der Seelenhirt für die getaufte Menschheit. —
Religionsstifter, Apostel, Propheten und Dichter antizipieren die Wirklichkeit
in der Form von Ahnungen, Deutungen, Visionen und instinktiv richtiger Wit»
terung des Kommenden. Ihre Sicherheit der Voraussage ist, wie
die der Nachtwandler und Somnambulen, tief im Unterbewußtsein
verankert — es ist dies die Instinktsicherheit, auf welche Rousseau,
Schopenhauer, Nietzsche und mit ihnen alle Romantiker und Irratio»
nalisten pochen. Fühlen sich die rationalistischen Philosophen nur wohl und
heimisch in der Welt der klaren und deutlichen Begriffe, der mathematischen
Beweise, der logischen Schlüsse oder der physikalischen Erperimente, so bevorzugen
die religiösen Weltkonzeptionen das Zwielicht und Halbdunkel des Gefühls, und
die dichterischen die Traumgebilde des „schönen Scheins", das Lichtreich der

Phantasie. Vielfach sind es dieselben Wahrheiten, welche die Religionen in der
ihnen angemessenen Ausdrucksweise des Gefühls aussprechen, wie die der großen
Dichtungen, deren tiefster seelischer Schacht die Einbildungskraft ist. Ienes
tausendjährig« Reich, das uns die Sibyllinen und die Religionsurkunden der
parsischen Lichtreligion Zarathustras künden und das uns Nietzsches Übermenschen-
Religion wieder nahe bringen möchte, zittert bei den Gritchen in Theopomp, Heka»
täus von Abdera und Dikäiarch von Messana, bei den Römern in der verzückten
Schilderung des „goldenen Zeitalters" bei Ovid, Virgil und Tibull nach. Die
Dichtergenien aller Zeiten und Völker haben das hohe Lied vom „Völkerfrühling
und von der Menschheit letztem Glück" in Tönen ergreifender Schönheit gesungen.
Man denke an Dantes „göttliche Komödie", Tassos „Aminta", Miltons „Ver»
lorenes Paradies", Klopstocks „Messias"^ Goethes „Tasso". Auch in Don
Qm'rote von Cervantes und in Silva Moral von Lope de Vega finden sich
Spuren jener wundersamen Mär, die wie Veilchenduft auf Erden umgeht.

„Von goldner Zeit, die einst hienieden.
Der Traum als Wahrheit kehrt zurück."
(Gottfried Keller.)

Was Propheten verkündet und Dichter gesungen haben, das suchten die Be»
gründer des Völkerrechts, Albericus Gentilis und Hugo Grotius,
in die Wirklichkeit umzusetzen, während dichtende Politiker wie Erasmus von
Rotterdam, Herzog v. Sulln, William Penn und Abbs de
St. Pierre in seinem dreibändigen „Entwurf zur Herstellung des ewigen
Friedens" den Fluch der Lächerlichkeit nicht scheuten, dem solche Pioniere der
Wahrheiten von übermorgen unfehlbar anheim zu fallen pflegen. Und so spottete
denn auch der Philosoph Leibniz, den Edmund Meiderer in einer großen Mono
graphie als Mitschöpfer der deutschen Nationalidee pries, der „ewige Friede"
passe nur als Aufschrift auf Kirchhofspforten, denn nur die Toten schlagen sich
nicht mehr, die Lebenden aber seien in anderer Stimmung.

Trotz alledem haben die religiösen Ahnungen, die uns ein „drittes Reich"
kündeten, ebensowenig getäuscht, wie die Träume der Poeten, die uns das goldene
Zeitalter aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüberdichten. Denn die Philo-
sophen sind ihnen gefolgt. Gewiß, auch die Philosophen eilen den Tatsachen
voran, aber wenigstens in der Form des Begriffs, also weder wie der Poet mit
seiner Phantasie, deren leichtbeschwingte Flügel Räume und Zeiten spielend über-
winden, noch wie der Prophet, dessen Weissagungen in einem tropischen Sieben»
meilenstiefeltempo bis „ans Ende der Tage" hasten. Die visionären Ahnungen
Zarathustras und der mosaischen Propheten, die Legenden und Mythen, die
Sagen und Märchen von kommender Beglückung und Vervollkommnung des
Menschengeschlechts, endlich die sehnsuchtsvollen Zukunftsträume der großen
Dichter, die uns das „goldene Vließ" oder das „dritte Reich" künden, finden ein
lebhaftes Echo zunächst in den gewaltigen Begriffsdichtungen der Philosophen.

Deshalb sprechen die Philosophen in ihrer teleologischen Geschichtsauffassung von einem verborgenen Erziehungsplan des Menschengeschlechts, wie ihn der Apostel Paulus und der Kirchenvater Augustin schon ahnen. Darum sieht Kant in der Geschichte nur den verborgenen Plan der Natur, zu einer vollkommenen Staats» verfassung zu gelangen. Aus diesem Grunde sieht Schiller aus dem physischen und moralischen Staat den ästhetischen Staat, die „schone Seele", die „sittliche Grazie" emporwachsen. Fichte kündet das Zeitalter der „vollendeten Vernünftig- keit". Auf französischer Seite formulieren Cvndorcet, Turgot, die Physiokraten, Rousseau, die Schweizer Iselin und Pestalozzi, vollig übereinstimmend: „Geschichte ist der Fortschritt zum Besseren".

Es kehrt also der „geschichtsoptimistische Gedanke" der Propheten und Dich» ter bei den führenden Philosophen des Aufklärungszeitalters und der Romantiker wieder. Wenn uns aber Propheten, Dichter und Philosophen eine und dieselbe Zukunftsverheißung künden, die einen als Gefühlswahrheit, die anderen als Phantasiewahrheit, die dritten endlich als Begriffswahrheit, so werden wir mit gespanntem Ohr lauschen müssen, ob und inwieweit die geschichtliche Wirklichkeit die Ahnungen der Propheten, die Träume der Poeten und die Begriffsdichtungen der Philosophen gerechtfertigt hat. Handelt es sich um Phantasmagorien und Halluzinationen? Haben uns unsere größten Genien gegängelt oder genasführt? Oder hatten sie eine inspiratorische Witterung für das Kommende, eine „intel» lektuelle Anschauung" für das sich Vorbereitende, eine „intuitive Erkenntnis" in ihrer Deutung der Wahrzeichen der Geschichte? —

Die Propheten, Poeten und* Philosophen, welche uns seit Iahrtausenden das hohe Lied vom „dritten Reich" ins Herz geschmeichelt haben, sind von der geschichtlichen Wirklichkeit nicht Lügen gestraft worden. Das Tempo des Staats» mannes freilich, der Geschichte macht, ist ein anderes, als das des Philo- sophen, der sie erklärt. Die geschichtliche Wirklichkeit hinkt immer den poeti« schen Stürmern und philosophischen Drängern, welche mit überfliegender Ein bildungskraft der Wirklichkeit um Iahrhunderte vorauseilen, im Schneckenschritt nach. Poeme und Systeme brauchen Iahre, wo der Prozeß der Geschichte Iahr- hunderte fordert, bis die Praris durchsetzt, was die Theorie fordert.

Die Geschichte hat die Nationalidee aus ihrem Schoße geboren; sie fordert Differenzierung nach Klassen und Rassen, nach Stämmen und Sippen, nach Völkern und Nationen. Der Sinn der Geschichte ist das Heraustreiben des Individuums, der Einzelindividuen ebenso, wie der volklichen und nationalen Individualitäten. Ein solcher Völkerwirrwarr, wie ihn die Kosmopoliten träu- men, wäre gleichbedeutend mit dem „Krieg Aller gegen Alle", mit politischer Götzendämmerung. Erst muß sich also das kosmopolitische Chaos zum nationalen Kosmos abklären. Erst differenziert sich aus dem Nebel des im Dämmer von Ahnungen schwelgenden kosmopolitischen Gefühls, das alle Menschen des gesamten Erdenrundes unterschiedslos mit gleicher Liebe umfassen möchte, zu

jenem festen nationalen Willen, der diese Liebe und Solidarität zunächst
auf die eigenen Stammes», Volks-, Schicksals», Sprach» und Nationalgenossen
einschränkt. Was die Solidarität an Ausdehnung verliert, weil sie sich auf einen
engeren Kreis beschränkt, gewinnt sie an Intensität und Wärme. Iedermann
wird das Hemd näher liegen als der Rock, die engere Familie teurer sein als
der alle Eskimos, Nigger»Indianer und Wald»Weddahs einschließende, umfassende
Begriff Menschheit. Nur an der Liebe zur Familie kann sich die zur Nation
und an dieser wieder die zur Menschheit entzünden. Ie allgemeiner ein Begriff
ist, desto blasser, lebloser, inhaltsärmer, leerer ist er, desto schwerer wird es uns,
ein warmpersönliches Verhältnis zu ihm zu finden. Eine Liebe zum Abstraktum
Menschheit, die nicht durch das Stadium des viel anschaulicheren, faßbareren,
weil konkreteren der Nationalität hindurchgegangen ist, ist blutlos. Erst
die nationale Willensbildung vollführt für jenen Ausschnitt, sei es unserer Volks-
genossen, sei es unserer politischen Landesbrüder, jene Solidarität sichtbar,
welche das Weltbürgertum für das ganze Menschengeschlecht unsichtbar
gefordert hat. Iene einheitliche Willensbildung, welche die sozialpädagogische
Aufgabe der Nationalidee ist, kann sich nur im engeren Rahmen einer stammve»
wandten VolksindividualiM oder kulturverwandten politisch»nationalen Indivi»
dualität verwirklichen. Die Menschheitsidee ist ein Netz mit so weiten Maschen,
daß Alles durchschlüpfen kann, ohne daß es jemals zu einer einheitlichen Willens»
bildung des zu einer Einheit künstlich verbundenen Menschentums käme.

Der Nationalismus ist der Gegensatz zum Kosmopolitismus. Was der
Kosmopolitismus gefühlsmäßig, aber utopisch»unausführbar für das ganze
Menschengeschlecht gefordert hat, nämlich: einheitliche Willensbildung, das hat
die Nationalidee im 19.Iahrh. durchgesetzt. Es haben Welf und Waiblingen, Städte«
republiken und Duodezfürsten vor einander Ruhe. Die Nationalidee kommt frei»
lich nur den eigenen Volks» und Nationalgenossen zu Gute, aber wenigstens
gründlich und durchgreifend, nicht als sentimentaler Traum, wie beim Allerwelts-
bürgertum, sondern als greifbare geschichtliche Wirklichkeit. Vom kosmopolitischen
Weltgefühl steigt man auf zum nationalen Willen. Diesen nationalen Willen
hat vielleicht Herder als Erster begriffen, jedenfalls am tiefsten erfaßt. Und
Herder hat mit der umfassenden Weite seines geschichtlichen Blickes diese Wen-
dung der Dinge feinspürig vorausgeahnt und prophetisch verkündet. Diese tiefere
Einsicht in das Wesen und die Berechtigung der nationalen Staaten muß Herder
um so höher angerechnet werden, als sein geistiges Milieu durchweg von kosmo»
politischen Überzeugungen beherrscht und getragen war. Gewiß hat auch Herder
in seinen „Ideen" sowohl, als auch in seinen „Humanitätsbriefen" der weit»
bürgerlichen Richtung seines Zeitalters seinen Tribut gezollt. Auch ihm winkt,
wie Wilson, als letztes, freilich nur in den fernsten Zeiten, wenn überhaupt jemals
realisierbares Ideal eine weltumspannende Menschheitsverbrüderung, zu welcher
sich die Völker in langsamer, aber stetiger Fortentwicklung emporringen. Aber

der Geschichtsphilosoph großen Stiles und intime Kenner vieler Sprachen und
Literaturen gar mancher Völker konnte sich der Einsicht nicht verschließen, daß
Klima, Bodenbeschaffenheit, terrestrische und somatische Bedingungen, religiöse
und geschichtliche Traditionen, sprachliche und kulturliche Eigenheiten den ver»
schiedenen Nationen ein gesondertes Gepräge verleihen und eine bestimmte Funk»
tion im Gesamthaushalte der Kultur anweisen. Alle großen Kulturen sind bisher
auf nationalem Boden erwachsen und im unermüdlichen Wettbewerb der
einzelnen Klassen innerhalb ihrer Nationen, sowie der einzelnen
Nationen untereinander emporgeblüht. Das Kräftespiel eines Volkstums gelangt
nur dann zur vollen Entfaltung, wenn die in ihm potenziell aufgespeicherten
Energien durch beharrlichen Kampf und rastlosen Wettbewerb entfesselt werden.
Die hervorragendsten Veranlagungen eines Volkstums können Iahrhunderte lang
im Schlummerzustande verharren, wenn sie nicht durch Kampf und Not geweckt
und zu energischer Betätigung getrieben werden. Ein unausgesetztes Ringen
der Kräfte innerhalb eines Volkstums ist im Kleinen ebenso unerläßlich, wie ein
beharrlicher, nie erlahmender Wettbewerb der Nationen untereinander im Großen
unentbehrlich ist, soll anders jede Nation an ihrer Stelle und im Rahmen ihrer
von der Geschichte vorgezeichneten Mission ihr Bestes und Höchstes leisten. Es
hat eben, wie Herder sinnig bemerkt, jedes Volkstum sein eigenes Kriterium
des Rechts und seine eigene Formel der Glückseligkeit. Soll dereinst in einer
sozialen Weltsymphonie die endlich geglückte Harmonisierung der gesamten
Menschheit in mächtigen Akkorden ausklingen, so lautet das erste Erfordernis,
daß jeder Mitwirkende an diesem von der Menschheit sehnsüchtig herbeigewünsch»
ten Weltkonzert ein Virtuose seines Instrumentes werde.
Die Polen sind nun im Begriff, ihren Nationalstaat, dank der großzügigen
und weitherzigen Politik der Mittelmächte, aus den Ruinen neu erblühen zu
sehen. Der Aufruf des polnischen Staatsrats an das polnische Volk beweist,
daß der Staatsrat seinen hohen Aufgaben völlig gewachsen und den Sinn des
Nationalstaates, dessen Rückgrat das nationale Heer ist, bis in seine Tiefen
begriffen hat. Die ehemals Unterdrückten werden und dürfen ihren eigenen
Minoritäten gegenüber keine Unterdrücker sein. Das polnische Staatswesen soll
vielmehr vom östlichen Staatstypus, der es vampyrmäßig ausgesogen hat, ebenso
entschieden abrücken, wie sich dem westlichen, dem es seit Iahrhunderten inner-
lich zustrebt, zielbewußt annähern. Der Aufruf des Staatsrates ist ein
geschichtliches Dokument für die Einsicht in das Wesen eines wirklichen National-
staates, wie wir dessen Eigenart hier soziologisch zu ergründen versuchten.
Er verdient daher, an dieser Stelle im Wortlaut festgehalten zu werden.
„Durch den ewig denkwürdigen Akt vom 5. November 1916 haben die
Monarchen des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns die Unabhängig»
keit des polnischen Reiches proklamiert »nd verbürgt.
Die Wiederbelebung dieses Reiches, sein wirklicher Aufbau,

die einstige Ausdehnung des in diesem Akte verkündeten unabhängigen Staats»
wesens auf die Rußland entrissenen, nach Polen gravitierenden Länder — dies
ist die große weltgeschichtliche Aufgabe unseres Volkes.
Bevor eine nationale Vertretung aus den Wahlen hervorgehen, bevor die
oberste Gewalt der polnische König übernehmen wird, ist zum Zwecke der Bil-
dung des polnischen Reiches der provisorische Staatsrat berufen worden.
Das Bestreben des Staatsrats wird gerichtet sein auf eine wenn möglich
baldige Vorbereitung eines gesetzgebenden Landtages, sowie
auf Ausarbeitung einer verfassungsmäßigen Einrichtung des
Reiches, die den Bedürfnissen der Neuzeit entspricht und aufgebaut ist auf der
Grundlage der Gleichberechtigung aller Bürger.
Die Schaffung einer zahlreichen, schlagfertigen und wohldisziplinierten
polnischen Armee, die treu unseren großen ritterlichen Traditionen den
alten Ruhm des polnischen Schwertes wiebererwecken wird, ist für uns eine freu»
dig« und dringende Notwendigkeit. Wir sind uns nämlich dessen bewußt, daß
eine solche Armee die erste Bedingung für ein unabhängiges Staatswesen
darstellt. Sie wird zur Erlangung der dem polnischen Reiche notwendigen Grenzen
beitragen und wird zur Handhabe des Ansehens dieses Reiches.
Da die Anordnung der allgemeinen Wehrpflicht gegenwärtig noch nicht
getroffen werden kann, wird sich die Heeresorganisation auf freiwillige
Werbung stützen, für die unsere heldenmütigen Legionen eigene, bereits fertige
Kaders bilden.
Gleichzeitig wird der Staatsrat an die Arbeit der Organisierung der polni-
schen Verwaltung, namentlich auch des polnischen Finanzwesens
herantreten und die stufenweise Ausgestaltung und Übernahme einzelner Teile des
öffentlichen Dienstes erstreben.
Seine besondere bedeutsame Aufgabe erblickt der Staatsrat in der Bezeich»
nung und Anwendung wirksamer Mittel zurwirtschaftlichenBelebung
des Landes, Hebung des Gewerbes und zum Beginne des Wiederaufbaues der
vernichteten Wohn» und Arbeitsstätten, indem er vor allem die Bedürfnisse des
arbeitenden Volkes, den Aufschwung seiner geistigen und materiellen Kultur
berücksichtigt.
Die Erfüllung der großen Aufgaben des gegenwärtigen Augenblickes erfordert
von der Volksgemeinschaft entsprechend große Opfer. Der Staatsrat wird bemüht
sein, die Lasten und Unzuträglichkeiten, die der Kriegszustand zur Folge hat, nach
Möglichkeit zu mildern. Immerhin muß man die Notwendigkeit voraussehen,
noch weitere, hierfür unentbehrliche Opfer und Lasten zu tragen,
damit der Krieg für Polen günstig verlaufe, und darauf
müssen alle Bürger gefaßt sein. Mögen sie auch darauf vorbereitet sein, daß
der Staatsrat bei seiner Tätigkeit mit vielen Schwierigkeiten wird zu kämpfen
haben, und daß die Früchte seiner Arbeit nicht allein von ihm abhängen werden.

Die Arbeit des Staatsrats wird um so günstigere Ergebnisse erzielen, einer je größeren Unterstützung und Mitwirkung der Nation er sich erfreuen wird. Zu dieser Mitwirkung fordern wir auf, indem wir gleichzeitig feststellen, daß wir nicht eine beliebige politische Organisation siud, die dieser oder jener Lösung dient, sondern daß wir das polnische Staatswesen ver» treten und eine mit Regierungsbefugnissen ausgestat» tele Körpe rschaft b ild en, die alle Staatsbürger gleich behandeln und von allen auch gleiches Gehör für sich beanspruchen wird.

Aller Söhne bedarf das Vaterland heute und keinem ist es gestattet, sich dem Dienste für dasselbe zu entziehen."

Völlig anders ist jener Nationalitätenstaat geartet, dessen Eigen- art und geschichtlich« Struktur der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza in seiner Antwort auf den Wilson'schen Erlaß an den Senat in der Sitzung des ungarischen Abgeordnetenhauses vom 24. Ianuar 1917 in scharfen Umrissen gezeichnet hat.

„Meine Bemerkung bezieht sich auf das N ati on al i tätenpr i n zi p.

Ich vertiefe mich nicht in das dankbare Thema, welche moralische Berechtigung die Betonung des Nationalitätenprinzips seitens Englands und Rußlands, und zwar im Rahmen eines solchen Friedensprogramms hat, das die ungarische Nation vernichten und die mohammedanische Bevölkerung des Bosporusgebietes der russischen Herrschaft ausliefern würde. Aber ganz abgesehen davon bemerke ich — und ich drücke damit wohl die Ansicht unser aller ohne Parteiunterschied aus —, daß die ganze öffentliche Meinung Ungarns das Ratio» nalitatenprinzip in Ehren hält, die ganze ungarische öffentliche Meinung die freie Entwicklung und das Blühen der Nationalitäten wünscht.

Das Nationalitätenprinzip kann indes bei der Bildung von Nationalstaaten nur dort unbeschränkt zur Geltung kommen, wo die einzelnen Nationen innerhalb scharf umrissener ethnographischer Grenzen und kompakt auf dem zur Staatenbildung geeigneten Gebiet wohnen.

In solchen Gegenden, wo verschiedene Volksrassen und Nationen gemischt mitein» ander leben, ist es unmöglich, daß jede einzelne einen Nationalstaat bilde. Dort kann nur ein Staat ohne nationalen Charakter zustande kommen, oder aber die» jenige Rasse verleiht dem Staute den nationalen Charakter, die durch ihre Zahl und ihr Gewicht dominiert. Unter solchen Verhältnissen ist aber nur eine be- schränkte Geltung des nationalen Prinzips möglich, was der Präsident der Ver» einigten Staaten sehr richtig zum Ausdruck bringt, indem er den Wunsch auf» stellt, daß für jedes Volk Sicherheit des Lebens, des Gottesdienstes, der indi» viduellen und sozialen Entwicklung geschaffen werden muß. Ich glaube, daß dieser Wunsch nirgends in solchem Maße verwirklicht ist, wie in den beiden Staaten der Monarchie, auch in dem einen kraftvolleren nationalen Charakter auf-

weisenden ungarischen Staate. Und ich bin der Meinung, daß auf dem von
einem bunten Konglomerat von Völkern und Nationen bewohnten Gebiete, der
den südöstlichen Teil Europas bildet, das Postulat der freien Znt»
wicklung der Nationen nicht vollkommener verwirklicht
werden kann, als durch den Bestand und durch die kraft»
vollere Wirksamkeit der österreichisch»ungarischen Monarchie.
Dies wünschte ich zu bemerken. Im übrigen wiederhole ich, daß wir getreu
unserer traditionellen Außenpolitik und unserem in der Friedensaktion eingenom«
menen Standpunkte im Einklange mit unseren Verbündeten
bereit sind, alles zu tun, was den Völkern Europas die
Segnungen des dauernden Friedens sichern kann."
Einen solchen Nationalitätenstaat bildet Österreich»Ungarn, das man erfinden
müßte, wenn es nicht schon seit Iahrhunderten vorhanden wäre und seine
Lebenskraft in diesem weltgeschichtlichen Ringen glänzend und für immer dargetan
hatte. Anders das neugeschaffene, von den beiden Kaiserreichen garantierte selb-
ständige Polen, das kein Nationalitätenstaat, sondern ein reiner Nationalstaat
werden soll. Dazu gehören die Merkmale des geschlossenen Territoriums, der
gemeinsamen Religion und Sprache, des gemeinsamen Blutes, vor allem aber
der gemeinsamen Kultur, da Nation, wie ich am Anfang meiner Darlegungen
ausführte, ein reiner Kulturbegriff ist. Der polnische Nationalstaat würde nur
geschwächt werden, wenn er sich als Nationalitätenstaat auftun wollte. Er hat
mit seinen Minoritäten im eigenen Hause genug zu schaffen, um sie nach den
ungeschriebenen Gesetzen des westeuropäischen Kultursystems sich anzugleichen, und
er wird sein Heil darin suchen, eine geschlossene territoriale Einheit nach geo-
graphischen und ethnographischen Gesichtspunkten zu bilden und allmählich aus-
zugestalten. Dann wird es von Polen heißen: Noch ist Polen nicht verloren.
Polen war nicht, sondern es wird sein. Vielleicht wird man dann wieder dem
Zaren in Paris das geflügelt gewordene Wort entgegenrufen können: Viva
Ia, ?nIossue, Uonsieur!

Herrentmusmitqlied Fürst Drucki Lubecki:

Die Zukunft der polnischen Landwirtschaft.

Die Wiederherstellung Polens ist ein Ereignis von ungeheurer Tragweite,
herbeigeführt infolg« wohlverstandener Interessen der Zentralmächte, welche in
dem künftigen polnischen Reiche einen Hort für ihre eigene Sicherheit und eine
Garantie für die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts nach dem Kriege
erblicken.
Die Grenzen Europas nach dem Osten hin müssen möglichst weit gelegt wer»

den, denn heute ist es klar, daß von unsern westlichen Feinden uns ein Zusammen»
bruch, von unsern östlichen Feinden aber, das heißt von Rußland, eine vollständige
Vernichtung droht.
Die Gefahr erhöht sich mit der ständig wachsenden Bevölkerung Rußlands,
und ein Rußland, welches seine alten Grenzen beibehielte, würde in etwa fünfzig
Iahren ungefähr 350 Millionen Einwohner zählen. Man muß also in erster
Linie danach trachten, Rußland diejenigen Faktoren zu entreißen, welche eine
europäische Kultur besitzen, und deren Zugehörigkeit zum Westen trotz russischer
Einflüsse nicht geschwunden ist, nämlich Polen und die sogenannten Ostsee»
provinzen. In zweiter Linie muß man dann aus diesen Faktoren lebensfähige Ele»
mente schaffen, deren Kräfte gegebenenfalls gegen Rußland ausgenutzt werden
können. Zu diesem Zwecke wird das Polnische Reich wieder hergestellt, und das»
selbe muß auf festen Grundmauern aufgerichtet werden, damit der Bau dauerhaft
und dieses Reich lebensfähig werde, denn nur dann kann es den Zentralmächten
nützen. Ein Staat kann aber nur dann lebensfähig werden, wenn er ent»
sprechende ökonomische Vorbedingungen besitzt. Infolge des kriegerischen Wirr»
warrs und des dadurch herbeigeführten unnormalen Ubergangsstadiums ist es
schwer, sich ein genaues Bild über den eigentlichen Tatbestand zu machen, zumal
kaum jemand, besonders in Deutschland, über die ökonomischen Zustände Polens
vor dem Kriege genau unterrichtet war.
Wenige wissen z. B., daß das sogenannte Kongreßpolen eine dichtere Bevöl-
kerung aufweist als Frankreich, da es durchschnittlich über hundert Einwohner
auf einen Quadratkilometer zählt*).
Man glaubt auch vielfach, daß die polnische Industrie vollständig vom russi-
schen Markte abhängig ist, und behauptet, daß die Lostrennung Polens von Ruß-
land einen vollständigen Zusammenbruch aller polnischen Industrien nach sich
ziehen muß. Diese Ansicht ist unbegründet, denn man darf sie nur auf gewisse
Zweige der Industrie anwenden, während andere Zweige im Gegenteil aufblühen
werden. Will man sich davon überzeugen, daß die polnische Industrie nicht nur
nicht zusammenbricht, sondern im Gegenteil infolge günstigerer Bedingungen und
einer staatlichen Selbständigkeit aufblühen wird, so genügt es, den Bericht über
die Handelsbilanz Kongreßpolens zu studieren, welchen der polnische Handels»
verein herausgegeben hat. Das einheimische ist für die Industrie das erste und
wichtigste Absatzgebiet, und dieses kann sich stark entwickeln, sobald sich der all»
gemeine Wohlstand hebt. Und man darf nicht daran zweifeln, daß er sich wirk»
lich heben wird.

'l Am 11. Januar 1913 zählte Kün. Volen 102,3 Einwohner auf'1 q.lnn.. also wcn!aer
als England — 2?3 (ohne Schottland und Irland). Velaien — 254, Holland - 179 und Deutsch-
land — 12«: mehr als die Schwel, — 91,1, Östeneich-Unaani — 76, Frankreich 73,8, Däne-
mark — 71, Portugal — 65, Rumänien — 54, Spanien — 89,5, Ruhland (50 europäischt
Gouvernements) — 26, Schweden — 12,6 und Norweaen — 8.

Das System der russischen Regierung, das Volk in unerhörter Unkenntnis und Mangel an jeglicher Entwickelung zu erhalten, hat bedauernswerte Zustände, besonders auch in der Landwirtschaft, hervorgerufen. Um außerdem auch noch die polnische Industrie lahmzulegen, wurden Tarife in den Eisenbahnen in Anwen» dung gebracht, auf Grund derer der Transport von Waren, z. B. von Warschau nach Moskau, doppelt soviel kostete, als umgekehrt.

Die Entwickelnn«, der Landwirtschaft wurde überhaupt durch vollständigen Mangel an Straßen und Bahnen gehemmt. Es genügt, auf die Landkarte Polens einen flüchtigen Blick zu werfen, um sich zu überzeugen, daß ungeheuere Gebiete überhaupt keine Verkehrsmöglichkeiten besitzen. Die russische Regierung baute nur strategische Bahnen und Chausseen, und auch diese oft sinnlos; von einer Berück» sichtigung ökonomischer Interessen des Landes war gar keine Rede.

Trotzdem hat der Großgrundbesitz in den letzten Iahren große Fortschritte gemacht; in einigen Gegenden ist der mittlere und ter größere Besitz auf eine so hohe kulturelle Stufe gebracht worden, daß er stellenweise jeden Vergleich mit den am besten bewirtschafteten Gütern in Preußen ertragen kann. Der kleine Grundbesitz dagegen befindet sich in bedauerlichem Zustande, bedingt durch die niedrige Kulturstufe der Bevölkerung, welche, wie oben gesagt, systematisch in ihrer Entwickelung gehemmt wurde. Verschiedene Bemühungen der Intelligenz und des Großgrundbesitzes, welche eine Hebung der kulturellen Stufe des Bauern» standes bezweckten, — z. B. die Errichtung und Gründung von landwirtschaftlichen und gemeinnützigen Genossenschaften — wurden ständig und systematisch von selten der Regierung bekämpft und unterdrückt.

Die russische Regierung wandte überall dasselbe System an, um die ärmeren Klassen gegen die wohlhabenden und gegen die sogenannte Intelligenz aufzu» hetzen, weil es in diesen — und zwar mit Recht — den größten Feind Ruhlands erblickte. Der Patriotismus findet in der Tat nur schwer Zugang zu diesen Unent» wickelten und in jeder Hinsicht Rückständigen, und es kam der Regierung darauf an, daß der polnische Bauer sich seiner polnischen Eigenart nicht bewußt werde, daß er vielmehr einen Haß gegen alle die hege, welche sich als Polen fühlten und gaben. Die Einführung und Beibehaltung der Servitude bezweckte nichts anderes, als den Großgrundbesitzer mit dem kleinen Bauern zu verfeinden; die russische Regierung hielt auch bis zum letzten Augenblick an diesem System fest.

Der leitende Gedanke in der russischen Bürokratie ist „sivi6e «t impsrn,", und dieser Grundsatz fand auch auf religiösem Gebiete seine Anwendung, indem die Regierung den Mariavitismus unterstützte*). Der Erfolg obenerwähnten Systems war die Verarmung des Landes und eine außerordentlich schwache Produk» tion. Dabei muß man im Auge behalten, daß in Polen ungefähr 62 Prozent des Grund und Bodens sich in Bauernbänden befindet, und daß diese 62 Prozent eine ungeheuer niedrige Produktion liefern.

') Sieht den Artikel .Der Mariavitismus' von ?oter polcmien«ig in diesem Heft.

Die Zukunft der polnischen Landwirtschaft Fürst Lubecki
So war denn in den letzten Iahren dieser heimatliche Grund und Boden
nicht mehr imstande, seine Bewohner zu ernähren. Man erkennt dieses aus
folgender Bilanz des Getreidehandels in den Iahren 1907/1909:
Tabelle I.
Ernte 1913
Hektar
Ernte
<m Tonnen!
Zeiüner
pro Hektar
Vergleich mit
der Prov. Posen
Roggen
Sommerroggen . . .
Weizen
Sommerweizen . . .
Wintergerste
Sommergerste ....
Haser
Hartweizen
Buchweizen
Hirse
Erbsen
Linsen und Pserdebohnen
Leinsam
Hanf
Kartoffeln
2.155.446
24.991
521.138
9,794
1.743
517,311
1.169.921
3,024
101.707
58.560
143.676
10,112
35.314
6.101
1.077,150
2.316.934
12,989
645,295
8,681
1.951
647.993
1.225.227
2.424
73.251
36.888
157.234
11.941
43.095
7,486
10.443.571
10.7
9,3

12,4
8.9
11,2
12,5
10,5
8.0
7.2
11.3
10,6
11,3
11,5
12.3
97,0
19.3 .
23,6
23,8
22,4
186.9
1907.
Tabelle II.
In Tausenden von Puds. 1 Pud ^ 16 Kilo.
Ezport
Import
Saldo
Saldo
nach
von
in Tausenden
m
Ausland
Rußland
Rußland
Auslaut»
von Puds
Rubel»
Roggen. . .
610
522
2.571
2.488
— 3,927
—
3.887.0U0
Weizen. . .
302
236
1.160
920
— 1,542
—
1.696,000
Haser . . .
323
309
1,653
604
— 1,625
—
1.414.000
Gerste . . .
1.518

1.220
1.522
64
.r. 1.152
^
1.324.000
Hirse . . .
—
—
1,392
—
— 1,392
—
1,024,000
Buchweizen .
124
—
216
17
— 111
—
77,000
Mais . . .
—
—-
261
—
— 261
—
182,000
Erbsen . . .
1,489
43
384
13
.<. 1,105
^
995.000
Oelsamen . .
1.691
28
198
36
4. 1.475
4.
2,426.000
Futtersamen.
2.606
38
91
!'3
.!. 2.460
4.
5.412.000
Roggenmehl .
42
264
1.017
—
— 711
—

924,000
Weizenmehl .
—
108
7.408
7
— 7,307
—
13.152,000
andere Mehle
—
10
60
—
— 50
—
50,000
Graupen . .
6
195
1.884
1
— 1,684
—
2,594.000
Malz. . . .
3
708
11
161
^ 538
.^
966,000
Kleie. . . .
9,639
7
679
—
^ 8,967
1-
5,380.000
Oelkuchen. .
4.006
2
801
—
.^ 3,207
.l.
2,725,000
— 5.772.000
18
25?

Tabelle III.
19N9.
In Tausenden von
Puds.
1 Pud
- 16 Kilo.
Export
Import
Saldo
Saldo
nach
von
in <
Tausenden
m
Ausland
Nuszlllnd
Ausland
Rußland
von Puds
Rubeln
Roggen . .
371
254
5.514
2.241
7.130
6.774,000
Weizen. . .
1,986
169
203
805
4.
1.047
.I.
1.361,000
Haser . . .
33
61
622
6.510
—
4,977
—
4.480,000
Gerste . . .
2,7«0
1.004
18
1.639
4.
2.12?
4.
1,680.000
Hirse . . .
20
—
—

110
—
90
—
68.000
Buchweizen .
164
—
2
229
—
6?
—
62.000
Mais . . .
—
—
30
282
—
312
—
234.000
Erbsen. . .
3.146
34
60
371
.i.
2.749
^
3,133.000
Oelsamen. .
1.138
10
20
281
4.
847
4.
1.270.000
Futtersamen.
2,939
20
16
33
-^
2.910
4.
5.820.000
Roggenmehl.
336
I '
312
4.
244
>
257,000
Weizenmehl.
I
220

85
l
9,344
—
9.258
—
18,518.000
andere Mehle
32
116
—
84
—
90,000
Graupen . . .
—
220
8
3,027
—
2,815
—
4,256.000
Malz . . .
—
430
—
10
.^
420
4.
756.000
Kleie . . .
10.338
—
—
327
.l.
10.011
>
7.007.000
Oelkuchen. .
3.840
—
—
234
>
3.606
4.
3.245.000
— 9,953.000

Das Iahr 1909 kann in jeder Hinsicht als ein Durchschnittsjahr angesehen werden. — Das Saldo erweist ein Defizit von ea. 20 Millionen Mark. Ein trauriges Bild, das aber nicht beunruhigen und entmutigen darf.

Denn der Durchschnittsertrag an Getreide in Polen in den Iahren 1914 bis 1913 zeigt uns folgendes Bild, ausgedrückt in Tausenden von Puds:

Tabelle IV.

Winterkorn 145.200
Winterweizen 39,970
Sommerkorn 664
Sommerweizen 352

Gerste 38.597
Buchweizen 4,160
Hirse 2.151
Erbsen 8,925
Linsen, Pserdebohnen. . . 847
Haser 71.771
Dieses stellt einen Wert von ungefähr 700 Millionen Mark dar, gegen den ein Defizit von 20 Millionen nichts aufwiegen kann.
Wenn man dagegen in Betracht zieht, daß der Ertrag von 62 Prozent Grund und Boden bei rationeller Bewirtschaftung sich wenigstens verdoppeln
in Tonnm abgerundet
2,000.000
650,000
11.500
5,700
650,000
70,500
32,000
150,000
13.500
1.200,000

muß, so wird in Zukunft das Defizit nicht nur verschwinden, sondern man kann im Gegenteil mit einem Überschuß von einigen, wenn nicht gar von hunderten von Millionen rechnen.

Oben angeführte Berechnungen beruhen auf Preisen vor dem Kriege, die wahrscheinlich nicht mehr wiederkehren werden. Ferner muß man noch die in Tabelle 2, 3 und 4 nicht angeführten Produkte in Betracht ziehen, nämlich: Rüben, Kartoffeln, Zichorien, Hopfen. Über diese lassen sich folgende Zahlen anführen:

Kartoffeln

(in Tausenden von Puds).

Die Ausfuhr betrug nach Abrechnung der Einfuhr aus Rußland und dem Aus» lande:

1909 : 6918.5 /
1910 : 7790.9 > durchschnittlich 7.577.766 Puds
1911 : 8028.9)

Über die Ein» und Ausfuhr in den späteren Iahren liegen uns keine statistischen Zahlen vor. Aber mit Rücksicht auf die gesteigerte Produktion, welche von 462 400 000 Puds im Iahre 1911 auf 683 327 000 Puds im Iahre 1912 und 657 562 000 Pnds im Iahre 1913 gestiegen ist, kann man schließen, daß auch die Ausfuhr sich bedeutend erhöht hat.

Rechnet man einen Pud mit 20 Kopeken — was einem Preise von 1,60 Mk. pro Zentner entspricht —, so betrug die Produktion im Iahre 1912: 13 667 400 Rubel und im Iahre 1913: 12 751240 Rubel. Der Durchschnittspreis für die Ausfuhr in den Iahren 1909/10/11 betrug 1 515 553 Rubel.

Rüben.

Bei einem Mittelpreis von 18 Kopeken für einen Pud betrug der Wert der Ausfuhr durchschnittlich 560 000 Rubel, von denen man die Einfuhr aus Rußland im Werte von 75 000 Rubel abrechnen muß.

Die Rübenernte beträgt durchschnittlich 90 Millionen Puds, von denen ungefähr 90 Prozent in Zucker verarbeitet werden.

Zichorien.

Der Ausfuhrwert nach Rußland betrug ungefähr 200 000 Rubel.

Hopfen.

Rechnet man den Pud Hopfen mit 20 Rubel, so beträgt der Gewinn jährlich ungefähr 500 000 Rubel.

Die Ausfuhr von Kartoffeln, Rüben, Zichorien und Hopfen ergibt also
zusammen einen jährlichen Ertrag von ungefähr zweieinhalb Millionen Rubel —
fünf Millionen Mark, welche von obengenanntem Defizit von 20 Millionen Mark
abzuziehen sind. Auch hier dürfte der Ertrag bei einer rationellen Bewirtschaftung
ein weit höherer werden. Natürlich regt der Zustand, in dem das Land sich
bis jetzt befindet, eher zum Pessimismus an, die Verwüstungen, die der Krieg ver-
ursacht, können nur langsam und allmählich wieder gut gemacht werden, obwohl
die Verwaltung in den okkupierten Gebieten Polens, das heißt im Generalgouver»
nement Warschau, in dieser Hinsicht keine Mühen scheut, was man leider von an-
deren Teilen des Okkupationsgebietes nicht sagen kann. Der Grund und Boden
ist von Schützengräben und Granattrichtern zerwühlt, die Wälder haben viel ge»
litten und leiden weiter, da sie auch jetzt in erschreckender Weise für militärische
Bedürfnisse geopfert werden. Leute, die ehemals reich waren, leben heute in
kümmerlichen Verhältnissen, und diejenigen, welche früher ihr tägliches Brot
verdienten, sind heute an den Bettelstab gebracht worden. Darum lassen auch
die Schwachen die Hände sinken, da die Hoffnung auf einen baldigen Frieden
und das'Ende dieser traurigen Zustände noch in die Ferne gerückt zu sein scheinen.
Dies ist traurig, aber leicht zu begreifen und erklärt auch die politische Untätigkeit
derjenigen, die noch nicht eingesehen haben, daß ihnen eine bessere Zukunft winkt.
Und in der Tat, diese Zukunft ist wirklich schön, nicht nur politisch schön, weil
den Sklaven die Fesseln gesprengt worden sind, sondern auch ökonomisches Glück
verheißend, da sie dem auferstandenen Volke ein hoffnungsreiches Feld für tüch»
tige Mannesarbeit erschließt.

Eine traurige Folge des Krieges besteht darin, daß gerade der Großgrund»
besitz am meisten leidet, und daß gerade diejenigen sich heute in der schwierigsten
Lage befinden, deren Energie und Arbeit dazu beitragen sollte, den Wohlstand des
Landes zu heben. Es muß aber anerkannt werden, daß stellenweise die Okkupa»
tionsbehörden sich alle erdenkliche Mühe geben, den normalen Betrieb in der Land«
wirtschaft wieder herzustellen, und daß andererseits ein großer Teil der Besitzer
selbst freudig und mit Ausdauer an die neue Arbeit herangeht. Von solchen
Leuten läßt sich manches erwarten. Es sind dies alle diejenigen, welche einge»
sehen haben, daß die Verantwortung für all das Unheil, welches der Krieg mit
sich gebracht hat, nicht diejenigen trifft, die gezwungenermaßen den Krieg in
diesem Lande führen, und die ferner durch ihr Vorgehen heute meistens dartun,
daß sie die Wunden heilen und Freiheit und Entwickelung dem Lande bringen
wollen. Ich stelle mit Freude fest, daß die Zahl dieser wirtschaftlichen Aktivisten
von Tag zu Tag wächst.

Ein wichtiger, beinahe unumgänglich notwendiger Faktor für die künftige
ökonomische und wirtschaftliche Entwickelung Polens ist die in Aussicht genommene
— hoffentlich möglichst bald durchzuführende — Angliederung der polnisch»weiß»
russischen Gebiete, des früheren Gouvernements Grodno, Wilno und eines Teiles

von Minsk, Gebiete, die das deutsche Schwert der russischen Knechtschaft ent»
rissen hat. Es ist dieses ein breiter Landstrich, in dem Großgrundbesitz und Intel-
ligenz polnisch sind, während die Landbevölkerung gemischt, also teils polnisch,
teils weißrussisch ist.

Die Russen haben bei ihrem Zurückweichen einen großen Teil der Einwohner
in das Innere des Reiches mitgeschleppt, ein Teil, vorwiegend russenfreundlich,
ist freiwillig mitgegangen, und so ist es gekommen, daß die Evakuierung des
Landes, die den Siegeszug des Siegers hemmen sollte, heute diesem gerade nützlich
ist. Der Grund und Boden in diesen Gebieten, der überwiegend fruchtbar ist,
schon vor dem Kriege wenig bevölkert, und jetzt zum größten Teile entvölkert,
bildet ein ausgezeichnetes Ansiedelungsgebiet für Polen) aus dem jährlich ca.
100 000 Einwohner nach jenseits des Ozeans auswanderten.

Dabei muß man in Betracht ziehen, daß die weißrussische Bevölkerung, die
so gut wie gar keine sogenannte Intelligenz aufweist, eine besondere nationale
Eigenart nicht besitzt und sie auch nicht ersehnt. Sie läßt sich genau so leicht
polonisieren wie russifizieren. Von einer dritten Verwandlung kann schon der
Sprachenverwandtschaft wegen nicht die Rede sein. Es liegt also im gemeinsamen
Interesse Polens und der Zentralmächte, möglichst bald an diese Polonisierung
heranzugehen, die innerhalb einiger Iahre vollständig bewerkstelligt und beendet
sein könnte.

Dieser Schritt wäre von großer politischer Bedeutung, denn einerseits würde
auf diese Weise die europäische Grenze mehr nach Osten geschoben und ein
besserer Wall gegen die russische Sturmflut gebildet, und andererseits würde durch
dieses Vorgehen für ewige Zeiten ein Zankapfel zwischen Rußland und Polen
geschaffen werden.

Rußland wird immer bestrebt sein, diese Gebiete zurückzuerobern, Polen
wird nie auf sie verzichten wollen, und da es nie imstande sein wird, sie mit eigenen
Kräften zu halten und zu verteidigen, so werden diese Gebiete den Kitt bilden,
der die Vereinigung Polens mit den Zentralmächten für ewige Zeiten unlösbar
und unzertrennbar machen wird.

Graf Mielzynsky Polen will unabhängig werden
Graf Mielzynsky, Rittmeister d. Res.:
Polen will unabhängig werden.
(Ein offener Brief.)
Hochverehrter Herr Professor, Sie fordern mich auf, meine Ansicht über
die Verhältnisse in Polen zu äußern. Ich will es in ganz kurzen Worten tun,
ohne das sehr ergiebige Material, welches ich hierher aufs Land nicht mit-
genommen habe, benützen zu können. Ich möchte vor allem einen Punkt berühren,
den ich für den allerwichtigsten halte, nämlich den Willen der Polen, das russische
Ioch abzuschütteln und ein selbständiges Königreich zu werden.
Es ist selbstverständlich, daß die Koalition und die von ihr beeinflußte Presse
die Verhältnisse in Polen in ein ganz falsches Licht stellen. Sie sprechen von
einer Vergewaltigung Polens durch die Zentralmächte und stellen den Akt des
5. Novembers als eine gegen den Willen der polnischen Nation, welche dem
Zaren treu bleiben will, von den Zentralmächten erlassene tendenziöse Kund-
gebung hin, um die Polen zu betrügen und sie in den Kampf gegen Rußland zu
verwickeln. Demgegenüber kann ich als geborener Pole und Kenner der Ver»
hältnisse im Königreich Polen auf das schärfste betonen, daß gerade das Gegen»
teil der Fall ist. Nur ein ganz minimaler Prozentsatz der Polen ist russophil,
und auch bei diesen ist eher die Angst, daß die Russen nochmals zurückkommen
könnten, vorhanden, von einer wahren Sympathie für die Russen, die bei dem
Polen ganz unnatürlich wäre, ist nicht die Rede. Allerdings scheint für einen
oberflächlichen Beobachter die Haltung mancher Polen seit dem 5. November die
Ansicht zu bekräftigen, daß die Polen sich für den Krieg gegen Rußland nicht
begeistern und selbst nicht aktiv eingreifen wollen. — Viele Dinge sprechen für
diese Auffassung. Für mich, der ich Gelegenheit hatte, mit meinen Lanbsleuten
enger zu verkehren, sowohl als Verbindungsoffizier bei der Polenlegion, als auch
als Kommandant in dem Stabe des Generalgouvernenrs in Warschau, bedeutet
diese momentane Apathie der Polen durchaus nicht eine Zuneigung für Ruß»
land, oder eine Weigerung, mit den Zentralmächten zu gehen. Im Gegenteil,
ich habe die feste Überzeugung, daß wir mehr denn je»in dem von den Zentral-
mächten in der Zukunft unabhängigen Königreich Polen einen festen Bundes-
genossen in und nach dem Kriege haben können, wenn die Zentralmächte, um
mich kurz auszudrücken, die Sache richtig anfassen. Man muß vor allem mit der
Psyche des polnischen Volkes rechnen. Ein Volk, welches mehr als hundert Iahre
unter der vernichtenden, demoralisierenden russischen Knechtschaft gelebt hat, kann
nicht normal empfinden. Nehmen Sie einen Gefangenen, der ein Lebensalter
im Gefängnis gesessen hat, dessen Eltern auch schon die Fesseln getragen haben,

und bringen Sie ihn plötzlich ans Tageslicht, führen Sie ihn unvorbereitet in
die menschliche Gesellschaft hinein. Er wird sich nicht wie andere freie Menschen
geberden. Unwillkürlich wird er sich nach seinen bisherigen Wärtern umsehen
und lange noch scheu und mißtrauisch bleiben. So geht es auch den Polen;
sie können einfach den großen geschichtlichen Augenblick nicht erfassen. Darum
müssen die starken Schutzmächte, welche Polen vom russischen Ioche befreit haben,
das wieder aufwachende Selbstbewußtsein des neuerstehenden Reiches heben und
kräftigen, seinen Willen stärken und da, wo die Interessen konvergieren, diesen
Willen zur Tat werden lassen. Aber je verwirrter und schwächer der vom Ioche
Befreite ist, desto energischer und tatkräftiger müssen wir auftreten. Große
Augenblicke erfordern große Entschlüsse. Keine Halbheiten, vor allem keine über»
triebenen Rücksichten auf die feindlichen Stimmen. Es heißt handeln, damit die
Stunde nicht versäumt wird. — Die Polen wollen frei sein. Sie wollen ein
geregeltes selbständiges Staatswesen wieder errichten. Sie haben auch durch
ihren Staatsrat erklärt, daß sie ein starkes Heer aufstellen wollen. Sie können
aber dieses nicht allein tun. Ihr Gemeinwesen ist noch nicht geregelt, die auf der
Grundlage einer langjährigen unterirdischen Verschwörungsarbeit gegen Ruß»
land entstandenen Parteiverhältnisse lassen eine einheitliche Handlung nicht zu.
Die Führer der einzelnen Parteien haben nicht den genügenden Kontakt mit den
Massen. Man kann nicht ans sie bauen. Nur wir können die Erekutive ergreifen
und den von den Polen ausgesprochenen Wunsch erfüllen, indem wir diesen
Wunsch in ein Dekret umwandeln und die allgemeine Wehrpflicht einführen.
Werden wir uns wieder durch ewige Kompetenzfragen aufhalten lassen, in kurzer
Zeit ein tüchtiges, schlagfertiges Heer aufzustellen, welches zum endgültigen
Erfolg sicherlich viel beitragen wird? Denn der Pole ist der geborene Soldat;
ich habe in den Reihen der Legion gekämpft und bin voll Bewunderung für den
Mut und die Geschicklichkeit der polnischen Soldaten. Als Soldat empfinde ich
nur das eine: wir müssen diese Leute ausrüsten und sie in den Kampf und zum
Sieg führen; in dem Augenblicke, wo alle Kräfte zum endgültigen Kampfe ver»
wendet werden, darf dieser Machtfaktor nicht fehlen. Als Politiker weiß ich,
daß dies zu erreichen ist, wenn man in einem so entscheidenden Moment alle
Bedenken und Rücksichten beiseite legt, welche bei dem großen Werke nicht stich-
haltig sind.

M. Lempizki,
Mitglied des polnischen Staatsrates:
Die gegenwärtigen polnischen Stimmungen.
Das Manifest der Zentralmächte vom 5. November 1916, das die polnische Nation zum selbständigen staatlichen Dasein beruft, und das einen unabhängigen polnischen Staat verkündet, ist zweifellos ein historischer Akt von ungeheurer Wichtigkeit, sowohl für Polen, wie auch für Europa. Es ist darum nicht ver» wunderlich, wenn das Manifest die Aufmerksamkeit der ganzen zivilisierten Welt erregt hat und zu den verschiedensten Interpretationen und Kommentaren Veranlassung gab. In der Presse der gesamten Welt erschien eine ganze Reihe von Aufsätzen und Abhandlungen, referierenden oder polemischen Charakters, worin in mannigfaltiger Art die Motive und der Wortlaut des Manifestes erläutert wurden und, bezüglich seiner möglicherweise zu erwartenden Folgen, gleichfalls die verschiedensten Ansichten geäußert wurden. Ein Hauptthema dieser Diskussion ist natürlich die Stimmung der Pevölkerung in Polen selbst, sowie ferner auch die Frage, wie die Polen den Akt des 5. November aufgenommen haben, wie er auf sie eingewirkt hat, welche Hoffnungen er erweekt und welche Richtungen er dem politischen Gedanken und der politischen Tätigkeit der polnischen Gesell» schaft gewiesen hat. Dieses Thema erfordert vor allen Dingen zuverlässige tatsächliche Informationen; solche können gesammelt werden entweder durch un» mittelbare Beobachtung der Äußerungen des polnischen Lebens an Ort und Stelle, oder auch durch unparteiische Prüfung und Vergleichung aller polnischen Stimmen, die in dieser Frag« zu Worte gekommen sind. Weil jedoch während der gegenwärtigen Kriegszeit beide soeben erwähnten Wege sehr beschwerlich sind, so kommt es oft vor, daß die Verfasser der Polenaufsätze sich darauf beschränken, ihre Informationen aus gelegentlichen Quellen zu beziehen, die nicht immer ernst und vertrauenswürdig sind. Hieraus folgt, daß manche Artikel die Stimmungen in Polen und die dort herrschenden politischen Ansichten einseitig und nicht im Einklang mit der Wirklichkeit schildern, daß sie somit die öffentliche Meinung falsch informieren. Diese Angelegenheit ist für uns Polen von großer Wichtigkeit, und sie erfordert daher unsererseits erschöpfende Klarstellung.

Es handelt sich hier hauptsächlich um zwei grundsätzliche Fragen, die übrigens miteinander in engem Zusammenhang stehen, und hinsichtlich welcher noch gewisse Zweifel bei einigen Kreisen der öffentlichen Meinung in der zivilisierten Welt vorliegen: 1. wie ist das Verhältnis des polnischen Volkes einerseits zu Rußland, andererseits zu den Zentralmächten? 2. welche Stellung nehmen die Polen einerseits zu der von Rußland versprochenen Autonomie Polens ein, und

andererseits gegenüber den von den Zentralmächten verkündeten Prinzipien der staatlichen Unabhängigkeit Polens? Ich will versuchen, auf diese beiden Fragen eine sachliche Antwort zu geben.

Zu Beginn unserer Zeitgeschichte, als die Kollektivseele eines jeden Volkes sich unter Einfluß der Religionslehren bildete, hat das polnische Volk aus Rom die katholische Religion übernommen und mit ihr die Elemente der lateinischen Kultur. Auf dieser Grundlage entwickelten sich in der Folge unsere Begriffe, unsere Zivilisation, unsere nationalen Ideen und unsere staatlichen Institutionen. Wir gehörten demnach zu allen Zeiten und wir gehören bis heute unserem psychi» schen und sozialen Wesen nach zum Westen. Mit dem byzantinisch-moskowiti» schen Osten hatten und haben wir nichts Gemeinsames, im Gegenteil, alles trennt uns von dort: Religion, Kultur, soziale und politische Ideale. Mit der westlich»germanischen Welt hatte Polen öfters Kämpfe zu bestehen, aber gleich» zeitig erfolgte zwischen beiden Völkern, dem polnischen und dem deutschen, ein ständiger Austausch nicht allei n ethischer Elemente, sondern auch philosophischer und politischer Begriffe; beide Kulturen, die polnische und die deutsche, haben gegenseitig aufeinander eingewirkt. Die Deutschen drängten nach Osten, germani- sierten die Polen, während wiederum die zu den verschiedenen Zeiten in Polen angesiedelten deutschen Kolonisten im Verlauf der Iahrhunderte zu vollständigen Polen wurden.

Ganz anders war das Verhältnis zu dem östlichen Nachbar; Polen bildete nämlich die Vorhut der westlichen Kultur gegenüber der Barbarei und dem Despo- tismus des Ostens. Der ganze Inhalt des staatlichen Lebens Polens und unserer Geschichte war — ein unaufhörlicher Kampf, auf Tod und Leben, zuerst mit dem Großherzogtum Moskau, später mit dem russischen Kaisertum, mit der elementaren Ausdehnungsgier dieser echt asiatischen Monarchie. In diesem Kampf sind wir schließlich unterlegen, und durch die Teilungen Polens wurde das Hindernis für den russischen Erpansionsdrang nach Westen aus dem Wege geräumt und Rußland ein Einfallstor nach Europa geöffnet. Die russische Staatsraison verlangte eine vollständige Vernichtung der polnischen Unabhängig- keit, und nach Vollendung dieser Tat begann Rußland mit aller Rücksichtslosigkeit die Vernichtung des polnischen Volkes, und mit ihm aller der kleineren Völker: der Litauer, der Weißrussen, der Ukrainer und anderer, die die Gebiete der früheren polnischen Republik bewohnten. Die russische Regierung erachtete die Russifizierung der unterworfenen Völker als wichtigste Aufgabe ihrer inneren Politik und als Grundbedingung ihrer internationalen Macht. So war in Wirklichkeit die slawische Politik Rußlands, und darin bestand seine Schutzrolle den slawischen Völkern gegenüber. Es klingt zwar parador, aber es ist trotzdem

vollkommene Wahrheit, daß der größte Feind des Slawentums das russische Kaiserreich war und ist.

Das polnische Volk blieb, trotzdem es seiner politischen Unabhängigkeit beraubt war, dennoch der Standarte des Kampfes mit der russischen Übermacht treu und verteidigte seine polnische Nationalität und seine westliche Kultur. Hiervon zeugt die ununterbrochene und bis zum gegenwärtigen Augenblick sich hinziehende Kette unserer blutigen Verschwörungen, Aufstände und Revolutionen, die alle gegen Rußland gerichtet waren. Seit den Teilungen Polens bis zu dem heutigen Tage blieb unsere Losung immer: „Los von Rußland!"; mit dieser Losung traten während des gegenwärtigen Krieges die freiwilligen polnischen Legionen, die aus allen Schichten der Gesellschaft bestehen und sich aus allen pol» nischen Provinzen rekrutieren, in den Kampf mit Rußland.

Die schwerste Bedrückung hat es nicht vermocht, in den Polen den Drang nach Befreiung von dem russischen Ioch zu ersticken, jedoch zu gleicher Zeit entwickelte sich, aus Gründen des Selbsterhaltungstriebes, in der polnischen Gesellschaft eine politische Gedankenrichtung, die durch Kompromisse, sei es mit der russischen Regierung, sei es mit der russischen Gesellschaft, eine Milderung der auf nationalem, religiösem, politischem oder wirtschaftlichem Gebiet gegen Polen gerichteten Repressalien zu erreichen hoffte. Nicht der Glaube an Rußland, son» dern der Zwang und die Notwendigkeit, sich zu wehren, hat diese Richtung her» vorgebracht, die ungerechrfertigterweise von manchen als Anzeichen russenfreund» licher Sympathien und Gefühle angesehen wird. Diese Richtung wurde in der letzten Zeit durch zwei politische Parteien vertreten: die Partei der realen Politik und die national»demokratische Partei. Sie stellten ein minimales Programm politischer, polnischer Aspirationen auf und bemühten sich eifrig, aber fruchtlos, die russische Staatsräson zu überzeugen, daß eine barbarische Unterdrückung und rücksichtslose Verfolgung des Polentums durchaus nicht in ihrem Interesse liegt, sondern im Gegenteil, daß die Verwirklichung des eben erwähnten minimalen Programms dem russischen Staate Nutzen bringen würde. Ungeachtet aller Bemühungen der genannten Parteien hat sich die Haltung der russischen Regierung und der russischen Gesellschaft (nach der im Iahre 1906 in Rußland erfolgten Bildung einer Volksvertretung: der Duma und des Reichsrates) in nichts geändert; von irgendwelchen Konzessionen für das Polentum war im russischen Reiche überhaupt nicht die Rede. Die in Rußland herrschenden Verhältnisse werden grell illustriert durch das Schicksal der Vorlage betreffend die Selbstverwaltung der polnischen Städte. Dieses politisch sehr bescheidene Projekt, das nicht einmal den Gebrauch der polnischen Sprache bei den Beratungen voll zuließ, wurde vier Iahre hindurch wie ein Spielball zwischen der Duma und dem Reichsrate hin und her geworfen; schließlich wurde es durch den Reichs» rat endgültig abgelehnt und so im Frübling 1914 begraben. Erst im April 1915, schon während des Krieges und kurz vor Räumung des Königreichs Polen

durch die russischen Heere, gewährte ein besonderer Kaiserlicher Ukas den pol»
nifchen Städdten die Selbstverwaltung; natürlich konnte dieselbe nicht mehr ver-
wirklicht werden.
Alle Illusionen, die noch von den polnischen Gemütern gehegt werden konn-
ten, lösten sich schließlich während des Krieges auf. Gleich zu Beginn des Krieges
hatten wir den pompösen Aufruf des Großfürsten; trotzdem derselbe durch die
eigentliche Regierung nicht sanktioniert war, hat er dennoch in gewissen polnischen
Kreisen Hoffnungen erweckt, daß die russische Regierung endlich die internationale
Bedeutung der polnischen Frage erkannt hat, und daß sie jetzt all das Schlimme,
das sie in ihrer Verblendung den Polen bisher zugefügt hat, wieder gutzumachen
beabsichtigt. Iedoch blieben, ungeachtet des Manifestes, die Bedingungen des
polnischen Lebens unter der russischen Regierung dieselben, wie früher, der Druck
und die Verfolgungen wurden nicht gemildert; ja, der Minister des Inneren,
Maklakow, erließ sogar ein geheimes Zirkular, in welchem er erklären ließ, daß
die durch den Großfürsten gegebenen Versprechungen nur diejenigen polnischen
Provinzen betreffen, die erst dem Feinde entrissen werden sollen. Die zeitweise
russische HerrsÄ>aft in Galizien, die auch dort eine gewaltsame Russifikation ein-
führte, war für die Polen ein wahres ‚Mein«nt0 mori", das deutlich zeigte,
was die durch den Großfürsten versprochen« Vereinigung aller polnischen Länder
unter der russischen Oberhoheit in Wirklichkeit bedeuten würde. Schritt für
Schritt mit dem Mißerfolge der russischen Waffen, als die russische Herrschaft in
Polen sich bereits dem Ende nahte, hatten wir, eine nach der anderen, Versiche-
rungen der Minister Goremykin und Sasonow, daß die Regierung auf dem Stand-
punkt des Großfürstlichen Aufrufes steht, und daß sie Polen eine Autonomie zu
verleihen beabsichtigt, wobei aber beide Minister nicht versäumt hatten, hinzu»
zufügen, daß die polnische Frage nur eine innerrussische Angelegenheit bildet,
und daß diese Ansicht auch von den sämtlichen Ententeregierungen geteilt werde.
Es ist klar, daß diese Versicherungen, abgesehen davon, daß sie zu spät kamen
und der vollziehenden Gewalt entbehrten, bei den Polen kein Vertrauen erwecken
konnten, weder zu Rußland, noch zu den Ententeregierungen.
Heute, nachdem die Zentralmälchte durch den Akt des 5. November 1916
die Unabhängigkeit des polnischen Staatswesens verkündet haben, bricht das
ganze polnische Volk, seiner geschichtlichen Tradition entsprechend, alle Ver-
bindungen, die es mit dem russischen Staatswesen verknüpften, ab, denn dies
waren nur Sklavenketten. Und was sein Verhältnis zu den Zentralmächten
betrifft, so stellt sich das polnische Volk heute neben sie, zu gemeinsamer Arbeit
und zu gemeinsamem Kampf bereit, und mit der festen Hoffnung, daß das nicht
auf vorübergehenden Sentimenten, sondern auf wohlverstandenem, gegenseitigem
Interesse beruhende Verhältnis zu den Zentralmächten zuerst eine unbedingt er-
forderliche Atmosphäre des gegenseitigen Vertrauens ergeben wird und später
zu gerechten Grundsätzen für ein freundschaftliches, nachbarliches Zusammenleben

führen wird; diese Bedingungen sollen in Zukunft eine feste Bürgschaft für das
Bestehen des polnischen Staates bilden.
Von solchen Vorsätzen und solchen Hoffnungen zeugen sehr beredt die Stim-
men der ganzen polnischen Presse, mit Einschluß sogar des Organes der national-
demokratischen Partei in Warschau. Auch die Resolutionen vieltausendköpfiger
Bauern und Arbeiterversammlungen, die an zahlreichen Orten Polens stattgefun»
den haben und noch stattfinden, beweisen entschieden, daß jegliäfe Bande mit
Rußland zerrissen sind und daß zur Festigung des polnischen Staates ein tätiges
Mitwirken gegen Rußland notwendig ist. Der einzige Mißakkord, der in diesem
gleichmäßig abgestimmten Chor zu hören ist, sind die Stimmen einiger, in Peters-
burg, der Schweiz und in den Ententehauptstäldten weilender polnischer Emi»
granten. Es sind dies Lente, die seit Iahren von dem Vaterlande abgeschnitten
sind, die kein gemeinsames Leben mit der Nation führen, und die aus verschiedenen,
manchmal persönlichen, doktrinären, politischen Gründen, eine Richtung vertreten,
die zum Mißerfolge geführt und im Lande ihre Anhänger verloren hat. Die
Stimme dieser politischen Bankerottenr e oder Kondottiere, selbst wenn sie von
ehemaligen Parteiführern oder von Abkömmlingen verdienter polnischer Geschlechter
kommt, kann jetzt unter keinen Umständen mehr als Ausdruck der Anschauungen
und der Bestrebungen der polnischen Gesellschaft aufgefaßt werden.
Ich komme jetzt zur zweiten Frage. Die Wahl zwischen der von Rußland
versprochenen Autonomie Polens und der von den Zentralmächten verkündeten
Unabhängigkeit des polnischen Staates ist tatsächlich viel zu leicht, als daß sie zu
Überlegungen über die von den Polen jetzt einzunehmende Stellung Veranlassung
geben sollte. Die „Unabhängigkeit Polens" war von Anbeginn des Welt-
krieges diejenige theoretische Plattform, auf der sich alle, ohne Ausnahme, politi»
scheu Parteien Polens vereinigten; eine sich zur Unabhängigkeit bekennende Er»
Närung gab die Warschauer Stadtverordnetenversammlung auf ihrer ersten feier»
lichen Sitzung am 24. Iuli 1916, im Namen sämtlicher in der Stadtverordneten-
versammlung vertretenen Parteien, ab. Vom 5. November ab wurde die Unat»»
hängigkeit Polens zur praktischen Aufgabe, zu deren Verwirklichung das polnische
Volk berufen ist. Gegen die Unabhängigkeit erklärten sich nur die Stimmen
einiger Emigranten, und zwar nicht gegen die Unabhängigkeit im Prinzip, sondern
vielmehr gegen die Grenzen ihrer möglichen Verwirklichung, indem sie an ihre
Stelle das marimale Programm der polnischen Forderungen (die Vereinigung
aller polnischen Länder) stellten, im Sinne des Grundsatzes „alles oder nichts".
Im Lande selbst haben nach dem Akt des 5. November sämtliche politischen Par»
teien, mit Ausnahme der national»demokratischen und der Partei der realen
Politik, mehr oder weniger begeisterte Aufrufe veröffentlicht und den Akt selbst
als „eine Wiedererweckung Polens zur selbständigen staatlichen Eristenz" und

„ein feierliches Versprechen des Wiederaufbaus des unabhängigen polnischen Staates durch die verbündeten mitteleuropäischen Mächte" erblickt. Die An» strengungen der vorangegangenen Generationen zur Erlangung der Unabhängigkeit aufzählend, fordern sämtliche Aufrufe das Volk zur „angestrengten und opfertätigen Arbeit mit dem Ziele der Verwirklichung unseres, politisch und wirtschaft lich starken Staates" auf, und vor allen Dingen, zur möglichst schnellen Aufstellung eines polnischen Heeres, das im Bunde mit den Zentralmächten die Grenzen des polnischen Staates gegen die Angriffsgelüste Rußlands verteidigen soll.

Ähnliche Ansichten haben auch, soweit die Zensurbedingungen dies zugelassen haben, die in Rußland zwangsweise verbleibenden polnischen Flüchtlinge ver» öffentlicht. Die polnischen Zeitungen („Dziennik Kijowski", „Echo Polskie" und „Glos Polskie"), die in Kijew, Moskau und Petersburg erscheinen, ziehen die trügerischen Versprechungen Rußlands einer polnischen Autonomie mit dem durch den Akt des 5. November gewährten Faustpfand der Unabhängigkeit Polens in einen Vergleich. In den Ausgaben vom 16. und 17. November dieser Zeitungen finden wir unter anderem folgende Ausführungen: „dort in Polen wird diese Unabhängigkeit schon gebaut, so oder anders, gut oder schlecht, aber sie wird gebaut; dort gibt es keine Schwankungen hinsichtlich der Rechtstitel, denn in Polen gibt es keinen Menschen, der es wagen wollte, gegen die Unabhängigkeit Polens zu protestieren . . ." „Wir müssen nun endlich aufhören, die russische und die ausländische öffentliche Meinung irrezuführen durch veraltete Autonomiekonstruktionen, wir müssen uns alle um die für uns alle gemeinsame Standarte des unabhängigen Polens scharen."

Die Polen in Amerika haben den Akt des 5. November mit Begeisterung begrüßt und entsprechende Telegramme an die Botschafter der verbündeten Mächte gerichtet. Die in Chieago erscheinende polnische Zeitiing „Dziennik dla wsznstkich" schreibt: „Der seit 122 Iahren herbeigesehnte Augenblick ist endlich gekommen. Die Wiederaufrichtung eines freien und unabhängigen Polen ist zur vollendeten Tatsache geworden. Wir haben heute eine Grundlage, auf der wir bauen können, wir haben eine Grundlage unserer zukünftigen politischen Eristen;."

Am längsten verblieb in Reserve die national»demokratische Partei, aber auch diese hat sich in ihrem, in Warschau erscheinenden Organ (Gazeta Poranna), am 23. Dezember 1916 deutlich erklärt. „Mit voller Bestimmtheit und Zufriedenheit können wir feststellen, daß die grundsätzliche Richtung unserer nationalen Politik heute zu beiden Seiten der kämpfenden Front die gleiche ist. Die durch den Akt des 5. November gestärkte politische Konzeption der „Unabhängigkeit" ist heute gemeinschaftlicher politischer Grundsatz des ganzen Volkes."

Die hier angeführten Tatsachen stellen die gegenwärtigen Stimmungen der Polen in der Heimat und im Auslande dar, und sie zeigen gleichzeitig, welche

Richtung die nächsten Bestrebungen des polnischen Volkes haben werden. Das Ziel aller Anstrengungen wird die Wiederaufrichtung des unabhängigen polni» schen Staates sein, und die allererste Notwendigkeit und wichtigste Aufgabe ist die Bildung der polnischen Armee.

Die Lage ist bei uns im Lande durchaus klar; trotzdem erscheinen in der aus» ländischen Presse, wie ich bereits am Anfange erwähnt habe, Informationen, die die polnischen Stimmungen in einem anderen Licht schildern. Zu solchen falschen Informationen gehört zweifellos der Aufsatz „Polen und Deutsche", der in der dänischen Zeitung „Köbenhava" vom 27. November v. I. veröffentlicht worden ist. Der Verfasser dieses Aufsatzes gibt zu, daß er seine Informationen aus Unterhaltungen mit polnischen Dumaabgeordneten geschöpft hat, wodurch aller» dings das Einseitige und Tendenziöse der ausgesprochenen Ansichten hinreichend erklärt ist. Hier muß darauf hingewiesen werden, daß von den neun polnischen Abgeordneten der Dnma nur drei in Petersburg verblieben sind, und diese drei können selbstverständlich nicht als Vertreter der Ansichten und der Gefühle des polnischen Volkes angesehen werden.

Sämtliche Gedankengänge des erwähnten Artikels gründen sich auf folgenden Thesen:

1. Die Polen haben den Gedanken der Wiederaufrichtung des polnischen Staates nie verlassen, aber sie verfolgten diese Absicht immer und ausschließlich mit Hilfe Rußlands, denn sie halten sich vor allen Dingen für Angehörige der slawischen Völkerfamilie;
2. Der Akt des 5. November bezweckte lediglich einen Konflikt zwischen Polen und Rußland und die Auffüllung der gelichteten Armeen der mitteleuropäischen Mächte.

Die von mir gegebene Aufzeichnung der politischen Lage kann als aus- reichende Antwort auf die obigen Thesen angesehen werden; einig« Bemerkungen können noch hinzugefügt werden. Die sogenannte slawische Welt bildet kein ein- heitliches Ganzes, sondern sie besteht aus einzelnen Völkern, die durch viel größere kulturelle und politische Unterschiede getrennt werden, wie die zur anglo-germa- nischen Gruppe gehörenden Völker (Schweden, Dänen, Engländer, Deutsche usw.), oder auch die zur romanischen Gruppe gehörenden (Franzosen, Italiener, Spa- nier usw.). Es gibt keine slawische Solidarität, es gibt auch keinen „Panslawis- mus", es gibt nnr einen „Panrussizismus" oder ein« russische Unersättlichkeit, die zur Unterjochung und Russifizierung aller slawischen Völker strebt. Nach der Teilung Polens waren die polnischen Aufstände in erster Linie gegen Rußland gerichtet, und Rußland wurde von den Polen stets für den größten Feind gehalten; es ist also klar, daß der Gedanke d«r Wiedererrichtung Polens mit Hilfe Rußlands in keinem polnischen Kopfe geboren werden konnte. Die polnisch- russischen Konflikte haben nie aufgehört; in dieser Hinsicht und zu diesem Zwecke wäire der Akt des 5. November gänzlich überflüssig. Was nun das polnische

Heer, als Reserve der Armee der Verbündeten anbetrifft, so ist zu bemerken, daß die Polen auch ohne den Akt des 5. November, gleich zu Beginn des Krieges, freiwillig polnische Legionen aufgestellt haben. Denn sie erinnerten sich sehr wohl daran, daß zwei Drittel der früheren polnischen Länder unter russischer Herrschaft sich befanden, und sie erkannten klar, daß die Befreiung, dieser Länder die erste, notwendigste Bedingung der Wiedererstehung des polnischen Staates bildet.
Warschau, Dezember 1916.

vr. Eduard Grabowsti:

Polen auf dem wirtschaftlichen Wendepunkt.

Polen ist den Deutschen nicht fremd. Der „Drang nach Osten" war eine Erscheinung, die in Deutschland mehrere Iahrhunderte gedauert hat. Die land» wirtschaftliche Ansiedlung hat in Polen Dörfer mit deutscher Gesetzgebung ins Leben gerufen; auch die Entstehung des Bürgertums — meistens deutscher Ab» stammung — hat Polen dieser Erscheinung zu verdanken. Während des neun-zehnten Iahrhunderts hat Deutschland eine große Anzahl der Kolonisten für Ruß» land geliefert. Die Ansiedlung Friedrichs des Großen, sowie die in der Zeit zwischen 1831 und 1870 hatte in Posen und Westpreußen Erfolge zu verzeichnen. Die landwirtschaftliche Kolonisation geht von den Ländern, die eine größere Dich» tigkeit der landwirtschaftlichen Bevölkerung und intensivere Bodenkultur auf» weisen, zu den weniger bevölkerten Ländern mit ertensiver Bodenkultur über. Früher hat sich Deutschland mit seiner hauptsächlich landwirtschaftlichen Bevölke-rung, die sich außerdem nur langsam in industrieller Hinsicht entwickelte, vor allen Dingen durch Ackerbau infolge des natürlichen Zuwachses vergrößert; ungeachtet dessen hat Deutschland infolge allgemein verbreiteter Aufklärung einen verhältnis-mäßig hohen Lebensgrad aufzuweisen; es war ein wahres Volk der landwirtschaft» lichen Kolonisten gewesen. Außer dem sogenannten „Drang nach Osten" hat Deutschland eine sehr große Auswanderung in die Vereinigten Staaten geliefert. Im neunzehnten Iahrhundert hat Deutschland für die Vereinigten Staaten ca. sieben Millionen Emigranten geliefert; während jedoch in der Zeit zwischen 1851 bis 1860 im Durchschnitt jährlich 95,1 Tausend Personen auswandern, fällt diese Zahl in der Zeit zwischen 1896 bis 1900 bis zu kaum 20,3 Tausend Personen pro Iahr herunter. Gegenwärtig macht die landwirtschaftliche Aus» wanderung ca. 13 Prozent der Gesamtauswanderung von Deutschland aus; über 30 Prozent macht die Berufsauswanderung, die Auswanderung der Personen von sogenannten freien Berufen aus. Deutschland gibt den Vereinigten Staaten

die Chemiker ab, die die Blüte der Chemischen Industrie in Amerika bewirkt haben; auch die Ingenieure, Professoren und Ärzte wandern aus. Die deutsche Aus» wanderung nach der Türkei und nach Kleinasien hat denselben Charakter. Deutsch» land hat keinen Massendrang, sondern den Drang der einzelnen Personen nach Außen aufzuweisen. In bezug auf die politischen und Handelseinflüsse, sowie für den deutschen Erport hat solche Auswanderung eine sehr große Bedeutung; sie kann Deutschland Einflußsphären verschaffen; jedoch sie vermag die ethno» graphischen Grenzen Deutschlands nach dem Osten nicht zu verschieben. Dies wird ja auch erklärlich sein, wenn wir uns daran erinnern, daß Deutschlands landwirtschaftliche Bevölkerung in der Zeit zwischen 1882 und 1907 von 18,8 bis 17,6 Millionen heruntergesunken ist; prozentuell aber drückt sich dieses Ver» hältnis mit 42,5 Proz. und 28,7 Proz. aus. Die günstigen Bedingungen für die wirtschaftliche Entwickelung Deutschlands haben den ganzen natürlichen Zu» wachs dieses Landes aufgenommen und die Mitglieder der Bauernfamilien in die Stadt gezogen.

Obwohl auch im Osten Deutschlands die Industrie sich entwickelt, so wachsen doch viel schneller die industriellen und großstädtischen Mittelpunkte im Westen des Landes, was zur Folge hat, daß im gegenwärtigen Deutschland kein Drang nach Osten, sondern ein Drang nach Westen zu verzeichnen ist.

Deswegen war auch die Ansiedlungspolitik, die durch die Ansiedlungs»Kom» mission im Iahre 1886 begründet wurde, als eine Politik, die im Widerspruch zur wirtsä)aftlichen Entwickelung des Landes stand, so unverhältnismäßig zu den Erfolgen kostspielig gewesen. Die Ansiedelung hatte fortwährend Mangel an brauchbarem Ansiedelungsmaterial; dasselbe mußte aus Kongreßpolen, aus Ga» lizien und sogar aus Rußland hinzugezogen werden, wobei die von dort einge» wanderten Ansiedler nicht an die intensive Bodenkultur gewöhnt waren.

Die Deutschen haben die Ansiedelung Kongreßpolens aufgegeben; obwohl in den letzten Iahrzehnten Kongreßpolen ziemlich bedeutende industrielle Koloni- sation erlebt hat, besonders aber zwischen 1878 und 1888, als der Rubelkurs nach dem Türkischen Kriege plötzlich gefallen war und die Zolleinnahmen in Gold- währung eingeführt wurden, was zur Folge hatte, daß der Zollsatz um 80 bis 90 Prozent stieg. Infolgedessen wurden mehrere deutsche Firmen gezwungen, nach Kongreßpolen über die russische Zollgrenze überzusiedeln; diese Er- scheinung dauerte bis zur Einführung der gesetzlichen Einschränkungen gegen die Ausländer. Schon die Regierung des Fürstentums Warschau (1807—1813) und Kongreßpolens (1815—1830) haben es verstanden, daß es besser sei, fremde Industrielle, als fremde Waren einzuführen.

Gegenwärtig kann die deutsche industrielle Kolonisation keinen Massencharak- ter haben. Die Industrie bevorzugt jetzt die Form einer Großunternehmung.

So ließ Lubecki (polnischer Minister aus der Zeit des verfassungsmäßigen Kon»

greß»Königreichs) tausende von Tertilmeistern nach Lodz kommen; heute aber genügen für denselben Zweck einige Direktoren und Techniker. In der Zeit zwischen 1878 bis 1888 fehlten in Polen sowohl die technischen Kräfte, als auch die Industriearbeiter; das Arbeiterpersonal wurde also aus Deutschland einge» führt und erst allmählich durch das billigere Landespersonal ersetzt. Heute aber ist das zahlreiche polnische Arbeiterpersonal vorhanden. Die Arbeiterauswan» derung geht in Europa von den Ländern mit weniger entwickelter Industrie zu den in dieser Beziehung mehr entwickelten Ländern über, weil die industrielle Entwickelung stets Hand in Hand mit der Erhöhung der Arbeiterlöhne geht. Die Religions» und Nationalitätenstatistik der Provinz Posen beweist die Richtigkeit dieser Behauptungen.

Die deutsche Bevölkerung in Posen ist mit kleinen Ausnahmen evangelisch; die polnische aber katholisch. Nun wächst in der Zeit zwischen 1816 und 1867 die Zahl der Protestanten prozentuell von 28,0 bis 33,1; in der nächstfolgenden Periode fällt sie herunter, und im Iahre 1905 beträgt sie nur 30,7 Prozent.

Der Drang nach Osten ist nicht nur in Deutschland seit Iahrhunderten ver» breitet. Auch den Polen war der Trieb nach Osten nicht fremd. Dieser Trieb und die darauf folgende Assimilation hat den Polen eine reiche Ernte eingebracht. Die Kultur Litauens und Rutheniens sind doch die polnischen Kinder. Dort harrten der Polen die ungeheuren Aufgaben, welche sogar durch die über ein Iahrhundert dauernde politische Knechtschaft nickt zu vernichten waren.

Denn auch die Entwickelung Rußlands drängt die Ansiedler dieses Landes dem Osten zu: nach dem Ural und ferner in die sibirischen Weiten. Schon heute ist die sibirische Kultur — die russische Kultur, so gut, wie die litauisch»ruthenische Kultur eine polnische Kultur ist und sein muß.

Hier eröffnen sich für die Polen große Hoffnungen; hier harren ihrer die großen Aufgaben. Aber gerade deswegen droht vom Drucke aus dem Osten — aus Moskau und Petersburg — dieser litauisch»ruthenischen Kultur eine große Gefahr. Die Befreiung dieser Gebiete von der Vormundschaft des Ostens scheint deswegen die notwendige Bedingung der Zukunft und des Daseins des pol» nischen Volkes zu sein.

Wie stellen sich aber diese von der russischen Übermacht befreiten Gebiete in bezug auf die Zahlen dar?

Kongreßpolen hat auf der Fläche von 123,326 Quadratkilometern 13,058,000 Einwohner (1913), d. h. 106 Einwohner pro Quadratkilometer der Fläche. Einigermaßen schwieriger ist es, eine entsprechende Rechnung für die litauisch»weißrnthenischen Provinzen aufzustellen. Diese Provinzen bildeten einen Bestandteil des polnischen Reiches; die einzige Nationalität mit geschichtlicher Vergangenheit sind dort die Polen, und die dortige Kultur trägt deutlich den polnischen Charakter. Von diesen Provinzen befinden sich im Besitze der Zentral» mäichte: die Gouvernements Grodno und Kowno gänzlich; überdies ein tedeu»

tender Teil des Gouvernements Wilno und teilweise auch die Gouvernements
Wolhnnien und Minsk.
Die Flüche und Bevölkerungszahl dieser Gebiete beträgt:
Die Fläche in Km Einwohnerzahl in Tausenden
Kongreß-Königreich 123,326 13,058 - 1913
Gouv. Kowno 40,260 1,819 — 1912
„ Grodno 38,647 1,998 — „
Die einzelnen Kreise des Gouv. Wilno
Kreis Wilno 6,196 461
„ Lida 5,616 259
„ Oszmiana 6,89? 287
„ Swienciany 5^37 215 „
„ Troki . . 5,872 248
im Ganzen der okkupierte Teil des
Gouvernements Wilno 29,818 1,470 1912
Die einzelnen Kreise des Gouvernements
Minsk
Kreis Nowogrsdek 5,174 325 1912
„ Pmsk . . 11,888 321
im Ganzen der okkupierte Teil des
Gonvernements Minsk 17,062 646 1912
Die einzelnen Kreise des Gouvernements
Wolhynien
Kreis Kowel 7,395 280 1912
Wtodzimierz Wotynski. 6,441 366
im Ganzen der okkupierte Teil Wol«
hyniens . . 13,836 646
Bei der obigen Aufzählung haben wir angenommen, daß die ganzen Kreise,
deren Kreisstädte erobert worden sind, sich im Besitze der Zentralmächte befinden.
Die Gesamtfläche aller dieser Gebiete (hierzu wurde aber Kurland nicht
gerechnet, weil in diesem Lande die führende Rolle nicht den Polen, sondern
den Deutschen gehört) beträgt also 262 949 Quadratkilometer, und die Ein-
wohnerzahl 19 637 000.
Das Gemeinsame dieser Gebiete ist es, daß die einzige Nationalität mit
geschichtlicher Vergangenheit in denselben die Polen sind, daß Polentum
und Kultur dort gleichwertig sind, obwohl nur der westliche
Teil dieser Gebiete in ethnographischer Hinsicht polnisch ist; der nördliche Teil —
mit einem sehr geringen natürlichen Zuwachs — ist das ethnographische Litauen
(Gouvernement Kowno, zwei Kreise des Gouvernements Wilno ohne die Stadt

Wilno, die nebst ihrer Umgegend vollständig polonisiert ist, sowie der nördliche
Teil des Gouvernements Suwalki, das zum Kongreßpolen gehört).
Die übrigen östlichen Teile dieser Gebiete bilden Weißruthenien, das teilweise
polonisiert wurde, teilweis« aber zur Zeit der russischen Regierung der Russifizie»
rung unterliegen mußte.
Ziehen wir von der obigen Gebietsgruppe das ethnographische Litauen ab, als
ein Kettenglied, das Ostpreußen mit Kurland geographisch vereinigt, und als ein
dünn bevölkertes Land mit einem sehr geringen natürlichen Zuwachs, dabei als
ein Land, das keinen slavischen Charakter hat, so erhalten wir zirka 250 Tausend
Quadratkilometer Fläche mit 17 Millionen Einwohnern. Fügen wir hingegen
Galizien hinzu — dieses polnische Piemont der zweiten Hälfte des verflossenen
Jahrhunderts — Galizien mit ihrer Wawel»Burg — mit den Grüften der pol»
nischen Könige, mit ihren polnischen Universitäten in Krakau und Lemberg,
Galizien, welche — so wollen wir hoffen — mit der polnischen Krone vereinigt
sein wird, ohne welches das befreite Polen einfach undenkbar ist, so erhalten wir
übe? 300 Tausend Quadratkilometer Fläche mit zirka 25 Millionen Einwohnern.
Solche Ländergruppe erinnert in hohem Grade in bezug auf ihre Größe und auf
die Bevölkerung an jede der beiden Hälften der Habsburgischen Monarchie und
sie wÄre in dieser Weise, indem sie die Vereinigung der drei wichtigsten Haupt»
stiidte Polens: Warschaus, Krakaus und Wilnos darstellen würde, zum Symbol
der wirklichen Auferstehung Polens.
In wirtschaftlicher Hinsicht sind diese Länder sehr verschieden. Während
Kongreß»Polen sehr dicht bevölkert ist, eine hoch entwickelte Industrie und —
besonders auf dem linken Weichselufer — einen bedeutenden Prozentsatz der
städtischen Bevölkerung hat, — ist die Wirtschaftsführung in Litauen und Weiß-
ruthenien noch sehr ertensiv und der Ackerbau rückständig betrieben; die Wälder
in sechs litauisch - weißruthenischen Gouvernements (Gouvernements Wilno,
Kowno, Grodno, Minsk, Mohylüw, Witebsk) machen zirka ein Drittel der Fläche
aus l32,4 Prozent, während im Kongreßpolen kaum 18,05 Prozent).
Dagegen beträgt das bestellte Ackerfeld im Kongreßpolen 56,34 Prozent der
Fläche des Landes, während in den sechs erwähnten litauisch-weißruthenischen
Gouvernements nur kaum 31,6 Prozent. Das Unland macht dort bis zu
16 Prozent der Fläche aus, während im Kongreßpolen nur 6,96 Prozent.
Wohl sticht überhaupt Kongreßpolen in mancher Rücksicht von den östlichen
Provinzen des früheren Polnischen Reiches lebhaft ab. Die Verhältnisse im
Kongreßpolen erinnern sehr an die westeuropäischen Verhältnisse, während in
Litauen und Ruthenien sie noch sehr rückständig sind.
Iedoch war die Entwickelung Kongreßpolens — sowohl die wirtschaftliche
als auch die soziale — unter der russischen Regierung im höchsten Grade anormal.
Desto grausamer rächen sich diese anormalen Verhältnisse, wie wir weiter

auseinandersetzen werden, in Anbetracht der gegenwärtigen politischen Um«
wälzung.
Ist doch stets eine jede politische Umwälzung mit schwerer, sogar sehr schwerer
wirtschaftlicher Krisis, mit einer Erschütterung verbunden, die für viele sich direkt
zur todbringenden Katastrophe umwandelt.
So stehen die Ding« auch jetzt im Kongreßpolen, und hier liegt die Ursache,
weshalb im Lande die Anschauungen verbreitet sind, die zu Unrecht als russophile
bezeichnet werden.
In Wirklichfeit entspringen diese Anschauungen den schweren Erschütte»
rungen, die das ganze Land am tiefsten und am schmerzlichsten berührt haben.
Die neuen Anschauungen, die der zentraleuropäischen Verfassung, der zentral»
europäischen Art des Fühlens und Denkens angepaßt werden, müssen und werden
in Polen gleichzeitig mit der Befestigung der neuen Wirtschafts»Ordnung, die dem
neuen politischen Aufbau des Landes entspringen wird, zur Blüte gelangen.
Inzwischen erlebt das Land schwere Zeiten und hegt die Hoffnung auf bessere
Zukunft. Die Gegenwart aber ist umso trauriger, als im Meer von Unglück und
Elend, denen das von Rußland annektierte Polen infolge seiner Fesselung zum
Osten zum Opfer gefallen war, doch einige Blumen aufblühten. Diese Blumen
sind jedoch auf einem künstlichen, unbeständigen Boden aufgeblüht.
Ich denke hier an die Großindustrie im Westen Kongreßpolens. In seinem
größten Teil rein landwirtschaftliches Land, mit einer höchst ertensiven, rück-
ständigen, öfters sogar gänzlich ursprünglichen Bodenkultur, hat sich plötzlich vor
über 40 Iahren, als ob infolge eines Schlages der Zauberrute, — dank den hohen
Zöllen, die nicht mehr Protektions», sondern direkt Prohibitionszölle waren, in
ein großindustrielles Land umgewandelt. Dank den ausländischen Kapitalien
blüht aber diese Großindustrie in einem Lande der Analphabeten, das fast keine
Eisenbahnen besitzt und in dem die Wege unerhört verwahrlost sind, auf!
Die östlichen Absatzgebiete, die für die ausländischen Waren durch Zölle ge»
sperrt wurden, greifen in die Tiefe der wirtschaftlichen Verhältnisse des Westens
Kongreßpolens ein. Den ausländischen Firmen, welche ihre mächtigen Filialen in
Industriebezirken von Lodz und Bialystok, in Czenstochowa und im Dombrowaer
Kohlenbecken gründen, folgt teilweise sowohl der jüdische als auch der christliche
einheimische Kapitalismus. Es entsteht ein Industrieland ohne Verfassung, ohne
Fabrikgesetzgebung, ohne Versicherungen, ohne Eisenbahnen, inmitten einer Be»
völkerung von Analphabeten; es entsteht also unter gänzlich anormalen Verhält»
nissen. Und es entsteht nur deswegen,'daß von hier aus sich ein freier Weg in die
östlichen Weiten für den Absatz der Waren eröffnet.
Es entsteht eine Arbeiterklasse, welche weder Koalitions», noch Vereins«, noch
Versammlungsrecht besitzt.
Und dieses ganze riesig« wirtschaftliche Gebäude gründet sich lediglich auf
den Prohibitionszöllen. Die Aufhebung oder sogar nur dir Herabsetzung derselben

ist imstande, diesem Kunstbau die wuchtigsten Schläge zu versetzen, ja sogar ihn gänzlich zu stürzen. Mit der Entwickelung aber der in dieser Weise künstlich ent» standenen Arbeiterklasse geht Hand in Hand die Entwickelung der Arbeiter» bewegung und des Sozialismus, d«r mit dem Kopfe in die Wand der morschen Einrichtungen des despotischen Reiches rennt.

Der Großkapitalismus entwickelt sich in Polen auf diesem künstlichen Voden während einer Reihe von Iahrzehnten, und seine Folgen — die sozialistischen Strömungen — entwickeln sich selbstverständlich auch.

Dank den modernen Formen des Kapitalismus im Kongreßpolen werden diese Strömungen auch modern.

Der polnische sozialistische Gedanke, der dem künstlichen Boden der Prohibi- tionszölle entsprungen ist, wird im Kongreßpolen viel reifer als in irgend einem anderen Teile des alten Polnischen Reiches. Wie sehr unterscheidet sich der Sozia- lismus in Galizien und in Oberschlesien von dem Sozialismus im Kongreß- polen. Während wir dort im Sozialismus die Ursprünglichkeit fühlen, ihn durch- drungen sehen mit den Verhältnissen des polnischen Dorfes, mit der Ursprünglich- keit des Landarbeiters oder des landwirtschaftlichen Gewerbefleißes, mit dem Nationalismus, welcher den Verhältnissen der relativ unbedeutenden Höhe der wirtschaftlichen Entwickelung eigen ist, finden wir im Kongreßpolen das gerade Gegenteil. Die sozialistische Bewegung weist hier auf die deutliche Spur der großen Fabrik, einer großen Proletarieransammlung, die vor allen Dingen das Zusammenhalten ihrer Klasse der nationalistischen Klassengemeinschaft entgegen» stellen.

Der sozialistische Gedanke im Kongreßpolen, welcher auf dem künstlichen Boden — wie ich nochmals erinnern will, — aufgewachsen ist, wird dem sozla» listischen Gedanken in Deutschland und England ähnlich. Der sozialistische Ge» danke in Galizien dagegen erinnert vielmehr an die Verhältnisse bei den mehr ursprünglichen Gemeinschaften. Dafür wuchs aber der sozialistische Gedanke in Galizien und Oberschlesien auf keinem künstlichen Boden auf. Er ist auf» gewachsen und wächst langsam und allmählich auf, wie allmählich und langsam sich die Wirtschaftsführung des Landes, das durch keine besondere Zoll» und Tarifspolitik begünstigt wird, umwandelt. Allmählich und langsam — im be» deutenden Grade dank der Entwickelung der Verkehrswege: der Elsenbahnen, der schmalspurigen Bahnen, der Chausseen, der Straßenbahnen, ferner dank der Er» höhung des Standes der Volksaufklärung, — wird die landwirtschaftliche Boden» kultur intensiver. Allmählich beginnen die Bauern zum landwirtschaftlichen Gewerbefleiß überzugehen; es entstehen zahlreiche Branntweinbrennereien, Brau» ereien, Zuckerfabriken, Ziegeleien u. a. m. Auch entsteht allmählich das die land» wirtschaftlichen Geräte erzeugende Gewerbe, sowie die chemische Industrie. Die menschlichen Nachforschungen in der Erde geben den Ursprung dem Bergbau; ihm folgt das Hüttenwesen. Dies ist also die normale Entwickelung, welche die

Länder mit der weidisch-landwirtschaftlichen Kultur den Ländern mit der land-
wirtschaftlich-gewerblichen und schließlich den Ländern mit der auf Gewerbe
und Handel beruhenden Wirtschaftsverfassung nähert.
Kongreßpolen hat diese Stufen nicht durchgemacht. In bedeutend normaler
Weise entwickelt sich in dieser Beziehung die Provinz Posen, der ganze Westen des
ehemaligen Polnischen Reichs und sogar Galizien, das Land, welches so sehr im
Kongreßpolen wegen seiner wirtschaftlichen Rückständigkeit berüchtigt ist.
Dagegen scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß nach Abtrennung
Kongreßpolens von Rußland seine Wirtschaftsverhältnisse sich gründlich um»
wandeln werden.
Den oben beschriebenen Entwickelungsgang der Wirtschaftsverfassung wird
allem Anschein nach auch Kongreßpolen durchmachen müssen. Aus dem Lande
der Analphabeten wird auch Kongreßpolen ein Land der Lesens» und Schreib»
kundigen werden.
In keinem der ehemaligen polnischen Gebietsteile ist das Zeitungswesen so
sehr unter der polnischen Allgemeinheit verbreitet, als in den unter preußischer
Herrschaft stehenden Landesteilen. Die größte Zahl der Abonnenten der pol»
nischen Blätter zählt die in Graudenz erscheinende „Gazeta Grudziadzka", aber
auch die Auflage anderer Blätter in Posen und Oberschlesien kann nicht in Ver»
gleich mit der Auflage der polnischen Blätter in den durch Rußland annektierten
Teilen Polens gestellt werden. Auf 1000 Einwohner entfallen in Kongreßpolen
kaum 26,3 Schüler der Volksschulen, während in Galizien 147, in Posen aber
sogar 194.
Mit der Entwickelung der Volksaufklärung wird eine höchst schnelle Ent»
wickelung der Eisenbahnen, der schmalspurigen Bahnen, der Straßenbahnen und
der Chausseen Hand in Hand gehen. Ein Kilometer Eisenbahngeleise entfällt in
Kongreßpolen auf die FlÄche von 36,3 Quadratkilometer, in Litauen und Weiß»
ruthenien auf 48,1 Quadratkilometer, in Ruthenien (Gouvernement Wolhnnien,
Podolien, Kiew) auf 42,6 Quadratkilometer, während in Galizien auf die Fläche
von 19,1 Quadratkilometer, und in der Provinz Posen auf 10,9 Quadratkilometer.
Eine jede europäische Regierung wird sich vor allen Dingen zur Hebung auf das
europäische Niveau des durch die östlichen Barbaren vernachlässigten Eisenbahn»
netzes, sowie des Netzes der schmalspurigen Bahnen, der Chausseen, Kanäle und
Straßenbahnen anschicken müssen. Schon heute besitzt Polen eine ganze Reihe
von neuen Eisenbahnen, die teils im Kriege durch die Russen aus strategischen
Rücksichten, teils durch die Regierungen der Okkupationsmächte erbaut worden
sind. Es sind mir nämlich folgende Strecken bekannt: Lublin—Rozwadüw,
Rejowiec—Belzec, Ostrowiee—Sandomierz—Nadbrzezie, Ostroleka—Willenberg,
Suwalki wurden mit dem Eisenbahnnetz in Ostpreußen verbunden, und überdies
eine große Anzahl von Zufuhrbahnen, wie: Praszka—Dzialoszyn, Thorn—Racion;

(Gouv. Plock) und andere schmalspurige Bahnen im früheren Gouvernement
Kalisch.
Diese Entwickelung wird eine riesige Erhöhung der Bodenpreise zur Folge
haben. Die Landwirtschaft, die Forstwirtschaft und die Weidewirtschaft werden
zur Blüte gelangen. Der wirtschaftliche Fortschritt wird in Kongreßpolen sehr
viel zu tun haben: während die Ernte in Posen überwiegend je 20—25 Doppel»
zentner aus einem Hektar des mit Getreide bestellten Feldes und ea. 150 Doppel»
zentner des mit Kartoffeln bestellten Feldes beträgt, so betragen diese Zahlen
10—13 Doppelzentner pro Hektar in Kongreßpolen, und in Litauen noch weniger.
Ebenso stellen sich die Verhältnisse in bezug auf die Viehzucht dar: nur Pferde
gibt es viele, und dies hauptsächlich wegen des Mangels an Eisenbahnen und
schmalspurigen Bahnen. Dagegen sind im Iahre 1911 in Kongreßpolen auf
1000 Einwohner 182 Stück Rindvieh entfallen, in Galizien aber 312, und in
Posen 437; Schweine gibt es noch weniger: es sind entfallen im Verhältnis zu
1000 Einwohnern — in Kongreßpolen nur kaum 48, in Galizien 229 und in
Posen 613.
Der Ackerbau hat im ehemaligen Russisch»Polen eine große Zukunft vor sich.
Wie ich weiter erwähnt habe, wird auch der landwirtschaftliche Gewerbefleiß zur
Entwickelung gelangen. Der ganze Südwesten Kongreßpolens — das Dombro»
waer Kohlenbecken, die Gouvernements Kielee und Radom — werden die Ent»
wickelung des infolge der bisherigen nachteiligen Wirtschaftspolitik vernachlässig»
ten Bergbaues aufweisen; zusammen mit dem Bergbau wird auch das Hüttenwesen
zur Blüte gelangen.
Dies ganze Gebiet wird sich Oberschlesien ähnlich machen, so wie sich
Osterreichisch»Schlesien fortwährend das Becken Krakau—Chrzanüw ähnlich macht.
Auch die Chemische und die Eisenindustrie würden wohl infolge der Entwickelung
der Landwirtschaft keinen Schaden erleiden.
Das größte Fragezeichen müßte vor der Tertilindustrie von Lodz und Um»
gegend und vor der Industrie von Bialystok gestellt werden.
Nur unter Überwindung der größten Schwierigkeiten könnten die dvrtigen
Fabriken mit dem Westen konkurrieren. Sehr große Breschen würde in dieser
Industrie solche freie Konkurrenz machen müssen. Übrigens ist es nicht ausge»
schlossen, daß auch die Industrie des Lodzer Bezirkes sich mit der Zeit doch empor»
heben wird; denn die dortigen Kapitalisten, meistens deutscher Abstammung, sind
mit zu großen Kapitalien in dieser Industrie engagiert. Es ist möglich, daß die
Deutschen Lodz, als einen am meisten nach dem Osten vorgeschobenen Vorposten
des Deutschtums, nicht fallen lassen werden. Wenn im Osten Österreichs, auf
der Grenze zwischen Galizien und Österreichisch»Schlesien, ein bedeutendes Zentrum
der Tertilindustrie in Bielsk»Biala unabhängig von dem Wettbewerb der mehr
nach dem Westen vorgeschobenen Länder entstehen konnte, so wäve es nicht erklär»

lich, warum ein schon bestehender Industriebezirk von Lodz und Bialystok nicht fortbestehen könnte.

Wie sich aber auch die Zukunft von Lodz und der Umgegend gestatten wird, so können doch ihre Interessen über die wirtschaftliche Entwickelung des ganzen Landes nicht entscheiden. Es ist höchst wahrscheinlich, daß das ganze Land eine schwere industrielle Krisis durchleben, sowie daß die Landwirtschaft und der land» wirtschaftliche Gewerbefleiß an Boden noch mehr gewinnen wird. In sozialer Hinsicht bedeutet das freilich eine gewisse Zurücksetzung des ganzen Landes; anderer» seits aber bedeutet es die Aufstellung seiner Wirtschaft auf gesunden, normalen Grundlagen, auf denen kein künstliches, wie bis jetzt, sondern ein natürliches Ge- bäude der modernen großkapitalistischen Gesellschaft zu entstehen imstande sein wird. —

Die staatliche Fesselung an Rußland bedeutete für Polen nur Barbarei; freilich ist der Fortschritt auch für Rußland nicht fremd, und, obwohl ihre heutige innere Politik am schrecklichsten sich an ihren eigenen Landesteilen rächt, wird es doch auch dort mit der Zeit besser werden; andererseits aber das Verhält» n i s Polens zu Rußland würde stets dasselbe bleiben: stets würde Polen in Verbindung mit Rußland die Folgen der Fesselung an ein Land, das in jeder Beziehung niedriger als Polen selbst steht, zu ertragen haben.

Stets würden also die Staatseinrichtungen Russisch»Polens im Verhältnis zu den Bedürfnissen des Landes nicht genügend entwickelt sein.

Der Inhalt der Einrichtungen würde sich zweifelsohne ändern; das Verhältnis jedoch würde stets dasselbe bleiben. Das gerade Gegenteil bietet die Möglichkeit einer staatlichen Verbindung Polens mit dem Westen.

Während die Länder des Westens bei Entwickelung der Kultur und der Aufklärung in Polen mitwirken, bietet das durch Rußland annektierte Polen in dieser Beziehung etwas ganz Verschiedenes: die Wälder des östlichen Rußlands werfen ihre Schatten auf die entfernten Weichfelniederungen; die Nomadenvölker der Steppen in Turkestan, sowie die Einwohner der sibirischen Wüsten üben in sehr hohem Grade ihre Wirkung auf die gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen Polens aus. Es ist nun zu schwer, in den Rahmen einer Staatseinrichtung eine so bunte Völkermischung aufzunehmen: wenn auch die Asiaten und die Russen ein wenig davon gewinnen, daß der Staatsorganismus den Bedürfnissen des reiferen Polens, Finnlands sowie der Baltischen Provinzen Rechnung tragen muß, so genügen die Staatseinrichtungen diesen Bedürfnissen in einem nur sehr unbe- deutenden Grade; denn diese Bedürfnisse brechen erst aus, denn sie sind nur die lokalen Bedürfnisse und den riesigen Flächen der Urwälder und Steppen voll- ständig fremd.

Und dieses Verhältnis zwischen den Bedürfnissen, dieses Verhältnis der Einrichtungen der einzelnen Gebietsteile des russischen Reiches — ist keine vor«

übergehende Erscheinung — dies wäre ein Ding der Ewigkeit für den Fall der Beibehaltung der staatlichen Verbindung mit dem Osten.

Deswegen also und wegen einer Reihe von Gründen, von denen die wich» tigsten oben angeführt wvrden sind, ist die Abtrennung Polens, sowie ihrer mög» lichst großen östlichen Gebietsteile, von Rußland für Polen selbst und für ganz Mitteleuropa in den Folgen als größte Wohltat zu betrachten. Diese Abtren» nung — heute schmerzlich, wie eine jede Operation, wird und muß zum wirtschaft-lichen Verein Polens mit Mitteleuropa führen und auf diesem Wirtschaftsverein wird die westliche Kultur, die für Polen die einzig entsprechende und so sehr unentbehrliche ist, aufblühen müssen.

Prof. Dr. Wilhelm Paszkowski:

Das Hochschulwesen in Warschau.

Am 15. November 1915 wurde die Universität Warschau und gleichzeitig die Technische Hochschule ebendaselbst durch den Generalgouverneur Erzellenz von Beseler feierlich eröffnet. Ein lang gehegterWunsch derPolen war damit wenige Monate nach dem siegreichen Einzuge der deutschen Truppen in Warschau in Erfüllung gegangen. Zwei Hochschulen mit polnischer Unterrichtssprache waren das erste hochherzig« Geschenk, welches der Deutsche Kaiser dem unterdrückten Polenlande gespendet hat.

Vor genau hundert Jahren hatte Kaiser Alerander I. von Rußland als König von Polen dem Rektor die Stiftungsurkunde über die Errichtung einer polnischen Universität mit fünf Fakultäten überreicht, aber schon 1827 setzten die Versuche ein, jene Universität zu russifizieren, und nach dem polnischen Auf» stande von 1831 wurde die Universität aufgehoben. Im Iahre 1862 hatte in einem Augenblick« freundlicher Annäherungsversuche unter der Ära Wielopolski die russische Regierung ein« polnische Hochschule mit vier Fakultäten eingerichtet, die noch heute im Andenken der Polen als eine bedeutsame Pflanzstätte wissen-schaftlicher Arbeit fortlebt. Aber von neuem setzten seit 1867 Russifizierungsver« suche ein. 1869 war die Russifizierung vollendet, obschon noch polnische Pro» fessoren an der Universität lehrten. Seit 1882 waren sämtliche Professoren russisch. 1905 wurde die russische Universität geschlossen, 1908 wieder errichtet, aber diese wiedererstandene Universität, welche bis zum Einzug der deutschen Truppen bestanden hatte, war eine Lehrstätte niedrigsten Ranjges. Die un-brauchbarsten Professoren aus dem russischen Reiche wurden nach Warschau ver-setzt. Die polnische Iugend mied naturgemäß diese Bildungsstätte und studierte

im Auslande. Selbst für russische Studenten bot die Anstalt keinerlei Anziehungs» kraft, und so wurden in den letzten Iahren zwangsweise Studenten — meist Söhne von Popen — an die Universität Warschau geschickt. Von einem wissenschaft« lichen Geist war nichts zu spüren; davon zeugten die unerhörten Zustände in der Universität, wie sie die Deutschen vorfanden. Die Institute waren völlig ver» nachlässigt, zum Teil baufällig, höchst dürftig ausgerüstet. Die Professoren kümmerten sich nicht um ihre Studenten, sondern ließen im wesentlichen die Arbeit durch minderwertige Assistenten verrichten.

Im Palmenhanse des Botanischen Gartens war seit Iahren nicht ordnungs» mäßig mehr geheizt worden, obwohl Mittel für eine überreichliche Erwärmung ausgeworfen gewesen sein sollen. Es ist ein Zeichen für die Lebenskraft der Palmen, daß sie selbst unter der kümmerlichen Erwärmung von acht Grad noch ihr Dasein gefristet haben, wenn ihnen auch die Lust zu neuem Sprossen vergangen ist. In den anderen naturwissenschaftlichen Instituten fehlte es an den notwendigsten Apparaten und Demonstrationsgegenständen. In der Bibliothek waren die Bücher nach dem Format aufgestellt, also so unpraktisch wie nur möglich. Man könnte Seiten darüber füllen, um auch nur ein annäherndes Bild von der beispiellosen Vernachlässigung und Unordnung in den Universitätsanstalten hier zu entwerfen.

Es war also nach allem keine unerhebliche Aufgabe, die im Zeitraum von sechs Wochen (am 8. Oktober 1915 trafen die von dem preußischen Kultus» ministerium für die Organisation der Universität entsandten beiden Herren in Warschau ein) gelöst werden mußte. Es verdient allerdings dabei hervorgeboben zu werden, daß die intelligenten polnischen Kreise sich an dieser Arbeit in dankens» werter Weise beteiligt haben.

Die Unterrichtskommission, welche von dem Bürgerkomitee eingesetzt war, hatte bald nach dem Einzuge unserer Truppen wichtige Vorarbeiten für die Reorganisierung der Universität geleistet, und in beständiger Fühlungnahme mit Vertretern dieses Unterrichtsausschusses wurde die Organisation durchgeführt. Es versteht sich von selbst, daß die deutschen Universitäten das Vorbild sein mußten, und so ist im großen und ganzen auch die Einrichtung nach deutschem Muster geschaffen worden. Danach ist der Universität eine doppelte Aufgabe zu» gefallen: Lehre und Forschung, beide im Sinne der deutschen akademischen Freiheit.

Eine besondere Schwierigkeit machte die Berufung der Dozenten, denn nach dem Gesagten waren polnische Professoren unter russischer Zeit an der Universität nicht vorhanden. Dennoch hatte, trotz aller russischer Unterdrückung, sich in Warschau ein reges wissenschaftliches Leben in den zahlreichen gelehrten polnischen Gesellschaften erhalten, und so ließ sich eine Anzahl von Herren, die bisher in jenen Gesellschaften ein stilles Gelehrtendasein geführt hatte,

gern dazu bereit finden, sich nun auch für ihre polnische Iugend an der neuen Hochschule zu betätigen. Für einige Fächer wurde der Bedarf aus den beiden UniversiMen Krakau und Lemberg gedeckt, dank dem Entgegenkommen der öster» reichischen Regierung, welche bereitwillig einige Gelehrte nach Warschau beurlaubte. Mit deutschen Reichsangehörigen wurden besetzt die Lehrstühle für Chemie, deutsche Literatur und Sprache und klassische Philologie. Alle Lehraufträge wurden mit den Dozenten einstweilen auf ein Iahr abgeschlossen.

Der Gedanke, welcher die deutsche Verwaltung bei der Begründung der Universität und der Technischen Hochschule leitete, war der, die Iugend, welche sich der Arbeit durch die Dauer des Krieges entwöhnt hatte, wieder zur Tätigkeit zurückzuführen, und es darf hervorgehoben werden, daß die jungen Polen mit Freude und anerkennenswertem Eifer die Gelegenheit benutzt haben, sich ernster wissenschaftlicher Arbeit hinzugeben.

Die Universität zählte im ersten Semester gegen 1200 Studenten (davon 48 Prozent Iuden und 52 Prozent Polen), welche von 42 Dozenten und einer entsprechenden Zahl von Assistenten unterwiesen wurden. Die Mehrzahl von ihnen studiert Iura oder Medizin, weil diese Studien naturgemäß die sicherste Aussicht bieten. Es steht jedoch zu hoffen, daß das philologische Studium in Zukunft mehr in Aufnahme kommen wird, wenn nach völliger Behebung der unerhörten russischen Zustände auf dem Gebiete des Schulwesens den Lehrern, die unter russischer Regierung eine geradezu klägliche und erbärmliche Stellung eingenom» men haben (Besoldung für ältere Lehrer mit 34 Dienststunden etwa 2700 Mark) eine bessere Zukunft winkt.

Die russische Regierung — das sei hier nebenbei bemerkt — hat mit allen Mitteln versucht, den Bildungszustand Polens auf das niedrigste Niveau herab» zltt>rücken. Wenn man bedenkt, daß im Iahre 1815 in Polen 35 Prozent Analphabeten, im Iahre 1915 jedoch 70 Prozent Analphabeten vorhanden waren, so erkennt man das System.

Die Universität hat sich in den weiteren Semestern (sie tritt April 1917 in ihr viertes Semester ein) den Hoffnungen entsprechend entwickelt. Sie zählt gegenwärtig etwa 1600 Studenten. Ihr zeitgemäßer Ausbau war eine Angelegenheit, die dem Herrn Generalgouverneur ganz besonders am Herzen gelegen hat. Das beweist auch die Satzung, welche er am ersten Iahrestage der Gründung der Universität, am 15. November 1916, an der Stelle der ursprünglichen provisorischen Satzung erließ. Nach dieser ist der Universität fast völlige Autonomie zugestanden worden. Nur der Rektor wird noch wie bisher vom Generalgouver» neur ernannt, während die Dekane von den Fakultäten gewählt werden. Den Fakultäten steht auch, wie bei den deutschen und österreichischen Hochschulen, das Vorschlagsrecht bei Berufungen zu, das wichtigste Recht, welches die Freiheit der Lehre gewährleistet.

Es bestehen gegenwärtig an der Universität die Rechts« und Staatswissen»
jchaftliche, die Medizinische und die Philosophische Fakultät mit ihren beiden
Sektionen für philosophisch»historische und für mathematisch»naturwissenschaftliche
Studien. Die Errichtung einer Katholisch»Thevlogischen Fakultät ist in Vor»
bereitung. Ebenso ist der Universität das Promotions» und Habilitationsrecht von
dem Herrn Generalgouverneur zugesichert worden. So darf man hoffen, daß die
junge Hochschule sich allmählich zu einer den westeuropäischen Schwesteranstalten
ebenbürtigen Stätte freier Forschung entwickeln wird, und daß sie für das pol»
nische Volk das langersehnte Bildungszentrum des Landes werden wird.

Die deutsche Verwaltung ist bemüht, der Leistungsfähigkeit des Landes ent»
sprechend die Institute zeitgemäß auszugestalten und zu erweitern. Es würde
zu weit führen, hier im einzelnen nachzuweisen, was in den drei Semestern in
dieser Richtung geschehen ist. Bemerkt sei aber, daß ganz erhebliche Aufwendungen
gemacht worden sind für die naturwissenschaftlichen und medizinischen Institute,
daß die Bibliothek reorganisiert, daß der Botanische Garten teilweise umgestaltet,
daß die geisteswissenschaftlichen Seminare mit Bibliotheken versorgt sind, und
anderes mehr. Die Zulassungsbedingungen zur Universität sind das Reifezeugnis
eines klassischen Gymnasiums mit Latein.

Günstiger lagen die Verhältnisse an der Technischen Hochschule,
einer neuzeitlich eingerichteten Anstalt, welche durch private Mittel der Polen
zustande gekommen ist, die sie aus Anlaß des ersten und einzigen Zarenbesuches in
Warschau dem Zaren zum Geschenk überwiesen hatten. Die Technische Hoch«
schule stellt eine großzügige Anlage dar mit ausgezeichnet und zweckmäßig gebauten
Instituten.

Leider hatte auch hier die russische Zerstörungswut in unbeschreiblicher und
geradezu unsinniger Weise ihr Vernichtungswerk beim Einzuge unserer Truppen
vollendet. Sämtliche Akkumulatoren»Batterien waren zerstört, die Mikroskope
durch Abschrauben der Objektive wertlos gemacht und dergleichen. Zum Trost
fand man im Chemischen Institut etwa für zehn Iahre Glasvorräte vor, was sich
daraus erklärt, daß aus Angst vor einer bevorstehenden Revision plötzlich alles,
was vorher zu kaufen unterlassen war, angeschafft wurde, und daß keine Zeit blieb,
es zu vernichten.

Es war im ganzen leichter, die Schäden in der Technischen Hochschule zu
beheben, und sie konnte schon Anfang November 1915 mit gut ausgestatteten In-
stituten arbeiten. Die Organisation der Hochschule entspricht fast vollkommen dem
deutschen Vorbild. Die Zahl der Studenten betrug im ersten Semester 600; im
zweiten Studienjahr schnellte sie auf 1200 empor, ein Zeichen dafür, wie hoch die
technischen Wissenschaften in Polen bewertet werden, und wie notwendig die
Heranbildung von Ingenieuren, Bautechnikern usw. für die Zukunft des Landes ist.

Außer den beiden genannten Hochschulen sind in Warschau unter deutscher

Verwaltung auch die privaten Anstalten, welche der Pflege von Wissenschaft und Kunst dienen, zu neuem Leben erweckt und gefördert worden. So eröffneten auch die Handelshochschule, die Landwirtschaftliche Hochschule, die allgemein fortbildenden wissenschaftlichen Kurse und die Kunstschule im Laufe des Winters 1915/16 ihre Tätigkeit.

Alles in allem genommen, zeigt sich überall in Warschau ein reges geistiges und künstlerisches Leben und Streben.

Hans Wendt:

Polnische Probleme.

Durch die Schaffung des Königreiches Polen ist nach menschlicher Voraus» ficht die Polenfrage endgültig gelöst, wenn die polnische Nation in gerechter Würdigung der Blutopfer, welche die Zentralmächte für sie gebracht haben, ihre Hoffnungen und Erwartungen und schließlich ihre Forderungen nicht überspannt. Die politische Entwicklung des polnischen Nationalstaates braucht Zeit, sehr lange Zeit, bis sie im Interesse des Gebers und der Beschenkten ihre end» gültige Lösung finden kann. Bei der augenblicklichen Lage kann es sich politisch nur um vorbereitende Schritte handeln, und zwar nur insoweit, als die notwendige Lösung der wirtschaftlichen, drängenden Probleme diese zur unbedingten Notwendigkeit machte. Die Hauptarbeit bleibt der Zeit nach dem Frieden vor» behalten. Sache des polnischen Volkes wird es sein, die von den Zentralmächten ehrlich gebotene Hand zu ergreifen und das bewiesene Wohlwollen mit Treue zu vergelten. Dann ist in der Tat die Polenfrage politisch gelöst.

Weit wichtiger sind heute die wirtschaftlichen Fragen. Sie dulden in der Tat keinen Aufschub, denn die Selbständigkeit Polens ist vorläufig nur auf dem Papier garantiert. Der Krieg wird von beiden Mächtegruppen hinsichtlich des Truppenaufgebotes, der Beschaffung von Munition. Ausrüstung und vor allen Dingen der Verpflegung die gewaltigsten Anstrengungen erfordern. Sache Polens ist es, nach besten Kräften dazu beizutragen, den Krieg zu einem für uns glücklichen Ende zu führen. Erst dann ist der reale Boden dafür vorhanden, das von den Zentralmächten redlich gemeinte Versprechen in allen Stücken einzulösen. Die polnische Freiheit ist ein Zukunftswechsel. Von der Mitarbeit der Bezog«» nen hängt es ab, daß er nicht dereinst zu Protest geht.

Rußland hat für die Entwickelung Polens so gut wie nichts getan. Ehe man die wirtschaftlichen Probleme behandelt, erscheint es zweckmäßig, die Ver» gangenheit Polens unter russischem Zepter politisch und wirtschaftlich kurz zu beleuchten.

Versprochen hat Rußland den Polen viel, gehalten
nicht s.
Mißtrauen und Ausbeutung sind die Leitmotive der
polnischen Zarenherrschaft gewesen.
Wie wenig das Herz Rußlands für Polen schlug, hat es dadurch bewiesen,
daß es das Land zu einer schutzlosen Wüste machte, welche beim Mißlingen
eines Angriffes auf Deutschland einem gegnerisehen Vormarsch Schwierigkeiten
bereiten und alle Greuel des Krieges kosten sollte, wie es in der Folge tat»
sächlich geschehen ist. DerHtrieg der durch Eduard VII. geschaffenen Koalition
war als Vernichtungskampf gegen Deutschland gedacht und mußte offensiven
Charakter haben, wenn er zum Ziele führen sollte. Das ganze, für die Ver»
teidigung dienende russische Festungssystem war weiter nichts als eine Rück»
Versicherung für den Fall des Mißlingens der geplanten Offensive. Bei Ein-
tritt dieser Lage dachte man daran, Polen schutzlos den Heeren der Zentralmachte
preiszugeben und durch Vernichtung des polnischen Wohlstandes eine Erschwerung
des deutsch»österreichischen Vormarsches gegen das eigentliche Rußland herbei;n»
führen. Mit einem Wort:
Rußland sollte durch das Hinopfern Polens erhalten
werden.
Die Anlage des Festungsgürtels, die Entfestiguna, Warschaus, die syste»
matische Vernachlässigung der Flußregulierung, des Bahn» und Wegebaues sind
ein unzweideutiger Beweis dafür, daß die russische Armeeoberleitung alles Gebiet
bis zur Weichsel aufgeben wollte, wenn gegen Deutschland der Überfall nicht nach
Wunsch gelang. Wie man nachher mit Feuer und Dynamit dieses Opfer
Polens vollendet hat, das weiß die polnische Bevölkerung am besten. Die
Erinnerung daran ist noch zu frisch, als daß die Polen den russischen Versprechun-
gen, welche neuerdings die Zentralmächte mit einem „Allpolen" zu übertrumpfen
suchen, glauben könnten.
Politisch hat Rußland den Polen eine gewisse Freiheit gelassen. Sie
bestand darin, daß man das Land in der Weise regierte,
daß man einen Stand gegen den andern ausspielte und
die polnische Bevölkerung gegenseitig verhetzte.
Eine gewisse Geschicklichkeit ist der russischen Regierung bei diesem System
nicht abzusprechen. Weite Kreise Polens haßten sich gegenseitig fast noch mehr
als die Russen, und in dieser Verblendung spürte weder Bauer noch Adel
die Knute, welche sie sich ans dem eigenen Leder schnitten, um sie in die Hand
des Zaren zu legen. Noch während des Krieges konnte man diese Gegensätze
unter den Polen feststellen. Mir sagte einmal ein polnischer Großgrundbesitzer
erbittert: „Die russische Regierung? Die hält es mit den Bauern, diesen Spitz»
buben und Lumpen, welche ihr Vieh auf meine Weide treiben und mich bestehlen,

wo sie können. Mache ich Anzeige, kann ich sieben Stunden zum nächsten Gericht
fahren. Der russische Richter läßt den Bauern schwören, und diese Sippe leistet
jeden Meineid. Ich habe den Schaden, zwei Tage Versäumnis, die Kosten und
riskiere, daß man mir das Haus über dem Kopfe anzündet oder mich und meine
Ungehörigen aus dem Hinterhalt anschießt."

Das nur zur Charakterisierung. Die russische Regierung wechselte von
Zeit zu Zeit das System. Eine Weile ließ man den Edelmann regieren, und
dann rebellierte der Bauer. Hatte man die Sache weit genug getrieben, kamen
plötzlich russische Beamte, welche es mit den Bauern hielten und den Adel ver»
schnupften. Auf die Art verhinderte man den inneren Frieden der Nation und
hatte den uneinigen Parteien gegenüber ein leichtes Behaupten des Oberregi»
mentes. Welches Übermaß von Vergewaltigung und Er»
pressung, welche Nichtachtung und Unterdrückung jeg-
licher'Kultur das Russenregiment in sich schließt, das
weiß der Pole so gut wie alle andern Nationalitäten,
welche die Wohltat der zarischen Knute genießen.

So sieht das Polen aus, dem heute die Bahn zur Entwickelung freigemacht
wird. Schon jetzt, während des Krieges, spürt die polnische Nation den Segen,
der ihm von Deutschland kommen wird. Noch ist Polen kein Iahr vom aktiven
Kriegselend frei, und schon beginnt das Land aufzuatmen. Tausend Kräfte regen
sich zur Entfaltung, welche über ein Iahrhundert der Russenherrschaft brachgelegen
haben. Der kulturelle und wirtschaftliche Aufstieg ist unverkennbar. Schon dieses
bescheidene Maß der Freiheit lM genügt, um das kerngesunde, lebenskräftige
polnische Volk aus dem ärgsten Elend und Schmutz, den treuen Begleiterinnen
russischer Herrschaft, herauszureißen. Polen hat eine große Zukunft,
wenn es einig ist und in friedlicher Kulturarbeit den
Segen eines geordneten Rechtsstaates genießt.

Unsere wirtschaftlichen Beziehungen zu Polen werden, entsprechend der
engen politischen Verbindung, sehr rege sein, und der Erport und Import dürfte
nach dem Fallen der Schärfen, welche der Grenzverkehr heute noch bedingt, einen
die frühere Ziffer um das Vielfache übersteigenden Umfang annehmen. Ein völ»
liges Aufhören der Grenzschranken ist natürlich ausgeschlossen. Der neue Staat
braucht Zölle zur Deckung seiner Verwaltungskosten, und sowohl die deutsche
als auch die polnische Industrie und Landwirtschaft haben ein erhebliches Inter»
esse daran, daß kein schrankenloser Warenaustausch und keine völlige Freizügig»
keil.eintritt.

Es ist nicht mehr als billig, daß Polen Deutschland für die in seinem Inter»
<sse gebrachten Opfer entschädigt und Deutschland seinerseits muß wieder viel
daran liegen, daß das polnische Wirtschaftsleben schnell zur Blüte gelangt, damit
der neue Staat seinen Verpflichtungen nach außen nachkommen kann.

Rußland hatte ein Interesse an einem schwachen
Polen, wir wünschen und gebrauchen ein starkes. Das
mögen die Polen bedenken, wenn Deutschland nicht immer und in allen Stücken
zu hoch gespannte Erwartungen erfüllen darf. Die Gegensätze sind untergeord-
neter Natur. In den Hauptzielen sind Deutschland und Polen durch Nützlich»
keitsgründe verbunden.
Der Frieden kostet so gut Geld wie der Krieg. Wenn Polen etwas erarbeiten
soll, muß zunächst etwas ins Geschäft gesteckt werden. Es handelt sich der rich»
tigen Zeitfolge nach um folgende drei Kulturaufgaben in dem neuen Staate:
1. Heilung der Kriegsschäden,
2. Schaffung von Verkehrswegen,
3. Erziehung der breiten Volksmassen zur Arbeit, Ordnung und höherer
Bildung.
Deutschland wird den Geldgeber spielen müssen, und es kann nicht dulden,
daß fremdes Kapital sich in dem durch sein Blut befreiten Polen breit macht.
Da aber auch in unserm Lande große Aufgaben winken, liegt es auf der Hand,
daß nach dem Kriege Geld knapp und teuer sein wird. Polen kann also nicht
damit rechnen, daß sein Kapitalbedarf schnell und billig befriedigt werden wird.
In der ersten Zeit wird man sich auf den Wiederaufbau der Hunderttausende
von eingeäscherten Häusern und die Ergänzung der in manchen Gouvernements
vernichteten Viehbestände beschränken müssen. Das Schwergewicht Polens liegt
in der Landwirtschaft, und auch Deutschland hat ein größeres Interesse an der
Förderung des polnischen Landbaues, als an der Wiederaufrichtung der polnischen
Industrie. Diese hatte in der Hauptsache ihren Absatz in Rußland und war
mehr für dieses als für Polen Lebensbedingung.
Da man nicht damit rechnen kann, daß sofort soviel Kapital für Polen
frei wird, um alle Hände des Landes sofort in der Heimat lohnend zu beschäfti»
gen, wird man vor der Hand mit einer starken Abwanderung der polnischen Land»
und Industriearbeiter nach Deutschland rechnen müssen, wo beide hoch' entwickelte
Wirtschaftszweige unter Arbeitermangel leiden. So wie wir vor dem Kriege
unsere polnischen Saisonarbeiter im Lande hatten, werden wir sie, vielleicht in
verstärktem Maße, nach dem Kriege haben. Es liegt aber weder im
deutschen, noch im polnischen Interesse, daß die polnische
Arbeiterschaft in größerem Maße in Rei chs d eutschlan d
bodenständig wird.
Deutschland braucht die Polen solange, wie sich die Lücken des Krieges in
seiner Bevölkerung bemerkbar machen. Die notwendige Schaffung von Klein-
besitz und der zu erwartende Nachwuchs werden den polnischen Landarbeiter in
gleichem Maße entbehrlich machen, wie Polen selbst Beschäftigung für seine
Söhne bei dem Aufblühen seiner Agrarwirtschaft zu bieten vermag. Beide Teile

müssen danach trachten, den polnischen Saisonarbeiter auf dem Lande zu einer
vorübergehenden Erscheinung zu machen und allmählich abzubauen.
Ein wenig anders liegt die Sache in der Industrie. Soweit diese sich nicht
auf vorhandene Bodenschätze des Landes gründet, hat diese zum großen Teil
ihre Daseinsberechtigung verloren. Sie war russischerseits als Schutzmaßnahme
und Selbsthilfe gegenüber der deutschen Industrie gedacht. Die polnische Tertib
industrie wird zum großen Teile nach dem Kriege überflüssig. Rohstoffe werden
zunächst knapp und durch hohe Frachten verteuert sein. Selbstredend steht die
deutsche Handelsflotte und das deutsche Kapital gleich nach dem Kriege in
erster Linie der deutschen Tertilindustrie zur Verfügung, und Polen wird sich
bescheiden müssen. Vorerst wird sich der polnische Spinner und Weber nach
Deutschland wenden, um Arbeit zu finden. Dieser Gegensatz zwischen Polen
und Deutschland ist nur scheinbar und kann höchstens für kurze Zeit aktuell sein.
Sowie der Bedarf der Zentralmächte und ihrer Verbündeten ein normaler gewor»
den ist, setzt der natürliche Rückschlag ein.
Die deutsche Tertilindustrie war vor dem Kriege schon mit einem über»
wiegenden Teil ihrer Erzeugung auf den Weltmarkt angewiesen. Das wird nach
dem Kriege nicht anders sein. Die Niedrigkeit der Produktionskosten ist für den
Absatz auf dem Weltmarkt entscheidend, und nach dieser Hinsicht wird es für
das reichsdeutsche Tertilgewerbe in späteren Iahren sehr schwer sein. Die großen
Lasten und die durch die teure Lebenshaltung im Reich bedingten hohen Löhne
werden einen Teil der deutschen Tertilindustrie unlohnend machen, wenn sie
nicht in günstigere Produktionsgebiete abwandert. Hierfür aber kommt einzig
und allein Polen in Frage.
Rußland ist ein so wichtiger Abnehmer für Tertilwaren, das deutsch-polnische
Interesse erfordert so dringend die Erhaltung dieses Absatzgebietes gegenüber den
zweifellos einsetzenden Bemühungen Amerikas und Englands, daß es auch hier
gelingen wird, den für Deutschland und Polen notwendigen Interessenausgleich zu
finden. Rußland selbst kommt wegen seines chronischen Geldmangels für die
Eigenindustrialisierung nicht in Frage, das hat das stark im Lande arbeitende
deutsche, englische, belgische und französische Kapital bewiesen. Der Russe wird
niemals ein guter Industriearbeiter werden und für die Tertilindustrie eignet er
sich am wenigsten. Das bewiesen die auf Polen beschränkten Spinnereien und
Webereien von Lodz usw., welche obendrein stark mit deutschem Kapital auf-
gezogen waren. Da anderseits in der Branche mit jedem Pfennig gerechnet werden
muß, drängt der russische und Weltabsatz zur polnischen Mitbetätigung.
Eine weitgehende Verschmelzung deutscher und pol»
nischer Betriebe ist die natürliche Lösung. Eine Abwanderung
der gesamten deutschen Tertilindustrie nach Polen ist so wenig zu befürchten, wie
ein Aussterben der polnischen. Viele Betriebe werden zur Gründung von Tochter»
Unternehmungen in Polen schreiten müssen. Eine gründliche Spezialisierung wird

sich ergeben. Polen kommt für die billigeren Erzeugnisse sowohl als Hersteller
wie als Abnehmer in Frage, Deutschland für die bessere Ware.
Für Industrie und Landwirtschaft ergibt sich nach Rückkehr geordneter Ver»
hÄtnisse im Lande dringend das Bedürfnis nach besseren Verkehrsmöglichkeiten.
Das ist die Vorbedingung für eine gedeihliche Entwickelung aller Wirtschafts»
zweige Polens. Eine größere Kredithergabe Deutschlands unter Heranziehung der
Arbeitskräfte des Landes muß hier Wandel schaffen. Die Wasserstraßen müssen
reguliert werden, wodurch einerseits der Verkehr mit Massengütern unterstützt wird,
anderseits weite Strecken des Bodens der Kultur erschlossen werden, welche heute
versumpft und versandet brach liegen. Da Polen für den deutsch-russischen
Handelsverkehr als Durchgangsland eine große Rolle zu spielen berufen ist, muß
der Wasserbau allen anderen Erfordernissen des Verkehrs vorangestellt werden.
Der ebenfalls stark vernachlässigte Wegebau käme in zweiter Linie. Er wird heute
in manchen Gegenden durch die Flußläufe, welche von Sanddünen und Morästen
meilenweit umlagert sind, völlig ausgeschlossen. Verlaufen doch selbst unmittelbar
in der Nähe Czenstvchaus, wo deutsche Kultur und dentscher Einfluß durch die Nähe
der Grenze überragend sind, manche Wege einfach im Sand der Wüste. Von den
Wildnissen in der Pilieaniederung hier gar nicht zu reden.
Obgleich Polen auch an Bahnen bettelarm ist, kommt doch auf manche Fläche
von weit über 1000 Quadratkilometer nicht einmal eine Schmalspurbahn, so muß
dieser Teil der Erschließung des modernen Verkehrs vorläufig zurücktreten, er
muß es auch schon deswegen, weil er der kostspieligste und unrentabelste ist, solange
die Wege im Argen liegen. Für den Durchgangsverkehr müssen die vorhandenen
Bahnen vorläufig reichen, für den Landesverkehr reichen sie, bis das Land sich
selbst helfen kann. Vor einem übereilten Bahnbau in Polen, der solange un»
rentabel ist, bis der sonstige Verkehr nicht geregelt ist, kann nicht genug gewarnt
werden. Zu einer schlechtverzinslichen Kapitalsanlag« liegt solange nicht die
geringste Veranlassung vor, als unserer lohnende und wichtigere Aufgaben für
das flüssige Geld harren.
Zuletzt die Kulturaufgaben hinsichtlich der Bevölkerung, obgleich diese für
eine richtige Entfaltung Polens als Nationalstaat fundamental sind.
Der polnische Arbeiter ist einerseits gewandt, gesund, nicht unintelligent und
anspruchslos, anderseits nicht gerade zuverlässig, ordnungsliebend und ehrlich.
Solange kein gelinder Zwang auf ihn ausgeübt wird, hat er einen unwider»
stehlichen Hang zur Arbeitsscheu. Man soll deswegen das Tempo nicht über»
schätzen, in dem Polen sich als vollwertiges Gebilde den westlichen Kulturstaaten
anfügen wird. In einem Iahre ist das nicht gutzumachen, was Iahrhunderte ver-
nachlässigt haben. Der Kern des Volkes ist jedenfalls gesund und auf diesem
Fundament läßt sich bauen. Der rege Arbeiteraustansch mit Deutschland wird
den Sinn für Ordnung und Sauberkeit, für Schaffen und den Segen des
Schaffens wecken. Wiederholt ließ sich z. B. feststellen, wenn i» einem Dorf«

abseits vom Verkehr ein Haus durch Sauberkeit auffiel, daß der Besitzer als Schnitter in Deutschland gearbeitet hatte.

Schule und Militärdienst müssen das erwachende Verständnis der niederen polnischen Volksschichten bilden und erziehen. Ohne kleine Widersprüche wird das nicht immer ablaufen. Gewiß, polnische Kultur war vorhanden, aber sie hat im größten Teile der Bevölkerung einen Dornröschenschlaf gehalten, und muß wieder» erweekt werden. Was nutzt es z. B., wenn in Polen der Landarbeiter den halben Tagelohn wie in Deutschland erhält und mit den Händen in den Taschen Gott den Tag abstiehlt? Ein gewisser Zwang zur Arbeit muß in Polen auf die Be» völkerung ausgeübt werden, wenn aus dem Lande etwas werden soll. Mit dem steigenden Verdienst erwacht auch die Freude an der Tätigkeit, steigen die Lebens» bedürfm'sse und blüht die Kultur. Das ist das Endziel, das Polen erstrebt, dem wir es entgegenführen wollen. Nicht schulmeisternd, sondern als väterlicher Freund. ! ^

Peregrinus:

Innerpolitische Strömungen in Polen vor dem Kriege.

Bei der historischen Betrachtung der innerpolitischen Lage in Russisch» Polen im letzten Iahrzehnt gewinnen wir die llberzlugung, daß die beiden von der russischen Regierung unterdrückten Nationalitäten, die polnische und die jüdische, durch planmäßiges Treiben der Petersburger Machthaber gegeneinander verhetzt wurden. Für die russische Regierung galt es vor allem, die Feindschaft und den Haß zwischen den beiden zu entfachen, damit sie, in leidenschaftlichen, erbitterten innerpolitischen Kämpfen befangen, die großen europäischen Ereignisse übersähen und beim Eintritt der Weltkrisis, deren Herannahen man in Petersburg wohl zu allererst sah, entzweit und geschwächt dastünden.

Die Petersburger Macchiavelli haben ihre Rechnung gut gemacht — hatten sie doch in dieser Richtung eine überaus reichliche Erfahrung. Seit je war die Losung der russischen inneren Politik, die vielen Nationalitäten gegeneinander aufzuhetzen, um sie alle in der Folge ungestraft unterdrücken zu können. So hatte man im Kaukasus die Tartaren gegen die Armenier gehetzt, was das furcht» bare Blutbad im Iahre 1905 zur Folge hatte, die Litauer gegen die Polen, die Kleinrussen gegen die Polen, Polen gegen Iuden und Deutsche; man mühte sich, eine Spaltung zwischen den baltischen Deutschen und der lettischen und esthischen Bevölkerung zu stiften, man versuchte sogar, den jugendlichen finnischen Natio-

nalismus mit dem Gespenst der schwedischen Gefahr zu schrecken und im Keime
zu ersticken. Mit besonderer Befriedigung verfolgte aber die russische Regierung
den sich immer mehr und mehr verschärfenden Konflikt zwischen den Polen und
Iuden in Russisch»Polen.
Als der russische Minister des Innern im Iahre 1913, zur Zeit der höchsten
Anspannung des Nationalitätenkampfes in Russisch»Polen, der vor allem in
einem rücksichtslosen wirtschaftlichen Boykott der Iuden seinen Ausdruck fand,
in einem Geheimzirkular die Gouverneure her polnischen Gouvernements über ihre
Ansicht in dieser Angelegenheit befragte, äußerten sich diese ganz übereinstimmend
dahin, daß der von den Polen proklamierte Boykott der Iuden vom Standpunkte
der russischen Staatsinteressen als eine überaus günstige Erscheinung zu begrüßen
wäre; dieser Kampf, berichteten die russischen Vertrauensbeamten, absorbiere
alle Kräfte der polnischen Gesellschaft und lenke ihre
ganze Aufmerksamkeit von den herannahenden allge-
mein-europäischen Verwicklungen ab, indem er die ganze
national-revolutionäre Energie des nach Unabhängig-
keit strebenden polnischen Volkes von ihrem Ziele ent«
ferne und nach dem der Regierung erwünschten Ziele
r i ch/t e. Nur durch die Indiskretion eines Beamten drangen Bruchstücke dieser
vertraulichen Korrespondenz in die liberale russische und polnische Presse (was
für die betreffenden Zeitungen schwere administrative Strafen zur Folge hatte).
Die russische Regierung hatte es vorausgesehen, daß das polnische Land in
dem zukünftigen Kriege den Kriegsschauplatz bilden würde, und sie scheute keine
Mühe, die Bevölkerung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln innerlich zu
desorganisieren, die bereits bestehenden Antagonismen noch mehr zu verschärfen,
das Solidaritätsgefühl zu schwächen, vor allem aber den Haß gegen den „inneren
Feind", den Iuden, und gegen den äußeren Feind, den Deutschen, zu schüren.
Der wirtschaftliche, sowie der rassen»kulturelle polnisch-jüdische Gegensatz
hatte sich im Laufe der Iahrhunderte unter der Einwirkung von verschiedenen
historischen Faktoren, die meist unbeeinflußt von der jeweiligen Richtung de?
russischen Politik waren, entwickelt; auch die polnisch»deutsche Interessendivergenz
hat ihre grundeigenen tiefen Ursachen. Die scharfen politischen For»
men aber, die die Beahndlung dieser Fragen zuletzt kennzeichneten, sind unbedingt
als das Resultat einer tief durchdachten Regie der russischen Regierung, die
meisterhaft die Rolle eines a^ent provocateur gespielt hatte, zu betrachten.
Die Bedrückung des öffentlichen Wortes in Russisch»Polen durch die strengen
Zensurgesetze war in den letzten Iahrzehnten so zugreifend geworden, daß die Ge-
fahr, welche das Aussprechen politischer Wahrheit bedrohte, die liberale polnische
Presse ganz schüchtern und mundtot machte. Dagegen genossen die Zeitungen volle
Freiheit, wenn sie sich befleißigten, die national»polnische Politik unter dem
Zeichen des Antideutschtums oder des Antisemitismus zu betreiben. Im Gegensah

zu den üblichen Geboten der diplomatischen Courtoisi« und der guten grenznachbar-
lichen Beziehungen hatte die russische offizielle Zensur wahre antideutsche Orgien
in der polnischen Presse begünstigt und in die Wege geleitet. Iede Verleumdung
der Deutschen, mag sie noch so sinnlos und albern gewesen sein, wurde von einem
großen Teil der polnischen Presse aufgegriffen; die Verhöhnung des Deutschen
bildete den wesentlichen Nährstoff für die Witzeleien der russisch«polnischen
humoristischen Blätter.
Es ist kein Wunder, daß ein großer Teil des Lesepublikums durch die an»
dauernde und systematische antideutsche Hetzkampagne der unter dem hohen Pro-
tektorate der russischen Preßzensur stehenden polnischen Zeitungen stark beeinflußt
und irregeführt wurde; es war gegen die schweren Hiebe, die seitens der russischen
Regierung dem polnischen Volke immerzu versetzt wurden, abgestumpft, pflegte
aber ein Mord» und Zetergeschrei zu erheben, wenn irgendein polnisches Gut in
der Provinz Posen in deutschen Besitz überging oder wenn ein in Parteipolitik
verrannter preußischer Postbeamter eine Polemik in der Frage der polnischen Orts-
namen anzettelte.
Der Protest der polnischen Gesellschaft in Russisch»Polen gegen die Aus-
rottungspolitik des Ostmarkenvereins war an und für sich eine ganz natürliche
Erscheinung. Die Anomalie bestand darin, daß der größere Teil der politisch auf-
geklärten polnischen Gesellschaft infolge der schlauen Taktik der russischen Be-
hörden den Unterschied zwischen dem verkannte, was für das nationale Leben be-
deutend und ausschlaggebend war, und dem, was vielleicht für das überempfindliche
nationale Selbstgefühl verletzend, im Grunde aber nebensächlich und unwesentlich
war. So haben sich die Polen rasch damit zurechtgefunden, als die russische Regie-
rung zwei Iahre vor Kriegsausbruch den Wiener Vertrag vom Iahre 1815 ver-
letzte und gewaltsam ein Stück historisch-polnischen Bodens in ein echtrussisches
Gouvernement (Cholm) verwandelte, als sie die einzige national-polnische
Bildungs»Institution „Malier; Polska" auflöste und die Enteignung der polnischen
Warschau—Wiener Bahn durchsetzte, als sie mitleidlos, ja zynisch, den Polen die
spärlichen Überreste ihrer konstitutionellen „Freiheiten" raubte, indem das Wahl-
gesetz im reaktionären Sinne geändert und die Zahl der polnischen Dumaabgeord»
neten so von 36 auf 12 reduziert wurde, als das unglückselige Projekt der pol-
nischen städtischen Selbstverwaltung nach dem Stolypin'schen Entwurf — an sich
schon eine wahre Karikatur der kommnnalen Selbstverwaltung — von der Duma
in den russischen Staatsrat und zurück hin» und herwanderte, um zuletzt vom
russischen Staatsrat gänzlich zu Fall gebracht zu werden usw. Alle diese Tat-
sachen, von denen jede einzeln genommen eine große Gefahr für die Zukunft der
national-polnischen Kultur bedeutete, hatten nicht den hundertsten Teil der Ent-
rüstung hervorgerufen, die das preußische Enteignungsgesetz oder die durch die
jüdischen Wähler gegen den Willen der polnischen Wählerschaft bewirkte Ent-

sendung eines polnisch»sozialistischen Dumaabgeordneten aus Warschau zur Folge hatte. —

Übererregte Empfindsamkeit auf Dinge nebensächlicher Natur in Verbindung mit Gleichgültigkeit gegen Ereignisse von bestimmender nationaler Bedeutung, Entrüstung und Wehklag«n bei leichten Nadelstichen und resigniertes Schweigen bei wuchtigen Schlägen — das waren die Hauptmerkmale der dominierenden politischen Stimmung in den letzten Iahren. Die Petersburger Regisseure hatten ihre Aufgabe glänzend gelöst. —

Nach dem Iahre 1908, als sich der österreichisch»ungarische russische Gegen»satz immer mehr und mehr zuspitzte, machten sich in der polnischen Publizistik zwei entgegengesetzte politische Strömungen, die russische und die österreichisch-ungarische Orientierung, geltend. Die russische Orientierung, vertreten durch die national-demokratische Partei, proklamierte für den Fall eines europäischen Konfliktes bedingungslose Treue gegenüber Rußland. Die zweckbedachte Politik der russischen Regierung in Russisch»Polen hat durch geschickte Ausnutzung der inneren Gegen»sätze der verschiedenen Bevölkerungsgruppen, der polnischen und der jüdischen, und der verschiedenen Bevölkerungsklassen bewirkt, daß ein großer Teil der polnischen Bevölkerung die Verwirklichung ihrer Ideale nur unter den Fittichen des Zaren für möglich hielt.

Die österreichisch»ungarische Orientierung, vertreten durch die revolutionäre Fraktion der polnischen sozialistischen Partei, die die Unabhängigkeit Polens anstrebt, sieht in der Loslösung vom Zarentum die einzige Möglichkeit, ihr Ziel zu erreichen. Bereits seit längerer Zeit planten die Vertreter dieser Orientierung für den Fall eines europäischen Krieges die bewaffnete Aktion im Bündnis mit den Westmächten, in erster Reihe mit Österreich»Ungarn. Die Seele aller dieser Pläne waren die polnischen politischen Emigranten in Galizien. Sie riefen erst einige Iahre vor dem Kriege die Organisation der polnischen Freischützen ins Leben, die jetzt unter dem Namen der polnischen Legionäre in den Reihen der Bundesarmeen für die Unabhängigkeit ihres Landes mitkälmpfen. Die Agitation in Russisch»Polen zugunsten dieser Partei konnte während der Friedenszeiten nnr durch geheime Propaganda und illegale Schriften geschehen. Es war jedoch in eingeweihten Kreisen bekannt, daß sich auch innerhalb der legalen Parteien in ihrem radikaleren Teil eifrige Verfechter der antirussischen Orientierung befanden. Die Mehrheit der polnischen Gesellschaft stand aber unter dem Bann der national»demokratischen Partei, der Trägerin der russischen Orientierung. Diese politische Partei war für die allgemeine Politik in Russisch»Polen tonangebend, und die Gestaltung der Verhältnisse in den letzten Iahren kann hauptsächlich als das Resultat ihrer Tätigkeit betrachtet werden. Die anderen politischen Parteien, wie die „Partei der realen Politik", die unter Bevormundung der Nationaldemokraten ihr kümmerliches Dasein fristete, und die progressiv»demokratische Partei übten auf die breiten Volksschichten einen nur ganz geringen Einfluß aus. Die Sozialisten

aller Schattierungen sind durch grausame polizeiliche Verfolgungen der letzten Iahre stark dezimiert und geschwächt worden und sind in ihrer Tätigkeit auf geheime Propaganda, die unter Aufbringung von schweren Opfern nur langsam fort» schreiten kann, angewiesen. Mit nur wenigen Ausnahmen sind alle polnischen Dumaabgeordneten aus den Reihen der national»demokratischen Partei gewählt worden. Das ursprüngliche Programm dieser Partei enthielt eine ganze Reihe verlockender Versprechungen. Dazu gehörten vor allem: die Konsolidierung der zersprengten nationalen Kräfte, die weitgehendsten demokratischen Reformen, Kampf gegen den Klerikalismus, Gleichberechtigung der Iuden, fortschrittliche Arbeitergesetzgebung u. a. Aber schon die ersten Schritte der national-demo» kratischen Partei auf dem Gebiete der praktischen Politik zeigten zur Genüge, daß sich ihre Tätigkeit in einem krassen Widerspruch zu dem eigentlichen Partes» programm befand, und daß die Entfachung eines zügellosen Nationalismus und Befriedigung persönlicher Ambitionen die wahren Ziele der Parteileiter bildeten.
In dieser Partei und in der Person ihres Führers Roman Dmowski hat die russische Regierung die wärmste Unterstützung gefunden. Als Entgelt hat sie keine Konzessionen zu Gunsten der polnischen Volksmassen gemacht, hat aber ihre Wachsamkeit abgelenkt, gegen Iuden und Deutsche gehetzt und die polnischen Freiheitsbestrebungen im Keime erstickt.
Die leichtglcinbigen polnischen Massen, durch die national»demvkratischen Agitatoren irregeleitet, sind allmählich zum Werkzeug der russophilen Intrige geworden. Die antisemitische Psychose hatte auch die sonst besonneneren Ele» mente des polnischen Volkes derart verblendet, daß die Mehrheit in dem Kampf gegen die Iuden und gegen den Hakatismus das A und D der nationalen Pflichten erblickte.
Die Anhänger der „russischen Orientierung" hatten in bezug auf die jüdische Frage noch die Möglichkeit, gegenüber den verblendeten Volksmassen den größten Trumpf auszuspielen: die russische Regierung gewährt wohl die allerbesten Garan» tien für die Unterdrückung der Iuden, der Anschluß an die westeuropäischen Mächte könnte dagegen in der Zukunft die vom Standpunkt des polnischen Natio- nalismus so unerwünschte bürgerliche und politische Emanzipation der Iuden zur Folge haben — ein Argument von schlagender Beweiskraft!
Zur Charakteristik der Politik der national»demokratischen Partei sei noch folgende Tatsache erwähnt. Als im Iahre 1905 nach der Proklamierun«, der berüchtigten „Konstitution" die mächtigen Revolutionswogen aus Rußland auch nach Polen hinüberfluteten, da klopfte der Führer der polnischen National-Demo- kratie Herr Dmowski an die Tür des Ministerpräsidenten Witte und bot ihm um den Preis der Selbstverwaltung zur blutigen Bekämpfung der Revolution in Russisch»Polen seine Dienste an. Um seine regierungstreue Gesinnung an den Tag zu legen, rief er die antirevolutionären Arbeiterverbände ins Leben. Von dem Grafen Witte holte sich Herr Dmowski einen Korb, doch hat ihn dieser Miß-

erfolg nicht entmutigt. Als der Vorsitzende der polnischen Dumadeputation (^olc>
polskw), und später als der Hauptinspirator deren Politik liebäugelte er demütig
mit der russischen Regierung, kokettierte mit den reaktionären Parteien und
unterstützte die Politik der Schwarzen Hundert in Erwartung der Belohnung in
Form von winzigen Begünstigungen für die Polen. Seiner Initiative war es zu
verdanken, daß die Polen in der Duma die Einschränkung der Iudenrechte in
der projektierten städtischen Selbstverwaltung forderten. Der Kuhhandel endete
damit, daß die russische Regierung den Polen für die Dienstbereitschaft des Herrn
Dmowski und seiner Clique keine Konzessionen zugestanden hat. Im Gegenteil.
Noch nie hatte die polenfeindliche Politik der russischen Regierung solche Triumphe
gefeiert, wie zur Zeit Dmowski's. Und wenn zu Beginn des Krieges dennoch ein
großer Teil der polnischen Gesellschaft die heiligsten Traditionen des polnischen
Volkes verachtete, so ist dies außer der hinterlistigen Politik der russischen Re»
gierung zum großen Teil der demoralisierenden Tätigkeit der national»demo»
kratischen Partei zuzuschreiben.

Et. A. Kempner:

Die jüdische Fraqe in Polen.

i.

Bei der Beurteilung der jüdischen Frage in Polen muß man vor allem in
Betracht ziehen, daß sie ein Teil der polnischen Frage ist, da die Eristenz und die
Bedingungen der Entwickelung der Iuden in diesem Lande das Produkt der pol»
nischen Geschichte sind. Die Anschauungen, welche seinerzeit in gewissen pol»
nischen Kreisen, sogar in solchen, die sich „fortschrittlich" nannten, geherrscht
haben, daß die Gesellschaft sich von der jüdischen Frage abwenden kann und muß,
da sie diese Frage nicht zu lösen vermag, und vor allem ihr eigenes Interesse im
Auge behalten soll — Anschauungen, auf Grund deren der Boykott entstand (nicht
nur der aktive, inmitten der sogenannten „Nationaldcmokratie", sondern auch der
passive, die gänzliche Gleichgültigkeit dieser Frage gegenüber), — haben jetzt,
in der Zeit des polnischen Staates, jegliche Eristenzberechtigung verloren. Man
muß sich klar darüber sein, daß die Lösung der jüdischen Frage zu den Pflichten
des freien und unabhängigen Polen gehört, und daß sie im Sinne
der polnischen Interessen gelöst werden soll und kann.

Aus allen diesen Gründen muß diese Frage in den Bereich derjenigen Pro»
bleme hineingezogen werden, welche eine allseitige Betrachtung in dem Augen»
blick gerade, wo Probleme, die mit der künftigen Unabhängigkeit der polnischen
Nation zusammenhängen, untersucht werden — fordern.

Und gleich im Anfang drängt sich die Frage auf, welche Rechte den Iuden zuerkannt werden sollen?
Vor dem Entstehen des jüdischen Nationalismus waren in dieser Hinsicht keine Zweifel vorhanden. Es handelte sich um die bürgerliche, politische Gleichberechtigung, darum, den Iuden die Rechte der polnischen Bürger ohne Vorbehalt zuzuerkennen. In diesem Sinne hat man, zu verschiedenen Zeiten, die jüdische Frage in Polen zu entscheiden gesucht, in diesem Sinne ist sie in vielen grundsätzlichen Punkten durch die, von Wielopolski den Iuden im König» reich Polen verliehene Emanzipation entschieden worden. Überflüssig scheint es hier, daran zu erinnern, daß erst die Einschränkungen der russischen Gesetzgebung und die ausrottenden Verordnungen der russischen Verwaltung die ersten Breschen in diese Gleichberechtigung geschlagen haben. Neue Versuche wurden in dieser Hinsicht während des Boykotts (Selbstverwaltung, Kreditgesellschaft der Stadt Warschau) unter dem Einfluß von sonderbaren sozialen, durch die Reizung der jüdischen Frage hervorgerufenen Stimmungen gemacht. Es muß jedoch bemerkt werden, daß, da Polen kein autonomes Leben und sogar keine Selbstverwaltung zur Zeit des russischen Despotismus besaß, die Gleichberechtigung einen mehr zivilrechtlichen, als politischen Charakter hatte — denn die ganze polnische Bevöl kerung war ja auch eigener politischer Rechte beraubt. Zwar hatte Wielopolski das jüdische Element bei den Wahlen zu den Gouvernements», Kreis» und Stadt-räten berücksichtigt, diese Räte aber sind gleich eingegangen. Gewisse politische Rechte, jedoch eigentlich allgemein staatliche (russische), nicht genau polnische, hat die Bevölkerung des Königreichs Polen, und mit ihr auch die Iuden, in den Wahlen zur Duma erworben. Trotz der Gleichberechtigung entstanden auf diesem Hintergrunde wieder scharfe Wahlkonflikte, unter Mitwirkung solcher Strömun-gen, welche zur Aussonderung der Iuden aus der polnischen Gesellschaft geführt haben.
(Ganz anders wurde im allgemeinen das Ergebnis der Wahlen zum Stadt-rat Warschau jetzt, wo die soziale Verständigung durchgeführt werden konnte.)
Wie dem auch sei, der Grundsatz der gleichen Rechte — die Faktoren der Stimmung und die gesetzliche Zurücksetzung infolge der allgemeinen staatlichen Verordnungen ausgenommen — hat sich dennoch in denjenigen Grenzen erhalten, in welchen die Verwirklichung des bürgerlichen Rechtes inmitten des, der Selbst» verwaltung beraubten politischen Lebens in Polen unter russischer Regierung stattfinden konnte.
Im jetzigen Augenblick aber kann man schon mit den Aussichten eines unab» hängigen Lebens Polens rechnen, und diese Aussichten werfen die Frage auf, wie soll die Eristenz der Iuden in rechtlich»politischer Hinsicht geregelt werden, indem die soziale Gerechtigkeit, die Interessen Polens, die demokratischen Forde-rungen und dieses ganze verwickelte Problem der Konflikte, welche aus den pol-nisch»jüdischen Verhältnissen hervorgegangen sind, zusammen berücksichtigt werden

müssen? Dreierlei kann hier die Lösung sein: 1. entweder die Zuerkennung der Rechte der nationalen Minderheit, oder 2. die Zuerkennung der vollen poli» tischen Rechte, oder 3. auch die Einführung von allerlei Beschränkungen.
Von diesen Lösungen werden wir nur die zweite eingehend erwägen — die Zuerkennung der vollen bürgerlichen Rechte, denn nur diese erachten wir als den Interessen und den Bedürfnissen Polens und der polnischen Iuden genügend.
Wir werden auch durch die Begründung dieses Postulats und durch die Analyse der Assimilation und des Nationalisierungsprozesses der Iuden die Grundlosigkeit der Forderung der nationalen Rechte und um so mehr der Beschränkungen beweisen.
Den Anhängern der Zuerkennung der Rechte der nationalen Minderheit kann die Verleihung lediglich der politischen Gleichberechtigung, indem man die Iuden nicht als Nation betrachtet, als Beschränkung erscheinen. Es ist bekannt, daß schon zur Zeit der revolutionären Bewegung ein Teil der polnischen Iuden, welcher behauptete, auf rein demokratischer Grundlage zu stehen, die damals soge» nannte kulturelle Autonomie forderte, d. h. die Anerkennung der Rechte des Iargons in Gericht, Amt und Schule. Sie waren in dieser Forderung von den Elementen der äußersten Linken, und sogar von gewissen Fraktionen der polni» schen Radikalen (sonderbarerweise von denjenigen, welche später, zum Teil, den Standpunkt des fortschrittlichen Antisemitismus repräsentierten) unterstützt.
Nachher forderten auch die Repräsentanten der russischen Linken, insbesondere die Kadetten, die Rechte der nationalen Minderheit für die Iuden.
Unnütz erscheint es, hier darzutun, daß dieser Standpunkt das Ergebnis der Ansicht ist, es lebe in Polen nicht eine Bevölkerung jüdischen Glaubens, sondern die jüd i sche Nati o n. Wir werden hier nicht eingehend das sehr ver- wickelte soziologische Problem, ob die Iuden eine Nation oder ein Überrest, das Über» bleibsel einer Nation sind, erörtern. Wir werden auch nicht tiefer die, von den russi» schen Liberalen als Gesetz anerkannte Doktrin erwägen; die Doktrin nämlich, daß ein« jede Gruppe das unbedingte Vorrecht zur Selbstbestimmung ihrer National!» tät besitzt, woraus man folgern könnte, daß sogar ein« Gruppe, jedweder natis» nalen Merkmale entbehrend und nur aus den z. B. demagogischen Beweggründen zur Manifestation ihrer Absonderheit strebend, das Vorrecht, besondere kulturelle Rechte für sich zu erzwingen, besitzen würde. Theoretisch könnte man sich z. B. ein solches Streben inmitten der Schlesier vorstellen, welche nationale Rechte für die Mundart der „Wasserpollaken" in Schule, Gericht und Amt fordern würden. Ohne eingehend das Problem der jüdischen Nationalität zu analysieren, müssen jedoch zwei unwiderlegbare Tatsachen, welche dieser Anschauung wider» sprechen, festgestellt werden:
1. Die sogenannte jüdische Iargon»Kultur ist überall lediglich das Organ der halbkulturellen, unaufgeklärten und in veralteten Sitten verstockten Masse.
Die jüdische Intelligenz wirft diese Kultur überall ab, und die der Aufklärung

zustrebenden Massen tun dies um so leichte?, je bebeutender und unmittelbarer der Einfluß der sie umgebenden Kultur ist. Selbstverständlich ist dieser Prozeß schwieriger, langsamer und verwickelter dort, wo eine Übervölkerung der Iude» herrscht, und wo der Einfluß der einheimischen nationalen Kultur durch den Druck des russischen Systems: äivis« «t, irupera gehemmt war.

2. Die zweite Tatsache beruht darauf, daß der Begriff der jüdischen natio- nalen Rechte in auf den hiesigen Boden verpflanzten Doktrinen etwas anders aussieht, als in der Beurteilung der hiesigen und hergeströmten (die hier in über» wiegender Zahl waren) jüdischen Nationalisten. In Wirklichkeit hat sich die jüdische Intelligenz im engeren Rußland, wo die Doktrin der nationalen jüdischen Rechte gebildet wurde, mit der Umgebung kulturell assimiliert, wie sonst überall. Nur in einem Teil der Länder der früheren polnischen Republik (in Litauen und in Reußen) und in solchen kosmopolitischen Zentren, wie z. B. Odessa, pflanzt sich noch inmitten der Masse der jüdische Iargon fort. Iedoch die gesetzlichen Beschränkungen der Iuden in Rußland und ihr, seit langen Iahren ganz abge- sondertes Verhältnis zur russischen Gesellschaft haben bewirkt, daß sogar der kulturell assimilierte Iude sich, trotz seiner inneren Assimilation, zur jüdischen Nationalität bekannte.

Daher hat auch die Doktrin der Zuerkennung der Rechte der nationalen Minderheit für die dortigen Iuden einen vorwiegend paradoralen Charakter. An» gesichts der politisch»sozialen Bedrückungen ist diese Doktrin eher aus dem Willen, das unbedingte Recht zu einer besonderen Nationalität zu manifestieren, als aus dem Bedürfnis, die Iargonabsonderheit zu pflegen, in denjenigen Kreisen der jüdisch»russischen Intelligenz entstanden, welche sogar dann als Iuden gelten wollten, wenn sie schon gänzlich assimiliert waren und auch zur griechisch»ortho» doren Kirche übergetreten sind.

Die Doktrin des jüdischen Nationalismus, aus Rußland auf den hiesigen Boden vorwiegend mit Hilfe der sogenannten „Litwaken" wieder verpflanzt, hat in den Einzelheiten eine andere Gestalt angenommen und das grundsätzliche Ein- vernehmen der russischen Liberaleu gewonnen, welche weder den historischen, noch den sozialen Zusammenhang der politischen und nationalen Fragen in unserem Lande verstanden haben.

Im folgenden werden wir erwägen, wie sich, im Lichte dieser Verwahrungen die nationalen Rechte der Iuden betreffend, das Postulat der polirischen Rechte darstellt.

II.

Es ist selbstverständlich, daß der Einfluß der Faktoren, welche über die Macht verfügen, welche irgendwie das Gesetz verwirklichen, einen ungewöhnlichen Zauber auf die Massen ausübt. Ie mehr Freiheitselemente dieses Gesetz enthält, desto größere Anziehungskraft, Assimilationskraft besitzt es auch. Seit der Zeit, da

die Polen solch ein Staatsgesetz nicht hatten, in der Periode, in welcher sie es nicht selbst bestimmten, als Rußland ihnen Gesetze, eigentlich Gesetzlosigkeit, auf» drängte, als dies die Partei der Nationaldemokratie demoralisierte, welche den Grundsatz des Boykotts verbreitete, konnten gewisse Erscheinungen der Assimilation in Polen die Linie einer fremden und sogar feindlichen Kultur verfolgen. (Die Russifikation der Iuden, welche übrigens im Königreich in geringem Umfang vorkam.) Da die ethnisch noch nicht gebildete Masse sich — zwar in sehr lang» samen Phasen — trotz aller Hemmnisse assimiliert, in schwierigen Verhältnissen aber dies nur ein selbständiger, schutzloser und bisweilen von Sehnsucht nach der lediglich staatlichen Assimilation unterbrochener Prozeß ist, — würde folglich erst der Einfluß der Unabhängigkeit Polens auf die Iuden bedeutend assimilatorisch wirken und diese Bewegung günstig regulieren.

Wie stark und heilsam der Einfluß der politischen Rechte und der polnischen Schule gewesen ist, hat Wielopolski's Reform bewiesen. Seine polnische Schule war eigentlich das erste Mittel zur planmäßigen Einbürgerung der Iuden in Polen und die Ausdehnung ihres Einflusses hat sich bis jetzt bewährt, trotz allerlei Hinder» nisse und tragischer Komplikationen und trotzdem sogar, daß die Iuden der Möglichkeit der Polonisierung in der Schule beraubt worden sind; in den „cdeclern" ist die Lehre der polnischen Sprache verboten worden, und wenn sie gelehrt wurde, dann geschah es nur heimlich.

Di« politische Gleichberechtigung der Iud«n bei der Einführung der selbständigen polnischen Macht wird ein entscheidendes Assimilationsmittel werden, — wird mit kulturellen Mitteln in den Massen die Polonisierungspflicht erwecken.

Wenn wir also nur auf die Frage antworten, ob die Assimilation dem Nutzen Polens und dem Vorteil der Iuden entspricht, wird darin auch die Antwort enthalten sein, ob die politische Gleichberechtigung der Iuden für die künftigen Formen des unabhängigen Polen erwünscht sei.

Da die Komplikation eigener Verhältnisse durch Bildung unnützer Formen von neuen Nationalproblemen im Interesse keines Landes liegt, würde es scheinen, daß die Assimilation der Iuden im Interesse Polens sei. Aber seitdem allerlei nationalistische Theorien im Sinne von nationalen Egoismen auf die Oberfläche gekommen sind, wird die Antwort nicht so einfach, wie sie scheinen möchte. Man muß d«r Wahrheit gerade ins Gesicht sehen und vor allem zwei Tatsachen feststellen :

i. Ein sehr zahlreicher Teil der polnischen Gesellschaft ist der Meinung gewesen, daß die jüdische Frage nur durch einen mälchtigen Abfluß der übermäßigen Ansammlung der Iuden auf polnischem Boden zu lösen sei und daß daher alles, was zu diesem Ziele nicht führt, was geradezu die Eristenz der Iuden in Polen nicht erschwert — vom Standpunkte der polnischen Interessen schädlich sei. Auf Grund dieser Meinung ist der Boykott entstanden.

2. Man kann in der Tat nicht leugnen, daß nach einer langen Periode
kultureller Versumpfung der jüdischen Frage, nach einer ständigen Flut von
neuen, verschiedenen Elementen — Iuden aus Rußland —, endlich nach dem
langwierigen Prozeß der einseitigen Bildung der Formen des Erwerbslebens der
Iuden, der in wirtschaftlicher Hinsicht veralteten Formen der Vermittelung, des
Kleinhandels usw. hier nicht nur gesetzlich»politische und aufklärungs»kulturelle,
sondern auch organisatorische Schwierigkeiten erwachsen im Bereiche des Um»
baues der Eristenz dieser Massen, sowie der wirtschaftlich»nationalen Interessen
Polens und der ökonomischen Eristenz der Iuden, die miteinander in Einklang zu
bringen sind.

Diese beiden Tatsachen sind miteinander eng verbunden. Obgleich der Natio-
nalismus (wir sprechen hier vom polnischen Nationalismus) die Hemmnisse zu
ungeheuren Dimensionen vergrößert hat und auf ihrer Basis ein scheinbar uner-
schütterliches soziales Programm aufgebaut hat, obgleich er seinerzeit auf dieser
Grundlage allen Iuden, ohne Unterschied von Kultur und ideeller Bestrebungen,
den Krieg erklären wollte, muß man dennoch, wenn man diese Frage auch nur auf
die eigentlichen Dimensionen zurückführt, gestehen, daß sogar in der Periode der
Einwirkung des polnischen staatlichen Lebens auf die Iuden ernste Aufgaben
neuer Arbeit an der Basis entstehen müßten. Selbstverständlich muß man aber
im voraus die Theorie verwerfen, daß, je hoffnungsloser, also ungesetzlicher, sie
mehr in den Abgrund der Not und gänzlicher kultureller Vernachlässigung zurück-
stoßender und sie somit mehr vereinsamender, in der Richtung einer Nationalisie-
rung »ui ^enkii» durch die Atmosphäre eines verzweifelten Ghettos — der Zu-
stand der Iuden ist, desto größer die Chaneen der Iuden werden, daß das Land
diese Last, diesen scheinbaren, den nationalen Organismus entkräftenden Parasiten
los wird.

III.

Abgesehen von der ethischen Seite der Theorie, mit welcher man kein Rechts»
gefühl im gesetzmäßig regierten polnischen Staate in Einklang bringen könnte, ab-
gesehen von den, mit der vielhundertjährigen Eristenz der Iuden auf polnischer
Erde verbundenen Argumenten der geschichtlichen Gerechtigkeit — hält das wirt-
schaftliche Argument des Programms, die Beschränkungen betreffend, keine Kritik
aus. Zwar können schwere Lebensbedingungen einen gewissen Prozentsat z der
Juden zur Auswanderung zwingen (der Auswanderungsprozeß muß sich unter
allen Umständen vollziehen) —, aber der Zuwachs der Auswanderung steht immer
im umgekehrten Verhältnisse zur gänzlichen Verarmung. Ie armseliger, je mehr
erschöpft die Elemente sind, je mehr sie aus dem Kreis der wirtschaftlichen Arbeit
zurückgedrängt werden, desto weniger sind sie zur Auswanderung geneigt und mit

desto schwererer Last fallen sie auf den grundsätzlichen nationalen Organismus, sogar auf denjenigen, der sie aus seiner Mitte aussondern will.

Dagegen muß man eingestehen, daß die Verleihung der vollen bürgerlichen Rechte an die Iuden die polnische Gesellschaft vor neue Aufgaben, die Einrichtung der Eristenz dieser Bürger jüdischen Glaubens bezweckend, stellt. Gewisse Fortschritte in der Entwickelung werden durch die Aufklärungstätigkeit im Sinne der polnischen Kultur und der Kultur im allgemeinen verwirklicht. Wenn man diese Masse mit Hilfe der Schule, durch den Einfluß der zivilisierten Umgebung aus ihrer Verstocktheit herausreißt, wenn man die Fesseln ihres orthodoren Glaubens bricht, werden sich auch die Wege ihrer produktiven Arbeit erweitern. Die politische Gleichberechtigung, die Abgesondertheit aufhebend, wird auch dazu bei» tragen, daß die Iuden ihre traditionelle Tracht ablegen, die sie von dem Zu» sammenleben mit der Umgebung entfernenden religiösen Vorurteile los werden und den Iargon, welcher sie mit dem Merkmale der Fremdartigkeit kennzeichnet, verwerfen. Dies alles wird schon in einem gewissen Grade dazu beitragen, daß das Übermaß der Iuden in den bisherigen Berufen sich verkleinert und daß der Zufluß zu den, neue Arbeitskräfte fordernden, Beschäftigungen seinen Anfang nimmt. Die Proletarisierung inmitten der Iuden ist eigenlich schon geschehen; nur konnte sie ihnen die Erwerbsgebiete in der vielseitigen Tätigkeit der Arbeiter» schaft noch nicht eröffnen; ein Hindernis ist hier die durch die gesetzliche und soziale Vernachlässigung unterstützte äußerliche Fremdartigreit und die Absonderheit der Sitten gewesen. Und bei der Erwägung der wirtschaftlichen Seite der Frage, bei der Schätzung der wirtschaftlich»nationalen Interessen Polens, scheinbar durch das Übermaß der in den Handelsberufen angehäuften jüdischen Bevölkerung be» droht, kann man auch nicht die wirtschaftlichen Perspektiven des unabhängigen Staates außer Acht lassen, da dieser Staat seine sozial»wirtschaftlichen Organismen ganz anders als früher, während der gänzlichen Abhängigkeit von Rußland gestalten wird. Nämlich durch die Vergrößerung der Erwerbsmöglichkeiten, mit Hilfe der autonomen Initiative, durch die Entwickelung der produktiven Landeskräfte, durch den Bau von Eisenbahnen, die Erweiterung des öffentlichen Kredits, durch die Regelung, mit Hilfe der unabhängigen Behörden, verschiedener Wege des Handels und Industriezweige, endlich durch die Förderung der Fachschulen. Und die nationale Macht wird über den allgemeinen Wohlstand wachen. Selbstverständlich müssen auch die Iuden das Recht zur Fürsorge über ihre wirtschaftliche Entwickelung im Sinne des ökonomischen Fortschrittes haben. Und die Auswanderung selbst, welche eine entsprechende öffentliche Leitung erhalten würde, ginge regelmäßiger von statten.

Endlich muß hinzugfügt werden, daß die Gleichberechtigung in den Verhältnissen der unabhängigen polnischen Regierung nicht nur die vollen Rechte in allen Sphären des Lebens, die politische nicht ausgenommen, den Iuden ein» räumen, sondern sie auch den bürgerlichen Pflichten unterordnen wird; diese

Gleichberechtigung wird sie sogar einigermaßen dem nötigen kulturellen Einflusse, der Pflicht der Polonisierung durch die Schule, und den andern Bürgern gleich durch die Erfüllung derselben Pflichten, unterordnen. Überflüssig fast scheint es, daran zu erinnern, daß die zwangsweise Einprägung der Rechte und Pflichten in einem gewissen Grade jeder regierenden Macht, sogar der am meisten liberalen und gerechten, zusteht. Die Freiheit besteht keineswegs darin, daß man die Bürger in kultureller und sittlicher Ohnmacht zurückläßt.

Auf dieser Entwickelungslinie müßten die Iuden in den nationalen polnischen Organismus einverleibt werden. Auf diesem Wege sollten die noch national un» aufgeklärten Massen für die polnische Idee und Politik gewonnen werden.

Die liberalsten und die größte Toleranz ausübenden Regierungen wenden kulturelle Mittel des öffentlichen Rechtes an, um die ihrer staatlichen Gewalt unterliegende Bevölkerung in sozialer und bürgerlicher Hinsicht zu bilden. Die Erhaltung einer besonderen sozialen Gruppe auf der niedrigen Stufe ihrer Ortho» dorie und Halbkultur ist, wenn sie auch Merkmale nationaler Überreste besitzt, kein Demokratismus, sondern Mangel an öffentlichem Schutz.

Die Frage der Iudenassimilation in Polen so begreifend, verstehen wir jedoch vollkommen, daß dieser Prozeß allmählich vor sich gehen muß, daß die ganze, zwei Millionen zählende Masse hiesiger Iuden nicht auf einmal durch den polnischen nationalen Organismus absorbiert werden kann. Diese ganze Masse muß aber gleich für die Pflichten gegen die polnische Unabhängigkeit gewonnen werden und selbst dann, wenn ihre individuelle Verschiedenheit erhalten bleibt, kann sie keinen Staat im Staate bilden, demgemäß kann sie auch nicht über die religiöse Sphäre hinaus nach gemeinsamen, ihre Aussonderung sichernden Rech» ten streben. —

IV.

Der jüdische Nationalismus und seine Verteidiger stellen gewöhnlich diesen Ansichten die Behauptung gegenüber, daß der Iargon dennoch das tatsächliche Organ der Sprache von mindestens einigen Millionen Menschen ist, daß er also ihr kulturelles Merkmal ist, und daß das zwangsweise Herausreißen dieses viel» hundertjährigen Instrumentes seiner eigenen Kultur und Sprache aus der Seele des Iuden allen Grundsätzen, sowohl des Demokratismus, wie der sozialen Pädagogik zuwider wäre. Die Erfahrung überzeugt aber, trotz dieser Behauptung, daß die Iuden in den Ländern der westlichen Zivilisation sehr leicht und ve» tMtnismäßig schnell dem Iargon entsagen, und dies ohne das Gefühl zu haben, daß ihnen damit ein Unrecht geschieht. Und so geschah es auch in Polen — ganze Generationen, welche die polnische und sogar zum Teil die russische Schule besuchten, haben leichten Herzens und ohne Sehnsucht dem Iargon zu Gunsten der polnischen Sprache entsagt. Diese Erscheinungen sind so allgemein und klar,

daß es unnötig wäre, sie in Erinnerung zu bringen, wenn nicht mittlerweile pseudo»
demokratische Doktrinen zu Gunsten des Iargons entstanden wären, wenn nicht
der jüdische Nationalismus aus Beweggründen des geschichtlichen Unrechts,
das den Iuden in einer anderen Plattform zugefügt wurde — den Schluß ziehen
wollte, daß ihre kulturelle Vernachlässigung schon ein soziologischer Prozeß gewor»
den ist, welcher aus der verdorbenen, während der langjährigen Wanderung
erworbenen, Volkssprache die nationale Mundart schuf.

Es ist selbstverstÄndlich, daß, indem der Brauch diese Mundart gefestigt
hatte, indem man sich ihrer sogar auf gewissen, etwas höheren kulturellen Stufen
bediente, und sie schon in Presse und Literatur Anwendung fand, sie sich tiefer in
die Volksseele eingeprägt hat. Das »ändert jedoch die Tatsache nicht, daß alle
Aufklärungsfaktoren und gesetzliche Regeln, welche auf Solidarisierung der jüdi»
schen Masse mit der Kultur der Umgebung hinzielen, diese harte Iargonkruste be»
ständig zerbröckeln werden. Es kann hier die Notwendigkeit gewisser Abstufungen
in der Anwendung der pädagogischen Mittel eintreten, auch provisorische Mo»
mente auf den Stufen des elementaren Unterrichts angezeigt werden, aber die
öffentliche polnische Schule und die verschiedenen Formen der Verwirklichung des
polnischen politischen Rechtes würden entschiedene Breschen in die sogenannte
Iargonkultur schlagen. Und damit würde der jüdischen Masse kein Unrecht ge-
schehen; sie würde dadurch aus dem Verfall und der Vernachlässigung und Aus-
sonderung emporgehoben, die bei den Eristenzverhältnissen, in welchen die Jargon»
masse lebt, sie nie und nirgends auf die Höhen einer normalen Nationalität
erheben konnten.

Es gibt jedoch Theorien, die besagen, daß der schöpferische Prozeß der Völker
nicht aufgehört hat. Und eben ein solcher Überrest einer Nationalität, wie ihn
die nicht assimilierten Iuden bilden, in einzelnen Territorien, in welchen sie seit
jeher angesiedelt sind, oder zu denen sie ständig in ihren Wanderungen streben,
in großen Massen angesammelt, durch ihre Sitten, ihre Sprache, ihre traditio»
nellen Berufe usw. von den Hauptnationen dieses Territoriums sich unterschei»
dend, — also vor allem die nicht polonisierten Iuden in Polen — solch ein Über-
rest einer Nationalität ist schon gleichsam die Brut eines neuen, alle Rechte zur
Entwickelung seiner eigenen Kultur besitzenden Volkes geworden. In Rücksicht
auf seine Zahl und seine ausgebildeten eigenen Merkmale kann es nicht durch de«
nationalen Hauptorganismus im Lande verschlungen werden, und die Verweige-
rung der Rechte der Selbstentwickeluug und „Selbstbestimmung" würde seine
soziale und politische Zuriicksetzung nur befestigen.

Diese Theorien haben jedoch nur den Schein der Richtigkeit. Wenn solch
ein Überrest eines Volkes wie die Iuden durch die Unmöglichkeit der selbständigen
nationalen Eristenz und zugleich durch die Schwierigkeit in der Vereinigung mit
der Umgebung sich tatsächlich in der Phase des ethnischen Prozesses, welcher mit
der Zeit aus ihm eine neue Nationalität herausbilden könnte, befindet, so muß

vor allem gefragt werden, welch«, in seinem eigenen Interesse, die Linie der größeren und welche die der kleineren Entwickelungsanstrengung wäre. Die objektive Bildung eines Volkes aus der Iargonmasse heraus kann man sich nur vorstellen als das Erzeugnis der Notwendigkeit, unter dem Einfluß einer ganzen Reihe negativer Faktoren, welche seine Einbürgerung in mit den Völkern der Umgebung solidarischen Formen hemmen. Solch eine Entwickelung würde also weiter denselben Wegen folgen, welche die alte Geschichte der Iuden gegangen ist, den Wegen der Verfolgung, der Bedrückung und der Eristenz im Ghetto.
Eine solche Entwickelung würde natürlich in Schmerz und Qual vor sich gehen.
Es würde dies also nicht nur die Linie einer größeren Anstrengung als die, sich den gesetzlichen und moralischen Einflüssen einer fertigen und höheren Kultur zu unterwerfen, sondern auch der Dornenweg des historischen Prozesses sein.
Die Anhänger der jüdischen Nationalisierung fordern ein bewußtes, durch Rechtschutz reguliertes Ausbildungssystem der Nation, welche aus der bis jetzt »»geformten Masse entstehen soll; denn sie fordern eine Bürgschaft der natio» nalen Gleichberechtigung. Da aber diese Masse keine Nation, sondern ein unaufgeklärtes, entstelltes Volk ist, im besten Falle ein Volk in »tlltu uasceiiäi, müßte folglich solche Gleichberechtigung zuerst besondere Arten des Staatsschutzes über die Probe der Bildung einer kulturellen Nation annehmen. Die Anstrengung wäre ungemein beschwerlich für diejenigen Faktoren der regierenden Macht, welcher die Pflicht der Mitwirkung in diesem Prozesse zufallen würde, aber nicht minder große Schwierigkeiten hätte das zum Gegenstand eines solchen Versuches benutzte Element zu bekämpfen. Es ist wahr, daß das Versumpfen in den halbdunklen Tiefen des Iargons die Linie des kleinsten Widerstandes ist. Anders aber das Streben, dieses Volk aus dieser Dunkelheit herauszuziehen, und zwar durch die Vervollkommnung der Bedingungen seines Lebens, die bis jetzt alles, was einen Zusammenhang mit der moderneu Kultur hat, entbehren. Ein solcher Versuch der Nationalisierung würde einerseits nicht erlauben, seine tatsächliche Wirksamkeit vorauszusehen, nnd andererseits der kulturellen Aktion selbst unzählige Hindernisse stellen.
Und schließlich wären dies keine Iude» als Nation im geschichtlichen Sinne oder im Sinne ihrer geistigen Selbstentwickelung, sondern eine künstlich gezüchtete Schöpfung. Es würden also dafür keine dieser ethischen und demokratischen Gesetze, welche mit Recht die Eristenz und die Entwickelung einer jeden selbständigen Kultur verteidigen heißen, sprechen.
Natürlich bedeutet dies nicht, daß der Pietismus der Iuden, den sie für ihre, übrigens sehr eng mit der Religion verbundene, Geschichte hegen, und somit auch die Anhänglichkeit an gewisse Werte ihrer historischen Kultur und die Pflege

dieser Werte nicht in Einklang mit dem Postulat der Assimilation zu bringen ist. Eine gewisse Beimischung besonderer geistiger Faktoren ist keineswegs in Mitklang mit dem Assimilationsprozeß. Es soll nur kein Gegensatz zwischen dem jüdischen Glauben, der jüdischen Herkunft und der polnischen Nationalidee bestehen.

Dieser Idee widersetzt sich auch die Proportionalität der Rechte, deren An» hänger die russischen Iuden gewesen sind, welche auf diesem Weg« den Iuden eine verhältnismäßige Repräsentation in allen politischen Organisationen sichern wollten. Eine solche Proportionalität, besondere Kurien bedingend, vertieft den Separatismus und führt in der Folge zu Anmaßungen, welche die Erperimente des neuen Nationalprozesses berechtigen sollen. Dagegen für die gebührende Re» präsentation der jüdischen Bevölkerung im sozialen und politischen Leben — eine Repräsentation, durch keine Vorurteile gehemmt, wenn auch mit der Be» festigung der Wahlrechte nicht verbürgt — spricht nicht nur der Grundsat z der Gleichberechtigung und der Gerechtigkeit, sondern auch die öffentliche Pflicht, die Iuden im nationalen Geiste zu erziehen.

Man muß hier noch mit einer sehr bedeutsamen Tatsache rechnen. Das unabhängige Polen muß und kann die vollen bürgerlichen Rechte dem jüdischen Element, welches kraft vielhundertjähriger Traditionen einen Teil seiner Be» völkerung bildet, zuerkennen. Aber Polen hat keine Pflicht, sich damit einverstanden zu erklären, daß auf ihrem lebenden Organismus ein Versuch der Natio» nalisierung der Iuden — der erste in der ganzen Welt, durchgeführt werde; ein Versuch, welcher im äußersten Ergebnis sicher verfehlt wäre, welcher aber in d?n langen geschichtlichen Zwischenakten zu einem ständigen schmerzlichen Kampfe um diese Erde, ob sie polnisch oder polnisch»jüdisch sei, führen würde, ob also hier irgendeine Teilung der Macht und des nationalen Besitzes vorkommen soll. Ein Kampf auf diesem Grunde kann den zur Nationalisierung strebenden Iuden nie einen Sieg sichern. Dem widersetzt sich nicht nur die Psychologie des polnischen Volkes, dessen Seele das patriotische Gefühl durchdringt, das Gefühl, welches so lange von Moskowitern gekränkt, verunglimpft und geknechtet war, sondern es widersetzt sich dem auch die Staatsraison, da sie nicht einen angemessenen Grundsatz zur Durchführung eines zweifelhaften Erperimentes finden könnte, welches ständig die inneren Reibungen steigern und das Zusammenleben der Bürger stören würde. Wenn man sich auch für einen Moment vorstellen könnte, daß bei dem künftigen unabhängigen Organismus die Iuden nationale Rechte im Sinne des Iargons in Schule, Gericht und Amt erkämpft hätten, so würde in der Prans die Verwirklichung dieses Rechtes ständig den polnisch»jüdisch:n Konflikt in einer viel drohenderen Gestalt, als die jetzigen Kämpfe und Streitig» keiten, zuspitzen, und natürlich würde von den Folgen dieser Zuspitzung haupt» sächlich die jüdische Masse betroffen werden, welche man im Namen einer von

außen aufgedrungenen Doktrin, mit dieser angeblichen Wohltat eines nationalen
Gesetzes beglücken wollte*).
In einigen Worten wollen wir die aus den obigen Erwägungen sich erge»
benden Schlüsse zusammenfassen:
Den Iuden kommt in Polen die vollständige politische Gleichberechtigung zu.
Aus diesem Rechte wird di« Pflicht, sich die polnische Kultur anzueignen, folgen.
Mit Hilfe der Schule und der allgemeinen gesetzlichen Regeln, für alle Bürger
des Landes angewendet, kann ein gewisser moralischer Zwang ausgeübt werden.
Für die Massen, in denen der Iargon ziemlich tiefe Wurzeln geschlagen hat, sollte
man auf den niedrigeren Unterrichtsstufen die polnische Lehre erleichternde Über»
gangsformen anwenden.
Das Recht der nationalen Minderheit, auf die Juden angewendet, wäre
sowohl für das Land, als für sie ein schädliches, die sozialen Streitigkeiten ver»
schärfendes Erperiment der Nationalisierung.
Endlich fügen wir noch hinzu, daß eine völlige religiöse Toleranz, die wir
in unseren Ausführungen nicht berührt haben, selbstverständlich ist.

W. Feldman:

Polnische Kriegsliteratur.

(Dr. Oswald Balz er, o. ö. Professor an der Universität Lemberg:
„Aus Problemen der Versassungsgeschichte Polens." Krakau. Zentral-Verlags»
buroau des Obersten polnischen Nationalkomitees. — Prof. Dr. A. Soko»
lowski: „Geschichte Polens in allgemeinen Umrissen." Krakau. Zentral»
Verlag des Polnischen Nationalkomitees. — Prof. Dr. A. Brückner: „Die
leitenden Ideen der polnischen Politik in den Iahren 1795—1863", Sonderdruck
aus der „Zeitschrift für Politik". — Dr. A. v. Guttry: „Die Polen und der
Weltkrieg." — Derselbe: „Galizien, Land und Leute." München, Verlag Ge^rg
Müller. — Prof. R. F. Kaindl: „Polen." Mit einem geschichtlichen Überblick
über die polnisch-ruthenische Frage. Leipzig, B. G. Teubner. — Dr. Miecz.

») Wir emägen hier nicht mehr besonders die Frage der Nationalisierung der Iuden durch
die alt-hebräische Sprache, was die Zionisten anstreben. Dieses Experiment ist ebenso illusorisch wie
die Nationalisierung der Juden durch den Iargon; es sprechen auch dagegen solche greifbare Tatsachen
wie die gänzliche Unkenntnis dieser Sprache bei den meisten Iuden und die außerordentliche Schwie»
rigknt, eine tote Sprache wieder ins Leben zu rufen und sie auf das Niveau einer modernen zu
stellen. Zugleich aber überzeugt die sprachliche Entzweiung inmitten der jüdischen Nationalisten,
wie viele Illusionen diese Postulate des Wiederaufbaues einer Nation enthalten.

Szerer: „Studien zur Bevölkerungslehre Polens." Wien. Verlag H. Gold-
schmidt. —
Dr. Erich Zechlin: „Die Bevölkerungs» und Grundbesitzverteilung im
Zartum Polen." Berlin, Georg Reimer. — L. K. Fiedler: „Polen als Ab»
satzgebiet für die mitteleuropäischen Maschinen« und Bauindustrie." Berlin.
Selbstverlag des Verfassers. — I. St. Lewinski: „Polens Handelsbilanz."
Separatabdruck aus den „Iahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik." —
OttoKeßler: „Das deutsche Polen." Berlin, Puttkamer und Mühlbrecht. —
Dr. Z. Daszynska»Golinska: „Die wirtschaftliche und politische Lage
Polens." München. Separatabdruck aus „Archiv für Sozialwissenschaft". —
W. Feldman: „Zur Lösung der polnischen Frage. Offenes Schreiben an
Herrn M. Harden und Georg Cleinow." Derselbe:, „Deutschland, Polen und die
russische Gefahr." Derselbe: „Die Zukunft Polens und der deutsch»polnisch«
Ausgleich." Sämtlich bei Karl Curtius, Berlin. — Nr. W. Iodko: „Deutsch»
land und Polen." Zürich. — St. Przybyszewski: „Polen und der heilige
Krieg." München, Georg Müller. — Nr. P. Rohrbach: „Bismarck und
wir." München, F. Bruckmann. — W. v. Gizbert»Studnicki: „Di«
Umgestaltung Mitteleuropas durch den gegenwärtigen Krieg." Wien, H. Gold-
schmidt. — Prof. Dr. M. v. Straszewski: „Die polnische Frage." Wien,
H. Goldschmidt. — Dr. Richard Bahr: „Im besetzten Polen." Berlin, Karl
Curtius. — Eugen Benzion: „Polen unter Habsbnrgs Fahnen." Wien,
H. Goldschmidt. — Franz Graf v. Kwilecki: „Polen und Deutsche gegen
Rußland." Berlin, Verlag „Germania". — Prinz Olgierdözar»
toryski: „Müssen Deutsche und Polen sich immer befehden?" Stuttgart,
Deutsche Verlagsanstolt. — „Der Panther", August 1915.
W. v. Massow: „Wie steht es mit Polen?" Stuttgart, Deutsche Verlags-
anstalt. — Prof. M. Kranz: „Neu-Polen." München, I. F. Lehmann. —
Dietrich Schäfer: „Das deutsche Volk und der Osten." Leipzig, B. G.
Teubner. — „Ostmarkenpolitik und polnische Frage." Der Panther, August 1916.
— Dr. A. Grabowsky : „Die polnische Frage." Berlin, Karl Heymann. —
Austriaeus: „Polnische Russophilen." — Dr. M. Lo z n nski : „Dokumente
des polnischen Russophilismus." — DmntroDonzow: „Groß»Polen und die
Zentralmächte." — Dr. Michael Lozynski: „Wie die Polen ihre Frei«
heit verstehen." Berlin, Kroll. — Dr. Gaigalat: „Die litauisch»baltische
Frage." Berlin, Verlag der Grenzboten. — Leon Wasilewski: „Die
nationalen und kulturellen Verhältnisse im sogenannten Westrußland." Wien,
Goldschmidt. — Prof. Dr. Stanislaus von Smolka: „Die reussische
Welt." Historisch»politische Studien. Vergangenheit und Gegenwart. Wien,
Gerold K Cie. — Prof. Dr. Alerander Brückner: „Die Slawen und
der Weltkrieg." Tübingen, I. C. B. Mohr (Paul Siebeck).) —

Nicht nur die Operation, sondern auch die Studien zu derselben mußten im
akuten Zustande der Krankheit in Angriff genommen werden. Es mußte ein
Weltkrieg kommen, damit das deutsche Volk sich erinnern konnte, daß d i e Polen-
frage — nicht etwa eine Posener oder oberschlesische Polenfrage — eristiert,
und da begann man eiligst Materialien zu sammeln, Handbücher und Mono»
graphien zu schreiben und in der Hitze des Gefechts eine Lösung, richtiger: eine
Reihe von Lösungen vorzuschlagen.
Vom bleibenden wissenschaftlichen Wert können die unter solchen Um»
ständen improvisierten Bücher und Broschuren gewiß nicht sein, und kaum einigen
von ihnen wird nach dem Kriege eine Bedeutung zukommen; höchstens wird
der Geschichtsschreiber manche Tendenzen, Dokumente und Polemiken zur Charak»
terisierung des historischen Augenblickes benutzen können. So besitzt das deutsche
Publikum bis nun kein Buch über die letzten Iahrhunderte der polnischen Ge»
schichte; das großartige Werk von Röpell, von Caro fortgeführt, neulich um
einen großangelegten Band von Zivier bereichert, behandelt die Geschichte Polens
kaum bis Ende des sechzehnten Iahrhunderts, und auch diese Werke, die der
deutschen Geschichtsschreibung alle Ehre machen, sind nur für Fachleute bestimmt.
Sonst bestehen bloß einige kleinere Handbücher, von einer Tendenz getragen, die
heutzutage geradezu anachronistisch wirkt. Das interessanteste Kapitel: die Tei-
lung Polens, ist in Deutschland bei der Auffassung von Sybels stehen
geblieben. Nur die Arbeiten des Göttinger Professors Mar Lehmann streben
eine unparteiische, auf Quellen begründete neue Auffassung an. Die polnische
Gelehrtenwelt hat zu dieser Frage eine Menge von Materialien und Mono»
graphien beigetragen, eine der letzteren — von dem berühmten Lemberger Hoch»
schuNehrer Oswald Balzer, der vor Iahren das bekannte Offene Schreiben an
Theodor Mommsen gerichtet hatte, liegt nun in deutscher Ausgabe vor. Der
Verfasser bekÄmpft, an der Hand eines reichen Materials aus dem Gebiete der
vergleichenden Rechtslehre, die Anschauung, daß der Hauptgrund des Unterganges
Polens die von Polen selbst verschuldeten Verfassungszustände der Republik,
Anachronismen einzig in ihrer Art („libei um veto", die Möglichkeit der Spren»
gung des Reichstags durch einzelne Abgeordneten) waren, und gelangt zur Nber»
zeugung, „daß die eigentliche entscheidende Ursache des Unterganges der polnischen
Staatlichkeit, daß die causa ntfioieu» dieses Ereignisses die Eroberungssucht der
vereinigten und daher überstarken, zum Verderben Polens verbündeten
Nachbarn gewesen sei". — Wie hat sich seit dieser unglückseligen Tei-
lungsepoche das politische Leben der Polen gestaltet? In diese, dem deutschen
Leser fast unbekannte Welt führt die Abhandlung des Berliner Slawlsten Prof.
Brückner ein (Zeitschr. f. Politik. VIII. Bd. Heft 3/4). An der Hand eines
polnischen Geschichtswerkes von W Feldman schildert Prof. Brückner „die
leitenden Ideen der polnischen Politik in den Iahren 1795—1863", in der schon
damals zwei Hauptströ-"ingen sich kreuzen: eine schwache, die die Aussöhnung

mit Rußland anstrebt (Staszic, Lubecki, Wielopolski), und eine starke, die in drei Aufständen, in der Emigration, in der nationalen Dichtung, in den Hauptver» tretern der Publizistik, ihren Ausdruck findet.

Die darauf folgend« Epoche wird nur in parteipolitischen Schriften behandelt. Die schematische „Geschichte" des Krakauer Publizisten Dr. Soko» lowski erfüllt leider ihren Popularisierungszweck nicht. Selbst das geistige Leben der polnischen Nachbarn ist in Deutschland wenig bekannt; einen guten Grund» riß der polnischen Literatur hat vor einigen Iahren Prof. Brückner geliefert (Leipzig, Amelang'scher Verlag, in der Serie: Literaturen des Ostens); in einer Skizze: „Die polnische Literatur der Gegenwart" versucht W. Feldman (Berlin, Verlag Curtius) den Leser in die neuesten Strömungen der polnischen Ideen- welt einzuführen. Sonst bot uns die Zeit, was vonnöten war: Publikationen politischen und ökonomischen Inhalts.

Ein solches Kompendium, vom polnischen Standpunkte aus geschrieben, ist das Buch v. Guttrys. In einem 304 Seiten starken Band erteilt der Verfasser Bescheid über Land und Leute, Geschichte, besonders seit der Teilungsperiode, und gegenwärtige Bestrebungen, Wirtschaft und soziale Organisationen. Dr. Guttry, Sohn eines polnischen Emigranten, der sich in den nationalen Bewegun- gen 1846, 1863 hervorgetan, ist bis nun publizistisch wenig hervorgetreten, in Polen nicht bekannt; ohne sein Polentum besonders zu betonen, tritt er entschlossen gegen manche antipolnischen Tendenzen auf, ist aber ehrlich bestrebt, belehrend zu wirken; das wurde auch von der deutschen Leserwelt anerkannt, da sein Buch bereits in der sechsten Auflage vorliegt. Denselben Eindruck wird das Buch des» selben Verfassers über Galizien hervorrufen. Geschichte des Landes — dessen Verfassung und Verwaltung — die geographische Lage (wären diese Kapitel nicht richtiger an die Spitze zu setzen?) — das Volk — die Wirtschaft — werden liebe» voll und knapp geschildert; hierzu kommen reich illustrierte Schilderungen ein« zelner Städte, Dörfer und Burgen. Angesichts der Nationalitätenfrage vertritt Dr. Guttry den Standpunkt, daß die Polen in Galizien seit Iahrhunderten eine Mission erfüllen, als Träger der Kultur des Westens nach dem Osten; ist doch das Land der Knotenpunkt, wo die lateinische und byzantinische Kultur zusammen» prallen. Auf streng wissenschaftlichen Wert erheben die Arbeiten v. Guttrys keinen Anspruch. — Einen kühnen Versuch, auf 105 Seiten alles Wissenswerte über Polen mitzuteilen, hat der bekannte Monograph der Deutschen in den Kar» pathenländern, Prof. Kaindl, gemacht; sogar die polnisch»ruthenische Frage und die deutsche Frage in Polen werden hier mit drei besonderen Kapiteln bedacht. Die ganze polnische Presse hat dies Büchlein energisch zurückgewiesen. Der Ver» fasser wälzt alle mögliche Schuld auf die Polen, obwohl er (S. 45) das Ge- baren der Russen und der Preußen mit einem kräftigen Wort kennzeichnet; die politischen Zustände der Gegenwart sind ihm sehr oberflächlich bekannt (S. 58 ff.). Wie mangelhaft er sein Material behandelt, beweisen schon die Schnitzer in der

Anführung polnischer Zeitungstitel. Seite 97 gipfelt in einigen Sätzen über „verräterische Handlungen, die unseren Armeen unendlichen Schaden brachten" beim Einmarsch der Russen in Galizien; Beweise und Namen fehlen.
Über die Bevölkerung Polens unterrichtet Dr. Szerer; sein Büchlein bietet in mancher Beziehung mehr, als der Titel verspricht (Kap. V: Volkswirtschaft, viel Beachtenswertes!), in anderer — weniger, da die polnischen Bevölkerungs» zustände des preußischen Anteils nicht berücksichtigt werden. Sonst weisen seine Ziffern pro 1910 auf: Polen in Westgalizien 2 560 820, in Ostgalizien 2 114 790, im Königreich Polen 8 908 900, in Litauen und Westrußland 1 47« 060, in Klein» rußland 807 030, in Kurland 21495, zusammen 15 899 095. Dazu kommen vier Millionen Preußens und gegen zwei Millionen, die in Amerika leben. Seit 1910 sind diese Zahlen natürlich gestiegen. Diese Ziffern erfahren eine Ner» vollständigung und Beleuchtung in der ausgezeichneten Arbeit der Frau Dr. Dasznnska»Golinska. Die gutgeschulte Verfasserin beschränkt ihr Thema auf Kongreßpolen, entwirft dafür ein genaues Bild von dessen Bevölkerungsverhält- nissen, Mineralschätzen, Bodenbeschaffenheit, Industrie und Finanzen; der Leser wird hier alles finden, was von einer kurzen Einführung verlangt werden kann. Politisch ist sie gegen eine neue Teilung und für ein Desinteressement Deutsch» lands. — Dr. Zechlins statistische Studie erörtert die Bevölkerungsfragen (Ver» teilung, Konfession, Nationalität, Bevölkerungsdichte) und die Grundbesihvertei» lung des Zartums (wozu dieser Russizismus? Polen ist Königreich!); die russi» schen Quellen, die der Arbeit zugrunde liegen, sind nicht immer zuverlässig. Ing. Fiedler bietet eine plastische Vorstellung von der gegenwärtigen Lage der Land- wirtschaft und der einzelnen Industriearten, besonders der Schwer», Tertil» und Bauindustrie; seine Ausführungen laufen auf den praktischen Zweck hinaus, die Frage zu beantworten, welche Aussichten Polen t>er Bauindustrie bietet. Von allgemeiner Bedeutung ist die kurze Abhandlung Nr. Lewinskis; an der Hand eines großen Werkes des Warschauer Statistikers Tenenbaum wird hier eine Handelsbilanz Polens konstruiert, die zu ganz überraschenden Ergebnissen führt: wir sehen z. B., daß Polen sechzig Prozent seiner Rohstoffe aus dem Aus» lande einführte, was das Land an die Ostsee und die deutschen Eisenbahnen knüpft, dagegen ist Rußland bei verschiedenen Waren so sehr von der polnischen Einfuhr abhängig, daß es sofort nach dem Kriege den Ausfall durch eigene Pro» duktion kaum wird decken können. Keßler bietet eine Zusammenstellung der wichtigsten Ziffern und — was wertvoll ist — der amtlichen Verordnungen der deutschen Okkupationsbehörden bis Ende 1915; manche werden durch entsprechende Zeltungsstimmen beleuchtet.
Die reinpolitischen Zukunftsfragen betreffs Polens werden in einer Reihe von Publikationen behandelt, die nach ihren Haupttendenzen in drei Gruppen zer- fallen: die eine verlangt die Unabhängigkeit Polens, die zweite — die Angliederung

an Österreich»Ungarn, die dritte — in irgendeiner Form Angliederung an Deutsch»
land. —
Die erste Broschüre, die nach Ausbruch des Krieges in Deutschland über
Polen aus dem polnischen Lager erschien, war die Polemik Feldmans gegen Clei»
now und Harden; sie entkräftet die einseitigen Vorwürfe wegen des polnischen
Russophilismus, erinnert an die preußischen Versuche zur Herstellung Polens,
denen auch Bismarck nicht immer feindlich gegenüberstand, und spricht zum ersten
Mal laut das Wort von der Notwendigkeit eines polnischen Pufferstaates aus.
Derselbe Verfasser entwirft in der zweiten Broschüre ein Bild der russischen Gefahr
(enormer Menschenzuwachs, Panslawismus, Drang nach dem Westen) und for»
dert die Unabhängigkeit Polens, das sich gegen den Osten erweitern könnte, gegen
Militär- und Eisenbahnkonventionen mit Deutschland; die etwaigen Vorwürfe
gegen dieses Programm werden widerlegt, der Ideengang auf Zitate von Frhrn.
v. Stein und Arndt gestützt. „Die Zukunft Polens" war bereits nach Einnahme
Warschaus geschrieben; sie fordert positive, staatsschöpferische Politik, erhebt
energischen Protest gegen etwaige Teilung des Landes, und betreffs der Provinz
Posen vertritt sie die Meinung, daß der deutsch»polnische Ausgleich in Warschau,
nicht in Posen gemacht werden wird; sobald die Polen sehen, daß Preußen ihnen
nicht mit Ausrottung droht (die Herstellung Polens wäre der beste Beweis!),
wird der Ausgleich nur zu einer taktischen Angelegenheit; schließlich wird die
Juden» und Ukrainerfrage erörtert. Die Idee eines selbständigen polnischen
Staatswesens vertritt auch Dr. Iodko; vom Standpunkte der deutschen Interessen
betont er die Wichtigkeit der polnischen Armee und die Bundesfählgkeit Polens.
Diese Ideen versucht Przybnszewski als Dichter den Herzen und der Phantasie
des Volkes nahezubringen. Unter den deutschen Politikern hat die Freiheit Polens
unermüdlich in seinen älteren Arbeiten Hans Delbrück, nun Rohrbach verlangt;
in seinem Bismarck»Buch tritt letzterer der Einseitigkeit des ersten Reichskanzlers
entgegen und ist überzeugt, daß derselbe in unserer Zeit gewiß nicht dem doktrinären
Polenhaß gehuldigt hätte.
Einen andern Standpunkt nahmen die polnischen Politiker Galiziens ein.
Um das Krakauer Nationalkomitee, das sich bei Organisierung der Legionen
große Verdienste erworben hat, gruppiert, verlangten sie mit der ersten Gruppe
zusammen die Herstellung eines polnischen Staates, aber in dem Verbande der
österreichisch-ungarischen Monarchie. Am eindringlichsten werden diese Ideen in
dem Werkchen des Krakauer Professors v. Straszewski verfochten; interessant
ist seinerseits, d. i. seitens seiner Partei, die entschlossene Verzichtleistung auf jed-
wede Ansprüche betreffs der Provinz Posen. Das durchaus austrophile Buch, in
Wien gedruckt, weist mehrere Zensurlücken auf. Die Real»Union mit Österreich»
Ungarn verlangt auch v. Studnicki, er glaubt sogar an die Assimilierung der
polnischen, Bevölkerung in Preußen durch die Deutschen; der sehr begabte Ver»
fasser hat seither sein Programm geändert und verficht nun in Warschau die

polnische Selbständigkeitsidee. Die Broschüre des hervorragenden Berliner Publizisten Dr. Bahr ist aus Reiseeindrücken entstanden; die Zustände in Warschau, besonders während der Eröffnung ^ der polnischen Hochschulen, werden geistvoll geschildert; der Verfasser — Anhänger eines national reinen Deutschlands — spricht sich auch für ein Polen im Sinne der Wünsche des Krakauer National» komitees aus. Der Wiener Ökonomist Benzion verlangt die Lostrennung Polens von Rußland, um die Grenzen Österreichs gegenüber Rußland von deren Mittelpunkt weiter hinauszuschieben und dem Zarat ein Gebiet zu entziehen, das den Nahrungsmittelbedarf der Donaumonarchie reichlicher befriedigen und deren Schwerindustrie eine breitere Grundlage zu verleihen vermag. Im Sinne der sogenannten polnisch»österreichischen Orientierung ist auch der Artikel gehalten, mit dem der Obmann des Krakauer Nationalkomitees, Prof. v. Iaworski, das „Panther»Heft" pro August 1915 eröffnet; eine Reihe von polnischen Politikern und Schriftstellern entwirft hier ein Bild des gegenwärtigen Polens. Mit besonderer Rücksichtnahme auf die Verhältnisse der Provinz Posen ergreifen das Wort zwei dortige Vertreter der konservativen Magnatenpartei: Prinz Czartoryski und Graf Kwileeki. Ersterer spricht der deutsch»polnischen Annäherung das Wort und zieht gegen den Ostmarkenverein los; der zweitgenannte Verfasser betont mit großer Wärme die gemeinsamen Kulturinteressen, die Deutschland und Polen dem orthodor-byzantinischen Russentum gegenüber verbinden; von dieser Interessengemeinschaft erhofft er nicht nur die Befreiung Polens, sondern auch des Heiligen Stuhls.

Im schroffen Gegensatz zu dieser Idee stehen die Tendenzen derjenigen deutschen Politiker, die sich bis zum Ausbruch des Krieges um den Ostmarkenverein geschart haben. Zu ihrem publizistischen Hauptführer hat sich Prof. Dietrich Schäfer emporgeschwungen, dessen für die größere Öffentlichkeit bestimmte Broschüre ein Programm darstellt, das nachher in einer Reihe von Denkschriften und Prlvatdrucken entwickelt wurde. Hier sein Ideengang: Nicht weniger als zwei Fünftel Einwohner des Deutschen Reiches wohnen jetzt auf Boden, der vor tausend Iahren von Fremden besetzt war; Preußen und Osterreich, Berlin und Wien liegen auf einst slawischem Boden; die Deutschen sind hierher als Siedler gekommen, haben durch ihre überlegene Kultur gesiegt, und dieses friedliche Vordringen dauert fort bis in die Gegenwart. Als Reaktion dagegen ist es nachdrücklich in Böhmen und in Polen zu einer Periode ausgesprochener Deutschfelndllchkeit gekommen — Friedrich II. hat durch Besitzergreifung polnischen Gebietes für Preußen eine Pflicht der Selbsterhaltung erfüllt, da er dadurch die Beherrschung ganz Polens durch Rußland verhinderte. Daß die Polen, auch diejenigen Preußens, den Gedanken an Wiederherstellung eines selbständigen Staates nicht aufgeben wollen, ist begreiflich, aber auch, daß solche Bestrebungen energisch niederzuhalten sind; Meinungsverschiedenheiten können nnter Deutschen höchstens darüber bestehen, o b solche Bestrebungen vorhanden seien. Damit aber

ist zu rechnen, daß in Polen Sympathien »für Rußland bestehen; „wenn nicht
alle Anzeichen trügen, so befleißigen sich galizisch« Polen einer Haltung, die
gestattet, sich auch nötigenfalls mit russischer Herrschaft abzufinden" (?!). Die
heutige geographische Linie belastet somit den deutschen Staat mit der Möglich-
keit einer polnisch»russischen Verständigung und mit dem Haß, der auch nach dem
Kriege zurückbleiben wird. Dazu kommt noch die wirtschaftliche Not Deutsch»
lands; dessen anbaufähiger Boden genügt nicht mehr. Im Osten muß daher
erweitertes Herrschafts» und gesichertes Wirtschaftsgebiet gesucht und gefunden
werden. Über See ist er nicht mehr zu haben. Das Werk des zwölften, drei»
zehnten, vierzehnten Iahrhunderts muß fortgesetzt werden. „Die Lande, die das
alte Königreich Polen bildeteu, bieten noch reichlich Raum für neue Siedler."
So einfach, wie für den kühnen Berliner Professor, liegt die Frage für
andere Mitglieder des Ostmnrkenvereins nicht. Einer ihrer hervorragendsten
Wortführer, Wilhelm v. Massow, bleibt in seiner Broschüre treu der Bismarck«
Bülow'schen Polenpolitik in den preußischen Landen, verhält sich aber nicht
negativ betreffs der polnischen Unabhängigkeitsbestrebungen in dem bisher rusii»
scheu Anteile. Eine Gefahr für Deutschland stellen sie nicht dar, denn Polen
wäre lebensfähig auch ohne freien Zugang zur Osts«; Deutschland kann dabei
der Frage der polnischen Zukunft gelassen mit «oller Entschlußfreiheit gegenüber»
treten. Ob dieses luiss«? taii« für einen praktischen Politiker noch heute halt»
bar ist — ist eine andere Frage. — Prof. Kran; bietet in seiner Arbeit viel
Dichtung, aber auch manche Wahrheit über die Zustände des Posener Polentums,
ist jedoch Anhänger eines selbständigen Polenstaates; einen Nachweis ihrer Re»
gierungsfähigkeit haben die Polen mehrmals geliefert, um aber der Gefahr einer
Irredenta in Preußen vorzubeugen, muß eine Austausch-Siedelung planmäßig
durchgeführt werden; die Germanisierung ist unmöglich, und das Verbleiben der
Polen in der preußischen Ostmark ist schädlich. Ein anderer Konservativer, eigent»
lich Freikonservativer, Dr. Grabowsky, betrachtet auch diese Furcht vor dem
Polentum in Preußen als übertrieben; indem sie ihren eigenen Staat erhalten,
werden die Polen sich gewöhnen, staatliches und nationales Leben zu unter»
scheiden. Der eigene Staat soll ihnen daher gegründet werden, nicht aber zu
schnell: vorläufig empfiehlt der Verfasser ein deutsch»österreichisches Kondominium,
wie es seinerzeit in Schleswig»Holstein bestand. — Haben hier nur Theoretiker
gesprochen, so ergreifen im „Panther-Heft" pro August 1916 die Praktiker des
Ostmarkenvereins das Wort, um zu beweisen, daß sie trotz der bitteren Erfahrnn»
gen der letzten zwei Iahre nichts gelernt und nichts vergessen haben. Da die
bisherige Ostgrenze Preußens ungenügend war, — so lautet hier das Zukunfts»
programm — so wäre die beste Lösung, das eroberte Polenland fest in der Hand
zu behalten, oder — wenn Österreich nicht einwilligt — eine Teilung (S. 1012).
Den famosen Ideen des Ostmarkenvereins gesellt sich ein Häuflein sogen.
Ukrainer bei, die im Laufe des Iahres 1915 Deutschland mit einer Flut von

Broschüren und Artikeln beglückt haben. Das Interessante in ihnen war, daß
sie über eine politische Los»von»Rußland»Bewegung in der eigentlichen Ukraine
nichts zu berichten wußten; dagegen viel Eifer und eigens fabrizierte Gelehrsam-
keit verschwendeten, um zu beweisen, daß das Polentum durchaus russophil und
ein polnischer Staat eine Lebensgefahr für Deutschland wäre. Vom litauischen
Standpunkt wendet sich gegen die Polen der als nationaler Politiker den Litauern
eigentlich ganz fremde preußische Abgeordnete Pastor Gaigalath; interessant in
seinen Ausführungen sind die statistischen Ziffern. Mehr statistisches und ethno»
graphisches Material über Litauen und Westrußland bietet Wasilewski. Den
ruthenischen Angriffen gegenüber verhielten sich die führenden polnischen Politi»
ker mit verächtlichem Schweigen; wußten sie doch, daß das Leben richten wird —
und wirklich hatten sowohl die österreichische Regierung, wie die deutsche Öffent»
lichkeit die ganze Nichtigkeit der ukrainischen Agitation bereits
erkannt. Professor Smolka gab sich endlich die Muhe, den
Ukrainismus einer gründlichen Prüfung zu unterziehen; sein großes Werk
über diesen Gegenstand empfiehlt sich jedem Liebhaber einer quellen-
mäßigen, breit ausholenden Darstellung. Tiefes Wissen, aber auch ein starkes
polnisches Temperament liegt den Skizzen zugrunde, die über das Thema: Polen
— Litauen — Ukraine der Berliner Slawist Brückner veröffentlicht hat. Er
glaubt an den Ukrainismus nur in Galizien, für die Litauer sieht er die einzige
Lebensmöglichkeit nur in der Aussöhnung mit Polen; was Brückner über Polen
sagt, ist ungemein instruktiv: auch dem Fachmann wird hier viel Neues geboten;
seine Synthese der Polenfrage faßt der Verfasser zusammen in einer Reihe von
Abhandlungen, die in der „Deutschen Rundschau" erscheinen.

Wenn wir das Leben als Richter im Kampf der Meinungen anrufen, so
beweist die Entscheidung, die die Zentralmächte in der Polenfrage am 5. Novem-
ber v. I. getroffen haben, daß jene Lösung dm Sieg davongetragen hat, die in
der deutsch geschriebenen Publizistik der Schreiber dieser Zeilen vertreten hat.
Es war ein Sieg der Logik der Wirklichkeit; unter deren Strahlen werden auch
ferner selbst die starrsten Doktrinen wie Schnee zerrinnen.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß in deutscher Sprache zwei
Zeitschriften, der Polenfrage gewidmet, erscheinen: Die Wochenschrift „Polen"
in Wien, vom Abg. Prof v. Iaworski redigiert, und in Berlin „Polnische Blät»
ter", dreimal monatlich, unter Leitung des Gefertigten. Prof. v. Schmoller charak»
terlsiert beide Organe (Schmollers Iahrbuch für Gesetzgebung usw. Bd. 40,
Heft 2) folgendermaßen: (Polen) „geht von den politisch herrschenden Kreisen
Galiziens aus, ist österreichisch»patriotisch und loyal, betrachtet es als ganz selbst»
verständlich, daß das eroberte Königreich Polen mit Galizien vereinigt und der
österreichisch»ungarischen Monarchie einverleibt werde. Die Polnischen Blätter
kämpfen mehr für ein großes selbständiges Polen, als für die Vereinigung
mit Galizien. Sie betonen mit Eifer den Satz, daß ein kleines, schwaches Polen

leichter wieder eventuell russophil werden könne, als ein großes, und sind daher
geneigt, alle möglichen Grenzgebiete, in denen nur fünf bis vierzig Prozent Polen
leben, in das neue Königreich einzubeziehen." Der Genauigkeit halber sei hier
gesagt, daß diese Erpansion nur gegen den Osten, nach Wilno, Grodno, Westruß-
land gerichtet ist.

?9.t6r po1oili6I18i8:

Der Mariavitismus/)

Über das Verhältnis des russischen Staates zur katholischen Kirche erhielt
ich von einer angesehenen geistlichen Persönlichkeit in Warschau nachstehende
Bemerkungen:

Das Verhältnis des russischen Staates zur katholischen Kirche war nie»
mals ein friedliches, und es kann kein Zeitraum festgestellt werden, wo die
russische Regierung es unterlassen hätte, eine aggressive Politik der katholischen
Kirche gegenüber zu führen, und das nicht nur im Innern des russischen Reiches
und in den sogenannten westlichen Provinzen, wo der Katholizismus ziemlich
zahlreich vertreten ist (Litauen, Weißrußland, Podolien, Wolhynien), sondern
auch im Königreich Polen, wo 85 Prozent der Gesamtbevölkerung katholisch ist.
Das Motiv dazu war einerseits die orthodore Propaganda, andererseits russifika»
torische Absichten, die immer stärker und rücksichtsloser auftraten und jedes Hinder«
nis zu überwältigen trachteten. In der letzten Hinsicht stand die Kirch« wohl
am schwersten im Wege, weshalb man auch mit allen Mitteln sie zu über«
wältigen trachtete, um das ersehnte Ziel zu erreichen. Es wurden zwar Konkordate
und Vereinbarungen mit dem Heiligen Stuhle geschlossen, aber sie wurden ent-
weder gänzlich mißachtet oder teilweise und verstümmelt in Anwendung gebracht.
Das sprechendste Beispiel für die Treulosigkeit der russischen Regierung bildet
der Toleranzakt vom Iahre 1904, der durch ministerielle Erlasse und Erklärungen,
ja sogar durch Verordnungen untergeordneter Beamten in der Weise verstüm»
melt wurde, daß nicht einmal die Spur von einer religiösen Freiheit zurückblieb.
So waren im Iahre 1910 in der Diözese Wilna über sechzig Pfarreien hirtenlos,
weil die betreffenden Pfarrer entweder abgesetzt waren oder schwere Kerker«
strafen verbüßten wegen sogenannter katholischer Propaganda, die darin bestand,
daß sie kraft des Toleranzediktes zur katholischen Kirche zurückkehrenden Uniaten
die heiligen Sakramente spendeten. Von dieser unerhörten Willkür können
unzählige Beispiele aufgeführt werden.

") Ziehe den vorstehenden Aufsatz de» Fürsten Drueki Lubeeki S. 254.

Ludwig Eteni.

Die russische Regierung unterließ auch nicht, bei jeder Gelegenheit einen
Keil in die Einigkeit der katholischen Kirche zu schlagen, indem sie schlechte, auch
gar abtrünnige Priester protegierte und auszeichnete, z. B. wie seinerzeit in Wilna,
Grodno, Minsk und an anderen Orten, oder auch den geringsten Schein einer
Spaltung in der Kirche auszunutzen suchte und mit allen Kräften unterstützte.
3o war es neuerlich in der Sekte der Mariawiten. Die Geschichte dieser Sekte
ist in dem Maße charakteristisch, daß sie einer näheren, wenn auch kurzen Erläu-
terung verdient, da sie so bildreich das Verfahren der russischen Regierung ins
Licht stellt.
Die Gründerin dieser Sekte, ein« arme, ungebildete Näherin, Felicja
Kozlowska, unter dem Vorwande, himmlische Offenbarungen erhalten zu haben,
scharte um sich eine Anzahl Weltpriester, die sich gänzlich ihrer Leitung unterstellten.
Mit der Zeit wuchs ihr Ansehen in dem Maße, daß die Anhänger ihr eine gewisse
Anbetung zusprachen, sie der hl. Muttergottes gleichstellten und als die in der
Offenbarung des hl. Iohannes angesagte Braut Christi erklärten. Zugleich such-
ten diese Priester durch erzentrische Übungen, wie eine stundenlange Anbetung des
Allerheiligsten Sakramentes, Beten der speziellen Litanei zum „Mütterchen"
(Kozl)wska), verschiedene Prophezeiungen und Versprechen, Nachlassung der Sün»
den durch den Glauben an das Mütterchen, Tragen ihrer Haare in Skapulieren,
nm dadurch einen glücklichen Tod zu erbitten, Verschlucken ihrerBildnisse nach der Art
der hl. Kommunion und allerlei blödsinnige Kunstgriffe unter den am wenigsten
aufgeklärten Schichten des Volkes Anhänger zu gewinnen. Als sie oftmals von
der Kirchenobrigkeit gewarnt, sich zwar äußerlich den Weisungen der Bischöfe
unterwarfen, wirklich aber ihr weiteres Treiben fortsetzten, wurden sie endlich
durch ein Dekret des Heiligen Stuhles mit der Erkommunikation bedroht. Viele
erkannten ihren Fehler und standen von der Kozlowska ab, die Mehrzahl aber,
von dem „Mütterchen" auf Grund ihrer göttlichen Offenbarung versichert, be»
schlossen, mit der Kirche zu brechen, um so mehr, da zurzeit die revolutionären
Wirren überhaupt viele schwachen Gemüter aus dem Geleise brachten. So ent-
stand ihre öffentliche Apostasie im Iahre 4905. Sie suchten bald eine Verstän-
digung mit der russischen Regierung, die mit aller Bereitwilligkeit sie gegen
die Einigkeit der katholischen Kirche auszunutzen beschloß. So wurden die Maria»
witen unter Beistand und Protektion aller Regierungsorgane anempfohlen und
ihnen nicht nur die Freiheit gewährt, zu handeln und walten, wie sie es für
wünschenswert erachteten, sondern auch reichliche Geldmittel zur Verfügung ge-
stellt. Dank dieser Fürsorge mehrte sich die Zahl der Mariawiten rasch. Nach
Reinke, dem bekannten Beschützer und Protektor der Mariawiten, betrug ihre
Zahl im Iahre 1909 162 280 Seelen. Obgleich diese Zahl stark übertrieben
war, betrug sie doch nach der offiziellen Statistik in diesem Iahre 73 033 Sektan»
ten mit 23 Pfarreien, 30 Pfarrern, drei Bischöfen, 120 Nonnen, 44 Bethäusern
und 168 Kapellen. Dabei wurde ihnen gestattet, ohne jegliche Schwierigkeit

Schulen, Asyle, Kooperativen, Kassen, Werkstätten und dergleichen andere Institutionen zu gründen, und das ohne jegliche staatliche Kontrolle, wie auch verschiedene finanzielle und agrarische Unternehmungen ins Leben zu rufen. Gleich» zeitig wurde jedes Gegenwirken den Katholiken strengstens untersagt, ja mit schweren Strafen verfolgt.

Der Warschauer Weihbischof Ruszfiewicz wurde in zwei Instanzen zum Absitzen verurteilt, weil er wagte, eine mariawitische Ehe für nichtig zu. erklären, drei Priester und das Ehepaar zur Kerkerstrafe. Die Protektion der Regierung wurde aber zu öffentlich und provokatorisch betrieben, und als noch den Mariawiten gestattet wurde, die römische durch eine polnische Liturgie zu ersetzen, und ihre Verbrüderung mit der orthodoren Geistlichkeit bei jeder Gelegenheit immer deutlicher an den Tag trat, da auch alle Verheißungen und Prophezeiungen der mariawitischen Priester sich als lügnerisch erwiesen, faßte das Volk ernste Bedenken gegen die Rechtgläubigkeit und Ehrlichkeit der mariawitischen Priester.

Es zeigten sich auch unehrliche Verfahren mit den von verschiedenen Mariawiten ihren Priestern anvertrauten Geldern. Von der Zeit an beginnt eine rapide Ab» nahme der Sekte in dem Maße, daß z. B. in Warschau binnen eines Iahres (1910 bis 1911) die Zahl von 7002 auf 2304 sank. In dieser Proportton äußerte sich der Rückgang der Sekte auch in anderen Ortschaften, so daß jetzt noch kaum die allgemeine Zahl der Mariawiten 12—15 000 beträgt. So blieb nun noch das mariawitische Schisma als ein trauriges Beispiel eines der vielen hinterlistigen Mittel, zu denen die russische Regierung bereit war, zu greifen, um nur die katholische Kirche zu bekämpfen. Man muß noch hinzufügen, daß dies den russischen Schatz viele Hunderttausend Rubel kostete.

Professor Dr. Alexander Brückner:

Neupolens Literatur.

Eine große Literatur auf kleinstem Raume charakterisieren zu wollen, ist ver» messenes Beginnen, auch wenn deren Hauptwerke und Hauptrichtungen als halb» wegs bekannt vorausgesetzt werden. Doppelt vermessen wird dies, falls es sich um eine Literatur handelt, die infolge ihrer Sprache der weiten Welt verschlossen bleibt; — nennt man zu viele Nameu und Titel, verwirrt man den fremden Leftr; scheut man davor zurück, verwirrt man das fremde Urteil; man verzichtet entweder auf Klarheit oder auf Fülle.

Dies zielt vor allem auf polnische Literatur. Um völlige Unvertrautheit mit ihr zu erklären oder zu entschuldigen, wirft man ihr vor, außer der leidigen

Isolierung der Sprache, noch leidigere Isolierung von Stoffen und Ideen. Sie
wäre, heißt es, ausschließlich national, diente weniger künstlerischen, als patrioti»
schen und politischen Zielen ihrer Irredenta, spielte nur den Anwalt eines unter-
drückten Volkes von großer Tradition in der Vergangenheit und eitler Anmaßung
in der Gegenwart; statt auf den weiten Boden von allem Schönen, Guten und
Wahren stelle sie sich nur auf den beschränkten der eigenen Heimat und ihres
Tuns und Treibens einst und jetzt. Als wenn Antiius seine Kraft verlöre, wenn
er den Mutterboden berührte — hebet ihn weg, und ihr könnt ihn erwürgen.
Ist's erste Aufgabe jeder Literatur, Hüterin des nationalen Feuers zu sein,
so wurde der polnischen diese Aufgabe, abgesehen von allen materiellen und mora»
lischen, mehr oder minder gewaltsamen Hemmungen von außen, durch eine tra»
gische Verkettung von innen, wie sie keinem andern Volke widerfuhr, erschwert.
Ein Iahrhundert lang hat nämlich in Polen Auslese und Zuchtwahl nur Mittel»
mäßigkeit, Gleichgültigkeit, Ideen- und Gefühlslosigkeit gefördert — mußte doch
alles, was für Ideale und Größe stritt, den Weg ins Ausland, nach Sibirien
oder zum Galgen antreten. Die besten und kräftigsten Elemente der Nation blie»
ben wie zur Unfruchtbarkeit, weil zu frühem Tode, oder zum Verlassen der Heimat
verurteilt. Diesem planmäßigen Ausmerzen von allem Energischen, Selbst» und
Furchtlosen, dieser systematischen Inzucht von allem Schwächlichen, Eigensüchtigen
und Furchtsamen, dieser Reinkultur von Entsagen, Vergessen und Verzagen, dieser
das Lebensmark der Nation bedrohenden Untätigkeit nnd Haltlosigkeit mußte die
Literatur entgegenwirken. Sie hatte ihr Volk vor Mut» und Hoffnungslosigkeit
zu schützen, es zu stärken für den Tageskampf: im Namen seiner Ideale der
Zukunft, wegen seiner Größe der Vergangenheit, trotz der Zwangslage der Gegen-
wart, die sich ins Unendliche dehnen zu sollen schien.
Der tatkräftigste Wecker und Rufer in diesem Streite ist seinem Volke in
dem Augenblicke entrissen worden — und dies beklagte er in seinen letzten Zügen
am meisten, als Ungeahntes sich verwirklichte, als russischen frechen Taschenspieler»
stücken und französisch»englischen heuchlerischen Vertröstungen zum Trotz die Mittel»
mächte Polen die Unabhängigkeit schufen, die es so lange, so vergeblich, unter
so unsäglichen Opfern ersehnt hatte. Der letzte Grnß von Henryk
Sienkiewicz galt aus der schweizerischen Ferne seinem gelobten Lande, in
dessen Diensten der einstige Realist und Pessimist, schließlich angeekelt von der
schalen Werktäglichkeit, eine merkwürdige Wandlung erfahren hatte.
Der Aufstand von 1863 hatte den nationalen Organismus bis zur Blutleere
erschöpft. Der heranwachsenden Iugend schien nun nächstes, ja einzig mögliches
Ziel, das im ungleichen, aussichtslosen Kampf Verlorene in friedlicher, „orga»
nischer Arbeit an den Fundamenten des Volkes" wiederzuschaffen, alles andere
zurückzustellen, materielle und geistige Wohlfahrt allein gegen die Bedrücker zu
fördern und zu sichern, das Schlagen der Herzen, den Flug der Phantasie, die

Kombinationen des wägenden Verstandes diesem einzigen, positiven Ziel einzu»
ordnen. Und bald schien Polen ein Ameisenhaufen, in dem sich alles geschäftig
rührte, aber nur für das Nächste und Engste, für den Schornstein an der Fabrik,
für den Hof auf dem Dorfe, für den Kram in der Stadt. In dieses Summen
der Räder und Federn, in dieses Feilschen auf Märkten und Straßen, in dieses
Bepflügen der Äcker und Köpfe hinein erdröhnten auf einmal mächtige Fanfaren,
als in einer bändereichen Trilogie Sienkiewicz zeigte, wie das von jähem Unter»
gang bedrohte, von allen Seiten umstellte alte Polen nicht verzagte, der Gegen»
wart ein unerreichtes Muster, sich der Feinde erwehrte, wie sein weißer Adler
mit den Netzen drohenden Unterganges in die Höhe stieg, sie sieghaft abwarf,
den Feinden seine Fänge einkrallte. Noch hatte die Nation nicht den Glauben
an sich verloren und darin die Kraft gefunden, die allen Widerstand zerschmetterte.
„Zur Erquickung der Herzen" ward diese Trilogie geschaffen und bahnte sich
ihren Weg, wie kein anderes Buch, von den Höhen der Gesellschaft bis in die
Werkstätte des Arbeiters und an den Pflug des Bauern, als folgenreichste lite»
rarische Tat der neuen Zeit, als siegreiche Abwehr jeglicher Niedergeschlagenheit,
als trotzige Bekundung nationalen Fühlens. Und ebenso laute und nachhaltende
Triumphe errang, auch außerhalb Polens, das epische Talent des großen Sprach»
künstlers und tiefen Menschenkenners in seinem „Huo Vaäis" und in den „Kreuz-
rittern": auch hier feierte es, in wohldurchdachter Absicht, den Sieg der Idee
über die Materie, des Geistes über rohe Kraft, der römischen Katakomben über
das römische Weltreich, des natürlichen Rechtes über fremde Vergewaltigung.
Sein Volk mit sich fortgerissen, Europas Augen auf sich gelenkt zu haben, in
diesem stolzen Bewußtsein ist der Siebzigjährige von uns geschieden, aber noch
viele Geschlechter werden aus seinem Werke opferwilliges Tun und Zurückdrän»
gung jeglicher Selbstsucht, wie sie allen Hindernissen zum Trotz schließlich siegen
müssen, preisen und nachahmen lernen. Der wunderbaren Virtuosität des Erzäh-
lers, der unerschöpflichen Lebhaftigkeit seiner Phantasie, seinem nur für das
Große schlagenden Herzen entsprachen mächtige Vorwürfe ans näherer und fer-
nerer Vergangenheit, in die er sich hineinfühlte und hineinlebte, wie kaum
ein anderer Künstler, und er erinnerte stark an seinen Vorgänger Matejko, dessen
Pinsel nur großen Historienbildern gewachsen und für sie berufen schien.
Ihn ergänzte, die schon vor ihm aufgetreten war, Elisa Orzeschko,
die sich nie aufs historische Gebiet verirrte, die Altruismus in allen Formen und
gegen jedermann predigte, der die Feder in die nimmermüde Hand gedrückt
hatten der Frauen Knechtung und Rechtlosigkeit als eines Spielzeuges, nicht
einer Gefährtin des Mannes; das finstere Elend des kleinen Iuden in seinem
moralischen Ghetto; die dumpfe Zurückgebliebenheit des Bauern und Bauern»
adels in Litauen; die Verirrungen der sich selbst überlassenen und von vaterlands»
losen Lockungen betörten Iugend; die müde Verzagtheit und stumpfe Entsagung
der Hlteren. Sicherer Untergang schien allem Polnischen beschieden, zumal in

ihrem Wilno und Grodno, und da raffte sich die kleine Frau zu dem mächtigen
Tun auf, zu einer zwar nur literarischen (äußere Umstände versagten jede andere),
aber dafür desto wirksameren Propaganda: die Erziehung des Weibes in passen»
dere Bahnen zu lenken; im Iuden und Bauern den Menschen wecken und schätzen
zu lernen; die tiefste Verankerung im heimischen Boden und unverzagte Arbeit
als einzige Rüstung in dem ungleichen Kampfe auszuloben; die unter der Asche
der Hoffnungslosigkeit noch glimmenden Funken nationalen Wesens zu weithin
leuchtendem Feuer anzufachen; die für das allgemeine Wohl verblutet hatten,
trotz ihres Unterliegens als Sieger wieder erstehen zu lassen, weil sie die selbst»
losen Träger der großen Ideen gewesen — das wurde Losung der Edeldame.
Langsam, aber in stetigem Fortschritt, wuchs die Kluge und Gütige in diese bedeu-
tende Rolle herein. Tiefstes Naturgefühl, scharfes Sehen, wärmste Sympathie
für Entrechtete und Enterbte, lebhaftes Verständnis für alle Not der Zeit, große
Gestaltungskraft und sinniges Eindringen in fremdes Herz und Gemüt, haben
ihr Gunst der Leser auch außerhalb Polens und ihres einzig geliebten Litauens
gesichert; in Rußland fand sie dankbarstes Publikum; in Deutschland förderten
einst ihre Schilderungen von Frauenschicksalen die Emanzipation, und ihre Iuden»
und Bauerngeschichten galten als psychologische Kabinettstücke, nur ihre Haupt»
werke sind hier weder gekannt noch gewürdigt. Den Fesseln der Zensur entrann
Sienkiewiez durch Verlegung seiner Bilder in ferne Zeiten, Orzeschko durch eine
verblümte Sprache, die dem Fremden gesucht und undeutlich, dem Einheimischen
natürlich erscheint. Sie rang sich zu einem sich stets steigernden Optimismus
durch, dem die Zeit hohnzusprechen schien, dem kurz nach ihrem Tode Sieg beschie»
den werden sollte; für die langsame Wandlung der Geister legte sie beredtes
Zeugnis ab; sie hatte sie stark zu fördern gewußt.
Aus der Plejade der übrigen Zeitgenossen, von denen nur noch einer
(Swientochowski) überlebt, ragte hervor Alerander Glowaeki oder
Boleslaw Prus (sein Pseudonym), ein polnischer Dickens in seinen früheren
Novellen, in seinen breit angelegten Romanen ein philosophierender Kopf, ein
überzeugter Prediger jeglichen Fortschrittes, ein großer Realist, nur kein gleich-
gültiger Beobachter, noch kühler Darsteller; tiefstes Mitgefühl umzittert seine
Gestalten aus dem Warschauer Leben und Treiben; unübertroffen bleibt die Fein-
heit und Zartheit seiner Frauenbilder, köstlich sind einzelne Komparsen, die unter
unscheinbarem Äußern Schätze von Gemüt verbergen. In dem Erfassen der die
Neuzeit bewegenden geistigen und materiellen Kämpfe, in der Höhe seines in
wissenschaftlicher Arbeit des Soziologen und Naturforschers gewonnenen Stand»
punktes ist er seinen Vorgängern weit überlegen. In scharfen Gegensatz zu ihm
trat der reine Verstandesmenscb Alerander Swientochowski, der
Dialektiker und Raisonneur, der eine haarscharfe Klinge führt und sich an dem
Aufeinanderplatzen der Gegensätze, an dem Herabreißen der Masken, an dem
siegreichen Spiel roher Instinkte und gewandten Egoismus mit Vorliebe weidet.
.'

Seine Rededuelle verlegt er auch in perikleische und griechische Zeiten; die Ent»
wickelung der Menschheit von der primitiven Horde an bis zur endgültigen De»
freiung durch die französische Revolution schilderte er in dem Dramenzyklus
„Geister"; als Stilist erinnert er an Voltaire und Herzen, ein unversöhnlicher
Feind jeglichen Klerikalismus und jeglicher Reaktion. Diesen beiden Warschauer
Positivisten trat A. Dy ga si n ski als dritter würdig zur Seite, der, ohne einen
Vorgänger gehabt zu haben, aus seiner Naturbeobachtung heraus, die Tiernovelle
schuf, freilich nicht aus den Dschungeln Ostindiens, sondern aus den heimischen
Wäldern und Feldern, in unverwüstlichem Optimismus sieghafter Lebensfrende
das Wort führend, trotz aller eigenen, schwersten Bedrängnis.
Abseits von ihnen, jünger als sie, von der Kritik oft scheel angesehen, ging
die Schauspielerin E. JapoIska ihren eigenen Weg im Sittenroman und
Sittendrama, mit starkem Sinn für das Effektvolle, flüchtig in der Arbeit, allzu
persönlich und indiskret, dafür mit der größten Schärfe gesellschaftliche Schäden
aufdeckend, mit erbarmungslosem Hohn bourgeoise Pseudomoral an den Pranger
stellend, die gewagtesten geschlechtlichen Probleme aufnehmend, der liebessatten
Männerwelt die liebeshungrige und daher von vornherein im Kampfe arg benach»
teiligte Frau entgegenstellend. Sie wandelte einst in Zolas Spuren, freilich ohne
dessen epische Wucht, aber mit seinem Zynismus, nur mit mehr Feinheit und Geist
die Männlein von heute (ihre geschworene Feindin) und Weiblein (ohne sie zu
schonen) oft mehr karikierend, als zeichnend, ein polnischer Hans von Kahlen»
berg zugleich. Ihr Warschauer Gendarmendrama füllt jetzt das Berliner Resi-
denz»Theater und dürfte ihren besseren Sachen den Weg freimachen.
Die Luft des Warschauer Positivismus war lyrischer Poesie, ja Poesie
überhaupt direkt tödlich, trotzdem bestand in Ehren der formvollendete Asnyk
(El... y) in gedankenreichen Naturbildern und philosophierender Lyrik, während
seine erotische vielfach noch an Heine erinnerte. Erheblich weiter wirkte M.
K o n o p n i e ka, bei der jeder erotische Ton ausgeschaltet ist, die als Dichterin
in demokratischer Propaganda begann, um den Weg zu wahrer Kunst zu finden,
auf dem sie schließlich zu ihrem größten Werk, dem Bauern» oder richtiger Emi»
grantenepos: „Herr Balzer in Brasilien" aufgestiegen ist. Die einfachen Land-
leute ihrer Heimat lagen ihr stets in Herz und Sinn, auch wenn sie, für Natur-
wie Kunstschönheit außerordentlich empfindlich, an den Ufern des Rheins oder
in Ausoniens Gefilden sich erging. Und als sie nun diese Leute vom Emigrations»
fieber ergriffen sah, von den Verheerungen hörte, die Südamerikas mörderisches
Klima und die Gewissenlosigkeit von Agenten und Regierung in ihren Reihen
anrichteten, legte sie dem Dorfschmied den erschütternden Bericht in den Mund,
wie von bangen Erwartungen an bis zur grausen Wirklichkeit diese bunt zusammen»
gewürfelte Bauernschar alle Hemmnisse von Natur und Menschen in unsäglicher
Anstrengung überwindet, um wenigstens ans geweihtem, heimischen Boden sterben
zu können.

Der Einheitlichkeit und Geschlossenheit dieser Werke und Künstler, ihrer
konsequent durchgeführten Auffassung von Menschen und Dingen der Gegenwart
oder Vergangenheit, den festen Umrissen ihres Schaffens und der Gediegenheit
ihrer Form und Sprache trat seit 1890 das junge und jüngste Polen entgegen,
unruhig, widerspruchsvoll, gequält, von einem Ertrem zum andern hastend, neue
Wege suchend, alte Formen auflösend, sich auflehnend gegen alles Überlieferte,
Satzungen wie Einrichtungen, dem Sinn des Lebens nachforschend, die bangen
Fragen des Warum? Wozu? aufwerfend und gegenüber der positivistischen und
materialistischen Herabsetzung aller Kunst um der Kunst willen diese über alles
stellend. Sie war in den «Bann des Auslands geraten, hatte Einflüssen von Ost
und West nachgegeben. Auf der einen Seite der Realismus, die Mystik und
Askese eines Tolstoj, Dostojewskij, des Nihilismus, die man alle als Feinde
des offiziellen Rußlands, daher als Bundesgenossen in dessen Bekämpfung kurz»
sichtigerweise feierte, ohne zu ahnen, wie dies nur „Beerlein derselben Flur"
waren; auf der anderen Seite die Dekadenz der Nerven, der Kultus des Über»
menschen, die ästhetische Feinschmeckerei in Frankreich und Belgien, in Deutsch-
land und Italien; dies alles stürmte lockend und vielverheißend auf die Iugend
ein; nur wenige widerstanden, gingen eigene Wege oder folgten alter Tradition.
Es wechselte auch der Schauplatz der literarischen Ereignisse, verzog sich aus dem
großen, unruhigen Warschau nach dem stilleren, gesammelteren Krakau mit seinen
ehrwürdigen Denkmälern alter Pracht und Kraft, und zugleich wurden die Reihen
der bisherigen Masowier»Warschauer lmit ihrem Einschuß aus westrussischpol»
nischen Gegenden) verstärkt durch Klein» und Großpolen, aus dem Krakauischen
und Posenschen; Literatur vereinte, was Grenzen trennten.
Die merkwürdigste Erscheinung, das eigenartigste Talent, verehrte man in
dem Krakauer Maler, Dichter und Dramaturgen Stanislaw Wy»
spianski. In Matejkos Schule aufgewachsen, von Krakauer Traditionen voll»
gesogen, hat dieser Maler und Dichter, Grübler und Enthusiast, Satiriker und
Idealist in der Verschmelzung von Antike und Moderne, von Poesie und Malerei,
Volkstümlichkeit und großer Kunst, Christen» und Heidentum, Symbol und Alle-
gorie neue Wege der Kunst gewiesen. An seinen Land und Leuten leidenschaftlich
hängend, ihr tief besorgter Berater und grimmer Spötter, ihrer heutigen Ernie-
drigung bitter trotzend, nach Auswegen ängstlich forschend, hat er seiner Nation,
wie kein Fremder, ja kein Feind dies vermöchte, die schlimmsten Wahrheiten ins
Gesicht geschleudert, aber sie kamen aus dem liebendsten und größten Herzen.
Seine „Hochzeit", in den losesten Formen eines Krakauer Krippenspieles gehalten,
ist schärfste Satire auf das zeitgenössische Polen: die Anbahnung eines Verkehrs
und Austausches zwischen Herr und Bauer, aus realer in phantastische Welt hin»
übergeleitet, mit den Randglossen des Dichters versehen, hat trotz Fehlens jeglicher
Handlung beispiellose Wirkung geübt. Anderes, was vorging und folgte, allzu aus-
schließlich Allegorie und Symbol, befremdend in Einzelheiten, unklar im ganzen,

blieb weit hinter „Hochzeit" zurück. Es entschädigten reichlich die Tragödien aus
der Tragödie von 1831, der unselige Kampf der Anschauungen und Gesinnungen,
die mangelnde Siegeszuversicht, die kein Pflichtgefühl zu ersetzen vermag, die
Kassandrarufe der mit dem zweiten Gesicht bedachten, endlich die Verscharrung des
lebensfähigen Korns und Keims den Winter über für ein« spätere Reife. Dann
erschütternde Tragödien aus dem Volksleben, in antikem Stile gehalten, des
Fatums Walten, die Folgen der bösen Tat. Endlich eine Reihe romantischer Tra»
gödien aus heroischer Zeit, urpolnischer oder homerischer, mit willkürlicher, hock)
interessanter eigener Umprägung des überlieferten Stoffes. Ein vorzeitiger Tod
unterbrach fruchtbarstes Schaffen, Krakaus bedeutendsten Einschuß in Polens
Literatur. Zwei Söhne desselben kujavischen bisher ganz unpoetischen Bodens
schlugen die entgegengesetzteste Richtung ein. Stanislaw Przyby-
szewski, der von deutscher Belletristik zur polnischen sich zurechtfand, in Strind»
bergs Berliner Zirkel eine führende Rolle spielte, dann in Kralau Schule machte,
hat in seiner Trilogie vom ..Homo »llpieu»" (gemeint ist allerdings nur der
„iu8ipi«iis") und in seinen Dramen die „nackte Seele", die Macht der Instinkte
und der Vorstellungen an der Schwelle des Bewußtseins in dem erotischen An»
ziehen und Abstoßen, wie die Schwäche des Menschen die Schuld auf sich laden
muß und darüber wieder zugrunde geht, in den verschiedensten Nuaneen aus»
geführt; ein bei Polen, ja Slaven überhaupt, ungewöhnlicher Kern dramatischen
Empfindens zeichnet ihn aus. Sein Landsmann dagegen, Ian Kasprowiez,
bleibt ausgesprochenster Lyriker; er hatte mit volkstümlicher Tendenziosität ein-
gesetzt, langsam sich vom Sozialismus frei gemacht und individuelles Sein und
Leiden, die Qualen der sündigen schwachen Menschheit, in ausgesprochen reli-
giöser Stimmung, die immer in antireligiöse umspringt, in herzzerreißenden Tönen,
in wunderbar gequälter Form, die der Disharmonie des Themas wie angeboren
scheint, ausgesungen; die leidenschaftlichsten Vorwürfe und Klagen finden all»
mählige Beruhigung, klingen in friedlicher Naturbetrachtung und altruistischer
Pose aus.

Das masovische Kernland steuerte jedoch weiter die zahlreichsten Talente bei,
seine einstige literarische Unfruchtbarkeit doppelt und dreifach ersetzend. So in
dem älteren, in I o s. W ey ss en h o f, dessen erstes auch sein bedeutendstes Werk
geblieben ist; „Leben und Taten des Herrn von Podfilipski" sind ein Kabinettstück
von Ironie, geißeln in der unauffälligsten, daher wirksamsten Weise den Kosmo»
politen, der sich seiner Heimat schämt, weil sie sich noch viel mehr seiner schämen
müßte; die anderen zeitgenössischen Romane — er schrieb nur solche, halten sich
nicht mehr auf gleicher Höhe. Völlig bodenständig ist das ausgesprochen epische
Talent von W. R e v m o n t, des Verfassers des vierbändigen Sittenromans
„Bauern" — nach den vier Iahreszeiten und ihrer Wechselwirkung auf Land und
Leute, die ganz noch im Banne ihrer Scholle stehen, eine Offenbarung des Bauern,
wie sie keine andere Literatur ihr eigen nennen kann. Aber er ist ebenso in der

großen Fabrikstadt zu Hause, kennt die „Lodzer Leute" und Macher, die viele Not
und das große Elend, das dort zu Hause ist neben dem Prunk und Protzentum der
wenigen. Und mit demselben durchdringenden Auge, das jeden Zug auffängt,
hat er auch andere Gebiete (des Komödiantentums in der Provinz und dergl.)
beobachtet, sich zuletzt dem großen historischen Genre zugewandt, Polens Unter»
gang 1794, die Leichtfertigkeit der einen, die Aufopferungsfähigkeit der anderen
zu schildern begonnen.
Sein mächtiger epischer Schwung fehlt dem äußerst langsam schaffenden
W. Berent. Von seinen beiden Hauptwerken schildert das eine polnische
Künstler- und Literatenbohöme im Ausland, aber wie weit sind wir entfernt von
den humoristischen und sentimentalen Pastellbildchen Murgers! „Moder" und
Zunder, kein Kern — diese Dilettanten des Lebens und der Kunst, mit ihren
Rasseneigenheiten dem zersetzenden Einfluß der Großstadt preisgegeben, Opfer
ihrer eigenen Schwäche. Das andere, „Wintersaat", übt vernichtende Kritik an
der Warschauer Gesellschaft; um das Warschau von 1916 zu erkennen und manches
Befremdende zu erklären, kein Werk schiene hierzu geeigneter; es ist, wie das erste,
eine tief angelegte Psychologie und Physiologie gebildeter Kreise. Auch die sprach-
liche Durcharbeitung hält sich auf der Höhe ihrer Aufgabe, keine Nachlässigkeiten,
keine Banalitäten stören den anspruchsvollen Leser. Gibt hier die Revolution
von 1905 nur den stimmungsvollen Hintergrund, so führen mitten in sie, in die
Bombenattentate nnd unter die Erpropriateure die Novellen und Erzählungen von
A. Strug (Pseudonym); es sind dies äußerst interessante, wenn auch mitunter
etwas kunstlose, mehr nur feuilletonistische Beiträge zur Psychologie dieser Tage
und Menschen; sie greifen zuletzt auch in die Katastrophe von 1863 zurück.
Aus der Leidenschronik polnischer Familien schöpfte auch G. Danilowski
sein rührendstes Buch, das künstlerisch und menschlich ungleich höher steht als seine
folgenden Beiträge.
Den Leidensgang nach Sibirien haben A. Szymanski und W. Siero»
szewski einst selbst betreten und der polnischen Sibirienliteratur das wert»
vollste beigesteuert. Szymanski bleibt auf dem Standpunkte des Verbannten, mit
dem einzigen bohrenden Gedanken im Kopfe, der einzigen zehrenden Sehnsucht
im Herzen, die Heimat wiederzusehen, zu fliehen, nnd sollte er darüber zugrunde
gehen. Sieroszewski ist der erotischeste Schriftsteller unter den sonst so boden»
ständigen Polen; von seinen Iakuten hat er dann den Weg nach China und Korea,
zu den Ainos auf Sachalin und zu Iapanern gefunden und in einer Reihe wert»
voller ethnographischer Skizzen und Werke sogar die russische wissenschaftliche
Literatur bereichert; den Belletristen interessierten ebenso die fremden Völker (die
für Szymanski gar nicht eristierten), doch wählte er seine Themen so, daß er
stets Altruismus, Dpferfreudigkeit, Selbstlosigkeit feierte und lehrte, Vertreter ab-
geklärter Humanität, was ihn nicht abhielt, 1914 zu den Waffen gegen dieselben
Russen zu greifen, die die dankbarsten Kenner und Sebätzer seines Schaffens

waren. Sein letztes und umfangreichstes Werk ist dem Abenteurer Beniowski von 1780 gewidmet, der von Kamtschatka geflohen, Madagaskar den Franzosen gesichert hat.
Über ihnen allen steht Zeromski, der Z y ch früherer Tage, der in seinem großen historischen Gemälde („Asche", 1796—1812) wie in seinen zeitgenössischen Romanen im Grunde Lyriker bleibt, dem das eigentliche Erzählertalent nicht beschieden ist, dessen Roman« in Einzelschilderungen zerflattern, die, was Weckung und Erhaltung von Stimmung betrifft, nicht übertroffen werden können. Die wunderbare Anschaulichkeit seiner Bilder, der lyrische Schwung, der sie durch» glüht, der konzentrierte Ausdruck, gegen den die Sprache anderer wie farblos erscheint, alles wird in den Dienst der einen Sache gestellt, des moralischen Impera- tivs, der energischen Vaterlands- und Gerechtigkeitsliebe. Seine Helden erfüllen ihre Pflichten, ohne Kompromisse zu kennen; sie opfern ihr Lebensglück, wenn es sie beim Erreichen höher gesteckter Ziele behindern sollte; sie rufen nicht, wie der Ibsensche „Volksfeind", erst am Abend ihres Lebens, daß Alleinsein stark macht, sondern sie handeln danach in dessen Morgen. Und immer drängt sich in den Vordergrund die Frage, wie diene ich meinen Nächsten, um meinem Vaterlande zu dienen? Dieses Gefühl überwindet Erziehung und Anziehung jeglicher Art; in dem russischen Offizier erwacht der patriotische Pole. Glühender Russenhaß ist ihm angeboren; er martert seine Phantasie ab, um auszuhecken, wie er diesem Feinde beikommen könnte; er verachtet die Lauen oder gar Feigen, höhnt die Zufriedenen, feiert die Aufsässigen, daß jeder seine vaterländische Pflicht an seinem Ort erfülle. Von dieser unbequemen Forderung läßt er nie ab, sucht ihre rücksichtslosen Erfüller auch in ferner Vergangenheit: unter den Lebenden das stärkste Talent.
Warschaus Pflaster ist allerdings sonst kein günstiger Boden für Poesie und Lyrik zumal; neben dem Großpolen Kasprowiez ist der Krakauer K. Tet» majer Chorführer einer langen Reihe von Dichtern, die nach der positivistischen Öde wie Pilze nach dem Regen aufsprossen. Der Lyriker Tetmajer, der viele und starke Wandlungen seines Talentes durchmachte, ist auch der Schilderer in Versen und namentlich in markiger, volkstümlich»dialektischer Prosa der pol» nischen Gebirgsleute, in den Verbergen der Tatra (Zakopane) und in der Tatra selbst, dieses kräftigen Menschenschlages mit den Traditionen ungezwungenen Iagd», ja Räuberlebens im Blut, und auch hier ist er Vorläufer einer stattlichen Reihe von Schilderern ihrer heimischen kargen Scholle, der Freiheit und Schön» heit ihrer Berge, geworden.
Nur im Drama gibt es noch immer starke Lücken; trefflichen Schauspielern (der Pole verfügt über das nötige Temperament vollauf) werden nur selten von der heimischen Literatur dankbare Aufgaben gestellt. Fast jeder von den oben Genannten hat sich hier versucht, keiner, außer Przybyszewski und Zapolsra, sich behauptet, denn Wyspianski ist für das tägliche Kassenrepertoir zu groß und

unbequem. Nowaezynski hat eine Reihe wirkungsvoller historischer Lust» und
Trauerspiele geschaffen, namentlich eine wohl dokumentierte Chronik vom fal-
schen Demetrius, die reale, nicht die phantastischen» Wege Schillers betritt; ein
Gotzkowski-Drama mit der schärfsten Charakteristik des Großen Fritz; auch einen
sanglanten Angriff auf das modernste Krakau, dem er doch nach Geburt und
literarischer Erziehung angehört.
Wir haben nur die Hervorragendsten genannt, viele und vieles, unter den
Iüngeren und Iüngsten zumal, übergangen. Der Krieg hat bisher in der pol»
nischen wie in der russischen Literatur weder neue Richtungen noch neue Talente
großgezogen. Aber eines hat er bereits zuwege gebracht, der Literatur volle Frei-
heit wiedergegeben. Das durch ihn bewirkte Schaffen eines selbständigen Polen,
die Verwirklichung der patriotischen Träume seit bald hundert Iahren enthebt die
Literatur endlich ihrer bisherigen Rolle: die einzige legitime Vertreterin des
Volksganzen zu sein, immer nur ihre Stimm« dafür erschallen zu lassen, immer
darauf bedacht zu sein, wie sie ibrer patriotischen Aufgabe gerecht werden könnte.
Ruferin in dem nationalen Kampfe zu bleiben. Hat auch das neue Königreich
nicht alle Polen vereinigt, so hat es doch dem Kern der Nation die Möglichkeit
allseitigen Auslebens gewährleistet. Und nun wird endlich Literatur, zumal schöne,
aufhören, als einziges Lebensorgan zu funktionieren; sie kann jetzt ruhig von sich
sagen: Herr, entlasse mich in Frieden; sie hat ihre vaterländische Aufgabe nach
bestem Wissen und Gewissen erfüllt, nicht verzagt, noch verzagen lassen. Wir
ernten, was sie säete; fortan wird ihre Aufgabe bescheidener, aber nicht minder
dankbar bleiben.

Universitats-Dozent Dr. Jonas Frankel:

Henryk Sienkiewicz. d.1«. Novemb« i9i«).

Es ist wie in einer Tragödie: im Augenblick, da der Held sein Schicksal
sich erfüllen sieht, bricht er zusammen. Ein Mose, der ins gelobte Land hinüber»
schaut, das er nicht betreten wird. Das Leben dieses Dichters war der Ver-
herrlichung der Geschichte des alten Polen gewidmet; ans den glanzvollen Vil,
dern der Vergangenheit sollte sein Volk die Hoffnung schöpfen auf einstige
Wiedergeburt. Und nun, da die Sehnsucht und die Träume eines ganzen
Iahrhunderts in Erfüllung gehen, da aus nebelhaften Fernen mit einem Mal
die greifbaren Umrisse eines neuen Polen auftauchen und das polnische Volk nach
endlosen Leiden unter der zarischen Knute wie aus einem schweren Traum er-
wacht, den Sargdeckel, unter dem es für alle Zeiten begraben schien, krampf»

haft aufstößt und an die Tür Europas klopft: „Ich bin!" — sinkt sein Dichter
hin. Der einzige Pole von europäischem Namen verläßt die Seinen im Augen»
blick, da das totgesagte polnische Volk sich anschickt, in die europäische Staaten-
familie (ach, die zerrissen«, verfeindete, sich zerfleischende Familie!) wieder ein»
zutreten, und die Autorität dieses einen Mannes ihm mehr sein könnte als je
vorher.

Sienkiewieez war der erste polnische Dichter, der sich außerhalb seines
Landes Gehör zu verschaffen gewußt hat — aber er istnicht der größte polnische
Dichter. Und er wurde weltbekannt nicht durch seine sympathischsten, reinsten
Bücher, sondern durch den Cäsarenroman „Huc» vactis?", aus dem der Ruhm
der Kirche in strahlendem Glanze leuchtete. Es war kein Zufall, daß dieses
Buch in Frankreich, wo der Katholizismus gegen Ende des letzten Iahrhunderts
in kaum glaublichem Maße erstarkte, selbst die Auflagezahlen der Zola'schen
Romane in den Schatten gestellt hat.

In dem Briefwechsel zwischen Nietzsche und Overbeck, der, lange erwartet,
neulich erschienen ist, findet sich die folgende Stelle: „Kennst du den »Herrn
Thaddäus^ von Mizkiewiez in der Übersetzung von Lipiner? Ich gestehe, daß
ich voll Staunen bin über die Entstehung eines solchen Gedichts in unserer Zeit.
Ich wüßte ihm nichts an Reichtum, Innigkeit und Schlichtheit der Stimmungen
und an eigentlich dichterischem Zauber in der Literatur unseres Jahrhunderts gleich
zusetzen, und die Übersetzung scheint mir auch prachtvoll." Wer je die Lipiner«
sche Übersetzung der schönsten polnischen Dichtung in den Händen gehabt, wird
sicher gleich den beiden Freunden erstaunt gewesen sein über die Meisterkunst,
mit der hier ein fremdsprachiges Werk der deutschen Literatur einverleibt worden
ist. Doch wer, selbst unter den Zünftigen, außerhalb Polens kennt den großen
Mizkiewiez? Wer kennt Lipiners Übertragung des „Herrn Thaddäus"? Wer
kennt gar die eigenen Dichtungen Siegfried Lipiners, von dem Nietzsche einst an
Rohde schrieb: „Wenn der Dichter nicht ein veritables Genie ist, so weiß ich
nicht mehr, was eins ist" —?

Die beiden großen Dichter der polnischen Romantik, Mizkiewicz und Slo-
wazki, der erst vor einigen Iahren verstorbene geniale Maler und Dichter Stanis-
law Wnspianski, der gleich einem herrlichen, die Seelen erschütternden Meteor
aufging und schnell dahinschwand, unendliche Trauer unter seinen Landsleuten
zurücklassend — sie alle sind im Ausland kaum ihrem Namen nach bekannt gewor»
den, indessen Sienkiewiez vor einem Iahrzehnt der meistgelesene Autor diesseits und
jenseits des Ozeans war — dank „Hnc> vaäis".

Seltsames Walten des Schicksals! Blind hebt die Welle den Einen in die
Höhe und vergräbt die Anderen, Würdigeren, in ewiges Schweigen und Ver-
gessen . . .

Doch Sienkiewicz' Bedeutung in der Literatur seines Volkes ruht nicht auf
„Hun vlläis". Diesem Roman aus der Zeit der ersten Christenverfolgungen war

eine lange Reihe von Werken vorangegangen, die ihren Verfasser zum populärsten Schriftsteller in seiner Heimat machten und ihn bis an sein Lebensende auf der breiten Welle der Liebe des Volkes trugen.
Sienkiewiez' Talent blitzte gleich in seinen ersten Publikationen auf. Im Iahre 1846 in dem nunmehr glücklich der Vergangenheit angehörenden „Kongreß» polen" geboren, war er kaum einige zwanzig Iahre alt, als er über den Ozean ging und sich dort den Stoff zu seinen „Skizzen aus Amerika" holte.
Schon m>it diesem Erstlingsbuch eroberte er sich die Beachtung der Öffentlichkeit in seiner Heimat. Mit einem scharfen Beobachtungssinn begabt, mit einem Auge, das überall das Besondere herausfand, entwarf er packende Bilder aus dem geschäftigen Lande des allgemeinen „dusiQess" — Bilder, die sich durch die Lebendigkeit, Knappheit, Frische und Ursprünglichkeit den besten Erzeugnissen der journalistischen Momentkunst an die Seite stellten. Sienkiewicz fühlte sich aber vor allem zu seiner Heimat hingezogen, der er sich denn auch gleich nach dem Erscheinen der „Amerikaskizzen" mit ihren erotischen Motiven zuwandte. Hier fand seine Begabung den eigentlichen Boden, auf dem sie sich fortan in raschem Tempo entwickelte. Mit jedem Werke stieg der junge Schriftsteller höher, stellte sich immer schwierigere, kühnere Aufgaben, um an ihnen die Intensität seines Könnens zu erproben.
Die erste Frucht auf dem Wege, den Sienkiewicz jetzt betrat, war eine Reihe von Bildern aus dem Leben des Bauernvolkes, vor allem „Die Kohlen» skizzen". Das Buch erregte ungewöhnliches Aufsehen bei den Zeitgenossen: es war, das erste Produkt des polnischen Realismus mit ausgesprochen sozialen Tendenzen. Die junge Generation der polnischen Schriftsteller erblickte nach der blutigen Unterdrückung des Aufstandes vom Iahre 1863 ihre Aufgabe in der inneren Erneuerung des polnischen Volkes. Das Trachten nach politischer Wiedergeburt sollte nicht mehr alle Kräfte der Nation lähmen. Der Gedanke einer organischen Wiedergeburt bemächtigte sich aller denkenden Kreise in dem nunmehr der schrankenlosesten Willkür der zarischen Beamten ausgelieferten Teile Polens. Alle Arbeit sollte ausschließlich auf dieses eine Ziel gerichtet sein. Aus den Fehlern der Vergangenheit wollte man für die Zukunft lernen. Arbeit! Ausnutzung der vorhandenen nationalen Kräfte! wurde jetzt die Losung. Mit kritischen Blicken begann man nun die inneren Verhältnisse zu betrachten. Diese neue, kritische Einstellung kam in den Erzählungen von Sienkiewicz zum Aus» druck. Ein heftiges Für und Wider entspann sich in der polnischen Kritik. Die konservative Partei bätte das Buch am liebsten auf den Inder setzen mögen. Allein das ging ja nun nicht an. Auch der heftigste Gegner konnte nicht die Augen verschließen vor dem künstlerischen Reiz, der diesen dem Leben abgelauschten, das Leben rücksichtslos zeichnenden „Kohlenskizzen" lag. Es waren darunter solche

feine Sachen wie jene lyrisch-zarte, dabei tief erschütternde Erzählung von dem kleinen Dorfjungen „Ianko", dem sein sehnsüchtiges Verlangen nach Musik den Tod bringt. Diesen kleineren Skizzen gesellten sich mit der Zeit mehrere längere Novellen aus derselben Lebenssphäre, vor allem „Ums liebe Bro t", die traurige Geschichte einer Bauernfamilie, die den drüekenden Verhältnissen daheim den Rücken kehrt, einem Auswanderungsagenten in die Hände fällt und aufs Geratewohl nach Amerika hinüberwandert, wo sie elend zugrunde gehl. Eine einfache, schlicht erzählte Geschichte, aber gerade durch ihre Schlichtheit mächtig ergreifend und wie die Mollmelodie eines hergewehten slawischen Volks« liedes wirkend. Einem Kenner wie I. V. Widmann hat sie, nachdem er sie in einer deutschen Übersetzung gelesen, das Lob entlockt, der Dichter hätte hier „eine köstliche, aus Tränen gewordene Perle des Menschenherzens künstlerisch in Gold gefaßt".

Sienkiewicz hatte sich durch diese Erzählungen aus der Gegenwart eine selbständige, geachtete Stellung in der Literatur seines Volkes erobert. Man schien nunmehr über den weiteren Weg, den sein auf künstlerische Ausmalung sozialer Zustände der Heimat gerichtetes Talent nehmen würde, klar zu sein. Doch es vergingen einige Iahre, und Sienkiewicz überraschte mit einem Sprung, der, so sehr er auch für sein ferneres Schaffen ausschlaggebend wurde, doch immer» hin sehr gewagt, wenn nicht gefahrvoll war. Es gehört wenigstens zu den Selten» heiten in der Geschichte der Literatur, daß einem glücklichen Gegenwartsschilderer eine gleich glückliche Schilderung der Vergangenheit gelänge. Einem in der Gegenwart wurzelnden Geiste geht in der Regel der naiv»historische Sinn ab, der sich durch kein noch so eingehendes Studium erwerben läßt — jene seltene Gabe, sich in die fernen Zeiten hineinzuleben und sie dem Leser ohne irgendwelche Wichtigtuerei, ohne jeden gelehrten Kram, als etwas Selbstverständliches vor-zuführen. Sienkiewicz jedoch, der glänzende Realist, verdankte dieser vorläufigen Abkehr vom modernen Leben und der Zuwendung zur Historie nicht nur ent» scheidenden Erfolg, Ruhm und Popularität, sondern auch, was für ihn das weit Wichtigere war, eine gewaltige Steigerung seines Könnens, ein Hinauswachsen über die ursprünglich engen Grenzen seines Talentes. Es war eine künstlerische Selbstbefreiung. Denn heute wissen wir ja, daß sein eigentlichstes Gebiet der geschichtliche Roman war.

Sienkiewiez' Talent ist in erster Linie ein malerisches. Was ihn an den Gegenständen, die er vorführt, interessiert, das ist ihre Farbe. Die Farbe fesselt seinen Sinn, an der Farbe weidet sich sein entzücktes Auge. Ein solcher Künst» ler wird nie neue Welten schaffen, aber die alten, vom Staub der Iahrhunderte verblaßten, die wird er zu neuem Leben erwecken, voll Pracht und Herrlichkeit. Er wird sich von der ihn umgebenden Welt, der er allzu nahe steht, um in ihr etwas anderes zu erblicken, als ein Chaos von grauem Durcheinander, abwenden und sich in die Vergangenheit flüchten, die ihm infolge der Entfernung und des

dadurch ermöglichten großzügigeren, vielleicht auch oberflächlicheren Auffassungs»
art in reicheren, satteren Farben erscheinen wird.
Sienkiewiez gleicht darin seinem malenden Landsmann, dem Piloty»Schüler
Siemiradzki, der in den achtziger und neunziger Iahren in Deutschland,
Frankreich und Italien gleicherweise Aufsehen erregte. Auch dieser war ein
glänzeuder Kolorist, auch seine Kunst wühlte in den Ruinen der Vergangenheit
und belebte sie mit berauschender Farbenglut. Beide waren auch schwärmerische
Dewunderer antiker Kultur, besonders der Epoche der römischen Dekadenz mit
ihrem raffinierten Schönheitssinn. Bei Sienkiewiez jedoch finden wir diesen
letzteren Zug erst in „Hun vaäi^'. Ienes Werk aber, dem er die schönsten
Blätter feines Lorbeers verdankt, ist viel früher entstanden. Ich meine die
große dreizehnbändige Trilogie: „Mit Feuer und Schwert", „Die
Sintflut" und „Pan W o l odyjo w s ki".
Auf diesem dreiteiligen Werke, das ja heute auch in verschiedenen deutschen
Übersetzungen vorliegt, beruht Sienkiewiez' Bedeutung in der Literatur seines
Volkes. Der Romanzyklus spielt im siebzehnten Iahrhundert, also zur Zeit,
da die polnische Republik — so hieß ja dieses ganz auf den Vorrechten des Adels
aufgebaute Königreich — zwar noch auf der Höhe ihrer Macht stand, im Innern
aber bereits das Gift der Zersetzung trug. Solche Augenblicke werden immer
aufgesucht, wenn es sich darum handelt, eine längst verschwundene Zeit in der
Kunst auferstehen zu lassen. Denn gerade in solchen Übergangsperioden blitzen
all die Eigenschaften einer früheren Epoche in ihrer ganzen Herrlichkeit noch
einmal auf, ehe sie, von dem gewaltigen Ansturm eines neuen Zeitalters verdrängt,
für immer verlöschen. Das sah Sienkiewiez ein und wählte einen geschichtlichen
Moment, da das alte polnische Rittertum seine letzten großen Tage erlebte.
Und in den Geist dieser Zeit mit ihrer verschwenderischen Pracht, mit ihrem
starken Lebensatem und verwegenen Tateusinu versenkte er sich mit Liebe und
künstlerischer Hingerissenheit. Er schwelgt geradezu im Ausmalen all der Tugen-
den und Verbrechen jener Zeit. Weite Kreise umgreift er mit seinem Blick, und
seine Hand erweist sich gleich sicher, ob er in Bildern voll packender Kraft das
erregte Leben und Treiben des Adels zeichnet, der ja in dieser „adeligen Republik"
das eigentliche Volk ausmachte, oder ob er die wilden Kosaken» und Tataren-
horden und ihren Führer, den dämonischen Chmielnizki, vorführt, unter dessen
Schritten Blut aus der Erde hervorzuquellen, dessen Hauch überall Flammen
zu entzünden scheint.
Der Glanz ferner, entschwundener Romantik liegt auf diesen Bänden. Im
Gegensatz zu Walter Scott, der in seinen Schilderungen aus der Vergangenheit
die verwandtschaftlichen Züge mit der Gegenwart aufsucht, betont Sienkiewicz in
seinen historischen Romanen gerade die unermeßliche Kluft, die das Einst von
dem Heute trennt. Ebenso verfälhrt ja auch Flaubert in seiner „Salammbö",
und auch in Conrad Ferdinand Meyers Novellen wird die Distanz vom Gegen»

stande gefühlt — ohne daß ich freilich auch nur im entferntesten die nicht selten
konventionelle und auf die Gefühle der Leser rechnende Art des Polen mit der
strengen, edlen Kunst des Schweizers vergleichen möchte. Während Meyer in
die Tiefen der Seele seiner Gestalten hineinleuchtet, begnügt sich Sienkiewiez mit
freskoartigen Gemälden, die durch ihr figurenreiches Durcheinander wirken.
Nach der Vollendung der „Trilogie" ließ Sienkiewiez das Gebiet der pol-
nischen Geschichte eine,Zeitlang ruhen, um erst nach einem längeren Zwischenraum
wieder zu ihr zurückzukehren. Doch wenn er in den früheren Romanen die Zeit
des beginnenden Verfalles geschildert hatte, so wandte er sich nunmehr der
Blütezeit des polnischen Königreichs zu, als es in der Fülle seiner Macht den
Nachbarn ein Schrecken war. In den „Kreuzrittern" wählte er jene
bewegte tatenreiche Epoche, die auch einem andern großen Verherrlicher der pol-
nischen Vergangenheit, Ian Matejko, zu seinem gewaltigen Bilde im
Krakauer Nationalmuseum, „Die Schlacht bei Tannenberg", den Stoff lieferte:
das Zeitalter der blutigen Kämpfe zwischen dem verbündeten polnisch»litauischen
Heere und dem deutschen Ritterorden. Sein letzter Roman aber, „Auf dem
Felde des Ruhms", galt der Befreiung des von den Türken belagerten
Wien durch den Polenkönig Ian Sobieski.
Man weiß, wieviel mühsames, oft bis auf die kleinsten Einzelheiten sich
erstreckendes Studium ein halbwegs guter historischer Roman erfordert. Und
erst ein Werk wie die „Trilogie", die die geschichtlichen Tatsachen mit gewissen-
hafter Treue herübernimmt und das zeitliche Kolorit mit allen seinen Schattierun-
gen wahrt! Ein anderer an Sienkiewiez' Stelle hätte sich, nachdem er so tief
und mit solchem Eifer in eine geschichtliche Zeit eingedrungen, nicht so rasch von
ihr getrennt. Er würde sie wohl dauernd zum Schauplatz seiner Romane gemacht
haben. Bei Sienkiewiez dagegen sehen wir nach der Vollendung der Trilogie
einen plötzlichen Umschwung sich vollziehen. Er wendet sich von der Historie ab
und bemächtigt sich mit kühnem Griff des psychologischen und des sozialen Romans.
Allerdings nimmt der soziale Roman — wenn wir „Die Familie Polaniezki"
so nennen dürfen — unter Sienkiewiez' Werken eine der untergeordneten Stellen
ein, doch vom Standpunkt des „bürgerlichen Romans" bedeutet „Die Familie
Polaniezki" immerhin eine achtunggebietende Leistung. Was die Anlage, inneren
Gehalt und Kunstwert betrifft, so fordert der Roman einen Vergleich mit Freytags
„Soll und Haben" heraus und dürfte ihn auch aushalten. Hauptsächlich berührt
sich Sienkiewiez mit Freytag in der Tendenz seines Romanes. Aber auch mit
dem französischen Naturalismus, mit dem er sich in den „Briefen über Zola"
auseinandergesetzt hat und als dessen Nachahmer er eine Zeitlang von den
Orthodoren seines Landes hingestellt wurde. Die ernste Mahnung, die durch
Zolas Schaffen geht und die er in seinen letzten Romanen so energisch aufstellt:

die Arbeit ist die Seele der Welt, das Glück und die Ehre — diese Mahnung
könnte man dem Roman von Sienkiewicz als Motto vorsetzen. Er nahm so,
von dem Ausflug in die romantische Vergangenheit heimgekehrt, die Tendenzen
seiner frühesten Erzählungen wieder auf. Bei dem polnischen Schriftsteller wird
freilich neben dem I^bora! des Franzosen — nicht gerade zum Vorteil seines
Werkes — auch das Oru! stark betont.
Einen der Gipfelpunkte in Sienkiewiez' Schaffen bildet sein psychologischer
Roman „Ohne Dogma". Die Behendigkeit und Leichtigkeit, mit der er
heute dies, morgen das ergriff und durchführte, war bei diesem Schriftsteller
erstaunlich. In der „Trilogie" beschwor er neben gewaltigen Schlachtenbildern
das bunte Treiben der „adeligen Republik", in „Familie Polaniezki" malte er
das beschränkte Alltagsleben einer bürgerlichen Familie, und endlich in „Ohne
Dogma" bot er das Seelenbild eines till.äe.siecl« Menschen. Und sicher ist
Sienkiewiez noch nie so tief, so hellsichtig analysierend gewesen wie hier.
Ploszowski, der Held, ist ein feinsinniger Ästhet, der, nachdem er sich aller Dogmen
entledigt hat, nun ausschließlich einem dilettantischen Kunstgenuß lebt. Eine
ihr Inneres zerfasernde Natur, ein Hamlet, der nie etwas im Leben erreicht,
weil ihm das Leben davonläuft, während er noch mit Philosophieren beschäftigt
ist. Eine tragische Individualität, die sich ihrer Tragik voll bewußt ist und sie
durch die zersetzende Reflerion in immer erschreckenderem Bilde erblickt. Eine
Gestalt, wie sie einem in der höheren Gesellschaft des alten „Kongreßpolen"
sehr oft begegnete: von der Mitwirkung am staatlichen Leben ausgeschlossen,
kehrten gerade die feineren Naturen in tatenlosem Dasein ihre Kräfte gegen
sich selber. In der polnischen Literatur der letzten Iahrzehnte ist dieser Typus
vielfach vertreten: man kann seine Bekanntschaft auch in dem Roman des
Barons Weyßenhoff „Leben und Gedanken des Herrn von Podfilipski" machen,
der neulich in Fischers Romanbibliothek herausgekommen ist.
Nach den beiden Gegenwartsromanen flüchtete sich Sienkiewiez wieder in
die Historie. Doch hier lockte ihn zunächst jene Zeit, die den Stoff für ..Hnn
vacUs" hergeben sollte: der weltgeschichtliche Moment, da die beiden Gewalten:
das in seinen Grundfesten bereits erschütterte Imperium roninnum und das
junge, still aufstrebende Christentum plötzlich aufeinanderprallen und einen Kampf
auf Leben und Tod aufnehmen. Allein gerade hier, angesichts eines Vorwurfs
von weittragender Bedeutung, zeigte es sich besonders deutlich, wie äußerlich und
konventionell im Grunde die Kunst Sienkiewiez' ist. Aber vielleicht war es gerade
diese Eigenschaft, auf einen außerordentlichen Stoff angewendet, di? ..H,ic>
vucU«" die Wege des Erfolges über die ganze Erde bahnte?
Iohannes Schlaf hat einmal ,.<)un vaäis" mit Flauberts „Salammb«,»"
verglichen. Er schrieb: „Die Salammb» ist eine gewaltige düstere Tragödie mit
einem pessimistischen Untergrund, der der Wirkung an vielen Stellen geradezu
etwas Grausiges gibt. Der Salammbü gegenüber verzweifelt man an der Ge»

schichte und der Menschheit; das ist großartig, ist Dämonik und Temperament, aber nicht eben gerecht. Den Greueln und wüsten Orgien der römischen Kaiser» zeit, die Sienkiewiez mit großer Meischerschaft darstellt, ist in erlösender Kontrast wirkung der ganze Idealismus und der bewunderungswürdig«, hinreißende Elan der jungen christlichen Idee entgegengesetzt. Sienkiewiez ist gerechter als Flaubert. Es ist so groß, so schön, so befreiend zu sehen, wie aus der letzten tollen Orgie einer abgelebten Kultur ein neues Leben mit gewaltiger Inbrunst sich emporringt. Die jauchzende, triumphierende Unsterblichkeit der Lebensgewalten strahlt wie eine junge Sonne über all den tollen Herensabbath jener Dekadenzzeit der alten Welt . . ."

Ich habe mit Bedacht dieses Urteil eines bekannten Schriftstellers hierher» gesetzt, weil es sich mit dem allgemeinen Urteil über „Huo vaöiß" decken dürfte. Doch wo es sich um Kunst handelt, wird eine strenge Kritik kaum geneigt sein, ihr Urteil durch Sentimentalitäten bestimmen zu lassen. Einer späteren Zeit wird es unbegreiflich erscheinen, daß man einst »Huc» vaäis" in einem Atem mit einem so reinen Kunstwerk wie „Salammbtt" nennen konnte. Voltaire hat das Motiv des „Hun vaäw" in einem kurzen Dialog verarbeitet, doch aus den wenigen Seiten des Mannes von Ferney vernehmen wir die Stimme eines Bürgers künftiger Iahrhunderte.

Ein Bürger künftiger Iahrhunderte war der gefeiertste polnische Schrift-steller nicht. Doch in der Literatur seines Volkes wird er fortleben als der farbenreichste Wiedererwecker alter polnischer Herrlichkeit in trüben Tagen.

Dr. pbil. 6t inA. Eugen Meiler:

Polens Schicksal in deutschem Liede.

Die unerbittliche Logik der Geschichte hat es mit sich gebracht, daß an jener Liquidation des polnischen Staates, die durch die jahrhundertealten Fehler und Sünden des polnischen Volkes unvermeidlich geworden war, auch Deutsch» land sich beteiligen mußte. Daß aber das deutsche Volk trotz der großen poli-tischen Schwierigkeiten, über die es sich mit seinem östlichen Nachbarvolke aus» einanderzusetzen hatte, vom Geiste der Feindschaft gegen das Polenvolk weit entfernt war, dafür haben wir das unwiderlegbare Zeugnis unserer Dichtung. — Die Polendichtung bildet ein eigenes Kapitel unserer Literaturgeschichte; und zwar verstehen wir darunter nicht alle diejenigen Werke, die sich stofflich irgendwie mit Polen und seiner Geschichte beschäftigen, sondern es sind ganz in besonderem jene Erzeugnisse, in denen sich deutsche Teilnahme an dem „messia»

nistischen Polenschmerze", an Polens Schicksal ausspricht, die man der Gruppe
der deutschen Polenliteratur zuzurechnen pflegt.
Das älteste deutsche Polengedicht in diesem Sinne entstammt dem leiden»
schaftlichen Geist« Schubar t's. Ein gewaltiges Bild bekundet seine erschüt»
t?rte Teilnahme an Polens Schicksal in der ersten Teilung:
„Da irrt Polonia
Mit fliegendem Haare,
Mit jammerbleichem Gesichte,
Ringt über dem Haupte die Hände . . .
Große Tropfen
Hangen am Aug',
Das bricht,
Und langsam starrt und stirbt.
Doch sie stirbt nicht . . ."
Nein, noch starb Polonia nicht, noch dauerte ihr Todeskampf volle zwanzig
Iahre. Als sich aber dann Polens Untergang vollendete, da gesellten sich auch
zu Schubart's einsamem Gesange zahlreiche neue deutsche Dichterstimmen voller
Verständnis und Mitgefühl für die Tragödie des unglücklichen polnischen Volkes.
Im Iahre 1797 erschien der erste Polenroman unter dem Titel: „Szenen aus
der polnischen Revolution", allein schon 1795 hatte ein Volkslied: „Gespräch
über die letzte Teilung Polens" sehr entschieden den Ton der Polenfreundschaft
angeschlagen. Zwei deutsche Dichter aber sind es vor allem gewesen, die in
den Zeiten der letzten Tage Polens dichterisch für dessen Sache eingetreten sind.
Das waren Zacharias Werner und Gottfried Seume. Von Zacharias
Werner stammt der feurige „Schlachtgesang der Polen unter Koseiuszko" aus
dem Sommer 1794: „Brüder auf zum Sieg, zum Kampf fürs Vaterland".
Das Lied schließt mit dem begeisterten Wunsche:
„Flammenstern, erscheine
llber Polens Haine,
Engel jauchzen deiner Stunde,
Und vereint zum neuen heil'gen Bunde
Walte Himmelsklarheit,
Glaube, Recht und Wahrheit,
In des Weltbefreiers Heiligtum . . ."
Seume ist selbst Zeuge der letzten Kämpfe für Polens Freiheit gewesen, und er
hat ihre Phasen in seiner Dichtung verfolgt. Kurz nach den Schreckenstagen
von Warschau gab er in einer Totenklage ein lebendiges Bild von der dortigen
Volksstimmung, wie vom alten Königsschlosse herab der „Grimm der Namen-
losen" die Freiheitskämpfer tausendarmig niederschlug. Auch sonst hat Seume
den „großen, polnischen Mord" mehrfach berührt und geschildert. „. . . . Dort

liegt noch Praga in schrecklichen Ruinen am Flusse, der mit Majestät ernst, groß
und schauerlich vorübergeht. Wer wird uns je mit diesem Tag versöhnen? . . ."
Es war vor allem die Gestalt Koseiuezkos, an die sich die Sympathien
knüpften. Selbst Heine's boshafter Spott hat vor dieser Gestalt Halt gemacht.
Grabbehat Kosciuszko zum Helden eines leider unvollendeten Dramas gemacht,
und im Iahre 1825 fand in Berlin am Königsstädter Theater die Erstaufführung
jenes leicht gemachten Schau- und Singspieles: „Der alte Feldherr" von Karl
von Holtei statt, das mit geschickt berechneter Wirkung eine Koseiuszko-
Episode auf die Bühne brachte. Der Erfolg war ungeheuer, und Lieder, wie:
„Fordere niemand, mein Schicksal zu hören", vor allem aber: „Denkst du daran,
mein tapferer Lagienka", errangen eine Verbreitung und Volkstümlichkeit, die
selbst bis zum heutigen Tage noch nicht ganz erloschen ist. —
Von neuem flammte die deutsche Polendichtung hoch empor, als das pol»
Nische Volk im Anfange der dreißiger Iahre heldenhaft, jedoch vergeblich an
den Gitter» seinee russischen Käfigs rüttelte. Höhepunkte dieser neuen Polen-
lyrik bilden die Gedichte Platens und Lena u's. Aus Platen's Polenliedern
spricht der deutsche Idealist und der eingefleischte Russenhasser, der zudem mit
dem polnischen Adel vielfache Beziehungen hatte. Ihre Stärke liegt freilich
mehr in Haß und Hohn, als in jenen Tönen begeisterter Zuversicht, die die
deutsche Griechenlyrik kennzeichnen. Aber sie sind durchströmt vom Blute echter
Leidenschaft. Ganz anders sind die Töne, die Lenau anschlägt. Seine stim-
mungsvollen Gedichte: „In der Schenke", „Der Maskenball", der „Polen»
flüchtling" sind ja noch heute wohlbekannt. Sie sind unendlich malerischer als
die Lieder Platen's. Ein« tiefe Wehmut erfüllt sie, und Zeilen, wie die von
jenen Gräbern edler Polen:

„. . . wo verscharrt in Eis und Frost
Liegt der Freiheit letzter Trost."

„Um die Heldenleichen dort, rauft der Schnee sich mit den Raben", hat wohl
niemand ohne Ergriffenheit gelesen.
Unter den deutschen Polendichtern darf aber schließlich Friedrich Hebbel
nicht ungenannt bleiben. Von ihm stammt jenes ergreifende Neujahrsgedicht
von 1835: „Die Polen sollen leben", das von jenem inmitten des Lichterglanzes
stummen Gaste erzählt, dem all die Neujahrsfreude gespensterhaft dünkt, und
den nur eine Frage bewegt: „Ob Polen steht, ob fällt". Zur Mitternachtsstunde
erhebt er sein Glas, indem er mit lautem Munde ruft: „Die Polen sollen leben",
und kaum ist der Ruf ihm entflohen, so sinkt er tot zurück . . .
Das ist die düstere Weissagung der Neujahrsnacht von 1835.
Heut, achtzig Iahre später, dürfen wir mit frohem und hoffnungsreichem
Herzen rufen: „Lebe, Polonia, und bleibe treu deinen Beschützern! . . ."

Hoelscher

Dr. ^jur. Hoelscher:

Die Bedeutung der Kohle für Englands Weltstellung.

Durch die englische Kriegshetzpresse zieht sich wie ein roter Faden von Monat zu Monat klarer ausgesprochen die Forderung, bei den der» einstigen Friedensverhandlungen Deutschland seiner Kohlenschätze zu berauben. Die Gründe hierfür sind einleuchtend: auf diese Weise nicht nur die ungeheuren Kriegskosten wieder einzubringen, wichtiger noch: dem verhaßten und gefürchteten Gegner die Grundlagen seiner eigenen wirtschaftlichen Größe zn nehmen und ihn damit auf Iahrzehnte hinaus, wenn nicht auf immer als lästigen Konkurrenten auszuschalten, vor allem aber: dadurch das graue Gespenst der Erschöpfung des eigenen Kohlen» reichtums zu bannen und die Weltstellung der eigenen Wirtschaft zu erhalten, die, auf dem Kohlenreichtum aufgebaut, mit seiner Erschöpfung absterben muß, wie die Pflanze, der das fruchtbringende Erdreich genommen. Noch mag das übermütige Wort Greys aus der ersten Kriegszeit: bumne»» ll« u»ual in gewisser Hinsicht für England zutreffen. Zwar leidet auch England unter dem Krieg und unter dessen Einwirkungen auf Industrie, Handel und Gewerbe. Aber so lange nicht die „U»Boot-Pest" eine wirksame Blockade ausübt, steht das ganze englische Imperium dem Mutterlande offen, fahren seine Schiffe um die Welt und befruchten nach wie vor die Heimat mit allen Bedürfnissen. England ist ja der einzige Staat der Welt, der die Aristotelische Forderung eines vollkommenen Staats» wesens, daß es autarkn» sei, sich selbst genüge, d. h. alle Bedürfnisse und Genüsse aus seinen eigenen Grenzen befriedigen könne, zum ersten Mal in der Geschichte voll erfüllt hat. Dieser Vorzugsstellung gegenüber treten die Nachteile des Krieges — verglichen mit denen der Mittelmächte — erheblich zurück. Handel und Industrie blühen in England weiter, und wo sie leiden, da haben es die Engländer — das müssen wir auch als Feinde rückhaltlos anerkennen — in bewunderungswür» diger Weise verstanden, ihre Wirtschaft auf den Krieg umzustellen und daraus neue Gewinne für sich zu erzielen. Englands Munitionsfabriken erreichen fast die Größe und Leistungsfähigkeit der deutschen Werke. Und sein Kohlenhandel — vor allem mit den eigenen Verbündeten — gewährt England eine Steuer, die ein gut Teil der Kriegskosten schon während des Krieges wieder einbringt. So ist z. B. heute in Genua der Preis für die Tonne Kohle um fast 1000 Prozent gestiegen. Den Nutzen hat natürlich England als der Kohlenlieferant, der allein schon mit diesem Handel seine Verbündeten so fest an sich kettet, daß diese freiwillig oder unfreiwillig den Befehlen folgen müssen, die ihnen Downing Street gibt.

Dieses Abhängigkeitsverhältnis eines großen Teiles der Welt bestand schon vor dem Kriege, zwar nicht so unbeschränkt wie heute, weil die deutsche Konkurrenz vorhanden war, aber doch so stark, daß ein großer Teil der fremden Staaten auf Englands Wohlwollen angewiesen war und heute mehr denn je darauf angewiesen ist. Denn ohne die englische Kohle ist die Wirtschaft zahlreicher Staaten so gut wie lahmgelegt. Und daß England heute mehr denn je von dieser Macht Gebrauch macht, beweisen offensiäxtlich seine brutalen Pressionen auf die Neutralen, vor allem jetzt auf Skandinavien und Holland.

Das Absatzgebiet des englischen Kohlenhandels erstreckt sich über fast die ganze Erde, bis weit nach Amerika, Asien und Afrika hinein. Ia, selbst die größten Kohlenkonkurrenten Englands: Deutschland und Nordamerika, haben bis zum Kriegsausbruch sich an den Küsten und bis weit ins Innere hinein nur mit großer Mühe des englischen Wettbewerbs erwehren können, weil die eigenen Kohlenfelder — in Deutschland vor allem die oberschlesischen — weit von der Küste entfernt liegen, und infolgedessen die hohen Eisenbahnfrachten bis zur See allzu sehr verteuernd wirken. Gerade die deutsche Statistik ist hier überaus lehrreich: die Einfuhr englischer Steinkohle in Deutschland betrug von 1899 bis 1909:

1899 4 873 555 Tonnen
1900 6 033 31«
1901 5 205 664 „
1902 5192147 „
1903 5 393 828 „
1904 5 808 032 „
1905 7 483 421 „
190« 7 601163
1907 11952 283
1908 10 057 125
1909 10 498 118

Die englische Kohleneinfuhr nach Deutschland nahm also in 10 Iahren um 5 624 563 Tonnen gleich 115,4 Prozent zu (wegen des Rückschlags nach 1907 vergleich« weiter unten).

Noch auffälliger lagen die Verhältnisse in der Reichshauptstadt Berlin, deren Kohlenbedarf sich vor dem Kriege auf rund 5 Mill. Tonnen im Iahre stellte. Hier stieg die Einfuhr englischer Kohle von 1899 bis 1909 um 793,4 Prozent. Ihr Anteil an der Versorgung Berlins nahm zu von 7,53 Prozent auf 39,88 Prozent, also auf mehr als ein Drittel. Und dies in Deutschland, dem drittgrößten Kohlenpreduzenten der Erde! Kein Wunder, daß in den kohlenarmen Ländern wie Skandinavien, Frankreich, Spanien, Italien, Rußland und dem Balkan die englische Kohle fast unbeschränkt herrschte und auch heute noch herrscht, soweit nicht der Krieg eine Zufuhr unterbindet wie z. B. nach Rußland.

Alle diese Länder zahlen naturgemäß für diesen Kohlenhandel jahraus jahr»
ein ungeheure Tribute an England, direkte für die Kohle selbst, und indirekte
außerdem für die dafür erforderlichen Schiffsfrachten. Beträgt doch der Anteil
der für Kohlenfrachten in der englischen Handelsmarine bestimmten Schiffe
90 Prozent! Infolgedessen leuchtet es ohne weiteres ein, daß der Kohlenreichtum
Englands eine Handelsmacht und demzufolge eine Reichtumsquelle schafft, die
England von vornherein einen weiten Vorsprung vor den übrigen Völkern gewährt.
Aber neben dieser Handelsmacht ruht auf dem Kohlenreichtum auch Eng-
lands Industriemacht selbst. Industrieen mit starkem Kohlenbedarf wie vor allem
die Schwerindustrie können nur dort gedeihen, wo von Natur aus Kohle vor»
handen ist. Fehlt diese, so nützt alle Intelligenz und Tüchtigkeit der Bewohner
nichts. Die Industrien können dann nur künstliche Zuchtpflanzen sein, denen die
innere Lebensfähigkeit abgeht. Englands Industrie aber ist bodenständig und des»
halb lebenskräftig, weil sie eigene Kohle hat und solange sie eigene Kohle hat.
Ist es ein Wunder, daß England mit aller Macht bestrebt ist, diese ihm durch
ein glückliches Geschick in die Hand gegebene Vormachtstellung in der Welt zu
behaupten? Es ist natürlich ein mißliches Unterfangen, die Ursachen eines Welten»
brandes auf eine einzige Formel zu bringen. Aber ich glaube, daß letzten Endes
— wenigstens für England — in der Kohlenfrage der Schlüssel zu dem jetzt toben-
den Weltkrieg liegt: die Sorge um den drohenden Verlust seiner Weltvormacht»
stellung hat England zu dem Riesenkampf veranlaßt, bei dem es sich um Sein oder
Nichtsein aller Kriegführenden, auch Englands selbst, handelt. Es muß schlecht
um Englands Zukunft stehen, und schlecht müssen seine verantwortlichen Leiter
diese beurteilen, sonst würden sie sich nicht auf das gefährliche Unternehmen des
eigenen Krieges eingelassen, nicht die ganze Zukunft des Weltreichs auf eine Karte
gesetzt haben, sondern hätten lieber nach früherer und gutbewährter Praris zu»
gesehen, wie sich die andern zerfleischen, um dann von beiden Parteien als Lohn
für nützliche und gewinnbringende Neutralität die besten Werte einzuheimsen,
vergleiche Siebenjährigen Krieg und Napoleonische Kriege und auch den gelehrigen
Schüler Englands: die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Daß England
gleich vrm ersten Tage des Krieges an selbst mit aktiv eingriff und mit einer Zähig»
keit und Erbitterung kämpft, die so vielen Nichtkennern der englischen Psyche
ganz unerwartet und unverständlich kam, beweist gerade, wie gefahrvoll es seine
Weltstellung bedroht sieht und wie es klar erkannt hat, daß nur ein Kampf auf
Leben und Tod den bevorstehenden Untergang abwenden kann.
Sein Kohlenreichtum, der Nerv seiner Weltwirtschaft, geht unaufhaltsam
dem sicheren Ende entgegen. Deutschland mit seinen ungeheuren und auf abseh-
bare Zeit unerschöpflichen Kohlenschätzen tritt heute als lästiger Konkurrent,
morgen als Erbe Englands auf, hinter ihm drohen Amerika und Ost»Asien. Da<
prophetische Wort Palmerstons fä>ngt an sich zu erfüllen, „daß es Englands größte

politische Dummheit war, Deutschlands Einigung zugelassen zu haben, und daß
diese Dummheit einst Englands oder Deutschlands Untergang herbeiführen würde."
Mit unerbittlicher Logik hat die Weltgeschichte diesen Ausspruch bewahrheitet,
und mit klarem, kalten Verstande haben Englands Leiter bei Ausbruch des Krieges
erkannt, daß die letzte Stunde geschlagen hatte, wo vielleicht noch der eigene Unter»
gang zu vermeiden und durch die Niederringung des gefährlichen Gegners zu er-
setzen war. Denn ist Deutschland niedergerungen, ist seine Industrie, sein Handel
vernichtet, sind seine Kohlenschätze an England ausgeliefert, dann steht Englands
Weltstellung für Iahrhunderte neu gefestigt da. Dann ist das verarmte Europa
eine englische Wirtschafts-Provinz, Amerika in seiner Angst vor der japanischen
Invasion noch mehr als heute Englands Schleppenträger, und der einzige ernstliche
Weltgegner Iapan, das aber nun, wenn es überhaupt den Waffengang mit Eng»
land riskiert, gleichfalls in rücksichtslosem Kampfe niedergerungen wird, damit
alsdann die ganze Welt angelsächsisch ist. Dann ist das erfüllt, was schon Napo-
leon befürchtete, und wogegen anzukämpfen selbst seine Titanenkraft erlahmte:
daß nach 100 Iahren die Welt entweder kosakisch oder englisch sein würde. Be-
trachtet man aber von diesen Gesichtspunkten aus Ursache, Zweck und Durchfüh-
rung des Krieges bei England, dann leuchtet es ein, daß gegenüber solchen Zu-
kunftsaussichten alle riesigen Unkosten dieses Krieges eben Spesen auf ein
Vabauque»Geschäft sind, das aber bei Gelingen unerhört glänzende Gewinne ver-
spricht.

Die Frage ist nur, ob wirklich Englands Kohlenschätze sich so bedenklich
vermindern, daß die Engländer deswegen schon für absehbare Zeit eine Gefähr-
dung ihrer Weltstellung befürchten müssen. Ich werde weiter unten darauf ein-
zugehen haben, wie seit 1907 der deutlich erkennbare Rückschlag in der englischen
Kohlenproduktion bemerkbar wird. Gleichzeitig beginnt aber die den heurigen
Krieg vorbereitende Einkreisungspolitik, insbesondere die Annäherung Englands
an Rußland. Es galt seit Iahrzehnten als ein unerschütterliches Dogma der
deutschen Politik, daß England und Rußland natürliche und ewige Gegner leien.
Und diesen Gegensatz für Deutschland geschickt auszunutzen, war eine Hauptaufgabe
unserer Diplomaten. Die Gegensätze zwischen England und Rußland waren ja
auch so tiefgründig, weil tatsächlich in der ganzen Welt vorhanden — Darda-
nellen, Balkan, Türkei, Persien, Indien, China, um bloß einig« ganz offensichtliche
Reibungsflächen zu nennen — daß es nur allerwichtigste Gründe für England
sein konnten, aus seiner bisherigen Politik der Kpwu<U6 isolatinu herauszutreten,
die Feindschaft mit Rußland zu vergessen und Kriegsbündnisse abzuschließen. Diese
Gründe aber sehe ich eben in der drohenden Kohlennot und der dadurch bevor-
stehenden llberflügelung durch Deutschland.

Der erste, der meines Wissens auf die mögliche und in absehbarer Zeit
drohende Erschöpfung der englischen Kohlenlager hingewiesen hat, ist Ievons in
seinem 1866 erschienen Werke: ^de cnaI que»tiau. Mit fachmännischer Gründ-

lichkeit und bemerkenswerter Weise zu einer Zeit, wo die englische Kohlenproduk» tion gegenüber der heutigen noch als ziemlich unbedeutend bezeichnet werden kann, beweist er, wie in verhältnismäßig kurzer Zeit Englands Kohlenförderung dem Niedergang entgegengehen müsse. Das Buch erregte bei seinem Erscheinen einen Sturm der Erregung in der ganzen englischen Welt. Und seitdem ist die Literatur über dies Thema ins Unübersehbare gestiegen, bald optimistischer wie bei Mae Aulister, bald pessimistischer wie bei Lawson, in den Endergebnissen aber stets gleich, daß die jetzige Höhe der Kohlenproduktion bereits den Anfang eines mehr oder weniger fernen Endes bedeute.

Eines Endes — nicht nur der Kohlenproduktion und des Kohlenhandels, sondern mehr noch: der englischen Industrie und damit zugleich seiner Weltstellung. Dies spricht ganz unzweideutig ein englischer Fachmann Robert Morfield in seinen 1903/5 erschienenen Aufsätzen aus: auf seinem Kohlenreichtum beruht Englands Weltstellung, mit der Erschöpfung dieses Reichtums muß sie auto» matisch zusammenbrechen; Englands Handel und Industrie ruht auf diesem Schatze; ohne ihn sinkt England in die wirtschaftliche Stellung einer mittleren Macht zu» rück. Alle diese Sätze sind unzweifelhaft richtig: Kohlenbesitz ist die Ursache für gnte Wirtschaft, Industrieentwicklung die Folge. Iedes andere Naturprodukt tritt gegenüber der Kohle an Bedeutung zurück, selbst das Eisen. Man denke nur z. B. an Spanien mit seinen ungeheueren Eisengruben von Bilbao, an Schweden mit seinen unerschöpflichen Minen von Luleä und Gellivare: eigene Industrie entwickelt sich hier nicht und kann sich hier nicht entwickeln, trotz unleugbarer Intelligenz und Tüchtigkeit der Bevölkerung, weil die Kohle fehlt. Die reichen Erzschätze müssen in die Kohlenländer Deutschland und England ausgeführt werden. Umgedreht Rußland: nur an seinen beiden Kohlenzentren, dem polnischen Revier von Dabrowa-Bendzin und dem Donez»Revier, gedeiht eine namhafte Industrie. (Für den gegenwärtigen Krieg übrigens eine Tatsache von weittragender Bedeutung: wegen des Mangels an Kohle können auch Munitionsfabriken in Rußland nur in beschränktem Umfange errichtet werden; der Hauptbedarf muß aus dem Auslande eingeführt werden.) Ähnlich liegen auch in Frankreich die Verhältnisse: nur die nördlichen Departements haben Weltindustrien hervorbringen können.

Ganz anders in den drei hauptsächlichsten Kohlenländern der Erde: Deutsch» land, England und Nordamerika. Sie zusammen liefern über 80 Prozent der Weltproduktion an Kohle und stehen zugleich in der Weltwirtschaft an weitaus erster Stelle. Dabei ist es von grundlegender Bedeutung für das Verständnis der vorliegenden Ausführungen zu vergleichen, in welcher Weise die Steinkohlenproduktion — ich lasse die Braunkohlenförderung beiseite, weil sie für die Weltwirtschaft von minderer Bedeutung ist — in den drei genannten Ländern innerhalb der letzten Iahrzehnte sich entwickelt hat, weil sich daraus von selbst die Zukunft der betreffenden Weltwirtschaft ableiten läßt:

	1892	1902	1912	
England	180	220	280	Mill. Tonnen
Amerika	160	280	450	„ „
Deutschland	80	110	180	

Innerhalb von zwanzig Iahren ist mithin England von seiner ersten Stelle absolut auf die zweite gerückt und hat gleichzeitig relativ die geringste Produktionssteigerung erfahren.

Aber nicht nur das. Wichtiger ist noch: während seine beiden Hauptkon» furrenten dauernd emporstiegen, .ist Englands Produktion von 1907 bis 1912 um etwa 10 Mill. Tonnen im Iahre gesunken. Die Höhe seiner Leistungsfähigkeit ist mithin offenbar überschritten. Der Niedergang würde vielleicht sogar noch mehr in die Augen springen, wollt« man auch die Statistik der Kriegsjahre mit heranziehen. Ich will das jedoch vermeiden, einmal, weil die Zeiten anormal sind, und ich dann auch die deutschen Kriegsziffern zum Vergleich heranziehen müßte, andererseits, weil ich auch im Zweifel bin, ob die mir vorliegenden englischen Veröffentlichungen aus dieser Zeit Ansprnch auf Richtigkeit machen können. Für unsere Betrachtungen genügt auch schon das letzte Ergebnis der Friedensjahre, aus denen deutlich Stillstand und Rückgang der Kohlenproduktion erhellt. Denn kaum in einer anderen Wirt» schaft ist Stillstand oder gar Rückschritt infolge Erschöpfung der Mittel so gleich» bedeutend mit dem Anfang vom baldigen Ende wie beim Bergbau. Man muß sich ja nur vergegenwärtigen, daß der Bergbau, und besonders der Kohlenbergbau, ein Raubbau schlimmster Art ist. Die guten Flöze und die gute Kohle werden abgebaut, das minderwertige Material wird weggeworfen, und zwar weggeworfen nicht etwa, wie beim Erzbergbau, zur eventuellen späteren Verwertung durch nochmaliges Aufarbeiten der Halden, sondern wird tatsächlich vernichtet und höchstens zu Versatzarbeiten, zu Wege- und Dammschüttungen und dergleichen verwendet. Sind somit die guten Flöze abgebaut, so bleiben nur noch die noch intakten minderwertigen Lager für die Förderung übri«,. Bei diesen aber werden die Erträgnisse sowohl absolut infolge der schlechteren Qualität, als auch relativ wegen der progressiv starksteigenden Selbstkosten immer geringer, bis zu dem Zeitpunkte, in welchem die Selbstkosten die Gewinne übersteigen und damit den Weiterbetrieb unmöglich machen.

Auf diesem Wege befindet sich der englische Kohlenbergbau. Die guten Flöze — besonders in Südwales —, deren Qualität in der ganzen Welt unerreicht ist, vor allem wegen der teilweise fast völligen Rauchlosigkeit bei der Verbrennung, gehen ihrem Ende entgegen. Natürlich nicht von heute zu morgen, aber doch in absehbarer Zeit. Und die dann zum Abbau gelangenden Flöze sind im Verhältnis so minderwertig, ihre Abbaukosten — vor allem wegen der Wassereinbruchsgefahr — so erhöht, daß die Abbauwürdigkeit, zum mindesten aber

die Konkurrenzfähigkeit gegenüber der deutschen Kohle sehr in Frage gestellt
ist, zumal die jetzig«n Preise für die beste Qualität dann keineswegs mehr, ange-
sichts der geringeren Güte, gehalten werden könnten.
Was das aber bedeutet, leuchtet ein, wenn man sich vergegenwärtigt, welches
die Hauptverwendungsgebiete der englischen Kohl« heute sind:
1. für den eigenen Bedarf verwendet England von s«iner Produktion von
heute rund 260 Mill. Tonnen rund drei Viertel gleich 185 MM. Tonnen.
Hiervon gehen
auf Hausbedarf 17,4 V«,
auf Industrie 65,2 '/o,
auf Verkehr 17,4 '/,.
Läßt man von diesen Zahl«n die für Hausbedarf und Verkehr beiseite als gewisser»
maßen nicht unmittelbar werbende Posten, so bleibt als Hauptposten der von
65,2 Prozent für Industriebedarf. Die Hauptindustrien Englands sind die
Metallindustrie, Baumwollspinnerei, Glas» und Tonwarenindustrie und der
Schiffsbau. Alle diese Industrien leben und sterben mit der eigenen Kohle.
Iedes Kilometer, welches ihre Fabrikationsstätten näher zu den Kohlenzechen
liegen, bedeutet Kostenersparnis und damit erhöhte Rentabilität. Deshalb haben
sich alle diese Industrien unmittelbar auf und neben den Kohlenrevieren ange»
siedelt: Südwales, Mittelengland, Nordostengland und Mittelschottland. Um-
gekehrt aber: fällt die Nähe der Kohlenzeche fort, so erhöhen sich die Betriebs-
kosten progressiv immer mehr bis zu dem Ende, daß die Rentabilität des Unter-
nehmens gegenüber der günstiger gelegenen Konkurrenz aufhört. Dann läßt sich
wohl mit künstlichen Mitteln, wie Zollschutz und dergleichen, ein Weitervegetieren
ermöglichen. Aber es bleibt dann eben nur ein Vegetieren, eine Treibhauskultur,
keine bodenständige Pflanze mehr. Gerade dieser Gesichtspunkt hat bekanntlich
in den letzten Iahren die englische Politik und Wirtschaft dauernd in Erregung
gehalten. Denn ohne Zweifel beruht Englands hohe Wirtschaftsentwicklung
auf dem Freihandel, auf dem Mangel an Zollbeschränkungen. Mit Aufgabe dieses
Wirtschaftsprinzips muß von selbst ein gut Teil der englischen Wirtschaft selbst
untergehen.
Darüber sind sich auch die einsichtsvollen englischen Politiker seit Iahren
im Reinen. Sie wissen ganz genau, daß England so sein muß, wie es ist, oder
daß es nicht sein kann, daß die Voraussetzungen für die Schutzzollpolitik der Fest-
landsmächte für England nicht zutreffen, sondern, daß die englische Wirtschaft
eben auf dem freien, unbeschrankten Verkehr mit der ganzen Welt aufgebaut ist,
weil seine Industrie den natürlichen Vorzug der an den Besitz eigener Kohle ge-
knüpften Bodenständigkeit hat, und diese Vorzugsstellung nicht durch Zollbelastun-
gen aufgeben kann, ohne damit m der ganzen Volkswirtschaft gegenüber dem
Ausland ins Hintertreffen zu geraten. Geht aber die Industrie aus irgend

welchem Grunde, vor allem natürlich infolge Erschöpfung der eigenen Kohlen-
schätze, dem Niedergang und Untergang entgegen, dann tritt der Zustand ein,
vor dem jeder weitblickende Engländer graue Furcht empfindet: das übervölkerte
Land, das jahrhundertelang die Landwirtschaft vernachlässigt hat, muß wirtschaft-
lich zusammenbrechen. Denn wohin mit all den Industriearbeitern aus den still
gelegten Hütten, Zechen und Fabriken? Weder die Landwirtschaft noch die von
der eigenen Kohle unabhängige Verfeinerungs» und Lurusindustrie können sie
aufnehmen. Hungersnot oder Auswanderung muß die Folge sein. Beides aber
bedeutet gleichermaßen den Untergang des heutigen England und seiner Welt»
stellung.

Eben so ungünstig aber liegen die Zukunftsaussichten beim Kohlen handel
mit dem Auslande. Von der gesamten englichen Kohlenproduktion werden, wie
erwähnt, rund ein Viertel gleich etwa 65 Mill. Tonnen an das Ausland ver-
kauft. Das Absatzgebiet umfaßt, wie gleichfalls erwähnt, alle Erdteile, soweit sie
mit Schiffsfrachten zu erreichen sind. Infolgedessen herrschte bis in die ersten Jahre
dieses Iahrhunderts die englischeKohle sogar an den Küsten des kohlenreichen Deutsch-
lands bis weit nach Berlin hinein, ferner in den baltischen Provinzen, Skandi-
navien, Holland und Belgien, Frankreich, Italien, den Mittelmeerlämdern, Afrika,
sogar noch an der Küste von Amerika, trotz der dortigen eigenen großen Kohlen-
schätze, und in Asien, obwohl auch dort große Kohlenlager in Bengalen, China
und Australien vorhanden sind.

Der Grund für diese Vorzugsstellung vor allen andern Kohlenländern, vor
allem vor Deutschland, ist der, daß in England die Kohle in fast unmittelbarer
Nähe des Meeres vorkommt und infolgedessen fast direkt von den Zechen auf die
Schiffe verladen werden kann, so daß in England die großen Eisenbahntransport»
kosten nach der See, die z. B. in Deutschland die oberschlesische Kohle schon an
der Ostseeküste um <00 Prozent verteuern, wegfallen, und deshalb die englische
Kohle auch nock in Gegenden den deutschen Wettbewerb aushalten kann, die
räumlich weit mehr von England als von Deutschland entfernt liegen, z. B.
Schweden, das Baltikum, Italien, Türkei; dazu kommt ferner die schon oben
erwähnte ausgezeichnete Qualität eines Teiles der englischen Kohle, besonders
der von Südwales, die sie besonders für die Dampfschiffahrt geeignet macht.

Bei dieser Lage ist England für einen großen Teil der Erde der einzigste
Kohlenlieferant und verdient natürlich aus dieser Monopolstellung enorme Reich-
tümer.

Und nicht nur das: die entladenen Kohlenschiffe bringen zu äußerst niedri-
gen Frachtsätzen die in der Heimat nicht erzeugten Lebens- und Genußmittel
wieder heim, besonders aus den eigenen Kolonien. Ich babe schon oben darauf
hingewiesen, daß England das einzige Staatswesen ist, welches alle seine Bedürf-
nisse und Genüsse aus den eigenen Grenzen befriedigen kann. Das britische
Reich umfaßt heute (mit Ägypten und Sudan) einen Flächeninhalt von rund

32 500 000 Quadratkilometern, das ist ungefähr ein Viertel der festen Erde. Es hat jetzt etwa 450 Millionen Einwohner, also auch rund ei» Viertel aller Erdbewohner, ungefähr dreimal soviel als Rußland, fünfeinhalbmal soviel als Deutschland (mit seinen Kolonien). Englands Kolonien liefern alle Produkte, deren das Mutterland entbehrt: Kanada Weizen, Hölzer, Felle, die arktische Welt Tran und Fischbein, Zentralafrika Elfenbein, Südafrika Gold und Edelsteine, Straußenfedern und Angoragarn, Wolle und Weine, Westafrika Gummi und Gold, Ägypten Baumwolle und Weizen, Australien Fleisch, Wolle, Getreide und Weine, Indien Iute, Baumwolle, Reis, Indigo, Weizen und Gewürze, Ceylon Tee, Kaffee, Kakao und Vanille usw. usw. Aber das Mutterland England ist das große Herz des Reiches, das alle diese Erzeugnisse herbeischafft, verarbeitet und wieder ausführt. Infolgedessen lebt das englische Volk, nnabhängig von fremden Wirt» schaftskörpern, bei niedrigen Lebensmittelpreisen im Überfluß und streicht noch dazu von allen nicht selbst verbrauchten Produkten den Zins der übrigen Erdbewohner ein, die bei ihm zu Gaste gehen müssen.

Dieser glückliche Zustand, der noch dadurch vermehrt wird, daß auch der größte Teil der Handelsflotte der Welt wieder England gehört, so daß auch deren Gewinne immer wieder England zugute kommen, muß aufhören, wenn Englands Kohlenreichtum nachläßt, oder wenn ein Konkurrent auf dem Welt» markte auftritt, der die englische Kohle aus ihrer Vormachtstellung verdrängen kann.

Beide Gefahren lagen vor Kriegsausbruch klar zu Tage und blieben keinem einsichtigen Engländer verborgen. Er brauchte ja nur die eigene Handelsstatistik anzusehen, wie mit dem Nachlassen der eigenen Förderung gleichzeitig der Absatz im Auslande zurückging. Deutschland eroberte von Iahr zu Iahr mehr alte englische Kohlendomänen, vor allem Frankreich, Belgien und Holland. Gleichzeitig wurde Deutschlands Verlangen nach eigenen und von Englands Gnade unabhängigen Kohlenstationen in Übersee immer dringender, zum Teil schon erfüllt, wie z. B. in Kiautschou. Überall traten neben den englischen Kohlen» firmen deutsche Konkurrenten auf, selbst im eigenen Lande und in den eigenen Kolonien, z. B. in Cardiff, Aden, Singapore u. a.

So kam es, daß Deutschland schon 1913 rund 35 Millionen Tonnen erportierte, d. h. schon mehr als die Hälfte des englischen Erports. Und dieses Verhältnis mußte sich bei natürlicher Entwickelung immer mehr zu Ungunsten Englands verschieben, je mehr dessen Kohlenreichtum eben qualitativ und quantitativ zurückgeht.

Daß diese Aussicht für Englands Weltstellung eine Katastrophe bedeutet, brauche ich nicht zu wiederholen, auch nicht, daß die Leiter der englischen Politik sich seit Iahren hierüber im Klaren sind und deswegen notgedrungen auf Mittel und Wege sinnen mußten, das drohende Unheil abzuwenden oder wenigstens hinauszuschieben. Der erste Versuch in dieser Richtung war der, durch den seit 1902

eingeführten Kohlenausfuhrzoll wenigstens den heimischen Bedarf zu sichern. Doch wurde hierdurch der gesamte Auslandshandel, vor allem natürlich der mit der Kohle selbst, so geschädigt, daß bereits 1906 der Zoll wieder abgeschafft werden mußte. Inzwischen aber hatte Deutschland schon einen großen Teil des französischen, belgischen und holländischen Marktes an sich gerissen, so daß England, um die verlorenen Gebiete zurückzuerobern, in den Kohlenpreisen um dreißig bis vierzig Prozent heruntergehen mußte. Die Folge: schlechtere Löhne der Grubenarbeiter, geringere Dividenden der Zechenbesitzer, verminderte Einnahmen der Schiffsreeder; mittelbar aber weiter: Verteuerung der Lebenshaltung des ganze» Volkes. > "^

Und endlich: neben der unmittelbar drohenden Konkurrenz Deutschlands stand im Hintergrunde der Wettbewerb Amerikas und Dstasiens, die beide mit ihren ungeheueren Kohlenschätzen und den geringen Arbeiterlöhnen drohten, einen großen Teil der bisher von England versorgten überseeischen Gebiete an sich zu reißen. Die Folge davon: Zerstörung des englischen Kohlenhandels und mittelbar weiter auch seines ganzen oben geschilderten Importhandels.

So sah die wirtschaftliche Zukunft Englands vor dem Kriege überaus gefährdet aus. Zwar stand das stolze Gebäude seiner Macht äußerlich so fest und unerschüttert da wie nie zuvor, aber die Fundamente hatten Risse, und der Tag erschien nicht allzu fern, wo es zusammenbrechen mußte. Es schien infolge» dessen seinen Leitern nur das eine Mittel zu geben, den Staat vor dem drohenden Untergang zu bewahren: die Zertrümmerung Deutschlands, die Vernichtung der deutschen Wirtschaft, die Aneignung der deutschen Kohlenschätze. Gelang dieses, dann war die englische Weltstellung auf Iahrzehnte hinaus gesichert, dann war der deutsche Kohlenkonkurrent und die deutsche Industrie nicht mehr zu fürchten, dann herrschte auf lange Zeit hinaus Englands Handel und Englands Industrie wie» der dominierend auf dem Weltmarkte. Diesem Ziele Milliarden an Gold undMillionen an Menschenleben zu opfern, schien den um Englands Weltherrschaft besorgten Politikern des Einsatzes wert. Erreichen sie aber dieses Ziel nicht, kommt Deutschland aus dem Weltenbrand zwar geschwächt, aber nicht gebrochen heraus, dann ist die englische Weltstellung in ihren Grundfesten erschüttert. Dann wird die Zeit von selbst vollenden, was der Krieg dem auf seiner Insel in natürlicher Sicherheit wohnenden Gegner nicht restlos geben kann: den Todesstoß, herbeigeführt durch den Untergang seiner schon durch die Kriegslasten schwer erschütterten Wirtschaft infolge allmählicher Erschöpfung seiner Kohlenschätze, des Fundamentes seiner Weltstellung.

Die Botschaft Wilsons u. Amerikas Sendung A. Bischlager
Dr. Adolf Bischlager:
Die Botschaft Wilsons und Amerikas Sendung.
Mit der feierlichen Miene des Apostels hat Präsident Wilson verkündet,
daß er der Welt den Frieden bringen wolle. Nicht allein aus Menschlichkeit
spricht er, sondern auch im vitalen Interesse aller neutralen Staaten, die fort,
während durch den Krieg gefährdet werden. Die Bedingungen, unter denen der
Frieden geschlossen werden soll, müssen seine Billigung finden. Um dieses Ziel
zu erreichen, will er sogar das Gewicht der amerikanischen Macht in die Wag-
schale werfen. Mit anderen Worten: Präsident Wilson setzt sich mit kräftige»
Stoß der amerikanischen Ellenbogen auf den Stuhl des Präsidenten bei den
Friedensverhandlungen. Es soll ein Friede werden ohne Sieger und Besiegte,
ein Friede, dessen Bedingungen das zerfleischte Europa im Gleichgewicht der
Schwäche hält, während Amerika als Zünglein an der Wage den Arbiter uniuöi
spielt. —
Präsident Wilson hat es vollkommen überhört, daß große Parteien des
deutschen Volkes in instinktivem Mißtrauen ihm sogar als Gast den Zutritt zn
den Friedensverhandlungen verweigert haben. Mit der Drohung der bewaff-
neten Intervention will er Europa seinen Frieden aufzwingen. Er beruft sich
dabei auf die Makellosigkeit und den Idealismus, der die Politik der Vereinigte»
Staaten stets geleitet habe.
Es soll Herrn Wilson zugegeben werden, daß er selbst an die Sendung
Amerikas, die Ideale der Menschheit zu verwirklichen, glaubt. Es ist der alte
doktrinäre Geist der religiösen Sektierer, die für ihre Überzeugung die Fahrt
über den Ozean antraten, der in Wilson lebendig ist. Wie diese in Europa dem
Glaubenszwang entwichen, aber in der neuen Heimat ihre eigene Doktrin rück-
sichtslos jedem Fremdgläubigen aufzwängten, weil sie sie für die allein wahre
hielten, so glaubt Wilson scheinbar, daß jede Gewalttat, wenn sie von der ihm
selbst ideal dünkenden Staatsgewalt der Vereinigten Staaten begangen wird, durch
deren hohe Ideale geheiligt wird; denn sonst kann, wer die Politik der Vereinig»
ten Staaten und die Wilsons genau betrachtet, nicht an die Aufrichtigkeit des
Präsidenten glauben.
Eine Kernfrag« ist für Wilson die Selbständigkeit der kleinen Völker. Sein
Vorgänger Roosevelt verlangt stürmisch, daß Belgien gerächt und die barbarischen
Missetäter gestraft werden. Er hätte Amerika schon längst in den Krieg gestürzt.
Wie aber benehmen sich diese von Entrüstung triefenden amerikanischen Vor»
kampfer für die Menschheitsideale gegenüber den kleinen amerikanischen Völkern?
Gerade Roosevelt sollte daran denken, wie er als Präsident das schwache Kolum-
bien vergewaltigte. Mit zynischer Offenheit hat er sich über alle Verträge, di«

die Vereinigten Staaten unterzeichnet hatten, hinweggesetzt, weil sie deren Inter»
essen entgegenstanden.
Im Iahre 1846 schlossen die Vereinigten Staaten mit Columbi«n, in dessen
nördlichster Provinz Panama der jetzige Kanal liegt, einen Vertrag, in dem
Columbien die Oberhoheit (Souveränität) über die Landenge ausdrücklich ver-
bürgt wurde. Die Vereinigten Staaten befanden sich genau in der gleiehen Lage,
wie Preußen Belgien gegenüber.
Dies hinderte die Nordamerikaner nicht, im Iahre 1902 in der Provinz
Panama eine bezahlte Revolution in Szene zu setzen, und als das Mutterland
Ruhe stiften wollte, Truppen zu landen und der eolumbianischen Regierung das
Kanäs ott der Cowboys zuzurufen.
Roosevelt rechtfertigte diesen Raub mit den Worten: „Ich nahm die Kanal-
zone, ließ den Kongreß debattieren, und während die Debatten fortschreiten, tut
es der Kanal auch. Ich habe die Entscheidung in die Hände des Volkes der
Vereinigten Staaten gelegt, und nicht in die einer Gruppe von fremden oder ein-
heimischen Banditen, deren Interessen zufällig denen des Volkes der Vereinigten
Staaten entgegenstehen. Nach meiner Ansicht hat die Geschichte gelehrt, daß der
Präsident eine sehr große Macht hat, wenn es ihm darauf ankommt, diese Macht
auszunützen*)."
Und dieser Mann, der so dem Völkerrecht ins Gesicht geschlagen hat, trieft
vor Entrüstung darüber, daß Deutschland ein Wegerecht durch Belgien verlangte
unter gleichzeitiger Garantie seiner Unabhängigkeit.
Die Vereinigten Staaten haben Columbien eine Entschädigung von 20 Mil-
lionen Mark angeboten. Die Verhandlungen scheitern jedoch daran, daß die
Nordamerikaner der Regierung von Columbien einen Passus zumuten, in dem
diese Regierung noch ihr Bedauern über die vorgekommenen Mißhelligkeiten aus-
sprechen soll! Columbien denkt begreiflicherweise nicht daran, diese Schmach auch
noch auf sich zu nehmen, so daß der Konflikt zwischen beiden Ländern noch besteht.
Seine Beilegung würde sich ausgezeichnet für den Wilsonschen Friedenskongreß
eignen als Probe auf die Aufrichtigkeit der nordamerikanischen Ideale.
Auf die Losreißung Kaliforniens und Teras' von Meriko will ich gar nicht
zu sprechen kommen, sondern nur eine Vergewaltigung eines anderen kleinen
Volkes heranziehen, die sich augenblicklich unter Wilsons Präsidentschaft vollzieht.
Außer bei Panama ist es möglich, die Landenge an der Grenze von Nika-
ragua, Costariea, Honduras und San Salvador mit einem Kanal zu durchstechen.
Gelegentlich innerer Unruhen in Nikaragua wurden zwei Nordamerikaner
beim Bombenlegen gegen Regierungsgebäude betroffen, vors Gericht gestellt und
dem Spruch gemäß erschossen. Als die konservative Partei in Nikaragua, für

'1 8uutn ^m«ncan V«ÄrbooK, I^onclon 1915: "lue 628« lor colomdia.

die die Nordamerikaner kämpften, unterlag, landeten die Vereinigten Staaten
Marinesoldaten, beschlagnahmten die Zölle, für die sie eine Anleih« versprachen,
die heute noch nicht gewährt ist, und setzten einen konservativen Präsidenten ein,
obgleich nach'dem Zeugnis des Obersten Long, des Führers der Marinetruppen,
diese Partei nur über ein Fünftel bis ein Viertel der Wahlstimmen verfügt.
Seit dem Iahre 1912 halten nordamerikanische Truppen die kleine Republik
besetzt.
Bei den Wahlen stehen Marinetruppen neben den Urnen und verhindern
jeden Liberalen an der Abstimmung. Im Palast des Präsidenten sind Truppen
einquartiert. Diese „Regierung" von Nikaragua hat das Kanalbaurecht für die
lächerliche Summe von drei Millionen Dollars an die Vereinigten Staaten ver-
kauft.
Mit diesem Vertrage kränkte Nikaragua die Interessen von Costariea, Hon-
duras und San Salvador, da die Kanallinie und die von den Vereinigten Staaten
als Flottenstützpunkt in Anspruch genommene Fonseca Bucht das Gebiet der
genannten Republiken berührt. Diese erhoben Einspruch und riefen, einem
zwischen den sämtlichen mittelamerikanischen Staaten bestehenden Vertrage gemäß,
nach dem alle Zwistigkeiten zwischen ihnen auf friedlichem Wege vor einen in
San Ios<5 (Costarica) tagenden Gerichtshof erledigt werden sollen, den Spruch
dieses Gerichtes an. Dieser Gerichtshof wurde auf Anregung der Vereinigten
Staaten ins Leben gerufen. In Ansehung des edlen Zweckes sind die Kosten für
den Bau dieses Friedenspalastes von Andrew Carnegie gestiftet worden.
Vor Eintritt in die Verhandlungen unterwarfen sich die vier Republiken noch«
mals ausdrücklich dem Spruche des Schiedsgerichts. Auch Guatemala, das an der
Frage nicht unmittelbar beteiligt ist, nahm als Mitglied des mittelamerikanischen
Staatenbundes an der Verhandlung teil.
Der Vertrag wurde für hinfällig erklärt, da Nikaragua nicht die Rechte
der anderen Republiken veräußern könne. Nunmehr traten die Vereinigten
Staaten in die Erscheinung. Sie, die jetzt Europa vor ihr Schiedsgericht laden
wollen und ständig den Wert internationaler Schiedsgericht« im Munde führen,
erklärten, daß sie sich an den Spruch des Gerichts nicht zu halten brauchten, da
sie den Vertrag der fünf Republiken nicht unterzeichnet hätten. Nicht allein für
sich erkennen sie den Spruch nicht an, sondern sie haben auch noch die Geschöpfe,
die jetzt ihren Namen dafür hergeben, um den Willen Herrn Wilsons in Nika-
ragua auszuführen, gezwungen, vertragsbrüchig zu werden und die Annahme des
Schiedsspruches von selten Nikaraguas zu verweigern.
So also sieht die nordamerikanische Auffassung des Völkerrechts, so sehen
die nordamerikanischen Schiedsgerichte aus. Über ein von ihnen begründetes
Schiedsgericht gehen sie ohne weiteres weg, wenn es ihrem Nutzen schadet. Die
amerikanische Friedensgesellschaft vom Iahre 1828 sagt zu diesen Vorgängen:

„Wenn wir den großen Nationen der Erde die Grundsätze des Rechts vorhalten, sollten wir beweisen, daß unsere Worte auch ehrlich gemeint sind."
Völkerrechtsideale dürften daher die Politiker Nordamerikas kaum leiten, wenn sie jetzt in die Geschicke Europas eingreifen wollen.
Sehen wir uns nunmehr an, wer — nach der Ansicht der Nordamerikaner — deren vitale Interessen zu bedrohen scheint.
Im November 1916 brachten die „Newyork Times", eines der führenden Wilson-Blätter, die Erzählung eines törichten Schwätzers, in der er berichtete, ein deutscher Reservehauptmann habe ihm mitgeteilt, daß Deutschland am 2. August 1914 Amerika habe den Krieg erklären wollen. Deshalb sei es auch so gut vorbereitet gewesen. Ieder Amerikaner müsse daher im innersten Herzen bei jedem Siege der Entente aufjauchzen. In Deutschland würde man einen derartigen Unsinn keinem Leser vorsetzen können. Auch in Amerika gibt es Leute, die solche Märchen mit einem Achselzucken abtun. Der weniger urteilsfähige Mann, der in den gleichen Spalten die Aufsätze führender Politiker liest, glaubt jedoch, daß ein Körnchen Wahrheit daran sei.
Eine gleiche Unbefangenheit des moralischen Urteils bezeugt das „Pan-American Magazine", das in seiner Dezembernummer das Schicksal Griechenlands »curiou»" nennt und die Behandlung des Königs Konstantin, der unter den Augen der alliierten Streitkräfte Komplotte geschmiedet und Waffen an Deutschland ausgeliefert habe, sehr zartfühlend findet.
Eine derartige Auffassung der Ereignisse hat sich nur unter dem vollständigen Einflusse der Entente-Kabelmeldungen bilden können. Amerika war überzeugt, daß in Europa das Recht und das Unrecht kämpfte, und daß das Recht endlich siegen würde. Es hat sich nunmehr seit unseren Erfolgen in Rumänien über den Ausgang des Krieges ein gewaltiger Umschwung in der Meinung Amerikas vollzogen. Der in Philadelphia ersä>einende „Public-Ledger", eine Zeitung, die man der großen Handelsinteressen wegen, die sie vertritt, etwa mit der „Frankfurter Zeitung" vergleichen kann, gibt darüber einen wertvollen Aufschluß. Es sei noch» mals betont, daß der „Publie«Ledger" sich bemüht, möglichst vorurteilslos zu sehen.
Er führt am 12. Dezember aus, daß, je weiter man sich von den Bureaus der Firma Morgan entfernt, man auf die Überzeugung stößt, daß die Deutschen den Krieg gewinnen. Früher habe man in Anbetracht der furchtbaren Koalition, die gegen uns kämpft, den englischen Versicherungen, daß alles gutgehen würde, geglaubt. Ein Staatsbeamter, der noch vor Monaten sagte: „Ich würde es hassen, wenn die Deutschen siegten. Es würde nicht möglich sein, mit ihnen zu leben", äußert jetzt als seine Überzeugung, daß, wenn auch der Krieg noch viele Monate dauern würde, der Sieg im wesentlichen schon bei den teutonischen Streit» kräften ist.

„Mit ihnen zu leben," fährt der „Public»Ledger" fort, „ist das Bedeut-
samste der ganzen Frage für Amerika. Denn wenn die Deutschen, den Schmuck
des Siegers an ihren Helmen, eine offene See besitzen, könnten sie uns doch ohne
freundliche Absicht sehr nahe treten. Mit Ausnahme der großen Finanzierungen
ist den Engländern bisher alles mißglückt." Die Warnung des „Federal Reserve
Board", englische Schatzanweisungen anzunehmen, wird gleichfalls als der mili-
tärischen Lage Rechnung tragend aufgefaßt.
„Die Frage, mit der der amerikanische Kaufmann sich jetzt zu befassen hat,
ist die wachsende Furcht vor einem deutschen Siege. Dieser würde ein einziger
großer Kehraus für unser Geschäft werden, wenn nicht bald eine scharfe Wen-
dung zugunsten Englands eintritt, so wird Rußland aus dem Kampfe ausscheiden,
der Balkan von den Ententestreitkräften gereinigt werden, Italien des Kampfes
müde werden und England Tränen vergießen, weil niemand kam, um es zu
retten." Soweit der „Public Ledger".
Es wäre kurzsichtig, wenn man sich angesichts der Note Wilsons di« Tat-
sache, daß Amerika aus seinem Traum an den Sieg der Entente aufgerüttelt ist
und sich in der Furcht vor dem Unbekannten befindet, verhehlen wollte. Hier liegen
die vitalen Interessen, die Wilson meint. Deshalb will er einen Frieden ohne
Sieger, weil Amerika an den Sieg der Entente nicht mehr glaubt, und ein sieg-
reiches Deutschland, das nicht nur der ganzen Welt getrotzt, sondern sie nieder-
geworfen hat, dem stillen Geschäftsteilhaber unsrer Gegner „unfreundlich sehr
nahe treten könnte".
Ein Europa ohne Sieger und Amerika als Gesetzgeber der Welt wäre da
natürlich bequemer. Deshalb wollen wir uns die von Wilson empfohlene Monroe-
Doktrin in ihrer alten reinen Form, die nur für die Abwehr bestimmt war, für die
Friedensverhandlungen zu eigen machen und ihm zurufen: Hände weg von
Europa! Das moralische Recht, als Schiedsrichter aufzutreten, fehlt Wilson und
den Amerikanern seit Panama und Nikaragua.
Nur die Furcht, daß wir in unserem Daseinskampfe trotz aller amerikanischen
Lieferungen uns durchsetzen, die Sorge vor einer deutschen Weltmacht, treibt Herrn
Wilson zu seiner Friedensnote und der Drohung mit der Intervention. Durch
.das Verbot des V»Boot-Kri«ges glaubte er Englands Sieg zu sichern und sieht
sich nun getäuscht. Nicht der siegreichen Entente, dem siegreichen Deutschland will
Wilson in den Arm fallen. Deshalb sei man bei seinen Worten des „1,'ln»«»
vaun,o»" eingedenk!

Franz Adam Neyerlein:
Der lächelnde Wirt.
Mitten in der Nacht fuhr Inken Lorenzen jäh ans dem Schlaf empor. Sie
hatte sich früh, kurz nach dem neunten Stundenschlag, hingelegt, aber auf Lorenz',
ihres Mannes Heimkehr wartend, war sie lange hell und wach geblieben. All»
mählich nur hatte es der Schlaf versuchen dürfen, ihr sanft die gespannten und
verwirrten Gedanken zu lösen, immer wieder hatte sie sich seiner gewaltsam, wie
einer Pflichtvergessenheit erwehrt, schließlich war sie ihm aber doch mit einem
Male erleichtert, fast lächelnd in die Arme gesunken. Im Dämmer des Ein»
schlummerns hatte sie gewähnt, nicht der Schlaf, sondern sein strengerer Bruder,
dcr Tod, heiße sie willkommen, und ihm hatte sie sich beglückt hingegeben.
Nach einer schonen Ewigkeit gänzlichen Entrücktseins war dann ein garstiger
Traumalp über sie hergefallen. Ein angstvolles Mißbehagen hatte sie plötzlich er-
griffen und sich vom Lager aufrichten geheißen. Langsam war es ihr zur Ge-
wißheit geworden, daß nicht sie allein die Luft des Zimmers atme, sondern daß
ein Dritter darin gegenwäirtig sei, einer, der sich eingeschlichen haben mußte. Wie
sie den Blick gegen die Tür wandte, sah sie ihn auch stehen, — Klas Schmitt,
den Nachbar, den Wirt zur „Seemannsbraut". Er hielt sich nach seiner Gewohn»
heit bescheiden im Winkel und hatte sein immerwährendes betulich»schmieriges
Lächeln auf dem blassen, bartlosen Gesicht. Verstohlen — denn er wollte sie nicht
aufstören, — führte er, wie er es wirklich in der Gepflogenheit hatte, die Hand
zum Mund und ließ sein trockenes, mehliges Räuspern hören. Dann schob er
sich, auf eine besondere Weise, wie mit geschlossenen Füßen gehend, näher und
näher heran, und sie — sie vermochte sich nicht zu rühren. Der Hilfeschrei stockte
ihr in der Brust, und ihr Herz jagte und jappte erbärmlich. Und immer näher
rückte der lächelnde Wirt an sie heran. .
Darüber war sie aufgewacht. Mühevoll suchte sie im nächtlichen Dunkel ihre
versprengten Sinne zusammen und fand sich zuletzt aus Nebel und Not wie
bereits manch ein wrackes Schiff am Feuer des Binnenleuchtturmes zurecht. Ge-
lassen und gleichmäßig warf es seinen wechselnden Schein auf den gestreiften
Fenstervorhang, — von fünfzehn Sekunden stets zwölf hell, drei dunkel, zwölf
hell, drei dunkel. Sie lauschte nach dem Bett zu ihren Häupten, — nichts regte
sich dort. Der Wind war nach Norden gegangen, er seufzte sogar schon ein wenig
um die Ecke nach der schönen Morgensonnenseite. Das gab klares trockenes
Wetter, endlich gute Zeit für das Vieh, das nach der langen winterlichen Stall»
haft ungestüm zur Weide begehrte. Als erfülle ihr ein freundlicher Geist einen
unausgesprochenen Wunsch, hatte sie sogleich «ine Vision der Landschaft. In

einem hellen Viereck, genau wie jüngst bei den Lichtbildern des Wanderredners, der im großen Schulzimmer über die deutschen Kolonien gesprochen hatte, sah sie die sonnenbeglänzte Heide vor sich. Nah und fern zeichneten sich zwischen den begrasten Grenzwällen die Umrisse der Rinder und Pferde in den blauen Himmel hinein, und ganz weithin ragte das Gotteshaus des Kirchdorfes mit seinem weißen Turm. All das entrollte sich tröstend vor ihren Augen, die unter schweren Lidern ins Ungewisse starrten; sobald sie sich aber der Vorstellung bewußt wurde, reckte sich auch das Leid empor und verhüllte mit seinen grauen Falten das friedliche Bild.
Inken hätte sich gern unterrichtet, welche Stunde es sei, aber sie ließ die Hand, die sie schon nach dem Feuerzeug ausgestreckt hatte, wieder sinken. Denn eine Hoffnung lag nicht in der früheren oder späteren Zeit. Mochte der Zeiger elf Uhr weisen oder vier Uhr, das galt gleich wenig. Das Lager zu ihren Häupten war leer, und das bedeutete: Lorenz, ihr Gatte, saß drüben beim Nachbar Schmitt in der „Seemannsbraut" und trank, trank ohne Maß und ohne Sinn, trank, wie Trinker trinken. Wann er aufhörte mit dem Greuel, ob spät oder früh, das kam auf einen Zufall hinaus. Eine Rettung aber gab es nicht.
Inken spürte wieder einmal den Iammer nach seinem vollen Gewicht. Er legte sich auf sie wie ein Deckbett von Blei und erdrückte sie ganz und gar. In der hilflosen nächtlichen Erwartung, nach der Erschöpfung des Traumes, fand sie keinen Widerstand gegen ihn. Ein lähmender starrkrampfähnlicher Zustand befiel sie, und schließlich stürzte sie jäh in den grauenhaften Abgrund eines betäubenden Schlafes.
Als sie angerührt vom erstehenden Tage erwachte, war ihr schwer und übel wie nach einem heftigen Fieber. Lorenz schlief in der Benommenheit des Rausches auf seinem Bett. Er war wohl während des Auskleidens zurückgesunken; wirr war sein Zeug auf den Boden gestreut, aber die Mütze hatte er auf dem Kopf behalten. Wie er dalag, glich er einem der unsauberen Tiere draußen im Koben.
Inken legte die Kleider an ihren Ort und deckte die Decke über ihn. Hernach wusch sie sich in der Küche derb und gewaltsam. Besonders rieb sie die Hände, ganz unwillkürlich, als habe sie Schmutz angegriffen.
Sine, die Magd, war längst am Werk gewesen. Die Kühe standen gemolken und mit glattem, blanken Fell am Balken beim Göpel. Vergnüglich witterten sie mit den nassen Schnauzen in den sonnigkühlen Morgen hinein. Iust schritt der Zollwächter Strack, dessen kleines Haus seitab nach dem Dorf« zu lag, bei ihnen vorüber. Er hatte die Mütze gelüftet und wischte sich den Schweiß von der Stirn, als sei es wunder wie schwül. Verlegen grüßte er herüber. Inken dankte finster. Er war einer der Saufkumpane ihres Mannes; allerdings konnte er seinen Rausch nicht ausschlafen, wie der Bauer vom Süderenderhof, sondern er mußte früh hinaus auf seine Dienstgänge längs des Strandes. Mit gesenktem Hanpte schlich er von dannen; im Laufe seines Gewehres spiegelte sich die Sonne.

Inken wandte sich ins Haus zurück. Dielen und Fliesen waren noch feucht vom Scheuern. In der Küche glimmte das Feuer unterm Herd und hielt das Wasser am Kochen. Dergestalt blieb ihr nur der Kleinkram, das Staubwischen und Blankputzen, übrig. Lässig genug handhabte sie Wedel und Lappen. Was kam auf einen blinden Flecken an, da alles in Trümmer fiel? Aber allgemach fuhr der frauliche Eifer in sie, und zum endlosesten Male bewährte sich an ihr der Heilsegen der Arbeit.

Auf ihrem Rundgang geriet sie schließlich an die Schreibkommode, die in das Licht des Fensters gestellt war. Er war ein schönes altes Stück aus Mahagoni, mit Messingbeschlägen reich geschmückt und von altersher in Ehren gehalten, über der Platte, die mit einer eingelegten Kante aus Zitronenholz sauber verziert war, baute sich ein niedriger Aufsatz auf, dessen zahlreiche Kästen und Schubladen durch eine Rollwand verschlossen wurden. Urkunden und Briefe von Wichtigkeit, auch die Rechnungsbücher des Hofes, wurden darunter aufbewahrt. Inken polierte mit einem weichen Leder die glänzenden Flächen. Darüber verfiel sie ins Sin» nieren und verlor langsam den Zusammenhang mit der gegenwärtigen Stunde. Es geschah ihr übrigens nicht zum ersten Male so. Ihrer kaum mehr bewußt, ließ sie sich in dem hochlehnigen Korbstuhl vor der Kommode nieder und putzte immerfort an einem Knopf mit gereifeltem Rande herum. Dabei blickte sie unverwandt durch das Fenster auf den Grasfleck, in dessen Mitte der weiß» getünchte Mast des Windweisers ragte. Zwei Schafe weideten gemächlich am Tüder, beide hochtragend, sie mußten binnen kurzem lämmern. Weiterhin führte, tief eingeschnitten in den lockeren Boden, der Fahrweg nach dem Kirchdorf vorüber.

Unverändert war diese Aussicht, soweit Inken zurückzudenken vermochte. In diesem Augenblick aber erinnerte sie sich plötzlich einer besonderen Gelegenheit, ei,«r Entscheidungsstunde, in der sie bang und erwartungsvoll auf den gleichen Wiesenfleck, den Mast und den Weg, auch auf grasendes Vieh hinausgeschaut hatte.

Brahm Brahmsen, ihr Vater, saß damals vor der Kommode im Lehnstuhl.

„So?" fragte er, „den Lorenz Lorenzen willst du nehmen? Sieh mal an!"

„Ia, Vater," antwortete sie.

„Hast du dir das auch wohl überlegt?"

„Ia, Vater, ich mag ihn gern und er mich. Und ist er nicht ein lieber, guter Mensch?"

„Alles wahr. Mir sogar ist er viel zu lieb und gut. Härter ist besser. Zur See gefahren ist er auch nicht."

Das war die altmodische Lebensregel Brahm Brahmsens: jeder junge Mann der Insel mußte seine acht oder zehn Iahre zur See gehen. Mindestens je einmal mußte er, am liebsten auf einem guten Segelschiff, um Kap Horn und um das Kap der guten Hoffnung gefahren sein. Dann, wenn er ein Stück Welt

gesehen, wenn ihm der Sturm derb um die Nase geweht hatte, war es allenfalls Zeit, daß er heimkehrte, sich vom Vater im heimatlichen Ackerbau unterweisen ließ und ein Weib nahm.
„Manch einem hat die See nicht wohlgetan," erwiderte Inken.
Der Vater nickte. Das hatte seine Richtigkeit; mancher war gar nicht heimgekehrt, mancher siech und verdorben an Geist und Körper.
Darauf herrschte ein« Zeitlang Schweigen. Brahm Brahmsen sah hinaus zum Fenster, und die Tochter folgte seinen Blicken. Es war herbstlich»ungewisses Wetter draußen, Wolken zogen, und der Pfeil des Windweisers tanzte unruhig, heftig blies es den Schafen in das dicke Vließ bis auf den gelblichweißen Wollgrund.
Mit einem Male entschied der Vater: „So nimm ihn denn! Gottes Segen dazu!"
Das kam Inken fast zu schnell. Sie hätte gern um den Geliebten gerungen; aber natürlich war sie es auch so zufrieden.
Die Ehe wurde geschlossen und stellte eine Verbindung dar, die vom ganzen Kirchspiel für gut und richtig befunden wurde. Inken Brahmsen, die Erbtochter vom Süderenderhof, und Lorenz, der zweite Sohn des reichen Matz Lorenzen vom Mühlenhof, gaben einander nichts nach. Es war, als hätten zwei eben« bürtige Fürstenhäuser wohlbedacht und zweckvoll ihre Kinder für einander bestimmt, und nun wollte es das Glück, daß die jungen Leutchen sich zu allem andern noch herzlich liebten.
„Das ist einmal vernünftig," lobten die Hochzeitsgäste, „und deshalb muß es auch gut geraten." Es war nicht nach dem Munde geredet, sondern eine ehr« liche Meinung. Denn in der Tat, von Rechts wegen hätte es gut geraten müssen.
Inken betrachtete noch einmal prüfend den längst blinkblankgeputzten Knopf der Schreibkommode und ließ dann endlich von dem Zierat ab. Während sie die Hände im Schoß faltete, schaute sie grübelnd in sich hinein.
Ganz lebendig hatte sie soeben den Vater gesehen, der doch schon lange Iahr« tot war. Aber das war nur natürlich. Denn sie spürte sehr deutlich, sein Wesen und Willen beherrschten noch immer das Haus. Deshalb vertauschten sich in ihrem geistigen Erleben so oft Vergangenheit und Gegenwart, nicht etwa weil sie sich glichen.
Und seltsam war es, wie eng alle Ereignisse auf dem Hofe sich ineinander fügten. Wie die Maschen eines Netzes oder dichter noch wie das feine, zähe Geflecht eines Korbes schlangen sie sich ohne sichtbaren Anfang und Ende inein» ander und ließen nicht frei, was loskommen wollte. Alles aber ging von dem Vater aus und strebte nach ihm zurück.

Franz Adam Beyerlein Der lächelnde Wirt
Eine übermächtige Gewalt hatte Brahm Brahmsen über alles, was in seinen Bereich gelangte, ausgeübt. Unbedingte Unterwerfung wurde ihm, wie von allen, so auch von seinen Kindern dargebracht, aber nicht in freudiger Überzeu» gung, sondern als ein schuldiger Tribut an seine Überlegenheit, und weil es lächerlich gewesen wäre, an einem so klaren, festen, starken und vernünftigen Willen zu zweifeln, geschweige denn ihm zu trotzen. Etwas Fremdartiges, ja, fast etwas Geheimnisvolles haftete ihm an. An die fünfzehn Iahre war er der Insel ferngeblieben. Es verlautete, er habe währenddem in Kalifornien Gold gegraben, aber er selber erzählte nie aus dieser Zeit. Verhielt es sich so, dann hatte er jedenfalls Glück gehabt. Denn nach seiner Rückkunft bezahlte er alle Schulden des Süderenderhofes, den Broder Brahmsen, sein Vater, in Grund und Boden gewirtschaftet hatte, bei Heller und Pfennig und saß danach immer noch, zum Neide der Nachbarn, auf Talersäcken, wie die Henne auf den Bruteiern.
Das Bewußtsein des eigenen Wertes hinderte ihn, sich gemein zu machen, aber er verhärtete sich nicht und ließ sich nicht blenden. Rechtlichen Sinn und Tüchtigkeit schätzte er höher ein als Reichtum. Darum wählte er Anna Matzen, die flinke Tochter eines kleinen Bauern, zur Frau und lebte mit ihr eine lange Zeit still und zufrieden. Sie schenkte ihm zwei Kinder, einen Sohn, Broder, und eine Tochter, Inken. Als sie auf ihrem letzten Krankenbett lag, hingestreckt von dem Leiden, das viele Frauen der Insel auf der Höhe des Lebens abrief, und ihm danken wollte für die Iahre des Glücks, sprach er: «Nein, ich habe dir zu danken, Anna. Wenn du in die Stube tratest, war es sogleich hell und warm. Wenn du mich aber verlassen willst, wird es Winter für mich werden."
Bald nach dem Heimgang seiner Gattin verlor Brahm Brahmsen auch seinen Sohn. Es ging wundersam traurig dabei her, wie in einem Volkslied«. Broder Brahmsen, der Sohn, und Gesine Iensen, das Kind des Wärters vom Ostfeuer, waren die schönsten Menschen auf der ganzen Insel. Sie gehörten gleich- sam von Natur zueinander, und weil dies jedermann einleuchtete, fand selbst der Bauernhochmut kein Hindernis darin, daß Gesine auf dem Süderenderhof als Magd diente, Broder aber der zukünftige Herr war. Nur Brahm Brahmsen, so munkelten die Klatschmäuler, verschloß Augen und Herz und sagte „nein". Dar» auf ging Broder im Liebesschmerz zur See und kehrte nicht wieder. Sine Iensen aber blieb Magd auf dem alten Fleck und blieb es Iahr um Iahr. Das schön« Mädchen mied von Stund an die Menschen und schaffte einsam und still vor sich hin, demjenigen zum Nutzen, der ihr das Leben verdorben hatte. Wenn es ihr verdacht wurde, lächelte sie geringschätzig. Sie allein hätte den Leuten sagen können, daß Brahm den Sohn keineswegs von ihr hatte trennen wollen. Nicht „nein", sondern „noch nicht" hatte er entschieden, er, dem es gleichfalls die Schönheit des jungen Weibes angetan hatte, der ihren Fleiß, ihren redlichen Sinn und ihre Umsicht erprobt hatt«, und der sich kraftvolle Enkel aus der Eh« der zwei erhoffte, „noch nicht", — darauf hatte sich Broder noch einmal ver»

Der lächelnde Wirt Franz Adam Beyerlein
heuert als Steuermann und war in der Südsee verschollen mit dem feinen Voll'
schiff „Senator Möller" von Bremen. Die beiden, Sine und der Alte, wußten
wahrlich, von wem sie schwiegen, wenn sie nach der Tagesarbeit beisammen
saßen.
Mit dem Tode des Sohnes floh die Freude aus Brahm Brahmsens Leben.
Sie hatte ohnehin nur ganz zu innerst in seinem Herzen und ganz verschwiegen
geblüht. Ietzt regierte ihn allein die nüchterne, zähe Pflicht. Auch Inkens
Heirat änderte nicht viel. Brahm hatte sie zugegeben mit schlechtem Ge»
wissen, eher weil er nichts rechtes gegen die Wahl der Tochter einzuwenden
vermochte, als weil sie ihn gut dünkte. Mit einer auferlegten Frist war es
ihm kurz zuvor übel ausgeschlagen, darum gab er Inken und Lorenz rasch zu»
sammen, damit sie ihr Glück auf ihre Art auskosteten. Aber er entschloß sich,
zuzuwarten nach seiner Art und jedenfalls die Macht nicht eher aus den Händen
zu geben, bevor er den von Grund aus kannte, der sie nach ihm haben sollt«.
Deshalb bezog nicht er das Altenteil, die Norderstube, sondern er wies das
junge Paar hinein, wirtschaftete weiter als Bauer und Herr und war der
rührigste von allen. Lorenz mußte ihm zur Hand gehen wie ein Knecht, und siehe
da, er weigerte sich nicht.
Der junge Bauer hatte kein rechtes festes Fleisch; er war quabbelig an Leib
und Seele. Widerstreben und Streiten war gar nicht nach seinem Geschmack. Er
stand, wo er hingestellt wurde, und tat, was er geheißen wurde, nicht gerade un«
willig, aber ebenso gern hätte er den Tag verträumt. Sonst war er wohl zu
leiden. Besonders nach Feierabend und in der müssigeren Winterzeit hatte er
Verdienste. Er sang, spielte artig die Harmonika und wußte allerlei Liedchen und
Reime, wie sie gerade im Schwange waren. Dazu verstand er es, heimlich und
einschmeichelnd daherzureden, und das hatte ihm auch Inkens Zuneigung ge-
wonnen. Er lebte gut mit ihr. In all der nüchternen Derbheit des ländlichen
Lebens umsorgte er sie mit einer beständigen zärtlichen Aufmerksamkeit und erwies
ihr kleine Dienste, die zuweilen ganz unbäuerisch empfindsam ausfielen. Der
Schwiegervater schaute ein wenig spöttisch drein zu solchem Schauspiel, aber im
ganzen freute er sich am Glück und Behagen seiner Tochter.
Auf diese Art war auf dem Süderenderhof kein schlechtes Auskommen mit»
einander. Ein Einziges nur geschah Lorenz heftig zu leide: Brahm hielt ihn knapp
mit Geld. Bald nach der Heirat war nämlich in der großen Krisis um die Iahr-
hundertwende das stattliche Vermögen der Lorenzen verloren gegangen, und so
hatte der junge Bauer bisweilen kaum Bares genug in der Tasche, um im Krug
eine Runde auszugeben. Das tat ihm weh, denn er liebte einen guten Trunk, und
wie das sein Wesen verlangte, bedurfte er des Beifalls einer lustigen Gesellschaft.
Aber der Alte blieb hart, auch gegen Inkens Bitten und Vorwürfe. Freilich hatte
es die junge Frau im Grunde nicht allzu dringlich damit; der Mann war ihr auch

lieber daheim als im Kruge. Zuletzt fügte sich Lorenz ins Unvermeidliche, grollend zwar, aber mindestens bekam Inken seinen Zorn nicht zu entgelten.

Kinder waren den jungen Leuten verjagt. Inken hatte Unglück bei der ersten Schwangerschaft, und nach einem langen Krankenlager mußte sie die Hoffnung aufgeben, jemals Mutter zu werden. Anfangs war es ihr gewesen, als trüge sie den Schmerz wie eine immer offene brennende Wunde, aber die Zeit strich ihren linden Balsam darüber, und schließlich hatte sie sich in das kinderlose Dasein sehr gut gefunden. Ein wenig Wehleidigkeit war an ihr haften geblieben, und so geschah es nicht wider ihren Willen, daß die schwerere Arbeit in Stall und Feld auf Sine und die beiden Männer entfiel und sie selber nur in den Wohnstuben und allenfalls in der Küche zu walten hatte. Erst als das siebzigste Iahr schon weit hinter dem Vater lag, wurde noch ein Iungknecht angenommen. Brahm Brahmsen aber blieb der Herr. Er wurde achtzig und fünfundachtzig und übergab den Hof nicht. Die Nachbarn zeterten über den Eigensinn, überdies war es wider allen Brauch und alles Herkommen. „Aber nicht wider die Vernunft!" lachte Brahm in sich hinein. Unter seinen knochigen gichtigen Händen blühte der Wohlstand sichtlich empor. „Weshalb soll ich das ändern?" fragte er. „Ia! Wenn er mir einmal mit dem Knüppel den Weg in die Norderstube gewiesen hätte! Aber nichts! Matschpappig, quabbelig!" Zuletzt standen sich der Alte und sein Schwiegersohn spinnefeind gegenüber, Brahm wie vordem hart und gewaltsam, Lorenz tückisch und voll Wut und Haß, aber immer unterwürfig, im Großen nnd im Kleinen.

Es war allmählich ein recht unhandliches Hausen auf dem Hof geworden, als schließlich mit 88 Iahren Brahm Brahmsen das Feld räumte. Eines Abends schob er unvermutet die Schale saurer Milch mit einer Gebärde des Ekels von sich und ging stumm in seine Kammer. Den Mittag nach diesem Abend war er tot; er hatte mit vollen Sinnen fast bis zum letzten Atemzuge gelegen, aber kein Wort war über seine Lippen gedrungen. Sine, die Magd, war bei ihm, bis er starb.

Fünf Tage lang, bis zur Eröffnung des Testaments, lief Lorenz herum wie ein wasserscheuer Hund, unsicher, mürrisch, mit scheelen, schielenden Augen, die Menschen meidend und bissiger Laune. Aber seine Beklemmungen waren nur die Einleitung zu einem Triumph. Bedingungslos überantwortete Brahm Brahmsen sein Bargeld und alles Land, das er im Laufe der Iahr« zum Hofe hinzuerworben hatte, seiner Tochter und also — schmunzelte Lorenz — ihm. Nur für den Süderenderhof selbst setzte der Alte Gesine Iensen, die Magd und ehemalige Braut seines verschollenen Sohnes Broder, als Nacherbin ein und verordnete, es dürfe von dem Anwesen, wie er es dereinst vom Vater übernommen habe, kein Fußbreit Landes abgetrennt, noch auch der Besitz hypothekarisch belastet werden; sollte Inken oder Lorenz einen Versuch hierzu unternehmen, so fiel der Süderenderhof sogleich an Gesine oder ihre gesetzlichen Erben. Im übrigen war

der Magd für ihre Lebzeiten eine anständige Behausung und Beköstigung auf
dem Hofe zu gewähren.
Alles dies schreckte Lorenz wenig; was kümmerte ihn eine so ferne Zukunft?
Endlich war er frei von der Bevormundung des alten Starrkopfes, endlich war
er der Herr. Mit vierzig Iahren, nach fünfzehnjähriger Ehe, nahm er die Zügel
in die Hand auf dem Süderenderhof. Unaufgefordert übertrug ihm Inken alle
Rechte an ihrem Erbe und entäußerte sich freudig jeden Einspruchs in seine
Maßnahmen.
Das Gespann trottete eine kleine Weile noch den alten, gewohnten Weg,
dann aber ging es unaufhaltsam bergab.
Nun waren es acht Iahre her, daß Brahm Brahmsen den Kampf aufgegeben
hatte. Ietzt waM, sich alle Nachbarn eins darüber, daß er ein scharfer Menschen-
kenner gewesen sein müsse und daß er recht gehabt habe, Lorenz Lorenz«n kurz zu
halten. Und manch einer blieb wohl nach dem Kirchgang an seinem Grabe
stehen und sprach: „Gottlob! Er sieht nichts mehr und hört nichts mehr. Er
hat den Frieden."
Inken nickte trübe vor sich hin. Iawohl, er hatte den Frieden; er schlief
den langen Todesschlaf, wohlgebettet unter der schönen Sandsteinplatte, in die
ein Schiff mit geblähten Segeln eingemeißelt war, und auf der nach der Sitte
der Insel geschrieben stand, daß Brahm Brahmsen als ein guter Steuermann
vielemale das Weltmeer durchkreuzt habe, bis er endlich vom himmlischen Steuer»
mann in den Hafen der Ewigkeit bugsiert worden sei. Ihr aber war die
Bitternis geblieben.
Draußen im Flur ging Sine, die Magd, nach der Küche. Sie hatte vor der
Haustür gefegt. Ihr Schritt war flink und straff, und hell Narrten ihre Holzschuhe
auf den Fliesen. Da richtete sich das betrübte Herz auf. Es kam wie eine Er»
leuchtung und eine starke Zuversicht über Inken, und sie wußte mit einem Male,
solange Sine im Hause waltete, war ihr der Beistand des Vaters unverloren. Sie
schwankte hin und her, ob sie froh oder traurig darüber sein sollte. Es wäre ihr
schon recht gewesen, wenn alles ein Ende gehabt hätte, aber schließlich, wenn
draußen nach dem harten Winter die Sonne abermals schien und selbst der
kargste Boden sich aufs neue begrünte, — dann war es wohl auch ihr in ihrer
Kümmernis erlaubt, weiter zu leben, — ;u leben und zu hoffen.
(Fortsetzung folgt.)

R
u
ll
s ch
a
u

Rundschau für Kriegsfür»sorge.

Von Dr. Alfred Peter.

Deutscher Studentendienst von 1914.

Unter den vielen Strapazen nnd Entbehrungen, welche unsere tapferen Truppen, besonders die Akademiker, jetzt in den Fronten in Ost und West auszustehen haben, ist wohl eine der schwersten der Mangel an geistiger Kost. Ihm abzuhelfen hat sich seit den ersten Monaten des Weltkrieges der deutsche Studentendienst zur Aufgabe gestellt. Die Liebesgaben deutscher Hochschüler, von welchen im Laufe des Krieges schon 7 literarische und 3 künstlerische hinausgegangen sind, haben einen Teil dieser Aufgabe zu lösen versucht. In unserer Kartothek befinden sich über 38 000 Feldanschriften deutscher Akademiker, welchen regelmäßig literarische Liebesgaben zugesandt werden. Daneben gehen größere und kleinere Liebesgaben an Offiziere und Mannschaften hinaus, die eine ungeheure geistige Stärkung für unsere Truppen bilden. Vom 1. August 1914 bis 1. Oktober 1916 wurden allein 8 898 890 Bücher und Schriften versandt; darunter befinden sich 135 000 Zeitschriften, 519 250 Volksbücher und Predigten, 215 300 Liebesgaben deutscher Hochschüler. Seit Anfang vorigen Iahres wurden für Schützengräben, Lesehallen und Kompagnien 29 340 Bücher versandt. An den gesicherten Stellen hinter der Front und in der Etappe bringen die fahrbaren Kriegsbüchereien unseren Truppen wertvollsten Lesestoff aus allen Wissensgebieten. Mehr als 200 solcher Büchereien zu je 1000 Bänden sind jetzt in eigens dazu hergerichteten Wagen mit Bücher»koffern hinausgegangen und alle Divi»sionen sind vorläufig versorgt. Unsere Soldatenheime an ^er Ostfront gewähren unseren Soldaten fern von der Heimat traute Plätze zur Erholung und Erfrischung. Für das leibliche Wohl arbeiten die vorzüglich funk»tionierenden Marketendereien, von welchen aus die einzelnen Heime, setzt 67 Soldaten- und Eisenbahnerheime und 5. Frontenheime versorgt werden.

In den Lesezimmern der Heime ist unsern Krieger-Akademikern wie Nicht-Akademikern Gelegenheit geboten, sich an den Schätzen deutscher Literatur und Kunst zu stärken und zu erquicken. Auch unseren Kriegsgefangenen Akademikern in England und Rußland bringen unsere Sendungen Freude und Belehrung in ihren einsamen Stunden fern von der Heimat. Seit 1. Januar 1916 sind an sie 3343 Einzelsendungen hinausgegangen, und die meisten Lager sind mit größeren und kleineren Lagerbüchereien versehen. Aus den vielen Dank» und Anerkennungsschreiben, welche täglich bei den verschiedenen Zweigen des Studentendienstes einlaufen, gewinnt man einen Einblick in den reichen Segen, welcher von dieser Arbeit ausgeht. Aber immer neue Bitten um Lesestoff treten an uns heran, und der geistige Hunger steigert sich, je länger der Krieg dauert, von Tag zu Tag. Wir richten daher an alle Freunde unserer Arbeit, an alle Freunde der deutschen akademischen Jugend, die herzliche Bitte, unsere Arbeit nach Vermögen zu fördern und ihr

Scherflein zu senden an: die Königl. Seehandlung (Preußische Staatsbank) Berlin ^V 56, Markgrafenstraße, Konto 0 17 164, für den deutschen Studentendienst.

Rundschau der Kriegsliteratur XIX.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Einen am 18. Dezember 1916 in der „Deutschen Gesellschaft 1914" gehaltenen Vortrag über „Probleme der Friedenswirtschaft" hat Walther Rathenau soeben dankenswerterweise einem größeren Publikum zugänglich gemacht, indem er den Vortrag beim Verlage von S. Fisa>r in Berlin als Broschüre erscheinen ließ. Indem er absichtlich von wenig günstigen Voraussetzungen ausgeht, „von einer gewaltigen Verringerung unseres nationalen Vermögens, von einer umfassenden Verschiebung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Schichtung, von einer erheblichen Störung unserer Wirtschaft durch Beschränkung unseres Verkehrs, unseres Handels mit dem Auslande", kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß uns nach dem Kriege eine dreifache Aufgabe bevorsteht, um diese Gefahren zu überwinden. „Sie besteht in der Wiederherstellung unseres Vermögens, in der Wiederherstellung unserer Ordnung und in der Wiedergewinnung derjenigen wirtschaftlichen Bewegungsfreiheit — sei es im Verkehr mit dem Ausland, sei es auf uns selbst gestellt —, deren wir bedürfen." Das Ziel, das wir in Zukunft stets im Auge behalten müssen, ist der Aufbau und die Unabhängigkeit unserer Wirtschaft. Diese jedoch „bleibt nicht länger Privatsache, sie wird Le» publica, die Sache aller". Es scheint, daß der Verfasser für eine Art Staatssozialismus sprechen will. Wir wollen hier nicht näher auf diese höchst interessante Frage eingehen, die zweifellos sehr viel für sich hat, die jedoch auf der anderen Seite große Gefahren in sich trägt, die man nicht außer Rechnung stellen sollte.

Der Vortrag Rathenaus bietet manche höchst interessante Punkte, die außerordentlich lesenswert sind, und wir können die kleine Schrift, die von neuem Zeugnis ablegt von den großen Kenntnissen und der Weitsichtigkeit des Verfassers, dem wir ein gut Teil der guten Organisation unserer Kriegs-

wirtschaft verdanken, warm empfeh»
len. —
Über das bereits viel besprochene
Thema „England und wir" handelt ein
Vortrag, den der Geschäftsinhaber der
Diskonto-Gesellschaft vr. Georg
Solmssen im November vergange-
nen Iahres in Köln gehalten hat, und
den er nunmehr in A. Marcus A E.
Webers Verlag (Bonn) veröffentlicht.
Trotzdem diese Frage schon reichlich oft
von den verschiedensten Seiten, von be-
rufenen und unberufenen Federn behan-
delt worden ist, hat es Solmssen ver-
standen, dem Thema überraschende,
neue Seiten abzugewinnen. Das dem
Heftchen beigefügte, reiche Zahlenmate-
rial ist übersichtlich geordnet und gibt
ein festes Gerippe für die Schlußfolge-
rungen, die der Verfasser aus seinen
Ausführungen zieht, und die in dem
Nachweise gipfeln, daß Deutschland sich
die Ebenbürtigkeit mit England erstrit-
ten habe. —
Im Verlage von Reimar Hobbing
in Berlin läßt der Bund Deutscher
Gelehrter und Künstler eine Schriften-
sammlung „Um Deutschlands Zukunft"
erscheinen, als deren erstes Heft soeben
eine Schrift „Das Volk und der Krieg"
aus der Feder des Reichstagsabgeord-
neten Mar Cohen (Reuß) heraus
gekommen ist, in der den Massen des
Volkes in kurzen Umrissen gezeigt wird,
wie dieser Weltkrieg entstand, und daß

er ein Kampf ist, bei dem die Massen ^
des Volkes, im Falle einer Niederlage,
Außerordentliches zu verlieren haben.'
Die Schrift klingt daher in die Mahnung
«us, standzuhalten bis zu einem ehren-
vollen Frieden und vor allem, wie bis- ^
her, unter sich einig zu bleiben. Denn
solange das deutsche Volk einig bleibt,
ist es unbezwingbar.

Ein ganz ausgezeichnetes Buch hat
der schwedische Schriftsteller Fredrik
Böök über „Deutschland und Polen"
im Münchener Verlage von F. Bruck-
mann veröffentlicht. Die Übersetzung
stammt aus der Feder von Friedrich
Stieve, der uns in dankenswerter Weise
bereits eine ganze Reihe von Werken
der schwedischen Literatur zugänglich
gemacht hat. In geradezu meisterhafter
Form hat es Boök verstanden, seine
reichen Erlebnisse und Eindrücke, die er
während seines wiederholten Aufent-
halts in Polen zu sammeln Gelegenheit
hatte, dem Leser wiederzuerzählen, und
doppelt interessant wird das Buch für
den sein, der die polnischen Verhältnisse
aus eigener Anschauung kennt.

Mit großer Schärfe behandelt Böok
zunächst einen der wichtigsten Punkte
des ganzen polnischen Problems: die
Iudenfrage. Er schildert das Elend
der polnischen Iuden, das Ghetto mit
seiner dem Fremden oft komisch vor-
kommenden Stimmung, „die zu
Schrecken und Mitleid erstarrt", und
er geißelt die „schändliche russische Iu-
denpolitik", die die Iuden von den öst-
lichen Bezirken des russischen Reiches
vertrieb und sie zusammenpferchte in
den westlichen polnischen Distrikten,
wodurch sie in die bitterste Notlage
versetzt wurden. Denn „als eine rela-
tiv dünne Bevölkerungsschicht könnten
sie eristieren, wenn aber ihre Zahl auf
50 Prozent steigt, so konkurrieren sie
einander zu Tode und werden in immer
tieferes Elend hinabgedrückt. Wie wird
sich nun die Zukunft dieser Ostjuden ge-
,stalten? Daß sie unter keinen Umstän-
den Deutschland überschwemmen dür»
fen, darin stimmt der Verfasser mit den
meisten Schriftstellern, die diese Frage
behandelt haben, vollkommen überein.
Er hält es aber nicht für unmöglich, daß
sie in dieser oder jener Form eine Art
Autonomie erreichen könnten. In je-
dem Falle hängt die Entscheidung über
die Ostjudenfrage von den siegreichen
Waffen der Zentralmächte ab. „Poli-

tische Probleme werden nicht von Kongressen und Vereinen gelöst, sondern wie in früheren Zeiten durch Eisen und Blut. Deutschland hat nicht die Befreiung der Ostjuden angestrebt, eben so wenig wie die der Polen, Balten und Litauer; jetzt aber fallen den Mittelmächten die großen und verantwortungsvollen historischen Aufgaben zu, gesunde und entwickelungsfähige politische Verhältnisse in diesen Ostmarken zu schaffen, die dem russischen Eroberer entrissen sind."

Alsdann gibt Böök eine anschauliche Schilderung des polnischen Landes mit seiner nackten, wüstenähnlichen Eintönigkeit, die dem durch Polen Reisenden bei Überschreitung der Grenze sogleich ins Auge fällt und ihn während der ganzen Reise bis an die Ostgrenze Polens begleitet, und von den russischen „Chausseen" — wenn man dieses Wort überhaupt gebrauchen darf —, für die Millionen von Rubeln ausgegeben sein sollen — wenigstens nach dem russischen Budget —, die von den Deutschen nach der Besetzung zu richtigen gangbaren Chausseen umgewandelt worden sind und „ein bedeutungsvolles Zeichen für die Minderwertigkeit der preußischen Kultur" darstellen, wie der Verfasser scherzweise sagt. Den deutschen Ansiedlern in Polen, deren Niederlassungen bis in die Zeit Friedrichs des Großen zurückreichen, und deren Wirtschaften als leuchtende Vorbilder für die polnischen

Gutsbesitzer und Vau«n dienen kön«
nen, widmet Böök warme Worte der
Anerkennung. Nur bedauert er, daß
dem auswandernden Deutschen, ebenso
wie dem Schweden, der nationale
Selbsterhaltungsinstinkt fehle: „Er
besitzt nicht das instinktive Selbstbewußt»
sein, die defensive Haltung, die ihn
von seiner Umgebung unabhängig
machen könnte." Dieser Mangel habe
leider, wie in anderen Ländern, auch
in Polen eine allmähliche, aber stetige
Schwächung des vortrefflichen deut-
schen Elementes zur Folge gehabt.
Volles Lob spendet der Verfasser anch
der deutschen Verwaltung im besetzten
Polen, die es unter unsäglichen Mühen
und Kosten, unter Überwindung unge-
heurer Hindernisse verstanden hat, in
vielen Punkten mit der „polnischen
Wirtschaft" aufzuräumen, die größten»
teils nur eine Folge der russischen Herr-
schaft und Verwaltung war, die selbst-
verständlich an diesen elenden Zuständen
eine tatkräftige Hilfe hatte zur Beherr-
schung und Niederhaltung des polni-
schen Volkes.
Polen steht jetzt — wie der Verfas-
ser zum Schluß ausführt — vor der
Frage, ob es mit oder gegen Rußland
gehen will, ob es den Worten seines be-
deutenden Geschichtsschreibers Szuski
folgen will: „Mit dem Westen gegen
den Osten!" „Ein Polen, das unemp»
fänglich für die Versprechungen und
Lockungen des Panslawismus wird...,
kann ohne Zweifel einer Entwicklung
entgegensehen, die die Schmach eines
Iahrhunderts beendet und zu nationaler
Selbständigkeit und Unabhängigkeit
führt." Die ersten Schritte zu diesem
Ziele sind durch die inzwischen erfolgte
Unabhängigkeitserklärung seitens der
Mittelmächte und durch den Zusammen-
tritt des polnischen Staatsrates getan,
und es ist zu hoffen, daß bald weitere
Schritte folgen werden. —
Wir können dieses ausgezeichnete
Buch aufs wärmste empfehlen und ihm
eine recht weite Verbreitung bei uns und
im Auslande wünschen. Es wird sicher-
lich viel dazu beitragen, bei vielen uns
nicht freundlich Gesinnten ein besseres
Verständnis für uns und unsere Sache
zu wecken. —
Als erster Band der „Schriften des
Volkswirtschaftlichen Institutes des
Obersten polnischen Nationalkomitees",
die im Verlage von Wilhelm Braumül-

ler in Wien veröffentlicht werden, er»
schien der erste Band eines großzügig
angelegten Werkes aus der Feder Dr.
Roger Freiherrn von Bat-
tag lia, das den Titel „Die wirt-
schaftliche Annäherung zwischen den
Zentralmächten und die wirtschaftliche
Znkunft Polens" führt. Der vorlie-
gende Band behandelt die Frage eines
„Zoll- und Wirtschaftsbündnisses zwi-
schen Österreich-Ungarn und Deutsch-
land" und befaßt sich zunächst mit der
Geschichte des Problems der wirtschaft»
lichen Annäherung zwischen den beiden
Monarchien, sowie mit der völkerrecht-
lichen Theorie engerer wirtschaftspoli-
tischer Zusammenschlüsse von souverä»
nen Staaten. Alsdann prüft der Ver-
fasser die volkswirtschaftliÄ)«, handels-
politische und machtpolitische Zweck-
mäßigkeit und Möglichkeit und die
organisationstechnische Durchführbarkeit
aller Formen eines solchen Zusammen-
schlusses, unter Anwendung auf die zu»
künftigen wechselseitigen Beziehungen
der Zentralmächte. Die beste dieser For-
men ist nach der Ansicht des Verfassers
ein Zoll- und Wirtschaftsbündnis, dem
denn auch eine längere, ausführlichere
Darstellung gewidmet ist, in der Bat»
taglia seine Ansicht an Hand der Sta<
tistik und seiner reichen praktischen
Kennwisse begründet. Auch die gegen
diese Form des Zusammenschlusses be-
reits erhobenen und möglichen Einwen»
dungen machtpolitischer, organisations-
technischer, volkswirtschaftlicher und
handelspolitischer Natur werden einer
sorgfältigen Prüfung unterzogen, wobei
W3

der Verfasser keineswegs die Nachteile und Gefahren übersieht, die eventuell auö der von ihm befürworteten Form entstehen können.

Wenn wir auch der Ansicht des Verfassers, daß ein Zoll- und Wirtschaftsbündnis die beste Lösung dieser äußerst wichtigen Frage sei, nicht beipflichten können — es würde zu weit führen, diese Ansicht hier näher zu beleuchten —, so muß man doch der ungeheuren Arbeit, der sich Battaglia in dem vorliegenden Werke unterzogen hat, seine volle Anerkennung aussprechen. Schon das außerordentlich reich« Material, das der Verfasser sorgfältig zusammengetragen und in geschickter Weise verarbeitet hat, geben dem Buche einen großen wissenschaftlichen Wert. Wenn es auch wegen seiner Gründlichkeit und Ausführlichkeit, mit der der reiche Stoff auf den 800 Seiten des Buches behandelt wird, nicht für Kreise, die sich nur kurz über das Problem orientieren wollen, geeignet ist, so wird doch jeder, der sich für die Frage der Gestaltung unserer wirtschaftlichen Beziehungen zu unserem Verbündeten nach dem Kriege interessiert und die Zeit zum wirklichen Studium dieser. Frage hat, das Werk Battaglia's zur Hand nehmen und durcharbeiten müssen. Er wird sehr vieles für ihn Wertvolle und viel Anregung für seine eigene Arbeit in diesem Buche finden.

Eine kürzere Darstellung desselben Themas bietet die Schrift voneinem deutschen Industriellen „Zur Frage eines Zoll- und Wirtschaftsbündnisses zwischen Deutschland und Österreich»Ungarn", die im Verlage von I. Guttentag in Berlin erschienen ist. Der Verfasser stellt hier Betrachtungen an über die Durchführbarkeit der Vorschläge, die bisher zu diesem Probleme gemacht sind, das jedoch noch lange nicht genügend geprüft worden ist, wenn man bedenkt, daß wir „vor einem bedeutungsvollen Wendepunkte in der gesamten Wirtschaftspolitik" stehen und daß die Regelung unserer zukünftigen wirtschaftlichen Beziehungen zur Donaumonarchie hierbei von größter Bedeutung sein werden. Es fehlt, wie der Verfasser hervorhebt, bisher „die gewissermaßen kontradiktorische Auseinandersetzung des Standpunktes der verschiedenen Interessentengruppen."

Als unerläßliche Vorbedingung für

das Zustandekommen eines Wirtschafts-
bündnisses bezeichnet die Schrift mit
Recht den Abschluß eines neuen, längere
Zeit gültigen Zollvertrages zwischen
Österreich und Ungarn. Man kann den
Ausführungen des ungenannten Ver-
fassers fast ausnahmslos beipflichten;
er verschweigt auch nicht die zweifellos
bestehenden Gefahren, die ein allzu
enges wirtschaftliches Bündnis in sich
birgt, und die leicht auf die politischen
Beziehungen ungünstig einwirken kön-
nen. Die kleine Schrift bildet einen
wertvollen Beitrag zu der immer mehr
anwachsenden Literatur über die Gestal-
tung der deutsch-österreichisch-ungari-
schen wirtschaftlichen Beziehungen.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
H»uü»y<bn und Ib,«fr»doll,ur: Prof. 05. Ludwi.g Tltin .In «erlin vv lll, L2tzo«ufer z». <T«l«l<"> Am, NullürIiNr <Ä08> — VcranNoortlich«rN«dalileu«: Di.. KaloI«« VruckIn^««lou.—Wleln'V«rir«s!mafi>r Ungarn:
«rill'lch« K, i, yofduchhanolun, <I. »«nKll!, Vndapeft V, Donntyaouczo 2. — Verlag uno Dnull o« Schleich»!, VuchdnuK«« o L, Vch ot tla» oder, N^V, Vresla» III,